This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,187,549

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Sem. 805
½

1714

Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon.

Neunzehnter Jahrgang.

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1905.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des neunzehnten Jahrganges.

A. Allgemeines.

Seite

Eine Hebbelausgabe für Schule und Haus. Von Otto Lyon in Dresden . . . 1
Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen. Von Prof. Dr. Paul Schwartzkopff in Wernigerode 6
Von der Freiheit des deutschen Unterrichts, namentlich in Obersekunda. Von Prof. Dr. Richard Wagner in Dresden 21
Die Behandlung deutscher Dichtungen und die Verwendung nationaler Poesie im geographischen Unterricht. Von Alb. Schaefer in Duisburg 38
Gedichtsammlungen und Lesebücher. Von Prof. Dr. Lothar Böhme in Freiberg 48
Theodor Körner als Sänger und sein Verhältnis zur Familie Parthey. Von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein 59
Sprachgeschichtliches. Von Otto Ladendorf in Leipzig 123
Ein kürzlich verstorbener deutscher Lehrerdichter, Richard Deye. Von Ludwig Fränkel in München 128
Goethes Auffassung vom Wesen des Glückes. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Paul Lorentz in Sorau, N.-L. 145. 300
Der Gegensatz des Realismus und Idealismus in Schillers „Wallenstein". Von Gymnasialdirektor Prof. M. Evers in Barmen 162
Ein wohlfeiles volkspädagogisches Sammelwerkchen zeitgenössischer deutscher Literatur. Von Ludwig Fränkel in München 187
Schillergedächtnis und Schule. Von Otto Lyon in Dresden 209
Schiller als Erzieher. Eine Würdigung seiner ästhetischen Schriften. Von Dr. Bruno Baumgarten in Magedeburg 233
Moderne Schillerkritik. Von Prof. Dr. Wilhelm Nestle in Schöntal 246
Dichtkunst und deutscher Unterricht. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Paul Verbeck in Sigmaringen 273
Zu Adolf Sterns siebzigstem Geburtstag. Von Gotthold Klee in Bautzen . . 337
Kinder und Getier bei Detlev von Liliencron. Von Prof. Dr. Leo Langer in Villach 342
Die pädagogische Bedeutung der Schularzteinrichtung. Von G. Schanze in Dresden 367
Gedächtnisworte bei der Schillerfeier des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg i. E. am 8. Mai 1905. Von Dr. Paul Kannengießer in Straßburg 401
Die Edelsteine und insbesondere der Diamant im Spiegel der Poesie. Von Friedrich Klinkhardt in Auerbach i. V. 440
Der Erdgeist und Mephistopheles. Von Dr. Gerhard Heine in Bernburg . . 447
Die Echtheit der Loreleisage. Von Karl Hessel in Koblenz 481
Lautmalerei im Deutschen. Von Prof. Dr. O. Weise in Eisenberg (S.-A.) . . 510
Zu Heinemann, Goethes Mutter, S. 65. Von Stud. hist. et phil. C. Hering in Göttingen 534
Ein deutsches Drama: „Kleists Hermannsschlacht". Von E. Steffen in Schwerin 545. 618
Das klassische Altertum im deutschen Unterrichte der höheren Schulen. Von Dr. Jakob Engel in Magdeburg 572

142698

Seite

Eine Nationalbühne für die deutsche Jugend. Von Friedrich Bernt in Weimar 582
Volkstumspädagogik. Von Dr. Max Rosenmüller in Dresden 587
R. Reinick als Erzieher. (Zur Hundertjahrfeier seiner Geburt.) Von Prof. Dr. Leo Langer in Villach 609
Die Lüneburger Heide in der neueren Malerei und Dichtkunst. Von Prof. Dr. Ludwig Bräutigam in Bremen 640
Otto Ludwigs „Das Fräulein von Scuderi". Von Rosa Schapire in Hamburg 650
Schillers Entwurf zum Demetrius. Von A. Zippel in Leipzig 673. 756
Definitionsübungen in Prima. Von Dr. Georg Frick in Halle a. S. 700
Steinels Sprachbaukasten. Von Adolf Stamm in Anklam 719
Gottschedliche Wortverbote. Von Prof. Dr. Carl Müller in Dresden 745
Das Fremdwort in der höheren Schule. Von Karl Gomolinsky in Wattenscheid 780
Ein Druckfehler in Hermann Kurz' Erzählung: „Schillers Heimatsjahre". Von R. Sprenger in Northeim 787

B. Lektüre.

Sprachpsychologisches aus der Schule. (Zu Ztschr. XV, 810, XVII, 234 und 726.) Von Dr. A. Kraemer in Frankfurt a. M. 57
Zu Bürgers Lenore. Von R. Sprenger in Northeim 59
„Danach wird weder Hund noch Katze krähen." (Kleist, „Hermannsschlacht", III, 3.) Von Elly Steffen in Schwerin 60
„Nicht unsanft". (Vgl. Ztschr. XVII, S. 316.) Von Prof. Sulzbach in Frankfurt a. M. 133
Zu Voß' siebzigstem Geburtstag Von Richard Gaede in Strasburg, Wpr. . 134
Zu einer Stelle in Uhlands „König Karls Meerfahrt". Von Dr. R. Bertin in Langenberg, Rhld. 135
Zu Schillers Wallenstein. Von Max Schneider in Gotha 314
Die Miselsucht. Von J. Wehr in Göttingen 314
Zu Viedts Konjektur an Schillers „Poesie des Lebens". (Zu Ztschr. XVII, 527 flg.) Von E. Bonstedt in Langfuhr 316
Zu Uhlands „Ludwig der Baier". Von E. Grünwald in Berlin 318
Zu dem 22. Fastnachtspiele des Hans Sachs. Von Dr. E. Goetze in Dresden . 319
Aus dem Fischerschen Romane „Die Freude am Licht" (1902). Von E. Grünwald in Berlin 379
„Mich, Henker, ruft er, erwürget." Von Heinrich Gloël in Wetzlar 381
Kritische Nachlese zu Schillers „Wilhelm Tell". Von Prof. Dr. Edwin Rödder, Madison, Wis. 411. 493
Zu Lessings Nathan. Von R. Sprenger in Northeim 453
Ein Gedicht Lessings in J. P. Hebels Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes. Von R. Sprenger in Northeim 457
„Egmont" (4. Akt, 2 Szene). Von K. D. in Berlin 529
Zu Schillers „Klage der Ceres". Von Edmund Goetze in Dresden 529
Pindars Einfluß auf Goethes Jugendlyrik. Von K. D. in Berlin 530
Zur Erklärung der Xenien 347, 348, 349 und 357 des Unterweltszyklus. Von Hermann Henkel in Wernigerode 532
Das physiologische Rätsel in Schillers „Braut von Messina". Von J. Draheim in Friedenau 594
Zu Goethes „Erlkönig". Von R. Sprenger in Northeim 597
Zu „Des Meeres und der Liebe Wellen". Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn 597
Lesarten. Von A. Heintze in Stolp i. P. 598
Zu Schillers „Wallenstein". Von R. Sprenger in Northeim 665
Zur richtigen Betonung einiger Stellen in deutschen Gedichten. Von Oberlehrer Dr. Linde in Helmstedt 707
Ein Gegenstück zu Goethes Beurteilung von Hans Sachs. (Ztschr. XVIII, 210.) Von W. Kohlschmidt in Kassel 720
Zu Goethes „Faust". Von R. Sprenger in Northeim 720

C. Grammatik und Stilistik.

Seite

Über „würde" mit dem Infinitiv. Von E. Herdin in Ystad 81
Zur Umschreibung mit „würde". Von Prof. Dr. Richard Scherffig in Zittau 130
Schwund der Deklination. Von Carl Müller in Dresden 194
Imperf. von „wollen" + Infinit. Perf. Akt. Von Rektor Zwerg in Elsfleth . . 381
Tasse = Präsentierteller. Von Dr. Wülfing in Bonn 381
Überflüssige Verneinung. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn 432
Sprachliches aus der vorlutherischen deutschen Bibel. Von Eb. Nestle in Maulbronn 454
Zum Kronprinzendank. Von Spälter in Nürnberg 531
Urkundendeutsch. Von Dr. jur. Distel in Blasewitz 535
Sein Ruf ist ein guter. Von Carl Müller in Dresden 596
Wie und als. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn 666
Das Dativ-e. Von Oberlehrer Böckelmann in Herford 712
Zu Ztschr. XVIII, 414 flg. Von Dr. Bruno Baumgarten in Magdeburg . . 785
Imperf. von „wollen" + Infinit. Perf. Akt. Von O. Behaghel in Gießen . . 786
Fehlendes „worden" und fehlendes „für". Von Hans Hofmann in Solingen 786
„Sich spielen". (Ztschr. XVIII, S. 667 und 806.) Von E. Goetze in Dresden . 787
Wie und als. Von O. Behaghel in Gießen 788

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Einmaul. Von Spälter in Nürnberg 58
Zu Jahrg. XIV, S. 324. Von Spälter in Nürnberg 63
Egalgleich. Von O. Glöde in Doberan i. M. 63
Zu Jahrg. XIII, S. 69. Von Spälter in Nürnberg 133
Etwas ausbaden müssen. (Zu Ztschr. XVI, 711 und XVII, 529.) Von C. Nohle in Berlin 193
Ein Lausitzer Sprachgebrauch. Von Seminaroberlehrer G. Grötzschel in Bautzen 196
Idistavisus = „It is a Wise". Von R. Sprenger in Northeim 197
Zur Sprachgrenze um Aschersleben. Von Ed. Damköhler in Blankenburg . . 197
erstwer. Von C. Nohle in Berlin 199
„lauschen" mit dem Genitiv. Von Dr. Wülfing in Bonn 315
Kuhreihen. (Zu Ztschr. XVII, 452.) Von Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer in Basel 316
Imperativische Namen. Von Heinrich Gloël in Wetzlar 317
Gefahr im Verzuge. Von Dr. Holzgraefe in Hamburg 317
Die Saule. Von Seminaroberlehrer G. Grötzschel in Bautzen 319
Ortsnamen mit Resten des Artikels im Anlaut. Von H. K. Schilling in Berkeley, Kalifornien 380
Die Sutte. Von Spälter in Nürnberg 455
Dreizehn bei Tische! Von R. Sprenger in Northeim 528
Unter aller Kanone. Von Prof. Dr. Ernst Schwabe in Leipzig 528
Ein Kinderreim u. a. Von Prof. Dr. A. Seidl in Erlangen 599
breten. Von Seminaroberlehrer G. Böhme in Dresden-Plauen 599
a) Zeckspielen. — b) Sich „buzzen". — c) „Kläun". — d) „Hagel" für Havel. — e) Wolborg. — f) „Werden" für gehen, reisen usw. — g) „Dösen", „Dösig". Von Dr. Nagel in Berlin 663
Zu Ztschr. Jahrg. XVII, S. 569. Von Prof. Ernst Meyer in Herford i. W. . 665
Eigentümlichkeiten der Mundart in Stolp i. Pomm. Von Direktor Spiecker in Stolp 717
Ein Faß Honig in Lukas 24. Von Eb. Nestle in Maulbronn 718
Volksetymologisches: Kanal. Von Prof. Dr. H. Gidionsen in Rendsburg . . . 718
Zu Ztschr. XVIII, S. 207. Von Dr. Hintzmann in Elberfeld 719
Zum Lausitzer Sprachgebrauch. (Ztschr. XIX, S. 196.) Von Dr. A. Landau in Wien 784

E. Deutſcher Aufſatz.

Seite

Zum Aufſatzunterrichte in der Volksſchule. Von Dr. R. Seyfert in Annaberg . 103
Zwei Aufſatzmuſter. Von Prof. Dr. Th. Matthias in Zwickau 283

F. Bücherbeſprechungen.

V. W. Eſche, Aus den Sachſenlanden. Beſprochen von Julius Sahr in Gohriſch bei Königſtein 63
Guſtav Schüler, Meine grüne Erde. Beſprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 68
V. Gaudig, Didaktiſche Ketzereien. Beſprochen von R. Weſſely in Berlin . . 68
Franz Söhns, Unſere Pflanzen. Beſprochen von Dr. Wold. Schwarze in Dresden 69
Ludwig Fulda, Sinngedichte. Beſprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 71
C. Schaible, Geiſtige Waffen. Beſprochen von Dr. Wold. Schwarze in Dresden 72
Karl Hähnel, Entwürfe zu deutſchen Aufſätzen. Beſprochen von H Unbeſcheid in Dresden 73
Albert Köſter, Der Briefwechſel von Theodor Storm und Gottfried Keller. Beſprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 74
Dr. Matthaeus Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeſchichtlichen Forſchung. Beſprochen von Foß † in Groß-Lichterfelde 135
Freiherr von Grotthuß, Bücher der Weisheit und Schönheit. Beſprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 138
Adolf Langguth, Ch. H. Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Beſprochen von Dr. E. Ebſtein in Göttingen 139
E. Waſſerzieher, Deutſche Lyrik ſeit dem Ausgange der klaſſiſchen bis zur neueſten Zeit. Beſprochen von O. Weiſe in Eiſenberg, S.-A. 140
G. Willgeroth, Bilder aus Wismars Vergangenheit. Beſprochen von O. Glöde in Doberan i. M. 142
Friedrich Seiler, Griechiſche Fahrten und Wanderungen. Beſprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 199
Hermann Anders Krüger, Gottfried Kämpfer. Beſprochen von Dr. Edmund Baſſenge in Dresden 202
Karl Müller-Fraureuth, Aus der Welt der Wörter. Beſprochen von Gotthold Klee in Bautzen 203
Reinhold Bahmann, Am Römerwall. Beſprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 205
Ludwig Bellermann, Schillers Dramen. — Dr. Oskar Dähnhardt, Friedrich Schiller. — Prof. Dr. Wychgram, Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer, Schiller und die Seinen. — Dr. Otto Weddigen, Den Manen Schillers. — Literariſche Vereinigung des Berliner Lehrervereins, Schiller. — Seminardirektor Dr. Paul Richter, Schiller. — Dr. Rich. Siegemund, Unſer Lieblingsdichter. — Friedrich Polack, Unſer Schiller. — Max Bewer, Schillers letzte Stunden. Beſprochen von Otto Lyon in Dresden 322
Adolf Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge. Beſprochen von Gotthold Klee in Bautzen 327
Auguſt Sauer, Die deutſchen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Beſprochen von H. Unbeſcheid in Dresden 330
Otto von Sothen, Vom Kriegsweſen im 19. Jahrhundert. Beſprochen von Dr. Edmund Baſſenge in Dresden 331
M. Evers und H. Walz, Deutſches Leſebuch für höhere Lehranſtalten. Beſprochen von Dir. Dr. Karl Löſchhorn in Wollſtein 333
Dr. Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutſchen Unterricht. Beſprochen von Dir. Dr. Karl Löſchhorn in Wollſtein 333
Dir. Dr. Julius Richter, Dir. Dr. Rich. Siegemund und Oswald Troſt, Schillers Werke in Auswahl. Beſprochen von Otto Lyon in Dresden . . 382

Seite

Dr. Heinrich Klenz, Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung. — Alfred Heil, Grammatische Übungen. — Dr. F. W. R. Fischers Kleine Grammatik der deutschen Sprache. — Dr. Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht. — Dr. Theodor Lohmeyer, Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre. — Dr. O. Weise, Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze. — Dr. O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Besprochen von Prof. Dr. Lothar Böhme in Freiberg 382—391

P. W. Esche, Aus den Sachsenlanden. Besprochen von Julius Sahr in Gohrisch 391

Dr. H. Crohn, Das Goldene Vließ von Franz Grillparzer. — L. Lütteken, G. E. Lessings Abhandlungen über die Fabel. — A. Volkmer, Prosaschriften von Goethe. — Gräsers Schulausgaben klassischer Werke: Franz Prosch, Lessings Nathan der Weise. Besprochen von Prof. Dr. L. Böhme in Freiberg 458

Prof. Dr. Johannes Geffcken, Das griechische Drama. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 462

Ingeborg v. d. Lippe-Konow, Aus der Kinderzeit. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein 466

A. Furtwängler und H. L. Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Besprochen von Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein . . . 466

Philip Schuyler Allen, Studies in Popular Poetry. Besprochen von Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein 535

Walther Eggert-Windegg, Eduard Mörike. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 536

Dr. Oskar Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 537

Jeanne Berta Semmig, Die Stadt der Erinnerung. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 538

Ludwig Bräutigam, Mein Heimatbuch. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 539

Berthold Schulze, Neue Studien über Heinrich von Kleist. Besprochen von Dr. E. Ebstein in Göttingen 542

Isolde Kurz, Neue Gedichte. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 542

Stefan George, Zeitgenössische Dichter-Übersetzungen. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden 600

L. Kreutzer, Zehn Mecklenburgische Volkserzählungen. Besprochen von O. Glöde in Doberan i. M. 600

K. Preisendanz und Franz Hein, Hellenische Sänger in deutschen Versen. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 601

Fernand Baldensperger, Goethe en France, étude de littérature comparée. Besprochen von W. A. Hammer in Znaim bei Wien 603

Dr. E. Stemplinger, Horaz in der Lederhos'n. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 667

Hüser, Die sogenannte Bauersprache der Stadt Warburg. Besprochen von O. Glöde in Doberan i. M. 670

Eduard Castle, Nikolaus Lenau. — A. Ehrhard und M. Necker, Franz Grillparzer. — Dr. B. Patzak, Friedrich Hebbels Epigramme. — Roman Woerner, Henrik Ibsen. — Dr. Alexander Wernicke, Richard Wagner als Erzieher. — Dr. Wolfgang Golther, Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners. — Dr. Siegmund Benedict, Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur. Besprochen von Prof. Dr. Lothar Böhme in Freiberg i. Sachsen 721

Edmund Weißenborn, Homers Ilias und Odyssee. Besprochen von Dr. Edmund Bassenge in Dresden 739

Robert Harborough Sherard, Oskar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Deutsch von Hermann Freiherrn von Teschenberg. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein 741

Luthers Werke. Herausgegeben von D. Dr. Buchwald, Prof. Dr. Kawerau, Prof. D. Julius Köstlin, Prof. D. Rade, Pfarrer Ew. Schneider. Besprochen von Lic Dr. Warmuth in Dresden 742

Seite

Margarete Lenk, Schulmeisterlein. Durch Nacht zum Licht. Der Taler. Paul und sein Bruder. Besprochen von G. Klee in Bautzen 788
Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner, Die hellenische Kultur. Besprochen von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden 788
Album für Deutschlands Töchter. Neu herausgegeben von Prof. Julius Sahr. Besprochen von Anna Brunnemann in Dresden 792
B. W. Esche, Aus den Sachsenlanden (7.—12. Lieferung). Besprochen von Prof. Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein 793
Alfred Biese, Pädagogik und Poesie. Besprochen von Dr. Edmund Baisenge in Dresden 802
Margarete Lenk, Die Bettelsänger. Besprochen von G. Klee in Bautzen . . 805

G.

Erklärung. Von Adolf Bartels in Weimar 399

H.

Kleine Mitteilungen: 74. 143. 207. 398. 474. 542.

I.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher: 77. 79. 144. 207. 208 335. 336. 399. 400. 477. 479. 543. 544. 607. 672. 743. 744. 806. 807.

Eine Hebbelausgabe für Schule und Haus.[1])

Von **Otto Lyon** in Dresden.

In der Zeit des nachſchilleriſchen Klaſſizismus, als Geibel und Heyſe die Welt der ſchönen Literatur regierten, wurden Friedrich Hebbel und Otto Ludwig von der maßgebenden Kritik und auch von der großen, in Sachen des Geſchmacks entſcheidenden ariſtokratiſchen wie bürgerlichen Literaturgemeinde als rohe und kunſtfeindliche Eindringlinge in den durch äſthetiſche Syſteme wohlumhegten Garten der von der Gelehrſamkeit wie von der Durchſchnittsbildung anerkannten Schönheit betrachtet. Auch heute iſt dieſe Anſchauung noch keineswegs völlig überwunden. Man braucht nur an die ungünſtige Beurteilung, die Hebbel in R. M. Meyers bedeutendem Werke: „Die deutſche Literatur im 19. Jahrhundert“ gefunden hat, und an ähnliche Urteile angeſehener und durchaus modern fühlender Literarhiſtoriker zu denken, um zu erkennen, daß Ludwig und Hebbel noch heute um die volle Anerkennung der herben und ſpröden Schönheit ihrer Werke ringen müſſen.

Doch iſt die heutige große europäiſche Strömung der modernen Kunſt, zu deren Vätern und Bahnbrechern Hebbel und Ludwig gezählt werden müſſen, dem Aufſteigen dieſer beiden Sterne günſtig. Denn gerade der Umſtand, daß Hebbel und Ludwig die äſthetiſche Schablone der nachklaſſiſchen Zeit beiſeite warfen und in dem Schaffen aus ihrem eigenſten, perſönlichen, tiefen Empfinden heraus und in dem damit verbundenen Ringen nach dem Charakteriſtiſchen und Wahren ihre höchſte dichteriſche Aufgabe ſahen, war der Wiederauferſtehung ihrer Werke in unſerer Zeit günſtig auf dem Boden, der von der modernen Kunſt durch ihr Ringen nach gleichen Zielen vorbereitet war.

Und doch iſt Hebbel in drei Dingen ein vollſtändiger Gegenſatz zu unſeren modernen Dichtern und Künſtlern. Während die moderne Kunſt den Hauptnachdruck auf die Milieuſchilderung legt und ſo vom Dichter und Künſtler verlangt, daß er ſich ſeines Selbſt völlig entkleiden und in jede Haut irgendeiner Zeit, irgendeines Weſens kriechen müſſe, iſt in Hebbels

1) Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut. 4 Bände.

Person und Dichtung das Höchste die Leidenschaft. Er trägt einen Vulkan von Leidenschaft in sich, und mit ungeheurer Wucht schleudert er sein innerstes Empfinden und Denken hinaus in die Welt, daß alle die ängstlichen Milieuschilderer, die zwar viel Talent, aber kein Atom von Kraft, keinen Funken von Leidenschaft besitzen, neben ihm wie zierliche Puppen neben einem gewaltigen Riesen erscheinen. Wie schwinden neben ihm die Holz und Schlaf, Gabriele d'Annunzio und Maeterlinck u. a. zusammen! Selbst die Lyrik Dehmels und des Belgiers Emile Verhaeren erscheint einem in wesentlich anderem Lichte, wenn man von Hebbel kommt. Man braucht nur daran zu denken, daß Arno Holz es sogar fertig gebracht hat, in seinem neuesten Werke „Dafnis, lyrisches Porträt aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte sämbtliche Freß-, Sauff- und Venus-Lieder benebst angehäncken Auffrichtigen und Reuemühtigen Bußthränen (München, R. Piper und Ko. 1904)", das er in Nr. 52 der Zukunft vom 24. September 1904 stolz als eine „Neuschöpfung" verkündet, in die Haut eines „Schäfers" des 17. Jahrhunderts zu schlüpfen und den mit widerwärtiger Sinnlichkeit und ekelhafter Unnatur getränkten Schwulst eines Lohenstein und Hofmannswaldau getreulich nachzuahmen, allerdings mit großem Sprachtalent. Solche gelehrte Mätzchen, denen ja auch nur wieder ein Geschlecht von geistigen Zwergen Beifall spenden kann, waren einem Riesen wie Hebbel einfach unmöglich; die lodernde Glut seines Inneren riß alle solche Nippsachen einer tändelnden Afterkunst wie in einem glühenden Strome hinweg: wie hätte er selbst solchen nichtigen Tand schaffen können?

Und zweitens lag ihm ganz und gar fern die kritisch-theoretische Richtung, die unserer modernen Kunst zugrunde liegt. „Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern." Dieses Bekenntnis Hebbels läßt uns einen tiefen Blick in seine Eigenart tun, die sich hier als die Natur des echten Künstlers offenbart.

Und das Dritte, was der modernen Kunst als Schwäche anhaftet, ist ihr Streben, nur ästhetisch sein zu wollen. Dem gegenüber steht, wie in Erz gegraben, Hebbels gewaltiges Wort: „Der letzte Eindruck aller Kunst ist immer ein tiefsittlicher, ein maßgebietender und klärender."

Man messe an diesem dreifachen Maßstabe Hebbelscher Größe die Erscheinungen der modernen Kunst, und man wird unzählige Werke, die heute der literarische Durchschnittsgelehrte, wie er in manchen Kunstzeitschriften und Zeitungsfeuilletons das große Wort führt, als Muster einer neugeborenen Kunst hinstellen möchte, als wertlose Tagesnichtigkeiten erkennen.

Höher als die Wellenlinie sinnlicher Schönheit stand Hebbel immer die psychologische Entwickelung der Charaktere, die auch da, wo sie ihm

nicht gelungen ist, wie z. B. bei dem jungen Herzog Albrecht in „Agnes Bernauer", doch immer durch die großen Ansätze des Gewollten fesselt. Die Fülle und Wucht seiner Gedanken hat aber zu dem Jahrzehnte hindurch herrschenden Irrtume geführt, daß er ein Reflexionsdichter sei. Die schiefen und gehässigen Beurteilungen, die Hebbel durch Heinrich Laube, Julian Schmidt, Gutzkow u. a. erfahren hat, haben unser Volk lange über die Tiefe und Größe Hebbelscher Kunst getäuscht. Vergeblich haben lange Zeit hindurch Adolf Stern, Kuh u. a. für Hebbel und seine Werke gekämpft. Der Hang zum Gräßlichen und die Neigung zur Reflexion waren ihm einmal durch literarhistorische Registratoren als charakteristische Zeichen seiner Kunst aufgestempelt worden, und die Schablone hat ja noch immer die Herrschaft in unserem Publikum geführt. Erst die Woge der modernen Kunst trug Hebbels Werke wieder empor und gab tiefblickenden, psychologisch fein analysierenden Literaturforschern, wie dem geistvollen Adolf Stern u. a., endlich recht.

Freilich trägt auch der engherzige deutsche Gelehrtengeist und das Gründlichkeitsfieber, dem wir Deutsche, wie es scheint, nun einmal unrettbar verfallen sind, das Seine dazu bei, daß dem deutschen Volke seine besten Dichter immer so unendlich lange unbekannt bleiben. Da werden, sobald ein Dichter zu sogenannter „literarischer" Bedeutung gelangt ist, breite ästhetische, philosophische oder philologische Abhandlungen über ihn geschrieben, die jeder halbwegs Vernünftige ungelesen beiseite legt, es werden biographische Notizen veröffentlicht, die nur Freunde des Klatsches interessieren können, und endlich werden Gesamtausgaben der Werke veranstaltet, die vor allen Dingen „vollständig" sein müssen.

Da werden Fragmente und Entwürfe, Mißlungenes und Halbfertiges, vom Dichter sorgfältig vor der Öffentlichkeit Verborgenes und Unreifes, jugendlich Übereiltes oder in bloßer augenblicklicher Verbitterung Niedergeschriebenes mit gleicher Breite und Wichtigkeit neben die Meisterwerke gestellt, und die charakteristische Gestalt des Dichters wird durch einen Wust von Stoff und Notizen, durch ungeschickte Gruppierung, durch Häufung des Unwesentlichen und Wertlosen geradezu verschüttet. Der Lebendige wird erst mit aller Gewalt totgeschlagen, der Dichter wird zur Strecke gebracht, und mit seinem Leichnam errichtet der „Herausgeber" sich ein Piedestal, auf dem nicht etwa die herrliche Gestalt des Dichters, sondern die des vor Gelehrsamkeit triefenden Herausgebers sitzt. Der Dichter hat ihn nicht halb so interessiert wie seine eigene werte Person, es geschah alles in majorem editoris gloriam.

Gegenüber solcher, in vielen Fällen (nicht immer ist es so!) wahllosen Vollständigkeit, erscheint vielmehr der Weg einer umsichtigen und besonnenen,

aus wirklichem Verständnis für den Dichter hervorgegangenen Auswahl als der einzig richtige, um dem Dichter den Weg in das Volk, den Weg zu allgemeiner Anerkennung und Verehrung zu bahnen. Denn hier wird nur das wirklich Wertvolle geboten, nur die Meisterschöpfungen werden hier zu einem schönen Kranze zusammengestellt. Dadurch aber vermag der Dichter, von allem Wust und Wirrwarr befreit, in voller Reinheit und Gewalt auf das Herz des Volkes zu wirken. Mit Recht hat sich daher Dr. Zeiß, der Dramaturg des Dresdner Hoftheaters, dazu entschlossen, eine sorgfältig gesichtete Auswahl der Werke Hebbels herauszugeben.

Zeiß gibt zunächst ein vorzüglich gezeichnetes Lebensbild Hebbels, in dem er zugleich eine treffliche Kritik der Werke des Dichters niedergelegt hat. Dann folgt eine Auswahl der Lieder, Balladen, Vermischten Gedichte, Sonette, Epigramme und Gnomen. Daran schließt sich das Epos Mutter und Kind, das ja oft mit Goethes Hermann und Dorothea verglichen worden ist. Wer kennt es? Dann folgen Erzählungen und Novellen. 1. Schnock, ein niederländisches Gemälde; 2. Der Rubin, Märchen; 3. Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd; 4. Pauls merkwürdigste Nacht; 5. Herr Haidvogel und seine Familie. Mit großem Glück hat Zeiß alle tastenden Jugendversuche wie Holion, Der Maler, Die Räuberbraut u. a. sowie alle stark von fremden Vorbildern abhängigen oder maßlos übertreibenden Erzählungen Hebbels ausgeschieden. Schnock und Nepomuk Schlägel lassen freilich auch Hebbels begeisterte Vorliebe für Jean Paul erkennen, aber sie enthalten doch so viel eigenartig Kraftvolles von Hebbels Art, daß sie mit Recht Aufnahme fanden. Ähnlich ist in der Novelle „Pauls merkwürdigste Nacht" E. T. A. Hoffmanns Einfluß durch große Selbständigkeit der Charakteristik im wesentlichen nur auf Nebentöne beschränkt. Ebenso klingt „Herr Haidvogel und seine Familie" an Kleists lustspielgewaltige Art an, aber doch dringt auch hier überall Hebbels Eigenart sieghaft durch.

Im zweiten Bande gibt Zeiß fünf Dramen Hebbels: Judith; Maria Magdalene; Michel Angelo; Agnes Bernauer; Gyges und sein Ring. Den dritten Band füllt außer einigen ästhetischen Aufsätzen (z. B. Mein Wort über das Drama) das dramatische Meisterwerk Hebbels: Die Nibelungen, das in drei Abteilungen zerfällt: 1. Der gehörnte Siegfried; 2. Siegfrieds Tod; 3. Kriemhilds Rache. Der vierte Band enthält die Dramen Genoveva sowie Herodes und Mariamne, ferner die Skizze seines Lebens von seinem 4. bis zu seinem 8. Jahre, die Hebbel unter dem Titel „Meine Kindheit" niederschrieb. Zeiß sagt hierüber mit Recht: „Wir müssen unendlich bedauern, daß der Dichter das Werk nicht fortgesetzt hat; denn es ist durch die Schlichtheit und Gegenständlichkeit seiner

Darstellung ganz einzig unter den Schriften Hebbels. Unter den neueren Selbstbiographien kennen wir keine, die so von Goethischem Geiste erfüllt ist wie dieses kleine Bruchstück."

Zu jedem einzelnen Werke hat der Herausgeber eine Einleitung geschrieben, die überall auf Grund selbständiger Forschungen in ausgezeichneter Weise knapp und klar in Geschichte und Wesen jeder einzelnen poetischen Schöpfung Hebbels einführt. Die vorzügliche Auswahl, die hier Dr. Zeiß darbietet, empfehle ich daher dem Hause und auch der Schule aufs wärmste. Sie wird dazu beitragen, die Werke Hebbels endlich einmal unserem Volke näher zu bringen, den tiefsittlichen und stark männlichen Geist Hebbels in jedes gebildete deutsche Haus zu tragen, damit er tief im Wesen unseres Volkes Wurzel schlage. Vier Jahre lang habe ich mich mit der vorliegenden Ausgabe Hebbels eingehend beschäftigt, sie auch an Werners schöner Gesamtausgabe gemessen, die gleichfalls von tiefer Begeisterung für den Dichter getragen ist und nicht zu jener falschen Art von Gesamtausgaben gehört, wie wir sie oben geschildert haben. Und lange habe ich mir die Frage vorgelegt: Was soll ich hier empfehlen, Werner oder Zeiß? Aber ich bin zu voller Klarheit darüber gekommen, daß unserem Volke, unserer Schule und unserem Hause vor allem mit der Ausgabe von Zeiß gedient ist. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, rasch in Hebbels Meisterwerke und deren Geist einzudringen, ohne durch das Absonderliche und weniger Erquickliche in Hebbels Nebenwerken gehemmt zu werden. Möchte sie eine ungeahnt große Verbreitung finden! Die Dresdner Hofbühne hat Hebbels Nibelungen, Herodes und Mariamne, Gyges und sein Ring, Agnes Bernauer in meisterlichen Aufführungen zur Darstellung gebracht, mit großartigem Erfolge und tiefgreifender Wirkung. Möchten ihr bald recht viele andere Bühnen folgen!

Möchte aber auch die Schule recht bald in ähnlicher Weise sich Hebbels annehmen. Ich habe mich in vierjährigem langem inneren Kampfe für Hebbel entschieden. Die Aufführung von Herodes und Mariamne bedeutete für mich ein ästhetisches Reinigungsbad. Ich erkannte vor allem die künstlerische Dürftigkeit von Maeterlincks Monna Vanna, in der eigentlich die ganze dramatische Spannung in der rohesten Weise an den Mantel geknüpft ist, der einen nackten Frauenkörper verhüllt und jeden Augenblick fallen kann. Ich erkannte aber auch klar ähnliche Unzulänglichkeiten in anderen modernen Dramen. Und darum hoffe ich, daß es anderen ähnlich ergehen und unserer Kunst wieder ein großer Inhalt und tiefe sittliche Gewalt gewonnen werde, wenn Hebbels Riesengestalt von unserem Volke endlich erfaßt und im tiefsten Innern ergriffen wird.

Aber halten wir zugleich daran fest, daß in die Schule auch von den größten Dichtern nur das Höchste und Beste gehört. Hier ist durch eine

Flut von Schulausgaben in den letzten zehn Jahren ſchwer geſündigt worden. Was ums Himmels willen ſoll da alles in unſere Jugend Äſthetiſches und auch bloß Unterhaltendes hineingefüttert werden! Welche Überernährung und Überhitzung der jugendlichen Phantaſie und Sinne, der doch nur ein fürchterlicher Katzenjammer und entſetzlicher Ekel folgen muß! Darum müſſen wir die Fülle der Erſcheinungen mit der allerſtrengſten und rückſichtsloſeſten Kritik muſtern. Die pädagogiſche Kritik, die ein Werk vor den höchſten Richtſtuhl der Nation, vor die Seele der Jugend, ſtellt, muß hundertfach ſtrenger ſein als die literariſche und äſthetiſche Kritik. Was von dieſer anerkannt wird, kann darum vor jener noch lange nicht beſtehen.

Und ſo wollen wir auch Hebbel nicht in ſeiner Geſamtheit in die Schule haben. Hebbels Größe ruht vor allem in ſeinen Dramen. Und von ſeinen Dramen iſt ſeine vollendetſte Schöpfung in den „Nibelungen" zu erblicken. Darum gehören von allen ſeinen Werken, neben einigen wenigen ſeiner lyriſchen Gedichte, nur die Nibelungen allein in die Schule. Sie aber ſollen dann auch wirklich ein künftiges Element deutſcher Bildung werden. Die meiſten ſeiner Lieder, ſeine Erzählungen, ſeine übrigen Dramen können zum Teil der Privatlektüre, zum Teil dem Intereſſe des ſpäteren Alters überlaſſen werden, in den Unterricht gehören ſie nicht. Gerade für die Behandlung von Hebbels Nibelungen in der Schule bietet aber Zeiß in der vorliegenden Ausgabe des Bibliographiſchen Inſtituts in Text, Einleitung und Anmerkungen ſo Vortreffliches, daß ſich kein Lehrer des Deutſchen dieſe ausgezeichnete Gabe entgehen laſſen darf. Auch Papier, Druck und Ausſtattung der vorliegenden Hebbelausgabe verdienen die vollſte Anerkennung.

Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philoſophie einzuführen.

Von Prof. Dr. **Paul Schwartzkopff** in Wernigerode.

Gründe der bisherigen Verkennung dieſer Pflicht.

Man erklärte die Pflicht der höheren Schulen, in die Philoſophie einzuführen, in dem letzten Vierteljahrhundert einerſeits für überflüſſig, anderſeits für nicht tunlich. Daran war zum Teil die Vergangenheit der Philoſophie ſelbſt ſchuld. Hegels ſophiſtiſche Dialektik hatte durch mehrere Jahrzehnte die denkenden Köpfe beherrſcht. Nunmehr brach ſeine Alleinherrſchaft zuſammen, und man kehrte zu einer klaren und empiriſch begründeten Denkweiſe zurück. Das größte Verdienſt um dieſe Ernüchterung hatte die Naturwiſſenſchaft, deren gewaltige Fortſchritte ſich in Theorie und

Praxis fühlbar machten. Zwar waren es selber Philosophen, welche, unter naturwissenschaftlichem Einfluß, die „Hegelei" stürzten. Indessen vermochten sie wohl der bisherigen Philosophie ein Ende zu bereiten, aber die Achtung, welche dabei die Philosophie überhaupt einbüßte, nicht wieder zu gewinnen. So pflegten denn die Männer des „gebildeten" Mittelmaßes, welche durch ihre Masse öffentliche Stimmung machen, Philosophie mit Unsinn oder mit künstlicher Tüftelei gleichzusetzen. Auch prahlten sie wohl mit dieser Mißachtung, deren Grad dem Grade ihrer Unwissenheit in philosophischen Fragen entsprach. Dazu kam der glänzende Aufschwung aller realen Interessen, der Technik, des Maschinenwesens, der Industrie usw. Dieser schuf ein um so stärkeres Übergewicht über die idealen Bewegungen. Das Deutsche Reich wurde geeinigt. Die sozialen und politischen Fragen traten in den Vordergrund. Auch infolge dieser Wandlungen wurden die Ansprüche, die das praktische Leben und die unmittelbare Gegenwart an die Tätigkeit unseres Geschlechtes stellte, so groß, daß einstweilen für ein tieferes Nachdenken über die letzten Fragen und höchsten Interessen des Lebens weder Zeit noch Stimmung übrig blieb. Zugleich nahm die immer gedrängtere Arbeit im Einzelberufe und in der Fachwissenschaft Kraft und Teilnahme für schwerere philosophische Probleme weg. So erwuchs eine Generation, welche gegen die Königin der Wissenschaften, wenn nicht feindselig, so doch gleichgültig war. Die Behörden pflegen der Durchschnittsmeinung ihres Sprengels zum Siege zu helfen. Sie eigneten sich im allgemeinen jene Mißachtung der Philosophie an. Infolgedessen kam auch die Propädeutik auf höheren Schulen in Mißkredit. Sie wurde zum zweifelhaften Anhängsel an die Lehrfakultas im Deutschen. Man erteilte diese auch ohne den philosophischen Zierat. Der Examinand mußte nur die nötigen Kenntnisse in deutscher Literatur und Grammatik aufweisen. Dagegen erachtete man vielfach die Propädeutik ohne deutsche Grammatik und Literaturgeschichte zur deutschen Lehrbefähigung in Prima als unzureichend. Und doch wird eine gründliche philosophische Schulung den Lehrer, selbst ohne jene Spezialkenntnisse, noch eher zum deutschen Unterricht in den oberen Klassen befähigen als umgekehrt. Auch ist die Bürgschaft dafür, daß ein nicht philosophisch interessierter Lehrer sich, ohne gründlichere Vorstudien, nachträglich die Befähigung zum Unterricht in der Propädeutik erwirbt, geringer als dafür, daß ein philosophisch geschulter oder gar befähigter Kopf sich später die nötigen grammatischen und literaturgeschichtlichen Kenntnisse aneignet. Natürlich fanden sich unter solchen Umständen selten Kandidaten, die sich jene, wohlwollend belächelte, Fakultas holten. So wären die Lehrer des Deutschen in den meisten Fällen gar nicht imstande gewesen, den propädeutischen Unterricht zu erteilen, selbst

wenn man ihnen das Zutrauen geſchenkt hätte. Die Behörden hatten daher jetzt wirklich recht, wenn ſie den Unterricht in der Propädeutik oft nicht „tunlich“ fanden. Merkwürdigerweiſe behielt man jedoch, ſelbſt in den Zeiten des philoſophiſchen Niedergangs, aus alter Gewohnheit, noch die Prüfung in der Propädeutik, in dem Examen für allgemeine Bildung und bei der Promotion ſowie als Luxusgegenſtand für die Fakultätsprüfung bei. Man kann ſich aber denken, wie kläglich die Folterung gänzlich harmloſer Philoſophierekruten ausfallen mußte. Ich rede natürlich nur von Philologen und Theologen. Denn den Juriſten und Medizinern gewährt der Staat, gewiß nicht ohne guten Grund, das Vorrecht, von derartigen Feſtſtellungen allgemeiner Bildung verſchont zu bleiben. Wie kam nun dennoch unſer Geſchlecht dazu, ſich von jener törichten Unterſchätzung der Philoſophie für die Zwecke der höheren Bildung, wenigſtens grundſätzlich, zu befreien? Indem ich dieſe Frage beantworte, wird ſich von ſelbſt die Pflicht der höheren Schulen ergeben, in die Philoſophie einzuführen.

1. Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philoſophie einzuführen.

Eine neue Zeit iſt angebrochen, die wieder mehr Intereſſe für höhere geiſtige Fragen beſitzt und nach einer neuen Weltanſchauung ringt. Die Philoſophie lernte deutſch ſchreiben. Erſt Schopenhauer und dann Nietzſche begannen die jüngere Generation zu begeiſtern. Dieſe Begeiſterung hatte in bezug auf die in Frage ſtehende Pflicht der höheren Schulen mindeſtens ein negatives Verdienſt. Sie trug zu der Einſicht bei, daß, wenn die jungen Leute in ihren bildſamſten Jahren faſt ganz ohne Führung, ſelbſt in den zentralen Gebieten der Weltanſchauung, gelaſſen werden, ſie gar leicht dem erſten beſten ihnen überlegenen Geiſte verfallen, der ihnen zu imponieren verſteht, deſſen Einfluß jedoch keineswegs immer ſegensreich iſt. Zwar beginnt der Rauſch für den „Übermenſchen“ langſam zu verfliegen. Dennoch ſchwärmt die Jugend auch jetzt noch oft in einſeitigſter Weiſe für Nietzſche.[1]) Aber es brauchen nicht einmal ſo vornehme Geiſter zu ſein, von welchen die Jugend gern ihre Weltanſchauung bezieht. Ich ſelber kenne mehr als einen beklagenswerten Fall frühreifen und führerloſen Genuſſes verbotener philoſophiſcher Früchte, beſonders bei begabteren Primanern. Kurz: Derartige Erfahrungen und Gefahren mögen zu der Wiederentdeckung der Pflicht der höheren Schulen mitgeholfen haben,

1) Daß ich übrigens die Bedeutung desſelben nicht verkenne, kann man aus meiner Schrift: Nietzſche als „Antichriſt“ (Verlag von Schäfer in Schkeuditz 1903) erſehen.

in die Philosophie einzuführen. Sind doch auch einzig diese hierdurch imstande, einen Einfluß auf die zukünftige Weltanschauung unserer leitenden Stände auszuüben, welchem sich die heranwachsende Jugend noch nicht entziehen kann, wie sie es so gern auf der Universität tut. Es ist aber überhaupt eine solche Einwirkung sowohl nach der intellektuellen als nach der sittlich-religiösen Seite kaum zu entbehren. Denn die Vernachlässigung philosophischer Studien zieht fast notwendig die glänzendste Unwissenheit in allem höheren Wissen, eine naive Unselbständigkeit des Urteils in allgemeineren, selbst sittlichen und religiösen Fragen, und infolgedessen eine, wenigstens prinzipielle, Haltlosigkeit der Welt- und Lebensanschauung nach sich. Und dies alles artet leicht in ein anmaßendes Banausentum und eine um so größere Verachtung der Philosophie aus. Mit einem Worte: es bedeutet dies eine Unterbindung der höheren Ausbildung von Verstand, Gemüt und Charakter. Indessen brannte den Behörden der höheren Schulen noch etwas ganz besonderes auf die Nägel. Die Primaner- und Abiturientenaufsätze wurden, seit der propädeutische Unterricht in den Winterschlaf gefallen war, naturgemäß immer schwächer. Sie zeigten vor allem einen bedauerlichen Mangel an Klarheit der Begriffe und des Urteils, sowie an sachgemäßer Gliederung der Gedanken. Alle diese Gründe wirkten zusammen, um die leitenden Stellen endlich von der Pflicht der wirklichen Wiedereinführung der oft nur noch ein papiernes Dasein fristenden Propädeutik zu überzeugen.

2. Die notwendige Beschaffenheit des propädeutischen Unterrichtes im allgemeinen.

Nachdem die Pflicht des propädeutischen Unterrichts der höheren Schulen endlich wieder anerkannt wurde, ist zu erwägen, wie derselbe nach Inhalt, Umfang und Form, unter den gegebenen Umständen, beschaffen sein müsse, um nach Möglichkeit Frucht zu bringen. Es steht von vornherein fest, daß der in Rede stehende Unterricht nur in die Prima fallen kann. Die vorhergehende Stufe ist für den Betrieb einer eigentlichen Propädeutik noch nicht reif. Er wird ferner sachgemäß am besten mit dem deutschen Fache vereinigt. Und zwar sind ihm mindestens zwei Monate von den zwei Jahren der Gesamtprima zu widmen. Mit diesen freilich muß man wohl oder übel zufrieden sein, wenn man den sonstigen Anforderungen des deutschen Unterrichts, mit Einschluß der unumgänglichen Einführung auch nur in ein einziges Drama des Weltdichters Shakespeare, einigermaßen genügen will. Wenigstens ist dies der Fall, solange der schreiende Mißstand besteht, daß wir Deutsche auf den Schulen für höhere Bildung in der obersten Klasse nur drei Stunden für den Unterricht in

der Mutterſprache übrig haben, während ſelbſt die Mathematik vier Stunden erhält. Dieſer Not wird ſogar die Methode, und was mehr ſagen will, ein guter Lehrer, nicht ohne Vermehrung der Stundenzahl abhelfen können. Indeſſen laſſen wir das Klagen! Es wird dort, wo es helfen ſollte, einſtweilen doch noch nichts helfen. Jedenfalls müſſen wir, wie die Sachen liegen, auch den Stoff des propädeutiſchen Unterrichts auf das alleräußerſte beſchränken. Wir können z. B. nicht daran denken, ihn noch auf die Ethik auszudehnen. Und doch wäre die möglichſte Klärung der Anſchauung des Primaners gerade über die ſittlichen Begriffe nicht bloß vom religiöſen, ſondern auch vom rein philoſophiſchen Standpunkte aus dringend zu wünſchen. Weiß doch jedermann, wie bedeutſam, ja teilweiſe maßgeblich dieſelben ſowohl in theoretiſcher als praktiſcher Hinſicht ſind, zumal wenn man die mancherlei ſittlichen Kämpfe der Jugend gerade in dieſem Lebensabſchnitt in Betracht zieht. Dazu kommt die vielſeitige Verführung zu ſittlichen Verirrungen, ſelbſt durch eine gewiſſe Philoſophie, auch Naturphiloſophie, wie durch manches Genre von Kunſt und Literatur der Gegenwart. Indeſſen muß man, wie geſagt, von vornherein aus Zeitmangel auf jede weitere Ausdehnung des philoſophiſchen Unterrichts verzichten. Nach alledem wird die höhere Schule ſich in der Propädeutik auf den Unterricht in Logik und Pſychologie beſchränken müſſen. Auch liegen dieſe beiden Disziplinen ihrem letzten Ziele, den Grund für höhere Bildung zu legen, am nächſten. Iſt dieſe doch nach ihrer formellen Seite: Urteilsfähigkeit, die Logik aber die Lehre vom Urteil, ſeinen Elementen und Verbindungen. So iſt die Vorausſetzung für die Erreichung des Zieles auch ein klares Urteil über das Weſen des Urteils. Die materielle Seite der höheren Bildung ſtellt ſich anderſeits als geiſtige Teilnahme an den weſentlichſten Intereſſen des menſchlichen und menſchheitlichen Lebens dar. Das innerſte Intereſſe jedoch iſt das Leben des eigenen Selbſt. Auch ſteht das Denken, als ſeeliſche Erſcheinung, in organiſchem Zuſammenhang mit den übrigen Funktionen des Seelenlebens. So auch die Pſychologie mit der Logik. Demnach fordert auch von dieſer Seite her die Klarheit der Erkenntnis ein Eingehen auf die weſentlichſten Punkte der empiriſchen Pſychologie. Der, wenn auch knappe, Unterricht in Logik und Pſychologie muß dennoch ſyſtematiſch ſein, das heißt, die überhaupt berückſichtigten Momente im Zuſammenhang darſtellen. Vereinzelte und zerſtückte Mitteilungen ſind hier nicht am Platze. Die Philoſophie iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche die Einheit der Wiſſenſchaften ſelber zum Gegenſtande hat. Sie kann daher die Einheitlichkeit der Darſtellung am allerwenigſten entbehren. Inſonderheit verlangt die Logik Zuſammenhang, als die Lehre vom Zuſammenhang

des Denkens. Dagegen muß man die eigentliche Grundlegung der Weltanschauung der Universität überlassen. Höchstens können die anderen Unterrichtsfächer darüber gelegentliche Anregungen bieten. Wenn man die Zeit, die auf systematische Behandlung der Logik und Psychologie verwendbar ist, auf acht Wochen rechnet, so dürfte man, nach meiner Erfahrung, für die Logik mit 6—9 Stunden auskommen. Dann bleiben 5—6 Wochen, das heißt 15—18 Stunden für die Psychologie. Man gestatte mir nun einige Bemerkungen über die beiden Fächer im besonderen.

3. Einige Bemerkungen über den propädeutischen Unterricht in Logik und Psychologie.

A. Bemerkungen zur Logik.

Das Ziel des logischen Unterrichts ist Klarheit über die allerwichtigsten Gesetze, Formen und Normen des Denkens. Hier, wie auch in der Psychologie, ist natürlich von jeder erschöpfenden Nomenklatur oder Vollständigkeit des Stoffes abzusehen. Und zwar ist in der Logik besonderer Nachdruck darauf zu legen, daß der Primaner in den Stand gesetzt werde, einen ordentlichen Aufsatz zu schreiben. Das heißt: er soll eine nicht zu schwere Frage des Lebens, der Sitte, der Literatur und Kunst usw., aus den Gebieten, die seinem Interesse und seiner Fassungskraft entsprechen, so behandeln lernen, daß er ihren Gegenstand richtig und klar auffaßt, die hergehörigen Begriffe möglichst scharf bestimmt und zerlegt, das Ganze richtig teilt und gliedert und endlich in zusammenhängender Gedankenfolge entwickelt. Anderseits soll er für das Wesen wissenschaftlicher Arbeit überhaupt ein zwar nicht erschöpfendes, aber doch grundlegendes Verständnis gewinnen. Dazu muß er also die äußersten Hauptsachen aus der Lehre vom Begriff, Urteil und Schluß und von der Verknüpfung der logischen Formen, insonderheit von den wichtigsten Arten des Beweisverfahrens, kennen lernen. Doch ist vor jeder Erneuerung des öden Formalismus zu warnen, welcher der Logik den Ruf unendlicher Langeweile verschafft hat. In der Lehre von den Schlüssen hat man sich auf die erste Figur zu beschränken. Vor allem kommt es darauf an, daß die Schüler von der Entstehung des Syllogismus aus zwei begründenden Urteilen eine klare Vorstellung gewinnen. An die Erläuterung der Definition, Division, Partition und Disposition empfiehlt es sich, einige praktische Dispositionsübungen anzuschließen. Auch wird man bei dieser Gelegenheit auf die bereits in Sekunda behandelte Chrie zurückkommen und zugleich die Kategorien des Aristoteles und Kant kurz berühren dürfen. Was die unterrichtliche Methode in der Logik betrifft, so ist wenig

hinzuzufügen. Stellt ſie doch nur eine Modifikation der allgemeinen Unterrichtsmethode dar. Wenn jedoch das theoretiſche und praktiſche Ziel der Logik Klarheit des Denkens iſt, ſo iſt hier Klarheit in der Entwickelung der Begriffe ein ſpezifiſches Erfordernis. Damit ergibt ſich zugleich als zweite methodiſche Forderung, inſonderheit für dieſen Unterricht, die möglichſte Anſchaulichkeit. Denn nur ſo kann die Abſtraktheit des Gebietes aufgewogen werden. Man darf z. B. nicht verſäumen, das qualitative und quantitative Verhältnis der Begriffe zueinander durch die altherkömmlichen Kreiſe zu veranſchaulichen und für jeden neuen Begriff eine hinreichende Fülle von lebendigen Beiſpielen zu geben. Auch hier muß man ſelbſtverſtändlich nach Möglichkeit vom Konkreten zum Abſtrakten aufſteigen, ſowie die vortragende Lehrart mit dem gemeinſamen Finden der neuen Erkenntniſſe ſachgemäß verbinden. Dagegen iſt vor einem extremen Verfahren zu warnen. Bloßes Vortragen langweilt ebenſo, wie bloßes Sokratiſieren. Schon die Zeit fehlt übrigens, um letzteres ausgiebiger zu betreiben. Und man braucht oft dreimal ſo viel, wenn der Schüler jeden Begriff ſelber finden ſoll, ſtatt ihn, wo es angezeigt iſt, vom Lehrer zu erhalten. Auch iſt der Vortrag für manchen anregenden philoſophiegeſchichtlichen Exkurs, für allgemeine aufklärende Reflexionen, für rechtzeitige Paräneſe nicht zu entbehren. Anderſeits darf er wieder nicht ſo die Oberhand gewinnen, daß er die ſelbſttätige Mitarbeit der Schüler einſchläfert. Indes ſind dies alles Sachen, die ſich teilweiſe von ſelbſt verſtehen, und über die ſich anderſeits beſtimmte Regeln im einzelnen nicht geben laſſen, die man alſo dem Takt des Lehrers überlaſſen muß. Und an dieſen ſind allerdings gerade hier große Anforderungen zu ſtellen. Fehlt es aber an Klarheit und Anſchaulichkeit, dann verfällt dieſer Gegenſtand, leichter als andere, der einzig unvergebbaren Sünde gegen den heiligen Geiſt des Unterrichts, der Langeweile. Die Logik wird am beſten ſchon in das erſte Semeſter der Unterprima gelegt, vor allem, damit die, durch ſie zu gewinnende, begriffliche Klarheit möglichſt für die Anfertigung der Aufſätze ausgenutzt werde. Auch kann ſie dann der ſchärferen Erfaſſung und Unterſcheidung der höheren wiſſenſchaftlichen Begriffe, in welche die Prima einführt, überhaupt zugute kommen. Man wird ſie paſſend an die Lektüre der äſthetiſchen Abhandlungen Leſſings anſchließen, recht gut auch z. B. mit deſſen Schriften über die Fabel oder das Epigramm verbinden können.

B. Bemerkungen zur Pſychologie.

Gerade in dem Stadium der geiſtigen Entwickelung, in welchem die Primaner ſtehen, beginnt der Jüngling ſich intenſiver für ſein Innenleben zu intereſſieren. So iſt der Lehrer hier imſtande, das Nachdenken des

Schülers über sich selbst und sein eigenes geistiges Wesen in festere Bahnen zu leiten und seinem Forschungstrieb auf diesem Gebiete die notwendige Befriedigung zu geben. Hierdurch aber wird er ihn, wenn überhaupt, vor der Gefahr geistiger und zuweilen hieraus folgender sittlicher Verirrungen, in der ersten Grundlegung seiner Weltanschauung, bewahren können. Insbesondere bietet sich Gelegenheit die Skepsis, die geistige Kinderkrankheit des Jünglings, womöglich in den Anfängen zu ersticken. Zwar darf man in die psychologische Erörterung nicht die Tiefe der erkenntnistheoretischen Fragen hineinziehen. Indessen läßt sich wohl der Damm des „Cogito, ergo sum" den Fluten des Skeptizismus und Agnostizismus entgegenstellen. Keinesfalls versäume man, die Zweifelnden auf diejenigen Stützen hinzuweisen, welche allein die Objektivität und innere Wahrheit der Erkenntnis verbürgen, und ohne welche die Frische und Freudigkeit für Erkennen und Leben Schaden leiden. Die Voraussetzung für einen Erfolg in dieser Hinsicht ist freilich, daß der Standpunkt des Lehrers selbst fest begründet ist. Jedoch muß auch auf den Subjektivismus hingewiesen werden, welcher der psychologischen Forschung als solcher in der Hauptsache eigen ist. Die Selbsterkenntnis kann zuletzt nur durch scharfe und unparteiische Selbstbeobachtung gesichert werden. Die Physiologie und Psychophysik bilden nur das Grenzgebiet der eigentlichen Seelenlehre. Es ist daher höchstens zu streifen. Dagegen kann jeder gebildete und gesund fühlende Mensch, zumal der Dichter, Denker und Menschenkenner, sofern er imstande ist, sein inneres Leben *denkend* zu erleben, Beiträge zur Psychologie liefern. Denn es kommt hier zuletzt auf scharfe und unparteiische Selbstbeobachtung an. Ist diese Erkenntnis demnach im Grunde die einzige *unmittelbare*, so sind damit doch zugleich besondere Gefahren des Subjektivismus verknüpft. In gewissem Sinne liegt uns nichts ferner, als wir selber. Demgegenüber ist auf die Erweiterung und Ergänzung der individuellen durch die soziale und Völkerpsychologie hinzuweisen. Freilich wird man, bei der kärglich bemessenen Zeit, nicht viel mehr erreichen können, als daß dem Schüler wenigstens einigermaßen der Horizont erschlossen und sein Erkenntnisdrang angeregt wird, ohne daß man hier tiefer auf die hergehörigen Beziehungen einzugehen vermöchte. Schon deswegen bleibt die individuelle Psychologie die Hauptsache. Nur in bezug auf die Entstehung und Entwickelung der Sprache und ihr Verhältnis zum sozialen und nationalen Geiste wird man, falls die Zeit reicht, die Schranken so weit öffnen, wie das Verständnis dieser Frage durch die sprachlichen Fächer vorbereitet ist. Es kann ja in einer Anstalt, auf welcher vier, fünf Sprachen getrieben werden, nicht schwierig sein, das Wesen des Sprechens in seinem Verhältnis zum Vorstellen und Denken und zur Gemeinschaft einigermaßen klar zu machen.

Man wirft von gewisser Seite ein, daß man, bei der Gärung, welch heutzutage gerade in der Psychologie herrsche, von ihrem Betrieb auf de Schule überhaupt absehen müsse. Ich bin nicht dieser Ansicht. Die höhere Schulen haben sich eben auf psychologische Streitigkeiten nicht näher ein zulassen. Ist jemand übrigens Kantianer oder Herbartianer, so gehe er i Gottes Namen die Wege seiner Meister. Es handelt sich hier ja nicht un tiefere Begründung der seelischen Erscheinungen, sondern nur um ihr Feststellung und empirische Beleuchtung. Schließlich liegen jedem Denke dieselben seelischen Tatsachen vor. Von diesen muß der Schüler wenigsten die Grundbegriffe möglichst klar erfassen. Sonst tritt die Gefahr ein, da diejenigen, die sich nicht akademisch weiter bilden, vielleicht ihr Leben lan in bedauernswerter Unklarheit über dies Gebiet beharren, oder daß e denen, welche auf der Hochschule Psychologie hören, an den nötigste Vorbegriffen für ein gedeihliches Verständnis der Vorlesungen fehlt un sie dadurch von einem der wichtigsten Gegenstände zurückgeschreckt werde Was den Umfang des propädeutischen Unterrichtes in der Psychologie be trifft, so müssen demnach hier vor allem diejenigen Grundbegriffe berücksichtig werden, die das geistige Leben konstituieren, sowie ihre wesentlichsten Ver bindungen. Es ist mit einem Worte das Allernotwendigste aus de sogenannten „empirischen" Psychologie zu besprechen. Näher darauf ein zugehen ist jedoch hier nicht der Ort. Jedenfalls verdienen solche Frage mit denen die sich bildenden sittlichen Anschauungen des Primaners a meisten zu ringen pflegen, ausdrückliche Berücksichtigung. So die von de Gewissen und seiner Entwickelung, von der Willensfreiheit und ihre Verhältnis zu den Beweggründen und ähnliches. Auch ist auf die Funktione des objektiven Geisteslebens: Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft, i Zusammenhang des psychologischen Unterrichts, wo möglich, hinzuweise Die Willensfreiheit im besonderen ist vor allem unter den sittliche Gesichtspunkt der Pflicht, der Selbsterziehung und Zucht, sowie der Ent wickelung der sittlichen Persönlichkeit und des Charakters zu stellen. Zugleic ist zu zeigen, daß der Mensch den wertvollen Inhalt seines Wollens aus de Allgemeinheit zu nehmen und in den Dienst der Familie, der Gesellschaf des Staates, der Menschheit zu stellen hat. Derartige Begriffe gehöre zwar im engeren Sinne in die Ethik, müssen aber bei dieser Gelegenhei behandelt werden, da, wie erwähnt, zu einer besonderen Erörterun der Ethik die Zeit fehlt. Deshalb ist auch die wichtige Besprechung de Begriffe der echten Selbst- und Menschenliebe, als der Norm de sittlichen Handelns, sowie ihrer Verkehrung durch Selbstsucht und Sünde in diesen Zusammenhang aufzunehmen. Sehr wichtig ist auch, ausdrücklic die geistige und sittliche Einheit der Persönlichkeit diesem Gesichtspunkt z

unterſtellen. Iſt ſie doch die notwendige Vorausſetzung für die feſte Begründung einer ſittlichen Welt- und Lebensanſchauung. Was die Einordnung unſeres Gegenſtandes in das Penſum der Prima anlangt, ſo wird man den pſychologiſchen Unterricht mit Vorteil an den Anfang des Kurſus der Oberprima ſetzen, da eine größere Klarheit über das Seelenleben für das letzte Jahr der höheren Schule in mehr als einer Hinſicht gute Dienſte leiſtet. Doch gibt es auch hier keine allein ſelig machende Methode. Die Stellung ans Ende des Prima-Kurſus hat ebenfalls ihre Vorzüge. Nur ſoll man den Zuſammenhang des übrigen Penſums durch dieſen in ſich geſchloſſenen Gegenſtand nicht unterbrechen. Auch halte ich es für die Wirkungskraft ſowohl der Logik als der Pſychologie für zweckdienlicher, wenn ſie nicht in einzelnen wöchentlichen Stunden durch längere Zeit hindurch verzettelt werden, ſondern einen beſtimmten zuſammenhängenden Ausſchnitt aus dem deutſchen Penſum zugeteilt erhalten, in welchem man ſich mit ihnen ausſchließlich beſchäftigt.

4. Einführung in die Philoſophie durch Erörterung geeigneter Stoffe in dem übrigen Unterricht.

Es erübrigt noch, einige Bemerkungen über die gelegentliche Einführung in die Philoſophie, von ſeiten der anderen Unterrichtsfächer, hinzuzufügen. Die Mathematik iſt nach ihrer formalen Seite eine Raum- und Zeitlogik. Sie wird daher am meiſten Pflicht und Fähigkeit haben, über das logiſche Denken aufzuklären und es praktiſch zu üben. Die mathematiſchen Begriffe, Urteile und Schlüſſe ſind mithin in dieſer Hinſicht angewandte Logik. Was ein zwingender Beweis iſt, wird der Schüler ſicherlich am elementarſten an mathematiſchen Beweiſen, wenigſtens praktiſch, erlernen können. Die Propädeutik wird das hier Erworbene nur aus dem Einzelgebiet auf das geſamte Feld des wiſſenſchaftlichen Denkens zu übertragen und ſo zu erweitern und abſchließend zu erklären haben.[1]) Auch die Naturwiſſenſchaft wird die logiſche Schulung fördern, ſchon ſoweit ſie mit Zahlen zu tun hat. Doch wird ſie auch anderſeits durch ihre Experimente die Bedeutung geregelter Beobachtung praktiſch erweiſen, das Induktivverfahren beleuchten und die Erkenntnis der wiſſenſchaftlichen Methode anbahnen. Wiederum hat ſie Beziehung zur Pſychologie und philoſophiſchen Weltanſchauung überhaupt. Soweit ſie die Anfänge der Phyſiologie, zumal des Nervenlebens, beibringt, wird ſie das Ver-

1) Dieſe Seite der Sache behandelt z. B. Profeſſor Freyer in fruchtbringender Weiſe in ſeinen „Beiſpielen zur Logik aus der Mathematik und Phyſik". 2. Auflage. Berlin, Verlag von W. Weber, 1889.

ſtändnis der ſeeliſchen Funktionen mehr oder weniger vorbereiten. Wo ſie ferner die Betrachtung der Größe, Einheitlichkeit, Zweckmäßigkeit und Vortrefflichkeit der Schöpfung berührt, trägt ſie zum Bau einer geſunden, ethiſch-religiöſen Weltanſchauung manchen gediegenen Stein herzu. Die Geſchichte, zumal falls ihr kulturgeſchichtliches Moment betont wird, ergänzt gerade die ethiſchen und andere Beziehungen der Propädeutik, die der ſyſtematiſche Unterricht zu wenig berückſichtigen kann, in manchen Hinſichten. Auch iſt ſie geeignet, gelegentlich zum Verſtändnis der Völkerpſychologie, Völkerethik und Religionsgeſchichte beizuſteuern. So wird man es ſich nicht entgehen laſſen, auf die ſittlich religiöſe Lebensanſchauung eines Herodot, Xenophon, Thukydides, Plato, Perikles, Äſchylos, Sophokles, Euripides, Pindar, auf die Richtung der Stoa in ihren griechiſchen und römiſchen Vertretern, auf Cato, Brutus, Mark Aurel, auf die Frömmigkeit eines Cicero, Horaz, Seneca, Tacitus, unter dieſem Geſichtspunkte hinzuweiſen. Hierher gehört weiter die Verehrung des pater familias und der Matrone durch das römiſche Volk, überhaupt die pietas innerhalb der Familie, einſchließlich der Sklaven, die Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit des echten Römers uſw. Doch muß es an dieſen Beiſpielen genügen. Der Geſchichtsunterricht bietet indes nicht bloß Anlaß, religiös und ethiſch zu wirken, ſondern auch die Pſychologie durch bedeutende Perſönlichkeiten zu illuſtrieren. Er liefert die reichſten, höchſten und tiefſten Züge nicht allein bedeutender Männer, ſondern der Menſchen überhaupt und gibt überdies Gelegenheit zu fruchtbaren logiſchen Diſtinktionen.

Unter dieſem kulturgeſchichtlichen Geſichtspunkte muß natürlich auch die Schriftſtellerlektüre nach den beſprochenen Seiten hin nutzbar gemacht werden. Schon in Homers Werken finden ſich ſchöne ethiſche Lichter in dem Verhältnis des Hektor zur Andromache, in der ehelichen Treue der Penelope, in der Beziehung des Odyſſeus zur Eurykleia uſw. Man wird natürlich bei den Römeroden auf die platoniſchen Tugenden zurückgreifen, wird ſich durch die Stellung des Horaz zur Stoa und Epikur veranlaßt finden, das Weſen dieſer philoſophiſchen Richtung wenigſtens in ihren Hauptzügen anzudeuten; wie man dazu auch durch den Religionsunterricht bei der Erklärung von Apoſtelgeſchichte 17 gezwungen wird. Direkt befruchtend für die Propädeutik überhaupt wirkt indes vor allem die Leſung der platoniſchen Dialoge. Von dieſen empfiehlt ſich zur Lektüre, außer der Apologie, Sympoſion, Kriton und Phädon, unter Umſtänden ſelbſt Protagoras und das erſte Buch der Republik. Übrigens gewähren gerade die kleineren, „ſokratiſchen“ Dialoge, auch wo man ſie kritiſieren muß, eine gute logiſche Schulung in ihren Beſtimmungen und Unterſcheidungen von Begriffen, in ihren echten und ſophiſtiſchen Schlußformen. Phädon ſeinerſeits

behandelt ein bedeutsames philosophisches Problem, das auch dem Primaner innere Teilnahme und hinreichendes Verständnis abgewinnt. Freilich darf man hier zweierlei nicht vergessen. Das philosophische Interesse unserer modernen Jünglinge richtet sich, soweit sie überhaupt an höheren Gedankengängen Freude haben, nicht so sehr auf vergangene Zeiten, wie auf die gegenwärtige Denkbewegung. Anderseits ist das Verständnis von Platos spezifisch philosophischem System für diese Altersstufe im allgemeinen noch zu schwer, wobei Ausnahmen die Regel nur bestätigen. Jedenfalls aber wird man ihnen ein Bild der großen Denkerpersönlichkeit Platos einprägen, sowie die ideale Gesinnung desselben verständlich und lieb zu machen suchen: ein Idealismus, an welchem unser Geschlecht keinen Überfluß hat. Dagegen scheinen mir Ciceros philosophische Schriften für unsere Zwecke nicht empfehlenswert. Sie sind abgeleitet, eklektisch und teilweise oberflächlich. Eher interessiert noch seine Behandlung praktischer Lebensfragen, wie in „de amicitia", allenfalls auch „de senectute". Von den „Tuskulanen" und „de finibus bonorum et malorum" ist jedoch zu fürchten, daß sie dem Primaner die Philosophie mehr verleiden als anziehend machen.

Der deutsche Unterricht seinerseits behandelt herkömmlicherweise, in seiner Lektüre, gewisse ästhetische Stoffe, vor allem Lessings Laokoon und Dramaturgie. Wer diesen Unterricht längere Zeit gegeben hat, wird eine wachsende Abnahme des inneren Interesses der Schülergenerationen dafür wahrnehmen. Man wird sich daher auf die Hauptsachen beschränken und sie so verwerten, daß sie den Ausgangspunkt für ein selbständigeres und modernes Nachdenken über diesen Gegenstand bilden. Dagegen darf man die Schüler nicht veranlassen, die Gesichtspunkte jener Schriften, soweit sie veraltet sind, sich anzueignen. Besser erfüllen diesen propädeutischen Dienst noch die philosophischen Schriften Schillers über das Erhabene, über Anmut und Würde, über naive und sentimentale Dichtung. Freilich gehören auch dergleichen Dinge nur im weiteren Sinne in die Schulpropädeutik, wenigstens nur teilweise in die Logik und Psychologie. Daß diese letztere bei der Besprechung der Dramen, zumal im deutschen Unterricht, einen reichen Stoff findet, versteht sich von selbst.

Was die Grammatik und Synonymik angeht, so bietet sie bekanntlich eine besondere Schulung in logischer Hinsicht. Sie steht hierin der Mathematik nahe. Ich erinnere nur an die notwendige scharfe und feine Unterscheidung von Begriffen, an ihre Folgerungen und Schlüsse, Analysen und Synthesen, ihre Deduktionen und Induktionen, Regeln und Axiome. Auch bereitet sie mannigfaltig das Verständnis von dem Verhältnis des Vorstellens, Denkens und Sprechens zueinander vor und bietet Grundbegriffe für vergleichende Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie.

Inwiefern endlich der Religionsunterricht das Seinige zur Einführung in die Propädeutik beitragen kann, daran brauche ich nur zu erinnern. Daß er das Bedeutſamſte für Religion und Ethik liefert, leuchtet ein. Hier liegt ja ſeine eigentliche Aufgabe. Auch enthält er, beſonders in ſeinem dogmatiſchen Teil, wichtige Stücke für die Begründung einer Weltanſchauung. Iſt doch die Dogmatik ſelber nichts anderes als eine Philoſophie des Chriſtentums. Die Dogmengeſchichte aber zeigt, wie der Heilsgehalt in jedem Zeitalter durch die Denkformen der jeweiligen Philoſophie verarbeitet wird. Ja die Anfänge reichen in das Neue Teſtament ſelber zurück. Doch ich brauche nicht Eulen nach Athen zu tragen. Dies Unterrichtsfach iſt der Propädeutik materiell ſo eng verwandt, wie die Mathematik in formaler Hinſicht. Daher empfiehlt ſich unter unſerem Geſichtspunkte eine Vereinigung von Religion und Deutſch in Prima in der Hand desſelben Lehrers außerordentlich. Nur muß er dieſer nicht leichten Aufgabe gewachſen ſein.

Angeregtere Primaner ſuchen ihrerſeits heutzutage ihre philoſophiſche Propädeutik gern in freier Privatlektüre der Schriften Schopenhauers, Nietzſches, Wagners und anderer. Daneben verſchlingen ſie oft heißhungrig einen Ibſen, Zola, Tolſtoi, Sudermann, Hauptmann, vor allem wegen ihrer modernen Weltanſchauung. Ein verſtändiger Lehrer wird ſich zwar bemühen, das zu frühe Leſen moderner Größen nach Möglichkeit einzuſchränken. Es wird ihm aber vielfach nicht gelingen. Sind doch ſelbſt die Eltern oft nicht imſtande, ihre wißbegierigen Herren Söhne von dieſer Koſt erfolgreich zurückzuhalten. Man kennt ja den Spruch: „Nitimur in vetitum.“ Wenn die Jünglinge nicht ſelber einſehen, wie ſehr ihnen gewiſſe Bücher ſchaden können, ſo wird ſogar die Enthaltung eventuell das Verlangen danach krankhaft ſteigern. Auch aus dieſen Gründen bleibt daher für den Lehrer des Deutſchen in Prima nur eines übrig. Er muß ſich mit den modernen Koryphäen der Literatur und Philoſophie ſelber bekannt machen. Zu dieſem Behuf ſollten in den Lehrerbibliotheken derartige oft wegen ihres Umfanges nicht leicht zu beſchaffende oder auch koſtſpielige Bücher — man denke an Nietzſche — nicht fehlen. Die Unbekanntſchaft mit jenen Schriftſtellern muß den Lehrer, zumal des Deutſchen, um einen großen Teil der Achtung bei ſeiner aufgeklärten Jugend bringen. Und was ſchlimmer iſt, er wird dann wenig Ausſicht haben, die verrenkten jungen Gedanken wieder gerade zu biegen. Die philoſophiſche Weihe iſt dem Lehrer des Deutſchen in den oberen Klaſſen auch in dieſer Beziehung unentbehrlich. Ein gewiſſes Gegengewicht gegen die angedeuteten Gefahren wird man ferner der Jugend dadurch zu ſchaffen ſuchen, daß man ſo verſtändige und zugleich ſchön geſchriebene Schriften, wie Lotzes „Mikrokosmos“,

Strümpells „Einleitung in die Philosophie“ und ähnliche, höher entwickelten jungen Leuten, die Zeit dazu haben, zur Privatlektüre empfiehlt, wobei natürlich Anleitung und Hilfe des Lehrers wünschenswert ist.

Schließlich ein Wort über etwaige Leitfäden, die man bei dem propädeutischen Unterricht den Schülern zur festeren Aneignung des Erlernten in die Hand geben könnte. Der freie und anregende Vortrag des Lehrers bleibt die Hauptsache. Es gilt vor allem Lust und Liebe für spätere spontane Studien zu erwecken. Ein bloßes „Einpauken“ nützt für wahre Bildung überhaupt nicht so viel, als immer noch manche meinen. Hier macht es aber noch weniger aus. Natürlich wird sich der Lehrer nach dem Vortrage, womöglich am Schluß derselben Stunde und zu Anfang der nächsten, orientieren, was die Schüler begriffen haben und was nicht. Ferner wird er sie selber zurückblicken und zusammenfassen lassen, aber auch seinerseits, ehe er weitergeht, die nötigen Fäden wieder aufnehmen. Am Schluß des Ganzen muß er endlich noch einmal die Einheit desselben zur Übersicht bringen. Aber auch ein Leitfaden ist für Einprägung und Wiederholung nützlich. Indessen sind mir völlig geeignete nicht bekannt. Die „philosophische Propädeutik“ von Hollenberg läßt sich gebrauchen, obwohl sie zu ausführlich ist und auch die Ethik bietet. Trendelenburgs „Elemente“ behandeln bloß die Logik und sind noch umfassender. Am besten würde unserem Zwecke wohl eine Auswahl von Stücken aus den Schriften nicht nur älterer, sondern auch neuerer bedeutender Philosophen dienen. Eine vorwiegend in das antike Gewand gekleidete Propädeutik ist unseren jungen Leuten nicht sympathisch. Zuletzt sind alles dies Nebensachen. Es kommt für allen Unterricht, der intimer in die höhere Gedankenwelt eindringt, immer und immer wieder auf die Persönlichkeit und den Geist des Lehrers an.

Ich möchte meine Anschauung zum Schluß in einige Thesen zusammenfassen.

1. Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen. Die Pflicht der höheren Schulen, in die Philosophie einzuführen, ergibt sich aus ihrem letzten Ziel: die Grundlage für eine höhere Bildung zu legen. Diese ist nach ihrer formellen Seite Urteilsfähigkeit, nach ihrer materiellen geistige Teilnahme an den wesentlichsten Interessen des allgemein menschlichen und menschheitlichen Lebens.

2. Die Einführung durch propädeutischen Unterricht. Ein gründlicherer und umfassenderer philosophischer Unterricht übersteigt indessen die Kräfte selbst der obersten Klasse der höheren Schulen und ist daher der Universität zu überlassen. Jedoch ist eine entsprechende Einführung in Form und Gehalt der höheren Gedankenwelt für die erfolgreiche Erfüllung

der Gesamtaufgabe der höheren Schulen nicht zu entbehren. Eine solch ist vor allem Aufgabe der Prima.

3. Die Gegenstände des Unterrichts. Hier reicht eine bloß ge legentliche Propädeutik mittels der anderen Unterrichtsgegenstände für di Grundlegung einer höheren Bildung nicht aus. Es ist vielmehr ein, wen auch knapper, so doch systematischer Unterricht in denjenigen philosophische Disziplinen zu erteilen, welche für die höhere Bildung die wichtigsten un zugleich dem Primaner zugänglich sind. Dabei kommen nur Logik, Psycho logie und Ethik ernstlich in Frage. Indessen fehlt für letztere die Zei solange der Unterricht der Prima im Deutschen mit seinen reichlichen Auf gaben auf bloß drei Stunden wöchentlich beschränkt ist. Somit könne vorläufig nur Logik und Psychologie berücksichtigt werden.

4. Der propädeutische Unterricht in den Grundbegriffen de Logik. Der propädeutische Unterricht in der Logik wird durch das letzt Ziel der höheren Schulen insofern gefordert, als die Bildung nach ihre formalen Seite: Urteilsfähigkeit und die Logik die Lehre vom Urtei seinen Elementen und Verbindungen ist. Denn die höhere Befähigun zum Urteil ist durch Klarheit und Deutlichkeit des Urteils über das Urte mit bedingt.

5. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Funktionen des Urteil in seinen wesentlichsten Beziehungen kennen zu lernen. Hierher gehöre demnach die Hauptbegriffe der Logik, nämlich Begriff, Urteil und Schluß sowie die Gesetze des Denkens, die wichtigsten Formen der wissenschaftliche Erkenntnis und die Maßstäbe für die Wahrheit derselben.

6. Der propädeutische Unterricht in den Grundbegriffen de Psychologie. Der propädeutische Unterricht in der Psychologie wird durc das letzte Ziel der höheren Schule insofern gefordert, als die Bildun nach ihrer materiellen Seite geistige Teilnahme an den wesentlichste Interessen des allgemein menschlichen und menschheitlichen Lebens ist. Ih Zentrum ist ebendeswegen für den Menschen zunächst die Erkenntnis de eigenen Selbst. Auch steht das Denken als seelische Erscheinung i organischem Zusammenhang mit den übrigen Funktionen des Seelenleben So auch die Psychologie mit der Logik. Es kann daher eine umfassende Klarheit, selbst über Wesen und Aufgabe der Logik, nicht ohne Einsicht i die Entstehung des Denkens aus dem Vorstellen und in die übrigen mi ihm unlöslich verbundenen Seelenbewegungen erreicht werden. Hierau folgt die Pflicht der höheren Schulen, auch in die Grundbegriffe de empirischen Psychologie einzuführen.

7. Andeutungen über die Art des propädeutischen Unter richts. Die unterrichtliche Behandlung der Propädeutik muß nach Mög

lichkeit klar und anſchaulich ſein und nach Bedürfnis das akroamatiſche mit dem heuriſtiſchen bzw. dialogiſchen Lehrverfahren verbinden. Die Hauptſache bleibt Anregung für künftige gründlichere philoſophiſche Studien. Es dürften ſich bei der beſchränkten Stundenzahl des Deutſchen höchſtens zwei Monate von dem zweijährigen Kurſus der Prima für den propädeutiſchen Unterricht freimachen laſſen. Die Logik wird am beſten in das erſte Semeſter der Unterprima, die Pſychologie an den Anfang des Kurſus der Oberprima gelegt.

8. Einführung in die Philoſophie durch gelegentliche Behandlung hergehöriger Stoffe in dem übrigen Unterricht. Aus dem Ziele der höheren Bildung folgt zugleich, daß der ſyſtematiſche Unterricht durch ſach- und zeitgemäße Erörterung geeigneter Stoffe in der Schriftſtellerlektüre und im übrigen Unterricht nach Möglichkeit zu ergänzen iſt, und zwar nicht allein nach der Seite der Logik und Pſychologie, ſondern auch der ſonſt zu kurz kommenden Ethik. Die Mathematik liefert das Beſte für die Ergänzung des Unterrichts in der Logik, wozu auch die Grammatik beiſteuert. Der Unterricht in Religion und Naturwiſſenſchaft hat anderſeits die größte Bedeutung für die Begründung einer Weltanſchauung überhaupt in ihren wichtigſten Beziehungen. Doch trägt ein reichlicher Stoff aus den ethiſchen Fächern, vor allem aus dem deutſchen Unterrichte, aus der Geſchichte und aus der ſonſtigen Lektüre der Schriftſteller, insbeſondere der Dichter, fruchtbar zur Illuſtrierung des propädeutiſchen Unterrichts, zumal in pſychologiſcher und ethiſcher Hinſicht, bei.

Von der Freiheit des deutſchen Unterrichts, namentlich in Obersekunda.

Von Prof. Dr. **Richard Wagner** in Dresden.

In dem mittelhochdeutſchen Unterricht, welcher, verbunden mit einem „Überblick über die Entwickelung der deutſchen Sprache und Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters“, den deutſchen Lehrſtoff für Oberſekunda ausfüllt, beſitzt das ſächſiſche Gymnaſium noch immer einen Vorſprung vor dem preußiſchen.[1]) Denn dort wird auch in den neuen Lehrplänen und Lehraufgaben von 1901 die Einführung ins Mittelhochdeutſche nur zugelaſſen,

1) Auch in Bayern und Baden wird, wie ich Mitteilungen von befreundeter Seite entnehme, dieſem Unterricht ein volles Jahr, und zwar in Unterprima, gewidmet. Öſterreich dagegen ſteht ungefähr auf demſelben Standpunkte wie Preußen. G. Wendt verlangt in ſeiner Didaktik und Methodik des deutſchen Unterrichts (2. Aufl., S. 33 ff.) 6—8 Monate (in Unterprima) für das Mittelhochdeutſche.

nicht angeordnet, es werden verlangt „ausgewählte Abſchnitte aus dem Nibelungenliede, der Gudrun und eine Anzahl von Liedern Walthers von der Vogelweide im Urtext oder in Überſetzungen“; wobei wir hoffen, daß von dieſem oder ein recht ſparſamer Gebrauch gemacht und daß es bei der nächſten Umgeſtaltung des Lehrplans wieder ganz verſchwinden wird.[1]) In dieſer vorſichtigen Zurückhaltung ſcheinen die Gründe noch nachzuwirken, die 1882 zur völligen Abſchaffung des Mittelhochdeutſchen führten: „Ohne Beeinträchtigung anderer unabweislicher Aufgaben des deutſchen Unterrichts iſt es in der Regel nicht möglich, eine ſolche Kenntnis der mittelhochdeutſchen Grammatik und der eigentümlichen Bedeutung der ſcheinbar mit den jetzt gebräuchlichen gleichen Wörter zu erreichen, daß das Überſetzen aus dem Mittelhochdeutſchen mehr als ein ungefähres Raten ſei, welches der Gewöhnung zu wiſſenſchaftlicher Gewiſſenhaftigkeit Eintrag tut.“

Dieſe Begründung hat das Verdienſt gehabt, daß ſie Hildebrand antrieb, ſeinem Buche vom deutſchen Sprachunterricht das längſt geplante Kapitel „vom Altdeutſchen in der Schule“ anzufügen, worin er dieſe ſchwerwiegenden Sorgen mit leichter Hand zerſtreute. Aber wahr iſt's: etwas problematiſch bleibt dieſer Unterricht. Iſt das Tor einmal geöffnet, ſo drängt die ganze bunte Welt des Mittelalters mit ſeiner Sprache, ſeinem Schrifttum, ſeiner Kultur herein und erfüllt alle Räume, ſo daß ſie nirgends ausreichen —

die wolde ich gerne in einen schrîn.
jâ leider desn mac niht gesîn!

Aber vielleicht liegt gerade darin der beſondere Reiz dieſes Unterrichts für den Lehrer: er ſieht nicht ein feſt umſchriebenes Lehrpenſum vor ſich, das er unweigerlich zu erledigen hat; er iſt vielmehr ermächtigt, ja gezwungen, aus der Fülle der Erſcheinungen das auszuwählen, was ihm als das Bezeichnendſte und Zweckdienlichſte erſcheint, er hat einmal das wohltuende Gefühl, mit dem Stoffe freier ſchalten und walten zu dürfen. Freilich Beſchränkung tut not. Er wird ſich mit Beiſpielen begnügen, wo er anderwärts eine feierliche Regel gibt, und wird überhaupt möglichſt wenig ſyſtematiſch vorgehen. Daß ſolches Verfahren gerade hier berechtigt und oft am Platze iſt, ſoll jetzt gezeigt werden.

Ich gehe dabei aus von dem Aufſatze, in dem jüngſt in dieſer Zeitſchrift Paul Vogel den Lehrſtoff zuſammengeſtellt hat, an dem er ſeinen

1) Treffend und beſtimmt ſagt O. Jäger vom Nibelungenliede: „Darauf, dieſe Dichtung in dieſer ihrer Urgeſtalt zu ſich reden zu laſſen, hat jeder Schüler, dem man ja überdies zum Überfluß noch bei jeder Gelegenheit ſagt, daß er ein Deutſcher ſei, ein Recht — ein Recht, das ihm keine Lehrordnung rauben kann und darum auch nicht ſollte“ (Lehrkunſt und Lehrhandwerk, S. 342).

Oberſekundanern das Werden und Wachſen unſerer Mutterſprache veranſchaulicht.[1]) Dieſe Sammlung, zweckmäßig und wertvoll, weil das Ergebnis langjähriger Erfahrung, wird ſicher vielen Amtsgenoſſen hochwillkommen ſein, wird vielleicht auch manchem erſt zu Gemüte führen, welche köſtlichen Schätze er noch mehr oder weniger ungehoben hat in der Tiefe ruhen laſſen. Bedenken erregt mir nur die eine Forderung, die Vogel gerade beſonders betont, daß dieſe Unterweiſung *im Zuſammenhange ſyſtematiſch* erfolgen ſolle. Der Lehrer, der den ganzen Stoff beherrſcht, wird dabei ſtets die Befriedigung empfinden, einen reinlichen Abſchluß erreicht zu haben; ob auch der Schüler, erſcheint mir fraglich. Denn dieſe Zuſammenfaſſung beanſprucht eine größere Anzahl von Stunden, während deren ſich trotz aller Erinnerung an früher Dageweſenes eine Menge der verſchiedenartigſten neuen Formen und Erſcheinungen verwirrend über ihn ergießt. Auch Vogel ſelbſt hat früher anders gedacht. In ſeinem Lehrgang für den deutſchen Unterricht in Oberſekunda[2]), dem auch ich vielfache Anregung verdanke, nimmt „der Abſchluß auf ſprachlichem Gebiete“ (S. 180) einen weit beſcheideneren Raum ein. Jahr für Jahr mag dann ein neuer Stein hinzugekommen ſein, und ſchließlich ſtand ein ſtattlicher Bau fertig da. Aber gerade die Mutterſprache ſoll für den Schüler kein Lehrgebäude ſein. Ich möchte ſie eher mit einer prächtigen Hochgebirgslandſchaft vergleichen, in deren Verſtändnis der Jüngling eingeführt werden ſoll. Man wird ihm da nicht lange von Gletſcherbildung, Verwitterung, Eroſion u. dgl. reden, ſondern man wird ihn ungeſäumt auf die vor ſeinen Augen liegenden Gletſcherſchliffe, Moränen, Geſteinsſchichtungen uſw. hinweiſen und wird bald ſehen, wie das am einzelnen Beiſpiel erweckte Intereſſe weiterwirkt und ihn mit Entdeckerfreude ſelbſt allenthalben ähnliches finden läßt. Und ſelbſt am Schluß der Reiſe wird man ſich hüten, durch allzu methodiſches Zuſammenfaſſen des Gelernten die Friſche dieſer Eindrücke zu beeinträchtigen.

I.

Etwas mehr von dieſer Auffaſſung möchte ich da, wo es noch fehlt, in dem *geſamten deutſchen Unterricht* lebendig ſehen. Daß die Unterweiſung in der „gemeinen deutſchen Sprach“ ganz anders auf- und anzufaſſen iſt, als die in einer fremden, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß es in der Praxis — oft außer acht gelaſſen wird. In der Fremdſprache iſt jede einzelne Form etwas Neues, was durch mechaniſches Einprägen dem vorhandenen Wiſſen hinzugefügt werden muß; im Deutſchen liegt das Material

1) XVIII. S. 153—164: Sprachgeſchichtliches im deutſchen Unterricht der Oberſekunda.
2) Neue Jahrbücher f. Philol. u. Pädag. 1895, Bd. 152, S. 169—187.

zur Bearbeitung fertig vor. Darum widerſtrebt es dem geſunden Sinne des Kindes, alles gewiſſermaßen noch einmal zu lernen, und wo dies von ihm verlangt wird, werden die deutſchen Stunden, die von Rechts wegen die ſchönſten ſein ſollten, leicht zu den langweiligſten. Hier gilt es vielmehr die Selbſttätigkeit des Schülers aufzurufen, um vom Beiſpiel zur Regel vorzudringen und ſo den vorhandenen Rohſtoff mit vorſichtiger Hand weiter zu formen und zu bilden. Nicht viel anders ſind auf vorgeſchrittener Stufe die ſtiliſtiſchen Regeln, die Stilgattungen, die Dispoſitionslehre u. dgl. zu behandeln; das wohlgemeinte Diktieren langer Zuſammenſtellungen ſchläfert leicht die lebendige Teilnahme ein. Der deutſche Unterricht muß vor allen Dingen anregend und dann erſt methodiſch und ſyſtematiſch ſein; er braucht nicht alles bis zum Tüpfelchen über dem i fertig zu überliefern, ſondern er darf ſich die Kraft zutrauen, die Schüler zum Selbſtdenken, zum Weiterforſchen anzuſpornen.

Am nötigſten iſt dieſe Art des Betriebs auf dem Gymnaſium.[1]) Dort wirkt die ſtreng grammatiſche Schulung in den Fremdſprachen (die ſich übrigens auch ſchmackhafter anrichten läßt, als Fernerſtehende gemeinhin glauben) nur zu leicht anſteckend auf das Deutſche ein, ſei es daß der Lehrer unbewußt den Ton feſthält, den er in der vorausgegangenen lateiniſchen Stunde anſchlagen mußte, ſei es daß er „die Gewöhnung zu wiſſenſchaftlicher Gewiſſenhaftigkeit“ auch auf dieſem Boden fördern zu müſſen vermeint. Er bedenkt dabei nicht, wie gerade durch den altſprachlichen Unterricht das Deutſche erfreulicherweiſe entlaſtet wird und dadurch größere Bewegungsfreiheit gewinnt. Alle grammatiſchen Grundbegriffe, die der Volksſchüler mit ſaurem Schweiß an der Mutterſprache lernen muß, fallen dem Lateiniſchen zu. Während dabei mühſam konſtruiert wird, um in den Sinn der geiſtreichen Sextanerſätze einzudringen, wird hier ein ganzes Leſeſtück leidlich glatt und mit innerem Verſtändnis geleſen, wenn dieſes ſich auch im äußeren Vortrag noch mangelhaft ausdrückt. Darum muß es als unverbrüchliches Geſetz gelten, daß alles, was dort allmählich erarbeitet worden iſt, hier als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt wird. Wer ſich dies in jedem Augenblicke gegenwärtig hält, der wird ſtaunen, wieviel er in ſeinen vier deutſchen Stunden zuwege bringt.[2])

---

1) Dieſe Notwendigkeit iſt ſchon von mancher Seite (namentlich auch von Wendt) kräftig betont worden; allein die Praxis lehrt, daß es nicht überflüſſig iſt, immer wieder auf ſie hinzuweiſen.

2) Als ich vor 18 Jahren zum erſtenmal in Sexta Deutſch und Lateiniſch gab — beides muß natürlich in derſelben Hand liegen —, war die Sache überraſchend einfach. Von den damaligen drei deutſchen Stunden war aus ſchultechniſchen Gründen eine Deklamationsſtunde abgetrennt. Von den beiden, die mir blieben, entfiel die

Auch im weiteren Bildungsgange des Gymnasiums finden sich genug Anknüpfungspunkte und Wechselbeziehungen, die der deutsche Lehrer sich zunutze machen soll, wenn ihm nur sein klassischer Kollege richtig in die Hände arbeitet. Dieser erteilt ja meistens auch selbst deutschen Unterricht in irgendeiner Klasse und kennt die Bedürfnisse desselben. Da lenkt z. B. das allmähliche Eindringen der umschreibenden Verbalformen, das im Griechischen erst schüchtern beginnt und im Lateinischen schon den ganzen Perfektstamm ergriffen hat, unwillkürlich den Blick auf den Bau des deutschen Verbums. Die Erkenntnis, wie wenig wirkliche Formen wir noch besitzen, wie umständlich die Umschreibungen im Deutschen und in den modernen Sprachen überhaupt sind[1]) und wie damit auch die weniger genaue Bezeichnung der Zeitenfolge zusammenhängt, ist den Schülern neu und interessant. Die Anfangsgründe der antiken Metrik rufen von selbst die Frage hervor, worauf sich denn im Deutschen die Form der Dichtung gründet, und diese Frage wird mit lebhafter Teilnahme aufgenommen, weil der starke Gegensatz vor aller Augen liegt, mit lebhafterer jedenfalls, als wenn zum gleichen Zwecke ein schönes deutsches Gedicht seziert wird. Auch die antiken Versmaße, die von unseren Dichtern angewandt werden, kommen dabei zur Sprache. Darum meint auch Jäger (a. a. O. S. 119), für das bißchen deutsche Metrik, das der Gymnasiast und der gebildete Deutsche später brauche, sei es in Untersekunda früh genug, „wo der Schüler am Lateinischen und Griechischen einige Verskunst, einige metrische Begriffe gelernt hat; ohne daß sie einen Blick der Vergleichung auf fremde Sprachen tun können, ist ihnen die deutsche Metrik gerade so tot und langweilig, als die deutsche Grammatik". Ebenso wird ihnen der Begriff eines Epos, einer Elegie

---

eine auf die Besprechung der allwöchentlich zu fertigenden Arbeit. Für jede dritte Woche war ein Diktat vorgeschrieben, welches ich natürlich im ersten Eifer auf die ganze Stunde ausdehnte. Somit blieben in je drei Wochen zwei ganze Stunden zum Lesen und für die Geheimnisse der deutschen Grammatik. Dadurch war jeder systematische Betrieb ausgeschlossen; es wurde ein Beispiel- (nicht Regel-)heft angelegt, in das wir das Wichtigste eintrugen. Seit 1893 ist die dringend gewünschte vierte Stunde hinzugekommen. Viel mehr aber ist kaum vonnöten. Das gedankenlose Schlagwort, daß Deutsch als wichtigster Unterrichtsgegenstand auch die meisten Stunden haben müsse, hat schon in vielen Köpfen Verwirrung angestiftet. Gewiß möchte man sich hier und da eine deutsche Stunde mehr wünschen; aber die unbegrenzte Vermehrung derselben auf dem Gymnasium würde gerade die Art des Unterrichts befördern, die wir mit allen Kräften bekämpfen. Das gilt nicht bloß von der Grammatik, sondern besonders auch von der Dichterlektüre, auf welche die völlig andere Erklärungsweise der klassischen Autoren zersetzend zurückwirken würde.

1) Um das, was im Griechischen ein einziger Buchstabe klar und bestimmt bezeichnet, wiederzugeben, brauchen wir jetzt jedesmal ein ganzes Wort: λε-λύ-σ-ε-ται er wird gelöst worden sein.

an Homer und Ovid ſo klar gemacht, daß ſich der deutſche Lehrer eine gelehrte Auseinanderſetzung darüber erſparen kann. Dasſelbe gilt meines Erachtens auch von den poetiſchen und rhetoriſchen Figuren. Beim langſam fortſchreitenden Leſen eines fremden Dichters machen ſie ſich dem Schüler ſchon bei der Vorbereitung bemerklich und erheiſchen deshalb eine Erklärung. Wenn man jedoch im Deutſchen jedesmal den Finger darauf legt, ſtört man den Genuß des Ganzen, auf den es hier zuerſt ankommt. Nur da, wo die Wirkung des Figurenſchmuckes ſo ſtark iſt, daß ſie ſich dem unbefangenen Leſer, d. h. dem Schüler, von ſelbſt aufdrängt, hat man einen Augenblick innezuhalten, um ihn über die Urſache dieſer Wirkung aufzuklären. Eine ſyſtematiſche Lehre von den Figuren, auf die man früher ſo viel Gewicht legte, zu geben, halte ich hier wie dort für unzweckmäßig; wenigſtens beſchränke man ſich auf die allergeläufigſten. Denn ſie erſcheinen, losgelöſt von dem Boden, auf dem ſie gewachſen ſind, leicht als ein äußerlich aufgeſetzter Flitterſtaat, was ſie doch bei guten Dichtern nicht ſind; außerdem wird im Schüler der an ſich löbliche Eifer, das Gelernte anzuwenden, rege und zeitigt bedenkliche Stilblüten in Aufſätzen und Gedichten.

Das Gebiet aber, auf dem die klaſſiſchen Sprachen dem Deutſchen den kräftigſten Vorſpann leiſten können, iſt das lebendige Verſtändnis für den deutſchen Wortſchatz, die Scheidung der Synonyma und die ſinnfällige Kraft der Übertragung und des bildlichen Ausdrucks. Dafür iſt das Überſetzen fremder Schriftſteller geradezu eine hohe Schule; täglich und ſtündlich wird die feſtbegrenzte Aufgabe geſtellt, in gegebenem Zuſammenhange den beſten deutſchen Ausdruck für ein fremdes Wort zu finden. Dabei muß natürlich die ganze Klaſſe helfen und hilft gern. Wie oft will ſich da zunächſt niemand mit einem Vorſchlag hervorwagen, und dann liegen plötzlich fünf oder ſechs verſchiedene Überſetzungen zur Auswahl bereit: man ſieht, wie reich unſere Sprache iſt, wenn man ſie nur recht kennt. Warum dieſe oder jene Wendung gerade hier nicht zu brauchen iſt, ergibt ſich meiſt von ſelbſt oder läßt ſich mit einem Wort andeuten. Schließlich iſt das Richtige eingeſetzt, und in einer Minute hat der Schüler ein Stück deutſcher Synonymik, eine Unterſcheidung zwiſchen geſchmackvoller und geſchmackloſer, übertriebener und natürlicher Redeweiſe erfaßt. Wie anders, wenn der deutſche Lehrer feierlich anhebt: „Jetzt wollen wir einmal die und die ähnlichen Wörter miteinander vergleichen.“ Dann müſſen erſt Beiſpiele gebildet, Unterſcheidungsverſuche angeſtellt und Definitionen gefunden werden, welch letzteres bekanntlich leichter geſagt als getan iſt. Sicher haben auch dieſe und verwandte Übungen, namentlich die Bedeutungsentwickelung eines vieldeutigen Wortes, ihren eigenen Bildungswert und ſind in Aufſätzen, die Zeit und

Raum zur Vornahme aller dieſer Manipulationen gewähren, mit großem Nutzen zu verwenden. Aber es verurſacht doch einige Mühe, die Sache ſo einleuchtend, ſo handgreiflich zu machen, wie ſie es von ſelbſt wird, wenn man von der fremden Sprache her auf ſie zukommt.

Auch das feinere Stilgefühl erfährt durch das Leſen eines fremden Schriftſtellers nicht unerhebliche Förderung. Denn es handelt ſich doch nicht bloß darum, ſeine Worte in leidliches Deutſch zu übertragen, ſondern auch ſeinen Ton zu treffen, ſeinen perſönlichen Stil nach Möglichkeit nachzubilden. Es ſchärft unzweifelhaft das Sprachgefühl des Schülers, wenn er immer wieder darauf hingewieſen wird, daß dieſe oder jene an ſich gute Wendung für Herodot zu geſucht, für Thukydides zu gewöhnlich, oder für Demoſthenes nicht kräftig genug iſt. Die oft erneute Klage übrigens, daß durch den lateiniſchen Stil der deutſche verdorben werde, verliert, ſoweit ich aus langjähriger Erfahrung bei der Korrektur der deutſchen Aufſätze urteilen kann, mehr und mehr an Boden, dank dem einmütigen Zuſammenwirken der lateiniſchen und deutſchen Lehrer, die nicht müde werden, den fundamentalen Unterſchied zwiſchen beiden Sprachen hervorzukehren. Schachtelſätze und unſtatthafte Partizipialkonſtruktionen begegnen mir immer ſeltener, nur das leidige „derſelbe“ und „derjenige“ iſt ſchwer auszurotten.

Geradezu unentbehrlich ſind die klaſſiſchen Sprachen für das Verſtändnis der übertragenen und bildlichen Redeweiſe. Wenn wir ſelbſt nur ſelten uns deſſen bewußt werden, daß wir in Bildern reden, ſo können wir es vom Schüler noch weniger verlangen. Gerade darum iſt es eine der anmutigſten Aufgaben des Unterrichts, ihm eine lebendige Vorſtellung vom Bilderreichtum ſeiner Mutterſprache zu geben. Damit kann in gelegentlichen Hinweiſen nicht früh genug angefangen werden, und jeder Unterrichtsſtoff bietet Veranlaſſung dazu. Zum unmittelbaren Bewußtſein aber kommt ihm die Übertragung zuerſt dann, wenn ein fremdes Wort, deſſen Grundbedeutung er gelernt hat, plötzlich einen völlig anderen Sinn annimmt. Während er im Deutſchen von ſelbſt nie über die augenblicklich angewendete Bedeutung hinausdenkt, eröffnet ihm das Wörterbuch die Einſicht, wie unheimlich viele verſchiedene Bedeutungen ein und dasſelbe Wort haben kann. Hält dann der Lehrer einen entſprechenden deutſchen Ausdruck bereit, ſo wird dem Schüler auf einmal klar, daß im Deutſchen dieſelbe Mannigfaltigkeit, dieſelben Übergänge vorhanden ſind, nur daß er hier noch nicht darauf geachtet hat. Dabei wird man ihn faſſen, ihm ſagen, daß man nicht allein Schmetterlinge, Käfer und — Briefmarken, ſondern auch Wörter ſammeln und ſtudieren kann, wenn man nur das Fangnetz der Gedanken richtig ausſpannt, und eröffnet ihm dadurch ein reiches Feld eigener

Beobachtung, zu deſſen Bebauung es keiner beſonderen Gelehrſamkeit, ſondern nur einiger Aufmerkſamkeit bedarf.[1])

Ich wähle zwei Beiſpiele aus, die nicht der Bilderſprache angehören, weil dieſe uns ja auf jeder Seite aufſtößt. Wenn der Schüler zum erſtenmal bei Xenophon lieſt: ἐξέπεσεν ἐκ τῆς γῆς, ſo ſtutzt er. πίπτειν heißt „fallen“ und nichts anderes. „Er fiel zum Lande hinaus“ (wurde verbannt). Welch komiſcher Ausdruck! Es hat mir da ſtets Freude gemacht und Freude erregt, wenn ich den Überſetzenden darauf brachte, daß wir im Deutſchen genau dasſelbe ſagen, nur noch leichtbeſchwingter: er flog zur Tür hinaus. Oder wenn er vom göttlichen Odyſſeus lieſt: ἥσατο δ' αἰνῶς. Das iſt doch ſtark übertrieben! Aber ſagen wir nicht auf gut deutſch im Alltagsleben genau ſo: ich habe mich furchtbar, ſchrecklich gefreut? Daran, was das eigentlich bedeutet, haben wir noch nie gedacht. Schreiben darf man freilich zurzeit noch nicht ſo; aber auch unſer geläufiges Steigerungswort „ſehr“ beruht auf einer ganz ähnlichen Übertreibung.[2]) So erläutert der deutſche Ausdruck den griechiſchen, der griechiſche aber macht uns erſt auf die Eigentümlichkeit des deutſchen aufmerkſam, und wir haben einmal wirklich, was trotz aller Konzentrationspädagogik in der Praxis nicht allzu häufig gelingt, zwei Fliegen auf einen Streich getroffen.

Wie enge Fäden ſich ſchließlich von der klaſſiſchen Gedanken- und Geſtaltenwelt zu vielen einzelnen Meiſterwerken unſerer Literatur hinüberſpinnen, braucht nicht ausgeführt zu werden, weil hier beide Gebiete unmittelbar ineinander übergehen. Gewiß wäre es auch für den griechiſchen Lehrer eine lohnende und erſprießliche Aufgabe, etwa friſch nach der Lektüre des König Ödipus Schillers Braut von Meſſina vorzunehmen, — wenn er Zeit dazu hätte; allein auch er klagt, im Vertrauen geſagt, über „zu wenig Stunden“, um das, was ihm vorſchwebt, ganz zu erreichen, wenn er ſich auch mit dieſer ſehr unzeitgemäßen Klage nicht an die Öffentlichkeit wagt. Dazu aber iſt ſtets Zeit, hier und da auf Schillers Stück hinzuweiſen und

---

1) Als wir jüngſt am Fluchthorn in der Silvrettagruppe nach mühſeligem Abſtieg über Felſen und loſes Geröll auf ein ſtark geneigtes Schneefeld kamen und nun munter drauflos ſtapften, gleichviel wohin, wurde mir plötzlich klar, wie fein und treffend man auch im übertragenen Sinne ſagt „ſich gehen laſſen“. Dergleichen kann jeder finden; es macht Vergnügen und koſtet nichts, genau wie die Freude an Kunſtwerken, die wir in den Schülern jetzt neu zu erwecken verſuchen, und man kann, auch ohne eine Ahnung von Sprachwiſſenſchaft zu haben, ein gutes Stück auf dieſem Wege vorwärts kommen.

2) Zu der gleichen Betrachtung ladet eine Stelle in Platons Protagoras (341 A) ein. Als gelehriger Schüler des Sophiſten Prodikos, der zuerſt die Synonyma gegeneinander abzugrenzen und näher zu beſtimmen verſuchte, wundert ſich hier Sokrates darüber, daß das Adjektiv δεινός, furchtbar, wenn es im Sinne von „gewaltig, tüchtig, geſchickt“ ſteht, ſeine urſprüngliche Bedeutung eingebüßt hat.

die Schüler zur Selbstbeschäftigung damit anzuregen, die, weil sie unter ganz bestimmten Gesichtspunkten erfolgt, sicher nicht unfruchtbar sein wird.

So zeigt sich, daß der deutsche Unterricht auf dem Gymnasium sich nach verschiedenen Richtungen hin auf kräftige Unterstützung von außen verlassen darf, daß er infolgedessen und im bewußten Gegensatze zu anderen Lehrgegenständen eine größere Freiheit der Bewegung zu beanspruchen hat und daß er in den wenigen ihm zugeteilten Stunden vielleicht mehr leisten kann als anderswo.

II.

Fragen wir nunmehr, welche Nutzanwendungen sich aus diesen allgemeinen Betrachtungen für die Behandlung der altdeutschen Sprache, von der wir ausgingen, ergeben. Der deutsche Unterricht in der Obersekunda eines sächsischen Gymnasiums gehört wohl zu den dankbarsten Lehraufgaben, die es gibt, wegen der lebhaften Teilnahme, die ihm die Schüler entgegenbringen. Diese Teilnahme beruht zunächst nicht auf seiner nationalen Bedeutung, die man dem Schüler erst allmählich zum Bewußtsein bringen muß. Von Walther von der Vogelweide hat er noch kaum viel gehört, und dem Nibelungenlied steht er fast ebenso fremd gegenüber wie dem Homer.[1]) Aus beiden hat er auf früherer Stufe viel Schönes gehört und gelesen, und der Lehrer darf versuchen ihm nahezubringen, daß er vor vielen anderen jetzt gewürdigt wird, diese herrlichen Geschichten aus der Quelle selbst kennen zu lernen. Inwieweit er sich, wenigstens anfangs, auf diesen Vorzug etwas einbildet, bleibt ihm überlassen.

Das wirklich Einzigartige ist für ihn die Einführung in das Werden und Leben seiner Muttersprache, auf die ich, in Übereinstimmung mit Vogel, das größte Gewicht lege. Der Hauptreiz dabei beruht darauf, daß bei der wissenschaftlichen Betrachtung dieser Sprache etwas, was er noch eben leidlich zu kennen meinte, ihm plötzlich in ganz neuem Lichte erscheint. Das vile corpus, das er so lange als gewöhnliches Gebrauchsinstrument gedankenlos zu behandeln und zu mißhandeln gewohnt war, gewinnt unvermutet eine Seele, ein eigenes Leben, eine Geschichte, und er selbst sieht sich mitten hineingestellt in eine stetig fortschreitende Entwickelung, die von der grauen Vorzeit bis in die Gegenwart des heutigen Tages hineinführt; und jeder, selbst der neubackene Obersekundaner, kann an seinem bescheidenen Teile hemmend oder fördernd in ihren weiteren Gang eingreifen. Das ist eine gewaltige Offenbarung, wie sie dem Schüler sonst nirgendwo zuteil wird.

1) Vogel (Lehrgang S. 170) sieht darin vielleicht ein klein wenig zu schwarz; in der Hauptsache aber hat er mit seinem nüchternen Urteil über die angebliche Begeisterung der Schüler für das Nibelungenlied vollkommen recht.

Die Friſche dieſes Eindrucks ſollte nicht dadurch abgeſchwächt werden, daß ihm in früheren Jahren ſchon allzuviel davon verraten wird. Ich kenne treffliche deutſche Lehrer, die bereits in Untertertia munter Laute ſchieben, und zwar nicht ohne Erfolg. Wiſſen doch die Knaben auch die Steine ihres kunſtvollen Baukaſtens aufs geſchickteſte zu verſetzen, und wenn man ihnen ſagt, daß man jetzt etwas daran nehmen will, was ſonſt nur höheren Semeſtern geboten wird, ſo ſind ſie für alles zu haben. Ich aber muß dabei ſtets an die wenig beneidenswerten Kinder denken, die zu früh in die Alpen geführt werden: der erſte mächtige Eindruck iſt unrettbar verloren; denn wenn ſie ſpäter in urteilsfähigem Alter wieder dahin kommen, haben ſie ja „alles ſchon geſehen".

In Oberſekunda aber möchte ich dieſe bedeutſame Erkenntnis an die Spitze geſtellt wiſſen, und als der ſicherſte Weg zu dieſem Ziele iſt es mir immer erſchienen, vom Bekannten, d. h. von der Gegenwart auszugehen und zu beginnen mit einer kurzen Betrachtung unſerer heutigen deutſchen Sprache. In den vier Stunden, in denen ſich dieſe bequem erledigen läßt, wird eine Fülle neuer Geſichtspunkte gewonnen und eine Menge landläufiger Vorurteile zerſtört. Schon die Tatſache, daß wir eigentlich drei verſchiedene Sprachen haben, das Schriftdeutſch, die hochdeutſche Umgangsſprache und die heimiſche Mundart, hat ſich mancher noch nicht recht klar gemacht.

I. Die Schriftſprache, deren Entſtehung kurz geſchildert wird. Sie iſt das Feſtſtehende und ſcheinbar Maßgebende, das Einigende und Beharrende gegenüber der Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der Mundarten. Sie wirkt deshalb erhaltend, aber auch verſteinernd, darum muß ihr immer neues Leben aus der Volksſprache zugeführt werden; nur iſt nicht gerade der Schüler dazu berufen, damit den Anfang zu machen. Sieht man näher zu, d. h. lernt man zwiſchen Buchſtabe und Laut unterſcheiden, ſo iſt ſie recht unvollkommen und launiſch: ſie führt Buchſtaben, die nicht mehr ausgeſprochen werden, ſie verfügt über mehrere Zeichen für denſelben Laut (k und c, f, v und ph) und genügt anderſeits nicht, um ſehr deutliche Unterſchiede der Ausſprache zum Ausdruck zu bringen (b in bin und lebe). Das ſind Merkzeichen ihrer geſchichtlichen Entſtehung und ihres Alters, wie ſie in weit größerem Umfange das Franzöſiſche und Engliſche beherrſchen.

Dabei fällt der Blick auf die deutſche Schrift. Sie gehört keineswegs, wie man noch immer hören kann, zum unveräußerlichen Nationaleigentum; ſie iſt vielmehr eine verſchnörkelte lateiniſche Mönchsſchrift, die, früher allgemein im Gebrauche, jetzt nur noch bei uns und im Norden feſtgehalten wird. Und zwar kann man dies nur bedauern; denn ſie iſt

gegenüber den klaren Zügen der Lateinschrift unbequem und schwer lesbar. Wo findet sich ein Ladenschild in großen deutschen Lettern, und wieviel Zeit würde man brauchen es zu entziffern! Auch hat sie sich beim Schreiben schon manche Haken, Ecken und Winkel abgewöhnt (man denke an die alten Formen für H und A, wie letztere jedem aus dem Namenszug König Alberts bekannt war) und nähert sich im flüchtigen Gebrauche bei vielen bedenklich den lateinischen Zügen. Trotzdem hat der Schüler nach wie vor wenigstens seine Aufsätze gut deutsch zu schreiben[1]); denn in solchen Dingen muß der einzelne sich der Gesamtheit fügen, selbst wider besseres Wissen. Ich halte es nicht für bedenklich, dies und das Folgende über die Rechtschreibung unbefangen vorzutragen: einmal muß der Schüler doch über den Gegensatz zwischen Wissenschaft und Leben, Theorie und Praxis, die uns so manches sacrificium intellectus auferlegt, aufgeklärt werden.

Auch die Rechtschreibung büßt, vom höheren Standpunkt aus betrachtet, viel von dem Werte ein, der ihr auf der Schule und im Leben beigemessen wird und werden muß. Früher, in einer für die Schüler beneidenswerten Zeit, legte man weniger Gewicht darauf, dasselbe Wort stets mit denselben Buchstaben zu schreiben. Reste dieses Zustandes finden wir noch in unseren Familiennamen, bei denen man dieses Schwanken mit Glück benutzt hat, um die zahllosen Geschlechter der Schmidt, Meier usw. voneinander zu scheiden. Eine folgerichtige, alle befriedigende Orthographie wird nie erreicht werden, weil die historische und die phonetische Schreibung in Widerstreit miteinander liegen; auch die neueste erfreulicherweise vereinfachte Rechtschreibung ist nur durch Übereinkunft und mancherlei gegenseitige Zugeständnisse zwischen den Sprach- und Regierungsgewaltigen verschiedener Länder, die darüber zu Rate saßen, zustande gekommen. Daß aber in unserer viel schreibenden und noch mehr druckenden Zeit eine einheitliche Regelung auf diesem Gebiete eine Notwendigkeit und ein Segen ist, und daß man deshalb die sprachgeschichtlich durch nichts begründete Scheidung von das und daß, von wider und wieder und sogar die schwierigen großen und kleinen Anfangsbuchstaben geduldig auf sich nehmen muß, sieht jeder ein.

II. Die hochdeutsche Umgangssprache. Sie ist aus dem Schriftdeutsch, jedoch erst lange nach dessen Festsetzung, hervorgegangen und deshalb an dieses gebunden, aber nur in beschränktem Umfange. Da wo man sie am reinsten spricht, in Hannover, Hamburg und sonst im plattdeutschen Sprachgebiete, hat man sie überhaupt erst aus dem Schriftdeutsch gelernt; folglich kann diese Aussprache für uns nicht maßgebend sein, noch weniger

1) Besonders soll er nicht nach einer verbreiteten Schülerunsitte einzelne Wörter, z. B. Eigennamen, im deutschen Texte lateinisch schreiben. Wie häßlich sich dies ausnimmt, kann man an alten Drucken sehen.

die lange hochgehaltene Schulmeiſterregel, man ſolle möglichſt ſo ſprechen (ſ=prechen), wie man ſchreibt. Wie ſpricht man denn überhaupt bei uns in Dresden „gut hochdeutſch“? Das zeigt ein lehrreiches kleines Experiment. Ich ſage den Schülern irgendein Sätzchen vor, vergewiſſere mich, ob ich es auch richtig und gebildet ausgeſprochen habe, und fordere ſie auf, das, was ſie jetzt wirklich gehört haben, ins Heft, bzw. an die Wandtafel zu ſchreiben. Das Ergebnis iſt verblüffend und erheiternd zugleich; es dauert meiſt geraume Zeit, bis die ſcheinbar kindlich leichte Aufgabe gelöſt iſt:

der Vater hat euch ſein Häuschen gezeigt.
dr fätr hat oich sain hois'chn gezaicht.

So wenig achten wir darauf, wie wir täglich reden und reden hören![1]) Ebenſo hat die Umgangsſprache überall, wo ſie nicht gemacht, ſondern geworden iſt, ihre landſchaftliche Färbung, und das iſt ihr gutes Recht. Nur muß ſie, was ihr Zweck iſt, allgemein verſtändlich bleiben. Ob jeder dieſes Ziel erreicht, das kann er auf Ferienreiſen an die See oder in die Alpen erproben und wird dabei merkwürdige Dinge erleben. Hüten aber muß er ſich dabei, d. h. nicht bloß auf Ferienreiſen, vor den ſchlimmſten ortsüblichen Unarten: er ſoll nicht inlautendes ā nach o hinüberziehen (schpröche, schtrösse[2]) und immer bedenken, daß media „weich“ und tenuis „hart“ bedeutet, wobei freilich der Fehler, daß wir, je ſchöner wir die tenuis herauszubringen uns bemühen, deſto deutlicher eine aspirata ſprechen (thenuis), kaum mehr auszurotten ſein wird.

III. Die Mundart. Wir haben hier den oberſächſiſchen oder meißniſchen Dialekt[3]), der einen Teil des Mitteldeutſchen bildet. Aber die übliche Einteilung der Mundarten reicht nicht aus, um ihre unendliche Mannigfaltigkeit zu bezeichnen. In Wahrheit hat, wovon man ſich leicht durch Beobachtung überzeugen kann, jede Stadt ihre eigene Sprache, ja jedes Dorf unterſcheidet ſich durch beſtimmte Merkmale vom Nachbardorfe. Darin liegt zugleich der Grund dafür, daß in einem Kulturvolk jeder Gebildete ſich der gemeinverſtändlichen Umgangsſprache bedienen muß. Aber es iſt ein albernes Vorurteil, wenn man das, was man auf der Gaſſe, auf dem Markte und wohl auch in den Schulpauſen hört, als rohes oder verdorbenes Deutſch bezeichnet. Wiſſenſchaftlich betrachtet iſt es vielmehr die einzig

1) Wenn man will, kann man daran eine erbauliche Betrachtung knüpfen, wie gedankenlos, wie blind und taub namentlich wir Großſtadtmenſchen auch ſonſt in den Tag hineinleben.

2) Auch ſoll er das durchaus berechtigte sch in dieſen Wörtern mit etwas verengerter Mundöffnung, d. h. nicht ſo breit ausſprechen wie in Schritt, Schein.

3) Jüngſt eingehend behandelt von Paul Schumann: Der Sachſe als Zweiſprachler, in der Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers, 1904, Nr. 24 ff. (auch in Sonderabdruck).

wahre, weil natürliche und folgerichtige Weiterbildung der alten Sprache. Darum hat sie sich auch vielfach gute alte Formen bewahrt, über die der Unwissende ahnungslos ebenfalls die Nase rümpft: bis stille, inzwee (entzwei, aus in-zwei), das e der Adverbien in sehre, feste, das gesprochene h in sich (= sieh), hoch, höcher (vgl. es geschicht, Geschichte) und anderes, was sich bei der Lektüre herausstellen wird. Das Merkwürdigste aber ist, daß diese gemeine Volkssprache, ohne es selbst zu ahnen, sich nach ganz bestimmten Gesetzen richtet, die ihre Erklärung in längst verschwundenen Spracherscheinungen finden. Für mhd. ei und ou tritt regelmäßig ē und ō ein, dagegen nie für mhd. (und plattdeutsch) ī und ū; man sagt zwee kleene Schteene, toobe Nüsse, aber nie meen Hoos, dree Tooben. Darum Hochachtung vor der heimischen Mundart! Schon Goethe sagt von ihr: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in dem die Seele Atem schöpft."

Durch diese Einleitung[1]) ist ein stimmender Akkord gewonnen und die Teilnahme der Schüler für das, was kommen soll, rege geworden. Inzwischen hat die Lektüre schon begonnen. Die von der sächsischen Lehrordnung gewünschte *vorausgehende* kurze Einführung in die Anfangsgründe des Mittelhochdeutschen schrumpft auch bei mir[2]) zusammen zu dem Hinweis auf einige handgreifliche Unterschiede zwischen der alten und neuen Sprache, die sich gleich auf der ersten Seite von selbst aufdrängen. Man kann hier, wie Hildebrand und auch Vogel betonen, fröhlich darauf los raten lassen, bis der Schüler allmählich festeren Boden unter den Füßen spürt. Vieles läßt sich, da wir ja keine fremde Sprache vor uns haben, mit *einem* Worte abtun; anderes wird am Schluß der Stunde erörtert, wobei ich besonderen Nachdruck auf den Bedeutungswandel, auf die Verengung und Erweiterung, Erniedrigung und Veredelung des Wortsinnes lege. Dadurch gewinnt der tote Buchstabe Leben, die kulturgeschichtliche Stellung, der Gefühlswert der Wörter tritt hervor, und ganz von selbst finden sich Beispiele, welche zeigen, wie auch in der heutigen Sprache ein stetes Kommen und Gehen, Werden und Vergehen stattfindet.[3])

1) Sicher verfahren manche Amtsgenossen schon längst in ähnlicher Weise; gelesen aber habe ich noch nichts darüber und hielt es deshalb für nicht unangebracht, darauf einzugehen.

2) Vgl. Vogels Lehrgang S. 171.

3) Ein hübsches Beispiel liefert der *Wandel der höflichen Anrede*, auf den man durch frouwe und frouwelîn geführt wird. Im vergangenen Jahrhundert ist erst das *Fräulein*, dann das *gnädige Fräulein* aus höheren, anfangs unnahbaren Sphären in die niederen herabgestiegen. Ich entsinne mich, daß noch im Anfang der achtziger Jahre eine sonst sehr humane Leipziger Professorenfrau sich darüber aufregte, daß jemand nach ihrem Dienstmädchen als nach „Fräulein Anna" gefragt hatte;

Einige Stücke der Sprachgeſchichte ſchalte ich in die Literaturgeſchichte ein: die Lautverſchiebung wird beim Gotiſchen behandelt, und die Hauptunterſchiede zwiſchen Ahd. und Mhd. ergeben ſich bei der Mitteilung althochdeutſcher Proben. Nur einmal unterbreche ich das Leſen, um einige grammatiſche Grunderſcheinungen, die noch jetzt die Geſtalt der Sprache beſtimmen, im Zuſammenhange darzulegen: Umlaut und Brechung, ſtarke und ſchwache Deklination und Konjugation.[1]) Beſonderes Intereſſe erregt dabei die ſchwerbegreifliche aber offenkundige Neigung der heutigen Sprache, die wenigen noch vorhandenen Endungen nach und nach abzuſtoßen. Der Konjunktiv des Präſens wird nicht ſelten durch den des Präteritums erſetzt, und an deſſen Stelle breitet ſich die häßliche Umſchreibung mit „würde" aus. Vor allem aber ſucht man den Genitiv, bisweilen geradezu auf unbequemen Schleichwegen, zu umgehen; man ſagt nicht mehr: das Buch meines Freundes, ſondern: das Buch von meinem Freunde, oder gar: meinem Freunde ſein Buch.[2]) Es bereitet ſich hier die in anderen modernen Sprachen längſt durchgeführte Umſchreibung der Kaſus durch Präpoſitionen vor (de und à, of[3]) und to), und man wird die Schüler auffordern, in dieſem Kampfe das Ihre zur Erhaltung des guten Alten beizutragen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß man einige unmögliche Genitive in den Aufſätzen anzuſtreichen hat.

Bei der Lektüre ſtellt Vogel (Lehrgang S. 170) das Nibelungenlied in den Mittelpunkt und an die Spitze. Auf unſerer Schule iſt es ſo eingebürgert, mit Walther zu beginnen, daß es ſogar das Kopfſchütteln meines Parallelkollegen erregte, als ich einmal, der Anregung Vogels folgend, mit dem Nibelungenlied anfing.

---

heutzutage darf jede Köchin verlangen, von Fernerſtehenden ſo angeredet zu werden. Iſt es da zu kühn zu vermuten, daß einſt der Tag kommen wird, wo auch der dienſtbare Hausgeiſt zum „gnädigen Fräulein" aufrückt, wenn dieſes erſt einmal in den oberen Schichten durch eine noch feierlichere Formel verdrängt worden iſt?

1) Vgl. Vogels Lehrgang S. 173 f.

2) Ob letztere Umſchreibung auch in anderen Teilen Deutſchlands um ſich greift, weiß ich nicht zu ſagen. Landſchaftliche Unterſchiede ſind hier überall vorhanden. So machte ein Schüler ganz richtig darauf aufmerkſam, daß in dem benachbarten Böhmen auf Ladenſchildern der Name des Geſchäftsinhabers noch im Genitiv ſteht (K. K. Tabak-Kleinverſchleiß des Nepomuk Kraſſelt), während bei uns die Präpoſition von ſchon völlig durchgedrungen iſt.

3) Nur der ſog. ſächſiſche Genitiv hat die alte Bildung bewahrt. Überhaupt läßt ſich das Engliſche, deſſen wahlfreier Unterricht in Oberſekunda beginnt, mehrfach mit Nutzen für das Verſtändnis mittelhochdeutſcher Erſcheinungen verwerten (z. B. I shall go ich werde gehen). Das Plattdeutſche, welches anderswo zur Hand iſt, liegt unſeren Schülern noch zu fern. Ich wenigſtens habe mit der Aufforderung, Reuter zu leſen, trotz verlockender Schilderungen wenig Glück gehabt.

Für beides lassen sich, wie ich denke, Gründe ins Feld führen, und die Entscheidung ist schwer. Für das Nibelungenlied spricht der natürliche Entwickelungsgang der Literatur, die überall von erzählender Dichtung ausgeht und erst später, wenn die Einzelpersönlichkeit erhöhte Bedeutung gewonnen hat, auch den Gedanken und Gefühlen des Individuums bleibenden Ausdruck verleiht. Damit steht im Einklang, daß die Jugend auch noch auf dieser Stufe dem Sachlichen, der Erzählung, das größere Interesse entgegenbringt. „Gedichte" haben sie überdies schon genugsam gelesen, gelernt und deklamiert; ein großes deutsches Epos ist ihnen etwas Neues. Auch findet die Liebes- und Gedankenlyrik Walthers, wenn man sie erst im Winter liest, die Schüler wenigstens etwas älter und reifer als am Anfang des Jahres. Endlich hat das Verständnis Walthers am Geschichtsunterricht eine kräftige Stütze. Dieser umfaßt nach dem sächsischen Lehrplan in Obersekunda die römische Kaiserzeit und das Mittelalter. Somit findet der deutsche Lehrer im Winter den historischen Hintergrund, von dem sich Walthers Persönlichkeit abhebt, bereits fertig gezeichnet vor, während er ihn im Sommer selbst mit einigen Strichen notdürftig umreißen und auf künftige eingehende Belehrung verweisen muß. Das ist willkommen und wertvoll; denn auf die geschichtliche Bedeutung von Walthers Lyrik ist besonderes Gewicht zu legen. Daß der Schüler sich für den seltsam gebundenen Minnedienst erwärme, ist kaum zu verlangen. Um so näher kann man es ihm bringen, daß er hier vielleicht zum ersten und einzigen Male in seinem Leben eine Stimme aus dem deutschen Mittelalter mit eigenen Ohren vernimmt, und daß diese Zeit- und Stimmungsbilder eines vielerfahrenen Mannes, dessen Herz so warm für sein Vaterland schlug, mehr bedeuten, als die Kunde von vielen Einzelereignissen, welche die Chroniken trocken aneinanderreihen.

Trotzdem hat mich abermals die praktische Erwägung, wie der Schüler am sichersten gleich in den ersten Stunden an den neuen Gegenstand gefesselt werden könne, bestimmt, zu unserer alten Gepflogenheit zurückzukehren. Für die Einführung in diese halb bekannte, halb unbekannte Sprache, die auf Schritt und Tritt dem anscheinend leichten Verständnis verborgene Fallstricke legt, schien mir ein großes Epos in seiner langsam fortschreitenden Erzählung nicht zu taugen. Auch in Vogels Lehrgang klingt aus verschiedenen Stellen heraus, daß es ihm im Anfang nicht leicht wird, die Schüler für das Nibelungenlied zu gewinnen, während er findet, „daß sie die lyrischen Gedichte sehr gern lesen und inhaltlich wohl auffassen und nachempfinden, durchschnittlich in höherem Maße als das Nibelungenlied" (S. 181). Und ich will unumwunden gestehen, daß es mir und den Schülern langweilig war, uns durch die ersten Aventüren hindurchzuwinden.

Ein solcher Eindruck aber ist gefährlich; denn er überträgt sich leicht auf die Fortsetzung. Wenn ich dagegen Walther zuerst in Angriff nehme, bin ich lebhafter Anteilnahme gewiß. In jeder Stunde ein rundes nettes Bild, vielleicht durchleuchtet von des Dichters schalkhaftem Humor, der ebenso über alle Zeitunterschiede erhaben ist wie seine Freude am Frühling — namentlich wenn man die Gedichte im Frühling liest! — und an schönen Frauen; dazu das instinktive Gefühl, daß es doch nicht so schwer sein kann, in die Geheimnisse des Mittelhochdeutschen einzudringen.

Kommen wir dann im Winter zum Nibelungenlied, so sind die ersten Seiten rasch überflogen und wir mittendrin in der Verwickelung der gewaltigen Handlung. Sobald der formelhafte epische Wortschatz einigermaßen angeeignet ist, wird im Urtext gelesen und nur an schwierigen Stellen übersetzt oder durch Fragen nach einzelnen Wörtern oder nach dem Zusammenhange das vorhandene Verständnis festgestellt. Namentlich dadurch wird es möglich, alle Hauptstücke wirklich zu lesen, während die minder wichtigen Abschnitte geeigneten Stoff zu Vorträgen bieten, und so dem Schüler den Durchblick durch das Ganze, auf den alles ankommt, zu vermitteln.[1]) Ja es bleibt wohl noch Zeit übrig, irgendein klassisches Drama vorzunehmen.

Davon zum Schlusse noch ein Wort! Vogel möchte aus Obersekunda die Beschäftigung mit der neueren Literatur, die ja auch der Lehrplan nicht vorschreibt, ganz ausschalten, um dem Altdeutschen keinen Abbruch zu tun. Ich verstehe diesen Standpunkt und erkenne seine Berechtigung voll an. Wenn ich ihn nicht ganz teile, so bestimmen mich dazu wieder Erwägungen praktischer Art. Der Schüler ist in Untersekunda in unsere dramatischen Meisterwerke eingeführt worden, und in Unterprima soll diese Tätigkeit wieder aufgenommen und vertieft werden. Ist es da nicht wünschenswert, daß wenigstens ein dünner Verbindungsfaden den Zusammenhang zwischen beiden Klassen aufrecht erhält? Mit der bloßen Anregung

1) Es ist dies keine leichte Aufgabe, aber sie muß unbedingt gelöst werden. Es empfiehlt sich deshalb auch nicht, dem Schüler nur ein mittelhochdeutsches Lesebuch in die Hand zu geben, wie dies z. B. in München geschieht, auch wenn dadurch Gelegenheit geboten wird, noch Abschnitte aus der Gudrun oder anderen Dichtungen im Urtexte zu lesen. Vom Nibelungenlied ist der Lachmannsche Text (A) schon aus dem äußerlichen Grunde vorzuziehen, weil er weit über 100 Strophen weniger enthält als C. Im übrigen aber ist diese Ausgabe (Der Nibelunge Noth und die Klage, 12. Abdruck. Berlin, Reimer, 1901) leider so wenig wie möglich geeignet für den Schulgebrauch. Der Schüler muß die „Klage" als toten Ballast mit sich herumschleppen, der weite Abstand zwischen den beiden Halbversen erschwert geradezu das Lesen und das Verständnis, und ersteres wird außerdem durch die mangelnde Unterscheidung zwischen z und ȝ gestört. Der Reimersche Verlag würde sich daher den Dank vieler verdienen, wenn er einen den Bedürfnissen der Schule angepaßten Abdruck des Textes veranstaltete.

zur Privatlektüre ist es nicht getan; ein diesem Gebiet entlehnter Aufsatz wird ohne vorausgegangene Erläuterung nur sehr selten gelingen. Somit bleibt nur übrig, ab und zu ein Drama, das vorher zu Hause gelesen oder noch besser im Theater gesehen worden ist, kurz zu besprechen, dergestalt etwa, daß eine Stunde auf jeden Aufzug verwendet wird und daß zugleich ein Aufsatz und einige Vorträge mit herausspringen. Man kann, um Zeit zu sparen, dabei das eine Mal den Aufbau des Stückes und seiner Motive, ein andermal die Entwickelung der Charaktere in den Vordergrund stellen. Ein solches abgekürztes Verfahren ist nach den eingehenden Besprechungen in Untersekunda durchaus am Platze und oft wirksamer, als wenn, wie es zuweilen noch vorkommen soll, ein Stück nach allen Richtungen hin zerfasert und mit gelehrten Randscholien überreichlich versehen wird.

Für das Nibelungenhalbjahr ist Hebbels gewaltige Nibelungentragödie der gegebene Stoff, wenngleich sich der Unterschied zwischen epischer und dramatischer Behandlung nicht so deutlich daran aufzeigen läßt, wie ich anfangs hoffte. Im übrigen aber möchte ich nachdrücklich empfehlen, ein oder das andere von Schillers Hauptwerken hier vorzunehmen, da die Beschäftigung mit ihm in Prima zu leicht durch neue umfangreiche Aufgaben zurückgedrängt wird. Namentlich in Oberprima steht Goethes allumfassendes Wirken meist zu sehr im Vordergrund, als daß ausreichende Zeit übrigbliebe, z. B. den Wallenstein eingehend zu besprechen, worin doch Jäger (a. a. O. S. 365 ff.) eine der wichtigsten und dankbarsten Aufgaben dieser Klasse erblickt. Überhaupt habe ich den Eindruck, als ob die lebendige Kenntnis Schillers unter den Schülern in neuester Zeit zurückginge, ja als ob gerade die reiferen unter ihnen, angesteckt von moderner Hyperkritik, sich manchmal schon über ihn erhaben dünken. Das muß mit allen Kräften verhindert werden, wir müssen unserer Jugend die Begeisterungsfähigkeit, die von Schiller ausströmt, um jeden Preis erhalten, heute mehr als je zuvor. Darum sei ihm auch in unserer Obersekunda ein bescheidener Raum vorbehalten, selbst wenn sich derselbe, wie ich gern zugebe, dem Altdeutschen schwer abdingen läßt. Auch dies ist für mich ein Stück der Freiheit, die der deutsche Unterricht vor anderen voraushaben soll.

Die Behandlung deutſcher Dichtungen und die Verwendung nationaler Poeſie im geographiſchen Unterricht.

Von **Alb. Schaefer** in Duisburg.

In der Dezembernummer des 17. Jahrgangs hat Herr Oberlehrer Hanno Bohnſtedt unter der gleichen Überſchrift einen kleinen pädagogiſchen Aufſatz erſcheinen laſſen, zu dem er durch die einleitenden Worte meiner Programmarbeit „Ein Pegaſusritt durch Rußland. Beitrag zu einem poetiſchen geographiſchen Leſebuche“ (Bericht der ſtädtiſchen höheren Mädchenſchule in Duisburg, Oſtern 1902) angeregt worden iſt. Möglicherweiſe iſt die Bekanntſchaft mit meinen Zeilen auch noch für einen anderen Kollegen mit der Anlaß dazu geweſen, einen ähnlichen Gedanken den Lehrern ſeiner Provinz empfehlend vorzulegen; denn der Bericht der ſtädtiſchen höheren Mädchenſchule in Altona 1903 hat als Beilage: „Die Heimatdichtung im Unterricht“ von W. Peper. Jedenfalls iſt alſo die Annahme, daß Programmarbeiten doch nicht angeſehen würden und ſchon deshalb eine höchſt überflüſſige, die Herſtellungskoſten unnötig verteuernde Zugabe zu den Jahresberichten der Schulen ſeien, was verſchiedene Stadtverordnetenverſammlungen ſogar zur völligen oder teilweiſen Streichung dieſes Poſtens aus dem Etat der höheren Lehranſtalten geführt hat, doch nicht ſo ganz zutreffend. Leugnen läßt ſich allerdings nicht, daß das harte Wort „Legt's zu dem übrigen!“ in Beziehung auf dieſen „Schmuck“ wohl ſchon häufig genug von den Wänden des Konferenz- oder Bibliothekzimmers aufgefangen worden iſt. Ich ſage dem Kollegen daher zunächſt meinen Dank dafür, daß er meine Arbeit durch ſeine ‘Beſprechung’ aus der Bibliotheksruhe heraufbeſchworen und zum Erſcheinen vor einem auserleſenen Publikum gezwungen hat; das iſt bedeutend mehr, als ich jetzt noch erwarten konnte, nachdem meine perſönliche Zuſendung derſelben gleich nach ihrer Veröffentlichung (Oſtern 1902, nicht „vorjährig“) an eine ganze Reihe von Schulmännern „zur Begutachtung des Gedankens“ ſehr wenig Erfolg gehabt hatte. Ich darf daher wohl auch für mich das Recht in Anſpruch nehmen, ſelber noch ein Wörtlein mitzureden, um einige meiner Ausführungen, auf die mein Herr Kritiker die Aufmerkſamkeit beſonders hingelenkt hat, in ein beſſeres Licht der Betrachtung zu rücken.

Der beſchränkte Raum, der mir in dem Jahresbericht zur Verfügung ſtand, hat mich dazu gebracht, die einleitenden (pädagogiſchen) Bemerkungen in kürzeſter Form zu geben, zumal da der Pegaſusritt ſelbſt die Hauptſache ausmachen ſollte, und die Gelegenheit, nun noch eine Nachſchrift folgen laſſen zu können,

wird von mir gern ergriffen. Zuvor jedoch folgende Bemerkung. Der Herr Kollege spricht immer nur von Schülerinnen und von Mädchenlehrern, als handele es sich um ein poetisches geographisches Lesebuch zum Gebrauch für Lehrer an Mädchenschulen. Die Art des geplanten Buches — denn ein richtiges Buch, nicht ein „Büchlein" oder „Schriftchen" würde bei voller Ausführung des Gedankens herauskommen — gibt zu einer solchen Beschränkung doch keinerlei Anlaß, ebensowenig, wie Dr. Buchholz seine Hilfsbücher zur Belebung des geographischen Unterrichts, denen eine derartige Sammlung von Gedichten beigegeben werden sollte, nur für diese Anstalten geschrieben hat, obwohl er Mädchenlehrer war. Es gilt demnach ganz allgemein die Frage zu erörtern: „Inwieweit wären 'Bilder aus der Länder- und Völkerkunde in poetischer Form' gerade auch ein Lehrerbuch, und wie hätte diese Gedichtsammlung inhaltlich auszusehen?" — Ich habe die Konjunktivformen gewählt, da nur die Anlage eines erst herauszugebenden, nicht die eines bereits erschienenen Buches erwogen werden soll, obendrein aber auch überhaupt noch keine ausgeführte gleichartige Arbeit vorhanden ist, auf die hingewiesen und aus der gelernt werden könnte.

In dem kurzen Vorwort zu meinem Pegasusritt durch Rußland ist die aufgeworfene Frage von mir mit knappen Worten folgendermaßen zu beantworten versucht worden: „Ich selbst stehe auf dem Standpunkte, daß alle solche Hilfsbücher (geographische Lesebücher, Charakterbilder, Reiseskizzen, Zonenbilder usw.) nicht im Unterricht, sondern nur für den Unterricht Verwendung finden dürfen. Es geschieht auch wohl kaum, daß der Lehrer in der Stunde an der Krücke des Vorlesens geht, nur beziehe man diesen Ausdruck — das füge ich schon der von mir vertretenen Sache wegen hinzu — nicht auf das vielmehr empfehlenswerte Verfahren, gelegentlich ein besonders passendes Gedicht, passend auch dem Umfange nach (!), als Zugabe den eigenen Worten folgen zu lassen. Am geeignetsten sind dazu solche Gedichte, die eine Sage oder sonst einen einzelnen Vorgang behandeln, der aber nicht etwa ganz allein einen äußeren Anknüpfungspunkt darbieten darf, wie a. a. O. (bei Dr. Buchholz in der zweiten Auflage der Charakterbilder aus Europa) der Löwe von — Florenz (Gedicht von Bernhardi) und der große Hund bei — Haag („Der Bauer und sein Sohn" von Gellert) oder Arion in — Tarent (A. von Schlegel), der betrübte Witwer von — Poitou und Hans Nord in — London (Gellertsche Gedichte); er muß vielmehr in wirklicher, innerer Beziehung zu dem geographischen Objekt stehen. Derartige poetische Erzählungen ließen sich nun auch wohl ohne große Mühe in hinreichender Zahl zusammenstellen. Für ein selbständiges, d. h. nicht als Anhang zu einem anderen geographischen

Hilfsbuche beigegebenes poetiſches geographiſches Leſebuch ſind aber auch ſie doch noch mehr ſchmückendes Beiwerk[1]), den Hauptinhalt einer derartigen Sammlung haben ſolche Gedichte auszumachen, aus denen der Lehrer wertvolle Anregungen für die Darbietung im Unterricht ſchöpfen und ſein Wiſſen bereichern kann." Etwas ſpäter folgt noch eine Bemerkung über die Notwendigkeit des Heranziehens nationaler Sänger der verſchiedenen Länder (in deutſcher Überſetzung) und eine zweite Bemerkung über die Beigabe von Erläuterungen zu den Gedichten. Damit hatte ich meine Anſicht über die Anlage eines ſolchen Buches vorgetragen, nun kam das Beiſpiel, das den Beweis dafür erbringen ſollte, „daß ein ſolcher Pegaſusritt uns wirklich neben dem Ergötzlichen außerordentlich viel des Erſprießlichen bietet, und der Ritt geht deshalb in ein — von deutſchen Dichtern — verhältnismäßig weniger oft beſungenes Land, um zugleich den Nachweis zu liefern, daß wir, ganz allein auf einen ſolchen poetiſchen Baedeker angewieſen, jedes beliebige Reiſeziel wählen und uns doch immer unter Land und Leuten prächtig umſehen können".[2])

Wie ſtellt ſich nun der Herr Kollege in ſeinem Aufſatze zu dieſen meinen Auslaſſungen? In dem Teile ſeiner Beſprechung, den er mir als Entwurf zu einer Vorrede für meine Pegaſusritte gütigſt zur freien Verfügung ſtellt, warnt er den Geographielehrer eindringlich davor, ſich durch die lockende Bequemlichkeit der dargereichten poetiſch-geographiſchen Geſtaltenfülle zu der Meinung verführen zu laſſen, als verbeſſere er durch reichliches Vorleſen dieſer Stoffe ſeinen Unterricht, oder als brauche er ſelbſt ſich nun weniger gut vorzubereiten und könne zu einem großen Teil der Poeſie das Erzielen der Erfolge überlaſſen, die er ſonſt durch ſeine eigenen

---

1) Ich mache auf die letzten Worte noch beſonders aufmerkſam, da in der Beſprechung folgender Satz als Inhaltsangabe dieſes Teiles meiner Ausführungen ſteht: „Die ausgewählten Dichtungen ſollen womöglich eine Sage oder einen einzelnen Vorgang behandeln."

2) Da mir in der Kritik die Worte „neben ruſſiſch-patriotiſchen Dichtungen von Zarenlob und national geſtimmter Volks- und Heimatsliebe" den Tadel zu enthalten ſcheinen, als ſeien nur ſolche Gedichte von mir ausgewählt worden, die die ruſſiſchen Zuſtände in den ſchönſten Farben malten, und es könne daraus geſchloſſen werden, daß auch bei der Behandlung der übrigen Länder dies — einſeitige — Verfahren in Anwendung kommen werde, ſo gebe ich hier eine Reihe von kleinen Auszügen aus dem Pegaſusritt ſelbſt. Bei einem Gedicht von Lermontow (Nr. 2) heißt es gleich, daß es uns „die Verhältniſſe in Rußland mit kritiſcheren Blicken betrachten läßt", und außerdem vergleiche man den Inhalt der Gedichte Nr. 5, 6 und 7, ſowie die einleitenden Worte und den Zuſatz zu dieſer Nr. 7 (einem Gedichte des Grafen A. Tolſtoj) und die Erläuterungen zu Lenaus „nächtlicher Fahrt" (Nr. 20).

ſchwachen Worte zu erreichen ſtreben müßte; er möge auch wohl bedenken, daß für die Poeſie um der Geographie und um ihrer ſelbſt willen nicht viel Raum in der Geographie bleibe. Ausnahmen läßt er zu, gelegentliche, ſparſam geübte Mitteilung deutſcher Dichtungen (er nennt Lenau, Storm, A. Droſte, Kl. Groth und Hebbel, die Schilderung des einſamen Felſeneilandes in Chamiſſos Salas y Gomez), um durch ſie den Unterricht an Höhepunkten beleben und mit Stimmung durchhauchen zu laſſen.

Ich glaube, hiermit den Inhalt ſeiner beredten Darlegung ganz knapp, doch richtig wiedergegeben zu haben, ſehe dann aber auch zwiſchen ſeinen und meinen Ausführungen — bis auf ſeine allerletzten Bemerkungen, wenn ich ſehr genau ſein will — keinen Unterſchied, wie eine Vergleichung mit folgenden, aus meiner Arbeit ſinngemäß ausgezogenen Sätzen ergibt: 1. Die Gedichte ſollen nicht im Unterricht, ſondern für den Unterricht Verwendung finden. 2. Vorleſen erſetzt die eigenen Worte nicht. 3. Gelegentlich kann der Lehrer den eigenen Worten ein paſſendes Gedicht als Zugabe folgen laſſen. 4. Dies Gedicht muß auch dem Umfange nach paſſend ſein. — Ich könnte demnach den liebenswürdigen Vorſchlag des Herrn Kollegen, ſeine mahnenden Worte für meine Vorrede zu verwerten, unbedenklich annehmen, wenn ich nicht ſchon aus dem Grunde dankend ablehnen müßte, weil von mir ſelbſt längſt dafür Sorge getragen worden iſt, und es ſoll ihm am Schluſſe auch nicht vorenthalten bleiben, zu erfahren, wie ich ohne ſeine an ſich von mir gewiß hochgeſchätzte Beihilfe das Vorwort geſtaltet habe. Sonſt alſo könnte ich ſeinen Vorſchlag ohne Einſchränkung annehmen, denn auch ſeine allerletzten Bemerkungen, von denen ich kurz vorher ſprach, enthalten, mit meinen entſprechenden Äußerungen zuſammengeſtellt, keinen prinzipiellen, ſondern nur einen Gradunterſchied. Er will allein den deutſchen Dichtern das Wort geben, ich zugleich auch den nationalen Sängern anderer Völker, und auf dieſen Punkt möchte ich ſpäter in einem anderen Zuſammenhange noch ausführlicher zurückkommen; er will ferner nur an Höhepunkten des Unterrichts das Heranziehen von Gedichten geſtatten, ich dagegen auch an — Ruhepunkten (um zunächſt mit einem einzigen Ausdruck auszureichen); er will endlich nur — Stimmungsbilder vorgeführt wiſſen, unter welcher Bezeichnung hier kurz alles das verſtanden ſein ſoll, was er auf S. 776 (erſte Hälfte) auseinanderſetzt, ich halte dafür am geeignetſten „ſolche Gedichte, die eine Sage oder ſonſt einen einzelnen Vorgang behandeln, der aber in wirklicher, innerer Beziehung zu dem geographiſchen Objekt ſtehen muß“. Was für Gedichte gewählt werden können, hängt doch von der Reife der Schüler ab, die ich damit bekannt machen will. Der Herr

Kollege würde bei ſeiner Forderung, „dem Schüler ein Verſtändnis dafür zu erſchließen, wie etwa landſchaftliche Stimmungen und volkstümliche Gemütsbeſchaffenheiten, durchs Dichtergemüt vertieft und verklärt, dem Poeten Schöpfungen entlocken, die in uns dieſe Gemütszuſtände oder Charakterbeſchaffenheiten . . . wiederzuſchaffen oder nachzuahmen berufen und geeignet ſind", ſich auf die oberſte Stufe beſchränken müſſen. Er hat gerade in dieſem Zuſammenhange z. B. Hebbel genannt, über deſſen Verwendbarkeit im Unterricht der holſteinſche Kollege, deſſen Programmarbeit von mir gleich zu Anfang erwähnt worden iſt, alſo ein Landsmann Hebbels, folgende Meinung hegt (S. 7): „Hebbels überaus ſubjektive, von früh her an tiefgreifenden Problemen ſich zergrübelnde Poeſie hat der Jugend noch nichts zu ſagen." (Unter den rund 80 Dichtungen, an deren Hand ſpäter eine Wanderung durch Schleswig-Holſtein angetreten wird, findet ſich daher denn auch nur ein einziges Hebbelſches Gedicht, „Ein Dithmarſiſcher Bauer".) Will er die Poeſie überhaupt zulaſſen, ſo hat er auch ſolche Stoffe nicht auszuſchließen, die ihm ſein Vorhaben auf den Stufen weiter unten gleichfalls ermöglichen.

Auch ſeine Mahnung, es ſei im Geographieunterricht ein treues, pünktlich ſorgſames Auskaufen jeder Stunde nötig und viel Erziehung zu ſtraffem Denken und viel konzentrierte, durch keine Nebendinge und keine disziplinariſche oder poetiſche Gemütserregung abgelenkte Aufmerkſamkeit (S. 776 unten), findet bei mir ſchon gebührende Berückſichtigung. Denn Ruhepunkte im Unterricht muß es trotz alledem geben, und wenn er dieſe auch nur ſparſam dann und wann an den Schluß oder an den Anfang der Stunde verlegen will. — An den Anfang der Stunde? Ich meine damit folgendes in Beziehung auf unſeren Gegenſtand: Der Lehrer hat für den von ihm gerade durchgenommenen Stoff ein paſſendes ſchönes Gedicht in Bereitſchaft, dem Inhalte nach der Stufe angemeſſen, die vor ihm ſitzt. Er beginnt ſeinen Unterricht mit dem Vortrag dieſer Dichtung, ſchließt daran die Frage: Wohin führt uns das Gedicht? und läßt dann in gewohnter Weiſe das Penſum der vorigen Stunde wiederholen. — Ebenſo iſt es, meine ich, doch auch ſelbſtverſtändlich, daß in ſolchen Fällen nur derartige poetiſch-geographiſche Stoffe gewählt werden, die von den Schülern ohne Kopfzerbrechen „verarbeitet" werden können, auf eine förmliche Beſprechung, auf ein Herausholen des Grundgedankens und dergleichen wird an dieſer Stelle doch wohl eo ipso auch der Lehrer verzichten, der im deutſchen Unterricht kein Gedicht anders behandeln würde, — denn die Bekanntſchaft wird während eines Ruhepunktes im Unterricht gemacht, und der Stoff dient nur als belebende Ergänzung des ſchon Dargebotenen.

Doch damit sei es genug mit diesen methodischen Winken und Warnungen bei der Verwendung der Dichtkunst im Geographieunterricht; unsere Zeitschrift darf hierzu wohl nicht noch breiter in Anspruch genommen werden, und es handelt sich dabei doch auch nur um den gelegentlichen Gebrauch eines poetischen geographischen Lesebuchs für die Hand des Lehrers. Der Kollege mag mit mir die gute Meinung von unseren Geographie-Kollegen haben, daß sie, im Besitze eines solchen Buches, keinen Mißbrauch damit treiben. Ich werde daher in meiner Vorrede, deren Mitteilung ich ihm ja schon versprochen habe, von allen diesen Dingen auch ganz und gar nicht sprechen — wieder ein Grund für meine ablehnende Haltung dem oben erwähnten freundlichen Entgegenkommen des Herrn Kollegen gegenüber —, diese Vorrede soll ihm aber erst dann vor die Augen kommen, wenn wir die Frage „Inwieweit wären 'Bilder aus der Länder- und Völkerkunde in poetischer Form' gerade auch ein Lehrerbuch, und wie hätte diese Gedichtsammlung auszusehen?" noch von ihrem Hauptgesichtspunkte aus betrachtet haben.

Ein solches Hilfsbuch soll nur für den Unterricht Verwendung finden; den Hauptinhalt der Sammlung haben daher solche Gedichte auszumachen, aus denen der Lehrer wertvolle Anregungen für die Darbietung im Unterricht schöpfen und sein Wissen bereichern kann! — Ich gehe auch hier mit meinem Kritiker zunächst Hand in Hand. Man vergleiche in seinem Artikel nur den Absatz (auf S. 774), der mit den Worten beginnt: „Für die Vorbereitung des Lehrers wird man freilich dem oben gekennzeichneten Unternehmen seine Bedeutung nicht absprechen können" usw. Er fährt dann aber fort: „Allerdings wolle er sich dabei sorgsam davor in acht nehmen, daß solche um eines äußerlichen Zweckes willen und darum mit dem Streben nach einer gewissen Vollständigkeit gesammelte Dichtungen mit ihren sachlichen und gegebenenfalls durch die Übersetzung herbeigeführten sprachlichen und poetischen Minderwertigkeiten ihm (und unter Umständen auch seinen Schüler[inne]n) den Geschmack und das Sprachgefühl nicht verderben." Die Altonaer Programmarbeit kommt mir hier sehr zustatten. Ihr Verfasser sagt an einer Stelle: „Es ist selbstredend sehr leicht, eine Fülle von Literatur zusammenzustellen, welche auf den Namen schleswig-holsteinischer Heimatdichtung Anspruch erheben will. Zieht man zunächst das ab, was eben nur wohlgemeintes Schreib- und Reimwerk ist, zieht man sodann noch die Schöpfungen der Halbpoeten ab, denen nicht die echte Empfindung, wohl aber die Gestaltungskraft fehlt, so bleibt neben den überragenden Dichtern des Landes eine Reihe von Männern, deren echtem, liebenswürdigem Talent wir manches schöne ... Kleinstück dichterischer Kunst verdanken." Er stellt

ſodann, wie oben ſchon erwähnt, etwa achtzig Dichtungen zuſammen, und wir finden da neben Groth, Storm, Allmers, Liliencron, Geibel, Fontane, Voß, Heſekiel, Brentano, Kopiſch, Zeiſe auch Namen, die in Schleswig-Holſtein, als Heimatdichtern zugehörig, jedenfalls auch guten Klang haben, deren Inhaber ſonſt aber doch wohl nur Gelegenheitsdichter genannt werden würden: Iverſen, Albert Peterſen, Stine Andreſen. In meinem Pegaſusritt durch Rußland ſind nur fünfundzwanzig Nummern zu zählen, und daneben wird noch auf weitere fünfzehn Gedichte hingewieſen. Da dieſer Pegaſusritt als Beiſpiel gegeben war, ſo geht daraus hervor, daß auch bei der Behandlung der übrigen Länder über dieſen Umfang nicht hinausgegangen werden ſollte, daß alſo im Durchſchnitt etwa dreißig Dichtungen jedesmal zu erwarten ſein würden. Ich gebe zu, daß ſelbſt ſo auch Mittelgut vorkommen wird, „Minderwertiges", wie der Herr Kollege ſagt, das des Inhalts wegen aufgenommen worden iſt, — ſoll ich deshalb aber gleich für einen Unheilſtifter gelten, der den Geſchmack ſeiner Leſer verdirbt? Das Buch ſoll doch in die Hand von Perſonen kommen, die ſelbſt Urteilskraft beſitzen, die Wertvolleres von Wertloſerem alſo wohl zu ſcheiden wiſſen werden und deshalb nicht blindlings alles, was ſie in den poetiſchen Bildern aus der Länder- und Völkerkunde finden, als über jede Kritik erhaben betrachten.

Aber gerade die Überſetzungen enthalten ſo leicht ſprachliche Minderwertigkeiten, und in dem Pegaſusritt durch Rußland kommen außer den deutſchen Dichtern Lenau, Rückert, Bodenſtedt, Chamiſſo, Platen, Körner, Kliem vornehmlich doch ruſſiſche und polniſche Sänger zu Worte, Puſchkin, Nikitin und Jofanow, Nadſon, Lermontow und A. Tolſtoj, Mickiewicz und Gaszynski, und am Schluß greift ſogar auch der Portugieſe Camoens noch zur Leier! Sollen wir ſchließlich die Nationalpoeſie „aller Zonen und Erdſtriche" zu hören bekommen? — Als ich in der Beſprechung die mit Anführungsſtrichen verſehenen Worte gerade ſo hervorgehoben ſah, wollte ich ſie zuerſt ableugnen, bei genauerer Durchſicht meiner Arbeit fand ich ſie jedoch wirklich, und zwar im allerletzten Satze, der ſo lautet: „Solche Pegaſusritte laſſen ſich nach allen Zonen und Erdſtrichen unternehmen, und reiſeluſtigen Damen und Herren ſtelle ich dazu mein Baedeker-Material gern zur Verfügung." In dieſem Zuſammenhange geleſen, geben ſie doch wohl keinen Grund zu der Annahme, als ſollte die „Nationalpoeſie" der Kaffern und Hottentotten, Baſchkiren und Jakuten, Anamiten und Siameſen, Papuas, Botokuden und Tehueltſchen fleißig verwertet werden. Trotzdem ſollen freilich die nationalen Sänger fremder Völker „jedesmal ſogar mit in erſter Linie herangezogen werden", und wir haben eine ganze Reihe von deutſchen Dichtern, die uns mit ihren ausländiſchen Brüdern in Apoll bekannt machen können. Hier gleich mehr

als ein Dutzend ſolcher Dichter-Überſetzer: Schack, Geibel, Freiligrath, Bodenſtedt, A. v. Schlegel, Herder, Julius Rodenberg, H. Viehoff, H. Nitſchmann, Alb. Möſer, Wilh. Storck, Karl Elze, Carmen Sylva, Luiſe v. Ploennies, Thereſe v. Jakob (Talvj), und in erſter Linie treten ſtets ihre Übertragungen aus dem Engliſchen und Amerikaniſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen, Ruſſiſchen, Schwediſchen uſw. als gleichberechtigt neben die deutſchen Dichtungen, es findet ſich ſogar bei jedem Lande „internationale Beteiligung“.

Den Herrn Kollegen ſetzt übrigens auch nur die Ausſicht in Schrecken, daß mit dieſer Poeſie „aller Zonen und Erdſtriche“ die Schule belaſtet werden ſollte, denn er beginnt: „Wenn du ſchon Gedichte in der Geographie vorbringſt, dann laß es doch lieber bei der deutſchen Poeſie bewenden.“ In dieſer vollſtändigen Zurückweiſung aller außerdeutſchen Gedichte im Unterricht hat er zwar meiner Anſicht nach auch nicht recht, es bleibt vielmehr bei einer Entſcheidung von Fall zu Fall, er wird aber wohl mit mir darin übereinſtimmen, daß der Lehrer ſich damit belaſten darf, — vorausgeſetzt, daß ſolche Dichtungen auch wirklich ſein Wiſſen bereichern.

Auf S. 775 leſen wir: „Sein geographiſches Wiſſen wird ſich der Lehrer wohl um ebendieſes Wiſſens und um der nicht zu mißbrauchenden Poeſie willen lieber von anderswoher bereichern laſſen, als aus der Poeſie.“ Auf der vorhergehenden Seite iſt aber auch zu leſen: „Die Erdkunde iſt das hervorragendſte Konzentrationsfach für nahezu alle übrigen Unterrichtsgegenſtände.“ Hat er dieſe Meinung von der Geographie, ſo darf er meinen Worten von der Bereicherung des Wiſſens durch die Lektüre geographiſcher Gedichte doch auch nicht einen ſo engen Sinn unterlegen, wie aus der Zuſammenſtellung „ſein geographiſches Wiſſen“ gemutmaßt werden muß, und überdies gibt ihm mein Beiſpiel, der Pegaſusritt durch Rußland, in den Erläuterungen, wie ſchon überhaupt in der getroffenen Auswahl der Dichtungen, einen Wegweiſer zum richtigen Verſtändnis jenes Ausdrucks. Wenn ich in meiner Arbeit geſagt habe: „Die Dichter ſchöpfen aus dem vollen, verknüpfen eine Menge von Erinnerungen, auch perſönlicher Art, mit ihrer Schilderung und ſuchen dieſer durch Verwendung entſprechender fremdländiſcher Ausdrücke ſehr oft Lokalfarbe zu geben“, ſo gilt dies von den Erzeugniſſen deutſcher Dichter ebenſogut, wie von denen fremder Dichter. Will ich ihre Schöpfung in mir „wiederſchaffen“, ſo muß ich zunächſt auch in ſolche Einzelheiten eindringen und nur Angedeutetes voll zu verſtehen trachten, ſonſt wird mir der Genuß ſtets dadurch beeinträchtigt werden, daß mich der Gedanke nicht losläßt: Worauf ſind jene Worte eigentlich zu beziehen? an was für Perſonen oder Ereigniſſe hat der Dichter hierbei gedacht? Nur nach einer ſolchen Bereicherung meines Wiſſens iſt es mir oft auch über-

haupt erſt möglich, in die Dichtung einzudringen, mir zu erklären, wie der Dichter zu einer beſtimmten, von ihm nun vorgetragenen Auffaſſung gelangt iſt, wie die ganze Umgebung, in der er ſich befand, auf ſeine Gedanken einwirken mußte, und dabei werde ich zugleich durch ihn häufig genug auf Gebiete oder Teilgebiete des Wiſſens geführt, nach deren näherer Bekanntſchaft nun erſt in mir die rechte Luſt erweckt wird. Alle dieſe Anregungen, welche die Poeſie uns gibt, nicht „mit lehrhaft geſchwollener Schulmeiſterklugheit", machen ſie zu einer Lehrmeiſterin, und ſo habe ich auch meinen Pegaſusritten den Horaziſchen Ausſpruch als Motto vorgeſetzt:

Aut prodesse volunt aut delectare poetae
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae.

Und nun zuguterletzt das verſprochene Vorwort, aus dem der Herr Kollege auch noch erkennen wird, daß ich die 'Königin' nicht zu Magddienſten herangezogen ſehen will. Es iſt 'allen weitgereiſten und nichtgereiſten Leuten' gewidmet, datiert vom Schulanfange nach den großen Ferien und lautet wie folgt:

„Die ſchönen Tage von Aranjuez neigen ſich nun mehr und mehr ihrem Ende zu. Von allen Seiten kehren die Sommerfriſchler zu den heimiſchen Penaten zurück; wie vor Wochen, ſo rollen auch jetzt wieder endloſe Züge durchs Land; wie vor Wochen, ſo herrſcht auch jetzt wieder auf den Bahnhöfen ein unheimliches Gedränge, — aber es folgt kein Anſturm auf Coupétüren mehr, der Menſchenſtrom flutet vielmehr den Ausgängen zu, und immer geringer wird die Laſt, die das dampfende eiſerne Doppelgeſpann vorwärtszuziehen hat.

Wahre Heeresſäulen marſchieren die Straße entlang, die vom Bahnhof nach der Stadt führt, in Gliedern zu vier, fünf Mann formiert, die heimkehrenden 'Krieger' in der Mitte.

Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenſchlag und Kling und Klang,
Geſchmückt mit grünen Reiſern,
Zieht heim zu ſeinen Häuſern.

Zu Hauſe aber und draußen, wo es auch ſei, bei Beſuchen und in Abendgeſellſchaften, am Stammtiſch und im Kaſino, beim Skat und auf der Kegelbahn, überall bilden in der nächſten Zeit die Erlebniſſe der Sommerreiſe den Hauptſtoff der Unterhaltung, dieſer ſchier unerſchöpfliche Born für Frage und Antwort, Erkundigung und Beſcheidgeben. Wer würde aber auch nicht geſprächig, wenn er aufgefordert wird, von ſeiner Reiſe zu erzählen! Da iſt die Antwort 'Mit Vergnügen!' keine Phraſe. Und haben Hals und Wangen auch längſt wieder ihre normale Färbung angenommen, daß man dir den Reiſeſonnenbrand nicht mehr anſehen kann,

wie gern ergreifst du auch dann noch die Gelegenheit, dir dieſen 'Selbſtgenuß' zu verſchaffen und wieder einmal von dem reden zu können, was du da draußen geſehen und erlebt haſt.

O du ſüße Erinnerung, die du alles noch viel ſchöner und würziger machſt, als es in Wirklichkeit war!

Das iſt doch der Erinnrung Krone,
Daß Leid und Trauer raſch verſchwinden,
Nur Frohes, Freudiges wir finden,
Wo ſie herrſcht auf dem Feenthrone.

Auch Lady Pamella ruft nur im erſten Schreck über den Raubanfall von Fra Diavolos Banditen aus: „Ach, welche Qual gewährt das Reiſen! Ich kann Italien nicht preiſen!" — ſpäter wird das Romantiſche ihres gefährlichen, aber doch glücklich überſtandenen Abenteuers in ihr weit eher das Gefühl eines gewiſſen Stolzes geweckt haben, und Italien wird von ihr noch mit derſelben Wärme und Begeiſterung geprieſen worden ſein, wie von ihrem berühmteren Landsmann Byron, deſſen Worte (in Ritter Harolds Pilgerfahrt IV, 26) ſie ſich zu eigen machen könnte:

Schönes Italien, ja, du biſt noch heut'
Der Garten dieſer Welt, an allem reich,
Was Kunſt gewährt, wodurch Natur erfreut;
Was gleicht dir ſelbſt in der Verfallenheit!

(Ich mache mich übrigens keines Fehlers in der Zeitrechnung ſchuldig, wenn ich Lady Pamella hier Byron leſen laſſe, da laut Textbuch 'Fra Diavolo' im Jahre 1830 ſeinen Überfall ausgeführt hat.)

Doch auch du, mein lieber Leberecht, der du zeit deines Lebens wohl nicht in die Verlegenheit kommen wirſt, der Held eines Reiſeabenteuers zu werden oder dir 'für alle Fälle' ein paar Banknoten in das Futter deines Reiſerocks einzunähen, dafür aber die Zauberkunſt verſtehſt, dich und deine Gäſte von deinem gebirgigen Sofa in dem kleinen Zimmer hoch oben im dritten Stock in die entfernteſten Länder hinwegzuplaudern, ob du auch keins von ihnen mit deinen leiblichen Augen geſehen haſt, — gerade um dieſer Kunſt, um der Empfänglichkeit willen, die du für Art und Weiſe der Dichter zeigſt, wirſt du vor allen anderen von dieſen eingeladen, ihr Reiſegefährte zu ſein und dich in ihrer Geſellſchaft noch mehr zu erfreuen an den Schönheiten und Wundern der weiten Erde. — Sieh da! wer hält vor deiner Tür? — Ein Reiter iſt's auf edlem, ſtolzem Roß, das wiehert hell und bäumt ſich auf in prächtiger Parade. Ein Flügelroß, ein Hippogryph! — „Komm mit! Ich fahre in die Welt!" — Du ſchwingſt dich voller Freude hinten auf, das leichtgezäumte, königliche Tier Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen Der Schwingen Pracht,

ſchießt brauſend himmelan, Und eh' der Blick ihm folgen kann, Entſchwebt es zu den blauen Höhen. — „Wohin? Beſtimme nur die Fahrt! Da liegt die Welt vor deinen Blicken!“[1]) — —

Des Verfaſſers Pegaſusritt durchs Zarenreich hat dem Herrn Kollegen „manch fröhlich flotten Ritt durch Litauens Ebenen wieder lebendig werden laſſen“ — „und an dieſem Punkte“, ſo ſchließt er ſeine Beſprechung, „liegt ja, recht verſtanden, dann auch der beſte Teil der Berechtigung ſeiner Gedanken und ſeines Büchleins klar am Tage: ſie gewähren uns Lehrern — und wir können das ja wohl vertragen — friſche Anregung die Fülle.“ Iſt es nicht ſchade, daß 'aus buchhändleriſchen Rückſichten' der Plan nicht zur Ausführung kommt?

Gedichtſammlungen und Leſebücher.

Von Prof. Dr. **Lothar Böhme** in Freiberg.

Vom goldnen Überfluß. Eine Auswahl aus neueren deutſchen Dichtern für Schule und Haus, herausgegeben von Dr. J. Löwenberg. Vierter, unveränderter Abdruck. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, o. J.

Moderne deutſche Lyrik von Hans Benzmann, Leipzig, Reclam, 1903.

Beide Werke behandeln dasſelbe Stoffgebiet und ſind doch bei näherer Betrachtung äußerlich und innerlich ſehr verſchieden. Das erſte, das ſeinen Namen einem Worte Gottfried Kellers verdankt:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt,

iſt in erſter Linie für die reifere Jugend gedacht. Iſt es doch im Auftrage und unter Mitwirkung der Literariſchen Kommiſſion der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künſtleriſchen Bildung herausgegeben. Auch die äußere Ausſtattung, insbeſondere der klare Druck, ſtimmt mit dieſer pädagogiſchen Forderung überein.

Anders ſteht es mit dem zweiten Werke; dieſes verzichtet auf die Verwendung in der Schule, will alſo nicht eine für dieſe beſtimmte Auswahl, ſondern einen möglichſt ausführlichen Überblick über das Gebiet der

1) Die Einleitung iſt eigentlich noch nicht zu Ende; der Dichter (der ſich diesmal als der Portugieſe Camoens entpuppt) zeigt ſeinem Gefährten von oben herab das unter ihnen liegende Europa und läßt ihn dann das Reiſeziel wählen.

modernen deutschen Lyrik geben. Diese Verschiedenheit der Absicht bei der Herausgabe gibt sich schon dadurch äußerlich kund, daß Löwenberg 32, Benzmann hingegen 164 Dichter behandelt. Wie steht es aber mit den zeitlichen Grenzen, die beide Herausgeber für ihren Stoff gewählt haben? Löwenberg behandelt Dichtungen von der Annette v. Droste-Hülshoff, 1797 geboren, bis herab auf den 1871 geborenen Franz Evers: also ungefähr einen Zeitraum von 70 Jahren, während Benzmann fast nur die deutsche Lyrik seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufnimmt und sie als Fortsetzung der Sammlung: „Deutsche Lyrik seit Goethes Tode" von Maximilian Bern (ebenfalls bei Reclam erschienen) ansieht. Jedoch macht Benzmann zwei Ausnahmen von seinem Grundsatze: er nimmt Dichtungen von Konrad Ferdinand Meyer und Fontane auf, und zwar ersteren deshalb (S. 12), „weil seine Kunst im Gegensatz zu der fast aller seiner Altersgenossen wirkliche Persönlichkeitskunst und insofern typisch für eine Art der deutschen Kunst überhaupt war", letzteren, „weil er, der Realist, wenn auch vielleicht als einziger, so doch in hervorragendster Weise unter seinen Altersgenossen während der letzten 20 Jahre ebendiesen anderen deutschen Typus repräsentierte".

Bis jetzt haben wir mehr äußerliche Gesichtspunkte bei unserer Beurteilung hervorgehoben; fragen wir jetzt, welche inneren ästhetischen und ethischen Grundsätze leiteten beide Herausgeber in ihrer Wahl? Hier ist nun, um das gleich im voraus anzudeuten, Löwenberg maßvoller als Benzmann. Es ist schon erwähnt, daß Löwenbergs Buch in erster Linie für die reifere Jugend gedacht ist. Für eine solche läßt er aber nur ästhetische Gesichtspunkte gelten. „Der Wert eines Gedichtes darf nicht nach Nebenzwecken, seien es nun moralische, religiöse oder patriotische, beurteilt werden. Selbstverständlich, ein Gedicht kann auch den höchsten Wert haben, wenn es religiös oder patriotisch ist, aber es hat ihn nicht deshalb, weil es religiös oder patriotisch ist." Löwenberg verwirft demnach in den Sammlungen solche, die nur des Stoffes wegen, nur weil sie Frömmigkeit, Vaterlands-, Mutterliebe u. dgl. besingen, aufgenommen worden sind. An ihre Stelle müßten bessere treten, und diese glaubt er hauptsächlich in den neueren Dichtern zu finden. Diese letzte Ansicht halten wir für bedenklich. Denn es ist doch sehr die Frage, wie viele der neueren Dichtungen in unserer leichtlebigen und schnellschaffenden Zeit, auch auf literarischem Gebiete, sich in Zukunft halten werden, und ob sie die Arndt, Körner, Uhland, Geibel, Rückert usw., um nur diese zu nennen, verdrängen werden; vor allem ist es fraglich, ob wir jemals die obengenannten Stoffe bei unserer heranwachsenden Jugend entbehren können und wollen, wenn wir auch gern und ohne weiteres zugeben wollen, was Löwenberg (Vorw. S. 5) ferner sagt: „Das Leben

will sein Recht, und der Pulsschlag seiner Zeit mag auch dem Kinde a der Dichtung entgegenschlagen". Können wir sonach nicht allenthalben d Theorien Löwenbergs beistimmen, so müssen wir im übrigen den Takt u Geschmack des Verfassers bei der Wahl voll anerkennen. Nur vermisse i noch von den neueren Dichtern: Martin Greif, und wäre auch nur d stimmungsvolle Gedicht „Mittag am Gardasee" aufgenommen worden, fern Karl Stieler in seinen dialektischen Dichtungen und hochdeutschen Hochland liedern, Wilhelm Hertz mit seinen Gedichten: „Blühende Gräber", „Die Ve lassene", „Daheim", letzteres an seine Gattin gedichtet, und dann Wilhel Jensen mit seinen herrlichen lyrischen Perlen aus dem klassischen Werk „Der Schwarzwald" und anderen lyrischen Gedichten, von denen ich m nicht versagen kann eins hervorzuheben, das den ganzen Zauber der o holsteinischen Landschaft widerspiegelt:

Noch einmal möcht' ich über grünen Feldern,
Drauf braun und buntgescheckt die Rinder stehn,
Umrahmt von Haselzaun und Buchenwäldern,
Die blaue See in Sonnenweite sehn,
Das Sehnen nochmals fühlen, das den Knaben
Aus ihrem Anblick schaudernd überlief,
Noch einmal wachend möcht' ich wiederhaben,
Was lange mir geheim im Herzen schlief.

Nun, bei einer neuen Bearbeitung werden wohl diese Ergänzung kommen, ebenso wie eine Vermehrung der Proben aus den Dichtung Paul Heyses (ich denke hier namentlich an das „Lied von Sorrent") u aus Robert Hamerlings Gedichtsammlung: „Sinnen und Minnen".

Was nun die Sammlung von Hans Benzmann betrifft, so geste ich gern zu, daß ich manches daraus neu gelernt habe, sowie daß d Sammlerfleiß des Verfassers Anerkennung verdient; auch die unter d Überschrift: „Die Entwickelung der modernen deutschen Lyrik" gegebe Übersicht, S. 15—76, ist immerhin dankenswert. Aber freilich sind sei Ansichten über Kunst und Aufgabe des Künstlers doch einerseits unkl anderseits in ihren Folgerungen bedenklich. Was soll man sich darunt denken, wenn Konrad Ferdinand Meyer als ein Dichter geschildert wi dessen Lyrik bei höchster Subjektivität von vollkommenster suggestiv Prägnanz ist? Ich vermag mir wenigstens nichts dabei zu denken. N aber Benzmanns Kunsttheorien. Welchen huldigt er? S. 19 heißt e „Es kommt nicht darauf an, ob die Weltanschauung bzw. die Kunst ei — im alten Sinne — sittlich wirkende ist. Wenn nur das Kunstwe aus innerster Ergriffenheit heraus vom Künstler geschaffen wurde, a einem tiefen Erleben, Fühlen, Denken, aus wahrhaftem Traum u Treiben, wenn es nur in heiliger (!) Wahrhaftigkeit vor uns steht, w

eine Notwendigkeit, wie die Welt, wie das Leben, wie das Schickſal! Nicht das Häßliche, Perverſe, Grauſenhafte, nur das Verlogene, Unehrliche, Unfreie, das Nachgemachte, Konventionelle iſt zu verwerfen." — Nun, wenn ſolche Grundſätze herrſchend werden, dann iſt es freilich mit dem Schillerſchen Worte, das er zu den Künſtlern ſpricht: „Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben", für immer vorbei. Nur iſt dann unbegreiflich, wie das Kunſtwerk in heiliger Wahrhaftigkeit vor uns ſtehen kann, wenn, wie Benzmann weiter unten ſagt, Höhenkunſt, intime und feine Kunſt in erſter Linie nicht an dem Maßſtabe des Befangenen und einſeitig Empfindenden gemeſſen werden darf. „Kunſt bedarf notgedrungen höchſter Freiheit, und ihr Schranken und Grenzen zu ſetzen, iſt geradezu widerſinnig und unnatürlich." So wenig wir nun von der Kunſt verlangen können, daß ſie im Nachgemachten, Konventionellen ſich bewege[1]), ſo ſehr wir einſehen, daß ſie hierdurch ins Unnatürliche und Gezierte ausarten und ihre Wirkung verfehlen würde, ſo müſſen wir doch anderſeits, die wir uns zur Feier des 100jährigen Todestages Schillers rüſten, an den Ideen feſthalten, die er im 9. Briefe über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen in ebenſo ſchöner als maßvoller Weiſe kundgibt: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber, was ſie bedürfen, nicht was ſie loben." — Ganz anders denkt freilich Benzmann über die Aufgabe des Dichters in unſerer Zeit und hebt ihn über alle Bedenken, die ſein Gewiſſen etwa beſchweren könnten, leicht hinweg, indem er ſagt: „Daß auch in der ernſt zu nehmenden Kunſt ſich heute vielfach ein überſenſitives, ja anſcheinend perverſes Weſen mehr wie ſonſt breit macht, iſt begreiflich; denn in einer nach einer neuen Auffaſſung des Menſchlichen und Göttlichen ringenden Zeit muß auch die Kunſt, um neue Ideale und Symbole zu finden, bis an die tiefſten Wurzeln des Menſchlichen vordringen" — alſo ſie braucht auch vor dem Schmutz nicht zurückzuſchrecken. So iſt denn auch Benzmann bei ſeiner Auswahl durchaus nicht verlegen. Er bringt Dichtungen von Eduard Griſebach aus der Sammlung: „Der neue Tannhäuſer", wo dieſer die Erlebniſſe mit — einer Dirne ſchildert, wo die religiöſen Überzeugungen vieler Chriſten geradezu verhöhnt werden, wie folgende Verſe lehren:

Der gekreuzigte Gott will uns verkünden:
Verneinet dieſe Welt der Sünden,
Verneint euch ſelbſt, und alles Leid
Wird Ruh' in Gott und Seligkeit.
Ihr fragt verzweifelnd: Was iſt Gott?
Was nicht die Welt iſt, das iſt Gott!

Das ſelige Nichts, die Todesruh' —
O ſchließt das Auge der Dinge zu!
Wir aber haben Wachs in den Ohren,
Wir ſind des Teufels ſchwachköpfige Toren,
Er will und immer ſagen wir: ja!
Und die leidende Welt ſteht immer noch da.

1) Wie mancher dünkt ſich Virtuos und ſchlägt gewalt'ge Triller,
Der nur als leere Phraſe driſcht, was Goethe ſprach und Schiller.
Platen.

Gleich widerliche Erlebnisse schildert: „Das verlorene Paradies“ von Hermann Conradi, während desselben Dichters: „Pygmäen“ den krassesten Pessimismus in der Beurteilung unserer Zeit zeigen. Sehr sinnlich ist auch das Gedicht: „Hochzeit“ von Karl Busse gehalten; wenig Ehre macht auch dem talentvollen Lyriker Gustav Falke das Gedicht: „Himmelfahrt“. Doch soll nicht verkannt werden, daß uns Benzmann neben diesen Schlacken auch manch köstliche lyrische Perle überliefert. So von dem eben genannten Gustav Falke das Gedicht: „Fromm“.

Der Mond scheint auf mein Lager, ich schlafe nicht!
Meine gefalteten Hände ruhen in seinem Licht.
Meine Seele ist still, sie kehrte von Gott zurück,
Und mein Herz hat nur einen Gedanken: dich und dein Glück.

Ebenso beglückend wirken von demselben Dichter: „Vor Schlafengehen“ S. 191, „Ein Unterschied“ S. 186 und „Der Dichter“ S. 182. Auch Karl Busses „Goldhaar der junge“ ist echt lyrisch sehnsuchtsvoll und zugleich episch gehalten. Nicht minder verdient des Franken Michael Georg Conrad Gedicht „Heimat“ hervorgehoben zu werden, das die volle deutsche Heimatliebe wie Rückerts „Aus der Jugendzeit“ und zugleich die echt deutsche Natur- und Wanderfreude widerspiegelt. Endlich sei noch anerkannt, daß Benzmann im Gegensatze zu Löwenberg auch Gedichte von Martin Greif aufgenommen hat, sowie daß Detlev v. Liliencron reichlich vertreten ist mit Proben, unter denen sich namentlich durch Keuschheit und Tiefe der Empfindung „Der Turmbläser“ auszeichnet. Alles in allem genommen: wir sind mit Benzmanns ästhetischer Theorie nicht einverstanden, wünschten manches allzu modern gehaltene Gedicht aus seinem Buche weg, wollen ihm aber für den Gesamtüberblick, den sein Buch über moderne deutsche Lyrik gibt, vom literarhistorischen Standpunkte aus nicht undankbar sein.

Bächtolds Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1. Band. Untere Stufe. 2,10 M. 9. Aufl. Neu bearbeitet von Otto v. Greyerz. 2. Band. Mittlere Stufe. 2,60 M. 5. Aufl. ebenfalls von O. v. G. Verlag von Huber u. Co. in Frauenfeld. 1904.

Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert für Schule und Haus. Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von Rudolf Dietlein, Woldemar Dietlein und Friedrich Polack. 3. Band. 1. Lieferung. 6. Aufl. herausgegeben von Dr. Paul Polack, Königl. Seminardirektor zu Frankenberg i. H. 1904. Leipzig und Berlin. Verlag von Theodor Hofmann.

Poesiestunden. Die deutsche Dichtung von den Sängern der Freiheitskriege bis zur Gegenwart. Den deutschen Lehrern und Lehrerinnen zur Auswahl und Darbietung für die deutsche Schule und zur Selbstbildung von K. F. Linke, Schulinspektor. Hannover und Berlin. 1904. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). Preis geh. 6,50 M., geb. in Ganzl. 7,50 M.

Wenn das oben besprochene Buch von Benzmann pädagogischen Zwecken weder dienen kann noch will, so sind die hier genannten Werke nur für Unterrichtszwecke berechnet, die von Bächtold für die Hand der Schüler, die von Polack und Linke meist für die des Lehrers Die Lesebücher Jacob Bächtolds, des leider viel zu früh verstorbenen Züricher Professors, des verdienstvollen Biographen Gottfried Kellers und Herausgebers von des Dichters Briefwechsel, erscheinen hier in neuer Bearbeitung. Sie gehören zu denen, die heimatlichen Bedürfnissen nachgehen, wie das Döbelner Lesebuch für das Königreich Sachsen und das von Direktor M. Evers und Professor H. Walz für Mittel- und Norddeutschland, das von Hans Lambel für österreichische Lehranstalten, und nennen sich daher: Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. Mit diesem eben ausgesprochenen Zweck verbindet dieses Lesebuch noch einen anderen. Bächtold war es, der, wie es im Vorwort zum ersten Bande heißt, „mit seinen Lesebüchern die alte Tradition durchbrach, nach welcher die Literatur der Gegenwart von den Schulbüchern ausgeschlossen blieb. Durch ihn sind die Dichter der Münchner Schule, durch ihn sind Storm und Mörike, durch ihn namentlich auch die zeitgenössischen Schweizer Dichter Keller, Meyer, Dramnor (Ferdinand Schmid), Widmann in den Kreis der erlauchten Jugendschriftsteller hereingezogen worden". Aber die beiden Lesebücher geben noch viel mehr Proben von zeitgenössischen Dichtern, insbesondere von denen der Schweiz, als hier genannt sind. Außer diesen treten schon auf der Unterstufe auf von Schweizer Dichtern: Brugger, Jacob und Adolf Frey, Arnold Ott, Johann Jakob Romang und viele andere. Sogar aus der grauen Vorzeit werden Dichtungsproben mitgeteilt, so von dem 1575 in Zürich verstorbenen Bullinger und dem 1530 im Kloster Thann im Elsaß verstorbenen Johannes Pauli. Es ist interessant, die getroffene Auswahl nach der Herkunft der Verfasser zu ordnen. Auf der Unterstufe sind vertreten 21 Schweizer, 15 Süddeutsche und Österreicher, 30 Norddeutsche, von Ausländern: Aeneas Sylvius, übersetzt von Balthasar Reber, Herodot, Homer, Longfellow. Auf der Mittelstufe sind Proben mitgeteilt von Äschylos, Sophokles, Cervantes und Shakespeare. Die Zahl der Schweizer Dichter und Schriftsteller beträgt hier nur 15, die Zahl der Süddeutschen aber schon 22, die der Norddeutschen sogar 40. Man sieht also, daß man dem

Verfasser, insbesondere dem jetzigen Herausgeber partikularistische Engherzigkeit durchaus nicht vorwerfen kann bei aller Liebe zu seiner Heimat. Neben dieser Weitherzigkeit ist an den Lesebüchern noch anerkennend hervorzuheben, daß hier durch ein Zusammenwirken von Gleichartigem der Jugend Lust gemacht wird, sich hineinzulesen, hineinzuvertiefen in das Buch und Stimmung zu erzeugen. So ist z. B. auf der Unterstufe zusammengestellt: „Eine Winternacht auf der Lokomotive" von Max Maria v. Weber, „Reise über die Furka" von Goethe, „Aus dem Berner Oberlande" von Ulrich Hegner, „Briefe aus Rom" von Herder; auf der Mittelstufe: „Des Hammers Heimholung" aus der Edda nach Simrock, „Beowulfs Tod" nach Wilhelm Hertz, „Aus Homers Ilias" nach Voß, „Aus dem Cid" nach Herder, „Aus der Zerstörung von Troja" von Vergil nach Schiller, „Das Siegesfest" von Schiller. Eine solche Anordnung des Stoffes kann man nur echt pädagogisch nennen. Ebenso willkommen heißen wird man am Schlusse der Bücher die Worterklärungen und die den gelehrten Verfasser verratenden Quellennachweise. Freilich ein Bedenken kann der Unterzeichnete nicht unterdrücken, ob nämlich die Dialektdichtungen wie Hebels: „Geisterbesuch auf dem Feldberg" und „Die Häfnetjungfrau und Heimeligi Zyte" von Roos für unsere norddeutschen Gymnasiasten und Realgymnasiasten der geeignete Lesestoff seien. Die Anmerkungen im Buche dürften hierzu wohl kaum ausreichen. Doch können derartige Bedenken dem Werte der trefflichen Bücher keinen Abbruch tun.

Über das Polacksche Werk glaubt sich der Unterzeichnete kurz fassen zu dürfen; ist es doch in den Händen der meisten Lehrer unserer lieben Muttersprache. Gegenüber früheren Auflagen finden sich Fremdwörter getilgt; statt Charakteristik des Gesanges heißt es: Wesen. Auf S. 22 ist für Schillers „Graf von Habsburg" Str. 12 die Stelle aus Odyssee Buch IX herangezogen, wo Odysseus im Lande der Phäaken den Mantel über das Haupt zieht, um seine Tränen zu verbergen, als er von Trojas Fall hört. Die Erklärung des „Liedes von der Glocke" ist in der neuesten Bearbeitung um 4 Seiten gekürzt. Auf S. 127 und 130 der neuen Bearbeitung sind die Hebelschen Gedichte: „Sonntagsfrühe" und „Sommerabend" in alemannischem Dialekt mit den nötigen Erklärungen gegeben, früher hochdeutsch. Gegenüber früheren Bearbeitungen sind unter Nr. 806 noch einige Lieder von den Jahreszeiten mit Erklärungen eingeschaltet S. 162—166. Auf S. 182 ist zu Nr. 34 unter Abteilung II: „Das Menschenherz in Lust und Leid" noch eingeschoben: „In der Heimat" von Willibald Beyschlag und erläutert. Zu den Gedichten Nr. 62: A. „Der schnellste Reiter", B. „Der Schnitter Tod" ist noch hinzugekommen als C. Mörikes: „Denk' es, o Seele". — Man wird also die neue Auflage als eine vermehrte und verbesserte bezeichnen dürfen; ein abschließendes Urteil läßt sich allerdings noch nicht fällen, da wir erst die erste Lieferung vor uns haben.

Linke sieht in seinem obengenannten Werke die Fehler der bisherigen Gedichterklärung in der Schule darin, daß sie die Poesie habe unterrichtlich behandeln wollen wie eine Schulwissenschaft und gemeint habe, daß die Poesie mit dem Verstande zu erfassen sei. Er, Linke, aber legt den Hauptwert auf das Schauen mit der Seele. „Jedes Kunstwerk ist ein Zweifaches — Idee und Sinnlichkeit: verleiblichte Idee, vergeistigte Sinnlichkeit. Und alle Kunst spricht immer nur durch den Sinn zum Geiste ... ein Lied wollen wir hören, ein Gemälde sehen, eine Dichtung „schauen", sehen mit der Seele wie mit sinnlichem Auge, schauen im dichterischen Gesichte. Hier beginnt die Darbietung der Poesie. „Behandlung"? ... Fort mit diesem argen Worte." Wer möchte dem Verfasser nicht beistimmen? In der Tat, man betrachtet die für die Erklärung deutscher Dichtung bestimmten Stunden, durch die eben ein klares Bild des Kunstwerks gegeben werden soll, oft als Gelegenheit zur Erwerbung aller möglichen Kenntnisse. Nach dem Vorwort läßt Linke eine Inhaltsübersicht folgen. Zuerst treten die Dichter der Freiheitskriege auf: Arndt, Körner, Schenkendorf, nur Fouqué fehlt. Dann kommt eine Gruppe von Dichtungen unter der Überschrift: Nachwirkung der klassischen und romantischen Poesie. Dieser Gruppe gehören im ganzen 21 Dichter an. Manche sind freilich schlecht weggekommen, wie Wilhelm Zimmermann und Immermann. Bei beiden begnügt sich der Herausgeber des Werkes nur mit einigen Bemerkungen über ihr Leben, und ein Gedicht von Zimmermann: „Graf Eberhard im Bart" wird nur genannt; ebenso wird auf die Lektüre des Immermannschen „Oberhof" in Meyers Volksbüchern nur verwiesen. Man kann sich fragen: Was sollen solche Hinweise einem Lehrer nützen? Von Gustav Schwab müßte endlich nach unserem Dafürhalten das an den größten Unwahrscheinlichkeiten leidende Gedicht: „Der Reiter und der Bodensee" aus dem Kanon der Schulgedichte gestrichen werden; desgleichen sein „Johannes Kant" mit seinem wunderlichen Eingange: Den kategorischen Imperativus fand, das weiß ein jedes Kind (!), Immanuel Kant. Von Robert Reinick mußten die Gedichte: „Im Vaterland" und „Sonntags am Rhein" aufgenommen werden, weil sie im Herzen der Schüler und Schülerinnen warme Liebe zum deutschen Vaterlande entfachen; dafür konnte die gereimte Prosa: „Drusus' Tod" von Simrock recht wohl wegfallen. Der 3. Abschnitt ist betitelt: Das junge Deutschland und die politische Lyrik. Hier vermissen wir von Herwegh das Reiterlied und das Rheinweinlied, von Hoffmann v. Fallersleben, dem Wiedererwecker des deutschen Volkslieds, einiges aus der Sammlung: „Lieder der deutschen Landsknechte" und wäre es nur: „Das treue Roß". Abteilung IV ist überschrieben: Die Erhebung gegen die Tendenzpoesie. Hier sind Hebbel, Geibel, Kinkel, Annette Droste u. a. durch passende Proben vertreten. Die Bezeichnung der folgenden Abteilung:

Realismus will freilich nicht allenthalben paſſen; mag ſie für Gottfried Keller, Bodenſtedt, Dahn, Allmers angebracht ſein. Aber inwiefern gebührt Dichtern wie Oskar v. Redwitz, Spitta, Gerok dieſer Name! Am übelſten ſcheint mir hier Joſeph Viktor v. Scheffel behandelt zu ſein. Hier iſt nur das eine Gedicht aus dem Trompeter ausgewählt: „Das iſt im Leben häßlich eingerichtet“; daneben ſteht eine kurze Inhaltsangabe der Dichtung und eine knappe Angabe über das Leben des Dichters. Abſchnitt VI trägt die Überſchrift: Nach 1870. Realismus und Naturalismus. Man ſieht, derſelbe Begriff: Realismus tritt zweimal auf, wenn auch jedesmal in anderer Zuſammenſtellung. Auch hier wundert man ſich, daß nicht etwa die Brüder Hart, Richard Dehmel, Guſtav Falke u. a. an dieſer Stelle eingeordnet ſind, ſondern Konrad Ferdinand Meyer, Heinrich Seidel und Martin Greif, die man doch entſchieden nicht als Naturaliſten auffaſſen darf. Dieſe erſcheinen erſt in der folgenden VII. Abteilung: Ende des 19. Jahrhunderts; ihre Gedichte ſind mit pädagogiſchem Takte ausgewählt. Den Schluß bildet eine Gruppe, die die ſeltſame Aufſchrift trägt: Dichter, deren Gaben aus allgemein pädagogiſchen Gründen für die Schule von Wert. Man ſollte meinen, in dieſem für die Schule beſtimmten Buche müßten alle Literaturproben wertvoll ſein, und wenn irgendwo, ſo gilt hier das Wort Herbarts: Für die Jugend iſt nur das Beſte gerade gut genug. Doch ſind die hier gebotenen Gaben gut und das iſt die Hauptſache; nur Johann Friedrich Baurs: „Pippin der Kurze“ ſollte wegen ſeiner teils platten teils unfreiwillig komiſch wirkenden Sprache: „Pippin der Kurze war nicht groß, Doch Karls des Großen Vater“, wegfallen. Wenn dieſe Inhaltsüberſicht nicht tadellos iſt, ſo befriedigt um ſo mehr das am Schluſſe des Werkes S. 548 flg. gegebene Verzeichnis der Dichtungen nach ihrer inhaltlichen Verwandtſchaft. Dieſes iſt in der Tat ſehr anſprechend. Jeder Gedankenkreis mit Überſchrift hat ſeinen Geleitſpruch. So ſind z. B. zuſammengeſtellt: Wanderluſt mit dem bekannten Spruch: Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen uſw. Und nun folgen: „Der frohe Wandersmann“ von Eichendorff, „Wohin“ und „Wanderlied“ von Wilhelm Müller, „Wanderlied“ von Kerner, „Der Mai iſt gekommen“ von Geibel. Wir würden nun bei einer neuen Auflage des Buches dem Verfaſſer raten, neben dieſem Verzeichnis unter Weglaſſung der wenig glücklichen Inhaltsüberſicht einfach ein alphabetiſches Verzeichnis der Dichter mit ihren Gedichten zu geben, nicht ohne ſie, wie dies am Schluſſe geſchieht.

Was nun die Erklärung der Gedichte betrifft, ſo iſt ſie allerdings, wie ſchon angedeutet, nicht gleichmäßig gut und ausführlich ausgefallen, aber im ganzen bietet ſie doch des Anregenden und Guten genug. Es iſt freilich hier auf knappem Raume ſchwer, ein Bild von der Betrachtungsweiſe des Verfaſſers zu geben. Ich wähle hier das über Freiligraths

„Auswanderer" Geſagte. Nach einer kurzen, aber erſchöpfenden Angabe des Gedankengangs läßt Linke das Gedicht folgen. Dann fährt er fort: „Die innigſte Liebe zur Heimat, zum deutſchen Vaterlande entſtrömt der Seele des Dichters in ſeinen „Auswanderern". Und mit ſolcher Heimatsliebe im Herzen hat der Dichter — vgl. ſein Lebensbild[1]) — ſein deutſches Vaterland viele Jahre lang meiden müſſen. Freiligrath gehört zu den deutſchen Männern, die, unzufrieden mit den Zuſtänden im deutſchen Vaterlande — es war die Zeit um 1848 — ihrem Empfinden und Fühlen durch Wort und Schrift Ausdruck gaben. Er mußte fliehen und lebte jenſeits des Kanals, in London. Da wird das Bild der alten Tage manch liebes Mal wie eine ſtille fromme Sage vor ſeiner Seele geſtanden haben. Er erlebte noch Deutſchlands große Zeit im Jahre 1870 — vgl. „Hurra, Germania" und „Die Trompete von Vionville" — und kehrte ſchon vor 1870 mit ſeinem treuen deutſchen Herzen in ſein deutſches Vaterland zurück, geliebt und geehrt vom deutſchen Volke. — Vgl. „Deutſchland, Deutſchland über alles" von Hoffmann v. Fallersleben, „Wenn du noch eine Heimat haſt" von Albert Träger, „Was iſt des Deutſchen Vaterland" von E. M. Arndt". — In dieſer Weiſe verſteht es der Verfaſſer, das poetiſche Intereſſe zu beleben. Wünſchen wir dem Buche recht weite Verbreitung im Kreiſe der Lehrenden und Gebildeten.

Sprechzimmer.

1.

Sprachpſychologiſches aus der Schule.

Eine eigentümliche Art der Aſſimilation bei der Deklamation im Deutſchen. (Zu Ztſchr. XV, 810, XVII, 234 und 726.)

Beim Vortrag des Gedichtes „Andreas Hofer" von Julius Moſen habe ich wiederholt und an verſchiedenen Orten (ſowohl beim erſten Auswendiglernen als auch ſpäter bei der Wiederholung) die Beobachtung gemacht, daß die Schüler in der zweiten Strophe zu einer eigentümlichen Art der Aſſimilation neigen:

Ihm ſchien der Tod gering,
Den Tod (ſtatt: der Tod), den er ſo manches Mal
Vom Iſelberg geſchickt ins Tal
Im heil'gen Land Tirol.

Dieſelbe Beobachtung macht man — hier in Frankfurt a. M. habe ich ſie ſeit Jahren gemacht und den Fehler nicht auszurotten vermocht — bei der Deklamation des Uhlandſchen Gedichtes „Schwäbiſche Kunde". Hier hört man häufig:

Bis einem, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel ſchwang.

---

1) Das Lebensbild des Dichters gibt der Verfaſſer dieſes Buches jedesmal paſſend am Schluſſe der Beſprechungen der Gedichte, nachdem das Intereſſe für den Dichter erregt worden iſt.

Dieſe Stelle iſt bereits Ztſchr. XV, 810, XVII, 234 und 726flg. beſprochen worden, und man hat darauf hingewieſen, daß dieſe Tatſache an mehreren Orten, in Oldenburg, Halberſtadt, Eberswalde, Elberfeld und Leipzig, beobachtet worden iſt, und daß nicht etwa bloß dieſer oder jener Schüler ſo geſprochen hat, ſondern viele, auch beſſere: unter 6 Schülern 2, alſo $^1/_3$; in einer Sexta, deren Stärke nicht angegeben iſt, 6. — Und wie ſchwere Mühe es gekoſtet hat, den kleinen Germaniſten den Fehler abzugewöhnen, betonen Grote und Goepel in der Antwort auf die dieſe Stelle betreffende Anfrage Schmidts (XV, 810 und 811).

An beiden Stellen, im Moſenſchen Gedicht ſowohl wie im Uhlandſchen, iſt es das Subjekt, das in den Kaſus des folgenden Relativums getreten iſt.

Dies erinnert unwillkürlich an die Art der Attraktion (attractio inversa oder regressiva), die ſich im Griechiſchen bisweilen findet, indem das Beziehungswort dem darauf folgenden Relativum aſſimiliert wird:

Xenoph. Anab. III, 1, 6: *ἀνείλεν αὐτῷ ὁ Ἀπόλλων θεοῖς οἷς ἔδει θύειν* (= *θεοὺς οἷς*);

Arist. Plut. 200 *τὴν δύναμιν ἣν ὑμεῖς φατε ἔχειν με, ταύτης δεσπότης γενήσομαι*; vgl. Curtius' griechiſche Schulgrammatik, 20. Auflage, bearbeitet von W. v. Hartel, Leipzig 1890, § 188; K. Reinhardt und Emil Römer, griechiſche Formen- und Satzlehre, Berlin 1899, § 203, Anm.; Frohberger zu Lys. XIX, 47.

Im Lateiniſchen (vgl. Kühner, ausführliche Grammatik II, 848) findet ſich dieſe attractio inversa nur bei Dichtern, und auch hier nur ſelten. In Terent. Eunuch. (ed. Dziatzko Lips. 1884) lautet V. 653: Rogas me? eunuchum, quem dedisti nobis, quas turbas dedit.

Ein gutes Beiſpiel bietet Verg. Aen. I, 573: Urbem, quam statuo, vestra est, wo das Subſtantiv in die Konſtruktion, aber nicht (wie ſonſt bisweilen und auch in Proſa häufig) in den Bereich des Relativſatzes gezogen iſt, wie in der Ausgabe von Th. Ladewig und C. Schaper (12. Aufl., beſorgt von Paul Deuticke) ſehr richtig bemerkt wird.

Im Deutſchen ſcheint in manchen Gegenden eine ſolche regreſſive Aſſimilation noch jetzt im Volksmunde üblich zu ſein, wie aus den Bemerkungen Schmidts hervorgeht. Daß ſie früher vorgekommen iſt, beweiſt der Anfang des Muskatellerliedes (ſ. Schauenburgs allgemeines deutſches Kommersbuch. Lahr. 41. Aufl., S. 170): den liebſten Buhlen, den ich hab', der liegt beim Wirt im Keller (Fiſchart). Darauf hat bereits Ernſt Koch, griechiſche Schulgrammatik, 10. Aufl., Leipzig 1884, S. 171, hingewieſen.

Frankfurt a. M. Dr. **H. Kraemer.**

2.

Ginmaul.

Zu dem Zeitwort ginen = den Mund weit aufſperren bemerke ich, daß an der Turmuhr in Heidingsfeld bei Würzburg ein Kopf angebracht iſt, der beim Schlagen der Uhr den Mund weit öffnet. Dieſen Kopf nennt man in der ganzen dortigen Gegend das Hedsfelder Ginmaul.

Nürnberg. **Spälter.**

3.

Theodor Körner als Sänger und sein Verhältnis zur Familie Parthey.

Körner bezog nach seiner Relegierung von der Leipziger Universität die Berliner, dem Namen nach, um dort das bergakademische Studium fortzusetzen, der Sache nach, um seinen poetischen Neigungen zu folgen. Der Archäologe Gustav Parthey, der Sohn des bekannten Verlagsbuchhändlers, erzählt nun in seinen Lebenserinnerungen über Theodor Körner als Berliner Studenten: „Mein Vater war mit Körners Eltern in Dresden auf das innigste befreundet und nahm nicht den geringsten Anstoß daran, daß der Sohn kurz vorher von der Leipziger Universität relegiert war. Damals gab es böse Reibungen unter den dortigen Studenten; die Adligen hatten erklärt, sich nicht mit den Bürgerlichen schlagen zu wollen. Körner stand an der Spitze der bürgerlichen Vereinigung; er zwang einen Adligen den Zweikampf aufzunehmen und erhielt einen Hieb ins Gesicht, der ihm leicht ein Auge hätte kosten können." Weiter berichtet Parthey, daß Körner während seines dreimonatigen Aufenthaltes zu Berlin im Jahre 1811 in dem in der Brüderstraße gelegenen Hause seiner Eltern oft die Gitarre gespielt habe und auf Veranlassung seines Vaters wegen seines klangvollen Basses in die Zeltersche Singakademie eingetreten sei. Um seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen, ging der Dichter dann nach Karlsbad und im Herbst desselben Jahres nach Wien. Parthey gibt weiter an, daß Körner bei seiner Rückkehr von dort nach Berlin im Jahre 1813 die Ehrenbezeigungen, die er von den Ungarn wegen seines „Zrinyi" empfangen, nur ganz beiläufig erwähnt habe. Dagegen habe er gern erzählt, wie die guten Wiener sich gewundert, daß ein Ausländer bei ihnen ein „so großes Tier" geworden sei. — Parthey hatte der Dichter sein Liederheft „Leier und Schwert" zum Verlage übergeben. Als beide einige geschäftliche Angelegenheiten, namentlich über Papier, Druck und Format des Werkes besprachen, setzte Körner, der erst während dieser Unterhaltung das Fehlen einer Widmung des Heftes bemerkt hatte, in flammender Begeisterung flugs eine mit den Worten: „Euch allen, die ihr noch mit Freundestreue" beginnende Dedikation hinzu.

Wollstein. Direktor Dr. **Karl Löschhorn.**

4.

Zu Bürgers Lenore.

Daß Bürger für seine Lenore den Namen des Bräutigams und einiger Nebenmotive der Percyschen Ballade „Sweet Williams Ghost" entlehnt hat, bemerkte zuletzt Arnold E. Berger in seiner Ausgabe der Gedichte. Offenbar geht aber der Einfluß dieses Gedichts, das dem Dichter 1773 durch Herders Übertragung im Aufsatze über Ossian (siehe Loebers Herderbuch; Dresden, Ehlermann, 1898, S. 70) bekannt wurde, weiter, als er annimmt. Nachdem in Str. 18 Wilhelms Geist Lenoren auf die Frage, ob sein Hochzeitbette Raum für sie habe, geantwortet hat: „Für dich und mich", war zu erwarten,

daß am Schluſſe beide das Grab aufnahm. Doch bleibt Lenore, während der geſpenſtiſche Reiter in die Tiefe ſinkt, „zwiſchen Tod und Leben ringend“ zurück, ſtirbt aber dann vor Grauſen.

In der ſchottiſchen Ballade fragt das Mädchen:

Iſt, Wilhelm, Raum noch dir zu Haupt,
Noch Raum zu Füßen dir?
Iſt Raum zu deiner Seite noch,
So gib, ſo gib ihn mir. —

worauf Wilhelm antwortet:

Zu Haupt und Fuß iſt mir nicht Raum,
Kein Raum zur Seite mir,
Mein Sarg iſt, ſüßes Hannchen, ſchmal,
Daß ich ihn gebe dir. —

So iſt es hier genügend motiviert, daß, während der Geiſt „in Nacht und Dunkel hinſchwindet“, Hannchen allein zurückbleibt. Zwar ſtirbt auch ſie ſogleich, allerdings aus Sehnſucht nach dem Geliebten, und nicht, wie Bürgers Lenore, zur Strafe dafür, daß ſie „mit Gottes Allmacht gehadert hat“. Nach meiner Anſicht iſt Bürger bei Geſtaltung des Schluſſes durch die ſchottiſche Ballade beeinflußt. Übrigens hätte Berger (Einl. S. 25) nicht die Worte des Urtextes, ſondern Herders Übertragung zum Vergleiche herbeiziehen ſollen. Daß dieſe Bürger vorgeſchwebt hat, beweiſt u. a., daß Bürger V. 147 den Ausdruck Lilienhand, eine Neubildung Herders in V. 37, entſprechend dem lily-white-hand des Urtextes (S. 37) gebraucht hat. Der Hahnenſchrei und das Wittern der Morgenluft braucht nicht, wie B. annimmt, aus Shakeſpeares Hamlet genommen zu ſein; heißt es doch auch bei Herder V. 53 ff.:

Da kräht der Hahn! da ſchlug die Uhr,
Da brach der Morgen für!
„Ach, Hannchen, nun, nun kommt die Zeit,
Zu ſcheiden weg von dir!“

Übrigens hatte ſchon Herder auf andere deutſche Quellen hingewieſen, wenn er (Loeber S. 69) ſchrieb: „Wenn Ihnen meine ſkaldiſchen, lapp- und ſchottländiſchen Lieder nicht genug ſind, hören Sie einmal ein anderes aus den Dodsleyſchen Reliques; ich wähle ein ganz gemeines, deren wir unter unſerm Volk gewiß hundert ähnliche, und wo nicht Lieder, doch Sagen haben. Es iſt nichts in der Welt mehr als Sweet Williams Ghost; und doch, wie wenig kann ich ihm in der Überſetzung ſeine Aerugo, ſein feierliches Populäres laſſen.“

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

„Danach wird weder Hund noch Katze krähen.“
(Kleiſt, „Hermannsſchlacht“ III, 3.)

Im 3. Jahrgang dieſes Blattes (1889) wird S. 165 u. S. 280 von verſchiedenen Seiten die Frage beleuchtet: Wie erklärt ſich in H. v. Kleiſts „Hermannsſchlacht“ die eigentümliche Wendung „Danach wird weder Hund noch Katze krähen“ im Verhältnis zu ähnlichen volkstümlichen Redensarten? —

Zürn sieht eine „komische Verdrehung" darin von der durch ihn als wesentlich nd. belegten, auf das allgemein bekannte „danach kräht kein Hahn" zurückgehenden Wendung „danach kräht weder Hund noch Hahn". Löhner zieht eine weitere sprichwörtliche Ausdrucksweise heran „da fragt kein Hund und keine Katz(e) danach" und erklärt das Kleistsche Zitat für eine Verschmelzung beider Faktoren. Es ist bei Erörterung dieser Frage von beiden übersehen, daß das Krähen der Katze nicht erst durch kontaminierende Verquickung mehrerer Wendungen in unseren deutschen Sprachschatz hineingekommen ist; vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch V 2, Spalte 1970 „krähen" I 2 d:

wer nit will sitzen by dem wyn
tag und nacht, bisz die katzen kreygt
oder der morgenluft har weygt. Brant 95, 24.

Auch in unserer neuesten Unterhaltungsliteratur ist mir erst kürzlich und zwar in direkt verwandter Bedeutung des Kleistschen Zitates das Krähen einer Katze aufgefallen: „Da werd ich nun fortgehen . . . . und keine Katz wird um mich krähen." (Cyrill Wallenta, Erz. von J. J. David. Nr. 42, 1902, der „Woche".) Wir scheinen es hier nach der Herkunft beider Quellen (Cyrill Wallenta spielt im südlichen Mähren) mit einem obd., alemannisch-bayerischen, Ausdruck zu tun zu haben. Er ist gegenüber der allgemeinen Redensart „danach kräht kein Hahn" eine drastischere Wendung, da die ethisch niedrigst gewertete Katze hier zur Ausprägung äußerster Geringschätzung herangezogen wird; auch das alliterierende Moment, das Subjekt und Prädikat nun verbindet, ist nicht zu übersehen. Das Brantsche Zitat zeigt, daß wir es hier mit einer älteren Spracherscheinung zu tun haben, deren Ursprung in jene Zeit zurückverlegt werden muß, wo das Wort „krähen" noch nicht in seiner eingeengten Beziehung auf die Stimme der Vögel, insbesondere des Hahnes herrschend war. Als „kern des begriffs" erscheint bei Grimm a. a. O. II 2 b δ mit Recht „der grelle, hohe klang, aus dem eben auch das hahnenkrähen hervorging". Mehrere Zitate veranschaulichen, daß auch in näherer Zeit diese Urbedeutung nicht ganz verloren:

II 2 b β: „sagt mir an, was schmunzelt ihr?
schiebt ihrs auf das kirmesbier,
daß ich so vor freuden krähe
und auf einem bein mich drehe?" Voß 1825. 3, 96.

II 2 b γ: „Nach mehr als einem fehlgeschlagenen Versuch
Fängt unser Held sehr kläglich an zu krähen."
Wieland, Musarion (1768) 79.

Es handelt sich nun darum, die Entwickelung unserer Redewendung zu der erweiterten Form des Subjektes zu verfolgen. Die Einbeziehung des Hundes einerseits neben den Hahn ergibt sich klar aus der „freude am stabreim" (Grimm II 1 c δ). Zürns Erklärungsversuch dieser Redefigur als die eines Zeugma ist nicht ganz zutreffend, insofern nach eigentlicher Wortbedeutung (vgl. oben) ein Krähen auch vom Hunde ausgesagt werden konnte. Es genügt die Entstehung der Erweiterung durch jenes alliterierende Moment

zu erklären; auch ſei an die ähnliche Stellung dieſer beiden Wächter des Hofes in der ländlichen Hausgemeinſchaft erinnert. So bot ſich die Verbindung von Hund und Hahn bei dem Wunſche eines volleren Ausdrucks natürlich, ungezwungen. Neben das Sprichwort „da kräht weder Hund noch Hahn danach" ſtellt Grimm die nd. Form „dâ kreiet wêer haun (huhn) noch hâneke nâe". Frage: gelangte man über den Hund zum Huhn oder über das Huhn zum Hund? wie letzteres Zürn in einem zweiten Erklärungsverſuch will.[1]) Ich meinerſeits glaube, daß der Hund erſt dem Huhn den Platz freigemacht hat. Die Verbindung „weder Huhn noch Hahn" würde ja nur eine formelle, keine ſachliche, dem Sinne zugute kommende Erweiterung geweſen ſein. Und welcher Grund ſollte auch dann zur Vertauſchung des Huhnes mit dem Hund geführt haben, wo doch das Moment des Krähens die Konkurrenz des letzteren ſehr erſchweren mußte? Im umgekehrten Falle jedoch konnte gerade der Wunſch, das Krähen in ſinnfällige Verbindung mit beiden Subjekten zu bringen, den Tauſch veranlaſſen, als in ſpäter Zeit das Verſtändnis für den Zuſammenhang eines Hundes mit dem Ausdrucke „krähen" wenigſtens volkstümlich verloren war. — Leichter konnte ſich der Hund der Katze geſellen, deren enge Beziehung dem Sprichwort aufs geläufigſte iſt, und ich bin der Meinung, daß die Ausgeſtaltung der Redewendung aus ſich heraus zu dieſer Subjektsdoppelung den Vorzug hat vor der zweiten Möglichkeit, daß ein etwaiger nd. Einfluß dem Hunde Eingang in die Geſellſchaft der obd., krähenden Katze verſchaffte. Eine ſolche Anlehnung an das hier gegebene nd. Sprachgut wäre nur bei Verluſt des alliterierenden Gefühles wahrſcheinlich, das — wenn auch oft unbewußt — doch noch ſtark in uns kräftig iſt; wie auch die ſpätere eingeſchränkte Bedeutung des Wortes „krähen" ein Ausſtoßen des Hahnes hätte erſchweren müſſen. Stellt man neben dieſes Sprichwort „danach kräht weder Hund noch Katze" die durch Löhner gegebene Wendung „da fragt kein Hund und keine Katz(e) danach", ſo erhellt klar, daß die zweite eine Ableitung der erſteren iſt, nicht aber umgekehrt; denn der Volksmund ſuchte auch hier dem ihm unverſtändlich gewordenen Krähen eines Hundes und einer Katze eine ihm natürlicher ſcheinende Wendung zu geben Daß die krähende Katze trotzdem ihr Leben friſtet, zeigt das obige Zitat aus Cyrill Wallenta.

Nach dieſen Ausführungen nehme ich an, daß nicht erſt Kleiſt eine Verquickung verſchiedener Redewendungen — etwa zugunſten der Verslänge — ins Werk geſetzt hat, daß er vielmehr ein fertiges Sprichwort vorfand und aus dem obd. Sprachſchatze, der ihm bei mehrfachem Aufenthalt im alemanniſchen Schweizgebiet nahe getreten, in unſere Literatur einführte. Sicher jedenfalls iſt, daß ſchon Jahrhunderte vor Kleiſt die Katze gekräht hat und auch noch heute — faſt ein Jahrhundert nach des Dichters Tode — unbeeinflußt doch wohl durch die Hermannsſchlacht, ihrer Stimme Laut krähend erſchallen läßt.

Schwerin. **Elly Steffen.**

---

1) Ich bemerke hierzu, daß beide Zürnſche Vermutungen ſchon von Sanders in ſeinem „Wörterbuch der deutſchen Sprache" 1860 ausgeſprochen ſind.

6.

Zu Jahrg. XIV, S. 324.

Die Bedeutung „merken", „ahnen" des Zeitworts spannen geht zurück auf die Grundbedeutung von Spanne = Länge des ausgespannten Daumens und Zeigefingers; also spannen = messen mit der Hand d. i. verhältnismäßig ungenau, im Gegensatz zum Messen mit einem Instrumente, Zirkel oder Maßstab. Dabei mag der Anklang an ahnen volksetymologisch mitgewirkt haben. Übrigens ist dieser tropische Gebrauch auf wenige Wendungen beschränkt, z. B. Spannst du was? Das hab' ich schon lang gespannt.

Nürnberg. **Spälter.**

7.

Egalgleich.

„Das ist mir egalgleich" ist eine Redensart, die man in Süd- und Mitteldeutschland häufig hört. Ähnliche Bildungen trifft man im Niederdeutschen, das sehr häufig ein französisches Wort mit seiner niederdeutschen Übersetzung verbindet, so z. B. herzenkür, plâsirvergnögen, apportendrägen. Auch das Hochdeutsche vereinigt zuweilen Wörter gleicher Bedeutung zu einem Worte, wie Diebstahl, Sprichwort, Salzsole, Karlmann und findet damit auch im Französischen Analoga, vgl. 'une quote-part' (Anteil, Teil). Das Volk will jedenfalls durch solche Verdoppelungen dem Wort ein größeres Gewicht geben, einen stärkeren Ton darauf legen. Hierher gehört auch die niederdeutsche Redensart 'mit'n aweck dü fö' (= mit avec du feu), die so viel bedeutet wie 'mit Schwung' und sehr häufig verkürzt wird in 'mit'n aweck'.

Für weitere Mitteilungen in dieser Zeitschrift wäre ich den Fachgenossen sehr dankbar.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Bücherbesprechungen.

Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen zu 1 M., herausgegeben von B. W. Esche unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Verlag von Haase u. Bockermann, Separatkonto, Zittau. 1. Lieferung Preis 1 M. gr. 8°. 36 S.

Die erste Lieferung dieses interessanten kulturgeschichtlichen Werkes erweckt die besten Hoffnungen. Man kann nicht sagen, daß wir Überfluß an derartigen Büchern hätten; im Gegenteil. Mir ist kein Sammelwerk über Sachsen bekannt, das nach Plan, Ziel, Einrichtung und Ausstattung dem vorliegenden „Sachsenbuche" ähnelte. Eigentlich muß einen das wundern: denn was liegt näher, so sollte man meinen, als unser Land einmal seinen Abkömmlingen und ihren Brüdern von der gemeinsamen großen deutschen Mutter in Wort und Bild genauer vorzuführen? Und doch fehlte es bisher daran! Wir haben hier wieder einmal den Beweis für die alte Wahrheit, daß das Gute so nah liegt,

es aber dennoch ein Verdienſt iſt, es zu finden, zu ergreifen und als ſolches aufzuweiſen. Dieſes Verdienſt gebührt Dr. V. W. Eſche, der das vorliegende Sachſenbuch angeregt, geplant, alle Mitarbeiter dazu herangezogen hat und nun, nach all den mühſamen Vorarbeiten ſo glücklich iſt, das wohlgelungene erſte Heft einem weiten Leſerkreiſe vorzulegen. Freuen wir uns deſſen von Herzen und wünſchen wir dem Herausgeber für ſeine weitere Arbeit daran eine glückliche Hand und frohes Gelingen!

Das Werk ſoll 12 Lieferungen zu je 1 Mark von der Beſchaffenheit der vorliegenden erſten umfaſſen. In ſtattlicher Größe (32×25 cm) und ſchmuckem Gewande ſowie in vornehmer Ausſtattung, reich mit Bildern geſchmückt, tritt das Buch auf und wahrt mit alledem gleich von vornherein, ich möchte ſagen, das feſtliche Gepräge eines Gaſtes, der zur Feierſtunde in den häuslichen Kreis eintritt und da gern am Tiſche Platz nimmt, wo alle Familienmitglieder zu gehaltvollem ernſten wie heiteren Geſpräch verſammelt ſind. Denn ein Haus- und Familienbuch ſoll das Sammelwerk werden; aber eben eines, dem man am Feierabend, wenn des Tages Haſt abgetan iſt, wenn Ruhe herrſcht, mit geſammelter Seele ſich hingibt. Da will es unſeren Blick auch zurück lenken in die Vergangenheit, will zeigen, wie unſer Land und Volk das geworden, was es iſt — und will ſo den beſten Weg zum vollen Verſtändnis weiſen: vom Einſt zum Jetzt. Wäre nun damit das Ziel des Buches ein rein ideales? — Keineswegs! Denn ſo werden wir auch am beſten für die Zukunft tüchtig. Machen wir, nach Goethes Wort, uns das Erbe der Väter zu eigen, um es zu beſitzen, ſuchen wir, nach der Mahnung ſeines großen Freundes die ſtarken Wurzeln unſerer Kraft im heimiſchen Boden, ſo werden wir dem Vaterlande beſſer dienen können, als wenn wir ſeinem Werden und ſeiner Art verſtändnislos gegenüberſtehen. So will auch V. W. Eſches „Sachſenbuch" im letzten Grunde der Zukunft dienen, dem Vaterlande — dem kleinen beſonderen, wie dem großen allgemeinen. Wir wünſchen ihm aufrichtig ebenbürtige Nachfolger in anderen Teilen unſerer deutſchen Heimat; jeder Beitrag zur deutſchen Heimatkunde, aus welchem der Gaue er auch ſtamme, ſoll uns gleich willkommen ſein und gleicherweiſe am Herzen liegen!

Betrachten wir etwas näher den Weg, den der Herausgeber einſchlägt, um zu ſeinem Ziele zu gelangen.

Wohlweislich ward als Titel für das Werk die Bezeichnung „Aus den Sachſenlanden" gewählt; denn es handelt ſich nicht etwa nur um das Königreich Sachſen, ſondern ein viel weiteres Gebiet. Die ſächſiſchen Herzogtümer, gemeiniglich Thüringen genannt, ſind mit inbegriffen, aber auch die preußiſche Provinz Sachſen wird mit in den Kreis der Behandlung gezogen. Daß dies geſchichtlich vollkommen berechtigt, ja das einzig Richtige iſt, bedarf keines Beweiſes: keine irgendwie geſchichtlich zurückgreifende Betrachtung „Sachſens" kann innerhalb der grün-weißen Grenzpfähle des jetzigen Königreichs Halt machen. Dementſprechend haben wir natürlich die zahlreichen Mitarbeiter an dem umfänglichen Werk (vgl. S. 3 des Umſchlags) nicht nur im Königreich Sachſen,

sondern auch darüber hinaus, so in Altenburg, Waltershausen, Jena, Erfurt, Gotha, Weimar, Kassel, Berlin usw. zu suchen. Einen stattlichen Stab von Künstlern, Dichtern und Schriftstellern sächsischer Abkunft, sächsischen Schlages oder vorzugsweise mit sächsischer Wirksamkeit hat der Herausgeber für sein Werk aufgeboten. Das „Sachsenbuch" stellt sich in den Dienst der heutigen volkskundlichen Bestrebungen; es will der starken, alle Sonderart verwischenden, alles gleichmachenden Strömung unserer heutigen Kultur entgegenarbeiten oder wenigstens ihr durch Pflege des Heimischen ein gesundes Gegengewicht geben; es will Heimatskunst treiben, vaterländische Gesinnung pflegen, ein gesundes, kraftvolles Stammesbewußtsein fördern und wird uns so auch Blick und Verständnis für die Eigenart anderer deutscher Stämme und Gaue erschließen. Demnach sollen in den Spalten des Werkes neben Episoden aus der eigentlichen Geschichte der Sachsenlande die Volks- und Landeskunde im kulturgeschichtlichen Sinne, Staatskunde, Volks- und Landwirtschaft, Handel und Industrie, Verkehr und Militärwesen, Wissenschaft, Kunst und Literatur Sachsens in Vergangenheit und Gegenwart behandelt werden. Der Heimatskunst will das „Sachsenbuch" durch Aufnahme von Dichtungen sächsischer Poeten, Novellen, Gedichte, deren Stoffe vorzugsweise der Heimat entnommen sind, sowie durch Illustrationen sächsischer Künstler liebevolle Pflege widmen (S. 2 des Umschlags).

Das Buch beabsichtigt natürlich nicht, die genannten Gebiete alle systematisch durchgearbeitet vorzuführen, sondern begnügt sich damit, in anregendem bunten Wechsel von jedem Proben zu geben. Die Aufsätze sollen gediegen und möglichst von dauerndem Werte sein. Streng gelehrte Ziele verfolgen sie nicht, wohl aber möchten sie allen Gebildeten eine gehaltvolle und fesselnde Lektüre sein. Besondere Sorgfalt wird auch dem Bilderschmuck des Buches gewidmet. Mit Hilfe der besten modernen technischen Verfahren möchten Herausgeber und Verleger das Sachsenbuch zu einem vaterländischen Prachtwerk machen, das unter anderem zwölf Vollbilder bringen soll, Reproduktionen von Werken hervorragender sächsischer Künstler.

Ruht somit das Buch „Aus den Sachsenlanden" auf breiter, sicherer Grundlage, verdienen die Gesichtspunkte und Ziele des Herausgebers vollen Beifall, weil jene gesund, diese vernünftig sind, so darf auch die erste Lieferung als ein wohlgelungenes Stück des Ganzen gelten. Hier kam es darauf an, die Probe auf das Exempel zu machen, praktisch an einem Beispiel zu zeigen, wie Herausgeber und Mitarbeiter ihre Aufgabe anfassen, zu sehen, ob auch mit den Bildern und dem Druck usw. alles „klappte". In all diesen Beziehungen hält die erste Lieferung stand.

Gar nicht übel deucht mich der schmucke Umschlag des Heftes: aus grauem Hintergrunde, von dem sich Schloß Kriebstein mit Fels und Fluß in mattem Grün abzeichnet, hebt sich in dunklem Braun die kraftvolle Gestalt eines Ritters heraus, der den erhobenen Schild in der Linken, das gesenkte Schwert in der Rechten haltend, uns ruhig entgegentritt bzw. vor uns wartend verharrt. Das tiefe Schwarzbraun samt dem hie und da mit Weiß erhöhten Grau — der Grundfarbe des Ganzen — modelliert die Formen der Gestalt wirksam, aber

unaufdringlich. Das Grün kehrt als Raute auf dem Wappenschilde wieder. So steht die Gestalt, den sächsischen Volksgeist verkörpernd, in der charakteristischen Landschaft da — ohne jemand herauszufordern, schlicht und treu; gewappnet, um die heimische Scholle zu schützen, bereit seine Pflicht zu tun: in der Tat, im Hinblick auf Sachsens Vergangenheit ebenso gut beobachtet wie künstlerisch geschickt ausgeführt. Der Einklang zwischen Wollen und Können in diesem einfach gehaltenen und in nichts auffälligen Umschlagbild berührt wohltuend.

Die erste Lieferung enthält zunächst zur Einführung einen sehr hübschen Aufsatz Franz Blanckmeisters „Der sächsische Volkscharakter". Eine wohlgelungene Vignette, slawische Trachten und Grabfunde darstellend, von Hans Mützel sowie zwei weitere kleine Abbildungen schmücken ihn. Was der Verfasser, ein guter Kenner der verschiedenen Teile Sachsens, hier sagt, kann man ohne Bedenken unterschreiben. Er verhehlt die Mängel im Charakter des Sachsen nicht, wird aber auch seinen Vorzügen gerecht. Es ist gut, wenn solchergestalt einmal gesagt wird, was der Sachse ist, da gerade der Charakter unseres Stammes der Mißdeutung ausgesetzt ist; er ist eben nicht so scharf nach einer Seite ausgeprägt, wie der des Nord- und Süddeutschen und daher auch nicht so leicht richtig zu erfassen. Es liegt das vor allem an der Lage unseres Landes inmitten der anderen deutschen Gaue. Der Norddeutsche stößt oben ans Meer, der Süddeutsche unten an die Alpenwand, der Ost- und Westdeutsche an fremde Völker — da wird der Charakter der Bewohner von Natur aus schärfer umrissen und zu einheitlicherer Durchbildung gedrängt. Der Sachse muß, das ist seine geschichtliche Rolle, zwischen ihnen ausgleichen, vermitteln und mit ihnen allen auskommen; er ist oft genug der Puffer zwischen ihnen gewesen. Daß das alles seinen Charakter beeinflußte, konnte nicht ausbleiben.

Äußerst lehrreich und anziehend ist der zweite Aufsatz: „Über ältere sächsische Malerei" von Dr. Robert Bruck, der längste Beitrag dieses Heftes. Der Verfasser bewegt sich auf Grund langer Studien mit großer Sicherheit auf dem schwierigen Gebiete, trefflich unterstützt durch eine Reihe vorzüglicher Abbildungen älterer und neuerer sächsischer Bilder. Den Preis unter diesen Abbildungen möchte ich dem Stolpener Altar, dem weiblichen Bildnis von Cranach, sowie dem Selbstporträt Graffs geben; der Kopf des letzteren tritt mit sprühender Lebendigkeit aus seinem Hintergrunde hervor. Dr. Bruck berührt am Schlusse ganz kurz das 18. und 19. Jahrhundert. Man müßte bedauern, daß er diese nicht in einem zweiten Aufsatz selbständig behandelt, wenn nicht das „Sachsenbuch" auf die neuere sächsische Kunst zurückkäme; wenigstens sind in den nächsten Lieferungen in Aussicht gestellt ein Beitrag von Prof. Dr. Julius Vogel über Leipzigs bildende Kunst im 19. Jahrhundert und einer von Prof. Paul Förster über die moderne Malerei in Weimar.

Aus Sachsens theatergeschichtlicher Vergangenheit bringt Adolf Winds in sehr anregender Form vieles Interessante bei; er verweilt länger bei den Anfängen der deutschen Berufsschauspielkunst und bei der tapferen, genialen, zuletzt so unglücklichen Karoline Neuberin. (Hier ist auf S. 24 mir als Druck-

fehler Freiherr von Roden-Elsbeck statt von Reden-Esbeck aufgefallen.) Der Schluß dieses und des folgenden Beitrags von Max Dittrich über die Entwickelung des Heerwesens in Sachsen steht noch aus. Beide Beiträge sind ebenfalls reich mit Bilderschmuck versehen, der von Winds auch mit einer Originalaufnahme der Neuberin nach einem bisher unbekannten Gemälde aus Privatbesitz. Es wäre von Wert, über Herkunft und Echtheit dieses Bildes Näheres zu erfahren. Dem Aufsatz von Max Dittrich sind auch einige Abbildungen aus dem Dresdner Fürstenzuge beigegeben.

Den Schluß des Heftes bildet das Feuilleton. Es enthält den ersten Teil einer Novellette in Briefen von Wolfgang Kirchbach: „Von Versailles nach Dresden". Hier wird uns das Paris und Dresden um 1803, in denen Kirchbach ausgezeichnet Bescheid weiß, feinsinnig und mit voller Lebendigkeit geschildert. Einige schöne Gedichte folgen: „Sachsentreue", eine Episode aus Johann Friedrichs des Großmütigen Gefangenschaft in Jena von Alice Freiin v. Gaudy und ein zart abgestimmtes Naturbild von Paul Heinze, „Mittagsweben" genannt, das, etwas gekürzt, vielleicht noch wirksamer wäre. Beiden Dichtungen fehlt es nicht an Illustrationen, zumal A. Wagners Motiv aus der Dresdner Heide zu dem letztgenannten Gedichte ist wohlgelungen.

Der Gesamteindruck der ersten Lieferung ist ein sehr günstiger: sie nimmt für das Werk ein. Neben ihrer Gediegenheit nach Inhalt und Ausstattung wirkt vor allem ihr Reichtum und ihre Vielseitigkeit erfreulich und erfrischend. Nichts wäre hier so gefährlich als Eintönigkeit. Schon dieses Heft führt uns durch ganz verschiedene Kulturgebiete und durch viele Jahrhunderte. Wir hätten also 12 solcher Hefte zu erwarten, die einen Band von gegen 450 Seiten mit über 300 Abbildungen und 12 Vollbildern ergeben würden. Das erste Vollbild, die Moritzburg, ein guter Buntdruck nach einem Aquarell von O. Schneider, liegt dem ersten Hefte bei, gehört aber zu einem im zweiten Hefte erscheinenden Aufsatze.

Das vorliegende Heft und das Verzeichnis der Mitarbeiter sowie einiger weiterer Beiträge gibt uns schon jetzt die Gewißheit, daß V. W. Esches Sammelwerk „Aus den Sachsenlanden" seinen Weg machen wird. Als Buch von bleibendem Werte wird es in weiten Volkskreisen Eingang finden und überall reich belehren, erfreuen und unterhalten. So steht zu hoffen, daß es die edlen Ziele, die es sich gesteckt, erreichen wird. Abgesehen vom traulichen Familienkreise, wo es hoffentlich manchen Weihnachtstisch zieren und ein gern gesehener Gast sein wird, mögen auch die Schulen, welcher Art sie auch seien, es sich nicht entgehen lassen! Zur Belebung des Unterrichts auf verschiedenen Gebieten, zumal in der Heimatskunde und der Erziehung zur Kunst, bietet es eine Gelegenheit, wie sie so schön und bequem sonst selten ist. Zur Privatlektüre der Schüler bei Abfassung kleiner Berichte und Vorträge eignet es sich ebenfalls trefflich. Als Prämie für reifere Schüler und Schülerinnen paßt es ausgezeichnet!

Doch auch über Sachsens Grenzen wird es hinausdringen. Auch dem Nichtsachsen und dem Nichtdeutschen, wofern er nach ernster Erkenntnis strebt, muß

daran liegen, eine wahrheitsgetreue, auf gründlichen Studien beruhende und in anmutiger Form gegebene Schilderung von Sachsens Land und Leuten zu erhalten. Das Sachsenbuch wird sie bieten.

So mag denn das illustrierte „Sachsenbuch" unseren Namen hinaustragen in alle Welt und mag daheim und in der Fremde in Schule und Haus berichten von Geschichte und Geschicken des Sachsenlandes, von Leben und Leistungen des in ihm wohnenden Völkchens.

Dazu seien dem Werke die besten Wünsche mit auf den Weg gegeben!

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Gustav Schüler, Meine grüne Erde. Gedichte. Dresden, Verlag von Karl Reißner, 1904.

Gustav Schüler ist ein Talent, das Beachtung verdient. Gedankentiefe, Temperament, glutvolles Verlangen nach Glück und Liebe — das ist die Signatur seiner Muse. In den „Vermischten Gedichten" sind „Mein Vaterhaus", „Gebet am Sonntag", „Felsental", „Mignon", „Freude! Freude!" und „Abendgebet" meine Lieblinge. Die „Liebe" überschriebenen Dichtungen sind von feinem Stimmungsgehalt. Den Ton des Volksliedes trifft unser Poet oft aufs glücklichste. Wie tief ergreifend ist z. B. die „Näherin", wie morgenfrisch das „Pflügerlied"! Auch die letzte Abteilung „Natur" bietet viel des Schönen und Gelungenen. Hier eine Probe:

Viola tricolor.

Seid ihr wieder da? Das Kleid
Wie im vorigen Jahr.
Lauter blaue Herrlichkeit
Wie im vorigen Jahr.
Aufgeputzt, als ging's zum Tanz,
Wie im vorigen Jahr.
Überblüht von Sonntagsglanz,
Wie im vorigen Jahr.
Still ins grüne Gras getan,
Wie im vorigen Jahr. —
Seht euch 'mal die Menschen an!
Auch wie voriges Jahr?

An solch artigen Pointen ist Schüler reich. Alles in allem: ein schönes lyrisches Talent, von dem man noch manche gute Gabe erwarten darf.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

H. Gaudig, Didaktische Ketzereien. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1904. VI und 130 S. 2 M., geb. 2,60 M.

In zwangloser Anordnung behandelt der Verfasser eine Reihe von Fragen des Unterrichts und der Erziehung. So spricht er über die verschiedenen Lehr- und Lernformen, über Aufmerksamkeit, über Schul- und Privatlektüre, über Schul- und Hausarbeit, über intellektuelle, sittliche und ästhetische Bildung. Überall tritt er uns als ein Mann von reicher praktischer Erfahrung und umfassender philosophischer Bildung entgegen. Er hat das Buch den Lehrern und Lehrerinnen an der höheren Mädchenschule und am Lehrerinnenseminar der Stadt Leipzig, deren Leiter er ist, gewidmet, doch kann dessen Lektüre auch den Lehrern der höheren Knabenschulen warm empfohlen werden; denn einerseits gilt vieles von dem Gesagten auch für diese Schulen — es sei z. B. auf die feinen Bemerkungen: „die Intelligenz totfragen" (S. 10) und

„Aufmerksamkeit sehr gut“ (S. 26) hingewiesen —, anderseits finden sich treffende Urteile über die Unterschiede zwischen Knaben- und Mädchenunterricht, die sich mit Notwendigkeit aus der psycho-physischen Verschiedenheit der Geschlechter ergeben (vgl. besonders S. 79 ff.). Der Grundgedanke des Verfassers, den man aber doch wohl kaum mehr als „Ketzerei“ zu bezeichnen braucht, lautet: Auf unseren Schulen wird vom Lehrer zu viel gefragt und vom Schüler zu viel gewußt; es muß das Ziel sein, mehr als bisher zu *selbsttätigem* Denken heranzubilden. „Daß starkes und im Leben *fortwirkendes* Interesse sich bilde, ist die höchste Aufgabe der Schule nach der intellektuellen Seite hin“ (S. 49). Demgemäß möchte Gaudig vor allem die *Lektüre* freier gestaltet wissen, und so läßt er selbst häufig seine Schülerinnen sich Aufgaben wählen und Fragen aufwerfen und gibt so der Schulstunde mehr den Charakter eines freien, nur vom Lehrer geleiteten Gesprächs (vgl. S. 33 ff. und 68 ff.). — Es sei gestattet, mit einem besonders beherzigenswerten Worte des Verfassers zu schließen: „Es ist ungleich wertvoller, wenn innerhalb einer geringen Zahl von Teilgebieten und an knapper bemessenem Stoff große geistige Energie erreicht wird, als wenn die Fülle des Stoffes die geistige Energie auf die bloße Rezeptivität herabdrückt. *Lebendige Kraft*, das ist doch die schönste Frucht aller unterrichtlichen Arbeit“ (S. 98).

Berlin. **R. Wessely.**

Franz *Söhns*, *Unsere Pflanzen*. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 3. Aufl., mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 178 S.

Wenn ein Buch, dessen erste Auflage aus dem Jahre 1897 stammt, schon jetzt in dritter Auflage erscheint, so ist das gewiß ein Beweis für seine Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit. Und in der Tat, das Werk von Franz Söhns, das wohl nicht nur jedem Naturwissenschaftler, sondern auch den Lehrern des Deutschen bekannt sein dürfte, ist ein Buch, aus welchem jeder, der all den farbenbunten Blumensprößlingen des Waldes und des Gartens ein Herz voll Naturfreude entgegenbringt, vielfachen Genuß und reiche Belehrung schöpfen kann. Schon die ersten beiden Auflagen fanden deshalb mit Recht sowohl in der fachwissenschaftlichen Presse, als auch sonst fast uneingeschränkte Anerkennung; verdientermaßen wurde überall des Verfassers innige, warme Liebe und feines Verständnis für die Pflanzenwelt unserer deutschen Wälder und Auen gerühmt, desgleichen die große Umsicht und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er alle irgendwie Aufschluß vermittelnden Quellen literarischer Art aus alter und neuer Zeit sich zunutze zu machen verstand.

„Begriffe ohne Anschauungen sind tot“, sagt Söhns richtig in seiner Einleitung und verlangt deshalb, daß der Schüler im botanischen Unterrichte nicht nur die lateinischen Namen erfahre, sondern auch die deutschen Benennungen, welche die behandelte Pflanze, sei es in seiner Heimat, sei es in seinem Lehrbuche, hat, ihrem Inhalte nach genau kennen lerne. „Das Volk hat seine eigene Nomenklatur, die es unbekümmert um Lehrbuch und Sch

beibehält. Für den Lehrer aber muß es unendlich wertvoll sein, diese Namen kennen zu lernen und im Unterrichte verwerten zu können. Es muß ihm eben alles daran liegen, den Gegenstand seines Naturunterrichts, hier das Kind der ewig jungen Natur, die Pflanze, dem jugendlichen Gemüte so nahe als möglich zu führen. Wie tiefe Blicke eröffnen diese alten Namen nicht selten in unsere älteste germanische Vorzeit!" Damit berührt Söhns einen uns äußerst wichtig erscheinenden Punkt unseres Jugendunterrichts und weist einen Weg, auf welchem die oft und nachdrücklich erhobene Forderung, daß alle Unterrichtsfächer der höheren Schule bis zu einem gewissen Grade der Erweckung nationalen Sinnes und der Freude an germanischer Lebensanschauung dienen sollen, verwirklicht werden kann. „Je tiefer", sagt der Verfasser mit Recht, „der Schüler hineinblickt in den schier unergründlichen Schacht der germanischen Volksseele, um so anziehender wird sie ihm, um so besser wird er selber!"

Als feinsinniger Pädagog zeigt sich ferner Söhns, wenn er verlangt, daß die Jugend darauf hingewiesen werden soll, daß auch unsere deutschen Dichter seit alters her die Pflanzen, die holden, taufrischen Kinder der Natur, mit vollster Liebe umfaßt haben, daß die Liebe zur Pflanze allen Edlen unserer Nation eigen gewesen ist, daß die Dichter aller Zeiten die lieblichen Blumensprößlinge der Mutter Erde zu verherrlichen wußten im Liede; und es müßte wunderlich zugehen, fährt er fort, wenn dadurch das poetisch verklärte Pflänzlein sich nicht in dem so leicht empfänglichen Herzen des Knaben ein Plätzchen erringen sollte, an welchem es weiter wächst und blüht, unausrottbar bis an sein Ende.

Das sind alles so gesunde, vernünftige pädagogische Gesichtspunkte, daß jeder Lehrer sie gern und freudig auch zu den seinigen machen wird. In der uns vorliegenden dritten Auflage hat der Stoff wiederum einzelne Erweiterungen und Verbesserungen erfahren, trotzdem hat sich aber der Herausgeber, wie er selbst sagt, mit Recht bestrebt, immer nur das Unentbehrlichste ergänzend aufzunehmen, damit das Buch an Handlichkeit, Übersichtlichkeit und vor allem an Kürze nicht allzuviel einbüße. In diesem neuen Gewande schickt der Verfasser sein Buch in die Welt hinaus, das, wie wir nicht zweifeln, immer neue Freunde bei jung und alt, in Schule und Haus sich erwerben wird, so daß der Wunsch gewiß in Erfüllung gehen wird, den Söhns am Schluß des Vorwortes zur dritten Auflage ausspricht: „Möge ein freundliches Fatum auch über dieser neuen Auflage walten, möge sie vor allem von demselben warmen Interesse getragen sein, das ihre Vorgänger bei den Männern der Schule nicht nur, sondern, ich darf sagen, fast allgemein gefunden haben — wiederum zum Nutzen dessen, was uns von allen irdischen Gütern das edelste sein soll: unseres deutschen Vaterlandes." Möchten alle Lehrer der Naturwissenschaft im Sinne von Söhns ihren Unterricht erteilen und die Naturerkenntnis ihrer Schüler nach Kräften fördern, eingedenk des Wortes von Ernst Häckel: Ich habe die feste Überzeugung, daß jeder große Fortschritt in

der Naturerkenntnis unmittelbar oder mittelbar auch eine entsprechende Vervollkommnung des sittlichen Menschenwesens herbeiführen muß!

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Ludwig Fulda. Sinngedichte. 3. Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., 1904.

Ludwig Fulda, der uns das prächtige Märchendrama „Talisman" geschenkt, ist ein feinsinniger, geschmackvoller Epigrammatiker. Eine hohe geistige Freude gewährt es, sich in seine „Sinngedichte", die soeben in 3. Auflage erschienen sind, zu versenken, in denen er eine Fülle von Perlen köstlicher Lebensweisheit, in das Gold einer edlen Form gefaßt, bietet. Leben und Gesellschaft, Literatur und Kritik, Kunst und Bühne, Wissenschaft und Politik: all diese Gebiete hat er mit hellem, klarem Sinn und offenem Auge durchwandert: was er erschaut und erlebt, hat sich ihm zu formschönen Gedichten gewandelt voll Heiterkeit und Humor, voll Witz und Ironie. Nur einige Proben aus diesem embarras de richesse:

Falsche Bescheidenheit.

Mit der Demut Heil'genschein
Bringt man's weit auf Erden;
Viele machen sich nur klein,
Um recht groß zu werden.

Du bist, o Mensch, nur ein Passant auf Erden
Und darfst darum nicht allzu anspruchsvoll
Als Stammgast dich an einem Tisch gebärden,
An dem so bald ein andrer sitzen soll.
Die Teuren, denen unser Herz ergeben,
Raubt uns der Tod,
Wenn sie nicht schon zuvor — o zehnfach härt're Not —
Geraubt uns werden durch das Leben!

Zeitmangel.

Wer die Zeit sich suchen mag,
Hat sie stets gefunden:
Für den Fleißigen hat der Tag
Achtundvierzig Stunden.

Das ist fürwahr ein armer Mann,
Der Haupt und Herz nicht beugen kann,
Wenn seiner Tür die Majestät
Des Geistes still vorübergeht.

Wenn dir der Himmel zwei Geschenke gibt,
Dann fehlt's bei Männlein dir und Weiblein schwerlich.
Erzählen können macht dich rasch beliebt,
Zuhören können macht dich unentbehrlich.

Es scheint, als ob das launische Glück
All seine Schätze Stück um Stück
An einen Liebling vergeude;
Die anderen atmen schwer und bang,
Kauern am Weg ihr Leben lang
Und harren auf eine Freude.

Geist und Witz, sie decken bei vielen
Knapp die traurige Blöße;
Alles läßt sich erheucheln und spielen,
Nur nicht innere Größe.

Willst du Männer gesprächig machen,
Sprich von Sachen;
Soll das Gespräch mit Frauen sich lohnen,
Sprich von Personen.

Neumodische Kämpfer.

Ihr brauchtet nicht lange das Schwert zu schärfen;
Weit leichter habt ihr Ruhm errungen:
Den Heldenruhm der Gassenjungen,
Die ehrliche Leute mit Steinen werfen.

Was die Zeitung von dir meint,
Macht's dir etwa Kummer,
Denke: Morgen schon erscheint
Eine neue Nummer.

Scheint euch ein Kunstwerk leicht dahin zu schweben,
Dann schwört darauf: es reifte lange Zeit;
Die größte Leichtigkeit in Kraft und Leben
War stets die größte Schwierigkeit.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

C. Schaible, Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Freiburg i. B. und Leipzig, Verlag von Paul Waetzel. 632 S. Preis geb. 7,50 M.

Das uns zur Anzeige vorliegende Buch von C. Schaible: „Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon" dürfte in den weitesten Kreisen des gebildeten Publikums lebhaften Anklang finden. Denn wenn es auch eine Fülle von Werken bereits gibt, die nach dem Vorgang der ausgezeichneten „Geflügelten Worte" Büchmanns dem deutschen Volke einen reichen Zitatenschatz zu vermitteln suchen, so fehlte es doch bisher noch an einem wirklich brauchbaren Nachschlagewerke, wie es Schaible in trefflich übersichtlichem Lexikonformat uns bietet. Nach Stichworten nämlich geordnet, aus deren schier überreicher Fülle wir beispielsweise nur folgende herausgreifen: Aberglauben, Arbeit, Begierde, Besitz, Bildung, Bürger, Ehre, Familie, Frau, Frieden, Geist, Geschichte, Herrscher, Herz, Jugend, Kraft, Kunst, Künstler, Meinung, Nation, Politik, Reichtum, Schule, Unterricht, Verkehr, Wahrheit, Wissenschaft, Zeit usw. usw., hat der Verfasser einen fast unerschöpflichen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, Menschenkenntnis und Lebensweisheit, Sentenzen und Gedankensplittern, „eine große gebundene geistige Kraft", darbieten wollen. „Hiermit ist", wie er selbst in seinem Vorwort sagt, „eine Menge von Aufschlüssen gewonnen, welche nicht nur der allgemeinen Bildung und Unterrichtszwecken dienen, sondern die auch die Hilfsmittel bieten zu jeder geistigen Arbeit, zu wissenschaftlichem Gebrauch, sowie zu Verteidigung und Angriff im Streit der Meinungen, die ferner eine Richtschnur geben für unser Verhalten und eine Erkenntnisquelle zur Erringung eines geläuterten Urteils: eine feste Stütze zur Selbstzucht und zu dem zu erkämpfenden 'Emporgang des Lebens'."

Die Auslese von Aphorismen fand nach dem eigenen Geständnis des Herausgebers in christlicher, ethischer, praktisch-philosophischer und sozialer Beziehung statt, und bei der Anordnung des Stoffes wurden die als Stichworte

gewählten sprachlichen Begriffe von den verschiedensten Seiten beleuchtet, so daß systematisch verknüpfte Gedankenresultate zutage traten und die jeweilige Gruppierung um einen solchen Begriff gewissermaßen ein Ganzes für sich bildet.

Ein beigegebenes Autorenverzeichnis, nach Berufen geordnet und unter Beifügung der Lebenszeit der einzelnen, zeigt uns die geradezu staunenswerte Belesenheit des Herausgebers. In nicht weniger als fünfzehn Gruppen ziehen an unserem geistigen Auge vorüber die von ihm benutzten: Dichter und Dramatiker; Frauen als Schriftsteller; Fürsten; Geschichtschreiber, Geographen, Altertumsforscher; Juristen; Kunstschriftsteller; Militärschriftsteller; Musikschriftsteller und Komponisten; Nationalökonomen; Naturforscher, Mediziner, Physiologen, Physiker und Chemiker; Philologen, Pädagogen, Sprachforscher, Orientalisten, Literatur- und Kulturhistoriker; Philosophen, Ästhetiker und Moralisten; Gelehrte, Romanschreiber und Novellisten, Schriftsteller im allgemeinen; Staatsmänner und Redner; Theologen und Religionsstifter; in einer sechzehnten Gruppe endlich erscheinen als Quellen von Aphorismen noch die Fliegenden Blätter, die Sprichwörter und der Talmud.

Besonderen Wert hat Schaible nach seiner eigenen Aussage darauf gelegt, daß, wenn auch viele der bedeutendsten Autoren aus dem Altertum und solche aus der neueren und neuesten Zeit von beinahe allen modernen Nationen herangezogen wurden, doch vornehmlich den deutschen das Hauptwort gegeben wurde. Dabei hat er es aber zugleich mit Absicht, und wir müssen sagen, berechtigterweise und mit großem Geschick vermieden, in eine allzu spezielle oder mehr fachwissenschaftliche Gedankenwelt hinabzusteigen, sondern es sind die schöpferischen, geistvollen Ideen, Sentenzen und Maximen allgemeinerer Natur ans Licht gezogen worden, weil nur in der Allgemeinheit die Ideen wurzeln.

So ist uns hier ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk geboten, dessen Anschaffung allen Gebildeten unseres Volkes nur dringend empfohlen werden kann; das Buch wird dank seiner vornehmen äußeren Ausstattung, ebenso wie auf Grund seines gediegenen Inhalts eine wahre Zierde jeder Bibliothek bilden, und wer sich einmal in seine Lektüre versenkt hat, wird dem Urteil des Verfassers beipflichten, der am Schlusse seines Vorworts sagt: „Wer es versteht, diese uns als Erbteil überlieferten, unvergänglichen geistigen Güter mit liebevollem Vertiefen zu lesen und zur eigenen Waffe zu schmieden, dem bleibt der Vorteil davon fürs Leben gewiß nicht aus."

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen für die oberen Gymnasialklassen von Karl Hähnel, k. k. Gymnasialdirektor. Neue Folge. 1. Reihe (Aufgaben für die V. und VI. Klasse). Landskron 1904.

In den vorliegenden Dispositionen hat der Verfasser der vergleichenden Charakteristik eine Anzahl Themata gewidmet, offenbar in der Erkenntnis, daß gerade diese Aufsatzgattung den Schüler zwingt, eine Sache nach bestimmten Gesichtspunkten zu begründen, Unnützes auszuscheiden und die Ergebnisse zusammenzufassen. Allerdings wird der verständige Lehrer nicht die Vergleichung

weil sie den Schüler zu eintöniger Wiederholung des Wortes und komparativen Wendungen verführt, bevorzugen. Deshalb hat Hähnel auch wie früher in seinen „200 Entwürfen zu deutschen Aufsätzen für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandten Lehranstalten, 1900" für die notwendige Abwechselung gesorgt.

Dresden. **H. Unbescheid.**

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Berlin, Gebrüder Paetel, 1904.

Ein köstliches Büchlein, das uns beide Dichter in ihrer Eigenart klar und lebensvoll vor Augen führt, eine Quelle edelsten Genusses für alle Freunde dieser Meister der Novelle und Lyrik! Sie traten einander erst spät nahe. Storm schrieb als Sechzigjähriger zum erstenmal an Keller, der bereits 62 Jahre zählte. Als Mensch wie als Dichter stehen beide fertig abgeschlossen da. Beide besitzen noch die echte Kunst des Briefschreibens, die Lust, eine Plauderstunde auszukosten, das wohlige Behagen, dem Moment sein ganzes Recht zu verschaffen. Keller sucht dabei mehr die Situation, Storm mehr die Stimmung festzuhalten.

Im Mittelpunkte ihrer Interessen stehen ihre Dichtungen. Wir sehen aus diesem Briefwechsel, wie stark Storm auf Keller durch seine Ratschläge gewirkt hat. Keller ließ sich von der formalen Sorgfalt und Sicherheit Storms imponieren, den er schon 1875 als einen „stillen Goldschmied und silbernen Filigranarbeiter" gepriesen hatte. Zugleich tun wir einen Blick in das freundliche, liebedurchsonnte Heim Storms und in das ungemütliche Hauswesen Kellers, dessen Schwester als „säuerliche, alte Jungfer" darüber zetert, daß Storms Briefe nicht genug frankiert ankommen, und die über das in den Ofen zu steckende Holz zankt, damit sie ihres Triumphes nicht verlustig gehe, die einzige im Hause zu sein, die im Sommer noch ein „schönes Restchen Holz vom Winter übrig habe". Willkommenes Licht fällt auch auf die Dichter: W. Jordan, Kinkel und besonders Paul Heyse. Der Herausgeber Albert Köster erweist sich in seinen Erläuterungen als tiefer und feinsinniger Kenner beider Dichterindividualitäten und bietet eine Fülle wertvoller Fingerzeige für beider Kunst und Leben, so z. B. die für Storm höchst interessante Notiz über die Art, wie er den Tod seiner geliebten Konstanze ertrug (vgl. S. 50 u. 51.) Kurz, ein prächtiges Buch, das jedem Freunde unserer Literatur ein wahres Labsal sein muß!

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Marmuth.**

Kleine Mitteilungen.

Aufforderung zur Sammlung oberſächſiſcher Volkswörter. Wenn um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Leipziger Professor Gottsched den Gebrauch mundartlicher und volksmäßiger Ausdrücke in der Schriftsprache verwarf, so haben wir heute nicht nur eine mundartliche Dichtung, die wir mit großem Genusse auf uns wirken lassen, selbst wenn uns ihr Verständnis Schwierigkeiten bereitet, sondern unsere Gelehrten schätzen auch die Sprache des Volkes als den Jungbrunnen, aus dem die Schriftsprache

immer und immer wieder schöpft und schöpfen muß, um sich zu bereichern und zu erfrischen. Dadurch, daß Luther für seine Bibelübersetzung sich nicht lediglich einer der vorhandenen Kanzleisprachen bediente, sondern deren Wortschatz durch Ausdrücke der Mundarten ergänzte und ihren Satzbau in volksmäßiger Weise gestaltete, verlieh er seinem Werke eine solche Frische und Kraft, daß seine Übersetzung den Sieg davontrug über alle anderen und ihre Sprache die Grundlage für eine allen Deutschen gemeinsame Sprache, für die deutsche Schriftsprache wurde. Es wäre ein aussichtsloses Unternehmen, an ihre Stelle wieder die Mundarten treten zu lassen etwa in der Absicht, diese letzteren vor dem allmählichen Untergang zu schützen; auch der heutige Naturalismus wird die einzelnen deutschen Mundarten nicht auf allen Bühnen Deutschlands heimisch machen; vielmehr müssen wir unseren großen Dichtern dankbar sein, daß sie auf der von Luther gegebenen Grundlage uns eine Dichtersprache geschaffen haben, die in allen Gegenden und Winkeln unseres Vaterlandes in gleicher Weise verstanden wird. Wohl aber haben wir die Pflicht, und zwar gerade im Hinblick auf eine immer wieder notwendige Bereicherung und Auffrischung unserer Schriftsprache, den noch vorhandenen Reichtum unserer Volksmundarten kennen zu lernen und durch seine Buchung vor der Vernichtung zu bewahren. Die deutschen Dialekte bergen einen reichen Schatz von Wörtern, welche die Schriftsprache entweder überhaupt nicht kennt oder doch nicht in der Bedeutung, in der sie in manchen Landschaften gebraucht werden. Wie oft freuen wir uns über einen treffenden Volksausdruck, der nur in einer Landschaft oder in dem engen Kreise unserer eigenen Heimat gebräuchlich ist und an dessen Stelle der „gebildete" Deutsche sich mit einer nichtssagenden Gedankenmarke oder vielleicht gar mit einem Fremdworte behilft! Wie oft vermag sich der „Gebildete" mit dem einfachen Manne aus dem Volke nicht zu verständigen, weil er dessen Wortschatz nicht kennt! Wie soll, um nur ein Beispiel zu geben, der Arzt einen Kranken beraten, der ihm mitteilt: „Mir is ofte weechlich", wenn er nicht weiß, daß diese Worte eine Umschreibung für epileptische Krämpfe darstellen? Wie falsch kann der Kutscher beurteilt werden, von dem es heißt, er habe keine Stelle und arbeite kaum an der Straße, wenn nicht die (in Dresden) eigentümliche Bedeutung von kaum = inzwischen, einstweilen bekannt ist (vgl. die Kinder gingen fort, und kaum wurde ein bißchen Ruhe im Hause).

Für die süddeutschen Mundarten sind umfassende Wörterbücher vorhanden oder noch in Bearbeitung; auch für Niederdeutschland gibt es größere Sammlungen. Am wenigsten ist bisher für mitteldeutsche Dialekte geschehen, und gerade die durch Luther so wichtig gewordene meißnische oder obersächsische Mundart hat den Sammelfleiß der Gelehrten fast gar nicht erfahren. Diese haben sich wohl um die Darstellung des Laut- und Formenbestandes einzelner sächsischer Mundarten bemüht (so Albrecht um die Leipziger, Göpfert um die Erzgebirgische, Philipp um die Zwickauer, Dunger und Gerbet um die Vogtländische, Meiche um die Sebnitzer, Michel um die Seifhennersdorfer usw.), insbesondere hat das Obersächsische in Karl Franke einen kundigen Grammatiker gefunden, die Sammlung und Bearbeitung des Wortschatzes sächsischer Mundarten übersteigt aber wie die der süddeutschen auch die Kräfte eines Gelehrten. Dazu bedarf es der vereinten Arbeit vieler. Zu diesem Schlusse sind denn auch Versammlungen des Gebirgsvereins für die Sächsische Schweiz, des Dresdner Deutschen Sprachvereins, des Vereins für sächsische Volkskunde, des Dresdner Pädagogischen Vereins gekommen — was bisher gefehlt hat, das ist die Ausführung der wiederholt gefaßten Beschlüsse. Nunmehr aber haben sich auf eine Aufforderung des Schriftleiters des Dresdner Anzeigers Professor Dr. Schumann die Herren Professor Dr. Dunger, Stadtschulrat Professor Dr. Lyon, Dr. Alfred Meiche, Professor Dr. Karl Müller, Privatdozent Dr. Reuschel und Bürgerschullehrer Martin Frieß (Vorsitzender des im Dresdner Pädagogischen Verein bestehenden Ausschusses für Phonetik) bereit erklärt, eine Sammlung obersächsischer Volksworte in die Hand zu nehmen, die mit Hilfe aller für unsere engere Heimat sich erwärmenden Kräfte zustande kommen soll. Eine Beschränkung dieser Sammelarbeit auf die eine der sächsischen Mundarten ist aus praktischen Gründen geboten, doch sollen die Grenzen nicht gerade ängstlich gezogen werden.

Während die vogtländiſchen, erzgebirgiſchen und oberlauſitzer Mundarten von außerſächſiſchen (dem Oſtfränkiſchen, Bayeriſchen und Thüringiſchen) beeinflußt ſind und über die Grenzen des Königreichs Sachſen hinausragen, weiſen die unter dem Namen des Oberſächſiſchen zuſammengefaßten Dialekte keine derartigen Einflüſſe auf, wenigſtens keine unmittelbaren und weſentlichen. Eben weil im Meißner Land ſchon zu Luthers Zeit die mundartlichen Beſonderheiten des Nordens und des Südens am meiſten abgeſchliffen waren, konnte das Oberſächſiſche ſich zum Gemeindeutſchen entwickeln. Daß dieſes ſich freilich mit der meißniſchen Mundart nicht deckt, muß jeder Sachſe außerhalb ſeines Vaterlandes erfahren, und oft wird ihm ſein „Sächſiſch" als ein verdorbenes Hochdeutſch vorgeworfen. Und doch handelt es ſich bei ihm nur um dieſelbe Tatſache, die bei allen anderen deutſchen Stämmen ohne weiteres anerkannt wird, daß das Schriftdeutſche ſich von dem in den einzelnen Landſchaften geſprochenen Deutſch entfernt hat. Auch in Sachſen macht es ſich der Gebildete in ſeinen vier Pfählen bequemer mit der Ausſprache und der Wahl der Wörter, noch weniger Anlauf zum Schriftdeutſchen nimmt die Maſſe der eingeborenen Stadtbevölkerung, und am treueſten bewahren die Bauern den Lautſtand und den Wortſchatz ihrer Mundart im Meißner Lande wie in anderen deutſchen Gauen auch. Ja nicht einmal in dieſem nicht eben großen oberſächſiſchen Sprachgebiete wird eine völlig gleiche, einheitliche Mundart geſprochen, auch hier laſſen ſich wie in allen deutſchen Mundarten noch beſondere Dialekte unterſcheiden. Für die Zwecke der zu veranſtaltenden Sammlung kann hier eine Erörterung dieſer Unterſchiede unterbleiben. Unſere Sammlung ſoll ſich erſtrecken auf die Gebiete Dresden-Meißen-Roſſen, Lommatzſch-Rieſa-Großenhain, Geithain-Leisnig-Döbeln, Chemnitz-Roßwein, Freiberg-Brand-Frauenſtein-Bienenmühle-Altenberg, Frohburg-Borna, Grimma-Oſchatz, Radeberg. (Nach Süden und Oſten würde ſich als Grenze etwa eine Linie nördlich von Werdau nach Zſchopau-Altenberg-Pirna-Radeberg ergeben, nach Weſten die Pleiße.) Im Hinblick auf eine wiſſenſchaftliche Verwertung iſt es notwendig, die Wörter in der Lautform aufzuſchreiben, die ſie in der Mundart wirklich haben, nicht nur in der Form, die ſie nach der Meinung des Aufzeichners haben würden, wenn ſie ſchriftſprachlich wären. Auch die Unterſchiede der Ausſprache, die zwiſchen Dorf und Stadt wahrzunehmen ſind, ſollen berückſichtigt werden. Doch genügt es, wenn das Gehörte annähernd richtig wiedergegeben wird, die Kenntnis der Mittel, die ſich unſere Dialektforſcher zur Bezeichnung der Laute geſchaffen haben, kann und ſoll bei den Einſendern oberſächſiſcher Volkswörter nicht vorausgeſetzt werden. Gerade die Mängel unſeres A-B-C, die einer lautgetreuen Schreibung hinderlich ſind, bieten den Vorteil, daß jeder ſich die Buchſtaben durch die Laute hörbar machen kann, die ihm von Kindheit an bei ſeiner Ausſprache geläufig ſind. Jeder Sachſe wird die Schreibweiſe: Stille biſte! ohne weiteres in die Ausſprache „Schdille biſde" umſetzen.

So ergeht denn an alle Leſer dieſer Zeilen die Aufforderung, alles was ihnen an Ausdrücken volkstümlicher Art bekannt iſt, mit den Bedeutungen aufzuzeichnen und an Herrn Profeſſor Dr. Paul Schumann, Dresden-Altſtadt, oder auch an eines der anderen Mitglieder des Ausſchuſſes einzuſenden und dabei nichts für zu gering zu achten, zum Beiſpiel Ausdrücke für Verrichtungen des täglichen Lebens, eſſen und trinken, arbeiten, ſpielen, ſchlafen, ſterben (töten) uſw. uſw., Bezeichnungen für Geräte und Werkzeuge in allerlei Handwerken und Gewerben, für Örtlichkeiten, Gebäude, Straßen oder Gaſſen, Feldfluren, Waldgegenden, Pflanzen und Tiere. Auch allerlei Redensarten in Handel und Wandel (zum Beiſpiel e Geſchigge dran machen = bei Feſtſetzung des Preiſes entgegenkommen), Scherz-, Spott- und Liebkoſungsworte, -reden und -reime, alles iſt willkommen. Einzelne Wörter werden oft am beſten verſtändlich werden im Zuſammenhange eines ganzen Satzes, eines Spruches und dergleichen. Wer den Bearbeitern eine beſondere Wohltat erweiſen will, ſchreibe die einzelnen Ausdrücke je auf einen Zettel. Unerläßlich iſt neben der Angabe der Bedeutung die des Ortes oder der Gegend, wo die Wörter tatſächlich gebraucht werden.

Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 25. Jahrg. Nr. 8. 9. Wolfram von Eschenbachs Parzival und Titurel, herausgeg. von Ernst Martin. 2 Teile. Besprochen von Behaghel. — Wolfram von Eschenbach, herausgeg. von A. Leitzmann. Besprochen von Behaghel. — Brenner, Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Besprochen von Ehrismann. — Evans, Der bestrafte Brudermord. Sein Verhältnis zu Shakespeares Hamlet. Besprochen von Dibelius.

Kind und Kunst. Illustrierte Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausgeg. von Hofrat Alexander Koch. Band I. Oktober 1904 bis September 1905. Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt und Leipzig.

Monatsschrift für höhere Schulen. III. Jahrg. 9. u. 10. Heft, September, Oktober. Inhalt: Der zweite Kunsterziehungstag. Von Oberlehrer Prof. Dr. R. Lehmann in Berlin. — Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Von Dr. phil. E. Schultze in Hamburg-Großborstel. — Der Unterricht der deutschen Sprache und Literatur an den Mittelschulen Ungarns. Von Direktor F. Keméný in Budapest.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. XIII. und XIV. Bandes 8. Heft. Inhalt: Der Anfang des Hellenentums. Von Konrektor Prof. Dr. Richard Fritzsche in Schneeberg i. S. — Das Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte von Below und Meinecke. Von Oberstudienrat Dr. Gottlob Egelhaaf in Stuttgart. — Felix Hemmerli, ein schweizerischer Publizist des XV. Jahrhunderts. Von Privatdozent Dr. Albert Werminghoff in Greifswald. — Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Joseph Petzoldt in Spandau. — Zur Frage des Nachmittagsunterrichtes. Von Realgymnasialoberlehrer Dr. Richard Le Mang in Dresden. — Über Anschauung und Anschauungsmittel im Unterricht. Von Gymnasialoberlehrer Gustav Lauteschläger in Darmstadt.

—— 9. Heft. Der Anfang des Hellenentums. (Schluß.) Von Konrektor Prof. Dr. Richard Fritzsche in Schneeberg i. S. — Die Tannhäusersage. Von Oberlehrer und Privatdozent Dr. Karl Reuschel in Dresden. — Die Eigenart des Gymnasiums. Von Gymnasialdirektor Dr. Adolf Stamm in Anklam. — Wilhelm Münchs Gedanken über Zukunftspädagogik. Von Prof. Dr. Otto Immisch in Leipzig. — Warum lehren wir Griechisch? Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Friedrich Aly in Marburg. — Öffentliche Kunstsammlungen. Ein Hilfsmittel für den Unterricht. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Richard Pappritz in Frankfurt a. M. — Aus Kuno Fischers Studienzeit. Von Gymnasialdirektor a. D. Prof. Dr. Hugo Holstein in Halle.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 4. Band, Heft 4. Inhalt: Wilhelm Creizenach, Die Aristophanes-Übersetzung des Leonardo Aretino. — Siegmund Fraenkel, Zur Geschichte von den drei Ringen. — Josef Scheidl, Persönliche Verhältnisse und Beziehungen zu den antiken Quellen in Wielands Agathon. — Albert Fries, Zu Heinrich v. Kleists Stil. — Rudolf Schlösser, Nachträgliches zu Platens Sonetten. — Hugo Holstein, Zu Schillers Reise nach Berlin.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. 11. Band. 1. und 2. Heft. Inhalt: Noch einmal der „Hürnen Seufried" des Hans Sachs. Von Karl Drescher in Bonn. — Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. VII. Geistliche Lieder und Psalmen. — Briefe eines Berliner Journalisten aus dem 18. Jahrhundert. Mitgeteilt von Ernst Consentius in Berlin. (Schluß.) — Drei volkstümliche historische Lieder. Mitgeteilt von Adalbert Jeitteles in Graz. I. Lied auf Friedrich den Großen. II. Lied auf den heil. Johann von Nepomuk. III. Loblied auf Maria. — Österreichische Türkenlieder (1788—1790).

Mitgeteilt von Stefan Hock in Wien. I. II. III. IV. — Goethes „Edler Philosoph". Von Leonard L. Mackall in Baltimore (Vereinigte Staaten). — Ein unbekanntes Gedicht der Bettine. Mitgeteilt von Ludwig Geiger in Berlin. — Albert Lindner und Eduard Devrient. Nach ungedruckten Briefen und Tagebuchblättern. Von Hans Devrient in Weimar.

Das literarische Echo. 6. Jahrg. Nr. 22. Zweites August-Heft. Inhalt: Rudolf Fürst, Ahasver-Dichtungen. — Eugen Kovács, Josef Kiß. — Monty Jacobs, Grillparzer-Forschung. — Max Osborn, Die große Ibsen-Ausgabe. — Kaethe Schirmacher, Deutsch-Französisches. — Ernst Ziel, Neue Lyrik. — Eugen Holzner, Antikes und Antikisierendes.

—— 6. Jahrg. Nr. 23. Erstes September-Heft. Inhalt: Otto Stoeßl, Die Bilanz der Moderne. — Arthur Luther, Russische Bühnendichter. — Albert Geiger, Neue Novellen. — Harry Maync, Eduard Mörikes Briefe. — E. von Sallwürk, Shakspere-Schriften. — F. Freiin von Bülow, Meredith in Deutschland. — Ludwig Fulda, Tantiemen.

—— 6. Jahrg. Nr. 24. Inhalt: M. G. Conrad, Unsittliche Literatur. — Erich Meyer, Französische Romane. — A. v. Gleichen-Rußwurm, Neue Essays. — Alexander v. Weilen, Der Ursprung des Harlekin. — Leo Berg, Nietzsche-Literatur. — Paul Lindenberg, Aus der Fremde. — William Archer, J. M. Barrie.

—— 7. Jahrg. Nr. 1. Inhalt: Alexander v. Gleichen-Rußwurm, Das deutsche Sinngedicht. — Theodor Fontane, Aus Familienbriefen. — M. Maeterlinck, Charles von Lerberghe. — Karl Busse, Verse. — Kurt Aram, Literarische Eigenbrödler. — Oscar Wilde, Die Herzogin von Padua. — Fritz Mauthner, Wie eine Theaterkritik entsteht. — Peter Rosegger, Der Dichter des hinterberger Landels.

—— Nr. 2. Inhalt: Ernst v. Wolzogen, Wagners Liebesleben. — Josef August Beringer, Richard Dehmel. — Richard Dehmel, Im Spiegel. — Georg Minde-Pouet, Ein Ostmarkenroman. — Theodor Achelis, Whitman-Übertragungen. — Richard Dehmel, Dichtungen.

—— Nr. 3. Ernst v. Wolzogen, Aus Wagners Liebesleben. (Schluß.) — Oskar F. Walzel, Humboldts Werke. — Paul Bornstein, Neues von H. v. Kahlenberg. — Fritz Lemmermayer, Moderne Komödien. — Peter Hille, Aphoristisches.

Die Deutsche Schule. VIII. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Rudolf Hildebrands Pädagogik. Von Edwin Wilke, Rektor in Quedlinburg. — Haus- und Schularbeit. Experimente an Kindern der Volksschule. Von Dr. E. Meumann, Prof. an der Universität Zürich. (Schluß.)

—— 8. Heft. Inhalt: Rudolf Hildebrands Pädagogik. Von Edwin Wilke, Rektor in Quedlinburg. (Schluß.) — Universitätsbildung der Volksschullehrer. Von Dr. Friedrich Paulsen, Prof. an der Universität Berlin. — Hecker in Frankfurt a. O. (Nach archivalischen Quellen.) Von Karl Seilkopf, Frankfurt a. O.

—— 9. Heft. Inhalt: Die Macht der Erziehung. Von Dr. P. Barth, Prof. an der Universität Leipzig. — Universitätsbildung der Volksschullehrer. Eine Antwort an Herrn Prof. Dr. Fr. Paulsen von E. Ries in Frankfurt a. M.

—— 10. Heft. Inhalt: Was soll die Kunst in der Schule? Von Otto Anthes, Oberlehrer in Lübeck. — Universitätsbildung der Volksschullehrer. Ein Wort der Erwiderung an Herrn E. Ries von Friedrich Paulsen.

Alemannia, 5. Band. Heft 1 u. 2. Inhalt: Pfarrer Eduard Blocher, Aus dem Sprachleben des Wallis. — Gymnasiallehrer Dr. Karl Bibeleisen, Der Name Achalm. — Derselbe, Zur Namensforschung der Alpen. Der Name Kamor.

Archiv für Kulturgeschichte. 2. Band, Heft 4. Inhalt: Armen- und Bettelordnungen. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Armenpflege. Von Bibliothekar Dr. A. Richel in Frankfurt a. M. — Die Porträtsammlung Herzog Phi-

lipps II. von Pommern. Von Archivar Dr. Otto Heinemann in Stettin. — Zur Geschichte der Zensur und des Schriftwesens in Bayern. II. Von Dr. Ferdinand Lorenz in München.

Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. 1904. XXXIII. Band, 10. Heft. Inhalt: Ritter, Unsre Arbeit nach dem Geiste der neuen Lehrpläne. — Brügel, Moderne Volksbildungsbestrebungen.

Der Türmer. Jahrg. 1904. Oktober. Inhalt: Kirche, Religion und Sozialdemokratie. Von Walter Moelke. — Zur Psychologie der Mode. Von Johannes Gaulke. — Heimatduft. Skizze von Bernh. Westenberger. — Strafrechtsreform. Von Dr. jur. Fritz Auer. — Die Kunstausstellungen dieses Sommers. Von Walter Gensel. — Troilus und Cressida. Von Felix Poppenberg. — Ein naturwissenschaftlicher Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. — Die Bemängelung von Gerichtsurteilen. Von Prof. Dr. von Pflugk-Hartung. — Türmers Tagebuch: Sedan und Simplizissimus. Pioniere deutscher Kultur. Betrübte Lohgerber. Sozialdemokratische Wehen und bürgerliches Chinesentum. — Jenseits der Sprache. Von Fritz Lienhard. — Bogumil Goltz. Von Fritz Lienhard. — Aus den Schriften von Bogumil Goltz. — Umschau (Goethe-Schiller-Schriften. Oberflächenkultur). — Vom deutschen Volkslied. Von Dr. Karl Storck.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 42. Heft (Nr. 237—242). Inhalt: Eine neue Biographie der Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Von Prof. Dr. Aloys Schulte (Bonn). — Christiane von Goethe. Von Ludwig Geiger (Berlin). — Zur Frauenbewegung. Von C. Schmidt (Freiburg i. Br.). — Das Bildungsideal des 18. Jahrhunderts und die Gegenwart. Von Dr. Hans Kleinpeter.

Neu erschienene Bücher.

L. Obermüller, Leitfaden beim Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte. 6. Aufl. von Dr. Karl Credner. Haarlem, F. Bohns Erben. 1904. 173 S.

J. van Dijck, Das Zeichnen. Leipzig, K. F. Koehler. 1903. 18 S.

Gustav Adolf Müller, Drei Liebesnächte. Wien-Leipzig, Fritz Sachs. 167 S.

Albert Köster, Die Briefe der Frau Rat Goethe. 2 Bände. Leipzig, C. E. Poeschel. 1904. 290 S. und 279 S.

Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. 3. Aufl. Berlin, Weidmann. 1904. 233 S.

Karl Hessel, Sagen und Geschichten des Rheintals. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 1904. 310 S.

Alwin Freudenberg, Was der Jugend gefällt. Deutsche Gedichte aus neuerer und neuester Zeit. Dresden und Leipzig, Alex. Köhler. 1904. 239 S.

Helene Lange, Schillers philosophische Gedichte. 2. Aufl. Berlin, L. Oehmigkes Verlag. 1904. 143 S.

Johannes Bender, Der letzte Medix. Ein Trauerspiel. Bonn, Karl Georgi. 1904. 67 S.

Paul Gerhardt, Eine vereinfachte Sprachlehre. Dresden, O. u. R. Becker. 1904. 96 S.

Paldamus, Deutsches Lesebuch. Ausg. C. V. Teil: Untertertia. 17. Aufl. von Dr. Oskar Winneberger. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1904. 388 S.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Band 4 und 5. Deutsche Humoristen. Band 2 und 3. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1904. 222 S. und 196 S.

Dr. Fr. A. Schäfer, Goethe in Krankheitstagen. Meißen, Louis Mosche. 1904. 52 S.

Dr. Paul Landau, Karl von Holteis Romane. Leipzig, Max Hesse. 1904. 168 S.

Prof. Dr. Eugen Kühnemann, Herder. Leipzig, Dürr. 1904. 138 S.

Dr. A. Gille, Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung. Halle a. S., Waisenhaus. 1904. 148 S.

Max Beheim-Schwarzbach, Deutsche Volksreime. Ein sprachlicher Scherz. Joseph Jolowicz, Posen. 1904. 42 S.

G. Schürmann, Der Berg der Wunder und andere Märchen. Leipzig, Dürr. 1905. 94 S.

Rektor Dr. Wohlrabe, Deutschland von heute. Teil III. Stadt und Land. Leipzig, Dürr. 1905. 208 S.

Dr. Paul Richter, Schiller. Leipzig, Dürr. 1904. 180 S.

G. Schürmann, Heraldos Söhne. Aus dem Italienischen. Leipzig, Dürr. 1905. 68 S.

Dr. Rhenius, Wo bleibt die Schulreform? Leipzig, Felix Dietrich. 1904. 156 S.

Arno Schmieder, Der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 75 S.

B. W. Esche, Aus den Sachsenlanden. Illustriertes Sachsenbuch. 1. Lieferung (12 Lieferungen à 1 M.). Zittau, Haase u. Bockermann.

Deutsche Bücherei. Band 5: Das Fest zu Kenelworth. Dichterleben. Von Ludwig Tieck. — Band 6: Der arme Spielmann. Das Kloster bei Sendomir. Ein Erlebnis. Von F. Grillparzer. — Band 7 u. 8: Kinder- und Hausmärchen. Von Jakob und Wilhelm Grimm. — Band 9 u. 10: Die Hosen des Herrn von Bredow. Von Wilibald Alexis. Deutsche Bücherei, Berlin SW 61.

P. Lorentz, Schulausgaben deutscher Klassiker. Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für höhere Schulen". 3. Jahrg. Berlin, Weidmann. 1904.

Johannes Meyer. I. Aus der deutschen Literatur. Ausgewählte Dichtungen in Poesie und Prosa. II. Einführung in die deutsche Literatur. Berlin, Gerdes u. Hödel. 1904. 32 S.

James Taft Hatfield, Über die zweite Auflage (A^1) der ersten Cottaschen Ausgabe von Goethes Werken. Ithaca, N. Y., U. S. A. The Journal Publishing Company. 1904.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 1. T. 13. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh. 1904. 490 S.

Friedrich Paulsen, Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn. 1904. 30 S.

Prof. Dr. Paul Goldscheider, Entwurf einer ausführlichen Haus- und Schulordnung. Abhandlung zum Jahresbericht des Gymnasiums mit Realschule zu Mülheim am Rhein. 1904. 64 S.

Dr. E. von Sallwürk, Das Ende der Zillerschen Schule. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1904. 73 S.

O. von Sothen, Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 137 S.

Karl A. Krüger, Schulaufsätze. Für die Mittel- und Oberstufe einfacher Schulverhältnisse. Danzig, A. W. Kafemann. 1904. 95 S.

Karl A. Krüger, Deutsche Aufsätze. 1. Teil: Für die Mittelstufe. 80 S. — 2. Teil: Für die Oberstufe. 155 S. Danzig, A. W. Kafemann. 1904.

Otto Jespersen, Phonetische Grundfragen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1904. 182 S.

Dr. Wilh. Lüngen, Fragen der Frauenbildung. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1904. 108 S.

Wilhelm Bangert, Fibel für den ersten Sprech-, Lese- und Schreibunterricht. 11. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1904. 120 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Über würde mit dem Infinitiv.

Von **E. Herdin** in Ystad.

Professor Dr. Theodor Matthias hat in dieser Zeitschrift (17. Jahrg. 1903, 7. Heft) meinen Aufsatz in demselben Jahrgange, Heft 3 und 4, über eine gewöhnliche, bisher nicht behandelte Verwendung von würde + Infinitiv zum Gegenstand einer ziemlich eingehenden Besprechung und Kritik gemacht.

Zuerst muß ich mein Befremden darüber aussprechen, daß Matthias, obgleich er seit 1892 der fraglichen Erscheinung seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, sich nur ein Beispiel aus einem deutschen Schriftsteller angemerkt hat (s. Matthias, S. 421). Der Gebrauch ist nämlich so allgemein, daß Belege dafür sich einheimischen modernen Erzählungen in unbegrenzter Anzahl entnehmen lassen. Zu meinen Heft 3 und 4, S. 200—208 angeführten Beispielen aus Spielhagen, Stinde, Tovote und Wildenbruch will ich hier die folgenden hinzufügen:

Helene Böhlau, Der Rangierbahnhof, 5. Aufl., Berlin 1902, S. 126.

„Ja, wenn er mich bei meiner Arbeit läßt, wenn es so bleibt, wie es ist — beinah so — dann . . . ja dann. Von daheim fort? — O ja, weshalb nicht?“ dachte sie.

Sie fühlte, daß es ihr nicht schwer wäre. Sie würden miteinander nach Paris reisen, und sie würde eine Zeit dort lernen. — Herrgott, das hatte sie immer so brennend gewünscht. Dort konnte sie finden, was ihr noch fehlte. Schade, daß die zu Hause es gar zu gern wollten — schade.

Freytag, Aus einer kleinen Stadt.[1]) Gesammelte Werke. 2. Aufl. 13. Band, Leipzig 1897, S. 157.

(Henriette hat erfahren, daß die Franzosen die Absicht haben, sich der Person ihres Geliebten zu bemächtigen. Sie eilt bei Nacht, ihn zu warnen): Der Morgen war nahe und das Schwerste vorüber, sie hörte den

1) Erschien 1880.

Hufſchlag der Pferde im Stall und das Schnauben, mit welchem ſie ihr Futter erwarteten. Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam? Sie wußte es wohl: in die Berge der Grafſchaft, wo jetzt ſein vornehmer Freund weilte. Und ſie nickte zufrieden mit dem Haupt. Der würde wohl Rat wiſſen, und wenn das Volk aufſtand und der Kampf losbrach gegen den hinterliſtigen Kaiſer, dann zog der Geliebte an der Seite des Grafen hinaus, ach, hinaus in neue Gefahr.

Ferner ebenda S. 58, 158.

Ludwig Ganghofer, Fliegender Sommer, Berlin 1892, S. 211, 326.

Das Buch iſt mir augenblicklich nicht zugänglich.

Hermann Heiberg, Todſünden, Berlin 1891, S. 39.

(Theonie, die Beſitzerin von Falſterhof, überlegt, wie ſie ihren bei ihr wohnenden Vetter los werden könnte): Unter der nervöſen Angſt und Furcht, die ſie (Theonie) beherrſchten, erhöhte ſich ihre Bereitwilligkeit zu Opfern. Sie wollte ihm alles vorhandene Kapital ausliefern, wenn er ſich verpflichtete, nie wiederzukehren! Aber freilich, was waren Verſprechungen und Zuſagen bei dieſem Menſchen! Und wenn es ihm gelang, Grete von der Linden (die in der Nähe wohnte und um die ſich Theonies Vetter bewarb) heimzuführen, würde er immer in ihrer Nähe bleiben. Der Aufenthalt auf Falſterhof würde für ſie eine Qual werden; ſie mußte am Ende das Erbteil ihrer Eltern verkaufen oder konnte nie dahin zurückkehren! So gingen ihre Gedanken hin und her.

Ferner ebenda S. 11 flg., 24, 39, 48, 60, 74, 76, 112, 122, 206, 215, 243, 253, 279, 286, 292, 303, 317, 324, 340, 346, 349, 354, 365, 368.

Keller, Das Sinngedicht[1]), Geſammelte Werke, 7. Band, Berlin 1897, S. 114.

Als er an das Stadttor zurückkam, war ſein Beſchluß fertig —. Auch gegen Reginen wollte er ſchweigen, gewärtig, ob ſie Recht und Kraft zur freien Rede aus ſich ſelber ſchöpfe, und je nach Beſchaffenheit würde ſich dann das Weitere ergeben. Unterdeſſen ſollte die ſtumme Trennung, die zwiſchen ſie getreten, ihr nicht verborgen bleiben. — Mit dieſem Vorſatze trat er wieder in ſein Haus —.

von der Kyburg (Leutnant Bilſe), Aus einer kleinen Garniſon, Wiener Verlag 1904, S. 101.

Er ſah ſein Leben vernichtet. Umſonſt waren die langen Jahre, die er mit Aufopferung ſeiner beſten Kraft dem Vaterlande gedient; ſeine Zukunftspläne — waren mit einem Schlage vernichtet. Was würden ſeine Eltern, ſeine Geſchwiſter ſagen, was ſollte aus ſeiner Braut werden? Eine namenloſe Wut packte ihn —.

1) Erſchien 1881.

Alexander Baron von Roberts, Die schöne Helena, Stuttgart 1898, 2, S. 49.

Immer der Verdacht, der ihm Tag und Nacht vor Augen brannte — und dahinter lauerte das hohle Nichts. Natürlich war es nun mit allem aus! Jetzt würden sie wohl ohne Besinnen nach dem Kehrbesen greifen müssen . . .

Ferner ebenda 1, S. 88; 2, S. 64, 75, 120, 121, 130.

Saffeini, Die Nixe von Ostende, Freiburg i. Br., S. 18.

„Ein Brief für Sie, Herr Baron! Madame la vicomtesse selbst hat ihn mir gegeben!"

Ach, ein Brief von ihr! Endlich! Strahlend nahm Georg das seegrüne Kuvert mit seiner Adresse in Empfang. Er hielt den Sieg, die Kapitulation der schönen, so lange mit Rosen bombardierten Festung in Händen! Was würde sie ihm antworten?

Er trat beiseite, seine Ungeduld erlaubte ihm nicht länger zu warten und er riß das Kuvert auf.

Ferner ebenda S. 16, 17, 18.

Stinde, Die Familie Buchholz[1]), Brate, Stockholm, S. 188.

Wie nun die beiden vor dem Altar standen, wurde mir sehr weich. Eine Mutter denkt doch auch an die Zukunft. Würde der Doktor auch wohl immer so gut zu ihr sein, wie mein Karl zu mir? Und was dann, wenn sie uneins würden und das Glück davonzöge? Was dann?

Ebenso S. 181.

Stratz, Vorbei, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, S. 48 flg.

Viktor von Brunold lachte, aber von neuem mit einem leisen Widerwillen im Herzen! Nicht weil der Leibbursch ihn wegen seiner heimlichen Jugendtorheiten verhöhnte — er würde sich hüten, ihm oder sonst einem dieser selbstbewußten, klugen Philister einzugestehen, daß er jetzt noch zuweilen ein unbestimmtes Suchen und Sehnen in Reime goß, die er niemandem zeigte.

Was das Vorkommen der entsprechenden Erscheinung im Französischen betrifft, so war es eben keine neue Entdeckung, wenn Matthias, als er „im Sommer 1902 in Frankreich war, dort in Zeitungen und neueren Erzählungen genau denselben Gebrauch der nämlichen Form" fand (s. Matthias, S. 422). Hätte er in einer gewöhnlichen französischen Grammatik nachgeschlagen, so hätte er leicht Belege dafür gefunden.[2])

1) Erschien 1884.

2) Mätzner, Syntax der neufranzösischen Sprache, Berlin 1843, 1, S. 108: Il n'hésita que sur le choix du chef qu'il laisserait à l'armée. C'était entre Murat

Und in den „Vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik“[1]) von Tobler findet sich 2, S. 123—139 eine scharfsinnige, systematische Darstellung „Vom Gebrauche des futurum praeteriti“.

Nun zur Sache! Zur Erklärung der fraglichen deutschen Form würde + Infinitiv.

Matthias legt seinen Ausführungen dasselbe Beispiel aus Wildenbruch zugrunde, von dem ich selbst ausging: (Schottenbauer hat gehört, daß Freda Nöhring und ihr Vater die Stadt verlassen wollen. Er macht sich Vorwürfe, weil er glaubt, er sei selbst durch sein unbesonnenes Betragen, Freda mit einem Strauß aufzuwarten, der unschuldige Grund ihrer Abreise). „Das Haus Nöhring wird zugeschlossen — das Haus Nöhring geht davon —“, es war wie ein Sausen in seinen Ohren, aus dem diese Worte immer wieder auf ihn eindrangen.

Hatte er denn etwas verbrochen? Hatte er sich vielleicht so ungeschickt benommen, daß auch Papa Nöhring böse auf ihn geworden war?

Freilich — wenn man am hellen, lichten Nachmittag in den Blumenladen läuft, ein Bukett kauft, groß wie ein Wagenrad, und damit vor aller Augen und mit einem Gesicht, wie ein glücklicher Bräutigam, zum Hause Nöhring stürmt — Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt! Morgen würde es natürlich in aller Munde sein, daß er Freda Nöhring die Blumen gebracht, daß er ihr seine Liebe gestanden, ihr womöglich einen Antrag gemacht hatte. —

Meine Auffassung dieses Beispiels ist folgende: Wildenbruch führt in diesen Sätzen die Gedanken Schottenbauers an. Äußerungen und Gedanken eines anderen können in direkter Rede, in selbständigem Bericht oder in indirekter Rede wiedergegeben werden. Direkte Rede (Wiedergabe dem Wortlaut nach, Zitat) kann natürlich nicht vorliegen, außer eventuell in

et Eugène qu'il balançait. Eugène resterait avec ce monarque; son âge, son rang inférieur répondraient de sa soumission etc. Ségur.

Lücking, Französische Grammatik, 2. Ausg., Berlin 1883, S. 223: „Das Imperfekt des Futurs bezeichnet eine Handlung als eine damals (nach der Meinung der handelnden Personen) bevorstehende, also etwas, was, wie man glaubte oder sagte, geschehen würde: a) in Hauptsätzen; z. B. La joie des presbytériens était au comble: eux seuls disposeraient désormais des réformes comme de la guerre (sie allein würden, so dachten sie . . . verfügen).“

1) Tobler hält also diese Frage für eine grammatische, nicht für eine stilistische, wie Prof. Lyon urteilt (s. die Redaktionsanmerkung, Heft 3 u. 4, S. 192). Merkwürdig wäre wohl auch, wenn von der grammatischen Erörterung der verschiedenen Bedeutungen, welche die Form würde + Infinitiv haben kann, eine Bedeutung ausgeschlossen werden sollte.

den Sätzen läuft — kauft — stürmt, worüber weiteres unten S. 88 flg. Unter selbständigem Bericht versteht man eine Übernahme der Erzählerrolle durch den Berichterstatter, wie in den folgenden Beispielen: Plutarch erzählt, daß ein Volk, das einen gewissen Fisch verehrte, mit seinen Nachbarn, die den Hund heilig hielten, einen Krieg anfing. Der Streit begann, indem die letzteren Fische aßen, die ersteren aber aus Rache Hunde verzehrten (s. meinen früheren Aufsatz, S. 194). Daß der Streit begonnen habe, indem usw. erzählt auch Plutarch.

Wieland, Geschichte des Agathon, 1. Teil, Frankfurt und Leipzig 1766, S. 243.

Agathon hatte diesen Morgen — einen Traum —. Ihn deuchte also, daß er in einer Gesellschaft von Nymphen und Liebesgöttern auf einer anmutigen Ebene sich erlustige. Danae war unter ihnen usw. Daß Danae unter ihnen sei, deuchte ihn natürlich auch.[1])

Sind nun vielleicht die Sätze: Hatte er denn etwas verbrochen? Hatte er sich vielleicht so ungeschickt benommen, daß auch Papa Nöhring böse auf

1) Daß diese Art zu erzählen, — „um gemäß deutscher Satzfügungsart aus der Abhängigkeit herauszukommen — tausendfältig" ist (Matthias S. 421), ist mir nichts Neues. Vergleiche die diesbezügliche Erklärung Jean Pauls, die Behaghel in seiner Arbeit über den „Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen", Paderborn 1889, S. 167 anführt: „Da ich nicht absehe, was die Menschen davon haben, wenn ich die mir beschwerlichen Gänsefüße, samt dem ewigen 'er sagte', hersetze, so will ich den Auftrag in Person erzählen." Diese Darstellungsart, der selbständige Bericht, ist natürlich eine allgemeine, keineswegs auf das Deutsche beschränkte sprachliche Erscheinung. Jede Geschichtsschreibung im engeren Sinne ist ja im Grunde nichts als ein solcher auf Quellenschriften, d. h. Mitteilungen fremder Personen, gestützter selbständiger Bericht vergangener Ereignisse und Verhältnisse. Der einfache Sinn der sog. berichtenden Form hindert jedoch nicht, wie ich in meinem früheren Aufsatz S. 194 nachgewiesen habe, daß die Darstellung der verschiedenen Arten, die Äußerungen, bzw. Gedanken eines anderen mitzuteilen, häufig unklar und verworren wird, weil man selbständige Berichte und direkte oder indirekte Anführungen nicht auseinanderzuhalten vermag.

Auch Matthias sollte die einfache logische Bedeutung dieser Form mehr beachten und Behaghels Beschreibung derselben („sie besteht darin, daß man nicht die Rede selber wiederholt, sondern in selbständigem Bericht die Tatsachen wiedergibt, die der andere zum Gegenstand seiner Äußerungen gemacht hat. Es sieht aus, als ob der Erzähler, der Bote selber die Wahrnehmungen gemacht hätte, die er tatsächlich von einem anderen überkommen hat") in dem Lichte sehen, in das diese Beschreibung durch die dafür angeführten Beispiele — die den meinigen analog sind — gestellt wird, z. B. Heliand 123: hiet that ic the thoh gicuddi, that thi kind giboran scoldi uuerdan an thesero uneroldi, uuordun spahi. That nie skal an is liua gio lides anbitan. Nibelungen 144, 1: ja hörten wir wol daz, daz in die herren tragent grozen haz. Sie wellent herverten ze Wormes an den Rin. (S. Behaghel, Zeitformen, S. 169.)

ihn geworden war? Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt? ein selbständiger Bericht des Verfassers über Schottenbauers Gedanken? Hat man bei diesen Sätzen dasselbe Gefühl, daß Wildenbruch an die Leser (oder sich selbst) diese Fragen richtet, wie bei Wieland, wenn dieser selbständig äußert: Danae war unter den Nymphen, von denen Agathon träumte. Jeder aus einfachem natürlichen Gesichtspunkte urteilende Leser muß wohl nein darauf antworten. Diese Fragen werden wohl ebensogut als Schottenbauer untergeschobene Gedanken gefühlt, als Gedanken, die vom Verfasser einer Person seiner Erzählung zugeschrieben werden, wie die Sätze: morgen würde es natürlich in aller Munde sein, daß er Freda Nöhring die Blumen gebracht hatte, welche auch Matthias als indirekte Rede auffaßt. (S. Matthias, S. 420flg.)

Es frägt sich nun: Wie ist das würde + Infinitiv, das in solchen äußerlich selbständig gestellten Darstellungen von in vergangener Zeit spielenden Gedanken auftritt, aufzufassen? Wenn würde + Infinitiv mit werde + Infinitiv wechselte, wie sonst in der indirekten Rede zum Ausdruck bevorstehender Tätigkeiten, wäre ja die Sache entschieden; es wäre dann gewöhnlicher Konjunktiv futuri praeteriti. Ein solcher Wechsel findet aber nicht statt. Dagegen kommt es vor, daß die Gedanken in Präsenstempora ausgedrückt, vergegenwärtigt werden. Man vergleiche das von mir in meinem früheren Aufsatz angeführte Beispiel:

Rosegger, Durch! S. 67.

Da versank er in ein Träumen, wie sonst noch nie. — Aus der Hosentasche zog er eine kleine goldene Uhr und schaute sie an. Ob nicht die Rosel (seine Geliebte) so was möchte (direkt auch möchte)? Ei natürlich, die soll sich's nur selber kaufen. Er wird überhaupt nicht viel reden mit dem Geiß-Mädel usw.

Alexander von Roberts, Die schöne Helena, 2, S. 99.

(Onkel Balthes ist in einer Gesellschaft, die Lena, die Tochter seiner Schwester, gibt. Er sieht mit stiller Freude, wie gut sie sich schickt, wie sie von ihren Gästen bewundert wird.) Mit innigem Wohlgefallen betrachteten seine gekniffenen grauen Äuglein die blühende Frau (Lena), welcher der Triumph aus allen Poren lachte. Was wird seine Schwester daheim in Poll sich freuen! Sie, die Lena, reißt dennoch die ganze Bergfamilie heraus!

Aus Mitleid, von demselben Schriftsteller, Berlin 1891, S. 49.

Magnus gewann seine Festigkeit wieder. Was er getan, das wird er auch verantworten! — „Vater —" sagte er, und seine Stimme wankte nicht mehr —.

Ferner ebenda 29, 63flg., 78, 85, 88, 90, 188, 224, 290.

In unſerem Beiſpiel aus Wildenbruch würden die Gedanken Schottenbauers, derart vergegenwärtigt ausgedrückt, folgendermaßen lauten: Hat er denn etwas verbrochen? Gott, Gott, Gott, wo hat er denn Sinne und Gedanken gehabt. Morgen wird es natürlich in aller Munde ſein, daß er Freda Nöhring die Blumen gebracht hat. Das fragliche würde + Infinitiv drückt alſo ganz dasſelbe aus, was auch, wenn man die Gedanken durch Praeſens hiſtoricum und damit zuſammenhängende Tempora wiedergibt, durch wird + Infinitiv ausgedrückt werden kann, ſeine Funktion iſt ebenſo indikativiſch wie die des ihm entſprechenden wird + Infinitiv. Will man ſich nun ſo ausdrücken: Der Indikativ futuri praeſentis wird + Infinitiv wird in einer gewiſſen Verwendung gleichbedeutend mit dem Konjunktiv futuri praeteriti würde + Infinitiv gebraucht; oder vice versa: die Funktion des Konjunktivs würde + Infinitiv fällt in einem gewiſſen Falle mit der des Indikativs wird + Infinitiv zuſammen, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wie ich aber in meinem Aufſatz, Heft 3 und 4, hervorgehoben habe, ziehe ich folgenden Schluß: da eine Form wurde + Infinitiv nicht vorhanden iſt, ſo ſteht, vom jetzigen, modernen Geſichtspunkte aus betrachtet, die Form würde + Infinitiv, betreffs ihres Modus, theoretiſch auf demſelben Standpunkte wie z. B. deuchte, d. h. ſie kann nur durch Analogie als Indikativ oder Konjunktiv feſtgeſtellt werden. Und die Analogiegleichung lautet: Indik. hat verbrochen: Indik. hatte verbrochen = Indik. wird ſein: Modus x würde ſein. Alſo Modus x = Indikativ.

Welche Auffaſſung hat nun Matthias von dem behandelten Beiſpiel aus Wildenbruch? Er ſagt Heft 7, S. 420:

1. „In der Form „Freilich — Gedanken gehabt!“ redet tatſächlich in Selbſtbeſinnung ein Menſch oft von ſich ſelbſt.“ Alſo nach Matthias direkte Rede.

2. „Für die erſten drei Indikative[1]) genügt vollſtändig die von Herdin ſelbſt S. 193 angeführte Auffaſſung Behaghels, wonach von dem, was ein anderer geſagt hat, derart Mitteilung gemacht wird, daß man die Tatſachen, die der andere zum Gegenſtande ſeiner Äußerung gemacht hat, in ſelbſtändigem Bericht wiedergibt.“

3. „Dort allein, wo der Indikativ mißverſtändlich ſein und „wird es in aller Munde ſein“ als abſolutes Futurum vom Standpunkte der Gegenwart aufgefaßt werden müßte, tritt, dem vorzubeugen, die ſtark konjunktiviſche oder konditionale Form mit würde[2]) ein.“

1) Wohl: Hatte er verbrochen? Hatte er ſich ſo benommen, daß Papa Nöhring böſe geworden war?

2) Bei Matthias wäre verdruckt für würde.

4. „Die Indikative im daß-Satze am Schlusse sind nötig, um das allgemeine, vermeintlich den Tatsachen entsprechende Urteil auszudrücken."

Zum Punkte 1 bemerke ich: Der Satz: Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt! ist wohl aus Versehen hier angeführt. Er ist natürlich ganz wie: Hatte er denn etwas verbrochen? zu beurteilen. Die Präsenssätze dagegen können selbstverständlich ihrer Form nach, isoliert gesehen, sehr gut direkte Rede sein. Allein, wenn man sie im Zusammenhang mit anderen Beispielen betrachtet, wo allgemein-gültige Aussagen in analog geformten Darstellungen fremder Gedanken auftreten, so hat man gar nicht nötig, einen solchen Sprung in die oratio recta anzunehmen. Es ist ja ganz natürlich, daß diese allgemeinen, auch für die Gegenwart geltenden Aussagen in Präsens gemacht werden.

Spielhagen, Noblesse oblige, 7. Aufl., Leipzig 1897, S. 242.

(Warburgs Gedanken beschäftigen sich mit seinen Töchtern Johanna und Minna. Vgl. unten S. 97). Die arme Johanna! Ihr erster Brief aus London hatte gar nicht lustig geklungen, eigentlich recht traurig, obgleich er (Warburg) das Minna — nicht hatte zugeben wollen. Wie durfte er? Es hätte wie eine schnöde Undankbarkeit gegen Billow ausgesehen. Mein Gott, man darf eben seine Ansprüche nicht zu hoch spannen! Hatte er selbst etwa die Hoffnungen, die er auf ein Zusammenwirken mit Billow gesetzt, nicht bedeutend reduzieren müssen?

Ebenda S. 267.

Das Spitzentuch, das ihr Busen und Schulter umhüllte, hatte sich verschoben; der entblößte Nacken erglänzte im Licht der Kerzen; seine Augen blieben auf dem Glanz haften, und eine heiße Blutwelle schlug ihm in das schon halb berauschte Gehirn. Narr, der er war! Ob von Herzen oder nicht — sie war doch sein! Und wenn er sich durchaus mit ihr zanken wollte, welcher Dummkopf wählt sich dazu den späten Abend. Ah bah! Schließlich war sie wie die andern!

Er stand hinter ihr, die ihn nicht hatte kommen hören.

Ferner ebenda S. 9.

Ganghofer, Fliegender Sommer, S. 235.

Es war ihr vorgekommen, als hätte einer der Bäume, die hier im Kreise standen, hörbar aufgeatmet. Aber atmen denn die Bäume? Oder hatte sie am Ende selbst so tief geseufzt?

Stinde, Der Liedermacher, Berlin 1893, S. 201.

Monna saß an einem benachbarten Tische derart, daß er Gisela und Sophus gegenüber hatte. Wie kam der Liedermacher (Sophus) dazu, die Tochter des Hauses zu führen? — wie sollte er sich die sichtliche Bevorzugung

des Jünglings deuten, der nicht mit dem Geringſten der Abgewieſenen in die Schranken treten konnte? Weiber haben Launen; der Provinziale war die augenblickliche Laune des berlinſatten Mädchens. Weiter ging es nicht. Wolzogen, Das dritte Geſchlecht, Berlin, R. Eckſtein Nachf., S. 86.

Franz Xaver Pirngruber wälzte ähnliche Gedanken in ſeinem Hirn, während er ſo an der Unterlippe nagend und nervös ſeine Finger bald ſpreizend, bald zur Fauſt ballend, in den offenen Schrank hineinſtarrte, darin ſein Liebchen (d. h. die Garderobe ſeines Liebchens) am Riegel hing. Welche davon liebte ihn denn nun eigentlich? — War es die in Samt oder in Seide, oder die wollene oder die mausgraue, oder die ſeegrüne? Scheußlich, ſcheußlich! Muß man denn durchaus die paar ſüßen Stunden, mit denen man den zähen Teig des Alltagsdaſeins durchzuckert, damit bezahlen, daß man ſich ſchmählich zum Narren macht? Ach was, dazu war er zu ſtolz! Fort — und ſie nie wiederſehen! Ihr kräftig die Tür vor der Naſe zuſchlagen und draußen Himmelherrgottſakra geſagt und ſich aufs Rad geſchwungen auf Nimmerwiederſehen! So war's recht. Er packte wieder ſeine Kappe und dann ergriff er den nächſten beſten Stuhl und ſtieß ihn kräftig auf den Boden, daß es krachte —.

Ferner ebenda S. 125.

Der Gebrauch des Präteritums in dieſem Falle iſt jedoch nicht ausgeſchloſſen, z. B.:

Heiberg, Todſünden, S. 285 flg.

Freilich ſchoben ſeine Hoffnungen ſolchen Gedanken raſch beiſeite. Was konnte ihm anderes aus alledem entſtehen, als die Erfüllung ſeiner Wünſche? Und das Gute üben, war langweilig und öde, und durch die Entäußerung ſeines Ichs ward der Menſch nichts weiter, als der Sklave ſeiner Umgebung. Er aber wollte nicht nur herrſchen und befehlen, ſondern auch beſitzen. Und das war nicht zu erreichen, wenn er ſich moraliſierend in Sack und Aſche hüllte.

Ebenda S. 353 flg. (Brecken kann auf keine Hilfe mehr hoffen, weder von ſeinen Schwiegereltern noch von ſeiner Couſine Theonie): Einmal ſchoß es ihm (Brecken) durch den Sinn, — vor ſeine Schwiegereltern hinzutreten und ſeine Sache ſelbſt zu führen. Aber das Zweckloſe dieſes Schrittes leuchtete ihm ebenſoſehr ein, wie die Nichtigkeit eines nochmaligen Verſuchs, Theonies Verzeihung zu erringen. Nein, einmal hatte alles in der Welt ein Ende, und es war nun auch für ihn gekommen, aber weit ſchlimmer, als er ſich vorgeſtellt hatte. Noch eine Woche weiter, und er beſaß keine Mittel mehr zum Leben. Er mußte dann ſchon Anſpruch auf Diäten erheben, aber da er ohne Wohnung war, würden ſie kaum zu ſeinem Unterhalt ausreichen. Wieder ergriff den Mann eine an Raſerei grenzende Wut.

Dem Gebrauch der Präſenstempora, jedoch mit der Möglichkeit, die Präteritaltempora anzuwenden, in allgemeinen Ausſagen, die zu ſolchen Satzreihen gehören, in denen Gedanken in vergangener Zeit ſonſt mit Präteritaltempora angeführt werden, liegt derſelbe Faktor zugrunde, der in den älteren Perioden des Deutſchen ein präſentiſches konjunktiviſches Tempus im Nebenſatze, jedoch mit der Möglichkeit, das entſprechende präteritale Tempus anzuwenden, nach präteritalem Tempus im Hauptſatze bewirkte, wenn der Inhalt des Nebenſatzes auch für die Gegenwart des Sprechenden galt, ſ. am vollſtändigſten

Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen, § 6, S. 21 flg. z. B.:

Walther 122, 24: ein meister las, troum unde spiegelglas, daz si zem winde sin gezalt.

Über den Punkt 2 habe ich mich ſchon oben S. 85 flg. geäußert.

Was den Punkt 3 betrifft, kann ich nicht begreifen, wie die Stelle mißverſtanden werden könnte, wenn ſie folgendermaßen lautete: Morgen früh wird es natürlich in aller Munde ſein, daß er Freda Nöhring die Blumen gebracht, daß er ihr ſeine Liebe geſtanden, ihr womöglich einen Antrag gemacht hat. Oben S. 86, wie ſchon in meinem früheren Aufſatz S. 200, habe ich ja auch Belege für dieſe Ausdrucksweiſe angeführt. Was Matthias übrigens damit meint, daß wird + Infinitiv als „abſolutes Futurum vom Standpunkte der Gegenwart aufgefaßt werden müßte", iſt mir ganz unverſtändlich. Im Ausdrucke: Morgen wird es in aller Munde ſein, müßte ja das „Morgen" vom Standpunkte der beſprochenen Vergangenheit aus bemeſſen werden. Ferner, wenn würde + Infinitiv hier konjunktiviſche Funktion hätte und angewendet werden müßte, „um auszudrücken, daß dies Urteil nicht das ſelbſtändige des Erzählers iſt, ſondern daß es von ihm einer Perſon ſeiner Erzählung zugeſchrieben wird", warum kommt dann in ſolchen Sätzen kein Wechſel mit werde + Infinitiv vor, wie ſonſt, wenn würde + Infinitiv dieſe Funktion hat, wenn es Konjunktiv futuri praeteriti iſt? Z. B. er war davon überzeugt, es würde oder werde morgen in aller Munde ſein.

Warum im erſten Falle eher als im zweiten eine „ſtark konjunktiviſche" Form, die „zur deutlichen Unterſcheidung vom Indikativ auf der Vergangenheitsſtufe ſteht" (ſ. Matthias S. 421), eintreten ſoll, iſt nicht einzuſehen. In beiden Fällen würde wohl werde + Infinitiv völlig ausreichen, um den Sinn klarzuſtellen.

Bezüglich des Punktes 4 gebe ich gern zu, daß mein Beiſpiel aus Wildenbruch ſich nicht ſehr gut eignet, um das zu veranſchaulichen, was ich habe ſagen wollen, weil die daß-Sätze zufälligerweiſe von einem verbum dicendi „in aller Munde ſein" abhängen, weshalb ihre Indikative zu Auslegungen

wie denen von Matthias verleiten können. Nehmen wir aber den von mir in meinem früheren Aufsatz S. 205 angeführten Beleg aus demselben Schriftsteller: Das Märchen fiel ihr (Freda) ein, das der Vater ihr von der Amazone erzählt hatte, und sie mußte herzlich lachen. Der gute Papa — auf sie traf es nicht zu, nein ... sie war stark wieder, stark und fest.

Darum würde es ihr gelingen, den allzu guten und weichen Papa fest zu machen ... Wenn sie ihn erst draußen hatte, den Papa, in fremden Ländern, unter fremden Menschen, dann würde es ja von selbst dahin kommen, daß er die „Episode Schottenbauer" vergaß ... Wenn sie von der Reise zurückkamen, würde Schottenbauer vermutlich nicht mehr hier sein, das hatte er ja selbst angedeutet.

Wäre nun, wie Matthias meint, in solchen Sätzen würde + Infinitiv Konjunktiv der indirekten Rede, so sollten wohl die von diesem Konjunktiv abhängigen Nebensätze, wenigstens der Regel nach, auch den Konjunktiv aufweisen, z. B. „Sag mal, hielt dein Vater nicht deinen Bräutigam zu jung für dich?" — „Nein, er meinte, er würde sehr schnell altern, wenn er erst die Rechnungen für mich zu bezahlen hätte."

Vergleiche damit: Wenn sie ihn erst draußen hatte, dann würde es ja von selbst dahin kommen. Der Indikativ würde sich wohl dann auf Ausnahmefälle beschränken. Dies ist aber nicht der Fall. Der Indikativ ist durchaus Regel. Vergleiche außer den in meinem früheren Aufsatz S. 195 flg. angeführten Beispielen die von mir oben S. 82 verzeichneten:

Freytag, Aus einer kleinen Stadt, S. 157.

Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam?

Heiberg, Todsünden, S. 39.

Und wenn es ihm gelang, Grete von der Linden heimzuführen, würde er immer in ihrer Nähe bleiben.

Es ist hier gar nicht vorauszusehen, ob es ihm gelingen wird oder nicht. Direkte Rede: wenn es ihm gelingt, wird er immer in meiner Nähe bleiben.[1])

1) Hier fern zu halten sind natürlich solche Sätze, wo schon in der direkten Rede konditionaler Konjunktiv praeteriti, bzw. würde + Infinitiv, stände, z. B. Heiberg, Todsünden, S. 60: (Tankred hat vergebens versucht, seine Cousine Theonie zu vermögen, ihm einen Teil ihres großen Erbes abzutreten. Er hat ihr sogar einen Heiratsantrag gemacht, ist aber mit Verachtung zurückgewiesen worden. Nun reut ihn seine Unbesonnenheit.) Daß er sich auch von seiner Leidenschaft hatte hinreißen lassen, da er doch wußte, ein Werben, in welcher Form es immer geschehe, sei zwecklos! Es war, um sich selbst zu ohrfeigen! »Wäre das nicht geschehen, so würde er jetzt eine Neigung zu Grete von der Linden als Vorwand (um ein Teil von Theonies Erbe zu erhalten) benutzen. Er könnte erklären, es sei möglich, deren Hand zu erwerben, wenn er über ein Erbteil zu verfügen habe. Schon direkt: Wäre das nicht geschehen, so

Gleichfalls ebenda S. 48: Wenn er vor sie hintrat und demütig seine Unbesonnenheit eingestand, dann würde er sie zu Opfern am bereitwilligsten finden.

Ebenda S. 76: Bei der Erwähnung der Pastorfamilie schoß Tankred ein Gedanke durch den Kopf. Wenn sie von den letzten Vorfällen durch Theonie unterrichtet wurden, würden Tressens auch wissen, was geschehen war.

Ebenda S. 349: Und wenn der Vergleich mit Tressens durch Frau Höppners Hilfe gelang, dann würde auch Brix Rat wissen, das übrige zu beseitigen; dann war alles gut.

Ferner ebenda 74, 122, 292, 324, 340, 354.

Wildenbruch, Schwester-Seele, S. 44flg.

(Percival hat versprochen, einen Prolog zu verfassen.) Nun als er über seinem Prolog druckste und ihn nicht fertig bekam, fiel ihm der „Dichter" Schottenbauer ein. Wie wär's, wenn er sich einmal an den wendete? (Vgl. unten S. 94flg.) — Ein Mensch, der nicht „Nein" sagen, der keine Bitte abschlagen konnte. Würde er, es ihm abschlagen, wenn er ihn um den Prolog bat?

Überall stehen also die dem würde + Infinitiv untergeordneten Sätze im Indikativ. Was ich nun, als ich mich in meinem früheren Aufsatz auf den Indikativ dieser Nebensätze stützte, sagen wollte, ist folgendes: Da diese Sätze, die von den würde + Infinitiv-Sätzen abhängen und

würde ich jetzt eine Neigung zu Grete als Vorwand benutzen (oder so benützte ich). Ich könnte erklären (oder ich würde erklären können).

Ebenso z. B. Wolzogen, Das dritte Geschlecht, S. 34: Sie hatte in der Eile sogar vergessen Schampes (ihren Hund) mitzunehmen. Wenn der wüßte, daß sie ohne ihn spazieren fuhr — das würde er ihr nie verzeihen! Direkt: wenn der wüßte, daß ich ohne ihn spazieren fahre — das würde er mir nie verzeihen! Über solche Konjunktive des Imperfekts siehe unten S. 94 flg. So erklären sich auch die Konjunktive der wenn-Sätze in den von Matthias S. 421 angeführten Stellen aus den Übersetzungen von Garborg und Lyndall, sofern es nicht vom Original beeinflußte Übersetzungen sind. Die Toiletten, welche sie herstellte, fanden Beifall; wenn sie nur gesund bliebe, würde alles sich wieder machen, hieße direkt: Wenn ich nur gesund bliebe, würde alles sich wieder machen. Direkt: „Wenn ich nur gesund bleibe, wird alles sich wieder machen", müßte nach dem Muster zahlreicher Parallelstellen (s. oben S. 91flg.) indirekt lauten: „Wenn sie nur gesund blieb, würde alles sich wieder machen." Sporadische Ausnahmen mit dem Konjunktiv im wenn-Satze ändern dabei an der Regel nichts. Wenn übrigens Matthias sagt: „Ich weiß nicht, ob die Übersetzer in ihren Vorlagen schon eine genau entsprechende Form gefunden haben können, was Herdin-Upsala am besten wissen wird", gestehe ich, daß ich nicht einmal weiß, welche Vorlage Marie Herzfeld hier gehabt hat, ob den Originaltext in der mir unverständlichen norwegischen Volkssprache, in der Garborg schreibt, oder eine eventuelle norwegische oder dänische Übertragung in die Hochsprache. Irgendeinen Verfasser Lyndall kenne ich nicht einmal dem Namen nach.

für ihr Verständnis durchaus notwendig sind, und die also, sofern man die würde + Infinitiv-Sätze für indirekte Rede hält, auch als zu derselben indirekten Rede gehörig zu betrachten sind, doch regelmäßig im Indikativ auftreten, weshalb sollte das Vorhandensein des Indikativs uns da verbieten, die anderen Sätze wie: Hatte er sich so ungeschickt benommen, daß auch Papa Röhring böse auf ihn geworden war? Gott, Gott, Gott, wo hatte er denn Sinne und Gedanken gehabt? usw. für indirekte Rede zu erklären?

Nur noch über ein paar andere Bemerkungen von Matthias möchte ich mich schließlich äußern. Matthias sagt S. 421: „Tatsächlich ist sie (die fragliche Form würde + Infinitiv) der Entstehung nach ein Konditional, mag sie auch vielleicht als Kennzeichen indirekter Wiedergabe fremder Gedanken wie ein Konjunktiv empfunden werden, der zur deutlichen Unterscheidung vom Indikativ auf der Vergangenheitsstufe[1]) steht.

Meine Auffassung erklärt sich aus meinen über das Gebiet der deutschen Sprache hinausgreifenden Beobachtungen solcher Fälle."

S. 422 flg. gibt er dann einige Beispiele für dieselbe Erscheinung im Französischen, z. B.: Que pouvait pour la marier une femme seule, divorcée —? Rose et Ninette à la longue souffriraient de cet isolement.

„Alle diese Stellen haben mit denen, die Herdin zum Beweise, daß würde + Nennform Indikativ sein müsse, das gemein, daß zur Anführung fremder Gedanken neben Konditionalen Indikative des Imperfekts erscheinen und für diese selbständig hingestellten Sätze ein regierendes Zeitwort fehlt." — „Es wird also die Annahme gerechtfertigt sein, daß der neue Gebrauch der umschreibenden Formen mit würde für im Verhältnis zur Vergangenheit bevorstehende Ereignisse oder doch seine Häufigkeit auf fremdem, französischen Einflusse beruht, und ebendieser französische Vorgang zwingt dazu, in dieser Umschreibung einen Konditional zu sehen." — S. 424: „Es ist — klar, — daß die deutsche umschreibende Form neben den Indikativen ebensogut konditional bleibt, wie es im Französischen daneben die einfache bleibt. Übrigens sei darauf hingewiesen, daß ebensogut wie der neue Gebrauch des Konditionals auch die in Verbindung mit ihm besonders häufige Anwendung des Indikativs des Imperfekts zur selbständigen Darstellung fremder Gedanken von demselben fremden Einflusse herrühren kann."

Matthias zeigt durch seine Anmerkung, daß er meinen Hinweis auf die Konjunktive des Imperfekts — die in den fraglichen äußerlich selb-

1) Dazu die Anmerkung: „Übrigens ist auch alles, was Herdin S. 198 flg. über Konjunktive des Imperfekts schreibt, die in der abhängigen Rede ihre Vergangenheitsbedeutung behalten hätten, ein Irrtum. Das kann jede Darstellung der abhängigen Rede lehren."

ſtändig hingeſtellten Darſtellungen da auftreten, wo ſie ſchon in der direkten Rede ſtänden — als zwingenden Grund, dieſe Darſtellungen als indirekte Rede zu betrachten, völlig mißverſtanden hat. Ich will mich daher ausführlicher erklären. Der konditionale oder optative Konjunktiv des Imperfekts, der in den älteren Perioden des Deutſchen auch ſelbſtändig von Vorgängen der Vergangenheit gebraucht werden konnte, wo das Neudeutſche den umſchreibenden Konjunktiv des Plusquamperfekts anwendet, kann ſich im Neudeutſchen ſelbſtändig nur auf die Gegenwart (oder Zukunft) beziehen, in der indirekten Rede aber auch verwendet werden, um der Vergangenheit angehörige Vorſtellungen zu bezeichnen.

Nibelungen, Lachmanns Ausgabe, S. 927.

Het er sîn swert enhende, sô wær ez Hagnen tôt. Nhd.: Hätte er ſein Schwert in der Hand gehabt, ſo wäre es Hagens Tod geweſen. In indirekter Rede aber:

Spielhagen, Noblesse oblige, 7. Aufl., S. 123.

Hier, wo der Schnee nicht mehr leuchten half und die Dunkelheit zur Finſternis wurde, ſchien ſogar Klaus Neddermeyer die Zuverſicht zu verlaſſen. Offenbar wollte er, nachdem er ſeine ſchwierige Aufgabe bis hierher ſo, den Umſtänden gemäß, glücklich gelöſt, nicht zuſchlimmerletzt „in den Düwel ſien Käck" geraten. Das Schloß ſei ganz nahe — keine tauſend Schritte mehr. Er möchte vorſchlagen, daß die Herrſchaften abſtiegen und den Reſt des Weges zu Fuß zurücklegten — bezieht ſich ja das möchte (wie natürlich auch das ſei) auf Umſtände der Vergangenheit.

Solche Konjunktive des Imperfekts treten, wie ich Heft 3 und 4, S. 198 flg. nachgewieſen habe, auch in den fraglichen, fremde Gedanken wiedergebenden Darſtellungen auf, z. B. in dem Beiſpiel:

Stinde, Der Liedermacher, S. 220.

Gegen Giſelas (ſeiner Tochter) Kunſtbeſtrebungen war er (Herr Termen) machtlos. Warum verlobte ſie ſich nicht? Ihm wäre gleich, wen ſie nähme, ließe ſie des Bräutigams halber die Singſchrulle. Wie weit war der junge Dichtersmann gediehen? Hatte ſie Neigung zu ihm gefaßt?

Wären dieſe Sätze, wie Matthias urteilt, ein vom Verfaſſer erſtatteter ſelbſtändiger Bericht über Herrn Termens Gedanken, ſo hätte der Konjunktiv des Plusquamperfekts, nicht der des Imperfekts angewendet werden müſſen: Ihm wäre es gleich geweſen, wen ſie nähme, hätte ſie des Bräutigams halber die Singſchrulle gelaſſen. — Wenn z. B.

Ganghofer, Fliegender Sommer, S. 242 flg. ſchreibt:

Mit feuchten Augen ſchaute ſie ihm nach. Und als er hinter den Büſchen verſchwunden war, verſuchte ſie mit zitternden Händen, ob nicht

das Buch (in dem er geleſen) von ſelbſt an einer gewiſſen Stelle ſich wieder öffnen möchte. Sie hätte gar zu gern gewußt, welch ein Lied er geleſen — ſo gibt uns das Plusquamperfekt hier das Gefühl, daß der Satz eine ſelbſtändige Bemerkung des Verfaſſers iſt, wie wir ihn ſofort als einen vom Verfaſſer dem jungen Mädchen zugeſchriebenen Gedanken, als indirekte Rede, empfinden würden, wenn das Imperfektum daſtände: Sie wüßte gar zu gern, welch ein Lied er geleſen hatte. Vgl. das Beiſpiel aus Wolzogen (oben S. 92, die Fußnote): Wenn der wüßte, daß ſie ohne ihn ſpazieren fuhr — das würde er ihr nie verzeihen! — So ſind denn die konditionalen oder optativen Konjunktive des Imperfekts, die in den fraglichen Darſtellungen auftreten, ein Kriterium dafür, daß dieſe Darſtellungen als oratio obliqua zu betrachten ſind.[1])

Was Matthias' Heranziehung des franzöſiſchen Gebrauchs betrifft, ſo iſt es kaum verſtändlich, wie er dieſen als eine Stütze für ſeine Auffaſſung anführen kann. Der Grund kann nur der ſein, daß er ſich verwirren ließ durch den in der franzöſiſchen Grammatik gebräuchlichen Namen Conditionnel für eine Form wie serais; dieſe Form mag konditionale Verwendung haben, wie z. B.: Je serais heureux de te voir demain oder in ihrer urſprünglicheren, ihrer Entſtehungsweiſe[2]) entſprechenden Verwendung — aus der ſich der konditionale Gebrauch entwickelt hat — als ein Futurum praeteriti indikativi ſtehen, wie dies in den von Matthias angeführten franzöſiſchen Beiſpielen der Fall iſt. Im Franzöſiſchen kann ja dieſes Futurum praeteriti ſogar da verwendet werden, wo es ſich gar nicht darum handelt, fremde Vorſtellungen wiederzugeben[3]), ſondern wo „der Sprechende auf Grund ſeiner nachmaligen

1) Ich will natürlich nicht damit geleugnet haben, daß ſie häufig, wenn keine äußeren Kriteria wie die futura praeteriti würde + Infinitiv und ſolche Konjunktive des Imperfekts vorliegen, als ſelbſtändige Berichte des Verfaſſers empfunden werden.

2) je finirai = j'ai à finir, je finirais = j'avais à finir.

3) Im Deutſchen iſt das Geſchehen, welches durch das fragliche würde + Infinitiv bezeichnet wird, „in zurückliegender Zeit als künftig gedacht durch diejenigen, von denen im Satze ſelbſt oder unmittelbar zuvor die Rede iſt". Nur in einem Beiſpiel habe ich eine Erweiterung dieſes Gebrauchs gefunden, in dem wohl, wie das bei dem franzöſiſchen Futurum praeteriti häufig der Fall iſt (Tobler, Vermiſchte Beiträge, 2, S. 127 flg.), keine beſtimmte Perſon der zurückliegenden Zeit, ſondern „unbeſtimmt vorſchwebende Zeugen und Beurteiler vergangener Begebniſſe als ausſchauend in die Zukunft zu denken ſind", oder auch der Sprechende „ſich ſelbſt zu einem ſolchen Zeugen" macht. Das Beiſpiel findet ſich bei dem von der franzöſiſchen Literatur ſtark beeinflußten v. Roberts. Das 23. Kapitel ſeines Romans „Die ſchöne Helena" beginnt folgendermaßen: Das große Paradebiwak der Diviſion fand am 28. Auguſt ſtatt. Halb Köln würde draußen ſein, um das großartige militäriſche Schauſpiel zu genießen, denn der Biwakplatz war leicht mit der Neußer Bahn zu erreichen. Frau Hubert hatte ſich mit den Wallmeiſters und der Familie des Regimentsſchneiders zu dieſer Partie vereinigt.

Erfahrung einen Vorgang als im Verhältnis zu einer entfernteren Vergangenheit künftig hinstellt", z. B. les symptômes précurseurs de la tempête qui renverserait (deutsch: umstürzen sollte) les institutions, se succédaient avec une incroyable rapidité.[1]) Die „über das Gebiet der deutschen Sprache hinausgreifenden Beobachtungen", welche Matthias im Französischen „genau denselben Gebrauch der nämlichen Form" finden ließen, hätten ihn also erst recht davon überzeugen müssen, daß sie als Indikativ zu betrachten ist. Natürlich ist die deutsche Form würde + Infinitiv — im Gegensatz zum französischen sog. Conditionalis, dessen Verwendung als Futurum praeteriti die ursprünglichere ist — der Entstehung nach ein Konjunktiv mit konditionaler Verwendung, der Konjunktiv zu dem im Hochdeutschen ausgestorbenen ward + Infinitiv, der Umschreibung für die inchoative Aktionsart des Präteritums, aber damit haben wir nichts zu tun, wenn wir den heutigen Zustand der Dinge ins Auge fassen.

Was den Einfluß des französischen Gebrauchs auf den deutschen betrifft, glaube ich auch, daß das Muster der französischen Schriftsteller kräftig beigetragen hat zu dem häufigen Auftreten solcher äußerlich selbständig hingestellten Darstellungen fremder Gedanken in der modernen Roman- und Novellenliteratur. Wenn wir z. B. Goethes und Wielands Romane lesen, berühren uns die häufigen langen Selbstgespräche der handelnden Personen, die langen direkten Anführungen ihrer Überlegungen mit sich selbst recht altmodisch.

Goethes ausgewählte Werke, Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 8. Bd., Wilhelm Meisters Lehrjahre, 1, S. 40 flg.

Kaum war er allein, so mußte er sich in folgenden Ausrufungen Luft machen: Unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, sondern in dir liegt das Armselige, über das du nicht Herr werden kannst! Welcher Mensch in der Welt, der ohne inneren Beruf ein Handwerk, eine Kunst oder irgendeine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie du seinen Zustand unerträglich finden? usw. eine ganze Seite lang.

Wieland, Agathon, 1, S. 28 flg.

Unsre Urkunde meldet also, nachdem die erste Wuth des Schmerzens, welche allezeit stumm und Gedanken-los zu seyn pflegt, sich geleget, habe Agathon sich umgesehen; und da er von allen Seiten nichts als Luft und Wasser um sich her erblikt, habe er, seiner Gewohnheit nach, also mit sich selbst zu philosophieren angefangen:

War es ein Traum, was mir begegnet ist, oder sah ich sie würklich, hört' ich würklich den rührenden Accent ihrer süßen Stimme, und umfingen

1) Tobler, Vermischte Beiträge, 2, S. 130 flg.

meine Arme keine Schatten? Wenn es mehr als ein Traum war, warum ist mir von einem Gegenstand, der alle andern aus meiner Seele auslöschte, nichts als die Erinnerung übrig? usw., 3½ Seiten lang, bis der Verfasser S. 32 den Monolog unterbricht: Hier hielt Agathon eine Zeitlang inne; sein in Zweifeln verwikelter Geist arbeitete sich loszuwinden, biß ein neuer Blik auf die majestätische Natur, die ihn umgab, eine andre Reyhe von Vorstellungen in ihm entwikelte. Und dann geht es wieder los ununterbrochen fast drei Seiten lang: Was sind, fuhr er mit sich selbst fort, meine Zweifel anders, als Eingebungen der eigennützen Leidenschaft? Wer war diesen Morgen glüklicher als ich? usw.

Derartige Selbstgespräche machen auf uns denselben unrealistischen Eindruck wie die Monologe im Drama. Man vergleiche damit, wie ein moderner Erzähler die Gedanken seiner Personen wiedergibt, z. B.

Spielhagen, Noblesse oblige, S. 242 flg.

(Warburg befindet sich auf einem glänzenden Feste, das sein Schwiegersohn Billow gibt.) Warburg blickte ihnen vergnüglich schmunzelnd nach und ließ, da er eben niemand hatte, mit dem er plaudern konnte, sich in einen Fauteuil sinken, die ermüdeten Glieder ein wenig zu ruhen und die Situation behaglich zu genießen bei einem Glase Punsch, das er einem vorübereilenden Diener von dem Tablett genommen hatte. In der Tat eine behagliche Situation hier in dem prächtigen Saale, in welchem, überstrahlt von blendendem Kerzenlicht, so viele glänzende Uniformen, so viele Fracks der ersten Männer der Stadt, so viele elegante Roben der schönsten Frauen und Jungfrauen durcheinander wogten! Und der Wirt dieses glänzenden Festes — sein Schwiegersohn! Die schöne, von allen gefeierte Wirtin seine Tochter (Minna)! Zwar der Johanna (Warburgs Lieblingskind) hätte er es lieber gegönnt! Die arme Johanna! Ihr erster Brief aus London hatte gar nicht lustig geklungen, eigentlich recht traurig, obgleich er das Minna — nicht hatte zugeben wollen. Wie durfte er? Mein Gott, man darf eben seine Ansprüche nicht zu hoch spannen! Hatte er selbst etwa die Hoffnungen, die er auf sein Zusammenwirken mit Billow gesetzt, nicht bedeutend reduzieren müssen? — Und das war eigentlich recht undankbar von dem Billow. Er dachte doch nicht gar, daß er es war, der alle diese vornehmen Herren — hierher zog? Pah! die schöne, die geistreiche junge Frau war's. — Er war der Mann seiner Frau und damit basta! Aber auch welcher Frau! — usw. 2 Seiten lang, bis diese Darstellung zu oratio recta übergeht: Natürlich ist auch er nicht zufrieden. Er behauptet, die Dinge gehen schlecht. Minna behauptet dasselbe. Ich weiß nicht, was sie wollen usw.

Ebenda S. 15 flg. (Warburg hat einen Brief, der für seine Tochter Minna von ihrem Geliebten, dem französischen Marquis Hippolyte d'Héricourt, angekommen ist, erbrochen und gelesen): Warburg faltete den Brief, tat ihn wieder in das Kuvert und wog ihn unschlüssig in der linken Hand, während er auf das zerbröckelte Siegel starrte. Es ließ sich, wenn man das Wachs ein wenig anwärmte, zur Not so weit zusammenfügen, daß der Brief für einen unerbrochenen gelten mochte — auch würde sie in ihrem Jubel, den Brief in Händen zu haben, sich schwerlich Zeit lassen, den Zustand des Siegels zu prüfen. Und dann die Stelle, wo Héricourt erzählte, daß er Georg (Warburgs Sohn) begegnet und Georg ihm ausgewichen sei — dem Liebhaber und heimlich Verlobten seiner Schwester, dem verhaßten Feinde — es würde eine treffliche Lektion für das überspannte Mädchen sein! Aber sie hatte sich ja an des Bruders Widerspruch, an sein Zürnen, Schelten, Toben nicht gekehrt damals, als sie dem Marquis ihre Hand zusagte; so würde auch dies schwerlich einen besonderen Eindruck auf sie machen. Und was noch sonst in dem Briefe stand: diese immer wiederholten Versicherungen seiner Liebe und Treue; das heiße Flehen um ihr Porträt — das hieß ja nur Öl ins Feuer gießen. Dazu die Schilderung seiner trostlosen Lage, des Elends im Biwak! Freilich, Georg war gewiß nicht sanfter gebettet, und er war nicht Franzose und Kapitän und Marquis; war ein deutscher konskribierter, gemeiner Soldat — da mußte seine Lage noch viel schrecklicher sein. Und der Junge blieb sich treu in seinem grimmen Trotz und hielt sein Wort, das er beim Abschied gesprochen: sie sollten auf keine Zeile von ihm hoffen; denn jede würde ein Fluch gegen die Unterdrücker sein; und er wolle, käme so ein Brief, wie voraussichtlich, einmal in falsche Hände, weder sich selbst noch die Seinen den Henkern ans Messer liefern! Dafür beklagte und bejammerte denn der andere sein so unendlich viel günstigeres Los. Daraus ließ sich am Ende doch Kapital schlagen, wenn man es ihr so recht eindringlich vorstellte, — auch ohne das — ohne jeden Kommentar, wenn man ihr nur den Brief auslieferte! Ja, ja, sie sollte ihn haben! Daß er denselben vorhin verleugnet, das tat nichts. Man konnte sagen, man habe die Überraschung nur um so größer, nur um so freudiger machen wollen. Und sofort mußte sie ihn lesen, noch bevor Billow kam! So konnte man sie am besten auf Billows Bewerbung vorbereiten. Er hatte ja versprochen, heute abend endlich sich den Mut zu fassen und das entscheidende Wort zu sprechen.

Warburg sah nach der Uhr; sieben. Um einhalbacht wollte Billow kommen. Es blieb noch gerade Zeit.

Da ging die Haustürschelle. Eine Stimme auf dem Flur, die nach den Damen fragte: Billows Stimme; und eine zweite: wohl die des jungen

Sandström. Schade! Die schöne Gelegenheit war verpaßt — schade! — Vielleicht auch nicht. Vielleicht hätte der lamentable Brief doch nur Unheil angerichtet. Man würde sehen. Also morgen — oder übermorgen — der Brief konnte morgen oder übermorgen oder in acht Tagen so gut eingetroffen sein wie heute. Vorläufig —

Und Warburg schloß ein Geheimfach des Pultes auf, legte den Brief zu dem kleinen Paket von Minnas nicht abgegangenen Briefen an Hippolyte und Hippolytes an Minna eingegangenen, aber nicht abgelieferten —

Schon Wieland scheint aber doch empfunden zu haben, daß die in oratio recta angeführten Selbstgespräche seiner Personen dem Leser oft unwirklich vorkommen müßten.

Agathon 1, S. 72 flg. hält er für nötig, nachdem er seinen Held so bei sich selbst hat überlegen lassen, sich dafür folgendermaßen zu entschuldigen:

Immer Selbstgespräche hören wir den Leser sagen. Wenigstens ist dieses eines, und wer kann davor? Agathon hatte sonst niemand, mit dem er hätte reden können als sich selbst; denn mit den Bäumen und Nymphen reden nur die Verliebten. Wir müssen uns schon entschließen, ihm diese Unart zu gut zu halten, und wir sollten es desto eher tun können, da ein so feiner Weltmann als Horaz unstreitig war, sich nicht geschämt hat zu gestehen, daß er öfters mit sich selbst zu reden pflege.

So finden sich auch denn schon bei Wieland, obgleich nur sporadisch, Beispiele der modernen Darstellungsart.

Ebenda 1, S. 250 flg.: Danae liebte zu zärtlich, als daß ihr der stille Kummer, der eine wiewohl anmuthige Düsternheit über das schöne Gesicht unsers Helden ausbreitete, hätte unbemerkt bleiben können. — Wie, wenn seine Liebe zu erkalten anfienge; sagte sie zu sich selbst — erkalten? Himmel, wenn das möglich ist, so werde ich bald gar nicht mehr geliebt seyn. Dieser Gedanke war zu entsetzlich für ein so völlig eingenommenes Herz, als daß sie ihn sogleich hätte verbannen können — wie bescheiden macht die wahre Liebe! — Danae fieng an mit Zittern sich selbst zu fragen: ob sie auch liebenswürdig genug sey, das Herz eines so außerordentlichen Mannes in ihren Fesseln zu behalten? Und wenn gleich die Eigenliebe sie von Seiten ihres persönlichen Wertes hierüber beruhigte, so war sie doch nicht ohne Sorgen, daß in ihrem Betragen etwas gewesen seyn möchte, wodurch das Sonderbare in seiner Denkungsart, oder die ekle Zärtlichkeit seiner Empfindungen hätte beleidiget werden können. Hatte sie ihm nicht zuviel Beweise von ihrer Liebe gegeben? Hätte sie ihm seinen Sieg nicht schwerer machen sollen (direkt auch hätte — sollen)? War es sicher, ihn die ganze Stärke ihrer Leidenschaft sehen zu lassen und sich wegen der Erhaltung seines Herzens allein auf

die gänzliche Dahingebung des Ihrigen zu verlassen? — Diese Fragen waren weder spitzfündig noch so leicht zu beantworten, als manches gute Ding sich einbildet, dem man eine ewige Liebe geschworen hat, und dessen geringster Kummer nun ist, ob man ihr werde Wort halten können. Die schöne Danae kannte die Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfange.

Es scheint jedoch, als sei Wieland diese Ausdrucksweise noch nicht ganz vertraut gewesen.

Ebenda 1, S. 185 fühlt er sich veranlaßt, ihr durch ein vollkommen parenthetisch hingestelltes „dacht er" größere Klarheit zu geben: und der kühnste Wunsch, den er zu wagen fähig war, war nur, in derjenigen sympathetischen Verbindung der Seelen mit ihr zu stehen, wovon ihm Psyche die Erfahrung gegeben hatte. Wie angenehm (dacht er), wie entzükungsvoll, wie sehr über alles, was die Sprache der Sterblichen ausdrüken kan, muste eine solche Sympathie mit einer Danae seyn, da sie mit Psyche schon so angenehm gewesen war!

Vergleiche auch ebenda S. 152: Die schlaue Danae hatte sich aus der Beschreibung des Hippias eine solche Vorstellung von dem Agathon gemacht, daß sie alles gewonnen zu haben glaubte, wenn sie nur seine Einbildungskraft auf ihre Seite gebracht haben würde. Hippias, dachte sie, hatte nur darin gefehlt, daß er ihn durch die Sinnen verführen wollte.

Ebenda S. 162 flg.: Er müste nicht Agathon gewesen seyn, wenn diese Erscheinung sich nicht seiner ganzen Seele so sehr bemeistert hätte, wie wir gesehen haben. Niemals, däuchte ihn, hatte er in einem so hohen Grad und in einer so seltnen Harmonie alle diese feinern Schönheiten, von denen gemeine Seelen nicht gerührt zu werden fähig sind, vereiniget gesehen.

Die Entstehungsweise einer solchen Form der Mitteilung fremder Gedanken läßt sich leicht erraten. Es ist ja gewöhnlich, daß ein Erzähler die von ihm gezeichneten Bilder aus der Vergangenheit, die Begebenheiten und Situationen, die er schildert, zum Gegenstand eigener Reflexionen und Betrachtungen macht. Wieland erzählt in seinem „Don Sylvio" wie dieser einst, als er in einem Walde einem Schmetterling nacheilte, ein Kleinod fand mit einem Miniaturbild einer schönen Schäferin. Don Sylvio verliebte sich sogleich in das Bild und schwur, nicht früher zu ruhen, als bis er die Person gefunden hätte, die das Bild darstellte. Das 8. Kapitel der Erzählung (Wielands sämtliche Werke, 11. Band, 1. Teil, Leipzig 1795) hat die Überschrift Reflexionen des Autors und des Don Sylvio. S. 40 flg.: Es ist leicht zu errathen, was ein gewöhnlicher Mensch an seinem Platze gedacht oder gethan hätte; aber davon ist die Rede nicht. Don Sylvio dachte und that nichts wie gewöhnliche Menschen. Die Gedanken, die sich

uns andern am ersten darbieten, fielen ihm allemahl am letzten und gemeiniglich gar nicht ein; und wenn ihm ein sonderbarer Zufall begegnete, so rieth er augenblicklich diejenige Ursache dazu, die es nach dem Laufe der Natur am wenigstens seyn konnte.

Konnte das kleine Miniaturbildchen nicht eine bloße Fantasie des Mahlers gewesen seyn? Oder war es nicht eben so möglich, daß es eine Person vorstellte, die längst verstorben war, und konnte sich also Don Sylvio nicht in dem Falle des Prinzen Seif-el-Muluk in den Persischen Erzählungen befinden, der sich, ein paar tausend Jahre zu spät, in eine Favoritin des Königs Salome verliebte?

Diese oder dergleichen Gedanken kamen unserm Helden gar nicht in den Sinn.

Wieland gibt in diesen Fragesätzen den Annahmen Ausdruck, durch welche das von Don Sylvio gefundene Miniaturbild sich erklären konnte. In völlig derselben Weise schildert er in der Stelle aus Danae — hatte sie ihm nicht zuviel Beweise von ihrer Liebe gegeben? usw. —, wie sich die von Danae bei Agathon bemerkte Schwermut erklären ließ. Sprachlich sind diese Sätze vollkommen parallel, nur daß tatsächlich im ersteren Falle Don Sylvio sich nie mit solchen natürlichen Erklärungen abgab, während im letzteren Danae „die Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfange" erkannte.

Wieland dürfte also die betreffenden Sätze als seine eigenen selbständigen Aussagen empfunden haben. Das eingeschaltete „däuchte ihn" z. B. (in der Stelle 162flg.) hat mithin den adverbialen Sinn „nach dem, was ihn däuchte". Je nachdem aber, teilweise wohl unter französischer Anregung[1]), diese schon bei Wieland sporadisch auftretende Darstellungsart zum fleißigeren Gebrauche gelangt ist — wobei natürlich alle erklärenden Einschaltungen wie — dachte er, — däuchte ihn immer entbehrlicher wurden —, bis sie zur unbedingt vorherrschenden Normalform geworden ist, die der moderne Erzähler bei der Wiedergabe fremder Vorstellungen unmittelbar in traditioneller Weise ergreift, — in demselben Maße ist die Grundanschauung der Ausdrucksweise abgeschliffen worden, bzw. dem Sprachgefühl ganz abhanden gekommen. Daß solche indikativische Sätze nunmehr in einer Menge von Fällen vom Standpunkte des gegenwärtigen Sprachgefühls aus keine selbständigen Urteile des Erzählers (Schriftstellers) sind, das zeigen doch auch Interjektionen und formelhafte Ausrufe — wie Gott, mein Gott, Gott sei Dank, Himmel, zum Teufel, ach, o, ja ja, nein nein, pah usw. — die hier so gewöhnlich sind.

1) Im Französischen ist ja der Indikativ der Modus der indirekten Anführung, sowohl in äußerlich abhängigen wie in selbständig hingestellten Sätzen.

In Zuſammenhang mit der Gewohnheit, fremde Gedanken ſo wiederzugeben, mußte ſich natürlich auch das Bedürfnis nach einer Verbalform für die Wiedergabe dieſer Gedanken, wenn ſie ſich auf die Zukunft bezogen[1]), fühlbar machen. Eine indikativiſche Präteritalform ſtand dabei nicht zu Gebote, der Konjunktiv würde + Infinitiv bot ſich jedoch um ſo natürlicher, da er ja in von einem ein- oder nachgeſchalteten Hauptſatz abhängiger Stellung gewiſſermaßen den Indikativen — wie oben S. 100: Hippias, dachte ſie, hatte nur gefehlt — analog auftrat.
Vgl. Agathon, 1, S. 277.

Damals zuerſt ſtellten ſich mir die Reizungen der Freundſchaft in einer vorher nie empfundenen Lebhaftigkeit dar: Ein Freund (bildete ich mir ein), ein Freund würde dieſe geheime Sehnſucht meines Herzens befriedigen. Meine Phantaſie mahlte einen Pylades aus.

Ebenda S. 389 flg.: — ſie betrog ſich ſelbſt über die wahre Urſache, und glaubte, daß die Veränderung des Orts, und vielleicht eine kleine Entfernung, ihm in kurzem alle die Lebhaftigkeit der Empfindung wiedergeben würde, die er verloren zu haben ſchien. Die Wiederkehr in die Stadt, wo ſie einander nicht immer ſehen würden, wo ihre Liebe ſich zu verbergen genötigt ſeyn, und dadurch den Reiz eines geheimen Verſtändniſſes erhalten würde, die Zerſtreuungen des Stadt-Lebens, die Geſellſchaft, die Luſtbarkeiten, würden ihn (glaubte ſie) bald genug wieder ſo feuerig als jemals wieder in ihre Arme führen. Sie überredete ihn alſo, mit ihr nach Smyrna zurückzugehen.

Wir haben hier in beiden Beiſpielen ein allerdings parenthetiſch eingeſchobenes verbum sentiendi[2]); im letzteren ſind die geſperrten würde + Infinitiv-Sätze auch nur eine Fortſetzung des vorhergehenden daß-Satzes[3]),

1) Vgl. in der Stelle aus Agathon oben S. 99: Himmel, wenn das möglich iſt, ſo werde ich bald nicht mehr geliebt ſein.

2) Vgl. z. B. Ebers, Die Frau Bürgermeiſterin, Deutſche Verlagsanſtalt 1882, S. 145: Ein würdigeres, reicheres Leben, ſo hoffte ſie, werde von nun an für ſie beginnen.

3) Vgl. Frenſſen, Jörn Uhl, Berlin 1902, S. 335: Aber während er hier ſonſt in ruhigem Bewußtſein wohlgetaner Arbeit ſaß — kam er heute abend mal wieder ins Philoſophieren und Grübeln hinein: daß er doch bis jetzt wenig ſonnige Tage gehabt hätte und wie es wohl zu machen wäre, daß er ein wenig aus dem Schatten und aus dem kalten Wind herauskäme. Bisher ginge es ſo: von Sorgen in Schulden, von dem harten Stand bei Gravelotte auf den friſchgepflügten Acker, auf dem ſich ſo ſchwer ging, und ſo weiter.

Adolf Schmitthenner, Pſyche, Velhagen u. Klaſings Neue Monatshefte, Hefte 7, 8, 9, 1890, S. 319: Aber ſie dachte ſich auch zugleich, daß ſie hübſch ausſehen müſſe in ſeinem ſchwarzen Kleide mit dem weißen Kranze auf der Stirne. Bei der Prüfung werde ſie es vortrefflich machen, das wußte ſie, und wie überall die erſte unter allen ſein.

und schließlich können alle würde + Infinitiv-Formen beider Beispiele als Konjunktiven des Imperfekts analoge Konditionale[1]) gefaßt werden.

Es ist die Unterdrückung des Schaltesatzes und die eben berührte Erweiterung des Gebrauches und damit auch der Bedeutung der fraglichen Sätze im Indikativ, die zu der gegenwärtigen Lage geführt haben, daß, in Übereinstimmung mit den französischen Verhältnissen, die den modernen deutschen Schriftstellern teilweise als Stütze und Vorbild gedient, der sog. Konditionalis sonstigen Indikativen vollkommen parallel steht.[2])

Zum Aufsatzunterrichte in der Volksschule.

Von Dr. **R. Seyfert** in Annaberg i. Erzgeb.

Die bewußten Lebenserscheinungen des Menschen scheiden sich deutlich in zwei Gruppen, die man als Rezeption und Produktion, als Erkennen und Handeln, als Empfangen und Wirken, als Aufnehmen und Geben, als zentripetale und zentrifugale Vorgänge oder wie sonst bezeichnet. Diese Doppelbeziehung des Menschen folgt daraus, daß er ein Glied eines Zusammenhanges ist. Wie schon jeder Teil eines leblosen Ganzen abhängig ist von seiner Umgebung, aber auch seinerseits auf diese einwirkt, so ist der einzelne Mensch einerseits abhängig von der Umwelt, wirkt er anderseits auf diese ein. Für unsere weitere Betrachtung kommt vorwiegend die zweite Form menschlicher Betätigung, kommen also die zentrifugalen Vorgänge in Frage. Die menschlichen Handlungen im weitesten Sinne des Wortes sind die Offenbarungen des Inneren, sind Umsetzungen der geistigen Vorgänge, die für andere nicht wahrnehmbar sind, in körperliche Bewegungen, die entweder direkt wahrgenommen werden können, wie Gebärden und Körperbewegungen, oder in ihren materiellen Folgeerscheinungen, wie Klängen, Zeichnungen, Kunstgebilden u. dgl. wahrnehmbar werden. Bewußte Handlungen beginnen immer mit einem Innenvorgange, als dessen Ausdruck die wahrnehmbare Handlung zu betrachten ist. Zu den Ausdrucks-

1) Vgl. oben S. 91 flg., die Fußnote. Also schon direkt: Ein Freund würde diese Sehnsucht meines Herzens befriedigen. Eine kleine Entfernung würde ihm die Lebhaftigkeit der Empfindung wiedergeben (oder: gäbe ihm). Die Wiederkehr in die Stadt, wo wir uns nicht immer sehen würden (oder sähen), wo unsere Liebe sich zu verbergen genötigt sein würde (oder: wäre), und dadurch den Reiz eines geheimen Verständnisses erhalten würde (oder: erhielte), die Zerstreuungen des Stadtlebens würden ihn bald wieder in meine Arme führen (oder führten ihn).

2) Ausführlicher sind die hier berührten Fragen in meiner soeben erschienenen Doktordissertation „Studien über Bericht und indirekte Rede im modernen Deutsch", Upsala 1906, behandelt worden.

formen gehören die mimische Gebärde, die Lautgebärde, die Affektbewegung, die Sprache, der Gesang, das Spiel, der Tanz usw. Die höchsten Ausdrucksformen sind die Erzeugnisse der Wissenschaft und der Kunst. Als die handlichste und gebräuchlichste Ausdrucksform hat sich im Laufe der Menschheitsentwickelung die Sprache herausgebildet. In seiner Völkerpsychologie weist Wundt nach, daß ihr Anfang in den menschlichen Lautgebärden zu suchen ist, daß sich aus diesen in einem großartigen Durchgeistigungsprozeß die wundervollen Systeme der Sprache entwickelt haben. Eine ähnliche Entwickelung zeigt die Sprache des Kindes; auch bei ihm sind Lautgebärden und Schreie, sinnlose Lallaute und reflektorische Bewegungen der Sprechwerkzeuge die Ausgangspunkte einer bedeutsamen Entfaltung. Es entspricht der gesamten Geistesverfassung des Kindes, daß die Anfangsstufen der wirklichen Sprachentwickelung etwas Brockenhaftes, Unverbundenes, Abgerissenes darstellen, daß Verbindung und Zusammenhang sich erst allmählich einstellen. Dies beruht darauf, daß auch die Innenvorgänge erst nach und nach zu größeren, bis in die Einzelheiten in sich geschlossenen Komplexen zusammentreten. Solchen in sich geschlossenen geistigen Vorgängen aber entsprechen als Ausdrucksformen die Sprachgebilde, die wir Aufsätze nennen. Ein Aufsatz ist eine sprachliche Ausdrucksform, die das Kind (von diesem ist die Rede) anwendet, um ein in ihm lebendig gewordenes Gedankenganzes, das von einem einheitlichen Gesamtgefühl getragen wird und das zum Ausdruck drängt, mündlich oder schriftlich darzustellen.

Besonderer Nachdruck ist für den Unterricht darauf zu legen, daß der Aufsatz die Äußerung eines inneren Triebes sein soll; der Unterricht soll das Kind dahin bringen, daß es sich gedrängt fühlt, das innerlich Empfundene auszusprechen. Ich betrachte als den höchsten aller methodischen Grundsätze den, das Kind zur schöpferischen Selbsttätigkeit anzuregen. Von diesem Grundsatze muß auch der Aufsatzunterricht, der mündliche und schriftliche Aufsätze gleichmäßig umfaßt, geleitet sein; es sollen also die Aufsätze Erzeugnisse freischaffender Tätigkeit des Kindes sein. Das setzt aber voraus, daß die Kinder in eine Gefühlslage versetzt werden, in der sie sich von innen heraus gedrungen fühlen, sich zu äußern, das Innerlicherlebte auszusprechen. Das normale Kind ist mitteilsam, sobald es Vertrauen hat, und es besteht die höchste Kunst vor allem des ersten Unterrichtes darin, diese Offenheit, diese Aufgeschlossenheit dem Kinde zu erhalten, sie zu schaffen, wo sie fehlt, dem Kinde immer reichere Ausdrucksmittel zuzuführen und mit allem Lehren die Lust zum Lernen und zu freier Betätigung zu entfachen.

Wir nehmen also für die Betrachtung des Aufsatzunterrichtes unseren Ausgangspunkt bei den Innenvorgängen. Sie sind uns viel wichtiger als

etwa äußere Sprachformen und Schemen. Ist jeder Aufsatz eine Ausdrucksform, so beginnt die Tätigkeit, aus der er entsteht, eben mit einem Innenvorgang, der auch ohne die sprachliche Äußerung ein Erlebnis des Kindes wäre, aber seiner ganzen Beschaffenheit nach zur Äußerung drängt. Den Kern dieses Vorganges, um den sich die Gefühle und die Strebungen nach Betätigung gruppieren, bilden immer Vorstellungen. Auf sie kommt es natürlich auch beim Aufsatzunterrichte an; sie bestimmen Inhalt und Umfang jedes einzelnen Aufsatzes. In dieser Hinsicht nun ist es von entscheidender Bedeutung, daß der Aufsatz die Ausdrucksform für ein Gedankenganzes sein soll. Wie klein ein solches Ganzes auch sein mag, es muß doch von einem beherrschenden Elemente zusammengehalten werden; es muß sich deutlich von ähnlichen Vorstellungsverbindungen abheben; es muß doch einen lückenlosen Zusammenhang der Elemente aufweisen. Und der Aufsatz stellt eben dar, wie sich im Innern das Gedankenganze zusammenfügt. Nicht also die Einzelvorstellungen, sondern ihre Verbindungsformen sind für die Theorie des Aufsatzes wesentlich entscheidend. Die Verbindungen vollziehen sich aber im menschlichen Bewußtsein in dreifacher Weise; die drei Verbindungsformen bezeichnet man als Zeit, Raum und Kausalität. Diese drei Denkrichtungen sind immer vereinigt; aber es herrscht gegebenenfalls die eine oder die andere vor. Ein Ereignis verläuft nach dem Schema der Zeit; ein Gegenstand stellt sich uns als ein räumliches Nebeneinander dar; eine logische Analyse verknüpft die Denkvorgänge nach kausalen Beziehungen. Aber in jedem Falle sind auch die beiden anderen Verbindungsformen mit vorhanden. Alle geistigen Vorgänge sind als Verläufe zeitlich angeordnet, auch die Anschauung eines Gegenstandes verläuft in der Zeit, und kausale Beziehungen sind immer an räumliche und zeitliche Tatsachen gebunden. Den drei Hauptrichtungen des Vorstellungsverlaufes entsprechen drei Grundformen des Aufsatzes: die Erzählung, die Beschreibung und die Betrachtung (oder Abhandlung). Die Erzählung ist die Ausdrucksform der Zeit-, die Beschreibung die der Raumverbindung; die Abhandlung oder Betrachtung stellt die inneren Beziehungen der Elemente dar. Aus diesen drei Grundformen lassen sich drei Mischformen: die erzählende Beschreibung, die betrachtende Erzählung und die betrachtende Beschreibung bilden. Die erzählende (oder genetische) Beschreibung löst das Nebeneinander in ein Nacheinander auf, indem sie darstellt, wie ein Kunst- oder Naturgegenstand entsteht. Die betrachtende Erzählung flicht in den Verlauf der Vorgänge allgemeine Gedanken ein, die sich auf innere Zusammenhänge beziehen; sie ordnet wohl auch die Ereignisse nach besonderen Gesichtspunkten, verändert also die chronologische Folge zugunsten einer logischen Anordnung. Die betrachtende

Beschreibung stellt die zu einem räumlichen Ganzen gehörigen Vorstellungselemente nicht einfach nebeneinander, sondern deutet die inneren Beziehungen, etwa zwischen Ausrüstung und Arbeitsleistung, zwischen Form und Aufgabe an; sie ordnet wohl auch die Elemente einem logischen oder ästhetischen Gesichtspunkte zuliebe anders an, als es durch die bloße Wahrnehmung geschehen kann.

Die Verlaufsformen sind mit den genannten Formen im wesentlichen erschöpft; bedeutsam aber ist es für die weitere Betrachtung, zu beachten, wie die Verbindungen innerlich erregt werden. Wir unterscheiden Verbindungen, die von außen, und solche, die zentral erregt werden. Für die ersten suchen wir den Anstoß, den Reiz, in der Außenwelt; diese Verbindungen nennen wir Wahrnehmungsvorgänge. Die innerlich erregten sind entweder vorwiegend assoziative Vorgänge: Erinnerungen und Phantasievorstellungen, oder vorwiegend apperzeptive Verbindungen oder Denkvorgänge. Auch diese vier Erregungsformen sind in dem Reichtume des geistigen Geschehens nicht isoliert. Alle unsere Wahrnehmungen sind durchflochten von Erinnerungen, werden von solchen bestimmt, geklärt oder auch getrübt. Unsere Erinnerungen bilden sich vielfach zu Phantasien um oder sind doch von solchen durchzogen und werden von ihnen verklärt oder verdüstert. Alle Wahrnehmungen und Erinnerungen des entwickelten Bewußtseins sind von Denkbeziehungen durchsetzt und geregelt. Es können also auch die Erregungsformen nur nach dem herrschenden Momente als Wahrnehmungen, Erinnerungen, Phantasien und Denkvorgänge bezeichnet werden. Mit dieser Einschränkung gilt nun natürlich auch die Behauptung, daß den inneren Erregungsformen bestimmte Ausdrucksformen, also Aufsatzformen, entsprechen, daß man also Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, Phantasie- und Denkaufsätze unterscheiden kann, von denen die zuletzt genannten mit den vorhin als Betrachtungen bezeichneten zusammenfallen. Wahrnehmungsaufsätze entstehen, wenn sich unmittelbare Sinneseindrücke und Erlebnisse unmittelbar in sprachliche Gebilde umsetzen; Erinnerungsaufsätze verarbeiten vergangene Erlebnisse aus dem Leben oder aus dem Unterrichte, und Phantasieaufsätze gestalten Erinnerungselemente zu neuen inneren Erlebnissen aus.

Das kleine Kind begleitet seine Erlebnisse — auch wenn es allein ist — oft mit Selbstgesprächen, und wenn zwei Kinder miteinander spielen, so wird nichts vorgenommen, ohne daß dazu gesprochen würde. Es löst also die Wahrnehmung äußerer Eindrücke oder eigener Handlungen, die dem Kinde als Bewegungsvorstellungen bewußt werden, sofort die Sprache aus. Im Unterrichte werden nach der herrschenden Praxis selbständige Wahrnehmungsaufsätze verhältnismäßig selten gefordert; aber sie sind doch

außerordentlich wichtig. Denken wir uns die Kinder einer Schulklasse um ein ihnen noch unbekanntes Tier, etwa eine Eule, stehen. Sind sie gewöhnt, d. h. ist es ihnen zugelassen worden, ihre Wahrnehmungen und Vermutungen in freier Weise auszusprechen, so entsteht aus dem Wechselgespräch der Kinder ein Wahrnehmungsaufsatz, zu dem viele Kinder je einen Baustein liefern. Beschränkt man die Beteiligung an der Aussprache auf einige Kinder, natürlich im Wechsel, so entfällt auf jedes Kind ein beträchtlicherer Anteil an der Entstehung des Aufsatzes, und wenn man schließlich nur ein Kind reden läßt, während die anderen aufmerksam zuschauen und zuhören, so wird dieses eine zusammenhängende Beschreibung geben, die gewiß noch ungeordnet und unvollständig ist, aber doch ein wirklicher Aufsatz genannt werden muß. Die schöpferische Tätigkeit des Kindes besteht hier in der Sprachgestaltung, und es gibt keine gleichgute Gelegenheit im Unterricht wie diese dazu, das Kind bei seiner sprachschöpferischen Tätigkeit zu beobachten. Es redet im Dialekt und verwendet dialektische Ausdrücke, es hilft sich mit Vergleichen und Bildern; es bildet selbst Wörter, so gut es eben geht. Für den beobachtenden Pädagogen sprudelt hier eine ergiebige Quelle psychogenetischer Erfahrungen. Freilich das Wahrnehmen soll nach und nach zum geordneten Anschauen werden, das Lückenhafte und Sprunghafte soll verschwinden; Ordnung, Zusammenhang des einzelnen und Vollständigkeit soll die Anschauung zeigen. Das Kind wird zunächst bestimmt durch sinnlichen Zwang; das Augenfällige, Grelle, Starke hält seine Aufmerksamkeit gefesselt, so daß es das Unscheinbare leicht übersieht; Interessen des Spieles, des Genusses leiten sein Auge und Ohr. Es wird Sache des Unterrichts sein, die subjektive Betrachtungsweise allmählich objektiv zu regeln, und dazu sollen gebundene Anschauungsformen dienen, als deren Ausdruck gebundene Aufsatzformen eingeübt werden müssen. Jeder im Unterricht neu auftretende Gegenstand wird, wenn er den Kindern vorgeführt wird, einen Totaleindruck hervorrufen. Dieser ist Gegenstand der gebundenen Aufsatzform. Das vorgezeigte Tier soll vom Kinde in ruhig und geordnet fortschreitender Anschauung beschrieben werden, ohne daß der Lehrer mehr dabei zu tun hätte, als etwa auf irgend etwas hinzuweisen, was übersehen wurde, oder einen Ausdruck zu geben, den das Kind noch nicht kennt. Es erscheint mir als ein großer Fehler, daß man der ruhigen Ausgestaltung dieses Totaleindrucks gemeinhin zu wenig Bedeutung beimißt, sondern sofort mit Fragen beginnt, die den noch gar nicht gesicherten Totaleindruck analysieren. Zu diesem Fehler hat nicht wenig die ästhetisierende und allerdings auch die intellektualisierende Art unseres Unterrichts beigetragen. Da steht die Eule. Die ist für das Kind, das sie zum erstenmal sieht, Gegenstand eines verwunderten Anschauens; dem Kinde ist an dem

Tiere vieles so eigentümlich, so „putzig", so komisch, daß es sich gar nicht satt sehen kann. Dieser Eindruck ist ein wahres Erlebnis, und das drängt zum Aussprechen. So mögen das die Kinder tun, indem sie den närrischen Kauz vom Kopf bis zu den Zehen mustern und — schildern. Dann erst ist es Zeit, das geistig festgefügte Bild denkend zu zergliedern, und dabei dürfte der Gegenstand selbst, also hier die ausgestopfte Eule, nicht mehr dabei sein. Der Totaleindruck soll also in einem mündlichen Aufsatze Ausdruck finden, und dieser soll bei typischen Gegenständen einen bestimmten, im Gegenstande selbst bedingten Gang einhalten. Diese Gänge nenne ich gebundene Aufsatzformen, und dazu rechne ich etwa folgende: Wie wir eine Pflanze beschreiben. Wie wir ein Tier beschreiben. Wovon wir bei der Lebensgeschichte einer Pflanze — bei der eines Tieres zu erzählen haben. — Worauf wir bei einem heimatkundlichen Ausgange achten. — Welche Stücke zur Vorstellung einer geographischen Landschaft gehören u. a. Die gebundenen Aufsatzformen sind Mittel zur selbsttätigen Ordnung des Vorstellungsmaterials; sie sind wichtige Maßnahmen pädagogischer Ökonomie und dienen deshalb vorwiegend dem mündlichen Unterrichte.

Unter den Erinnerungsaufsätzen haben wir zuerst das Wiedererzählen zu nennen. Die schöpferische Tätigkeit des Kindes ist hierbei gering; denn es ist ihm ja Stoff und Form gegeben worden. Und gerade das fleißige Kind erzählt gern wortgetreu wieder, auch auf die Gefahr hin, daß es hier und da einen falschverstandenen Ausdruck anwendet. Ja, es besteht die Gefahr, daß das wörtliche Wiedererzählen nichts anderes ist als eine mechanisch auswendiggelernte Aneinanderreihung von Wörtern, und es gibt Lehrer, die solchem geisttötenden Mechanismus Vorschub leisten. Er muß verschwinden. Damit braucht die Forderung nicht aufgehoben zu werden, die auf ein verständiges wortgetreues Wiedererzählen einer in kindliche Form gegossenen Erzählung deshalb dringt, weil dadurch der Sprachschatz des Kindes erweitert, die Sprechfertigkeit gefördert, die Scheu mancher Kinder vor zusammenhängendem Sprechen bekämpft wird. Mit der Aufsatzbildung hat dies aber nur indirekt etwas zu tun. Aber die sprachschöpferische Tätigkeit des Kindes kann doch auch hier ganz bedeutend gefordert und gefördert werden, wenn man den Innenvorgang in erster Linie beachtet. Die Worte des erzählenden Lehrers erwecken Erinnerungs- und Phantasievorstellungen im Kinde, und um diese ranken sich Gefühle der Mitfreude, des Mitleides u. ä., und mit diesen Vorgängen haben sich doch im Laufe der Entwickelung sprachliche Formen assoziiert, die das Kind lieber und leichter anwendet als die Worte des Lehrers. Darf das Kind nun in seiner Weise wiedererzählen, so ist es genau wie bei den Wahr-

nehmungsaufsätzen schöpferisch tätig, und damit wird die Wiedererzählung zum Aufsatze in dem oben definierten Sinne. Und diese Tätigkeit muß das Kind auch entfalten, wenn es zusammenhängend ein eigenes Erlebnis erzählt. Dazu kommt es leider im heutigen Unterrichte fast gar nicht, und doch wäre es für die ganze Stimmung in der Schule recht, recht förderlich, wenn man sich dazu hier und da ein Stündchen Zeit nähme. Als mündlicher Erinnerungsaufsatz muß auch die zusammenhängende Wiedergabe des gelernten Stoffes betrachtet werden, die mit Recht vom Kinde gefordert wird. Freilich kann auch die zum bloßen Wiederkauen werden, wenn man nichts weiter als ein mechanisches Wiederholen eingedrillten Stoffes darunter versteht. In manchen Fällen wird man ja eine wortgetreue Wiedergabe fordern müssen, um die Sache nicht zu gefährden; aber im Interesse der Sprach- und Denkbildung muß auch hier die eigene Fassung des Schülers für wertvoller angesehen werden als die angelernte. Aufsätze im eigentlichen Sinne sind aber die bloßen Wiederholungen von behandeltem Stoffe nicht, und als schriftliche Aufsätze sollten sie ganz und gar nicht verwendet werden.

Zu Aufsätzen werden Wiederholungen erst, wenn sie durch die Phantasie umgestaltet und ausgestaltet werden. Und damit betreten wir das Hauptgebiet des Schulaufsatzes, das die Phantasieaufsätze umfaßt. Da ist es zunächst die phantasierende Gestaltung von Erlebnissen und Erfahrungen, was in Frage kommt. Es ist z. B. im heimatkundlichen Unterrichte durch Wochen hindurch die Entwickelung einer Erbse beobachtet, und es sind die Beobachtungen im Unterrichte zu einer Lebensgeschichte zusammengestellt worden. Wenn nun von dem Kinde gefordert wird, daß es die Lebensgeschichte so erzählen soll, als ob die Erbse selbst spräche, so haben wir eine phantasierende Umgestaltung. Es handelt sich dabei nicht bloß um die Vertauschung der dritten Person mit der ersten, sondern es muß sich das Kind gleichsam in die Lage der Erbse versetzen und deren Erfahrungen als Erleiden und Erlebnisse darstellen. Der Unterricht bietet zu derartigen mündlichen und schriftlichen Aufsatzbildungen hundertfach Gelegenheit. Aber nicht bloß umgestaltend soll die kindliche Phantasie arbeiten, sie soll vielmehr auch selbsttätig Situationen ausgestalten und ausmalen, also für einen kleinen Aufsatz auch das Material herzuschaffen und bereit machen: Was der wackere Schwabe so für sich hin spricht, als er allein durch die Wüste zieht. Der Wanderbursch (in Vogls Gedicht vom Erkennen) setzt sich vor der Stadt draußen nieder und baut Luftschlösser. Es werden Episoden aus biblischen Geschichten oder Märchen ausgemalt, zu geographischen Tatsachen kleine Reisen erfunden, Naturvorgänge zu Erlebnissen ausgestaltet u. dgl. m. Wer hier recht anregend und wegzeigend an die

Kinder herantritt, wird bald die Freude erleben, daß die Kinder sogar die Aufgaben selbst ersinnen und stellen. Es gleicht bei dieser Arbeit das Kind wirklich dem Dichter, indem es den an sich toten Stoff belebt und das bloße Wissen zum Erlebnisse umformt.

Den Phantasieformen gegenüber tritt die reine Betrachtung verhältnismäßig weit zurück. Aber die konkreten Aufsatzformen bekommen doch im Laufe der Schuljahre immer mehr betrachtenden Charakter, und zwar durch eine Veränderung, die ich die Verdichtung nennen möchte. Dadurch wird die Beschreibung zur kurzen Charakterisierung und die Erzählung zur Skizze. Es sind beide Ausdrücke nicht völlig zutreffend; aber unter den vorhandenen bezeichnen sie das, was gemeint ist, verhältnismäßig noch am deutlichsten. Je mehr gleichartige Dinge beschrieben worden sind, desto mehr wird sich die beobachtende Aufmerksamkeit auf die besonders charakteristischen Merkmale richten, während die Artmerkmale, in denen das Ding mit den übrigen seiner Art übereinstimmt, zurücktreten. Und die aufsatzartige Zusammenfassung der besonderen Merkmale ergibt die Charakterisierung, in der die Artmerkmale eben durch die Angabe der Art, zu der der Gegenstand gehört, hinreichend bezeichnet erscheinen. Wenn nun die besonderen Kennzeichen sofort bei der Anschauung unter einen bestimmten herrschenden Gesichtspunkt gestellt werden, dann entsteht die Art von Aufsätzen, die heutigentags z. B. in der Naturgeschichte vorherrschen, wo etwa der Fuchs als Räuber, der Maulwurf als Bergmann, der Specht als Zimmermann behandelt werden, die Art von Aufsätzen, in die auch die Geographie sich auflöst, wenn z. B. die Niederlande als das Land der Windmühlen und Kanäle, Dänemark als das Land, das eine Bauernuniversität besitzt, betrachtet werden. Solche Betrachtungsweisen sind außerordentlich wertvoll. Sie dürfen aber meiner Ansicht nach nicht eher eintreten, bevor nicht ein konkretes anschauliches Totalbild, soweit sich das eben auf Grund der vorhandenen Vorstellungshilfen erzeugen läßt, gewonnen worden ist. Sie beruhen ja auf einer Analyse dieses Totalbildes, indem aus diesem die Züge herausgehoben werden, die sich unter dem gegebenen Gesichtspunkte vereinigen lassen. Wird dies nicht beachtet, so zerläuft nur zu oft die Betrachtung in bloße Worte, in ästhetisierende Phrase. Die Gefahr, daß ein Bild der Wirklichkeit dadurch nicht entsteht, liegt nahe, und manche praktische Lektion ist dieser Gefahr schon erlegen, weil sie diesen zweiten Schritt tun wollte, ehe der erste getan war. Also zuerst heißt es, das Tier in seiner Erscheinung konkret auffassen und das Charakteristische daran in einer zusammenhängenden knappen Beschreibung darstellen, und dann erst, aber dann auch auf jeden Fall, bilde man betrachtende Aufsätzchen, die unter je einem herrschenden Gesichtspunkte stehen,

Aufsätze, die man betrachtende Charakterisierungen nennen könnte. Erst wenn das Totalbild feststeht, kann man hierin selbsttätiges Schaffen vom Kinde fordern; dann gruppiert es phantasierend-denkend die Vorstellungselemente, die ihm das anschaulich konkrete Gesamtbild liefert. Ganz ähnlich ist es bei der Erzählung, die durch Verdichtung zur Skizze wird, in der die Einzelzüge verschwinden und nur das, was besonders wichtig ist, hervortritt. Diese Form der Erzählung ist keineswegs psychologisch einfacher, wie der annimmt, der fordert, daß etwa auf der Unterstufe des Geschichtsunterrichts nur die Hauptsachen erzählt werden sollen. · Noch viel weniger leicht ist es, Tatsachen unter logische Gesichtspunkte gruppieren. Auch dies sollte erst geschehen, nachdem der chronologische Verlauf einer Erzählung dargestellt worden ist. Die dann entstehende Aufsatzform könnte man die betrachtende Skizze nennen. In solchen Aufsätzen werden etwa solche Themen behandelt: Wie Friedrich Barbarossa für eine Hausmacht sorgt. Sein Verhältnis zu Heinrich dem Löwen. Wie er den Landfrieden sichert. Diplomatische Meisterstücke Friedrich Barbarossas. Vor allem gehört zu den Betrachtungsaufsätzen die Charakteristik, eine Aufsatzform, in der die Wesenseigenschaften einer Person mit den Nachweisen für diese Eigenschaften zusammengestellt werden. Sie tritt bei geschichtlichen Stoffen im mündlichen Unterricht auf, wenn es sich um eine psychologische und sittliche Beurteilung handelt, die ja auch im Volksschulunterrichte gefordert wird, damit eben das Kind ein Urteil über Menschen und menschliche Handlungen erlange. Als schriftliche Arbeiten werden Charakterbilder in der Volksschule zurücktreten, da sie von den Kindern selbständig nur schwerlich gefertigt werden können.

Bei den Betrachtungen als Aufsatzformen ist mehr als bei allen anderen die Forderung zu beachten, daß das Gemüt und der Drang zur Äußerung wesentlich an der Arbeit beteiligt sein muß. Damit dies geschehe, muß die Problemstellung recht wohl überlegt werden. Aber es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß die Betrachtungen erst auf den höheren Unterrichtsstufen auftreten, wo auch die höheren Gefühle, zu denen die Freude am Lösen von Problemen selbst, die Freude an der selbständigen Denkarbeit und ihren Erfolgen gehört, sich entwickeln. Hier darf das Ziel, die gelungene Arbeit, als Gefühlsmotiv mit in Rechnung gezogen werden.

Die in der Volksschule auftretenden mündlichen und schriftlichen Aufsatzformen lassen sich also in folgende Übersicht bringen.

A. Nach den Richtungen der Vorstellungsverbindungen:

I. Grundformen.

1. der Zeitfolge entspricht: die Erzählung,
2. der Raumanordnung: die Beschreibung,
3. der kausalen Beziehung: die Betrachtung.

II. Mischformen.

4. die erzählende Beschreibung,
5. die betrachtende Erzählung,
6. die betrachtende Beschreibung.

B. Nach den psychischen Erregungsarten:

1. der Wahrnehmungsaufsatz = die Umsetzung unmittelbarer sinnlicher Erlebnisse in die Sprachform;
2. die Erinnerungsaufsätze, in denen
   a) Erlebnisse des Lebens und
   b) Erlebnisse des Unterrichts in ihrem Verlaufe sprachlich dargestellt werden;
3. der Phantasieaufsatz, der entweder
   a) eine freie Umgestaltung gegebener Vorstellungsverbindungen oder
   b) eine freie Ausgestaltung von Episoden sprachlich darstellt;
4. der Denkaufsatz, der in der Volksschule
   a) als betrachtende Charakterisierung (verdichtete, logisch normierte Beschreibung),
   b) als betrachtende Erzählungsskizze (logische Ausschnitte aus einem größeren Ganzen),
   c) als (psychologisch-ethisches) Charakterbild von Personen auftritt.

Für diese Gruppierung sind die geistigen Vorgänge, die der Aufsatzbildung zugrunde liegen, maßgebend gewesen, und es soll erneut darauf hingewiesen werden, daß es auf diese bei allem Aufsatzunterrichte in erster Linie ankommt. Dann ist mit besonderem Nachdruck die Tatsache der Verbindung, des Zusammenhanges, der Einheit des Ganzen betont worden. Aber das Ganze besteht doch aus Elementen, aus Einzelvorstellungen, denen einzelne Sprachausdrücke entsprechen. Sollen nicht auch diese Sache des Aufsatzunterrichtes sein? Ganz gewiß. Die richtigen Bezeichnungen aber für Einzeldinge und Einzelvorgänge den Kindern zu übermitteln, ist Angelegenheit des Sachunterrichtes; wir lernen ja gar nicht anders als durch Worte oder doch mit Worten. Also die Bereicherung des Wortschatzes ist von dem Unterrichte im allgemeinen gar nicht zu trennen, und etwa gesonderten Aufsatzunterricht zu betreiben um dieses besonderen Zweckes willen, wäre töricht. Auch durch grammatische Rücksichten können besondere Aufsatzformen nicht bedingt werden. Man hat wohl hier und da die Forderung nach „grammatischen Aufsätzen" aufgestellt; der Aufsatz verliert aber dabei völlig seinen Charakter als lebensvolle Ausdrucksform. Stilistische Formen

aber, Redewendungen, Bilder u. dgl. erhalten ihre Bedeutung und ihren Wert immer durch den Zusammenhang, in dem sie auftreten; sie können nicht Selbstzweck sein. Es werden also nicht Aufsätze gefertigt, damit die Kinder solche Redewendungen lernen, sondern die Aneignung der Einzelform fällt als Nebengewinn bei der Aufsatzbildung mit ab. Das Suchen nach treffenden Vergleichen, schmückenden Beiwörtern u. ä. wird bedingt durch das Thema des Aufsatzes, durch die Aufgabe, die der Aufsatz als Ganzes zu lösen hat. Dabei mag man immer — das ist eine Forderung der Methodik — dem Wetteifer der Kinder freien Lauf lassen, aber doch durch Andeutungen und Hinleitungen es dem Kinde erleichtern, das Treffendste zu finden. Besondere Aufsatzarten nach formal-stilistischen Rücksichten neben den oben aufgeführten psychologisch abgeleiteten Arten zu bilden, hat auch keinen Zweck. Ein Kunstwerk im kindlichen Sinne soll der Aufsatz sein; das kann nur entstehen, wenn es als geistiges Gebilde in seinen Umrissen dem Kinde im ganzen vorschwebt. Die schöpferische Tätigkeit des Kindes besteht darin, das, was es nur erst dunkel empfindet, was sich ihm durch das Gefühl ankündet, von irgendeinem Punkte aus zu klären, aufzuhellen und zum neuen einheitlichen Ganzen, das nunmehr an seinen Umrissen deutlich, in seinen Bestandteilen klar vor ihm schwebt, zusammenzufügen und zugleich von diesen Vorgängen Kunde zu geben.

Was bisher gesagt worden ist, sollte dazu dienen, das Hauptaugenmerk auf die Innenvorgänge zu lenken; aber die Aufsätze, die mündlichen wie die schriftlichen, treten uns eben doch als Ausdrucksformen entgegen. Wie ist nun das Verhältnis der beiden Seiten des Vorganges? Beobachtungen in der Schule wie im gewöhnlichen Leben lehren, daß beide nicht ohne weiteres parallel laufen. „Ich weiß es wohl, aber ich kann es nicht von mir geben" — das ist der drastische Ausdruck des gewöhnlichen Mannes für diese Tatsache. Und sie kann an sich nicht wundernehmen; denn dazu, daß der Innenvorgang zum Ausdruck werde, bedarf es eben noch eines bedeutenden geistigen und auch körperlichen Kraftaufwandes. Wieviel technische Arbeit zum Sprechen gehört, erkennen wir ja daraus, wie schwer der Mensch reden lernt. Und die tausendfachen Assoziations- und Denkvorgänge und Wahlhandlungen, auf denen zusammenhängendes Sprechen beruht, sind eben Leistungen, die zu dem Vorstellungs- und Gefühlsverlaufe hinzukommen müssen, damit aus Innenvorgängen Aufsätze werden. Und darum müssen besondere Aufsatzübungen veranstaltet werden.

Es ist in der zu Anfang gegebenen Begriffsbestimmung mündlicher und schriftlicher Aufsatz zusammengenommen worden, und das steht zu dem heute gültigen Begriffe des Aufsatzunterrichtes in gewissem Gegensatze. Aber es ist für den gesamten Aufsatzunterricht entscheidend, daß dieser Unterschied

in der methodischen Behandlung so weit aufgehoben werde, als er nicht in der Natur der beiden Arten des Gedankenausdruckes unbedingt begründet liegt. Der schriftliche Aufsatz ist im allgemeinen schwerer, weil er noch mehr oder doch zusammengesetztere Tätigkeiten fordert als der mündliche. Die Schreibbewegungen setzen Wort- und Sprechbewegungsvorstellungen voraus; sie kommen also zu dem ganzen Komplex noch hinzu, wenn es gilt, einen schriftlichen Aufsatz zu fertigen. Da sie aber auch an sich sehr zusammengesetzt sind, erfordern sie viel geistige und körperliche Energie. Dazu kommen die technischen Forderungen des Schön- und des Rechtschreibens, die den Vorgang des Aufsatzschreibens noch um ein beträchtliches erschweren. Aus alledem ergibt sich, daß zwischen mündlichem und schriftlichem Aufsatze Unterschiede bestehen, die wohl zu beachten sind. Im gewöhnlichen Leben kommen diese zur Geltung in der Tatsache, daß der Mann des Volkes, so gern er vielleicht reden mag, doch außerordentlich schwer an das Schreiben herangeht. Und wenn er's dennoch tut, so kommt gewöhnlich etwas ganz anderes zutage, als das, was er sagen würde. Die allereinfachsten schriftlichen Äußerungen beweisen das; man nehme z. B. nur einmal eine Auswahl schriftlicher Entschuldigungen bei Schulversäumnissen vor. Was für eigentümliche Sprachwendungen findet man da! Der gewöhnliche Mann meint, er müsse einen ganz anderen Sprachenrock anziehen, sobald er zur Feder greift; er meint, er müsse fein, gewählt schreiben. An diesem Fehler ist die Schule nicht ganz unschuldig. Sie macht nachweisbar einen viel zu großen Unterschied zwischen dem mündlichen und dem schriftlichen Ausdrucke; sie läßt im allgemeinen die Kinder viel zu wenig so schreiben, wie sie reden. Und dahin müßte man es doch zu bringen versuchen. Das eben ist die Aufgabe des Aufsatzunterrichtes in unserem Sinne. Er umfaßt deshalb beides, das Mündliche wie das Schriftliche. Die Bestrebungen, den mündlichen Gedankenausdruck zu pflegen, treten gegenwärtig besonders deutlich hervor; vor allem sucht man die Sprachgewandtheit durch eine geeignete freiere Unterrichtsform zu fördern. Bis zur Forderung eines mündlichen Aufsatzunterrichtes haben sich diese Bestrebungen noch nicht verdichtet. Auch zu Bestandteilen des Lehrplanes sind die mündlichen Aufsatzübungen noch nicht geworden, weil man den Begriff des Lehrplanes zumeist auf den eines Stoffplanes verengte. Faßt man das Wort aber im eigentlichen Sinne, dann muß man gerade die formalen Bestandteile, zu denen die Sprachpflege gehört, als diejenigen betrachten, auf die sich der Begriff des Planmäßigen in erster Linie anwenden läßt. Über die Aufeinanderfolge der Stoffe wird immer Streit möglich sein, weil sich der Stoff ja methodisch zurichten läßt; über den allmählichen Aufstieg aber in der Ausdrucksweise der Kinder, die ja auf

dem allgemeinen Gesetze der Geistesentwickelung beruht, muß die beobachtende Psychologie so viel Übereinstimmendes finden können, daß sich ein Plan, eine Norm daraus ableiten läßt. Für den schriftlichen Aufsatz bieten die bestehenden Lehrpläne hierzu Ansätze, die mündliche Ausdrucksweise ist aber als ein planmäßig zu erreichendes Ziel fast völlig unbeachtet geblieben. Man hat vielmehr die mündliche Sprachpflege als eine wichtige Aufgabe alles Unterrichtes betrachtet und diese gelegentlich mit zu lösen sich bemüht. Aber damit ist der Unterschied, der zwischen mündlichem und schriftlichem Aufsatze in der landläufigen Praxis gemacht wird, ganz besonders deutlich charakterisiert; denn im Gegensatze zu dem mündlichen ist der schriftliche Aufsatz lange Zeit, man möchte sagen, systematisch isoliert worden. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Stimmen Gehör gefunden haben, die da forderten, der schriftliche Aufsatz müsse in der innigsten Beziehung zu den Erlebnissen des Kindes und dem übrigen Unterrichtsstoffe stehen. Und wahrscheinlich ist auch heute noch diese Forderung nicht überall erfüllt. Aus dieser Isolierung aber folgte fast mit Notwendigkeit, daß der einzelne Aufsatz als Selbstzweck angesehen wurde; daher die sorgliche Vorbereitung, Ausführung und Nachbereitung jedes einzelnen Aufsatzes, für dessen schönes Gelingen viele Schul- und viele Hausarbeitsstunden geopfert werden müssen. Man tut hierin des Guten ganz gewiß zu viel; die meiste Zeit verbraucht man doch für die äußerlichen Formen, und die selbstschaffende Tätigkeit des Kindes ist meist recht gering; ihr widerspricht geradezu die Verteilung der Arbeit auf viele Stunden. Das Kind will, so ist es seine Art, rasch Früchte sehen. Jedenfalls aber beweist die Gründlichkeit des Betriebes dies, daß man dem schriftlichen Aufsatze eine grundsätzlich andere Stellung anweist als dem mündlichen Gedankenausdrucke.

Unterschiede bestehen und diese müssen beachtet werden. Dies geschieht, wenn man fordert: Der schriftliche Aufsatz soll nicht vor dem fünften Schuljahre beginnen. Schriftliche Aufsätze treten seltener auf als mündliche (aber bei weitem nicht so selten als jetzt!). Schriftliche Aufsätze müssen kurz sein. Denn mit diesen Forderungen trägt man dem Rechnung, daß die schriftlichen Arbeiten mehr geistige Kraft verlangen, daß sie auch bestimmte Vorbedingungen haben, die erst erfüllt sein müssen, ehe man die Arbeiten selbst verlangt.

Kein grundsätzlicher Unterschied aber darf gemacht werden in der Stellung beider Arten des Ausdruckes im Lehrplane und in der methodischen Bearbeitung. Es wäre nun die Frage, ob etwa die heutige Stellung des einen der beiden Zweige in Zukunft für beide gelten solle, ob man also den schriftlichen Aufsatz wie den mündlichen nur gelegentlich betreiben, oder ob man für den mündlichen wie für den schriftlichen gesonderte Stunden

ansetzen und auch aus ihm ein besonderes Lehrfach bilden soll. Beides wäre nicht richtig, wie aber auch die jetzt herrschende Ansicht nicht richtig ist, nach der der schriftliche Aufsatz zu sehr isoliert, die Pflege des mündlichen Aufsatzes aber viel zu viel dem Zufall überlassen wird. Nun kann ich meinen Vorschlag nicht begründen, ohne eine allgemeine Bemerkung über die Lehrplangestaltung vorauszuschicken. Nach meiner Ansicht dürften in der Volksschule die Formalien, zu denen die Ausdrucksformen, allen voran die Sprachbildung, gehören, keine gesonderten Lehrfächer bilden, sondern müßten diese als Teile jeder methodischen Einheit auftreten, so daß also, um bei unserem Falle stehen zu bleiben, kein besonderer Aufsatzunterricht erteilt würde, dafür aber aus jeder größeren methodischen Einheit einige Aufsätze herauswüchsen, nicht als Anhängsel, sondern als wesentliche Bestandteile der Einheit. Diese Aufsätze sind zunächst mündliche, einer aber davon wird niedergeschrieben. Auf allen Stufen der Unterrichtseinheit muß die Aufsatzbildung gefordert werden: gilt es Erinnerungen wachzurufen, so möge der kleine Komplex, aus dem das einzelne gebraucht wird, als Zusammenhang dargestellt werden; treten neue typische Anschauungsstoffe auf, so haben die Kinder Wahrnehmungsaufsätze zu bilden; bei Entwickelungen stellt sich die zusammenhängende Reproduktion als eine betrachtende konkrete Aufsatzform dar; Wiederholungen sollen häufig phantasiegemäße Umgestaltungen sein; die als formale Verarbeitung des Stoffes bezeichnete Unterrichtsstufe fordert geradezu die Herausarbeitung von Aufsatzthemen zur mündlichen und schriftlichen Lösung. Eine so ausgiebige Betonung des Aufsatzes setzt freilich die genügende Zeit voraus. Die wird aber da sein, wenn man die jetzt dem besonderen Sprachunterrichte gewidmete Zeit wenigstens zum Teil in der angedeuteten Weise verwendet. Und selbst, wenn man einer so weitgehenden Verschmelzung des Formalen mit dem Sachlichen nicht zustimmen wollte, so bliebe doch die Forderung des innigsten Zusammenschlusses erfüllbar. Der Nachteil wäre aber der, daß einzelne Sachgebiete ihren Anteil an der Aufsatzbildung einbüßen würden. Grundsätzlich der Verschmelzung zustimmen heißt nun aber keineswegs, die Planmäßigkeit aufgeben; auch die scheinbar nur gelegentlich vorgenommene Arbeit soll durchaus psychologisch aufgebaut sein. Und diesen Aufbau in großen Zügen wenigstens festzustellen, ist eine notwendige, aber auch bedeutsame Arbeit.

Den tiefstgehenden Einfluß wird eine Verschmelzung der sachlichen und der sprachlichen Aufgabe auf die Unterrichtsform ausüben. Wer immer darauf hält, daß geistige Zusammenhänge im Kinde entstehen und daß Zusammenhänge sich Ausdruck verschaffen, der vermeidet fast unwillkürlich die zerfragende Lehrweise, der sorgt ganz von selbst dafür, daß seine

Unterrichtsimpulse umfassende Gedankenverläufe anregen und auslösen, der vermeidet es Erzählungen in einzelne Fragen zu zerlegen, der bemüht sich überall dahin zu wirken, daß die Kinder den Gedankenverlauf selbsttätig in Fluß erhalten, der gibt für typische Fälle der Anschauung und der Erkenntnis allgemein geltende Schemata und Normen, der sucht auch für Entwickelungen die Gedanken durch beherrschende Gesichtspunkte zu kleinen Einheiten zu gruppieren.

Ein Lehrplan für die Aufsatzübungen aber fordert mehr. Er wird die den einzelnen kindlichen Entwickelungsstufen angemessenen Ausdrucksformen in eine Art System bringen, das in seinem Aufbau eine Stufenleiter vom Leichten zum Schweren darstellt, in dem das Vorangehende die Voraussetzung für das Folgende, und dieses die durch weiter- und tiefergehende geistige Arbeit erzielte Vervollkommnung des Vorangehenden ist. Dieser Lehrplan wird allgemeingültig nur in seinen großen Zügen, er wird in der praktischen Gestaltung allein das Ergebnis eigener Denkarbeit des einzelnen Lehrers, also so beschaffen sein, wie es ein idealer Lehrplan sein soll; er wird nicht kleinlich beengen und gängeln, sondern große, aber zwingende Normen geben, die in tausendfältiger Gestaltung sich auswirken können und so dem nachdenklichen Lehrer Gelegenheit zu künstlerischer Betätigung gewähren.

Die ersten Züge eines Planes sind schon in den Verbindungsformen des Zeitlichen, des Räumlichen und des Kausalen gegeben. Daß größere Zusammenhänge leichter in der Anordnung der Erzählung als in der der Beschreibung aufgefaßt und wieder dargestellt werden, ist eine leicht zu beobachtende Tatsache. Einen Natur- oder auch einen Kunstgegenstand beschreibt man gern so, daß ihn das Kind vor sich entstehen sieht. Ja, einfachere Gegenstände läßt man gern vom Kinde herstellen, damit ihre Lebensgeschichte zum eigenen Erlebnisse des Kindes werde; dann verbinden sich zwei Ausdrucksformen, das Herstellen und das Erzählen davon, in der wirksamsten Weise. Das Erzählen ist darum die Aufsatzform, die anfangs zu bevorzugen ist. Ja, sie ist die Form, in der man das Kind von allem Anfange an frei reden lassen kann — und soll. Das Beschreiben ist schwerer, wird aber natürlich bald zum Erzählen hinzukommen. Und das selbständige denkende Betrachten ist die schwerste Sache; betrachtende Aufsatzformen häufen sich also ganz von selbst mehr nach dem Ende der Schulzeit zu. Das heißt natürlich nicht, daß etwa jahrelang erzählt, dann jahrelang beschrieben, dann jahrelang betrachtet werden solle. Es heißt nur, daß man zuerst, wo es nur geht, dem Aufsatze eine erzählende Form geben, daß man das Betrachten zunächst immer an den natürlichen Gang der Geschichte oder an die geordnete Beschreibung anschließen möge. Das

Bewußtsein der Zeitfolge ist das allgemeinste; denn es beruht darauf, daß all unser geistiges Geschehen ein Verlauf von Veränderungen ist, die wir gewahr werden, denen Änderungen in der Gefühlslage entsprechen. Die gleichzeitige Auffassung mehrerer Eindrücke ist nur in beschränktem Umfange möglich, und es löst sich die genaue Analyse eines räumlichen Nebeneinanders doch in einem Zeitverlauf auf, dessen Abschnitte durch ein willkürliches Fortrücken der Aufmerksamkeit, wie man sagen könnte, bestimmt sind. Hier wird mehr geistige Kraft verbraucht, weil die Aufmerksamkeit nicht durch die Änderung des äußeren Reizes, sondern durch innere Vorgänge gelenkt wird. Und gehören zeitliches und räumliches Verbinden vorwiegend dem mechanischen Teile des Bewußtseins an, so sind die Denkverbindungen dem höheren Geistesleben zuzurechnen, das sich eben später und langsamer entwickelt als jenes. In dieser Abstufung liegt zugleich ein Gesichtspunkt für methodische Individualisierung; derselbe Stoff kann oft in erzählender, in beschreibender oder auch in betrachtender Aufsatzform dargestellt werden. So lasse man die erste Form von den schwächeren, die zweite von den mittelbegabten, die dritte von den bestbegabten anwenden. Ist eine Morgenwanderung in Aufsatzform darzustellen, so möge die eine Gruppe den Verlauf einer tatsächlichen Wanderung, die zweite Gruppe ein Bild von der Bergeshöhe, die dritte Gruppe eine ästhetisch-religiös gestimmte Betrachtung etwa im Anschluß an Geibels Morgenwanderung ausführen.

Auch in den psychischen Erregungsarten liegt ein den planmäßigen Aufbau der Aufsatzübungen bedingendes Moment. Die leichtesten Arbeiten sind — bei sonst gleichen Bedingungen — die Wiedererzählung gefühlsfrischer Erlebnisse und das Wiedererzählen angemessener Geschichten. Bei jener Arbeit ist das Kind, da es den sprachlichen Ausdruck selbst prägen muß, schöpferisch tätiger als bei dieser, da ihm hier die sprachliche Form ja mitgegeben wurde. Aber je lebhafter das Kind eine Geschichte, die ihm erzählt wird, wirklich erlebt, um so mehr ist es geneigt, sie auch in seine Sprache umzusetzen. Man lasse das ja geschehen! Freilich müssen auch Übungen im wortgetreuen Wiedererzählen angestellt werden, damit die Sprachtechnik geübt, die Zunge gelöst, der Mut zum Reden gestählt werde. Schwieriger sind die Aufsätze, die als umgestaltende Phantasieaufsätze bezeichnet worden sind, Aufsätze also, bei denen das Kind den Stoff von einem neuen Standpunkte aus darstellen soll, das Erlebnis eines Kindes etwa so, als ob es dies der Mutter, dem Vater, dem Bruder erzählte, oder als ob es etwas wäre, vor dem es ein anderes Kind warnen will oder sonstwie. Noch etwas schwerer — immer sonst gleiche Bedingungen angenommen — ist die Aufgabe, einen Aufsatz zu bilden auf Grund unmittelbarer Wahrnehmung, also ein Tier, das eben vorgezeigt wird, zu

beſchreiben; man ſagt für dieſe Übung gewöhnlich, das Kind ſoll ſich ausſprechen über das Ding. Mit dieſer Aufforderung wird aber nicht häufig Ernſt gemacht, weder von ſeiten des Lehrers, noch von ſeiten des Kindes. Jener begnügt ſich mit ein paar zuſammenhangloſen, ungeordneten Brocken; dieſes ſagt vieles nicht, was es doch ganz deutlich empfindet, was es zu ſeinen Mitſchülern gewiß ſagen würde, wenn es mit ihnen allein wäre. Und doch iſt, wie ſchon oben geſagt wurde, gerade dieſe Art der Aufſatzbildung eine der beſten Gelegenheiten für das Kind, ſprachſchöpferiſch tätig zu ſein. Indem man dem Kinde einen allgemeinen Leitfaden für das ſelbſttätige Ausſprechen gibt, erleichtert man ihm die Aufgabe weſentlich, ſichert man aber auch deren Erfolg. Neue Anforderungen an die Kraft des Kindes ſtellen die ausgeſtaltenden Phantaſieaufſätze, bei denen das Kind gleichſam auch den Stoff zu erfinden hat. Die ſchwierigſte Art der Aufſätze aber ſind die auf dem Nachdenken beruhenden Formen. Von ihnen ſind die leichteren diejenigen, bei denen ſich allgemeine Gedanken einfach einflechten in den Gang der Erzählung oder in den Verlauf der Beſchreibung; ſchwerer erſcheinen die ſelbſtändigen Vergleichungen, Charakteriſierungen, Skizzen, Charakteriſtiken; am ſchwerſten ſind die Gedankenanordnungen nach rein logiſchen Geſichtspunkten.

Auch mit dieſer Aufſtellung iſt nicht geſagt, daß die Formen ſchematiſch einander ablöſen ſollten: freilich werden ſie nacheinander auftreten, eine ſelbſtändige Charakteriſtik wird man nicht vor einer einfachen Wiedererzählung fordern; aber dieſelben Formen werden ſich immer und immer wiederholen, freilich in mehr und mehr vertiefter Ausgeſtaltung. Indes die beiden Reihen lehren, welche Formen überhaupt zu beachten ſind, daß nicht die eine oder die andere völlig überſehen werde.

Daß nicht die Formen für ſich den Lehrplan beſtimmen können, iſt natürlich, da ſie ja eben nicht allein den Aufſatz ausmachen, da für den Aufſatz ja der Inhalt das Weſentlichere iſt. Und dafür, daß die Inhalte nach und nach immer reicher und tiefer, die Gedanken immer gewichtiger werden und die ſich äußernden Gefühle immer klarer durchleuchten, dafür ſind die allgemeinen pſychogenetiſchen Geſetze maßgebend, die den Lehrplan im ganzen beherrſchen. Das große Geſetz der Entwickelung, das in einer fortſchreitenden Durchgeiſtigung der Perſönlichkeit ſich beſtätigt und betätigt, wird auch in den Aufſätzen der Schüler zum Ausdruck kommen, wenn dieſe wirklich eigene Leiſtungen der Schüler darſtellen. Ein geiſtiges Wachstum wird ſich darin offenbaren, daß die Zahl der zu einem Ganzen zuſammengefaßten Vorſtellungen immer größer wird, daß die rein ſinnliche Auffaſſung von einer höheren logiſchen, äſthetiſchen und ethiſchen Beurteilung durchdrungen erſcheint. Der immer feſter werdenden Fügung des geiſtigen

Bestandes gemäß werden die zunächst locker aneinandergefügten Gedanken- und Gefühlsausdrücke immer mehr innerlich verbunden werden, und dies wird sich auch in der immer geschlossener werdenden stilistischen Form offenbaren. Und wie in der Seele die Elemente erster Ordnung sich immer mehr verdichten zu umfassenderen Gebilden, zu Begriffen, herrschenden Gedanken und Anschauungen, festeren Stimmungen und Grundsätzen, so werden auch die Aufsätze knapper, wuchtiger, gedrängter und doch inhaltlich reicher werden. So werden die mündlichen und schriftlichen Aufsätze des vor seiner Entlassung stehenden Kindes ein wesentlich anderes Gepräge haben als die losen, flattrigen und flackrigen Plaudereien des kleinen Schülers in den ersten Schuljahren. Freilich wäre eins völlig verkehrt, wenn man nämlich das Kind zu einer unkindlichen Sprechweise in seinen Aufsätzen erziehen wollte. Diesen Fehler zeigen unsere Aufsatzhefte aber sehr häufig, und das kommt daher, daß sich meistens der Stil des Lehrers und nicht der des Schülers im Aufsatz ausspricht. Das muß oberster Grundsatz bleiben: die Sprache des Kindes muß durch die ganze Schulzeit hindurch gewahrt bleiben; nur um die Ausbildung einer lebendigen, volkstümlichen Ausdrucksweise kann sich's in der Volksschule handeln. Gerade deshalb fordere ich die innigste Beziehung zwischen Rede und Schrift beim Kinde.

Es kann hier nicht der Ort sein, einen praktischen Versuch darzustellen, wie sich die erhobenen Forderungen etwa verwirklichen ließen, wohl aber sollen dazu einige Andeutungen gegeben werden. Das erste und letzte, was geschehen muß, die kindliche Ausdrucksfähigkeit zu bilden, ist, daß man es veranlaßt und anregt, sich auszudrücken. Das erste ist dies. Darum besteht die Aufgabe des Elementarklassenlehrers allein darin, den Kindern Mut zu machen, daß sie Vertrauen zu ihm und zu sich bekommen, daß sie überhaupt reden. Das kann zu Anfang nur im Dialekte, in der Sprache des Hauses geschehen. So wichtig es ist, das Kind allmählich dahin zu bringen, daß es schriftdeutsch redet, so nötig ist es, es anfangs unbefangen in seiner Weise sprechen zu lassen. Es ist der schlimmste Fehler des ersten Unterrichtes, daß dies zu wenig geschieht. Viele Stimmen erheben sich neuerdings dafür, den gesamten ersten Unterricht in die freie Form der plaudernden Unterhaltung zu kleiden. Ich gehe nicht so weit; aber ich schlage vor, täglich eine halbe Stunde etwa auf eine Art Gelegenheitsunterricht zu verwenden, in dem nicht nach einem bestimmten Plan und nicht nach den Regeln methodischer Kunst gearbeitet wird, in dem vielmehr die Kinder erzählen, Bilder besehen und dazu reden, der Lehrer wohl auch mal eine Geschichte erzählt, just, wie es die Stimmung ergibt, wie die Kinder es anregen, wie die Erlebnisse es bestimmen. Daneben muß freilich

auch der geordnete Unterricht dem freien Reden der Kinder den größten Spielraum lassen; nur arbeitet dieser langsam, aber unausgesetzt auf Ordnung, Zusammenhang und schriftdeutsches Sprechen hin.

Schon das zweite Schuljahr führt planmäßig, für die Kinder unbemerklich die oben genannten Aufsätze in die mündliche Unterhaltung ein. Man wird aber zufrieden sein müssen, wenn kleine Erzählungen zunächst nur abschnittweise, vielleicht hier und da auch lückenhaft wiedergegeben, wenn Beschreibungen von Dingen, die die Kinder zum erstenmal in der Schule sehen, sprunghaft und unvollständig werden, wenn nur die Kinder überhaupt sinngemäß und zusammenhängend einiges bringen.

Im dritten und vierten Schuljahre sollte man als systematische Arbeit das geordnete, lückenlose Wahrnehmen und Anschauen bestimmter Anschauungstypen (höhere Tiere, niedere Tiere, Bäume, Kräuter, Blumen, Lehrausgänge u. dgl. m.), also auch die gebundenen Aufsatzformen einüben, die, wie früher ausgeführt wurde, eine Ausdrucksform des unmittelbaren Totaleindruckes sind. An diese schließt sich dann die eigentliche Besprechung der Dinge an, die durchaus nicht immer dem Gange der gebundenen Form zu folgen braucht, sondern nach ästhetischen oder logischen Gesichtspunkten geordnet werden kann. Schriftliche Aufsätze sollen auf der Unterstufe, die die ersten vier Schuljahre umfaßt, nicht gefertigt werden, wohl aber sollen die technischen Vorbedingungen dazu, das Schön- und das Rechtschreiben und auch die elementare grammatische Richtigkeit bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen werden.

Mit dem fünften Schuljahre setzt dann der schriftliche Aufsatz ein, und zwar von vornherein als freie, selbständige Betätigung des Kindes. Der Inhalt der Aufsätze wird natürlich durch den Unterricht gründlich vorbereitet oder er umfaßt kindliche Erlebnisse; aber die sprachliche Formung und auch die Wahl des Gesichtspunktes, von dem aus das Kind den Stoff betrachtet, muß von allem Anfange an frei gewählt, durchaus subjektiv sein. Es mögen neben den eigentlichen Aufsätzen immerhin besondere Stilübungen hergehen, Übungen, bei denen die Eigenart der verschiedenen Aufsatzformen den Kindern erläutert wird, aber die Aufsätze selbst müssen schöpferische Leistungen sein. Wo immer ein ernster Versuch im freien Aufsatz angestellt worden ist, da ist er gelungen. Freilich einiges muß doch hinzubemerkt werden. Man darf nie vergessen, daß auch die Aufsätze Leistungen von Kindern sind; wer an diesen so lange herumfeilt, bis sie fehlerfrei werden, der täuscht sich und die Kinder. Orthographische und grammatische Schnitzer werden die freien Arbeiten in größerer Anzahl aufweisen als die sogenannten entwickelten und gemeinsam erarbeiteten. Und wem die Reinheit in dieser Hinsicht als das Höchste erscheint, der kann

hier nicht mit folgen. Aber die übergroße Sensibilität ist hier ganz gewiß von Übel. Unausgesetztes Üben und die Zeit wird von allein helfen, mag es zunächst auch etwas böser aussehen. Wenn man übrigens nur die Orthographie auf der Unterstufe recht gründlich und planmäßig, ohne Zeitvergeudung immer auf das, was wirklich schwer ist, achtend, betreiben, hier ja recht wenig, aber das Wenige recht sorgfältig schreiben lassen wollte, so werden auch die freien Arbeiten orthographisch befriedigend ausfallen. Ich messe der nachträglichen Korrektur nicht die Bedeutung bei, die ihr durch die auf sie verwendete unendliche Mühe zuerteilt wird. Dafür aber, daß die lange Vorbereitung und die mühselige Korrektur wegfallen oder doch beschränkt werden, sollen in Zukunft viel mehr Aufsätze, auch schriftlich, angefertigt werden, als es heute üblich ist. Wöchentlich zwei, das erschiene mir als das Richtige. Also hier einmal das Multa statt des Multum! Dafür aber müßten die Aufsätze ganz aus dem Unterrichte herauswachsen oder ein wichtiges Erlebnis des Kindes behandeln, daß der Inhalt und auch seine innere Verbindung genau gegeben ist. Sodann müßten die Kinder den Aufsatz gern fertigen. Und dazu, daß dies geschieht, erinnere man das Kind immer an den Zweck des Aufsatzes. Der besteht darin, daß man jemand etwas mitteilt, was einen erfreut oder betrübt, begeistert oder niedergeschlagen hat. Deshalb wird ganz von selbst die Briefform in der Schule zu bevorzugen sein. Weiter müßte er so kurz als möglich und doch erschöpfend sein, müßte also das Thema ganz eng gefaßt werden. Fernerhin dürfte es in der Regel kein Konzept, sondern nur eine Reinschrift geben. Und zum Schluß müßte sich die Korrektur auf eine einfache Durchsicht, die unter Umständen schon während des Niederschreibens erfolgen könnte, beschränken. Das sind etwas ketzerische Ansichten dem Goldsöhnchen Aufsatz gegenüber. Aber zusammengenommen mit den Ausführungen über die Entstehung der Aufsätze aus dem Inneren des Schülers heraus verlieren sie das Schreckhafte, das sie vielleicht für den Freund des heutigen Betriebes haben. Denn daraus ergibt sich, daß es sich tatsächlich nicht etwa um eine tiefere Einschätzung des Aufsatzes handelt, sondern gerade um das Gegenteil; die dem Aufsatzunterrichte gewidmete Arbeit soll, wenn nicht vertieft, so doch anders verteilt und gerichtet werden. Darauf soll sie gerichtet sein, einem reichentwickelten Innenleben des Kindes eine erhöhte Ausdrucksfähigkeit zu verleihen.

Sprachgeſchichtliches.

Von **Otto Ladendorf** in Leipzig.

Die drei Ausdrücke, die im folgenden behandelt werden, ſind Schlagworte von ganz verſchiedener Lebensdauer. Während das erſte ziemlich modern anmutet, klingt das zweite ſchon etwas altmodiſch, das dritte gar iſt augenblicklich abgeſtorben. Doch iſt auch dieſes Wort zu verſchiedenen Zeiten lebhaft im Schwange geweſen und hat ein lautes Echo gefunden. Derlei Erſcheinungen ſind typiſch. Sprachgeſchichtlich unterſucht ſind bisher nur die beiden letztgenannten Ausdrücke. Da aber die ermittelten Altersbeſtimmungen nicht zutreffend ſind, werden ſie nochmals mit berichtigenden Nachträgen mit aufgeführt.

1. Lebenskunſt.

Wenn man heute von Lebenskunſt hört oder lieſt, ſo geſchieht dies meiſt im Hinblick oder in unmittelbarer Beziehung auf den großen „Lebenskünſtler" Goethe. Er wird als das unerreichte Muſter eines Menſchen hingeſtellt, der ſich voll „ausgelebt" habe, deſſen Lebensführung im eigentlichen Sinne eine Kunſt genannt zu werden verdiene, und zwar eine Kunſt von hoher erzieheriſcher Bedeutung. Von dieſem Gedanken geleitet, hat Wilhelm Bode ſeine hübſche Zuſammenſtellung mit dem Titel Goethes Lebenskunſt überſchrieben, und in der Auffaſſung iſt das Schlagwort weiten Kreiſen geläufig. Die Bezugnahme auf Goethe iſt aber nicht erſt jüngeren Urſprungs. Nicht daß er ſelbſt das Wort geprägt hätte, aber er hat durch ſeinen großartigen Bildungs- und Erziehungsroman „Wilhelm Meiſters Lehrjahre" (1796) zuerſt eine wirkungsvolle Darſtellung des Begriffes gegeben und dadurch der Wortbildung ſo unmittelbar vorgearbeitet, daß ſie nicht ausbleiben konnte. Nicht mit Unrecht hat man in der Inſchrift: „Gedenke zu leben!", die Wilhelm im Saale der Vergangenheit erblickt, die Quinteſſenz des ganzen Romans wie des ganzen Goetheſchen Dichtens gefunden (Harry Mayne im 10. Bande der Heinemannſchen Goetheausgabe, S. 468).

Ein Jahr nach dem Erſcheinen des Romans erklärt Friedrich Schlegel bereits die ſokratiſche Ironie aus der Vereinigung von „Lebenskunſtſinn und wiſſenſchaftlichem Geiſt" (Kritiſche Fragmente, im Lyzeum der ſchönen Künſte 1. Bd. 2. Teil, S. 161 f.). Und Novalis ſpielt offenbar an auf Goethes Dichtwerk mit dem Ausſpruch im erſten Stück des erſten Athenäumbandes (Berlin 1798, S. 71): „Lehrjahre im vorzüglichen Sinn ſind die Lehrjahre der Kunſt zu leben." Namentlich aber iſt es Friedrich Schlegel geweſen, der wohl als Schöpfer des Schlagwortes zu gelten hat und der

im zweiten Stück des ersten Athenäumbandes S. 61 schon eine Biographie, die sich ganz auf die Charakteristik der Individualität konzentriere, als eine „Urkunde oder ein Werk der Lebenskunstlehre" bezeichnet hatte; in seiner enthusiastischen Besprechung „Über Goethes Meister" (ebd. S. 147 ff.) brachte er das neue Schlagwort nachdrücklich in Umlauf. So spricht er S. 151 von der Höhe, „zu welcher das Werk noch steigen soll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunst eine Wissenschaft und das Leben eine Kunst seyn wird". Von den „ersten und nothdürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst" weiß er S. 156 zu berichten und S. 162 von dem „Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunst". Daher sieht der Kritiker in jener „großen Lebenskunstlehre" S. 175 ein Werk, das nicht nur Theater oder Poesie, sondern „das große Schauspiel der Menschheit selbst und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben", umfassen soll.

Geht man der Geschichte dieses Schlagwortes genauer nach, so führt diese freilich erheblich weiter zurück. Nach H. Schusters Angabe (Friedrich v. Hagedorn, Leipziger Diss. 1882, S. 10) sprach Shaftesbury zuerst den Gedanken aus, daß auch das Leben eine Kunst und infolgedessen jeder der Künstler seines Lebens sei. Mir ist eine Erörterung des Begriffes zuerst im Teutschen Merkur vom Jahre 1778, 2. Vierteljahr, S. 20 ff. begegnet. Dort führt Wieland in einem Philosophie — Kunst zu Leben — Heilkunst der Seele betitelten Aufsatz aus: „Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben — eine Kunst seyn könnte, und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ist jede andere Kunst . . . schon längst erfunden gewesen: als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst zu leben, vulgo die Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in formam artis gebracht und auf den höchsten Grad der Verfeinerung . . . getrieben haben." Die philosophische Auffassung, welche hier Wieland mit dem Begriffe verbindet, vertauscht er dann in seinem „Agathodämon" (1799) mit der allgemeineren, die Lebenskunst etwa mit Lebensgewandtheit oder Lebensart gleichsetzt. Vgl. 5. Bch. IV (Hempel, 23. Bd. S. 128), wo er betont, jeder, der sich irgendeinen besonderen Zweck im Leben vorgesetzt habe, müsse sich darauf verstehen, mit Rücksicht auf die anderen Menschen, aber nicht immer nur seinem Herzen und Charakter gemäß zu leben. „In Allem diesem nie zu viel noch zu wenig zu thun und (wie ein morgenländischer Weiser sagte) immer die glatte Geschmeidigkeit der Schlange mit der harmlosen Einfalt der Taube zu verbinden, ist die große Kunst des Lebens."

Die letzte Auffassung berührt sich mit der durch Goethe angeregten, von Friedrich Schlegel in bündigem Schlagwort formulierten und von

den Romantikern überhaupt so gern erhobenen Forderung, die Persönlichkeit möglichst allseitig und künstlerisch auszubilden, wobei zugleich die Genußseite des Lebens gebührend betont wird. Da weder im D. Wb., wo nur das letzte Moment hervorgehoben wird, noch auch bei Sanders ein Beleg über das wichtige Schlagwort gegeben wird, so sei noch eine Reihe von Zeugnissen darüber angeführt. Zunächst eine lehrreiche Stelle aus Herders 1800 erschienener „Kalligone" (Suphansche Ausg. 22. Bd. S. 313): „Daß . . . der Mensch, zu würdigen Zwecken auf richtigen Wegen, in der Gestalt des Reizenden und Schönen nur das Wahre und Gute anstrebe, liebe und erwähle, daß er durch kein Hindernis abgeschreckt, durch jede Schwierigkeit angefeuert werde, seine Idee immer reiner zu suchen, brünstiger zu verfolgen, ganz zu vollenden, dies ist die bildende Kunst des Lebens. Wer nie weiß, was er will oder auf gemeine, Nutzlose, sogar schlechte Zwecke hinausgeht, . . . wen Verstand- und Herzlos Lüste leiten oder Wahn, der ist ein Ungebildeter an Herz und Charakter. Dagegen wer sich bezwinget und täglich mit sich kämpft, „wegzunehmen, was am Holz nicht seyn soll, und dadurch die Form des Bildes fördert" (wie Luther sagt), der ist ein Pygmalion seiner selbst, nach der Idee des Schönen und Hohen, die ihn belebet." Hierzu kommen zwei Aphorismen von Novalis (Sämtl. Werke, herausg. von Carl Meißner, 3. Bd.) S. 153: „Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemütsbildung." Ferner S. 201: „Philosophie des Lebens enthält die Wissenschaft vom unabhängigen, in meiner Gewalt stehenden Leben — und gehört zur Lebenskunstlehre."

Neuerdings ist nun das Schlagwort mit der steigenden Wertschätzung Goethes besonders wieder in Brauch gekommen, ohne daß man ihm sein beträchtliches Alter anmerkt.[1]) Denn Wieland, bei dem sich davon im Deutschen die erste Spur findet, hat es doch wahrscheinlich von Shaftesbury übernommen.

Eine eigene Verwendung hat der Ausdruck durch Campe gefunden, der dadurch das Fremdwort Makrobiotik verdeutscht und sich die Wortbildung „Lebenskunst" selbst zuschreibt. Vgl. sein Wörterbuch (1809), 3. Teil, S. 60. Das ist natürlich ein Irrtum, wie oben gezeigt wurde. Auch in seinem Ergänzungswörterbuch kommt er darauf zurück (1813) S. 405: „Makrobiotik, die Kunst lange zu leben oder das Leben zu verlängern; die Lebensverlängerungskunst, kürzer, die Lebenskunst. Zeune hat Langlebekunst dafür vorgeschlagen."

1) Von modernen Buchtiteln vgl. z. B. Gabr. Reuter, Der Lebenskünstler (1896) und Clara Viebig, Dilettanten des Lebens (1899).

Noch älter scheint das Gegenstück zu dem behandelten Ausdruck, die Kunst zu sterben, zu sein. Diese Wendung ist schon Hagedorn ganz geläufig (Poet. Werke, Hamburg 1800, 1. Bd. S. 140). Dort heißt es:

So hat dennoch das Unglück seinen Wert,
Weil es die größte Kunst uns lehrt:
Die, Glücklichen so schwere, Kunst zu sterben.

2. Thron und Altar.

Bei der Altersbestimmung dieser Schlagwortformel ist man zu Anfang sehr irre gegangen, bis der von Edw. Schröder beigebrachte Beleg aus dem Jahre 1794 den Beginn der französischen Revolution als Ausgangspunkt vermuten ließ. Auch der von mir in der Zeitschr. f. d. Wortf. 5. Bd. S. 123 hinzugefügte Beleg aus Pfeffels Gedicht „Chronos und Merkur" (1797) führte nicht weiter zurück. Daher hält auch Karl Löschhorn bei dem in dieser Zeitschrift kürzlich gegebenen Referat (18. Jahrg. S. 520 f.) noch an dieser Datierung fest. Daß sie gleichwohl irrig ist, war zwar schon aus den durch Gombert in der Zeitschrift f. d. Wortf. 2. Bd. S. 311 mitgeteilten französischen Parallelen wahrscheinlich geworden, soll aber jetzt durch bestimmte Zeugnisse aus der deutschen Literatur erwiesen werden. Im Französischen ist der entsprechende Ausdruck hinab bis zum Jahre 1765 belegt und nach Brunetières Annahme entstand die Formel le trône et l'autel zur Zeit der Enzyklopädisten. Als ältesten deutschen Beleg vermag ich bisher eine Auslassung in Wielands „Geschichte des weisen Danischmend" nachzuweisen (der Teutsche Merkur vom Jahre 1775, 1. Viertelj. S. 221 f.), wo gesagt wird: „In den meisten und angelegensten Fällen . . . sind es fremde Leidenschaften und Vorurtheile, ist es der Druck oder Stoß weniger einzelner Hände . . . — was Tausende und Hunderttausende in Bewegung setzt, wovon sie weder die Richtung noch die Folgen sehen, was Staaten in Verwirrung bringt, Empörungen, Spaltungen und Bürgerkriege verursacht, Tempel, Altäre und Thronen umstürzt."

Ausführlich untersucht dann Herder den verhängnisvollen Widerstreit zwischen Thron oder Altar im 2. Teile seiner 1785 erschienenen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Und zwar leitet er den Gegensatz daraus her, daß Regenten und Weise, gar bald zu zwangloser Ungebundenheit geführt, danach gestrebt hätten, „auch die unsichtbaren höheren Mächte einzuschränken und also die Symbole derselben als Puppenwerk des Pöbels entweder zu dulden, oder zu vernichten. Daher der unglückliche Streit zwischen dem Thron und Altar bei allen halb kultivierten Nationen, bis man endlich beide gar zu verbinden suchte und damit das unförmliche Ding eines Altars auf dem Thron oder eines Thrones auf

dem Altar zur Welt brachte" (Suphansche Ausg. 13. Bd. S. 389 f.). Die Verlierenden bei dem ungleichen Kampfe seien notwendig die Priester gewesen, da sichtbare Macht mit dem unsichtbaren Glauben, der Schatten einer alten Tradition mit dem Glanze des goldenen, von den Priestern selbst ehemals geheiligten Zepters gestritten habe.

Belege aus dem neunzehnten Jahrhundert für die Beliebtheit der Formel sind so zahlreich, daß es sich nicht verlohnt, sie zu häufen. Nur auf die gehässige Polemik Heines im 4. Teile seiner „Reisebilder" (Kap. XIV, 1830) sei noch verwiesen, womit er die fromme Dialektik bespöttelt, daß ein Gegner des Kirchtums einer sogenannten Staatsreligion „auch ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet: ein Feind des Thrones und des Altars" (Elsters Ausg. 3. Bd. S. 417). Seiner Ansicht nach ist „das affektierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird", da der Eingeweihte wohl wisse, daß Pfaffen und Adelige gleich egoistische Heuchler seien.

Neben der Schlagwortwendung Thron und Altar geht die gleich bedeutende: Kirche und Staat einher, welche allmählich die andere zu verdrängen scheint. Allerdings reicht auch diese Verbindung bis ins achtzehnte Jahrhundert zurück. Dafür ist vor allem Wielands Aufsatz „Gespräche über einige neue Weltbegebenheiten" (der Teutsche Merkur vom Jahre 1782, 2. Viertelj. S. 154 ff.) heranzuziehen. Darin bestreitet er entschieden die angebliche Gegensätzlichkeit beider Ausdrücke. „In einem Christlichen Staate können Kirche und Staat unmöglich zweierley Interesse haben, man müßte denn (durch einen offenbaren Mißbrauch der Worte) Kirche und Klerisey, einerley nehmen; welches gerade so wäre als wenn man Staat und Staatsbediente für gleich bedeutende Dinge halten wollte" (S. 177). Dementsprechend definiert er: „Kirche und Staat, Staat und Kirche, immer ein Ganzes aus ebendenselben Theilen, eine Gesellschaft ebenderselben Menschen, Staat genannt, insofern sie ihr gemeinschaftliches irdisches Wohl betreiben, Kirche, insofern sie an Christum glauben" (S. 178).

3. Völkerfrühling.

Das Schlagwort vom „Völkerfrühling", das streng genommen gar nicht zu den geflügelten Worten gehört, unter die es im Büchmann (22. Aufl. S. 294) aufgenommen ist, ist jedenfalls nicht erst durch Heine („Atta Troll", Kap. 27, 1847) gäng und gäbe geworden. Wenn aber Gombert in der Festgabe für die 13. Hauptverf. des Allgem. deutschen Sprachvereins zu Breslau (1903) mit Recht nachweist, daß der Ausdruck bereits 1830

allgemein als Programmwort bekannt und beliebt war, ſo iſt damit die Entſtehung noch keineswegs zutreffend beſtimmt. Denn eben Börne, deſſen Wortbildung „Revolutionsfrühling“ er aus dem Jahre 1830 notiert, ſetzt das wirkliche Schlagwort nicht nur voraus, ſondern hat es ſelbſt geſchaffen. In der „Ankündigung der Wage“ (1818) ſchreibt er: „Wie weit entfernt von der heiligen Zone des Wiſſens iſt noch jetzt die europäiſche Menſchheit und wie lau und ſanft iſt all ihr Wollen und Thun. Darum ſey man unbeſorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien“ (Geſ. Schr. 2. Aufl. Hamburg 1840, 2. Teil, S. 135).

Zur Geſchichte des Schlagwortes erinnere ich noch an folgende Belege: Geiſterfrühling erſcheint in einem Gedichte Arndts aus dem Jahre 1819 (Sämtl. Werke, herausg. von Heinr. Meisner, 4. Bd. S. 217). Weiter iſt ein Gedicht Gaudys zu nennen, „An die Jungen“ überſchrieben (1837?), in dem ſich die Stelle findet:

Ihr träumtet, völkerlenzliche Trompeter,
Den grauen Zwing mit Phraſen umzublaſen
— Ihr irrt Euch, Kinder . . .

(Ausg. von Mueller, 1. Bd. S. 101). Desgleichen gedenkt Herm. Kurz des Schlagworts in ſeinem Vaterlandslied aus dem März 1848 (Ausg. von Herm. Fiſcher, 1. Bd. S. 34): „Ja, und ſäuſelnd bricht der große ſchöne Völkerfrühling an.“ So iſt das 1818 geprägte Schlagwort erſt 1830 durchgedrungen und dann 1848 von neuem in Kurs geſetzt worden, bis es ſchließlich als gegenſtandslos verklungen und nur gelegentlich wieder einmal aufgefriſcht worden iſt.

Ein kürzlich verſtorbener deutſcher Lehrerdichter, Richard Deye.

Von **Ludwig Fränkel** in München.

Am 18. Dezember 1903 iſt in München Richard Deye, Profeſſor an der dortigen „Städtiſchen Handelsſchule“, an einem Schlagfluſſe in der Blüte ſeiner Mannes- und Geiſteskraft verſchieden. Eine ſelbſtändige, „impulſive“ Perſönlichkeit mit recht eigenartigen Zügen, hat dieſer Ur-Nordweſtdeutſche — einen Frieſen rühmte er, der immer wieder lobpreiſende Verehrer ſeines Dichter-Landsmanns Hermann Allmers, ſich gern — ſeit über einem Vierteljahrhunderte in der bayeriſchen Hauptſtadt menſchlich und literariſch feſten Fuß gefaßt und in Wort und Schrift bei allen Anläſſen öffentlicher Feſte und kultureller Tagungen für einen unerſchütter-

lichen innigen Zusammenhang von Nord und Süd eine starke Lanze gebrochen. Auch als Dichter. Man wußte es schließlich kaum anders bei patriotischen oder ähnlichen Veranstaltungen großen Stils, wie deren Isar-Athen glänzende genug hervorbringt, als daß Richard Deye dann seiner Leier volle markige und melodische Töne vaterländischen Gefühls entlockte. Der begeisterungsfähige durchaus ideal gestimmte Mann, schon in der äußeren Erscheinung mit dem goldblonden Lockenhaupte einem Barden gleichend, traf den richtigen Klang aber nicht nur für flammende nationale Erhebung, sondern auch für zarte Seelenempfindung — schöne Herzensergüsse an die innig verwandte Gattin, die nun als junge Witwe mit sechs unerzogenen Kindern zurückgeblieben — sowie überaus wahre Naturbilder, besonders vom Walchensee, an dessen Nordwinkel Urfeld liegt, sein allsommerliches idyllisches Lieblingsasyl.

In beide Gebiete greifen die beiden Sammlungen seiner Lyrik und fast stets lyrisch angehauchten Didaktik oder Epik hinein: „Vom grünen Zweig“ (1885) und „Zu Deutschlands Ehr'“ (1897). Viel Echtes und Formvollendetes ist ungedruckt, nämlich ungemein gemütvolle Verse, die warm sein häusliches und reinmenschliches Glück widerspiegeln; gern pflegte der mit melodischem Sprachton Begabte daraus sonor in engstem Kreise vorzulesen. Außerdem findet sich mancherlei Hochidealistisches deutsch-nationalen Inhalts darunter. Sein tatkräftiger Anteil an dem „Allgemeinen deutschen Sprachverein“ und dem „Allgemeinen Deutschen Schulverein“ liegt auf demselben Brett. Bei letzterem, der in München den Sondernamen „Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“ führt, spielt der regelmäßige Besucher der Alpenwelt in ihm zugleich eine Rolle mit dem glühenden Germanen, ähnlich wie im „Alldeutschen Verband“. Im „Allgemeinen deutschen Sprachverein“ war der innige Freund und Kenner deutschen Schrifttums lange bis zum Tod Ausschußmitglied der Münchener Ortsgruppe, und so widmete ihm deren erster Vorsitzender in der Monatsversammlung vom 11. Januar 1904 als einem Gründungsmitgliede einen warmen Nachruf. Und das Februarheft der „Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ 1904 (19. Jahrg. Nr. 2) schreibt S. 58 folgendes: „In tiefe Trauer wurde der Zweigverein München durch den Tod seines Vorstandsmitgliedes Richard Deye versetzt ... überaus liebenswürdig im Umgange und stets bereit durch Vorträge die Ziele des Vereins zu fördern [sein letzter, Ende vorigen Winters 1903 betraf seinen heißgeliebten Allmers, über den er 1901 und 1902 beim 80. Geburtstage und Tode fein und frisch nachfühlende Artikel in Zeitungen, z. B. in den „Münchner Neuesten Nachrichten“, schrieb], war er uns ein treues und wertvolles Mitglied. Selbst dichterisch veranlagt — er hat viele prächtige Gedichte verfaßt,

namentlich zur Verherrlichung des Deutschen Reiches und seines Gründers Bismarck — verstand er es meisterhaft, mit seiner markigen Stimme machtvolle Dichtungen vorzutragen. Auch als Redner trat er namentlich bei vaterländischen Festen öfters auf, so bei der Einweihung des Bismarckturmes am Starnberger See. Die Ideale des Burschenschafters bewahrte er treu sein Leben lang. Jeder hätte der kräftigen Riesengestalt das höchste Greisenalter prophezeit, und nun sank der kaum Fünfzigjährige so jäh ins Grab!"

Unter den vielen Freunden, die ihn am 20. Dezember 1903 mit zur letzten Ruhe begleitet haben oder die sonst des Dahingeschiedenen in Trauer gedenken, hegte man den Wunsch, ihm ein sichtbares Zeichen der Anhänglichkeit zu schaffen. Der eng befreundete deutschvölkische Verleger J. F. Lehmann in München überließ nun den Vorrat der Deyeschen Dichtungen „Zu Deutschlands Ehr'" schenkungsweise, um aus dem Erlöse (je 1 Mk. 50 der Band, durch den Ausschußvorstand Rechtsanwalt Ferd. Putz, München) ein einfach würdiges Grabmal zu errichten. So wahren Genossen und Verehrer das Andenken dem, der selbst stets deutsche Treue gehalten.

Geboren war Richard Deye am 25. März 1853 zu Jever im Großherzogtum Oldenburg und er bediente sich danach früher des Pseudonyms „Richard von Jever". über sein äußeres Leben (er hat in Marburg, Straßburg und München studiert und ist alsdann in letzterer Stadt auf die Dauer im höheren Lehrfache verblieben) unterrichtet nach Deyes eigenen Angaben Frz. Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts [5] I 519.

Es sei noch erwähnt, daß Richard Deyes vieljähriger Amtsvorstand, Gesinnungsgenosse und Freund Stadtschulrat und Rektor a. D. Dr. med. Wilhelm Rohmeder in München-Gern seit Frühjahr 1904 eine des Verblichenen würdige Gedenkschrift vorbereitet, zu deren Abschluß leider bis jetzt ein in der Handschrift seitens Deyes an „Unbekannt" ausgeliehener starker Gedichtband fehlt; möge dieser inzwischen auftauchen und an den berufenen Verwalter des literarischen Nachlasses gelangen!

Sprechzimmer.

1.

Zur Umschreibung mit „würde".

Aus verschiedenen Stellen des „Eine junge Anwendung der Umschreibung mit würde" überschriebenen Aufsatzes in dieser Zeitschrift, 17. Jahrgang (1903), S. 419 flg., namentlich aber aus den auf S. 421 zu lesenden Worten: „Ich habe bis jetzt die von Herdin als Indikativ aufgefaßte Form würde

und Infinitiv als Konjunktiv oder Konditional bezeichnet. Tatsächlich ist sie der Entstehung nach ein Konditional, mag sie auch vielleicht als Kennzeichen indirekter Wiedergabe fremder Gedanken wie ein Konjunktiv empfunden werden, der zur deutlichen Unterscheidung vom Indikativ auf der Vergangenheitsstufe steht" geht hervor, daß die Beckersche Ansicht, nach welcher der Konditional ein besonderer Modus sei, noch immer ihre Vertreter hat. Daneben steht die landläufige Ansicht im Konditional nichts als einen Konjunktiv nach Form und Bedeutung.

Ob indessen nicht vielleicht auch eine andere Auffassung ihre Berechtigung hat, kann uns ein Blick auf die Entstehung des deutschen Konditionals und ein Vergleich mit der entsprechenden Form der französischen Sprache lehren. B. Schmitz sagt in seiner Französischen Grammatik[2], S. 215 über das Verhältnis des deutschen und französischen Konditionals zueinander folgendes: „Das sogenannte Konditional ist eigentlich seiner Form und Grundbedeutung nach das Imperfektum des Futurums. Vgl. Je crois qu'il viendra und Je croyais qu'il viendrait . . . — Als die sich bildende französische Sprache sich zu sagen gewöhnte: 'ich habe zu sprechen', um die Zukunft auszudrücken (je parler-ai), mußte sie auch naturgemäß, um das vom Standpunkte der Vergangenheit aus Zukünftige auszudrücken, sagen: 'ich hatte zu sprechen' (je parler-ais). — Dem Deutschen erscheint das französische Konditional rätselhaft, wenn er über die entsprechenden Formen seiner eigenen Sprache nicht im klaren ist. Wie man durch die Präsensumschreibung: 'ich werde kommend' (der Endkonsonant fiel später ab) die zukünftige Tätigkeit als eine in der Gegenwart beginnende ausdrückte, so mußte man auch durch die Imperfektumschreibung: 'ich wurde kommend' eine in der Vergangenheit beginnende Tätigkeit bezeichnen. Dieses umschreibende Imperfektum war im Mhd. vorhanden und existiert landschaftlich noch jetzt (z. B. in Pommern und Mecklenburg sagt die Volkssprache: 'Es wurde regnen'). Da aber das Nhd. den absoluten Gebrauch dieser Umschreibung aufgab, so mußte auch die Indikativform aufgegeben werden, während man sie für den abhängigen Nebensatz und den bedingten Hauptsatz in der Konjunktivform beibehielt: 'ich würde kommen'. Gewiß ist sie unter dem Einfluß der französischen Sprache zu dem heutigen Umfang ihres Gebrauchs gelangt."

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß der deutsche, seiner Form nach jetzt nur konjunktivische Konditional, absolut gebraucht, für gewisse Fälle die Funktion des Indikativs des Imperfectum futuri mit übernommen hat. Was daher die „junge Anwendung der Umschreibung mit würde" betrifft, so stimme ich mit Herdin darin überein, daß diese Umschreibung da, wo sie außer syntaktischer Verbindung steht, indikativische Bedeutung haben kann, gerade so wie das französische Imperfekt des Futurums auch im bedingten Hauptsatz und sonst als „Konditional" seine Grundbedeutung bewahrt (si je l'avais, je vous le donnerais = wenn ich es hatte, so hatte ich es euch zu geben). In den von Herdin und Matthias angeführten Beispielen handelt es

ſich um zukünftige Ereigniſſe, die vorausſichtlich eintreten werden; der Konditional nimmt in ihnen faſt den Charakter einer Prophezeiung vom Standpunkte der Vergangenheit aus an, ſo daß „würde" oft geradezu den Sinn von „ſollte, es war zu erwarten" erhält. Meiſt läßt ſich das Adverb „vorausſichtlich" hinzudenken.

Am deutlichſten geht dies aus dem Stormſchen Beiſpiele (aus Aquis submersus, von Matthias S. 421 dieſer Zeitſchrift angezogen) hervor: „Seitdem waren faſt fünf Jahre dahingegangen. — Wie würd' ich heute alles wiederfinden?" Von irgendwelcher Abhängigkeit kann bei einer direkten Frage in der erſten Perſon keine Rede ſein; der Sinn iſt offenbar: „Wie ſollte (ſtand zu erwarten, 'wurde') ich alles wiederfinden?" Für das Franzöſiſche denkt man hier unwillkürlich an die Umſchreibung des Konditionals — der aber ebenſogut ſtehen könnte — durch aller: Comment allais-je tout retrouver?, wobei aller den Futurbegriff vertritt, ſo daß alſo j'allais retrouver den Indikativ des Imperfectum futuri von retrouver (= je retrouverais) darſtellt.

Doch auch mit den übrigen Fällen verhält es ſich ähnlich. In dem von Herdin (S. 192) angeführten Wildenbruchſchen Belege: „Morgen früh würde es natürlich in aller Munde ſein" z. B. könnte man mit deutſcher Ungenauigkeit im Gebrauche der Zeiten und Unterdrückung des futuriſchen Begriffes ſagen: „Morgen früh war es — das ſtand feſt — in aller Munde." Alſo Indikativ! Warum ſollte das, was dem einfachen Imperfektum recht iſt, nicht auch dem Imperfektum des Futurums billig ſein, nämlich der Indikativ? — Dasſelbe gilt von dem auf S. 422 gegebenen Beiſpiele: „Am anderen Morgen würde man in Dürman ſein."

Gewiß ſpricht auch gegen eine abweichende Auffaſſung der bei einer ſolchen anzunehmende Moduswechſel, ſelbſt wenn er nicht ſo ſchroff auftritt wie in dem zweiten Wildenbruchſchen Beiſpiele (S. 195): „Er blieb mitten im Zimmer ſtehen und breitete die Arme aus. So würde es kommen, ſo mußte es kommen." Sollte der Schriftſteller hier wirklich ſolche Eile gehabt haben, aus der Abhängigkeit herauszukommen, daß er, um die unſchöne Form: „ſo würde es kommen müſſen" zu vermeiden, nicht lieber der Konzinnität wegen geſagt hätte: „ſo müßte es kommen"? — Und wenn Matthias in dem von ihm S. 421 beigebrachten Beiſpiele: „Fanny hatte in der letzten Zeit ſich hübſch zu finden begonnen; allein ſie war gar nichts gegen Lea. Ach, wer einmal ſolche Haare hätte! Dieſes dumme, lichte Gekräuſel . . ., ſie würde niemals anſtändig ausſehen" zu „war" richtig bemerkt: „Man beachte, daß auch hier gemeint iſt: nach ihrem Urteil" — warum ſoll ein Schriftſteller gerade beim Imperfectum futuri nie aus der Abhängigkeit herauskommen wollen? Er kann eben nicht anders als dieſe konjunktiviſche Form auch für den Indikativ brauchen, wenn er ſich kurz ausdrücken will.

Anders liegen ſelbſtverſtändlich die Dinge da, wo es ſich um ein wirkliches Abhängigkeitsverhältnis, zumal innerhalb ſyntaktiſcher Verbindung handelt.

Vgl. das von Herdin (S. 192) angeführte Beispiel (aus Gottfried Keller, Das Sinngedicht): „Mein Vater war in Italien und schrieb mir, er werde mich im Herbst abholen; und da er gute Berichte über mich erhalten, werde er mich zur Belohnung mit nach dem klassischen Lande nehmen, wohin er für den Winter und Frühling zurückzukehren gedenke. Dort würden mir die letzten etwaigen Klostergedanken sicherlich vergehen." (Der zugleich vollzogene Tempuswechsel ist wohl aus dem Mißverständnis zu erklären, das der zweideutige Plural „werden" hervorrufen könnte. Mit Singular hätte der Schriftsteller wahrscheinlich gesagt: „Dort werde mir der letzte etwaige Klostergedanke vergehen.")

Mit der Herübernahme dieser konditionalen Ausdrucksweise aus dem Französischen mag es ebenso seine Richtigkeit haben, wie mit dem von Schmitz angedeuteten Einfluß des Französischen auf den bedingten Hauptsatz. Nicht recht verständlich ist es aber, wie gerade das Französische gegen die indikativische Funktion des Konditionals sprechen soll, da in dieser Sprache der Konditional zweifellos eine Form des Indikativs bildet, wie letzterer dort der ausschließliche Modus der indirekten Rede ist, in welcher Gestalt sie auch immer auftreten möge.

Zittau. Prof. Dr. **Richard Scherffig.**

2.

Zu Jahrg. 13, S. 69

bemerke ich, daß meine Behauptung, in bayerischen Dialekten laute der Konjunktiv des Imperfektums von „sein" wie der Indikativ, so nicht richtig ist. Die Gleichheit besteht nämlich nur für das Auge. In der Aussprache findet ein deutlich erkennbarer Unterschied statt. Beim Indikativ z. B. ich war krank = eram aeger wird das a wie das sogenannte österreichische a dumpf mit einem Anklang an o gesprochen, dagegen im Konjunktiv z. B. das war recht = hoc euperem klingt es ganz hell. Auch muß es dort statt Ablaut heißen: Umlaut.

Nürnberg. **Spälter.**

3.

„Nicht unsanft".

Auf S. 316 des 17. Jahrganges dieser Zeitschrift glaubt Herr F. Hoffmann die Bühnenanweisung in Emilia Galotti (IV, 6) „sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend" auf einen fehlerhaften Ausdruck des Dichters zurückführen zu müssen, ähnlich dem in II, 6 desselben Stückes und ähnlichen Entgleisungen, wie sie auch sonst bei den hervorragendsten Dichtern vorkommen. Es ist ihm unzweifelhaft, daß hier Lessing sagen wollte „nicht sanft" oder „unsanft" oder „ziemlich sanft", denn das „Nur gemach!" der Gräfin weise darauf hin, daß Marinelli sie mit Gewalt entfernen wollte und sie derb an der Hand gefaßt habe. Anders wären die Worte der Gräfin unverständlich.

Ich glaube jedoch, daß hier kein Fehler Leſſings vorliegt, und daß das „Nur gemach!“ nicht darauf ſchließen laſſe, daß Marinelli die Gräfin derb angefaßt habe; ich glaube die Bühnenanweiſung Leſſings will gerade das verhüten, was Herr Hoffmann als die richtige Handlung für den Schauſpieler vorausſetzt. Sehen wir uns die Sache näher an:

M.: Aber, gnädige Gräfin, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihrem Wagen zu begleiten?

O.: Nicht doch, nicht doch.

M.: (ſie bei der Hand nicht unſanft ergreifend) Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

O.: Nur gemach! — Ich erlaſſe Sie deren, mein Herr! Daß doch immer Ihresgleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; uſw.

Marinelli will die Gräfin los ſein, gewiß! Aber darum verletzt er die äußeren Formen des Anſtandes nicht; hätte er ſie derb angefaßt, um ſie mit Gewalt zu entfernen, dann wären die oben erwähnten Worte der Gräfin nicht zu verſtehen „daß doch immer Ihresgleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen“.

Nun will aber Leſſing durch die Bühnenanweiſung „nicht unſanft“ den Schauſpieler, der vielleicht es in Ordnung findet, ſeinen Unwillen über das Verbleiben der Gräfin an den Tag legen zu müſſen, vor der Äußerung des Temperaments warnen, was durch das „nicht unſanft“ beſſer geſchieht, als es durch das poſitive „ſanft“ wäre ausgedrückt worden, das zudem noch als wunderliche Bemerkung hätte erſcheinen können. Das „Gemach!“ will weiter nichts ſagen, als „es eilt nicht!“

Frankfurt a. M. Prof. **Sulzbach.**

4.

Zu Voß' Siebzigſtem Geburtstag.

V. 109 des „Siebzigſten Geburtstags“ ſcheint mir nicht an richtiger Stelle zu ſtehen. Der Ofen, an dem der Lehnſtuhl des alten Tamm ſteht, wird von der Küche aus geheizt. Aus dieſem Ofen ſoll Marie, die geſchäftige Hausmagd, flink lebendige Kohlen ſcharren, damit die alte Frau Tamm den Kaffee friſch brennen kann. Wozu ſie dieſe Kohlen aber „dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken“ ſcharren ſoll, iſt unerfindlich. Dagegen paßt der Vers ſehr gut nach V. 114. Marie erhält den zweiten Auftrag, an Stelle der dem Ofen entnommenen Kohlen friſches Heizmaterial nachzulegen, damit das Feuer „in die Nacht fortglimme“. Ich ſchlage alſo vor, die Verſe ſo zu ordnen:

Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geſcharret,
Daß ich friſch — denn er ſchmeckt viel kräftiger — brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und buchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Glut, dann ſchiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme dem leidigen Froſte zur Abwehr,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken!
Siebzigjährige ſind nicht Fröſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruh'n und am wärmenden Ofen im Winter uſw.

Strasburg, Wpr. **Richard Gaede.**

5.

Zu einer Stelle in Uhlands „König Karls Meerfahrt".

Im 11. Heft des 14. Jahrganges dieser Zeitschrift erklärt Herr Otto Schütte die Bemerkung Olivers:

Es ist mir um mich selbst nicht so
Wie um die Altecläre

dahin, daß er meint, Oliver wollte mit den Worten ausdrücken, ihm läge mehr an der Erhaltung seines guten Schwertes als an seiner eigenen Rettung; seine Stelle würde bald ein anderer Held ausfüllen, während Altecläre, wenn sie versänke, nicht ersetzt werden könnte. — Mir erscheint diese Erklärung zu wenig natürlich für Oliver. Wie von selbst, meine ich, ergibt sich folgender Gedanke. Oliver ist als der heitere Genosse unter den Paladinen König Karls bekannt. (Uhland selbst nennt ihn so in seiner „romanischen Sagengeschichte", ebenso Heinr. Düntzer in seinen Erläuterungen zu Uhlands „Balladen und Romanzen".) Die Heiterkeit seines Lebens verliert Oliver nicht einmal in der Todesgefahr; ungemütlich ist es ihm zwar in dem furchtbaren Sturm; er will sich das aber nicht merken lassen und kann seine Natur nicht verleugnen. Darum ruft er scherzend, voll Galgenhumor aus:

Es ist mir um mich selbst nicht so
Wie um die Altecläre.

Langenberg, Rhld. Dr. **Robert Bertin.**

Bücherbesprechungen.

Much, Dr. Matthaeus, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. Berlin, Costenoble, 1902.

Der weitbekannte Germanist und Forscher M. Much hat in dem vorliegenden Werke eine Arbeit voll von bewundernswürdiger Gelehrsamkeit geliefert. Ich weiß sehr wohl, daß man gemeint hat, die Grundidee dieses Buches sei schon vor dem Verfasser von anderen Forschern ausgesprochen worden: das will ich weder bestreiten, noch dieser Behauptung zustimmen. Das aber kann ich mit Bestimmtheit behaupten, daß das Gelieferte beweist, daß eine Fülle von Studium und eine Fülle von Kenntnissen dem Leser in diesem Buche geboten ist. — Diese Schrift von Much ist bereits von Otto Ammon in einer begeisterten Anzeige besprochen worden. Und zwar ist diese sehr ansprechende, mit Wärme geschriebene Ankündigung in der Wochenschrift der Deutschen Zeitung von Dr. Friedrich Lange (Nr. 37 den 16. November 1902) enthalten.

Die Arbeit setzt ein Studium voraus, welches ein ganzes Leben in Anspruch nimmt. Deshalb konnte auch kein junger Mann ein solches Werk liefern. Der Herausgeber des Buches, Dr. Matthaeus Much, k. k. Konservator der Altertümer in Wien, ist über siebzig Jahre alt. Ref. will die Arbeit der

Sprachforscher nicht gering schätzen, aber er ist der Ansicht, daß sie nicht so viel Licht in diese dunkle Materie gebracht haben, als eben Much.

Man hat wohl angenommen, daß die Indogermanen aus Asien stammen. Mit dieser Ansicht räumt Much auf. Davon will er nichts wissen. Er stellt fest, daß die Urvölker des Nordens von der Steinzeit an die Vorfahren nicht nur der Germanen, sondern aller indogermanischen Zweige sind. Nicht tritt er denen gegenüber, welche die Urheimat der Arier in Südschweden gefunden zu haben glauben. Er nimmt an, daß die Indogermanen im nordwestlichen Europa gewohnt haben. Ihre Heimat umfaßt die Küstenländer und Inseln der westlichen Ostsee; sie wird im Westen von der Nordsee bespült und reicht im Süden bis an den Gebirgszug, der sich durch das heutige Deutschland vom Harz zum Thüringer Walde, zum Fichtel-, Erz- und Riesengebirge und bis an die äußersten Ausläufer der westlichen Karpathen erstreckt. Im Osten dürfte die Oder die ursprüngliche Grenze gebildet haben, die frühe schon an die Weichsel vorgeschoben sein mag. Eine strenge Umgrenzung ist überhaupt nicht möglich, weil sie in einer steten Erweiterung begriffen war. Schon im weiteren Verlaufe ihres Anwachsens, doch noch innerhalb der Steinzeit, überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge. Sie drangen einerseits bis an die Alpen, schifften nach Großbritannien und Irland und erreichten anderseits die mittlere Donau und den Balkan. Auch kamen sie etappenweise bis an den Dniepr und die südrussische Steppe, endlich zu den Ländern am Schwarzen und Ägäischen Meere.

Wenn Ammon meint, daß dieses vorliegende wichtige Werk ein Gemeingut weitester Kreise werden müßte, so wünscht Ref. das allerdings auch. Dem steht aber erstens entgegen, daß der Stil des Verfassers oft den einfachsten Regeln der Satzbildung widerspricht, so gleich auf S. 1.

Doch genug von diesem Mangel. Zweitens aber übersieht Ammon, daß die Untersuchungen des Verfassers ein größeres Publikum nicht fesseln und immer nur Eigentum kleinerer Kreise bleiben können.

Also die Heimat der Indogermanen ist in Europa zu suchen. Und zwar dort, wo sie seit den frühesten historischen Zeiten bis zum heutigen Tage in größter und geschlossener Menge beisammen wohnen. Dort haben sie sich am reinsten erhalten und von dort aus haben sie ihren stärksten Einfluß auf alle Völker der Erde ausgeübt. Der Verfasser will nun auf Grundlage der archäologischen Forschung die Heimat der Indogermanen ermitteln. Von vornherein gibt er zu, daß noch manche Lücke zu finden sein wird. So handelt er dann zuerst von den Werkzeugen und Waffen des jüngeren Steinzeitalters. Dieser Abschnitt enthält eine solche Fülle von Arbeit und Gelehrsamkeit, daß man staunen muß. Wieviele Werke hat der Verfasser durchgelesen und wieviele Sammlungen durchgesehen, um die schönen Waffen des jüngeren Steinzeitalters kennen zu lernen!

Hier beschreibt er zunächst die Waffen, die aus Feuerstein hergestellt worden sind.

Im zweiten Abschnitt handelt der Verfasser vom Nephrit, Jadeït, Chloromelanit und Türkis, doch sind da noch manche Rätsel zu lösen.

Der dritte Abschnitt ist ein sehr reichhaltiger. In ihm bespricht der Verfasser die geometrische und die farbige Dekoration der Gefäße und die Spirale im besonderen.

Die geometrische Dekoration zerfällt in zwei Hauptarten: die Schnurdekoration und die Banddekoration. Welcher von den beiden Dekorationsweisen der Altersvorrang gebühre, ist strittig. Aus der Fülle dessen, was in dieser sehr eingehenden Untersuchung geboten wird, heben wir folgendes hervor. Man hat schon im steinzeitlichen Mitteleuropa das Bedürfnis gefühlt, die Wohnräume durch Farben zu dekorieren. Der Verfasser meint, daß man die jüngere Steinzeit und mit ihr die europäische Spiraldekoration ins dritte Jahrtausend v. Chr. verlegen könne. Da wir den Beginn der Mykenäkultur frühestens auf die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. versetzen dürfen, so ist klar, daß von einer Herleitung der europäischen Spiraldekoration aus dieser Kultur nicht die Rede sein kann.

Auch die ägäische Kultur ist jünger als die europäische Steinzeit. Es ist ganz unzweifelhaft, daß der Eintritt des Metalles in der mittel- und nordeuropäischen Kultur einen vollen Umschwung in ihrer Entwickelungsrichtung hervorgebracht hat.

Der Bernstein (IV. Abschnitt) hat sich vor weit mehr als 4000 Jahren in die Gunst der Menschen gesetzt und sich zum Teil noch in ihr erhalten. Die Verbreitung des Bernsteins ist aber nicht durch den Handel, sondern durch wandernde Völker erfolgt.

Die meisten Steingräber im Norden (Abschnitt V) gehören dem jüngeren Steinzeitalter an. Sie stammen nicht aus dem Orient, sondern sind von Norden nach Süden gewandert. Aber nicht alle Steingräber gehören einer Zeit an.

Sehr reichhaltig und interessant ist der sechste Abschnitt: die Haustiere. Der Verfasser sucht auch hier nachzuweisen, daß schon in der Steinzeit die Indogermanen hier im Norden die meisten Haustiere gehabt haben. Etwas stiefmütterlich ist der Hund behandelt; nur das will ich hervorheben, daß sich nicht Spuren davon gefunden haben, daß er zur Nahrung gedient hat.

Was das Schaf betrifft, so ergibt sich, daß seine europäische Herkunft ein weit höheres Maß von Wahrscheinlichkeit für sich hat, als die asiatische. Auch die Hausziege stammt von einer europäischen Urform. Vielleicht ist die Ziege das erste Haus- und Nutztier gewesen. Die griechische Mythologie weist ihr eine sehr bedeutende Rolle zu. Das bezeugt auch der Umstand, daß viel mehr Namen mit αἴξ zusammengesetzt sind, als mit οἶς. Wie die griechische Mythologie der Ziege eine bedeutende Stellung zuweist, so auch die deutsche. Für den Norden ist das Schwein ein sehr wichtiges Tier. Sehr schön sind die Ausführungen des Verfassers, weshalb das Schwein in den Steppen keine Stelle gefunden hat.

Was das Rind betrifft, so weist der Verfasser nach, daß keine Rinderrasse aus Asien stammt.

Das Pferd war schon in der jüngeren Steinzeit neben den anderen Haustieren in den dauernden Besitz der nordischen Völker übergegangen und wurde gezüchtet. Das kleine Pferd der skandinavischen und deutschen Steinzeit stammt von dem Wildpferde ab, welches in Europa einheimisch war.

Fruchtlos ist die Umschau des Verfassers geblieben, um eine fremde Rasse zu entdecken, welche den Norden bewohnt hat. Es sind und bleiben Indogermanen, welche wir hier finden.

In höchstem Maße belehrend und anregend ist endlich der Abschnitt, welcher den Titel führt: Geographische und physikalische Beschaffenheit des Heimatlandes und ihr Einfluß auf die Bewohner. Es will uns scheinen, als sei der Stil des Verfassers in diesem Teile seines so ausgezeichneten Werkes fließender als in vielen anderen Abschnitten. Der Verfasser weist, wie Ref. glaubt, überzeugend nach, daß überall da, wo man sonst die Urheimat der Indogermanen gesucht hat, sie durchaus nicht haben existieren können. Namentlich sehr schön ist das, was er über Turkestan und die Sarten mitteilt. Etwas stiefmütterlich ist der Pamir und dessen Tierwelt behandelt; hier haben wir durchaus nicht alle Bedenken beseitigt gefunden.

Noch einmal faßt der Verfasser das zusammen, was er zum Beweise dafür beigebracht hat, daß die Urheimat der Indogermanen die Lande um das Baltische Meer gewesen seien. Ref. ist zwar überzeugt, daß das Werk nicht ohne Widerspruch bleiben, aber er ist auch der Ansicht, daß es sehr anregend wirken wird. Ob sich die Sprachforscher so schnell fügen werden, wie der Verfasser anzunehmen scheint, ist doch fraglich. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, ein bedeutender Schritt vorwärts ist in dieser wichtigen Frage getan, und zwar ein Schritt, der dem Patriotismus des deutschen Volkes neue Nahrung geben kann und, wie wir glauben, auch geben wird.

Gr.-Lichterfelde. **Foß** †.

Bücher der Weisheit und Schönheit, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

Diese „Bücher der Weisheit und Schönheit" sind ein sehr glückliches Unternehmen des als Herausgeber des „Türmer" in weitesten Kreisen des deutschen Vaterlands hochgeschätzten Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß. Sie wollen von den erlesensten Schöpfungen der Dichter und Denker aller Völker und Zeiten besondere Ausgaben veranstalten, die durch Auswahl, Sichtung und Bearbeitung jene Schöpfungen dem Interesse und Verständnis des Volks, auch der Frauenwelt und der heranreifenden Jugend, erschließen sollen. Nicht literar-historische und philologisch-kritische Gesichtspunkte sind für die Gestaltung der Bücher maßgebend gewesen. Ihr Hauptzweck ist vielmehr, dem Bildungsbedürfnis unseres deutschen Volks zu genügen, seine Gemüts- und Geisteskultur zu befestigen und zu ver-

tiefen. Bisher sind 8 Bände erschienen, jeder einzelne kostet 2,50 M.; 12 Bände werden 24 M. kosten. In Band 1 bietet Pfarrer Erwin Gros eine Auswahl aus „dem Buch der Bücher", welche zeigt, wie die Sehnsucht nach Gott gleich einem Glockenlaut von alters her aus dem Heiligtum der Menschenseele aufwärts gedrungen, und wie Gott der Menschheit näher gekommen ist, wie er ein Sternenlicht seiner Erkenntnis nach dem anderen anzündete in dem Wort erleuchteter Propheten, bis endlich die Sonne aufging — Jesus Christus. Prof. Dr. August Messer führt uns in die „Kritik der reinen Vernunft" von Immanuel Kant ein. Mit dem großen Kultur- und Sittenschilderer, dem scharfstacheligen Satiriker, dem mild-ernsten Lehrer, dem freundlichen, ansprechenden Land- und Leutekenner, dem wahrempfindenden, schlichten Volksdichter Abraham a Santa Clara macht uns Richard Zoozmann bekannt. Fritz Lienhard bringt dem Geschlecht unserer Tage den deutschen Herzensidealisten und Sonderling Bogumil Goltz nahe. Genial, ursprünglich, unmittelbar, berauscht vom Lebenswein, erfüllt vom Wunder des Lebens, so daß er allen Menschen davon künden muß: so tritt dieser eigenartige Denker vor uns hin und ruft uns wärmende Gemütsworte in die Seele. Dr. E. Meyer führt uns ein in Montesquieu, in seine weltberühmten „Persischen Briefe", seine „Betrachtungen über die Ursache der Größe der Römer und ihres Verfalls", auf Grund deren man ihn als den Vater der modernen pragmatischen Geschichtsschreibung bezeichnet hat, und in seinen „Geist der Gesetze", worin er als der erste die konstitutionelle Monarchie als beste Form der Staatsregierung zu erweisen sucht. Prof. Dr. Hermann Conrad bietet uns die durch vollendete Charakteristik ausgezeichnete Tragödie „Herzog von Mailand" des genialen Massinger in freier Bearbeitung. Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß stellt uns einen „in den weitesten Kreisen Unbekannten" vor: Karl Freiherrn v. Tirks, eine urwüchsige, tief und fest im Boden einer reichen und eigenen Gemütswelt wurzelnde Dichterpersönlichkeit, bei der es zweifelhaft sein kann, ob die lyrische oder die epische Gabe überragt. Franz Stassen hat die einzelnen Bände aus der Fülle seiner Phantasie mit köstlichem Bildschmuck versehen. Die Verlagshandlung hat dem Werk ein modern-vornehmes Gewand gegeben. Es verdient einen Ehrenplatz in der Bibliothek des deutschen Hauses, besonders auch in jeder Lehrer- und Schüler-Bibliothek.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Adolf Langguth. Ch. H. Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß. Berlin, Verlag von Hermann Paetel, 1903.

Es ist beinahe ein Jahr vergangen, daß ich dieses prächtige Buch sah. Heute erst komme ich dazu, ihm einige Worte mit auf den Weg zu geben, aber es ist eigentlich seinen Weg schon allein gegangen. Alle Kritiker stimmten darin überein, daß das Buch ein wertvoller Beitrag sei zur Geschichte des deutschen Lebens und Geistes im 18. Jahrhundert. Mich haben ganz besonders

die ersten 68 Seiten des Buches interessiert, denn viel Neues ergibt sich zur Beurteilung der Göttinger Bündler. Wie lehrreich ist die Mitteilung des Esmarchschen Stammbuches! Die Stammbücher der Göttinger Bündler kommen so nach und nach ans Tageslicht. Ich bin in der Lage, nächstens das Album von Wehrs zu veröffentlichen; darin befindet sich z. B. eine Eintragung von Esmarch (vom 17. August 1773). — Worauf ich noch kurz hinweisen möchte in dieser Anzeige, das ist die wertvolle Beigabe von 60 Schattenrissen aus der Esmarchschen Sammlung. Darauf ist von keinem Kritiker meines Erachtens genügend hingewiesen worden, und wir können Herrn Langguth sowie seinem Verleger nicht genügend dankbar sein für die Gabe, die sie uns beschert haben. Die Ausstattung des Werkes ist wirklich vornehm und eigenartig. Besonders lehrreich war es mir, Vergleiche anzustellen zwischen den hier wiedergegebenen Schattenrissen, der von Kroker herausgegebenen Ayrerschen Silhouettensammlung, dem Schubertschen Album auf der Göttinger Bibliothek usw. usw. Ich glaube, wir können noch manche Fingerzeige hier finden für den Wert oder Unwert manch eines Schattenrisses! In der Ikonographie dieser Zeit ist noch viel zu tun übrig. Vielleicht kann ich später einmal in größerem Umfange auf diese Dinge zurückkommen. Dem Langguthschen Werke kann man nur die beste Prognose stellen — und es verdient sie auch vollauf.

Göttingen. Dr. **E. Ebstein.**

E. Wasserzieher, Deutsche Lyrik seit dem Ausgange der klassischen bis zur neuesten Zeit, für den Schulgebrauch ausgewählt und herausgegeben. Leipzig, M. Hesse, 1904. XVI u. 322 S., brosch. 1 M., geb. 1,50 M.

Für billiges Geld wird hier eine außerordentlich große Zahl von lyrischen Dichtungen in vortrefflicher Auswahl geboten. Nicht weniger als 104 Dichter sind mit 461 Nummern vertreten von Uhland und Chamisso bis zu Rich. Dehmel und Börries Freiherrn v. Münchhausen. Neben altbekannten Meistern wie Rückert, Lenau und Geibel kommen auch weniger bekannte zu Wort, ja selbst solche, die sich nur durch ein einziges Gedicht für immer einen Platz im Herzen des Volkes errungen haben, wie Franz Kugler („An der Saale hellem Strande"), Leberecht Dreves („Auf den Bergen die Burgen, im Tale die Saale"), Ernst Freiherr v. Feuchtersleben („Es ist bestimmt in Gottes Rat") und Joh. Nepomuk Vogl („Ein Wandersmann mit dem Stab in der Hand"). Dagegen sind verschollene Dichter von mittelmäßiger Bedeutung wie Brunold, Rollett, Glaßbrenner und Sallet mit Recht nicht wieder ausgegraben worden. Wie bei der Auswahl der Dichter, so zeigt sich auch bei der Sichtung der einzelnen Gedichte, daß der Herausgeber mit Geschick und Sachkenntnis zu Werke gegangen ist. Von allbekannten Dichtungen wie Freiligraths Löwenritt, Platens Grab im Busento, Heines Lorelei und Uhlands Sängerfluch, die in allen Lesebüchern stehen, ist abgesehen worden, im übrigen wird Wert darauf gelegt, daß die ausgewählten Schöpfungen die Eigenart des Dichters erkennen

lassen, sowohl im Bereiche der Gedankenlyrik als der reinen Liederpoesie. Die Reihenfolge, in der die einzelnen Stücke vorgeführt werden, ist chronologisch nach dem Geburtsjahr des Autors. Zwei Register, eins nach Dichternamen, eins nach Gedichtanfängen, erleichtern den Gebrauch der Sammlung und ermöglichen, daß man sich schneller darin zurechtfindet.

Natürlich denkt der Herausgeber nicht daran, daß alle in seinem Buche verzeichneten Blüten deutscher Lyrik im Unterricht zur Kenntnis der Schüler gelangen; denn dazu würde die Zeit nicht im entferntesten ausreichen. Vielmehr möchte er, wie dies im Vorwort ausgesprochen wird, vieles der stillen Lektüre vorbehalten sehen, deren Nutzen er ebenso hoch schätzt als das Vergnügen, welches sie jungen Leuten bereitet. Meines Erachtens kann aber dieses Privatstudium vom Lehrer in bestimmte Bahnen gelenkt werden; namentlich lassen sich die Gedichte, welche verwandten Inhalt haben, mit Leichtigkeit zusammenstellen und zu einer vergleichenden Charakteristik der Dichter verwenden. So finden wir die Heide auf verschiedene Weise behandelt von Annette v. Droste-Hülshoff (Das Haus in der Heide), Th. Storm (Abseits), Herm. Allmers (Heidenacht) und Detlev v. Liliencron (Heidebild); so wird uns die Nacht in abwechselungsvoller Darstellung vorgeführt von Eichendorff (In der Nacht), R. Reinick (Sommernacht), H. v. Gilm (Die Nacht), F. W. Weber (In der Winternacht), Gottfr. Keller (Sommernacht), H. v. Lingg (Waldnacht), H. Allmers (Heidenacht), A. Möser (Nachtlied), M. Greif (Hochsommernacht und An die Nacht), K. Busse (Schöne Nacht). Auch zu deutschen Aufsätzen bietet sich so willkommener Stoff, zumal wenn man die Poesie früherer Jahrhunderte mit heranzieht, wie es z. B. G. Legerlotz vorschlägt (Der deutsche Aufsatz auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten, Berlin, Weidmann 1900 S. 38), der in Ia Themen hat bearbeiten lassen wie „Der Winter im altdeutschen Minnesang und in unserer neueren Lyrik".

Im einzelnen wird vielleicht mancher dies oder jenes anders wünschen; denn das liegt im Wesen einer Sammlung, wie die vorliegende ist, daß der subjektiven Meinung und der Neigung des Herausgebers ein gewisser Spielraum gewährt wird. So will mich bedünken, daß die patriotische Lyrik gegenüber der Naturpoesie etwas zu kurz gekommen sei; auch würde ich gern sehen, wenn in eine neue Auflage hier und da einmal ein längeres Gedicht aufgenommen würde, zumal wenn es für die Eigenart des Schöpfers so bezeichnend ist wie „Der alte Turmhahn" von Ed. Mörike. Ferner wünschte ich bei Rückert statt des faden ersten Spruches („Alles ist auszugleichen, der Arme mit dem Reichen, das Harte mit dem Weichen" usw.), der nichts als eine lange Aufzählung gibt, lieber eine Auswahl der schönsten von den Angereihten Perlen, etwa folgende vier: 1. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren, zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren. 2. Viel lieber mag die Lieb' als an der Sonne Flecken den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken. 3. Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll; solang er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll. - 4. Daß sie die Perle trägt,

das macht die Muschel krank; dem Himmel sag für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

Doch wollen diese kleinen Mängel nichts besagen gegenüber der Fülle des Schönen und Guten, das wir in dem Buche finden; und da auch der Druck und die Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen, so kann die sorgfältig ausgewählte Sammlung deutscher Lyrik jedem Freunde wahrer Poesie warm empfohlen werden.

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

G. Willgeroth, Bilder aus Wismars Vergangenheit. Gesammelte Beiträge zur Geschichte der Stadt Wismar. Wismar, im Jubiläumsjahre 1903. VI u. 365 S. 8°. Mit 6 Abbildungen.

Der Verfasser hat sich schon lange mit der Geschichte der Stadt Wismar beschäftigt und widmet hier seiner Vaterstadt eine Reihe von kulturgeschichtlichen Bildern zu deren großem Feste am 19. August 1903.[1])

Es ist keine eigentliche Geschichte Wismars, sondern eine reichhaltige Materialsammlung zur Geschichte und besonders zur Kulturgeschichte der Stadt. Die Einleitung gibt einen kurzen Überblick über Wismars Anfänge. Der erste Abschnitt behandelt die Wohnungen (Häuser und Buden), ihre Einrichtung, die Beschaffenheit und das Aussehen der Straßen, Gassenreinigungsordnungen, die Geschichte der Straßenbeleuchtung, Wasserversorgung, Feuerordnungen. Der zweite Abschnitt enthält das Nähere über Namen und Alter der Straßen und Tore. Bei dieser Gelegenheit finden wir Mitteilungen über die Entwickelung des Schulwesens, über die Graumönchenkirche, das Schwarze Kloster, über Stiftungen, Beguinenhäuser, das Rathaus und den Ratskeller, das Arbeitshaus, die Apotheken, die Juden in Wismar, über ältere Geschäfte, Wirtshäuser und Weinstuben, über den Versuch der Anlage einer Promenade auf der faulen Grube vor 100 Jahren, über die Theaterverhältnisse, das Postwesen und vieles andere. Im dritten Abschnitt (ein Gang vor die Tore) wird das Aussehen der Umgebung Wismars zunächst so, wie es sich etwa im Jahre 1300, und sodann so, wie es sich vor 100 Jahren darstellte, beschrieben und danach auf die Entwickelung während des verflossenen Jahrhunderts näher eingegangen. Der vierte Abschnitt umfaßt die Einwohner Wismars (Seelenzahl, Familiennamen), Bürgerwerden und Bürgerpflichten, Steuerwesen (Akzise, Lizenz), Torwächter, Nachtwächter, darauf Bürgermeister und Rat, Ausschuß. Der

1) Durch den Malmöer Vertrag von 1803 war Wismar gegen eine bedeutende Geldsumme von Schweden an Mecklenburg zurückgegeben worden, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß es im Jahre 1903 oder 2003 gegen Erstattung der Pfandsumme mit Zinseszins von Schweden zurückgefordert werden könne, zusammen mit der Insel Poel und Neukloster. Im Jahre 1903 hat nun Schweden gänzlich auf Wismar verzichtet. Am 19. August 1903 wurde deshalb ein großes Fest mit historischem Festzug u. dgl. gefeiert, das Tausende von Fremden in die Mauern der alten Hansestadt lockte. Vgl. Führer zur Hundertjahrfeier in Wismar am 19. August 1903. Herausgegeben von der Eberhardtschen Hof- und Ratsbuchdruckerei. Wismar.

fünfte Abschnitt behandelt die Erwerbstätigkeit der Bürger (Ackerbau, Viehzucht, Brauerei, Schiffahrt, Handel), dem sich im sechsten das Wismarsche Handwerk anschließt (Zünfte, Ämter). Im siebenten Abschnitt werden die Unruhen von 1830 und 1848 beschrieben, woran sich eine Schilderung der Feiern von 1803 und 1853 schließt, die beide am 29. August stattfanden.

Ein reichhaltiges Quellenverzeichnis ist beigegeben, und ein doppeltes Register erleichtert die Benutzung des Buches.

Willgeroth hat hier das Beispiel einer Stadtgeschichte gegeben, das wohl Nachahmung verdient. Es ist ein Mittelding zwischen streng wissenschaftlich-geschichtlicher Darstellung und chronikartigem Bericht. Auf jeden Fall ist das Buch für den Historiker und Germanisten von Wert, der die Kulturgeschichte als wichtigstes Hilfsmittel seiner Wissenschaft und glatte kulturgeschichtliche Darstellung auch umgekehrt als das Ziel seiner Quellenstudien auf historischem und sprachlichem Gebiet betrachten muß.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Kleine Mitteilungen.

Über die **Schulabteilung** der **„Deutschen Städteausstellung 1903“** berichtet die Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht (herausgegeben von Dr. H. Schotten) im Jahrgang 1904, Bd. XXXV, S. 158 f. unter anderem: „Daß Dresden in seiner reichen Ausstellung für Volksbildung seinen Ruf als Schulstadt glänzend bewährte, darf ohne Überhebung ruhig gesagt werden. Daß es völlig im Zeichen der modernen Entwickelung des Lernstoffs aus heimatlichen Quellen stand, beweisen schon die Sprüche an den vier Seitenwänden des Hauptraumes:

„Aus der Heimat Boden steigt die Kraft,
Die in Lebens Stürmen nie erschlafft.“ —

„Die Heimat und sich selbst erkennen;
Was kannst du Schwereres mir nennen?“ —

„Des Lebens Tiefe, die Weiten der Welt,
Die Heimat in sich verschlossen hält!“ —

„Im Vaterlande treibe, was dir gefällt!
Da sind Liebesbande, da ist deine Welt!“

Als geradezu mustergültig in methodischer Anordnung und Reichheit der Formen nennen wir da die geologische Sammlung, über welche wir später eingehend berichten werden. Der Schulgartenplan, die botanischen Tafeln (wie z. B. Weizen: a) Erzeugnisse, b) Schädlinge, c) Verwendung des Strohes), die schädlichen Obstbauminsekten, lebend in Gläsern ausgestellte Muscheln, Süßwasserpolypen, Wasserschnecken und Wasserpflanzen, Entwickelung der Ephemeriden in der Elbe, die Vögel, die sich auf demselben Schulhofe im Laufe des Jahres einfanden u. a. m. bewiesen, daß der biologische Unterricht in Dresden seine bleibende Stätte gefunden hat. Überall waren durch graphische Darstellung die Größenverhältnisse anschaulich gemacht, z. B. die Häufigkeit der Winde, die Krankheiten der in die Schule eintretenden Kinder, die Größe der Schulkinder (das größte Mädchen neben einem kleineren Soldaten), die Verteilung der Unterrichtsfächer an den höheren Schulen durch Figuren in entsprechender Größe: Homer, Archimedes, Shakespeare, Mommsen, Jahn usw.; ein Kreis zeigte in Ausschnitten die Verteilung des Aufwandes der Stadt Dresden auf Ferienkolonien, Speisung armer Kinder, Kinderheime, Eisbahnen, Bäder, Jugendspiele, Seehospize, Schwimmunterricht in lebendigen Bildern

ſpielender, ſchwimmender uſw. Schüler. Noch weitere zahlreiche Bilder lockten die Beſucher an, welche die „trockene Statiſtik“ ſonſt abzuſtoßen pflegt. Der Geſundheitspflege gehörten Apparate für Prüfung der Helligkeit, Meſſung der Kohlenſäure und Feuchtigkeit der Luft, Feſtſtellung des Gehaltes der Luft an Schulſtaub uſw. an.“

Neu erſchienene Bücher.

Dr. Edm. Weißenborn, Homers Odyſſee nach Joh. Heinr. Voß. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1904. 152 S.

R. Michel und G. Stephan, Lehrplan für Sprachübungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 120 S.

Dr. R. Michel, Sprachübungen. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1903. 36 S.

Dr. Franz Proſch, Leſſings Nathan der Weiſe. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner. 116 S.

Dietlein und Polack, Aus deutſchen Leſebüchern. Dichtungen in Poeſie und Proſa, erläutert für Schule und Haus. 3. Band, 1. Lieferung. 6. Aufl. Leipzig-Berlin, Th. Hofmann. 1904. 304 S.

Dr. Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutſchen Unterricht. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Dr. Werner Deetjen, Immermanns Jugenddramen. Leipzig, Dieterichſche Verlagsbuchhandlung. 1904. 200 S.

Karl Berger, Schiller. Sein Leben und ſeine Werke. 1. Band. München, C. H. Beck. 1905. 630 S.

G. Bräuning, Leitfaden durch die deutſche Grammatik. Leipzig, R. Voigtländer. 1904. 68 S.

E. Steckel, Briefe und amtliche Schriftſtücke im bürgerlichen Leben und Amtsverkehr des Lehrers. 3. Aufl. Halle a. S., Hermann Schroedel. 1904. 89 S.

Album für Deutſchlands Töchter. 13. Aufl. Leipzig, C. F. Amelang. 1904. 156 S.

Dr. Heinrich Wolf, Homers Ilias, erläutert und gewürdigt. Leipzig, Heinrich Bredt. 1905. 154 S.

Adolf Hynitzſch, Erinnerungen an vergangene Tage. Reden und Abhandlungen. Quedlinburg, H. Schwanecke. 1904. 165 S.

Prof. Dr. Ernſt Lentz, Die Vorzüge des gemeinſamen Unterbaues aller höheren Lehranſtalten. 3. Aufl. Berlin W. 30, Otto Salle. 1904. 78 S.

Guſtav Kettner, Leſſings Dramen im Lichte ihrer und unſerer Zeit. Berlin, Weidmann. 1904. 511 S.

A. L. Becker, Deutſch für Ausländer. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 132 S.

Krumbach-Spindler, Sammlung deutſcher Aufſätze. I. Erzählungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 168 S.

Prof. Dr. Joſef Rieber, Zum Babel-Bibel-Streit in der jüngſten Zeit. Prag, Verlag des deutſchen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe. 1904. (Nr. 315.)

Prof. Dr. Emil Stern, Das Leben der Wörter. Prag, Verlag des deutſchen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe. 1904. (Nr. 314.)

Dr. Alfred Lipſchitz, Neue Strahlen. Prag, Verlag des deutſchen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe. 1904. (Nr. 313.)

Prof. Dr. Julius Sahr, Ludwig Fuldas „Unter vier Augen“, zum Überſetzen aus dem Deutſchen in das Franzöſiſche bearbeitet. Dresden, L. Ehlermann. 1904. 66 S.

Carl Enders, Die Kataſtrophe in Goethes Fauſt. Dortmund, F. E. Ruhfus. 1905. 91 S.

Dr. P. Gereke, Kleiſts Hermannsſchlacht. Leipzig, H. Bredt. 1905. 129 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher uſw. bittet man zu ſenden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürſtenſtraße 52 I.

Goethes Auffassung vom Wesen des Glücks.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **Paul Lorentz** in Sorau N./L.

Die Frage nach dem, was Glück ist, die wichtigste im praktischen Leben des einzelnen und die letzte und höchste überall da, wo eine besonders geartete Weltauffassung sich in einer bestimmten Philosophie oder Religion verdichtet, durch Goethe beantwortet zu hören, rechtfertigt sich in doppelter Weise. Einmal bedeutet Goethe überhaupt einen Höhepunkt in dem, was wir im Gegensatz zu antiker und mittelalterlicher moderne Weltanschauung nennen, und dann hat kaum je in moderner Zeit ein Dichter, dessen Beruf es nach Jakob Grimms Definition von Poesie ist, „das Leben gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache" auszudrücken, ein zugleich so intensives und extensives Leben geführt, wie Goethe, der mit dem Berufe des dichtenden Künstlers den des wissenschaftlichen Forschers und den des hohen Staatsbeamten verband. Die Fülle des so Erlebten, das bei ihm nicht äußerlich auseinanderfiel, sondern in den Organismus seiner Gesamtpersönlichkeit verschmolz, das er durch denkende Betrachtung vertiefte und in anschaulichen Gestalten ausprägte, bot ihm auch ein besonders reichhaltiges Material, um sich seine Auffassung vom Wesen des Glücks zu bilden.

I.

Wie Goethe der Künstler von keiner Kunst als in bezug auf den Menschen wissen wollte, wie Goethe der Forscher Wissenschaft in dem modernen Sinne trieb, daß es sich dabei nur um ein dem menschlichen Verstande zugängliches Erkennen handelt, so ist auch Goethes Glücksbegriff von vornherein dadurch charakterisiert, daß darunter nur ein hochgesteigerter Zustand verstanden werden kann, der aus dem Begriff des Menschen als eines sinnlich-geistigen, lebendig-natürlichen Organismus sich ergibt.

Goethe, im Bewußtsein der einheitlichen Grundbedingung alles Geschehens, übertrug mit Vorliebe die Analogie der Erhaltung des physischen Organismus durch den unerläßlichen Wechsel von Einatmen und Ausatmen auf das Seelenleben des Menschen, indem er hier von einem ebenso unerläßlichen, das Leben als solches bedingenden und fördernden Wechsel der vita contemplativa und der vita activa sprach. Bei jener tritt einseitiger die Intensität des Empfindens, bei dieser die Inten-

sität des Wollens hervor. Jeder von ihnen wohnt, bei bestimmt[illegible] Steigerung, die Möglichkeit inne, jenes Gefühl zu erzeugen, das wir [illegible] Glücklichsein bezeichnen.

Bei der Glücksmöglichkeit auf Grund der Intensität d[illegible] Gefühlslebens kommt es zunächst noch nicht darauf an, wie sol[illegible] Gefühle vom ethischen Standpunkte aus zu bewerten seien, vielmehr ist [illegible] ihre Stärke und die Ungezwungenheit ihres Ursprungs maßgebend. Dar[illegible] bedingt Jugendkraft, wo das Gefühlsleben an sich ein besonders h[illegible] gesteigertes ist, ohne weiteres Glücksgefühl. Es ist das Glück des Werdend[illegible] wie es sich der Dichter des „Vorspiels auf dem Theater" im Faust [illegible] sehnlich zurückwünscht:

Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück.

Die Ahnung unendlicher Möglichkeiten auf Grund der unendlich erscheinenden Seelenkräfte des Denkens, Fühlens und Wollens macht das Beseligende der Jugendkraft aus.

Kein Gefühl aber wird die Intensität des Empfindungslebens stärker in Anspruch nehmen als das Liebesgefühl: die Fülle der lyrischen und dramatischen Konfessionen Goethes bieten einen immer wieder von neuem in Erstaunen setzenden Beweis seiner Fähigkeit, dem Liebesglück künstlerischen Ausdruck zu verleihen. „Welch Glück, geliebt zu werden! Und lieben, Götter, welch ein Glück!" „Krone des Lebens, Glück ohne Ruh', Liebe, bist du!" so tönt es aus den Friederiken- und Lili-Liedern entgegen. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, glücklich allein ist die Seele, die liebt!" ist der klassische Ausdruck für den typischen Wechsel der Stimmung, wie ihn die erfüllte und die bangende Sehnsucht des stürmischen Liebesglücks bedingt.

Auch hier kommt für das Glücksgefühl als solches der ethische Standpunkt überhaupt nicht in Frage: die Beglückung tritt auch bei Verletzung sittlicher Pflichten mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes ein, wie Werther und die Wahlverwandtschaften zeigen, aber die Dauer des Glücks ist ausgeschlossen und jene Verletzung rächt sich durch den Untergang eines oder des anderen der Betroffenen. Wo jenes Naturgesetz ruhig, ohne auf moralische Hindernisse zu stoßen, zu wirken vermag, haftet auch dem Glück das Merkmal der Dauer und Unerschütterlichkeit an, so bei dem tiefen und starken Liebesglück Hermanns und Dorotheas, dieser physisch und psychisch so durchaus gesunden Naturen:

Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die langerſehnte Verſicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.[1])

Für das leidenſchaftliche Sichaufgeben, um in dem anderen ſich wiederzufinden, ſind Taſſos Worte charakteriſtiſch: „Nichts gehöret mehr von meinem ganzen Ich mir künftig an“ (V, 4) und Hatems Worte im Divan VIII, 21: „Wie ſie ſich an mich verſchwendet, bin ich mir ein wertes Ich; hätte ſie ſich weggewendet, augenblicks verlör' ich mich“ und „Wahrhaft liebende Gemüter eines nur im andern fühlt ſein Glück.“ — Der Beſeligung durch Liebesglück iſt, wie jedem echten Glück als untrügliches Kennzeichen das Gefühl der Zeitloſigkeit eigen, was z. B. bei dem Bunde Fauſts mit Helena zum Ausdrucke kommt: „Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts, nicht zurück, die Gegenwart allein — iſt unſer Glück.“ Gefühl der Ewigkeit im Sinne der Zeitloſigkeit iſt es auch, was bei dem Glück platoniſcher Liebe der Prinzeſſin zu Taſſo einſt obwaltete:

Die Sorge ſchwieg, die Ahnung ſelbſt verſtummte,
Und glücklich eingeſchifft trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin,

während die Stimmung jetzt die iſt, daß „in trüber Gegenwart der Zukunft Schrecken heimlich ihre Bruſt befällt“. — So hatte auch Goethe einſt im Umgang mit Frau v. Stein, in vielen Zügen das Urbild der Prinzeſſin im Taſſo, ein Glück genoſſen, deſſen vollſte Seligkeit ſich nicht in den erſten Zeiten der leidenſchaftlichen Liebe erſchloß, ſondern da, als ſie im gemeinſamen intenſivſten Erleben des Edelſten, dem die menſchliche Seele zugänglich iſt, eine Harmonie ohnegleichen erfuhren; die Strophe, die es vor allem ſchildert, bezeichnet ſchon durch ihre Überſchrift „Für ewig“ die Unverlierbarkeit des Erlebten, die jedem echten Glück, ohne Rückſicht auf ſeine Dauer, eigentümlich iſt:

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt,
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

1) „Das“ auf Glück, nicht auf Leben zu beziehen. Aus der zahlloſen Fülle von Situationen des Liebesglücks ſind charakteriſtiſch außerdem die zweite Gartenſzene im Fauſt, Alexis und Dora, Wilhelm und Marianne (Lehrjahre I, 3) gegenüber Wilhelm und Natalie (VIII, 7), Weislingen und Maria im Götz, Divan IV, 13, von denen jede noch eine beſondere Seite an dem Glücksgefühl der Liebe erkennen läßt.

Das Beglückende solcher Seelenfreundschaft beruht darauf, daß wir die uns wertvollsten Empfindungen durch den Umgang mit dem anderen auf den denkbar höchsten Grad gesteigert sehen, so daß das Gefühl eines irgendwie unvollkommenen Zustandes gar nicht aufkommen kann, negierende Gefühle gänzlich ausgeschlossen sind. Jene Worte aus dem Lied an den Mond sprechen das unübertrefflich rein aus:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Das absolute Gegenteil solcher auf Teilung edelster Interessen gewonnenen Seelengemeinschaft ist jene seichte, flache Behaglichkeit des Philisterglücks, das als Glück sich allerdings auch durch das Gefühl, seinen Zustand nicht mehr höher steigern zu können kennzeichnet, aber nur, weil die Ausdehnungsmöglichkeit eine unendlich kleine ist. Sie hat ihren unsterblichen Ausdruck in jener Strophe der „Musen und Grazien in der Mark" gefunden:

Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vettern Micheln
Guten Abend bieten kann.

Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern abend
War doch Vetter Michel da!

Zu Liebe und Freundschaft als größten Glücksmöglichkeiten durch persönlich-menschliche Gemeinschaft kommt die durch das Aufgehen in einer Idee, vor allem in der höchsten, der Gottes-Idee.

Ganz darauf aufgebaut ist unter den Gestalten Goetheschen Dichtung die Persönlichkeit der „schönen Seele", wie wir sie aus ihren Bekenntnissen im sechsten Buche des Wilhelm Meister kennen lernen. Sie gerade ist aber auch ein Beweis dafür, daß das bloß auf gesteigerter Empfindung beruhende Glück leicht etwas Krankhaftes an sich hat, wenn nämlich Beeinträchtigung körperlicher Vollkraft keine aktive Art von Glück ermöglicht. Der ärztliche Freund der schönen Seele spricht selbst davon, daß er „diejenigen Personen sehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzustellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöse Gesinnungen bei sich zu nähren bestimmt gewesen wären", die Glücksempfindung selbst aber braucht nicht notwendig etwas Krankhaftes an sich zu haben. Solch religiöses Glücksgefühl wird mehr noch als anderes Glück durch die körperloseste aller Künste, die Musik, eine Steigerung erfahren, wie es auch von der schönen Seele heißt, „daß sie durch vorzügliche Musik, die den Menschen in diesem Augenblick wirklich seine Gottähnlichkeit empfinden ließ, ohne Anforderung einer sogenannten Erbauung auf das geistigste erhoben und glücklich gemacht"

wurde. Um der Intensität willen, mit der die Empfindung innerster Vollkommenheit und Ausgeglichenheit auftritt, stellt Goethe doch auch in der Marienbader Elegie das Liebesgefühl dem Gottesgefühl gleichwertig an die Seite:

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Und auch hier Steigerung der Intensität durch Musik, wie es in dem Abschluß der „Trilogie", der 'Aussöhnung' heißt: „Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! das Doppelglück der Töne wie der Liebe." Die Verschmelzung aber von Gottesgefühl und Liebesgefühl, vielmehr die Beseligung durch Empfindung des Unendlichen überhaupt, zu dem das endliche Ich sich erweitert fühlt, wo der Mensch nicht mehr als denkendes und noch nicht als wollendes Wesen in Betracht kommt, wo Gedanken nicht mehr ausreichen, den Inhalt zu fassen und dieser durch die Tat noch ganz undarstellbar erscheint, das ist nie der nachfühlenden Empfindung näher gebracht — dem Verständnis würde hier zu wenig sagen — als in jenem Religionsgespräch zwischen Faust und Gretchen, dessen Kern die Worte bilden:

Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?

Der Versuch, durch Erkennen und Fühlen (Haupt und Herz) sich den unermeßlichen Inhalt nahe zu bringen, führt zu dem Gefühl intensivsten Lebens (webt), dessen letzte Ursache nicht erkannt werden kann (in ewigem Geheimnis), dessen Gewißheit aber trotzdem unerschütterlich feststeht (unsichtbar sichtbar). Darum:

Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!

Verwandt damit ist das Gefühl der — anschauenden Erkenntnis — möchte man sagen, von dem Wesen des Weltzusammenhanges, das Faust beim

Erblicken des Zeichens des Makrokosmos ergreift: „Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick auf einmal mir durch alle meine Sinnen! Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück neu glühend mir durch Nerv und Adern rinnen", nur daß ein solch beglückendes Gefühl nicht von Dauer sein kann, weil es dem Begriff des Menschen widerspricht, der nur Teilwahrheiten erkennen und die volle Wahrheit nur im Bilde schauen kann: „am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." — Aber auch schon das Erkennen von Teilwahrheiten, wenn sie nur als Teile eines geahnten und geglaubten Ganzen erkannt und im Geiste des Ganzen erforscht werden, vermag ein hohes Maß von Glück zu erzeugen. Das Glück, das Naturganze nur von einer Seite zu berühren, dadurch aber gerade zur Erkenntnis des Ganzen beizutragen, hat der Forscher Goethe ja mehr als einmal haben dürfen; bei der Entdeckung der Urpflanze, d. h. der Ergreifung der Idee der Pflanze, spricht er die ihn beglückende Begeisterung besonders deutlich aus: „Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sei nun aus uns selbst entsprungen oder von anderen mitgeteilt und eingeimpft, wird gestehen, was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserem Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesamtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll" (Hempel 24, 374). Ähnlich heißt es bei der Betrachtung von Schillers Schädel: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare!" Und die Vorwürfe darüber, daß er als Dichter sich mit Botanik und Optik beschäftige, wehrt Goethe mit den Worten ab: „Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren. Sei es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur" (Venet. Epigr. 72). Das Gefühl, ein Ganzes zu ahnen, ist ausschlaggebend bei dem Glück des Forschers, darum erklärt Goethe es für „das schönste Glück des denkenden Menschen" nicht, schon „das Erforschliche erforscht zu haben", sondern es müsse noch dazu kommen „und das Unerforschliche ruhig zu verehren". Darum ist Faust nicht glücklich, solange er noch an die Möglichkeit glaubt, zu erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält", zu „schauen alle Wirkenskraft und Samen". Faust übersteigt durch solche Sehnsucht die Schranken seiner Menschennatur, und Glück ist immer nur möglich innerhalb derselben, das gehört zu Goethes Grundwahrheiten; Einklang mit der Natur, Natürlichkeit des Empfindens, Natürlichkeit des Handelns muß beglücken können:

Nicht in Rom, in magna Graecia,
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter der Natur sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

Goethes eigene Natur konnte freilich erſt „in Rom, in magna Graecia", wie wir ſehen werden, ihre vollen Lebensbedingungen finden. Reinheit und Sicherheit des Gefühls meint der Philoſoph Crates in den „Weiſen und den Leuten", wenn er auf die Frage, was denn „glücklich" heiße, den Beſcheid erteilt: „Das nackte Kind, es zagt nicht, mit ſeinem Pfennig ſpringt es fort und kennt recht gut den Semmelort, ich meine des Bäckers Laden."

Und weiter: auch das Innewerden höchſter Vollkommenheit außer uns — Kinder ſind auch „ganz", aber auf einer tieferen Stufe der Entwickelung —, das lebendige Erfaſſen eines Kunſtwerkes, der Anblick höchſter Schönheit vermag die Empfindung des Sichbeglücktfühlens zu erzeugen:

Von Schönheit ward von jeher viel geſungen;
Wem ſie erſcheint, wird aus ſich ſelbſt entzückt,
Wem ſie gehörte, ward zu hoch beglückt

ruft der Aſtrolog beim Erſcheinen des Bildes der Helena am Kaiſerhof im II. Teil des Fauſt, der Chor der Helena ſelbſt nennt ſich „Glückliche", weil er ſchaut „des Himmels blendende Sonne und das Schönſte der Erde", Helena, und in dem enthuſiaſtiſchen Liede des Türmers Lynceus heißt es von der Wirkung des Anblicks der Helena: „Der Reiche bettelt einen Blick. Er ſieht dich an und fühlt ſogleich ſich bettelarm und fürſtenreich." Beglückung aber durch Empfindung des Schönen, ſoweit es die Dichtkunſt darſtellt, iſt nie charakteriſtiſcher als in der Zueignung ausgeſprochen worden. Nicht nur, daß es von dem ſelbſt, der „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit nimmt", heißt: „Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen, der dies Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt", auch dem, welchem das dichteriſche Kunſtwerk zu einem inneren Erlebnis ward, wird das Stück unendlichen Friedens in ſeinem ganzen Weſen zuteil, ihn

umſäuſelt Abendwindeskühle,
Umhaucht von Blumen-Würzgeruch und Duft,
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Allen dieſen Arten von Glücksempfindung war es eigentümlich, daß die intellektuelle Seelentätigkeit und auch die wollende in den Hintergrund trat, wenn auch natürlich nicht die denkende ausgeſchaltet wurde; aber auch des Forſchers volles Glück kam erſt dadurch zuſtande, daß an die Schranken ſeines Erkennens das Ahnen ſich anknüpfte. Diejenige Entwickelungsſtufe nun im Leben des Menſchen, auf der das Ahnen und Glauben, auf der das gefühlsmäßige Handeln noch am ſtärkſten iſt, das Kindesalter, wird auch

eine beſondere Art von Glück zu beanſpruchen haben.[1]) Fauſt ſelbſt ſpricht bekanntlich mit beſonders warmem Gefühl von der Beſeligung durch den kindlichen Glauben an die Oſterbotſchaft, deren Erinnerung ſelbſt noch die Kraft hat, ihn von dem letzten ſchweren Schritt zurückzuhalten. Hier, im Kindesalter, beeinträchtigt die Tätigkeit des Intellekts die Möglichkeit der Glückseempfindung noch nicht, während es dann im reiferen Alter die Aufgabe wird, ſie durch dieſelbe nicht mehr beeinträchtigen zu laſſen. Ein frühes Aufwecken aus dem Zuſtand kindlicher Glücksmöglichkeit wird nur zu oft dauernde Unfähigkeit erzeugen, zur Glücksmöglichkeit auf einer höheren Stufe zu gelangen. Darum „ſollten wir es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahn ſo hintaumeln läßt", ſo lautet die Klage ſchmerzlicher innerer Zerriſſenheit eines Werther, der alle Möglichkeit verloren ſieht, bei ſeiner unerwiderbaren Liebe zu Lotte je wieder glücklich zu werden. Derſelbe Werther muß denn auch bei der Begegnung mit dem Wahnſinnigen, der ſich „ſo glücklich gefühlt hatte, ſo wohl" — nämlich in der Zeit, da er im Irrenhauſe war — ausrufen: „Gott im Himmel! haſt du das zum Schickſal des Menſchen gemacht, daß ſie nicht glücklich ſind, als ehe ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verlieren!" Wirkliche Kinder und Menſchen, deren Neigungen kindlich geblieben ſind, die eine höhere Glücksmöglichkeit gar nicht kennen gelernt haben, genießen ein viel unzweifelhafteres Glück als andere: „Diejenigen ſind am glücklichſten, die gleich den Kindern in den Tag hineinleben, ihre Puppen herumſchleppen, aus- und anziehen und mit großem Reſpekt um die Schublade umherſchleichen, wo Mama das Zuckerbrot hineingeſchloſſen hat, und wenn ſie das Erwünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: Mehr! Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem, der ſo ſein kann!" So wiederum Werther, und ähnlich wehrt Taſſo mit den Worten: „Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme", die Mahnung Antonios ab, die Dinge im rechten Licht, vor allem als durch ſeine eigene Schuld herbeigeführt zu ſehen, ehe er die Kraft in ſeinem Buſen wiedergefunden, die ihn ſein Unglück mit vollem Bewußtſein zu tragen fähig macht. Und auch Fauſt ſollte in einem ſpäter nicht verwendeten Paralipomenon, ehe er ſeine dauernde Glücksmöglichkeit ſich errungen, nach dem

1) Vgl. oben die kindliche Sicherheit des Gefühls für das, was glücklich machen muß.

dumpfen Glück des jetzt erkannten Irrweges sich zurücksehnen: „Irrtum, du bist gar so schön, könnt' ich dich nur wiederfinden" (P. 122). Aber nur ein ganz durchgekosteter Irrtum ermöglicht ein Glücksgefühl. Der Pädagoge Goethe hält es daher für die Pflicht der Menschenerzieher, „nicht vor Irrtum zu bewahren, sondern den Irrenden zu leiten, ja, ihn seinen Irrtum ausschlürfen zu lassen", denn „wer seinen Irrtum nur kostet, hält lange damit haus, er freut sich dessen als eines seltenen Glücks, aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist".

Einen Ersatz vermag auf einer höheren Stufe der Entwickelung dem, dem durch das Vorherrschen des Intellekts das Gefühl des „Ganzseins" immer mehr abhanden gekommen ist, die Phantasie zu bieten, die Farbigkeit der Seele, die das in Wirklichkeit Unvollkommene in der Vorstellung wenigstens vollkommen erscheinen läßt. Werther empfindet solches Glück bei der Rückkehr seines Dieners von Lotten in dem Gefühl, „daß ihre Augen auf seinem Gesichte, seinen Backen, seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten". Er vergleicht das mit der Wirkung einer Zauberlaterne: „Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an die weiße Wand. Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davor stehen und uns über die Wundererscheinungen entzücken." Es war Werther in der Gegenwart seines Jungen so wohl geworden — und „sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?"[1])

Und auch „die ältere, gesetztere Schwester" der Phantasie, die edle Treiberin, Trösterin Hoffnung darf auf Grund derselben Leistung, der Erhebung eines tatsächlich unvollkommenen Zustandes zu einem vollkommenen in der Vorstellung, von sich sagen:

Ja, wer sich mit mir verschworen,
Ist sich alles Glücks bewußt.
Denn wie ich bin, so bin ich auch beständig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchste Glück vollend' ich.
(Des Epimenides Erwachen.)

II.

Was wir bisher von Goethes Auffassung vom Wesen des Glücks gehört haben, bezog sich immer auf einen intensiven Gefühlszustand, bei dem die eigene Tätigkeit fast ausgeschlossen war; es war ein Seelenzustand, dessen physische Begleiterscheinung in der lebhaftesten Erregung der sensitiven Nerven

1) Vgl. auch die poetische Schilderung des Glücks, das Tasso empfindet in dem Wahn, der Prinzessin Liebe zu besitzen (II, 2).

beſtehen muß, nicht aber der motoriſchen, außer wo vom Glück des Kindes die Rede war, aber hier iſt die Eigentätigkeit eine unbewußte, mehr inſtinktive. Es iſt das Glücksgefühl bisher mehr ein kontemplatives geweſen, das dem Einatmen verglichen werden kann. Ein ſolcher Zuſtand iſt in gewiſſem Sinne ein Höchſtes, wie Goethe das einmal in ſehr merkwürdigen Worten ausgeſprochen hat: „Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein freies, reines Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern. Denn wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden ... von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeins erfreut!“ (Hempel 28, 199).

Aber wie der phyſiſche Organismus des Menſchen neben dem Einatmen notwendig des Ausatmens bedarf zu ſeiner dauernden Erhaltung, ſo bedarf ſein Seelenleben, wenn es eben Leben bleiben will, außer der vita contemplativa auch der vita activa. Ja, „tätig zu ſein“ iſt ſogar nach Goethes Wort im Wilhelm Meiſter „des Menſchen erſte Beſtimmung“. So muß alſo die Möglichkeit, dieſe Beſtimmung vollkommen zu erfüllen, auch in beſonderem Maße Glück erzeugen können.

Auf die Frage: „Wem wohl das Glück die ſchönſte Palme beut?“ antwortet Goethe unbeirrt: „Wer freudig tut, ſich des Getanen freut.“ Auf die Klage über die Launenhaftigkeit des Glücks: „Nein, heut iſt mir das Glück erboſt“, folgt die ſtachelnde Mahnung: „Du, ſattle gut und reite getroſt.“ Im Gegenſatz zu dem Tiermaler Roos warf Goethe den Künſtlern vor, daß ſie immer fertig ſein wollen und keinen Genuß an der Arbeit ſelbſt hätten: „Das echte wahrhaft große Talent aber findet ſein höchſtes Glück in der Ausführung, Roos aber ſieht man es an, daß er während der Arbeit die reinſte Seligkeit genoß“ (Geſpr. 25. II. 1824). „Was gibt uns wohl den ſchönſten Frieden als frei am eignen Glück zu ſchmieden?“ Die Möglichkeit davon iſt aber auch zugleich die Forderung, es zu leiſten, das ſpricht wieder ſehr deutlich der Wilhelm Meiſter aus: „Jeder hat ſein eigen Glück unter den Händen, wie der Künſtler eine rohe Materie, die er zu einer Geſtalt umbilden will. Aber es iſt mit dieſer Kunſt wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, ſie will gelernt und ſorgfältig ausgeübt ſein“ (Bch. I Kap. 17). Ebenſo heißt es dort ein andermal: „Das ganze Weltall liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er

aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt" (Buch VI).[1] So ganz besonders nachdrücklich betont Goethe diese Grundbedingung der eigenen Tätigkeit für das volle Glücksgefühl, daß er sogar zur Heilung Wahnsinniger außer dem Physischen, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt, dasselbe Mittel angewendet wissen will, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden: „Man errege ihre Selbsttätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Sein und Schicksal mit so vielen gemeinsam haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück, das höchste Unglück nur kleine Abweichungen vom Gewöhnlichen sind, so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden" (W. M. V, 16). Lebendige Tätigkeit, zunächst noch ganz ohne nähere Bestimmung ihrer Art und ihres Zieles, muß beglückend wirken können: „Das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen" (W. M. I, 10).[2] „Lebensgenuß" heißt darum die Strophe, die das höchste Glück in der Betätigung und Auswirkung der uns eigentümlichen Kräfte und Anlagen sieht:

Tut sich nur auf, was man bedarf,
Und was ich wohl vermag,
Da greif' ich ein, es geht so scharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Und wie Goethe in seinem 'Schatzgräber' das Glück des Genießens nur auf Grund eigener Tätigkeit als eigentliches Glück gelten läßt: „Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!" so schreibt er auch in sein Tagebuch am 31. I. 1779: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele, wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel."

Ähnlich sagt er im Wilhelm Meister (V, 16): „Nur das eine ist ein Unglück, wenn sich irgendeine Idee bei ihm festsetzt, die keinen Einfluß ins

1) Vgl. Epikur in den 'Weisen und den Leuten': „Den Zufall bändige zum Glück" und Charlotte in den Wahlverwandtschaften bei der Entdeckung der Liebe zum Hauptmann: „Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser wert sei, hängt von uns ab."

2) Wenn Goethe hinzufügt „und recht sinnlich genießen", so geht das auch auf die lebendige Betätigung ihrer sinnlichen Seite, die doch erst durch ihr Übermaß die gefährliche Erschlaffung herbeiführt, ganz ebenso wie das Übermaß der geistigen Tätigkeit: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen."

tätige Leben hat oder ihn wohl gar vom tätigen Leben abzieht." Aber auch das Glück durch Tätigsein hat Stufen und Grade: die Tätigkeit muß der besonderen Kraft angemessen sein, damit sie eine freudige sein kann, und sie muß ein hohes Ziel haben, wenn sie voll und dauernd beglücken soll. Darum ohne Selbstbeschränkung keine Gewähr für dauerndes Glück: „Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird" (W. M. II, 2) und „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt" (VIII, 5). Von sich selbst durfte Goethe bekennen, daß er sich nie in seinem Leben eines zufälligen Glücks habe rühmen können, und daß er solches auch im Spiel erfahren, wo ihn das Glück durchaus fliehe (Gespr. III, 554 Biederm.). Aber es gilt auch das: Wolle, was du kannst, das muß dich glücklich machen! Denn „Wohl unglückselig ist der Mann, der unterläßt das, was er kann und unterfängt sich, was er nicht versteht; kein Wunder, daß er da zugrunde geht." Die „seligen Knaben" im Faust, die selbst von sich sagen: „Glücklich sind wir, allen, allen ist das Dasein so gelind", sind doch nicht nach menschlicher Weise glücklich und können es freilich nicht sein, da sie „Mitternachtgeborene", gleich nach der Geburt Verstorbene sind. Aber der Idealmensch Christus — er tat „im großen, was der Beste im kleinen tut oder möchte" — ist selbst nicht nach dem Sieg über das Leiden für Goethe tatenlos, nur genießend zu denken:

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah

und so ist er, der Meister, den Seinen auch nur nah als „tätig ihn Preisenden". Und wie in diesem Goetheschen Ostergesange, der die christliche Osteridee doch erst rein ausspricht, die Art der beglückenden Tätigkeit näher dahin bezeichnet wird, daß sie eine „Liebe beweisende" ist, so preist auch der Wanderer im II. Teil des Faust seine alten Gastfreunde Philemon und Baucis, daß sie „noch des Wohltuns Glück" genießen.

Aber die Tat zum Segen anderer muß froh geübt werden können, wenn sie glücklich machen soll:

Wenn sie (die Götter) dem Menschen frohe Tat bescheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er sein Reich vermehrt, die Grenzen sichert,
Und alle Feinde fallen oder fliehn,
Dann mag er danken; denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt. (Iphig. II, 1.)

Und nichts anderes als auf fremdes Wohl gerichtete, der eigenen Individualität, der eigenen besonderen Kraft angemessene Tätigkeit (mit der Aussicht auf Gelingen) ist es, was auch einen Faust endlich das „Vorgefühl von hohem Glück" genießen läßt:

Eröffn' ich Räume Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.

Wie bei dem Glücksgefühl auf Grund intensiv gesteigerten, der besonderen Individualität gemäßen Empfindungslebens (vgl. z. B. die religiöse Glücksempfindung der schönen Seele) der höchste Grad erreicht wurde in der völligen Hingabe des Ich oder vielmehr seiner unendlichen Erweiterung, durch Einströmen einer Idee, zumal der höchsten, der Gottesidee, so ist eben auch bei dem Glücksgefühl auf Grund lebendiger nach außen gerichteter Tätigkeit der höchstmögliche Grad die Betätigung individueller Kraft im Dienste der Idee der Menschenliebe — „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" —, die wie alles Reinmenschliche mit dem Göttlichen identisch ist. Handelt es sich dort um ein Einatmen, so hier um ein Ausatmen, dort um Liebe-Empfinden, so hier um Liebe-Beweisen.

III.

Wenn wir die Glücksmöglichkeiten auf Grund intensiven Empfindungslebens und die auf Grund lebendiger Betätigung individueller Anlagen unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt betrachten, so müssen wir sagen, beides wirkt beglückend dadurch, daß das Wesen, der Kern der Persönlichkeit, Gelegenheit erhält, lebendig sich zu entfalten. Und das ist in der Tat auch Goethes oft ausgesprochene Meinung, daß das eigentlich Beglückende für den Menschen die Persönlichkeit ist. Wenn Suleika im Divan (VIII, 21) von sich sagt: „Volk und Knecht und Überwinder sie gestehn zu jeder Zeit: Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit", so sagt Goethe das selbst. „Jeder Mensch soll an sich selbst Freude haben, und glücklich, wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen?" (Wanderj. II, 3). Das intensivste Glücksgefühl hat Goethe selbst während seines Aufenthaltes in Rom genossen, und zwar eben dadurch, daß er hier einen Zusammenschluß seines ganzen Wesens erfuhr, wie nie zuvor und nie nachher, daß er hier wirklich „ganz" wurde, und was ist Glück anders als das Gefühl, „ganz" zu sein? „In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden", heißt es bei dem Rückblick auf den Gewinn der

Italienischen Reise (14. III. 1788).[1]) Und schon während des ersten römischen Aufenthalts hatte Goethe geschrieben: „Meine Übung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätension, kommen mir wieder einmal recht zustatten und machen mich im stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltene Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht" (It. R. 10. XI. 86). Glückliche Menschen hat Goethe in Rom kennen gelernt, von denen er selbst sagt, daß sie es nur sind, weil sie „ganz" sind, und darum fügt er hinzu: „Auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein." „Das will und muß ich nun auch", fährt er fort, „und ich kann's, wenigstens weiß ich, wo es liegt und wie es steht, ich habe mich auf dieser Reise unsäglich kennen lernen" (It. R. 8. VI. 87). Darum ist auch das Glück des Kindesalters so groß in seiner Art, weil hier das „Ganzsein" noch viel vollständiger möglich ist als im späteren Leben, darum bildet es einen Gegenstand steter Sehnsucht für den, der auf einer höheren Stufe der Entwickelung noch nicht wieder ganz geworden ist, was ohne Selbstbeschränkung nicht möglich ist: „Wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradies zuzustutzen weiß, wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessiert sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen; ja, der ist still, und bildet auch die Welt aus sich selbst und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist" (Werther 22. V. 76). Wie sehr wünschte „die schöne Seele", daß sie sich auch in den Lehrjahren ihrer religiösen Entwickelung ganz ohne System befunden hätte, also ihrem persönlichen Gefühl hätte folgen dürfen — doch „wer kommt früh zu dem Glück, sich seines eigenen Selbst ohne fremde Formen in seinem Zusammenhang bewußt zu werden?"

Aber als sie nun dazu gelangt war, da fühlte sie auch in dem Umgang mit ihrem unsichtbaren Freunde „den süßesten Genuß aller ihrer Lebenskräfte". Ebenso ist das Aufgehen in einem anderen bei dem Liebesgefühl kein Raub an der „Persönlichkeit", sondern eine Bereicherung derselben. Mit Recht antwortet auf jenes Bekenntnis Suleikas: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit" Hatem: „Alles Erdenglück vereint find' ich in Suleika nur" und „wie sie sich an mich verschwendet, bin ich nur ein wertes Ich, hätte sie sich weggewendet, augenblicks verlör' ich mich." Nur scheinbar ist auch das Aufgeben der Persönlichkeit in der

1) Vgl. die Briefe an den Herzog, Briefe VIII, 327, 357 und Ital. Reise 22. III. 1788.

Herrentreue, wo dieſe beglückend wirkt. Denn wenn es im Taſſo heißt: „Für den Edlen iſt kein ſchöner Glück als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen", ſo will das ſagen: man erhöht durch Verehrung deſſen, den man ſelbſt als erhaben anerkennt, ſeinen eigenen Wert, denn ſähe man in ihm nicht eine Potenzierung des Beſten, deſſen man ſich ſelbſt fähig fühlt oder fühlen möchte, ſo fiele jeder Grund für eine Verehrung fort.

Wenn Perſönlichkeit höchſtes Glück bedeutet, ſo liegt eben darin ſchon ausgeſprochen, daß jeder nur auf ſeine Weiſe wirklich glücklich werden kann und freilich dann auch die Verpflichtung hat, nur auf ſeine Weiſe glücklich werden zu wollen. Ein Egmont kann nicht glücklich ſein auf die Art wie ein ſpaniſcher Grande. Darum muß er der wohlgemeinten Warnung des Grafen Oliva entgegnen: „Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der ſchon tot iſt, der um ſeiner Sicherheit willen lebt." Das ſichere Gefühl aber für das, was unſerem eigentlichen Weſen wirklich gemäß iſt, iſt ſehr ſelten: „Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eignes Herz die koſtbarſte und unter Tauſenden haben ſie kaum zween" (Hempel 29, 18). Für eine Adlernatur exiſtiert nicht dieſelbe Glücksmöglichkeit wie für eine Taubennatur; nur für dieſe gilt es, daß, wenn das wahre Glück die Genügſamkeit iſt, nun auch die Genügſamkeit überall genug habe; es iſt kein Zeichen von Überhebung, ſondern von Verkürzung ſeiner berechtigten, weil von ſeiner Natur geforderten Anſprüche, daß der Adler in dem idylliſchen Taubenglück ſich nicht befriedigt fühlt: er wäre ſonſt kein Adler!

Weil das Allerperſönlichſte, Individuellſte und mithin dem einzelnen Teuerſte ſehr oft gerade in ſeinen Schwächen und „Eigenheiten", wie wir ja auch ſagen, zur Erſcheinung kommt, ſo ſcheut ſich Goethe auch nicht, einmal geradezu zu ſagen: „Wir ſind nicht glücklich durch unſere Tugenden, ſondern durch unſere Fehler und Schwachheiten. Wer da meint, daß er durch die Erfüllung einer Tugend glücklich ſei, irrt ſich. Es iſt die Eitelkeit, die ihm noch beiwohnt, eine ſolche Tugend auszuüben. Sie muß ſich von ſelbſt verſtehen. Dann macht aber das Gefühl derſelben nicht mehr glücklich, ſo wenig wie Gleichgültigkeit einerlei mit Intereſſe iſt" (Geſpr. m. Riemer III, 600 Biederm.). Und wenn er ein andermal ſogar die Behauptung wagt: „Nur die ungebildete Seite an uns iſt es, von der her wir glücklich ſind" (ebenda II, 346), ſo heißt das ſchwerlich etwas anderes als, nur wenn wir ganz Natur ſein könnten, würden wir ganz glücklich ſein, jede Art von Kultur aber iſt — eben durch ihre prinzipielle Entfernung von der Natur — ein Glückshindernis. Nur daß von wahrhaft menſchlichem Glücke der Begriff Kultur nicht getrennt werden darf, weil er notwendig zum Begriff des Menſchen ſelbſt gehört.

Ist Darleben der Persönlichkeit an sich Glück, so ist dabei doch nicht ausgeschlossen, daß man auch sein Glück verkennen kann, deshalb, weil jeder das Innerste seines Wesens erst durch dessen Entfalten an dem, was er erlebt, kennen lernt, und Persönlichkeit im höchsten Sinne erst auf der Höhe des Lebens gewonnen wird: „Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen . . . nur das Leben lehret jedem, was er sei" (Tasso II, 3). Wer so den Blick für das gerade ihm „Gemäße" geschärft hat, wird ohne Zweifel oft finden, daß er lange Zeit hindurch nicht — zu kurzsichtig, sondern zu weitsichtig gewesen ist und nach dem bekannten Worte Goethes das nahe Gute nicht sehend, in die Weite geschweift ist; nachdem er gelernt hat, das Glück d. h. sein Glück zu begreifen, hat er sich dauerndes Glück nicht als Zustand, sondern als Möglichkeit erworben, das bedeutet jenes: „Lerne nur das Glück begreifen, denn das Glück ist immer da." Die Furie Megaera im Maskenzuge am Kaiserhofe im Faust ist die Personifikation jenes unseligen Umhertastens aus Unkenntnis des dem eigenen Wesen wahrhaft Gemäßen, also des dauernd Befriedigenden: sie „weiß in allen Fällen das schönste Glück durch Grille zu vergällen", denn

Niemand hat Erwünschtes fest in Armen,
Der sich nicht nach Erwünschterem thörig sehnte,
Vom höchsten Glück, woran er sich gewöhnte,
Die Sonne flieht er, will den Frost erwarmen.

Selbst ein Mann wie Thoas in der Iphigenie muß seine Werbung um der Priesterin Hand zurückgewiesen sehen mit den Worten: „Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehen, daß ich dein Glück mehr als du selber kenne"; eine Iphigenie, die nicht aufhören konnte, das Land der Griechen mit der Seele zu suchen, würde den edlen, aber doch Barbaren-König nicht dauernd haben beglücken können. Und Eduard in den Wahlverwandtschaften glaubte im reiferen Mannesalter durch die sehnlich erstrebte Heirat mit Charlotten frühere Jugendwünsche und Hoffnungen zu dauerndem Glück realisieren zu können und muß sich getäuscht sehen: „Denn jedes Jahrzehnt des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Ansichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird." — Warum ein Byron nicht glücklich werden konnte, spricht der Chor der Helena bei Euphorions Tode aus:

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft.

Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du rannteſt unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweiteſt du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz.

So auch bei Werther:

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Los:
Der Tag, wie lieblich, so die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne.
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünschenswert ergänzt,
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Äußres deckt mein trüber Blick,
Da steht es nah — und man verkennt das Glück.
(Trilogie d. Leidenschaft.)

In vollendeter Form ist jenes Glückshindernis, das bedingt wird einmal durch die Unfähigkeit, das uns „Gemäße" zu ergreifen und festzuhalten und dann durch die unbeeinflußbare Beschaffenheit des uns zu Gebote gestellten „Glücksstoffes", in den Worten der Prinzessin im Tasso ausgesprochen:

So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten,
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen. (III, 1.)

So ist Glück als Darleben, als Gestaltung seiner Persönlichkeit ganz wesentlich eine durch eigene Tätigkeit zu lösende Aufgabe: „Sich in seiner Beschränktheit gefallen, ist ein elender Zustand; in Gegenwart des Besten seine Beschränktheit fühlen, ist freilich kein Glück, aber es kann zum Glück führen" (Goethe-Jahrb. 1898 S. 129). Diese Auffassung Goethes von Glück als einer Aufgabe, für deren richtige Lösung der einzelne in hohem Maße selbst verantwortlich ist, wird zutreffend von Siebeck, Goethe als Denker[1]), in folgender Weise betont: „In der Erfüllung (der Aufgabe des Sittlichen, d. h. also Gestaltung einer selbständigen sittlichen Persönlichkeit) als der menschlichen Bestimmung, liegt Wert und Glück des Lebens zugleich, und die überkommene Frage, ob der Wert desselben das Glück oder das Glück den Wert bedinge, wird im Lichte dieses Gesichtspunktes belanglos. Auch gilt etwas hiervon für jede Gattung von Wesen, dieses nämlich, daß ihr Wert, zugleich ihre Befriedigung in der

1) S. 192. Höchst erfreulich übrigens und hoffentlich für vollere Erkenntnis Goethes wie für weniger engherzige Auffassung von Philosophie fruchtbar, Goethe hier unter den „Klassikern der Philosophie" zu finden.

raſtloſen Darlebung ihrer weſenhaften Art und Eigenheit beſteht. Bei den Menſchen aber kommt hinzu, daß ſolches Sich-Auswirken nicht bloß Faktum iſt, ſondern dem Auswirkenden auch als ſolches zum Bewußtſein kommt. Und in dieſem Bewußtſein liegt zugleich das Innewerden und Gefühl ſeiner Würde und ſeines Glücks.“ (Schluß folgt.)

Der Gegenſatz des Realismus und Idealismus in Schillers „Wallenſtein“.

Von Gymnaſialdirektor Prof. **M. Evers** in Barmen.

Vorbemerkung.

Mit dem 4. (Schluß)teile meiner Erläuterungen zu Schillers „Wallenſtein“ beſchäftigt[1]), habe ich gerade bei dem Abſchnitte „Der Ideengehalt“ das erſte Kapitel über den obigen Gegenſatz vollendet und möchte es, um der Bedeutung des Gegenſtandes willen, bevor es in Buchform erſcheint, dem weiteren Leſerkreiſe dieſer Zeitſchrift vorlegen. Allerdings iſt darüber ſchon manches veröffentlicht worden, vor allem von Rönnefahrt und neuerdings von Kühnemann, deren betreffende Schriften ich als bekannt vorausſetzen darf. Aber auch dieſe bringen nur einzelne Ausführungen und vor allem ohne unmittelbare Beziehung zum höheren Schulunterricht, während meine ganze Darlegung, wie man ſehen wird, ganz direkt auf dieſen abzielt und dabei den Stoff in derjenigen Vollſtändigkeit vorführt, die meines Erachtens erſt zum vollen Verſtändnis des ganzen dramatiſch-pſychologiſchen Motivs und damit des Stückes ſelber verhilft. Ich hoffe alſo nicht nur manchen Fachgenoſſen im deutſchen Unterricht der Primen eine Beihilfe damit zu bringen, ſondern auch der Sache ſelbſt zu dienen, nämlich dem wiſſenſchaftlichen, literariſchen und pſychologiſchen Verſtändnis einerſeits der Theorie Schillers an ſich und anderſeits ihrer künſtleriſchen Verwertung und Durchführung in ſeinem größten Drama. Und zugleich möchte ich damit ſchon vorweg ein Scherflein beiſteuern zum 100jährigen Gedächtnis ſeines Todestages am 9. Mai dieſes Jahres.

---

1) Für die hier wohl ſchon bekannte Sammlung: Die deutſchen Klaſſiker, erläutert und gewürdigt von E. Knenen und M. Evers, Leipzig, H. Bredt. Von meiner Wallenſtein-Erklärung ſind erſchienen: I. Heft 7 der Sammlung: Hiſtoriſch-dramaturgiſche Geſamtüberſicht über die Stoffverteilung im ganzen Stück, 2. Aufl. 1900; II. H. 8: Gang der Handlung im Geſamtſtück und dramatiſcher Aufbau, 3. Aufl. 1904; III. H. 13: „Wallenſteins Lager“ allſeitig erläutert unter ſtetigem Durchblick aufs Geſamtſtück, 2. Aufl. 1905.

I. Einleitendes.

Der große Gegensatz des Realismus und Idealismus ist von mir schon früher — im Kapitel über die dramatische Einheit des ganzen Stückes und insbesondere über das Verhältnis der Max-Handlung zur Gesamthandlung — wiederholt als eines der organisatorischen Grundmotive berührt worden, welche Schiller bei der Ausgestaltung seines großen Werkes leiteten. Die Meinung Kühnemanns allerdings: er bilde geradezu den organisierenden „Mittelpunkt" des ganzen Dramas, der „schlechthin und ausschließlich auch dessen ganze dramatische Form bedingt habe", diese Meinung hatte ich schon im II. Teil meiner Erläuterungen (S. 94f. Anm. 2) — in Übereinstimmung mit Bellermann — als doch zu weitgehend ablehnen müssen. Aber freilich: für den Ideengehalt des Stückes, zumal für die sittliche Beurteilung der ganzen Wallensteinwelt, bildet auch meiner Meinung nach dieser Gegensatz die Hauptsache und Grundlage, welcher alle übrigen Motive und Ideen untergeordnet sind.

Den Gegensatz selbst hat Schiller bekanntlich am Schlusse seiner berühmten Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" (1794—95) theoretisch dargelegt, und im „Wallenstein" folgt nun die praktische Anwendung, gleichsam die Probe darauf in dichterischer Gestaltung. Zum vollen Verständnis dieser ist also vorab eine kurze Darlegung der Schillerschen Theorie selber unumgänglich. Hierbei empfiehlt sich's allerdings für die Schule, Schillers eigene philosophisch-ästhetische Darlegung, die immerhin selbst für Oberprimaner stellenweise schwer verständlich ist, mit erklärenden, allgemeiner verständlichen Ausdrücken oder Wendungen zu begleiten. Das tut indessen von den mir bekannten Auszügen und Analysen der Abhandlung keine einzige. Sie alle gebrauchen die Sprache Schillers selbst ohne solche Erklärung, und auch die Schulausgaben der Abhandlung geben — meistens hinten als Anhang — nur einige wenige Notizen, die mir im langjährigen Unterrichte niemals als ausreichend erschienen sind.

Indem ich also nun daran gehe, zunächst

II. die Theorie Schillers für sich

darzulegen, so tue ich das in einer kurzen formalen Übersicht der Grundbegriffe, wie ich sie mir eben seit langen Jahren für Schulzwecke ausgearbeitet und als verständlich auch für Primaner immer neu erprobt habe — dies namentlich an deren späteren Aufsätzen, von denen schließlich auch hier ein Probestück folgen wird.

Schiller betrachtet diesen — wie er sagt — unter den Menschen überall auftretenden, ja die ganze Menschheitsgeschichte durchziehenden Gegensatz oder

„pſychologiſchen Antagonismus" Schritt für Schritt nach einer logiſchen zweiteiligen (dichotomiſchen) Gliederung, die er allerdings nicht durchweg feſthält, ſondern hier und da mit mancherlei Sprüngen und Umkehrungen durchkreuzt. Hier ſoll nun möglichſt die ſtrenge logiſche Form durchgeführt werden. — Schiller zeichnet zunächſt

A. jeden der beiden Typen geſondert für ſich, ſodann
B. beide zuſammen in ihrer gegenſeitigen Miſchung und Ergänzung. Er kommt dabei zu folgenden Ergebniſſen.

Zu A. **I. Der Realiſt**

zunächſt zeigt,

a) nach den einzelnen Seiten ſeines Weſens betrachtet,
   aa) im Theoretiſchen, alſo nach ſeiner (formalen) Geiſtesart,
      1. einen „nüchternen Beobachtungsgeiſt" und volles Vertrauen auf die eigene Wahrnehmung;
      2. einen durchdringenden Verſtand für alles Tatſächliche (Reale). Dabei läßt er
   bb) im Praktiſchen, alſo im Wollen und Handeln,
      1. ſich nur durch äußere Urſachen und Zwecke beſtimmen, nach dem Maßſtabe: wozu etwas „gut", d. h. nützlich, dienlich iſt; daher folgt er
      2. gleichmäßig dem realen Zwange der Verhältniſſe, der Naturnotwendigkeit im regelmäßigen Lauf der Dinge und zeigt geradezu
      3. einen Widerwillen gegen alles Willkürliche, Regelloſe. Dem entſpricht endlich
   cc) im Sittlichen
      1. ein billiges, d. h. nachſichtiges Urteil über Menſchen und Ereigniſſe, nicht nach vorgefaßten Grundſätzen, ſondern je nach den einzelnen Fällen und Umſtänden, oft mit herablaſſender Menſchenfreundlichkeit, doch ohne irgendwelchen hohen Begriff von der Menſchheit als ſolcher, vielmehr auch gegen das Niedrige und Gemeine oft nachſichtig und duldſam. Im ganzen alſo
      2. eine ziemlich oberflächliche Moral, ohne eigentliche Größe und Würde, doch immerhin mit einer gewiſſen gleichmäßigen Stetigkeit, wobei die Praxis oft beſſer erſcheint als die Theorie. — Nach allem dem zeigt,
b) im Ganzen ſeiner Weltanſchauung und Lebensrichtung betrachtet, der Realiſt

1. eine rein erfahrungsmäßige (empiriſche), daher rein naturgeſetzliche (mechaniſche, ja materialiſtiſche) Weltanſchauung mit gleichmütiger Beugung unter das Schickſal (fataliſtiſcher Schickſalsglaube). Desgleichen
2. eine bloß irdiſch-ſinnliche Lebensauffaſſung, im Streben vorwiegend nach dem Nutzen (Utilitarismus), nach materiellem Wohlſtande, auch auf Koſten der Freiheit. Demgemäß
3. für ſeine eigene Perſon eine ſelbſtiſch-eigennützige Richtung (Egoismus) auf „Vergnügen und Glückſeligkeit", auf Erdengüter wie Genuß, Macht, Ehre, Reichtum uſw. Dies wird ſich dann bei kraftvollen Naturen leicht zu Ehrgeiz, Ruhmbegier, Herrſchſucht u. dgl. ſteigern!

Im vollen Gegenſatz zu allem dem zeigt

II. der Idealiſt,

wiederum

a) erſt im einzelnen betrachtet, einerſeits
   aa) im Theoretiſchen:
      1. das Streben zum Unbedingten, Höchſten, was über alle Sinnenerfahrung hinausliegt, daher aber eben
      2. einen Mangel in Erkenntnis des Nächſtliegenden, des real Bedingten.
   bb) Im Praktiſchen läßt er ſich
      1. nur durch innere Grundſätze, Ideen und Maßſtäbe, nur durch ſein Gewiſſen beſtimmen, mit der erſten Frage, ob etwas „gut", d. h. ſittlich erlaubt und edel iſt. Er ſtrebt alſo
      2. ſtets nach freier Selbſtbeſtimmung (Autonomie), nach Selbſtbehauptung ſeiner geiſtigen Perſönlichkeit gegenüber allem realen Zwange, und zeigt
      3. keinen größeren Widerwillen als gegen das „Platte", Gemeine und Beſchränkte, und daher eine Geneigtheit auch das Ungeheuere eines Fehltritts zu verzeihen, wenn darin nur perſönliche Freiheit und Selbſtbeſtimmung hervortritt. Dem entſpricht
   cc) im Sittlichen:
      1. ein ſtrenges („rigoriſtiſches") Urteil nach höchſten Maßſtäben, zunächſt gegen ſich ſelbſt, doch auch über andere; ſodann ein hoher Begriff von der Menſchheit im ganzen, freilich mit der Gefahr der Menſchenverachtung im einzelnen. So zeigt ſich hier

2. eine tiefe Moral voll Größe und Würde, doch freilich auch mit einer gewissen Unstetigkeit im wirklichen Wollen und Handeln, also gewissermaßen eine erhabenere Theorie als Praxis. Nach allem dem vertritt nun, abermals

b) im Ganzen der Weltanschauung und Lebensrichtung betrachtet der Idealist

1. eine rein nach dem Vernunftgesetz und Ideal bemessene, also hohe und reine Weltanschauung, mit dem stetigen Streben nach Förderung der Freiheit, selbst auf Gefahr des Wohlstandes. Daher für seine eigene Person ein Streben nach freier Selbstbestimmung von innen heraus, rein nach lautersten Grundsätzen (Prinzipien) und höchsten Endzielen (Idealen). Demnach herrscht hier
2. eine entsprechend hohe, geistig-sittliche Lebensauffassung und
3. ein Trieb zu selbstloser, opferfreudiger Hingabe an die Pflicht, zu Liebe, Freundschaft, Gemeinsinn, Heldentum, kurz, zu allen Geistesgütern und all den ewigen Schätzen des Herzens, Gemüts und Gewissens. —

So führt also Schiller zunächst die beiden Arten vor und läßt, wie man sieht, auch die Einseitigkeiten, Mängel und Fehler beider, auch die des reinen Idealisten, deutlich hervortreten. Ja gerade von diesem Typus sagt er schließlich: weil „die menschliche Natur eines konsequenten Idealismus gar nicht fähig sei“, so müsse, während der Realist sich der Naturnotwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordne, der Idealist zur Verwirklichung höchster Moral allemal einen Schwung nehmen, seine Natur „exaltieren“, und vermöge nichts, als „insofern er begeistert sei“. Allerdings vermöge er dann auch desto mehr, und sein Betragen werde eine Hoheit und Größe zeigen, die man beim Realisten vergeblich suche.[1]) — Solche Mängel, sagt Schiller dann weiter, werden beide unter Umständen auch „büßen“ müssen, freilich in sehr verschiedener Weise: „Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum (seiner Person, seinem Leben) und seinem zeitlichen Zustande (Wohlstand, Glück) bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht“ (bringt es also für seine Überzeugung als etwas Selbstverständliches). Der Realist dagegen büßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde, die er also um des Nutzens willen preisgibt, aber er „erfährt nichts von diesem Opfer; denn was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung und an die

1) Vgl. das berühmte Wort aus Fichtes „Reden an die deutsche Nation“: „Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.“

er keinen Glauben hat?“ — Schließlich führt Schiller dieſe Einſeitigkeiten beider Typen auch noch in deren „Karikaturen“ oder Zerrbildern vor, d. h. in den Extremen beider, wie ſie gleichfalls genug unter den Menſchen vorkommen. Als Extrem des Realiſten nennt er den „gemeinen Empiriker“, den öden „Philiſter“ oder Eintagsmenſchen, der ſich „der Natur als einer Macht mit wahlloſer, blinder Ergebung unterwerfe, ſich ausſchließlich aufs Sinnliche und einzelne beſchränke, alſo als Selbſtheit, als Menſch, abſolut keinen Wert und keine Würde“ habe. Immerhin ſei er doch „als Sache“ etwas und könne immer noch „zu etwas gut“, d. h. brauchbar ſein. In dieſem verächtlichen Zuſtande (des bloßen Lebens in den Tag hinein), meint Schiller, lebten nicht bloß viele einzelne, ſondern auch wohl ganze Völker, die „bloß durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit beſtehen und daher auch nur zu etwas gut ſeien“. Als Extrem des Idealiſten endlich nennt er den „Schwärmer“ oder „Phantaſten“, der die Natur „aus bloßer Willkür verläßt, um dem Eigenſinne und den Launen der Einbildungskraft deſto ungebundener nachgeben zu können“. Dieſer ſei zu nichts mehr gut, ſei in ſeinen Wirkungen geradezu ſchrecklich und müſſe ſchließlich in bodenloſe Tiefe fallen, in völliger Zerſtörung endigen (Wahnſinn?).

Aber eben, weil beide Typen, rein für ſich betrachtet, einſeitig und mangelhaft ſind, ſo führt Schiller nun ſchließlich noch kurz

zu B. als das in der Regel Wirkliche und zumal als die wahre Aufgabe menſchlicher Bildung und Kultur ihre gegenſeitige Miſchung und Ergänzung vor. „Das Ideal menſchlicher Natur iſt unter beide verteilt, von keinem aber (für ſich) völlig erreicht.“ „Erfahrung (Empirie, Beobachtung und Berückſichtigung des Realen) und Vernunft (Moral, Sittengeſetz, Würdigung des Ideellen) haben beide ihre eigene Gerechtſame“: jene allein „kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt, was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muß“; dieſe hingegen allein, was „ohne alle Bedingung gilt (z. B. Kants „Kategoriſcher Imperativ!“), und was notwendig ſein muß“. Alſo — das iſt Schillers Meinung — um beide Pole zuſammen hat ſich das menſchliche Leben zu drehen; erſt beide Typen zuſammen ſtellen den Vollgehalt menſchlicher Natur dar! Erſt wenn der Realiſt bei den Fragen der Weltanſchauung und des Gewiſſens auch idealiſtiſcher Maßſtäbe und Triebe fähig iſt und umgekehrt der Idealiſt bei den Fragen des praktiſchen Lebens auch realiſtiſch beobachten und rechnen kann; wenn jeder von beiden, je nach den Gebieten und Forderungen hier der ſinnlichen Erfahrung, dort der geiſtig-ſittlichen Freiheit, beide Inſtanzen anzuwenden

und zu befolgen vermag und gewillt ist: erst dann kommt ein richtiger, ein normaler Ausgleich beider Richtungen zustande. Im einzelnen zwar wird auch dann diese oder jene Hauptrichtung noch vorwiegend bleiben. Aber es genügt auch, wenn nur im ganzen jene gesunde Verschmelzung der Gegensätze eintritt, die man heutzutage als Realidealismus zu bezeichnen pflegt und die gerade auch Schiller als Aufgabe und Ziel für die Erziehung des Menschen zu einer harmonischen Persönlichkeit so oft und so nachdrücklich betont. — —

Soweit also die theoretischen Grundgedanken des Philosophen Schiller. Sehen wir nun zu, wie der Dichter in ihm sie künstlerisch verwendet und gestaltet hat.

III. Dichterische Anwendung und Verwertung der Theorie im „Wallenstein".

A. Voraussetzungen: Der Gegensatz in anderen Dichtungen und Dramen Schillers wie auch Goethes.

Schon vor dem Wallenstein hat bekanntlich Schiller — wie übrigens auch Goethe (vgl. unten) — diesen großen Menschheitsgegensatz mehrfach dichterisch behandelt und verwertet.[1]) So tritt er z. B. in mehreren seiner Votivtafeln hervor, und gerade diese dürften zum vollen Verständnis wesentlich beitragen. Die Nr. 22 (nach Gödekes Zählung), betitelt Natur und Vernunft, lautet:

---

1) In Schillers Prosa tritt er z. B. auf in der berühmten Rede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" (Jena 1789) in dem Gegensatze des „Brotgelehrten" zu dem „philosophischen Kopfe". Da heißt es von jenem u. a.: Ihm ist es allein darum zu tun, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vorteile desselben teilhaftig werden kann; er sucht nur seinen „sinnlichen Zustand" (seine äußere Lebenslage) zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen. Hat er das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen (die Wissenschaften) — denn wozu noch weiter sie bemühen? Nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn; seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. — Von dem anderen dagegen heißt es: Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; er ruhet nicht, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkte seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschaut. Immer liebt er die Wahrheit mehr als sein System und ist von einem rasch wirksamen Triebe nach Verbesserung beseelt. In seinem Gegenstande, seinem Fleiße selbst findet er Reiz und Belohnung. Wieviel begeisterter kann er sein Werk angreifen, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjüngt. — Den ganzen Gegensatz faßt dann das bekannte Distichon „Wissenschaft" zusammen:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Wäret ihr Schwärmer imstande, die Ideale zu fassen,
O so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
Wärt ihr Philister imstand, die Natur im großen zu sehen,
Sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor.

Ähnlich Nr. 21 Übereinstimmung (auf Goethe als Realisten und sich als Idealisten gemünzt):

Wahrheit suchen wir beide: du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

Man vergleiche etwa auch noch Nr. 6 Das Werte und das Würdige; 16 Der Philister; 17 Philister und Schöngeist (d. h. Schwärmer); 35, 36 Empiriker, Theoretiker; 48 Philosoph und Schwärmer; 59 Schöne Individualität; 64, 65 Verstand, Phantasie. Auch aus den Epigrammen etwa 4 Würde des Menschen; 5 Majestas populi; 25 An die Astronomen u. a. — Den ganzen Gegensatz veranschaulichen dann bekanntlich die größeren philosophischen Gedichte wie Teilung der Erde (die Realisten erhalten alles, dem Dichter als Idealisten bleibt nur der Himmel der Phantasie), Die Ideale, Sehnsucht, Das Ideal und das Leben u. a. — Wie eben angedeutet, hatte Schiller bei der Zeichnung des Realisten, zumal nach seinen Lichtseiten und Vorzügen, Goethe und den Herzog Karl August, bei der des Idealisten, zumal nach seinen Einseitigkeiten und Gefahren, sich selbst im Auge. Und, wie gesagt, auch Goethe hatte denselben Gegensatz wiederholt im großen wie im kleinen behandelt. So z. B. im Egmont (Egmont und Margareta Idealisten, Alba und gewissermaßen auch Oranien Realisten); im Tasso (Tasso gegenüber Antonio); im Faust (Faust und Mephisto, doch auch in Faust selber: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust usw."); vor allem in der Iphigenie (besonders Akt IV, 4: Iphigenie gegenüber Pylades: dieser spricht geradezu die Weltanschauung und Lebensauffassung des Realismus aus, während Iphigenie die des Idealismus kurz zusammenfaßt in Worten wie: „Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt; Ich untersuche nicht, ich fühle nur; Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz" u. a. Vgl. meine Erklärung in Heft 5 dieser Sammlung, 2. Aufl., S. 63 ff., 192 ff., 198). Vgl. auch die Gedichte Grenzen der Menschheit Str. 2 und 3;[1]) Das Göttliche (die realistisch-naturgesetzliche Weltauffassung gegenüber und doch verbunden mit der idealistisch-sittlichen Lebensanschauung) usw.

Vor allem hat dann Schiller in seinen Dramen von Anfang an den Gegensatz der beiden Weltanschauungen dichterisch verkörpert. So stehen

1) Vgl. unten S. 183 das Zitat.

z. B. gleich in den Räubern die beiden Brüder einander gegenüber: der schwärmerische Idealist Karl Moor und der krasse Realist, ja „gemeine Empiriker" Franz. So steht in Kabale und Liebe das idealistische Liebespaar Ferdinand und Luise seinen Feinden als Realisten der schlimmsten Art gegenüber. Interessant ist dabei, wie schon hier in Nebenpersonen, z. B. beim alten Miller und der Lady Milford, mit realistischen Zügen sehr bedeutsame idealistische verbunden sind. Vor allem beruht dann ja im Don Karlos die Hauptverwickelung mit auf diesem Gegensatze; in König Philipp und Marquis Posa treten geradezu zwei Hauptvertreter beider Richtungen einander gegenüber. Sodann hat auch nach dem „Wallenstein", z. B. in der Jungfrau von Orleans, der Dichter vollbewußt im schroffsten Gegensatze zu der glühend idealistischen Heldin die Feldherren der Engländer, vor allem Talbot, als grundsätzliche Realisten gezeichnet; ja diesem legt er bei seinem Tode (III, 6) geradezu das düster pessimistische Bekenntnis zur trostlosesten materialistischen Weltanschauung in den Mund. In Maria Stuart endlich stehen gleichfalls der idealistisch aufgefaßten Heldin die krassesten Realisten gegenüber: Elisabeth selbst, Burleigh, Leicester und die anderen. Nur bei Talbot, Mortimer und Paulet sind auch idealistische Züge eingemischt. —

B. Im „Wallenstein" selbst nun durchzieht der Gegensatz das ganze Stück und zwar in mannigfachster Entfaltung und Abstufung. Denn einesteils wird uns der Realismus vorgeführt, wie er von den niedrigsten Formen des „gemeinen Empirikertums" durch mancherlei Mittelstufen aufwärts steigt bis zur höchsten, geradezu großartig heroischen Form, wo sich ihm eben auch sehr bedeutsame idealistische Züge oder doch Anwandlungen beigesellen. Andernteils steigt der Idealismus von solchen eben bloß vereinzelten Zügen oder Stimmungen empor bis zu seiner vollen Verkörperung in den „reinen Idealisten"; aber selbst diesen werden — ganz nach Schillers Theorie (S. 166) — einerseits gewisse realistische Züge beigemischt, anderseits werden sie — wie schon viel früher bei der Maxhandlung gezeigt ist — bis in die Gefahr ihres Extrems, der „Schwärmerei", geführt und müssen dafür schließlich „büßen", wenn auch in edelster und heroischester Weise.

Im einzelnen nun tritt

AA. schon bei den Soldaten, also — wie Teil III eingehend dargelegt hat (2. Aufl. S. 19, 31f., 46, 58, 60, 66—79, 112ff., 117f.) — schon im „Lager" und in den späteren Rollen der Truppen im Gesamtstück, der Gegensatz realistischer und idealistischer Welt-, Lebens- und Berufsauffassung in mannigfacher Abstufung deutlich hervor. Das „Lager"

zeigt ja überhaupt, wie ich dort nachgewiesen habe (S. 97), eine eigenartige Doppelmischung derb realistischer und hoch idealistischer Elemente miteinander: nämlich einerseits des Genrehaften und des niederen Pathos mit einem immer wieder mächtig hervorbrechenden heroischen Aufschwunge, anderseits des Humoristisch-Komischen mit einer fortwährend leiser oder lauter anklingenden tragischen Grundstimmung.

Insbesondere steigt (nach S. 19) die Selbstdarstellung und Berufsauffassung der Soldaten vom Niedrig-Brutalen (Kroat) zum Abenteuerlich-Unbändigen (Jäger), vom Schwerfällig-Soliden (Tiefenbacher) oder Steif-Pedantischen (Wachtmeister) zum Frischen, Kühnen und doch auch Noblen und Großartigen (Kürassier); wiederum vom Willkürlich-Planlosen, Selbstischen (Jäger) zum Überschauen des Ganzen (Wachtmeister, Kürassier). Also schon hier jenes Aufsteigen von den niedrigsten Formen des krassesten Realismus durch allerlei Mittel- und Mischglieder aufwärts bis zu der höheren Erscheinung eines, wenngleich nicht vollen und reinen, so doch geradezu heroisch anmutenden Idealismus. Das bestätigt auch die (S. 31) gegebene Übersichtstafel der Soldatentypen, die sich so folgen:

1. der gemeinste, niedrigste — die Kroaten,
2. der gleichgültige, nichtssagende — Ulan,
3. der leichtlebige — Scharfschützen,
4. der leichtfertige, wilde — 2. Jäger,
5. der gehaltvollere, tollkühn-wilde — 1. Jäger,
6. der noch gehaltvollere, aber subalterne — Wachtmeister,
7. der loyale — Arkebusiere,
8. der ideale — 1. Kürassier.

Hiernach zeigen die ersten 6 Typen sämtlich Vertreter des Realismus und nur der 7. und 8. zwei Idealisten — ein ähnliches Verhältnis wie auch im Gesamtstück. Aber einesteils zeigen die Realisten wiederum jene Abstufung, sofern doch nur Nr. 1—4 schlechtweg die „gemeinen Empiriker" darstellen, dagegen 5 und 6 bei zwar vorwiegendem, zum Teil sehr krassem Realismus (1. Jäger, vgl. a. a. O. S. 46—49, Wachtmeister S. 55—57) doch auch Züge idealistischer Erhebung zeigen (S. 47, 50, 58). Anderenteils ist Nr. 7, der idealistisch pflichttreu, dabei selbständig und human denkende Arkebusier in der äußeren Form ganz als „Philister", also in realistischer Beschränktheit gezeichnet (S. 60—64). Selbst bei Nr. 8, bei dem eigentlichen Hauptvertreter des Idealismus, dem 1. Kürassier, dem Abbilde des Max auch in der „idealistischen Blindheit" (a. a. O. S. 67ff., 72ff., 75ff., 116), hat der Dichter vollbewußt auch realistische Züge beigemischt (S. 65, 76), Züge, die dann später auch bei Max selber hervortreten werden (vgl. schon a. a. O. S. 73, unten S. 175).

BB. Im übrigen Gesamtstück können wir nun die Hauptvertreter beider Richtungen übersichtlich so gruppieren:

I. Realisten.	II. Idealisten.
a) Unterste Stufe: „gemeine Empiriker": 1. Isolani. 2. Terzky. 3. Illo.	a) Nebenfiguren: 1. Wrangel. 2. Gordon. 3. Herzogin.
b) Mittelstufe: mit mehr oder minder idealistischer Beimischung: 4. Gräfin. 5. Butler. 6. Oktavio.	b) Hauptpersonen: mit ganz überwiegendem Idealismus bis zur Gefahr der Überspannung und doch mit realistischer Beimischung: 4. Thekla. 5. Max.
c) Höhe: der Realismus in großartiger Form, mit gleichfalls idealistischer Beimischung: 7. Wallenstein.	

Wie sich nun bei allen diesen der Gegensatz bald so, bald so darstellt und in mannigfachstem Wechsel entfaltet, das im einzelnen vorzuführen muß — um Wiederholungen zu vermeiden — der späteren Charakteristik (Hauptteil IV) vorbehalten bleiben, welche sich ausdrücklich mit nach diesem Hauptgesichtspunkte richten und welche damit etwas Neues bringen wird, was in allen bisherigen, wenigstens in den mir bekannten Erläuterungen des Dramas durchaus fehlt.

Hier möchte ich vorweg nur noch zweierlei anfügen. Zunächst abermals eine kurze Übersicht über die Entfaltung und Mischung der Gegensätze bei jenen Gruppen, wobei zugleich die Richtlinien der späteren Charakterisierungen nach diesem Gesichtspunkte hervortreten und die Charakteristiken selbst gewissermaßen entlastet werden. Sodann — wie schon angekündigt — ein Probestück dieser Entfaltung im einzelnen in Form eines Schüleraufsatzes über die Hauptvertreter beider Richtungen: Wallenstein selbst und Max Pikkolomini.

I. Übersicht über die Entfaltung und Mischung der Gegensätze bei den einzelnen Personen.

A. Realisten. a) Unterstufe.

Bei den drei „gemeinen Empirikern" steht

1. am tiefsten der völlig halt- und charakterlose Isolani. Etwas höher — 2. und 3. Terzky und Illo, von denen einerseits Terzky eine etwas mildere, gemäßigtere, Illo dagegen eine rohere, brutalere Form des Realismus darstellt, während anderseits Terzky als der unbedeutendere, Illo als der viel bedeutendere Realist erscheint. Denn dessen Konsequenz und Klarheit tritt sogar in überlegenen Gegensatz zu dem inkon-

sequenten, weil von idealistischen Zügen durchkreuzten und behinderten Realismus Wallensteins selber (vgl. unten). Alle drei „büßen" mit dem Verlust ihrer Würde, Terzky und Illo außerdem mit dem Leben.

b) Mittelstufe.

4. Die Gräfin Terzky: Im Grundzuge durchaus klare, nüchtern und klug berechnende, dabei rücksichtslos-konsequente Realistin, voll höchsten Ehrgeizes und Machtstrebens, anderseits mit gelassener Beugung unter das Schicksal, doch auch Beimischung idealistischer Züge: glühende Bewunderung, opferwillige Hingabe für Wallenstein, höchstes Ehrgefühl, Größe und Würde auch im freiwilligen Tode, mit dem sie „die Mängel ihres Systems büßt".

5. Butler: Gleichfalls im Grunde krasser Realist, äußerlich kalt und hart, von eiserner Konsequenz und unerbittlicher Entschlossenheit, mit fatalistischer Weltanschauung; innerlich vulkanisch, voll brennenden Ehrgeizes, empfindlichen Stolzes, glühender Rachsucht. Dennoch auch hier idealistische Züge: charaktervolle Selbständigkeit, hochgespanntes Ehrgefühl, langjährige aufrichtige Bewunderung und uneigennützige Hingabe für Wallenstein.

6. Oktavio Pikkolomini versicht einerseits, zumal Max gegenüber, als geschmeidiger Diplomat die ganz realistischen Grundsätze und Verfahrungsweisen sowohl der hinterhaltigen Wiener Hofpolitik wie vollends seines eigenen Ränkespiels gegen Wallenstein, beruft sich aber anderseits dafür auf idealistische Beweggründe und Zwecke: Treue gegen den Kaiser, Pflicht zu dessen und des Vaterlandes Rettung, eigene Opferwilligkeit bis zum Tode; auch seine Vaterliebe ist hoch idealistisch gestimmt. Um so tragischer „büßt" er beim Verluste des einzigen Sohnes.

c) Der Höhepunkt des Realismus endlich zeigt sich

7. bei Wallenstein selbst in der Steigerung aller Merkmale: einesteils auf dem Gebiete des Verstandes und des praktischen Willens bis ins Gewaltige, Großartige, Heldenhafte und Geniale; anderenteils auf dem Gebiete des Gewissens und der Selbstbestimmung bis zum erschreckenden Übermaß des Selbstischen. Dort die vollendete Weltanschauung der rein naturgesetzlichen Ursächlichkeit (Kausalität) verbunden mit grundsätzlichem Schicksalsglauben (Fatalismus) und gelassener, ja heldenhafter Beugung unter die Notwendigkeit. Dabei die glänzendsten Geistesgaben: umfassendster Weltverstand, schärfster Wirklichkeitsblick, durchdringende Menschenkenntnis, erstaunliches Gedächtnis, gewaltigste Tat- und Schöpferkraft, allüberlegenes Feldherrntalent und Herrschergenie. Hier die rein materielle Lebensauffassung nach dem Nutzen (Utilitarismus), voll-

kommene Gleichgültigkeit gegen die sittlich-religiöse Beschaffenheit seiner Umgebung (Indifferentismus), krasseste Selbstsucht in rücksichtsloser Ausnutzung der Menschen, in schrankenlosem Ehrgeiz und Machtstreben, in „kolossalischer" Selbstüberhebung. — Dennoch auch hier Beimischung starker idealistischer Züge: Grüblerische Naturanlage, mystischer Tiefsinn; daher Sternenglaube (Astrologie), einerseits vertieft zu einem philosophisch-spekulativen Weltglauben, der schließlich von der bloßen Wirklichkeit abführt und mit jener realistischen Weltanschauung in Widerspruch gerät; anderseits gesteigert zum fatalistischen Größenwahn, zu einer „idealistischen Blindheit", die ihn schwersten Täuschungen aussetzt. Idealistisch sind ferner seine Gewissensregungen, seine Anwandlungen von Großmut und Uneigennützigkeit; endlich manches in den rein menschlichen Zügen, die schon im Verkehr mit den Soldaten, dann vollends im Familien- und Freundesverkehr hervortreten: Fürsorge, Freigebigkeit, Herablassung; zarte Rücksicht gegen die Gattin, Vaterliebe zur Tochter, rückhaltloses Vertrauen zu Oktavio und vor allem die wahre Herzensfreundschaft zu Max. — Aus dieser Mischung der Gegensätze in dieser Doppelnatur Wallensteins erwächst dann die erschütternde Tragik der ganzen Gestalt, der ganzen Handlung, insbesondere auch seine doppelte „Buße": einmal in der wenigstens momentanen „Preisgabe seiner Würde" vor Wrangel, wofür ihm selbst freilich das Bewußtsein abgeht; sodann in dem Zusammenbruch seiner ganzen „zeitlichen Existenz", wobei er allerdings, gleich der Gräfin, in voller Würde und Größe mit heldenhafter Gelassenheit untergeht.

B. Idealisten. a) Die Nebenfiguren.

Als solche sind oben (S. 172) zunächst hierher gerechnet:

1. der schwedische Oberst Wrangel. Zwar kehrt dieser in der Unterhandlung mit Wallenstein ganz realistisch den klugen, gewandten, zähen Diplomaten heraus und betont ruhig die jetzige ebenso realistische Politik seiner Landsleute. Aber im Grunde vertritt er doch — wie Wallenstein selbst gesteht — die Grundsätze einer idealistischen Moral: Treue und Gewissenhaftigkeit, und die höheren Zwecke der Glaubensfreiheit, des Evangeliums, um derentwillen sie überhaupt gekämpft hätten.

2. Gordon: Im Gegensatz einerseits zu Wallenstein, Illo und Terzky, anderseits zu Butler charakterisieren ihn als Idealisten Pflichttreue, Bescheidenheit, warmherziges Mitgefühl, Offenheit, tapfere Bereitschaft auch zum Opfer. Auch seine Ablehnung der Verantwortlichkeit erfolgt nicht aus realistischen Gründen, sondern im Gefühl seiner Ohnmacht. Ähnlich ist auch

3. die Herzogin, soweit sie überhaupt mit einem Urteil und Willen auftritt, ganz idealistisch gehalten, im übrigen freilich in ihrem Charakter

als fromme, weiche, nachgiebige, schwermütige Leidensgestalt vom Dichter mehr nur angedeutet, als scharf und bestimmt gezeichnet.

Sind nun schon diese drei zugleich verwendet, um über die ganze Wallensteinwelt das sittliche Urteil zu fällen (am meisten Gordon, dann die Herzogin, am kürzesten Wrangel), so erst recht

b) die beiden Hauptpersonen:

4. Thekla und 5. Max. Bei diesen erreicht übereinstimmend der Idealismus seine Höhe gleichfalls in der Steigerung aller Merkmale, einesteils bis zu höchster Reinheit und Freiheit, Größe, Würde und Heldenhaftigkeit, andernteils freilich auch bis zu jenem schon erwähnten Übermaße schwärmerischer (phantastischer) Leidenschaft (Exaltation), das in Verzweiflung endet. Im einzelnen sind bei beiden idealistisch zunächst die gesamte Weltanschauung: der Glaube an eine sittliche Weltordnung, an höhere Mächte, Geistesgüter und Ideale, an das Gute und Edle im Menschen. Daher ihre hohe, geistig-sittliche Lebensauffassung, die selbstlose, opferfreudige Hingabe an das Wahre und Schöne. Hieraus entfaltet sich dann „im Theoretischen", d. h. in ihrer ganzen Geistesrichtung, der Aufschwung ihrer Phantasie in jene Idealwelt, freilich auch ein Mangel an Erkenntnis der nächstliegenden Wirklichkeit, jene schon öfters (S. 165, 171) betonte „idealistische Blindheit" — so besonders bei Max, weniger bei Thekla (vgl. unten). Anderseits im „Praktischen" die freie Selbstbestimmung. rein nach Gewissen, innerster Herzensüberzeugung und festen Grundsätzen (Prinzipien) und die mutige Selbstbehauptung gegen allen fremden Zwang und gegen noch so lockende Verführung. Endlich im Sittlichen eine hohe und reine Moral, zwar im einzelnen nicht ganz frei von Unsicherheit und Schwanken — wiederum besonders bei Max —, aber im ganzen voll Größe und Würde bis in den Tod. Damit verbunden jenes strenge sittliche Urteil, welches sie eben als Idealisten direkt oder indirekt über die ganze „Wallensteinwelt" zu fällen bestimmt sind. Dabei ein Widerwille gegen alles „Platte" und Niedrige und entsprechend eine Neigung zum „Ungeheuren", selbst wenn es ein Fehltritt wäre, wie sich das eben in jener Selbstüberspannung zeigt, mit welcher beide in den Tod gehen und so die „Mängel ihres Systems büßen". — Und doch tritt bei beiden auch eine Beimischung realistischer Züge hervor. So bei Thekla das Erbteil vom Vater, dem sie überhaupt mehr ähnelt als der Mutter: der klare, durchdringende Blick, mit dem sie die Sachlage weit früher durchschaut als der viel schwärmerischere Max; die ruhige Sicherheit und Festigkeit ihrer Entscheidungen, worin sie abermals Max überlegen ist; endlich die düster pessimistischen, geradezu fatalistischen Anwandlungen, womit sie sich schließlich hoffnungslos dem „Schicksal" ergibt

Anderseits liegen bei Max die realistischen Züge hauptsächlich im Vorleben, wo er als „Kind des Lagers" zum tüchtigen Offizier, ja zum erprobten Feldherrn herangewachsen ist und selber gesteht (Picc. III, 3), mit seinen „Wünschen und Freuden" in dieser realen Welt sich früher wohl befunden zu haben. Doch auch im Stück selbst tritt ein gesunder Realismus hervor in seinem Verhalten gegen Questenberg, bei der Beurteilung Wallensteins als Feldherrn, in seiner Abstimmung über Suys, in seinem kurz „resoluten" Verfahren gegen Illo, zum Teil auch in seinen Gegengründen gegen Oktavio.

Nach dieser Übersicht folge nun als Probestück der Entfaltung im einzelnen der schon angekündigte Schüleraufsatz über das Thema:

II. Der Gegensatz des Realismus und Idealismus in Schillers Wallenstein bei seinen beiden Hauptvertretern: Wallenstein und Max Piккolomini.

Dazu habe ich zunächst diese Vorbemerkung zu machen. Sofern auch dieses Stück, wie natürlich, der späteren Charakteristik vorgreift, dient es gleichfalls von vornherein zu deren Entlastung. Daß ich aber gerade einen Schüleraufsatz wähle, geschieht aus demselben Grunde, aus welchem ich bereits im III. Teile meiner Erläuterung (1. Aufl., S. 81 ff., 2. Aufl., S. 110 ff.) als Nachtrag einen solchen direkten Unterrichtsgewinn in Gestalt von Proben aus Schüleraufsätzen gebracht habe, nämlich über den Vergleich des 1. Kürassiers im „Lager" mit dem 1. Jäger. Beide Proben sollen eben als Beweis und Beleg dafür dienen, daß und wie gerade auch im höheren Schulunterricht, natürlich nur in einer Prima, die Behandlung des Stückes von diesem Gesichtspunkte aus, in Wechselwirkung mit Schillers Theorie nach der oben bezeichneten Abhandlung, fruchtbar und anregend gestaltet werden kann. — Den nachfolgenden Aufsatz nun hat der betreffende Schüler — ein allerdings recht tüchtiger Oberprimaner — nachträglich, bei der Entlassungsfeier seines Jahrgangs (Ostern 1895, vgl. das betreffende Programm des Barmer Gymnasiums), noch zur Abiturientenrede umgeformt, und ich gebe hier diese etwas gekürzte Fassung. Dabei bringe ich aber ausdrücklich auch die Einleitung sowie den Schluß mit: jene, um zu zeigen, wie der Schüler von dem besonderen Anlaß aus den Übergang zum Thema findet; diesen als Beispiel, wie er auch die praktische Anwendung aufs Leben zu vollziehen weiß. Im übrigen wolle man die Arbeit billig als das beurteilen, was sie ist: eine Schülerleistung.

„Mit dem Tage unserer heutigen Entlassung haben wir den ersten bedeutenden Wendepunkt unseres Lebens erreicht. Aus dem engen Schul-

verbande dürfen wir frei und selbständig hinaustreten in die weiten Hallen des Lebens, die Brust voller Hoffnungen, voller Pläne und Entwürfe für die Zukunft. Hinfort wird unser Streben nicht mehr auf den verschiedenen Gebieten der allgemeinen Schulbildung, sondern in den engeren Grenzen eines besonderen Berufes sich bewegen; Selbstbestimmung und persönliche Neigungen werden unserer Weiterentwickelung eine ganz bestimmte Richtung geben. Doch dabei sollen, dabei werden wir nicht vergessen, daß wir der Schule die Grundlegung eben jener allgemeinen, allumfassenden Bildung verdanken, einer Bildung nicht nur des Verstandes, des Wissens, sondern auch des Herzens, des Gemütes. Sie machte uns auf der einen Seite mit dem Wirklichen und Wahren, dem Realen, in Natur, Leben und Geschichte bekannt, suchte aber auf der anderen Seite zugleich das Verständnis und die Begeisterung für das Hohe, Edle und Gute, das Ideale, in uns zu wecken. Beides sollte sich nicht ausschließen, nicht im Widerstreit sich gegenseitig bekämpfen: nein, der große Gegensatz des Realismus und Idealismus, der in einseitiger Auffassung von jeher die Menschheit durchzieht und gleichsam in zwei feindliche Lager teilt: wir sollten ihn überwinden, sollten beide Gebiete und Weltanschauungen als die einander ergänzenden Pole erkennen lernen, die sich in harmonischer Verbindung sehr wohl zu einer einzigen, einheitlichen Weltanschauung und Lebensrichtung verschmelzen lassen.

Allerdings eine der höchsten Fragen und Aufgaben, die namentlich im Deutschen Unterrichte bei Behandlung unserer Klassiker sich immer von neuem uns aufdrängte. Vor allem war es da Schiller, der jenen gewaltigen Kontrast nicht nur in Prosaschriften — z. B. am Schlusse seiner herrlichen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung — gedankenmäßig erörtert, sondern auch poetisch in so mancher Dichtung veranschaulicht hat. So in der großen Elegie, die geradezu die Überschrift führt: „Ideal und Leben", und in seinen anderen kulturhistorischen Gedichten. So auch in fast allen seinen Dramen, die sich immer neu um diesen Gegensatz drehen. Man denke an „die Räuber", an „Kabale und Liebe" oder an „Don Karlos", wo in König Philipp und Marquis Posa ja zwei Hauptvertreter beider Richtungen einander gegenüberstehen. Ähnlich in dem Kontraste der „Jungfrau von Orleans" und ihrer Gegner und in dem Gegensatze zwischen Maria Stuart und Elisabeth. Vor allem aber hat er das Problem in dem Haupt- und Riesenwerke seines Lebens, im „Wallenstein" behandelt und meisterhaft veranschaulicht. Denn was sind die beiden Hauptgestalten darin, Wallenstein selber und Max, was sind sie anders als die echtesten Vertreter, jener des schroffsten, rückhaltlosesten Realismus, dieser des glühendsten, opferbereitesten Idealismus!

Wallenstein zunächst vertritt ja überall die echt realistische Weltanschauung des ursächlichen Zusammenhanges, der notwendigen Gesetzmäßigkeit aller Dinge. Felsenfest ist er davon überzeugt, daß alle Vorgänge in der Welt durch Ursachen und Wirkungen miteinander verknüpft und strengen Naturgesetzen unterworfen sind; daß nirgends ein willkürlicher blinder Zufall existiert; daß selbst des Menschen Handlungen nicht frei sondern nur eine notwendige Folge von Tatsachen und Vorgängen seien. So sagt er geradezu:

Des Menschen Taten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht.

Dieser völlig nüchternen Weltanschauung entspricht auch seine ganze Lebensauffassung. Nur auf das Sinnliche, Materielle, nicht auf hohe, geistig-sittliche Ideale ist sie gerichtet. Das bekennt er in jenem großen Redekampf mit Max ja selber ohne Scham und Scheu:

„Ja" — sagt er — „wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element.
Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Himmlischen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen."

Welch ein eigennütziger, selbstischer Charakter! — in der Tat ein Hauptmerkmal jedes krassen Realisten! Fast bei all seinen Plänen hat Wallenstein lediglich seine persönlichen Interessen im Auge, denn: „Nur vom Nutzen wird die Welt regiert!" Gleichgültig tritt er das Glück der Seinen in den Staub; kein Bedenken trägt er, den alten Butler in hinterlistiger Weise zu täuschen, die beiden Liebenden Max und Thekla erbarmungslos zu trennen, sein schwaches Weib fast zur Verzweiflung zu bringen, wenn er dabei nur seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen, seiner maßlosen Herrschsucht Spielraum gewähren kann.

Und dennoch — mit diesen dunklen Schattenseiten verbindet der Realismus, verbindet auch ein so kalter Realist wie Wallenstein doch auch

hellere Lichtseiten, die auch für uns zum Verständnis des wirklichen Lebens, zum Erfassen seiner Aufgaben, zum Wirken und Schaffen darin vorbildlich sind.

Welch eine umfassende Welt- und Menschenkenntnis besitzt doch Wallenstein! Und sie beruht auf der klaren, nüchternen Beobachtungsgabe, auf dem durchdringenden Verstande für alles Erfahrungsmäßige, alles sichtbar Tatsächliche. Wie beherrscht sein Adlerblick die großartigen, verwickelten Verhältnisse seiner Stellung, seiner Zeit, des ganzen Erdteils! Mit völliger Ruhe und Klarheit überwacht sein Feldherrnauge all die bunten Heeresmassen seines Lagers und beobachtet sogar die einzelnen, wobei ihn seine außerordentliche Gedächtniskraft unterstützt. Namen, Geburtsorte und Taten aller Soldaten, die sich im Dienst ausgezeichnet haben, kennt er genau; ja, daß sein Kammerdiener in Kärnten ein Gütchen besitzt und dessen Verlust fürchtet, auch das weiß er sehr wohl. In der Politik durchschaut er all die gewandten Schachzüge, die listigen Anschläge seiner Gegner in Wien. Die Menschen selbst erforscht und durchschaut er gar bald, erkennt ihre Eigenart und Schwächen, freilich nur, um sie desto sicherer für seine egoistischen Pläne auszunutzen, wie das ja Butler so grimmig ausspricht:

Ein großer Rechenkünstler war der Fürst
Von jeher, alles wußt' er zu berechnen;
Die Menschen wußt' er, gleich des Brettspiels Steinen,
Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben.

Aber allerdings, weil er eben dabei für das Beste und Tiefste im Menschen, für die Kräfte des Herzens und Gemütes, kein Verständnis und keine Achtung hat, vielmehr in seiner furchtbaren Selbstüberhebung alles willkürlich lenken und beherrschen zu können glaubt: so muß gerade er, der nüchterne Realist, die furchtbarsten Täuschungen erleben, wie bei Oktavio, Butler und den meisten seiner Generale, und vollends bei dem geliebtesten von allen, bei Max. Freilich gerade dann, wenn alles sich gegen ihn wendet, Schlag auf Schlag ihn trifft, gerade dann erhebt sich seine Weltanschauung von dem allwaltenden Schicksal trotzig zu ihrer höchsten Höhe und Kraft. Mit fatalistischem Gleichmut, heldenhafter Fassung und hoheitsvoller Ruhe nimmt er dessen Schläge entgegen. Ja, als alles verloren scheint und er selbst geächtet ist, da zeigt sich im tiefsten Unglück der Realist am großartigsten: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!" Während Illo und Terzky vor Wut und Schrecken außer sich sind, steht Wallenstein gefaßt, unerschütterlich da wie ein Fels, den vergebens die wilde Brandung umtost:

Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell,
Notwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

So zeigt uns denn das Gesamtbild des merkwürdigen Helden den echten Realismus mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Einerseits durchdringenden Weltverstand, außerordentliche Lebensklugheit, allumfassende Sach- und Menschenkenntnis, bewunderungswürdige Selbstbeherrschung, majestätische Ruhe und Kraft auch im jähesten und tiefsten Fall — in der Tat, alles vorbildliche Züge auch für uns! Aber anderseits — als ernste Warnung und abschreckendes Beispiel! — krasseste Selbstsucht, finstere Welt- und Menschenverachtung, blinden Schicksalsglauben und eine so platte Moral, daß sie schließlich Pflichtgefühl, Treue und Dankbarkeit mit Füßen tritt und bis zum schnödesten, schwärzesten Verrate schreitet. —

Welch ein Gegensatz dazu das Bild des Idealismus in Max Pikkolomini! Freilich auch hier werden wir alsbald zwei Seiten entdecken, werden neben den sonnigen, hellen Zügen, die uns so herrlich zur Nacheiferung anfeuern, doch auch einige Schatten der Einseitigkeit, des Übermaßes, der Inkonsequenz finden, die uns warnen sollen, den Idealismus bis ins allzu Abstrakte, Wesenlose und Phantastische zu übertreiben.

In seiner Weltanschauung zunächst erkennt der Idealist weder eine bloße Naturgesetzmäßigkeit der Dinge, noch eine ausschließliche Bestimmung durch äußere Tatsachen an, sondern über beidem steht ihm die unbedingte Freiheit der Selbstbestimmung, die lediglich von inneren Vernunftgesetzen ausgeht, nur nach Prinzipien und Idealen fragt. „Das Orakel in seinem Inneren, das lebendige", das ist sein höchster, sein letzter Quell und Maßstab. So läßt sich denn Max z. B. in der Unterredung mit seinem Vater Oktavio durch nichts, selbst nicht durch die Nachricht von der Gefangennahme des Unterhändlers Sesina von seines Feldherrn Schuld überzeugen, da er auf solche Äußerlichkeiten kein Gewicht legt, sondern sich lediglich durch die Gefühle seines Herzens bestimmen läßt, das nicht an den Verrat glauben kann. Dem Trieb des Herzens muß er folgen, muß „auf seine Weise sich betragen" und will daher direkt zu Wallenstein selbst, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Deshalb ist auch die Lebensauffassung des Idealisten eine rein geistig-sittliche. Was kümmern ihn materielle, sachliche Interessen oder hergebrachte Formen! Allein nach dem Unendlichen, Unbedingten strebt er; nur innere Gedanken, Ideen, Ideale befriedigen sein Herz, nur sittliche Prinzipien liegen seinen Handlungen zugrunde. „Nur dem eigenen Licht", sagt Max, „nicht fremdem kann ich folgen." Bei diesem Grundsatze beharrt er, ganz gleichgültig, was das für Folgen haben mag.

So ist der Grundzug seines Charakters — im schnurgeraden Gegensatz zur Selbstsucht des Realisten — die volle Uneigennützigkeit. Gegen persönlichen Vorteil gleichgültig, will er durch sein Tun nur das Gemein-

wohl fördern; aber über alles geht ihm die Erfüllung der sittlichen Pflicht. Wie glänzend bewährt Max das gerade in seinem Verhalten zu Wallenstein selbst! Seine Freundschaft zu diesem entspringt nicht etwa aus egoistischen Absichten: nicht um sich Reichtum zu erwerben, um Karriere zu machen, sucht er dem Feldherrn möglichst nahe zu treten. Nein, es ist das reinste innere Herzensbedürfnis begeisterter Hingabe an den Mann, in welchem er seinerseits das höchste Ideal zu erblicken glaubt, der ihm „wie der feste Stern des Pols", wie der Inbegriff alles Hohen und Herrlichen erscheint. Daher denn auch seine selbstaufopfernde Hingabe an ihn:

Und hier gelob' ich's an, verspritzen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens tropfenweis',
Eh' daß ihr über seinen Fall frohlocken sollt!

Und ebenso sein Verhältnis zu Thekla! Nichts von Strebeheirat, um sich zu einer angesehenen Stellung emporzuschwingen, nichts von Geldheirat, um sich großes Vermögen zu erwerben! Nein, die idealsten Motive zärtlichster Liebe, glühendster Verehrung bilden das einzige Band zwischen ihnen.

Aber diesem wundervollen Gesamtbilde des Idealisten haftet nun doch, wie gesagt, gegenüber den einzelnen Erscheinungen und Fragen des Lebens eine Reihe von Mängeln und Gefahren an. Eben weil er immer nur nach dem Höchsten, Unbedingten strebt, so legt er auf die Beobachtung der wirklichen Tatsachen allzuwenig Gewicht. Immer in höheren Sphären, in den endlosen Räumen der Ideen will sich sein entzücktes Herz, sein trunkener Geist ergehen; und, blickt er nun von dieser hohen Idealwelt auf die gemeine Wirklichkeitswelt hinab, so wird ihm diese mit all ihren prosaischen Erscheinungen und Vorgängen armselig und verächtlich vorkommen.

Wie schal ist alles nun und wie gemein!
Der Dienst, die Waffen sind mir eitler Tand.
So müßt' es einem sel'gen Geiste sein,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zur ganzen armen Menschheit wiederkehrte!

Wie sehr steht er deshalb dem Realisten Wallenstein nach an Sach- und Menschenkenntnis, an Welterfahrung und Urteil! Von allem dem, was um ihn her vorgeht, was doch selbst die Soldaten des Lagers erkennen, hat Max keine Ahnung. In der Bankettszene geht der ganze Betrug an ihm, wie an einem Träumenden, spurlos vorüber, ohne daß er den mindesten Verdacht schöpfte.

Wie gefährlich aber diese Mängel wirken, das muß Max nur allzu bitter erfahren. Gerade weil er den idealen Schwung seines Gemütes bis zur Schwärmerei, zur Phantasterei steigert, so stürzt er sich und andere

ins Unglück. Hätte er Welt und Menschen realistischer aufgefaßt, schärfer beobachtet, er hätte vielleicht noch frühzeitig genug den Irrweg seines Feldherrn erkannt und mit Aufbietung seines ganzen persönlichen Einflusses diesen überredet, zur Pflicht zurückzukehren, bevor der letzte, verhängnisvolle Schritt geschieht.[1]) So aber erwacht er zu spät aus seinen Träumen und verliert jeden Einfluß auf die anderen. Ja, schließlich im furchtbarsten Widerstreit der Pflichten verliert er sogar — auch hier dem Realisten weit nachstehend — alle eigene Fassung und steht — wenigstens zeitweise — auf dem Punkte, sich selber untreu zu werden und alles unter den Füßen zu verlieren. Und selbst als er — unter dem Zuspruche der Geliebten — sich wiedergefunden und für das Ideal der Pflicht entschieden hat, selbst da bleibt jede ruhige Fassung verloren, und in der Leidenschaft seiner Verzweiflung begeht er abermals eine — ob noch so heroische, so doch unleugbare Pflichtverletzung. Zwar hält er dem Kaiser den Eid; zwar zieht er nicht offen das Schwert gegen den Freund, sondern sucht freiwillig den Tod; aber eben darin verletzt er dennoch eine Pflicht gegen den Kaiser, dem er, wenigstens nach strengem Pflichtbegriff, sich selbst und mindestens seine wackeren Pappenheimer hätte erhalten müssen.

Also auch hier eine gewisse Verteilung von Licht- und Schattenseiten! Aber freilich treten letztere vor dem gewaltigen Hauptsiege, den Max in jenem Konflikt der Pflichten doch schließlich erringt, so sehr zurück, und werden auch durch seinen erschütternden Opfertod so gesühnt, daß sein Gesamtbild dennoch von dem des großen Realisten absticht wie lichter Sonnenglanz von düster nächtigem Wettergewölk. —

So haben wir denn in den zwei Gestalten des großen Dramas, Max und Wallenstein, das Doppelbild des Idealismus und des Realismus kennen gelernt. Welchem der beiden Helden und welcher Weltanschauung wir, die Schüler eines humanistischen Gymnasiums, im großen und ganzen den Vorzug geben, bedarf keiner Frage. Aber im einzelnen sollen uns beide sowohl Vorbild wie Warnbild sein: dort der Realist ein Vorbild für die praktische Tüchtigkeit des Lebens, ein Warnbild gegen Plattheit, Selbstsucht und Menschenverachtung; hier der Idealist ein Vorbild für den immer neuen Aufschwung der Seele in die höhere Welt ewiger Kräfte, Güter und Ideen, aber doch auch ein Warnbild gegen das verhängnisvolle Extrem phantastischen Schwärmens. Ähnlich zeigt uns ja auch Goethe in seinem herrlichen Gedicht „Grenzen der Menschheit" mahnend und warnend beide Seiten in ihrer notwendigen Begrenzung:

1) Daß der Redner diese nach dem Stück und dem Charakter Wallensteins unmögliche Wendung doch für möglich hält, darf man ihm als einem Jünglinge nicht verübeln.

Steht er — der Mensch — mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde:
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Hebt er — dagegen — sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne:
Nirgends haften dann
Die unsicheren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Unser Beruf ist es demnach, die richtige Vereinigung des Realismus und Idealismus, gleichsam einen Realidealismus oder auch Idealrealismus zu pflegen und zu bewahren.

Wohl könnte gerade in unserem Jahrhundert, dem Zeitalter einerseits der realen Geschichts- und Naturwissenschaften, anderseits der ebenso realgewaltigen politischen und sozialen Umwälzungen, der Idealismus mehr und mehr geschwunden erscheinen. Überall im Leben — der Kampf ums Dasein, die Jagd nach Geld, Vorteil, äußerer Ehre und Sinnengenuß, die die innersten, heiligsten Triebe des Herzens, das Streben nach allem Hohen, Edlen und Guten unterdrücken! In der Wissenschaft so weit verbreitet der Materialismus, in der Kunst der krasseste und ödeste Naturalismus! Doch da gilt es gerade für uns alle, mögen wir uns einem mehr idealistischen oder mehr realistischen Berufe zuwenden, ähnlich wie dort in Schillers großem Drama die Liebe und die Pflicht ihren Thron mitten im wildesten Kriegsgetümmel aufschlagen, ebenso auch das reale Leben durch ideelle Güter zu veredeln, zu durchgeistigen, zu verklären und dem Worte des Dichters zu folgen, der uns zuruft:

Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich.

Denn daß diese Güter und Ideen kein leerer Schein, kein hohles Phantasiegebilde, sondern auch ihrerseits tatsächliche Kräfte sind, die auf unser ganzes Innenleben, unser Streben und Ringen ermutigend und stärkend einwirken, das haben wir selber ja schon in der Schule genugsam erfahren können.

Ich schließe mit dem bekannten Worte Rückerts, der das ganz besondere Ideal, wie es jedem einzelnen im Leben als Inbegriff seines ganzen Strebens vorschwebt, so einfach und doch so schön ausdrückt:

Vor jedem steht ein Bild
Des, das er werden soll,
Und eh' er das nicht wird,
Ist nicht sein Friede voll." — —

So weit also die Schülerrede. Man sieht, sie behandelt nur die Gegensätze selbst je für sich nach ihren Licht- und Schattenseiten, nicht auch ihre gegenseitige Mischung und Ausgleichung im Drama. Aber das würde ich auch

überhaupt nicht von Schülern verlangen. Genug, wenn sie davon wenigstens die Hauptsache begreifen, wie das ja hier der Schluß deutlich zeigt. Sie ihrerseits diese auch an den Charakteren selbst nachweisen zu lassen, dürfte selbst für eine Oberprima in der Regel zu viel verlangt sein.

Zum **Abschlusse** des Ganzen möge nun noch das kurze Wort dienen, welches ich damals nach der Schülerrede selber zur Entlassung der Abiturienten sprach und welches sowohl den Gegensatz an sich noch einmal und zwar von neuen Gesichtspunkten aus beleuchten, als auch seine Anwendung durch verschiedene Hinweise erweitern sollte: durch Hinweise auf unseren Schulunterricht selbst, weiterhin auf andere Lebensgebiete und auf die soziale Frage, endlich auf zwei Persönlichkeiten, die beim Unterricht unseren Schülern ganz besonders vor die Seele treten sollten: beim Geschichtsunterricht unser großer Staatsmann, der damals gerade 80jährige Fürst Bismarck, beim Religionsunterricht der Heiland Jesus Christus selbst. Ich hoffe auch mit diesem kurzen Nachwort dem Verständnis der Sache selbst als solcher zu dienen. Es lautete so:

Richtig haben Sie, mein lieber N., betont, wie die Begriffe des Realismus und Idealismus — zwei von jeher und auch heutzutage viel gebrauchte und viel mißbrauchte, einseitig gehandhabte Schlagwörter — im Grunde doch nur Wechselbegriffe sind, die, der eine im Grunde gar nicht ohne den anderen denkbar, durchaus wie Pol und Gegenpol auf gegenseitige Begrenzung und doch wieder Ergänzung, Berichtigung und doch wieder Förderung, kurz auf innigste Wechselwirkung, auf harmonische Einheit angewiesen sind. Zunächst sind wir Menschen ja doch alle auf das wirkliche reale Sein, auf die sichtbare Welt der Stoffe, Dinge und Tatsachen angewiesen, haben daran praktisch, realistisch uns zu üben und zu wirken, haben dazu Fähigkeiten und Fertigkeiten zu erlangen, Zwecke zu verfolgen und Mittel zu gebrauchen, kurz, den Realismus des gesunden Menschenverstandes, der erarbeiteten Tüchtigkeit, des irdischen Berufes zu betätigen. Demgegenüber ist nun, wie Sie wissen, das sogenannte Ideale zunächst gar kein Gegenstand der äußeren Welt, kein sinnenfälliges Seiendes, sondern eine Art unseres inneren Seins, eine Richtung des Geistes. Nämlich aus einer geheimnisvollen und nur als von Gott stammend erklärbaren, aber durchaus allgemein menschlichen Anlage, aus jener Ahnung, jenem Bewußtsein vom Schönen, Wahren und Guten heraus entwickelt sich auch der Trieb und die Willensrichtung, eben dieses zunächst nur dunkel geahnte, instinktiv empfundene Schöne, Wahre und Gute immer klarer zu erkennen, in bestimmten Formen, Gedanken, Gefühlen und Kräften wahrzunehmen, nachzuempfinden, und schließlich es auch darzustellen, zur Erscheinung, zur Verwirklichung, zur anschaulichen Gestaltung

zu bringen. Alles dies kann aber eben nur an realen materiellen Dingen und nur durch solche geschehen! Der Maler bedarf der Farbe, der Baumeister des Steines, der Musiker des Tones, der Dichter und Denker des Wortes, um sein Ideal ins Leben zu führen. Alles Geistige muß also durch den bewegten Stoff, durch die Materie, alles Ideale durch Realitäten hindurch, um überhaupt zur Erscheinung zu kommen, um eben „realisiert" zu werden. Immer aber, wo dies geschieht, wird ja eo ipso auch umgekehrt das Reale idealisiert, wird der Stoff der Sinnenwelt zur Unterlage, zum Träger, wird — nach einem tiefsinnigen Gedanken Schleiermachers — zum Organ und damit zugleich auch zum Abbild und Symbol jener höheren Geisteswelt und ihrer Kräfte und Gedanken. Fortwährend schmilzt also beides ineinander, wie ja schon jede Arbeit des täglichen Lebens, vollends jede Schularbeit zeigt. Wenn ich z. B. im Deutschen Aufsatz gute Handschrift, sachgemäßen Ausdruck, grammatische Richtigkeit verlange, oder im Homer richtiges Lesen, gründliche Kenntnis der Wörter und Wortformen usw., so ist das durchaus realistisch. Aber sofern dies alles einerseits bloß das Mittel sein soll zu dem höheren Zweck tieferen Verständnisses, geschmackvoller Darstellung, lebendiger Nachempfindung, und sofern sich anderseits gerade in diesen elementaren Realitäten doch auch der Fleiß und die Pflichttreue meiner Schüler widerspiegeln soll, so ist die ganze Forderung und Arbeit in doppelter Beziehung, direkt wie indirekt, durchaus auch idealistisch. — Und so durch alle Gebiete des Lebens und der Geschichte, wie Sie das ja selber treffend angedeutet haben. Überall, im engen Kreise der Familie und Freundschaft wie im weiteren der Bürger- und Staatsgemeinde und des Vaterlandes, in Kunst und Wissenschaft, aber auch in Gewerbe und Handel fließen beide Seiten ununterbrochen zusammen, wie das z. B. gerade für die in unserem Tal so wichtige Kaufmannschaft Schiller so schön ausdrückt:

Euch, ihr Götter, gehöret der Kaufmann! Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Ähnlich ist die größte und schwerste Frage am Ende dieses Jahrhunderts, die soziale, an der auch Sie alle einst als Männer mitzuarbeiten berufen sein werden, eine durchaus reale und ideale zugleich: nämlich keine bloß materielle Magen- und Machtfrage, wie so viele Schreier behaupten, sondern ebensosehr auch eine hochideelle Kopf-, Herz- und Gerechtigkeitsfrage! Aber sie ist auch umgekehrt nicht nach bloß phantastischen Ideen und Träumen, nach bloßen Prinzipien und Theorien zu lösen, sondern nur unter stetiger Berücksichtigung auch der ganz materiellen Wirtschaftsbedingungen, der ganz realen Gesellschaftsverhältnisse.

Und auch er, der gewaltige Kanzler, unser Fürst Bismarck, zu dessen 80jährigem Geburtstag sich ja in diesen Tagen eine Weltfeier

vorbereitet, wie sie die Geschichte nur selten, nur bei den Genien der Menschheit erlebt, er ist ganz gewiß einerseits der kluge, besonnene, machtvolle und oft auch eisenharte Realpolitiker gewesen, der sein Volk aus den ideologischen Träumereien und Phantasien früherer Jahrhunderte durch Waffengeklirr und Schlachtendonner geweckt und die deutsche Frage nicht durch schöne Reden und Idealprogramme, sondern durch Blut und Eisen gelöst hat. Aber eben als ein solcher Löser und Erlöser ist dieser hürnene Siegfried doch zugleich der größte Idealpolitiker gewesen; und das gewaltigste Wort, das er je gesprochen: „Wir Deutsche fürchten Gott allein, sonst niemand auf der Welt", es ist ein Triumphruf des denkbar höchsten und reinsten Idealismus, eines Idealismus jedoch, den es eben immer neu auch unserseits in ernster praktischer Arbeit zu realisieren gilt!

Und so seien und bleiben auch Sie, meine Freunde, allezeit beides zugleich: nüchterne, verständige, besonnene und tatkräftige Realisten des klaren Denkens, des ruhigen Urteils, der rastlosen Arbeit, jener

— Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört;
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Aber als solche doch auch rein empfindende, hochgesinnte, aufwärts strebende und ringende Idealisten eines charaktervollen Willens und eines „kategorischen Imperativs" der Pflicht, Idealisten der innigsten Gemütstiefe und der allumfassenden Menschenliebe, des demütigen Gottvertrauens und der opferfreudigen Nachfolge jenes Einen, dessen Bild uns diese heilige Passionszeit so ergreifend und erhebend vor die Seele malen will!

Ja, er selbst, Jesus Christus, unser Heiland, ist uns auch hierin das wunderbarste, höchste Doppelvorbild. Der nüchternste Realist gegenüber den phantastischen Träumen seines Volkes vom irdischen Weltreich des Messias; der gewaltigste Praktiker gegenüber dem hochtönenden Wortgeklingel der Pharisäer; der scharfsichtigste Menschenkenner, Zeit- und Weltbeurteiler; der konsequenteste Sichbeuger unter den allwaltenden Willen des Vaters und dessen heilige Weltordnung. Aber in allem dem eo ipso der glühendste Idealist voll erbarmendster Liebe und opferfrohester Hingabe, der Anfänger und Vollender weltüberwindenden Glaubens und todbesiegender Hoffnung, der Prophet der höchsten sittlichen Schönheit, der König der heiligsten Wahrheit, der Hoheprieſter der göttlichsten Güte und Gnade, der Idealmensch und vollkommene Gottessohn in einem.

Mit dem Hinweise auf ihn sei denn dies kurze Wort geschlossen.

Ein wohlfeiles volkspädagogiſches Sammelwerkchen zeitgenöſſiſcher deutſcher Literatur.[1])

Von **Ludwig Fränkel** in München.

I.

Die hoffnungsfrohe Erwartung, daß dank der allgemeinen und verbeſſerten Schulbildung die breiteren Maſſen immer mehr und ſchneller zu den hohen geiſtigen Gütern unſeres Volkes verſtändnisvoll Zugang und Anteil finden würden, hat ſich leider längſt nicht im gewünſchten Maße erfüllt. So wollen wir den Grundgedanken eines Rundſchreibens zuſammenfaſſen, das ein 68 Mann ſtarker Ausſchuß von Vaterlands-, Volks- und Bildungsfreunden aus allen Gegenden Deutſchlands zugunſten tatkräftigſter Verbreitung des untengenannten neuen gemeinnützigen Leſeunternehmens im Februar 1904 hat ausgehen laſſen. Nicht die allgemeinverſtändlichen Werke der Klaſſiker und die in ſo reicher Fülle vorhandene geſunde poetiſche und Erzählungsliteratur der neueren Zeit, heißt es daſelbſt, bilden die geiſtige Nahrung der weiteren Volkskreiſe, ſondern die elendeſten Schund-Kolportageromane. Dieſe wecken geradezu planmäßig alle ſchlechten Triebe der menſchlichen Bruſt, ziehen alle niedrigen Leidenſchaften groß und ſchädigen neuerdings immer ſtärker das ſittliche, geiſtige, wirtſchaftliche Daſein der wertvollſten, dauerhafteſten Schichten der Bevölkerung. Wie die unvergänglichen Erzeugniſſe der Klaſſiker und der deutſchen Dichter bis an das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts einerſeits, die zahlloſen Erzählungen größeren oder kleineren Kalibers einheimiſchen wie auswärtigen Urſprungs auf der anderen Seite zunächſt durch die Schulleſebücher, dann durch Reclams, Hendels, Meyers, Cottas, Heſſes u. a. wohlfeile Ausgaben bequem vor die leſegierigſten Augen kamen, das überſieht, vom „Goethe-Tage 1903“ datiert, ein Parallelaufruf des Münchſchen „Hausſchatzes“ keineswegs. Aber dieſer letztere will einerſeits an ſeinem Stücke eifrig mitwirken, nicht nur den „Gebildeten und Beſitzenden“, ſondern allen Volksgenoſſen im Reiche und in der Fremde die reichen Schätze zuzuführen, welche die deutſche Dichtung in den jüngſtverfloſſenen drei Jahrzehnten zutage gefördert hat, anderſeits den großenteils abgebrauchten, der Teilnahme

1) Münchs Hausſchatz. Band 1: „Deutſche Dichtung der Neuzeit; Gedichte durch die Dichter ſelbſt ausgewählt.“ Band 2: „Deutſches Skizzenbuch; Skizzen und Erzählungen durch die Verfaſſer ſelbſt ausgewählt.“ Charlottenburg 1903/4, Druck und Verlag von Richard Münch. Je 320 Seiten. Geheftet 50 Pf., hübſch mit Titelpreſſung gebunden 85 Pf., in größerer Anzahl 12½—25 Pf., gebunden 37½ Pf.

der Gegenwart allmählich entrückten oder ausländischen Erzählstoff durch Leistungen von Zeitgenossen zu ersetzen, die dem Denken und Fühlen der heute lebenden Deutschen näher stehen. Maßgebliche Triebfeder dieses Vorhabens, wie es die zwei erwähnten Ausschreiben nebst einem dritten vom 10. September 1903 darlegen, ist der Ehrgeiz, zur Veredelung der Volksseele tatkräftig einzugreifen.

Ein glänzender Schriftstellerring hat sich auf Ansuchen bereitwillig zusammengeschlossen, um in dem ersten Bande von „Münchs Hausschatz" die „Deutsche Dichtung der Neuzeit" in buntestem Wechsel der Empfindung und Stimmung vorzuführen. Diese lyrische Anthologie der Gegenwart enthält ausschließlich „Gedichte durch die Dichter selbst ausgewählt" und läßt so 101 Poeten zu Worte kommen, die sämtlich mit mehreren charakteristischen und möglichst verschiedenartigen Nummern vertreten sind. Neben hervorragenden Namen des älteren Geschlechts, wie Gerhard v. Amyntor, R. Baumbach, V. Blüthgen, H. Bulthaupt, F. Dahn, Marie v. Ebner-Eschenbach, A. Fitger, Reinh. Fuchs, L. Ganghofer, R. v. Gottschall, M. Greif, M. Haushofer, P. Heyse, H. Hoffmann, W. Jensen, W. Jordan, M. Kalbeck, G. Kastropp, H. v. Lingg, O. Linke, St. Milow, G. v. Oertzen, J. Rodenberg, P. Rosegger, F. v. Saar, E. Scherenberg, H. Seidel, Ad. Stern, J. Stinde, Ed. Tempeltey, A. Träger, J. Trojan, H. Vierordt, Ad. Wilbrandt, E. v. Wildenbruch, K. Woermann, E. Ziel u. a., kommen auch viele beachtliche Vorkämpfer allerjüngster deutscher Lyrik zur Geltung, z. B. Frdr. Adler, Fritz Bley, G. Busse-Palma, J. Cotta, Br. Eelbo, L. Fulda, K. Geucke, W. Harlan, R. Herzog, Mia Holm, Ricarda Huch, Frz. Lechleitner, J. H. Mackay, B. Frhr. v. Münchhausen, A. Pfungst, R. Presber, J. Prölß, P. Remer, A. Roderich, M. R. v. Stern, H. Sudermann, W. Walloth, A. Wohlmuth, von anderen abgesehen, die sich noch nicht endgültig durchgerungen haben, obwohl sie mit den mitgeteilten Proben meistens ebenbürtig den anerkannten Meistergenossen dieses Bändchens zur Seite treten. Auch der zweite Band des neuen Sammelwerks, „Deutsches Skizzenbuch" betitelt, bringt durchweg „Skizzen und Erzählungen durch die Verfasser selbst ausgewählt", und zwar aus der Feder berufenster Literaten, aus deren Reihen wir nennen: Moritz v. Reichenbach (V. Gräfin Bethusy-Huc), M. Brociner, Marie v. Ebner-Eschenbach, Max v. Eyth, W. Fischer, W. Hegeler, H. Heiberg, P. O. Höcker, Hans v. Kahlenberg, Isolde Kurz, Hans Land, Thomas Mann, Charlotte Niese, M. Nordau, J. Rodenberg, F. v. Saar, J. Stinde, H. Stökl, B. v. Suttner, Karl Baron Torresani, A. Trinius, Ulrich Frank, wozu sich noch ein Dutzend anderer sehr gut angeschriebener Erzähler gesellt. Wie beim voraufgegangenen lyrischen Sammelbande haben hier zum erstenmal alle Mitarbeiter, d. h.

fast alle hervorragenden bekannteren deutschen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, die Auswahl aus ihren Geisteskindern selbst getroffen, dabei auch neue, noch ungedruckte, sachlich und formell gelungene Dichtungen zugesteuert. All diese Beiträger stellen sich damit in den Dienst dieses großgedachten literarischen Sammelwerkes und der ihm zugrunde liegenden humanen Idee. Sie bieten insofern das Beste aus ihren Werken dar, als eben diejenigen Stücke Aufnahme fanden, die die Verfasser selbst für das ganze Volk verständlich und wirksam erachten.

Es lockt nunmehr, auf Einzelheiten der beiden Bände einzugehen, besonders Vortreffliches herauszuheben, auf das für den oder jenen Bannerträger unserer lebendigen deutschen Poesie Bezeichnende auf Grund seiner nach Selbsterkenntnis auserkorenen Blüten aufmerksam zu machen u. dgl. Das kann aber füglich unterbleiben, indem für den reellen inneren Wert der je 320 Seiten umfassenden, mit knappen bio-bibliographischen Angaben ausgestatteten Bände nicht nur der festgegründete literarische Ruf der Teilnehmer bürgt, deren große Mehrzahl durch namentliches „Extralob" einiger weniger ins Unrecht gesetzt würde, sondern auch die Namen des inzwischen im Februar 1904 zusammengetretenen Schutz- und Empfehlungsausschusses. An des letzteren Spitze stellte sich als erster Vorsitzender Prinz Emil v. Schönaich-Carolath, selbst Schöpfer tiefempfundener lyrischer Gedichte. Neben vielen führenden Männern unseres „offiziellen" und öffentlichen Lebens sitzen da eine Menge berufener Schriftsteller, Ästhetiker, Germanisten, Literar- und Kulturhistoriker, aus deren Zahl angeführt sein mögen: Frdr. Adler, V. Blüthgen, Alfred Börckel, H. Bulthaupt, F. Dahn, Max Eyth, Alfr. Friedmann, D. v. Gerhard-Amyntor, M. Greif, M. Haushofer, H. Hoffmann, W. Jensen, K. E. Knodt, O. Linke, Georg Frhr. v. Oertzen, A. Pfungst, Anselm Rumpelt (Alexis Aar), E. Scherenberg, O. Sommerstorff, Ad. Stern, A. Träger, A. Trinius, J. Trojan, H. Vierordt, E. v. Wildenbruch; sie vertreten die ausübende, selbstschöpferische Seite unter den Persönlichkeiten, die sich selbst gleichsam die Verantwortung für die Güte und Würdigkeit dieser literarischen Chrestomathie mit ihrer edeln Tendenz aufbürden, während zu den schon unter jenen enthaltenen Literaturkennern noch folgende namhafte Fachleute hinzukommen: die Universitätsprofessoren Dr. O. Behaghel, K. Bücher, J. Collin, K. Groos, W. Oncken, Th. Ziegler, Realgymnasialdirektor Dr. Rhld. Becker, Geheimer Oberschulrat Rodnagel, Gymnasialprofessor Dr. J. Rover, Hofrat Dr. H. Hallwich, Schulrat Dr. Stuhlmann, Direktor Prof. Dr. J. Wychgram, Schuldirektor O. Pache u. a.

Was diese Vereinigung nun anstrebt, knapp anzudeuten erscheint zweifellos von Wichtigkeit. Hören wir deshalb die eigenen Worte des bezüglichen Ausschreibens: „Wenn es gelänge, diese beiden Bände im größten

Maßstabe zu verbreiten, so würde dadurch nicht nur unmittelbar eine überaus segensreiche Wirkung erzielt: Licht und Wärme deutscher Dichtung über das ganze Land ergossen, sondern weiterhin die Nachfrage nach den (darin aufgeführten) Dichtungen und Romanen der im „Hausschatz" vertretenen Autoren allerwärts mächtig gesteigert und diese gute Literatur in zahlreichen Häusern an die Stelle der dort jetzt noch herrschenden schlechten gesetzt werden. Schon heute sind die betreffenden, für die weitesten Volkskreise empfehlenswerten Bücher keineswegs teurer als die bekanntlich oft 60, 80, ja 100 und mehr Wochenlieferungen zu 10 Pf. zählenden Schundromane. Die neue Aussicht auf bedeutend erhöhten Absatz würde aber die Verleger guter Romane, Erzählungen und Dichtungen sehr bald veranlassen, ebenfalls billige Lieferungsausgaben zu veranstalten, so daß die ganze Versorgung unseres Volkes mit Lesestoff in ein anderes, besseres Fahrwasser käme." So hat sich denn also die genannte einsichtige Gesellschaft zusammengetan, um etwa zwei Millionen Bände von „Münchs Hausschatz" durch gemeinnützige Vereine, Behörden usw. in allen Gebieten Deutschlands verteilen zu lassen, indem wohlhabende Gönner für jedes Exemplar 25 Pf. Kosten zuschießen und der Verlag von den Empfängern 10 bis 25 Pf. Vergütung erhält. Letzterer empfängt demnach 35 bis 50 Pf. für ebensoviel Text, wie dem Verleger der billigsten bisherigen Sammlung guter Volksliteratur der Sortimenter mit 1 M. 20 Pf. bezahlt. Die Leser in Volkskreisen endlich bekommen für 10 bis 25 Pf. dasselbe dem Umfange, wesentlich besseres dem inneren Werte nach, als sie bis jetzt im günstigsten Falle für 1 M. 60 Pf. erkaufen mußten. Freilich wird sich der erforderliche Gesamtbetrag bloß mit großer Mühe und erheblichen Schwierigkeiten aufbringen lassen. Deshalb klopfte der Schluß des Aufrufes der 68 Befürworter entschieden an das deutsche Nationalbewußtsein: „In England und Nordamerika sind schon seit Jahrzehnten von denen, die über bedeutende Mittel verfügen, für Volksbildungszwecke Hunderte von Millionen zur Verfügung gestellt worden — zweifellos eine der Ursachen des bisherigen vollkommenen Mißerfolges der gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen in jenen beiden Ländern. Bei uns haben bisher die leitenden und begüterten Kreise nur in verhältnismäßig seltenen Fällen freiwillige große Leistungen zum Zwecke der sittlichen und geistigen Hebung des Volkes dargeboten. Vielleicht ist die Hoffnung gerechtfertigt, daß das im obigen vorgeschlagene Vorgehen, das den Beifall der sachverständigsten Beurteiler gefunden hat, zustande kommt als ein Beweis dafür, daß sich die oberen Zehntausend Deutschlands ihrer Pflicht zur Fürsorge auch für das Geistes- und Gemütsleben der breiten Volksmassen voll bewußt sind. Das Ziel ist die Veredelung der Volksseele!"

II.

Die vorstehenden Ausführungen, die bereits im Februar 1904 niedergeschrieben, infolge zufälliger Umstände aber nicht zum Druck gelangt waren, sind inzwischen insofern durch die Ereignisse überholt worden, als das „Komitee [warum nicht deutsch „Ausschuß" oder ähnlich?] für Massenverbreitung guter Volksliteratur" von 68 Mitgliedern auf fast 700 angewachsen ist und seinen Arbeitsplan wesentlich erweitert hat. „Münchs Hausschatz" soll nach wie vor tatkräftig verbreitet werden: bei Bezug von mindestens 100 Bänden kostet jetzt der geheftete Band für Bildungsvereine, Lehrerkollegien u. dgl. 12½ Pf., der gebundene 37½ Pf., was in der Tat eine unerhörte Leistung bedeutet, nämlich ein Siebentel des Preises für ein Heft von Reclams Universalbibliothek bzw. Meyers Volksbüchern. Daneben unternimmt das Komitee den unmittelbaren Kampf gegen die Schund-Kolportageliteratur, indem es eine gesunde Kolportageliteratur schaffen und im größten Maßstabe verbreiten will. Zu diesem Zwecke hat es ein Preisausschreiben für Volksromane veranstaltet und dafür drei Preise von 18000, 12000 und 8000 M. ausgesetzt. Das Komitee verlangt „noch nicht veröffentlichte Romane, die in hohem Maße spannend und gemeinverständlich geschrieben sind, das schildernde Verfahren neben dem erzählenden nur sparsam anwenden, wenn möglich an allbekannte und alle Kreise interessierende Vorgänge der neuesten Zeit anknüpfen oder solche als Hintergrund der Handlung benutzen, von jeder einseitig parteipolitischen oder konfessionellen Tendenz frei sind, aber in unaufdringlicher Weise, mehr zwischen den Zeilen, gesunde Vernunft, sittlich-religiöse und nicht chauvinistische, wohl aber gut deutsche Gesinnung lehren." Wie ich erfahre, sind auf Grund dieses Preisausschreibens nicht weniger als 78 Manuskripte zur „Vorkonkurrenz" eingegangen, zu der der vollständige Wortlaut für 10 Druckbogen und die Inhaltsangabe für das übrige gefordert werden. Das Preisgericht, dessen Vorsitzender der frühere Generalintendant der Berliner Königl. Hofbühnen, Graf Bolko v. Hochberg, bekanntlich ein Kunstverständiger ersten Ranges, ist und dem unter anderen hervorragenden anerkannten Dichtern Viktor Blüthgen, Georg Reicke, Prinz Emil von Schönaich-Carolath, Johannes Trojan angehören, wird nun zu bestimmen haben, welche Manuskripte so brauchbar sind, daß von ihrer Vollendung ein wirklich voll befriedigendes Ergebnis zu erwarten ist. Die Sieger des Vor-Wettbewerbs sollen dann zur Beteiligung an dem Haupt-Wettbewerb aufgefordert werden. Die vom Preisgericht gekrönten Romane will das Komitee alsdann in ähnlicher Ausstattung wie die zu verdrängenden landesüblichen Schundromane in Wochenlieferungen zu 10 Pf. erscheinen lassen und die „Kolporteure" durch die Gewährung eines gegen ihren bisherigen Nutzen

stark erhöhten Verdienstes, die Abnehmer durch die Lieferung bedeutend stärkerer Hefte, als sie durchweg bisher für 10 Pf. zu erhalten pflegen, zu gewinnen trachten.

Der Plan des Komitees, dessen Vorsitzende der braunschweigische Gesandte in Berlin Freiherr v. Cramm-Burgdorf und der Berliner Bürgermeister Dr. Georg Reicke sind, beide selbst nicht nur warme Förderer echter Poesie, sondern selber erfolgreiche „Praktiker" darin, ist groß, schön und — kühn. Behufs Durchführung dieses weit ausschauenden und weit ausgreifenden Unternehmens haben sich während der jüngsten Monate in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches Landes-, Provinzial- und Ortsausschüsse gebildet; in vielen anderen Gegenden sind zurzeit die maßgebenden Persönlichkeiten damit beschäftigt. Wenn das Werk gelingt, so wird das offenbar einen Bildungsfortschritt bedeuten, der nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Die wahrhaft werktätige Förderung durch alle gemeinnützig Denkenden (nicht etwa bloß die unter literarischem Gesichtspunkte dafür Eingenommenen) dürfte der fest und sicher ihre Kreise ziehenden Bewegung gewiß sein.

Berührt dieser bewegliche und überzeugende Appell die Ehre jedes für gesunde und wohlmundende geistige Kost besorgten Deutschen, so daß er sein Scherflein für den vorschwebenden schönen Zweck freudig darreicht[1]), so muß insbesondere dem Lehrer des Deutschen der Sinn für die Angelegenheit geschärft werden, nämlich eifrigst sich an der „Propaganda der Tat", d. h. an der weitesten Verbreitung jenes überaus treffsicheren volkspädagogischen Gedankens zu beteiligen. Als der Leiter des Unterrichts in deutscher Sprache und Literatur trete er dem reichen neuen Stoffe näher, der hier ausgebreitet liegt, das Bild vom jüngsten vaterländischen Schrifttum zu modeln, beziehentlich bei vielen Vorurteilsvollen erst zu schaffen. Ja, auch das wäre ein großes Doppelverdienst des Münchschen Hausschatzes: einmal der heranwachsenden deutschen Jugend und ihrer muttersprachlichen Lehrstunde den in den schulmäßigen Hilfsmitteln noch so vielfach erschwerten Einblick in Bedeutung und Vielseitigkeit der deutschen Literatur zeitgenössischen Ursprungs zu eröffnen und sie für die Aufgabe zu erwärmen, die in Drang und Lärm der materiell-naturalistischen Gegenwart einer idealistisch gestimmten Poesie gebührt; zweitens das immer noch leise fortdauernde Vorurteil zu unterdrücken wider das angeblich Epigonenhafte und anderseits das unausgegoren Realistische, das der heutigen gediegeneren Lyrik

1) An die Verlagshandlung von Richard Münch in Charlottenburg oder den Schatzmeister des Hauptausschusses, Vereidigten öffentlichen Bücherrevisor Heinr. Klassenbach in Berlin, am förderlichsten aber doch wohl durch Bestellen einer möglichst großen Anzahl von Bändchen bei ersterer.

wie Belletristik inwohnen solle. Zieht doch das erste, das lyrische Bändchen von „Münchs Bücherschatz", die Grenzen in Zeit, Stoff und Beiträgern, schon in Anbetracht der vielen zum erstenmal anthologisch herangezogenen Literaten, ganz beträchtlich weiter als die bis heute eigens für didaktische Absichten berechneten einschlägigen Handbücher. So stellt ja das vorzügliche Hilfswerk „Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Auswahl für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, herausgegeben von Dr. M. Consbruch und Dr. Fr. Klinckfieck, Oberlehrern am Stadtgymnasium zu Halle a. S."[1]), auf dessen grundsätzlich und für die Unterrichtstheorie lehrreiches Vorwort mit seiner verständigen Apologie der neudeutschen Dichtung als Unterrichtsgegenstand hingewiesen sei, fast ein Ereignis dar, schon weil es Nietzsche, Detlev v. Liliencron, Arno Holz, Dehmel für den Schüler heranzieht. Das andere Bändchen von „Münchs Hausschatz" hinwiederum beweist, wie viel Wertvolles und Feines innerhalb der weitschichtigen neuesten deutschen Belletristik schlummert, was unbedenklich nicht nur den lesehungrigen Leuten aus dem Volke, sondern allergrößtenteils auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden darf und soll. So haben wir die Gründe nacheinander dargelegt, die es völlig berechtigt erscheinen lassen, auf das neue literarische Sammelwerk wegen seines sorgsam ausgesuchten „aktuellen" Inhaltes, seines volkspädagogischen Ziels und des erstaunlich wohlfeilen Preises nachdrücklichst das Augenmerk des Deutschlehrers zu lenken. Wenn er diesen herzlich gemeinten Anregungen folgt, wird er sich selbst, der Jugendbildung und der Volkserziehung mit vollem Erfolge dienen.

Sprechzimmer.

1.

Etwas ausbaden müssen. (Zu Zeitschr. XVI, 711 und XVII, 529.)

Die Erklärung „ein unfreiwilliges Bad bis zu Ende erleiden" halte ich nicht für richtig. Der Vergleich, der in den Worten „etwas ausbaden müssen" liegt, ist meiner Ansicht nach von der öfter vorkommenden Tatsache hergenommen, daß ein angerichtetes warmes Bad, etwa in einer Familie, von zwei oder mehreren Personen nacheinander benutzt wird, so daß also der an zweiter oder letzter Stelle Badende das schon von anderen getrübte Wasser benutzen und es so aus-, d. h. zu Ende baden muß. Ebenso muß derjenige, der bei einem gemeinsamen Vergehen, sagen wir: bei einer Schlägerei, gefaßt wird, er mag

1) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1903, X und 310 Seiten; ein höchst sauberer geschmackvoll ausgestatteter Band.

ſelbſt geringe oder gar keine Schuld haben, für die Sünden der anderen, die frei ausgehen, büßen oder doch mitbüßen. In dieſem Sinne, daß jemand für ein von anderen begangenes Unrecht Strafe erleidet, wird meines Erachtens die Redensart immer nur gebraucht.

Sollte jemand an der Möglichkeit zweifeln, daß jene doppelte oder gar mehrfache Benutzung desſelben Bades vorkommt, ſo mag man ſich daran erinnern, daß in früheren Zeiten, als die modernen Badeeinrichtungen in den Häuſern noch nicht bekannt waren, ein warmes Bad zu bereiten ein immerhin nicht geringes Maß von Zeit, Mühe und Koſten beanſpruchte. Es erſchien deshalb natürlich, ein ſolches, wenn es einmal angerichtet war, für mehrere, z. B. Kinder derſelben Familie, nutzbar zu machen. Gewiß iſt, daß dies auch heutzutage gerade beim Baden von Kindern in Familien noch vorkommt. Verſteht man den Ausdruck ſo, ſo muß man ſich über das Treffende und Humoriſtiſche des Ausdrucks in unſeren bildlichen Redensarten auch hier freuen.

Die in dieſer Zeitſchrift XVII, S. 529 angeführte Stelle, welche von Eulenſpiegel handelt, hat einen anderen, freilich nicht minder treffenden Sinn. Eulenſpiegel „tummelt“ ſich auf dem über die Saale geſpannten Seile: natürlich nicht in der Abſicht, ein Bad in dem Waſſer darunter zu nehmen. Als er nun doch hinunterfällt, rufen ihm die Jungen zu: „Hä, hä, bade nur wohl aus“, d. h. nimm das Bad nur ordentlich zu Ende, wie einer, der behaglich ſich im Waſſer ſtreckt oder der eine gründliche Reinigung ſeines Körpers vornehmen will. Und der Übermut, mit dem er ſich auf dem Seil getummelt hat, wird ihm höhniſch als ein Verlangen gedeutet, einmal ein Bad zu nehmen: „Du haſt lange nach dem Bad gerungen.“ Mit demſelben Spotte ſagt übrigens auch der Schriftſteller ſelbſt, der es berichtet: „Er badete redlich (d. h. tüchtig) in der Saale.“

Übrigens fällt an derſelben Stelle der Ausdruck auf: da wurden die Bauern gar ſehr lachen. Im Plattdeutſchen hört man, wenn ich mich nicht irre, auch gelegentlich erzählen: da würr he ſeggen = da ſagte er, vielleicht in dem Sinne: da fing er an zu ſagen. Im Hochdeutſchen wäre damit zu vergleichen: es wird regnen (bei beginnendem Regen), nicht ein Futurum, ſondern = es fängt an zu regnen.

Berlin. **C. Nohle.**

2.

Schwund der Deklination.

Titel und Berufsbezeichnungen ſcheinen in den Zeitungen grundſätzlich nicht mehr dekliniert zu werden, nicht nur wenn ſie dem Namen folgen, ſondern auch wenn ſie vorangehen; man lieſt immer nur: den Agent N., dem Lithograph X., des Soldat F. uſw. In der Illuſtrierten Zeitung Nr. 2936 wurde ein Gemälde von Angelo Jank „aus dem Märchen vom Schweinehirt und der Prinzeſſin“ beſprochen. Ja ſelbſt H. Hettner läßt in ſeinen Kleinen Schriften S. 461 das Wort Fürſt unverändert im Akkuſativ: „mit einem Freimut, der gleich ehrenvoll für den Dichter wie den Fürſt iſt.“ Ihm ging allerdings

Kleist voran, der im Käthchen von Heilbronn nur die Form Graf kennt: vom Graf Stein, den Graf von Strahl usw. (3, 6), allerdings im Verse. Auch der Reim tut dem Kasus Gewalt an, besonders an dem Worte Held: „O Kaiser, sieh am Belt den königlichen Held", Schenkendorf. Vgl. „Gilt Sieg es oder Fall? (Frau Minne) Sei gnädig deinem Vasall." Fliegende Blätter Nr. 2828, S. 173.

Solche Fehler finden wir dann in Schülerheften wieder, sogar von Primanern.

In den Preußischen Jahrbüchern 108 (1902), S. 220 betrachtet W. E. Block den hellen lichten Tag als unantastbar, er schreibt: am hellerlichten Tage. Ob er da an das Hauptwort Heller gedacht hat? — Allgemein üblich ist es, die Monatsnamen ohne Genitiv-s zu setzen nach Hauptwörtern wie Anfang, Mitte, Ende; Goethe schrieb noch „bis Ende Septembers" (an Schiller 9. 3. 1799). Freilich deklinierte Schiller das Indefinitum etwas noch nicht, er sagt (5. 5. 1802) in etwas, wofür man jetzt häufig lesen kann: in etwa! z. B. in der Zeitschrift Gymnasium 1903 (21), Nr. 9, Sp. 299 (J. Knepper in Bitsch). (In etwas auch bei Nemeiz, Vernünftige Gedanken 1739, 2, 54; 3, 49.)

Am meisten vergeht sich die Apposition gegen die Deklination, sie fügt sich schon lange nicht mehr der Forderung nach Kongruenz, die unsere deutsche Schulgrammatik nach dem Vorbilde der lateinischen erhebt.[1]) Das Beispiel aus Werthers Leiden „traf ich einen jungen B. an, ein guter Junge" sowie andere der Art bei Goethe, in Bismarcks Briefen usw. lassen Wunderlich, Umgangssprache 2, 19 für die Apposition eine größere Selbständigkeit fordern, er will solche „Trümmerstücke alter Fügung" nicht unter die Sprachdummheiten aufgenommen sehen. Auf Wustmanns Seite steht Erdmann, deutsche Syntax 1, 64, vgl. Erdmann-Mensing 116. Es kommt hierbei wohl weniger auf die Sicherheit des Schreibenden im Deklinieren an, als auf das Bewußtsein, daß die Apposition mit ihrem Beziehungsworte auch äußerlich zusammenstimmen muß, wenn sie als zu ihm gehörig erkannt werden soll. In dem Satze: Herr Schmidt schickte einmal seinen Lehrling ins Theater, heute ein bekannter Graveur, wird man die Apposition doch eher zum Subjekt als zum Objekt ziehen. Wenn Busch, Tagebuchblätter 2, 519, schreibt: „In Gesellschaft eines Herrn v. Bülow, Erbmarschalls und Vorsitzenden der Stände Lauenburgs, das Muster eines Junkers von der dortigen Sorte", so hat das Fallenlassen der richtig begonnenen Übereinstimmung etwas Hartes; sollte die Kennzeichnung: das Muster usw. besonders hervortreten, dann war es besser, sie zu einem selbständigen eingeschobenen Satze zu machen. Liegt aber bei jeder Apposition ein Grund vor, sie sich zum Range eines Satzes erhoben zu denken? Der Satz in Heyses „Anfang und Ende" (Novellen-Auswahl Berlin 1890, 1, 38): „Gibt's einen größeren Sklaven seiner Pflichten, als ein König?" läßt sich natürlich durch ein „ist" leicht vervollständigen, aber wenn Heyse nun einmal keinen Vergleichssatz bilden

1) Auch Kasusverwechselung kommt in der Appositition vor, z. B. in Heinemanns Goethe, 1. Aufl. 1, 250; Auf Klingers Otto, der ersten Nachahmung des Götz, folgten —. 1, 421: Umweg über Cento, der Geburtsstadt des Guarino.

wollte, mußte er den Satzteil der Fügung des ganzen Satzes anpassen. Recht nachläſſig behandelt Heyſe auch die Fügung in dem Satze: „Schon als Knabe hatte ſein zügelloſer Eigenwille ſelbſt durch die ſtrenge väterliche Zucht ſich nicht bändigen laſſen.“ (Vigilio, Gartenlaube 1901, S. 20a.) Der Eigenwille als Knabe? Allerdings ſchreibt auch Schiller an Goethe 16. März 1801: „Dieſer Handel werde ſeinen als Dozent ſchon ſehr geſunkenen Kredit wieder heben.“ Ob man aber Briefe als muſtergültig in jeder Beziehung betrachten darf? Unbedingt fehlerhaft iſt die Hinterziehung der Flexion in dem Satze: Die perſönlichen Verhältniſſe eines noch heute lebenden, als akademiſcher Lehrer hochgeſchätzten Mannes.“ Warum ſoll die Einführung eines Attributs durch „als“ die ganze Fügung durchbrechen dürfen? (Wie verderblich überhaupt die Verwendung dieſes bequemen als iſt, zeigen die Schülerſätze: „In Eger fällt Wallenſtein als Sühne für ſeine Schuld.“ „Da weicht die göttliche Kraft von ihr als Strafe für ihr Vergehen.“)

Dresden. **Carl Müller.**

3.

Kaum = nur, bloß (?) (Zeitſchr. XVI, 714).

Die Antwort „Er iſt kaum in die Stadt gegangen“ auf die Frage, ob einer zu Hauſe ſei, die Weber als Eichſtätter Spracheigentümlichkeit erwähnt und für nicht häufig hält, ſcheint mir doch weiter verbreitet zu ſein; mir iſt ſie wenigſtens ganz geläufig, und ich meine auch, ſie von Leuten aus verſchiedenen anderen Gegenden gehört zu haben. Ich glaube aber auch, daß ſie nicht ſo zu erklären iſt, wie es Weber tut, als ob es heißen ſolle „er iſt nur (bloß) in die Stadt gegangen und kommt gleich wieder“, ſondern daß es heißt „er iſt ſoeben erſt in die Stadt gegangen“, d. h. „kaum iſt Zeit verfloſſen, ſeit er in die Stadt gegangen iſt“; wenigſtens wie ich die Wendung gehört habe und ſelbſt anwende, gilt nur dieſe Bedeutung, die im Neuhochdeutſchen ja bekannt und ziemlich verbreitet iſt (ſ. D. W. V, S. 357, a).

Bonn. Dr. **Wülfing.**

4.

Ein Lauſitzer Sprachgebrauch.

In Bautzen, und jedenfalls überhaupt in der Lauſitz, herrſcht ein eigentümlicher Gebrauch der erſten Perſon der Mehrzahl des perſönlichen Fürworts, der mir von Leipzig aus gänzlich unbekannt war. Die Situation, wo der Gebrauch regelmäßig ſtattfindet, iſt folgende: Zwei Perſonen führen etwas gemeinſchaftlich aus, wovon die eine zugleich namens der anderen berichtet. Man ſollte alſo erwarten, daß geſagt würde: „Ich gehe mit Karl ſpazieren“ oder „Wir, Karl und ich, gehen ſpazieren.“ Statt deſſen habe ich hier ſtets gehört: „Wir gehen mit Karl ſpazieren.“ Ich betone nochmals, daß das Fürwort „wir“ „Karl“ mit einſchließt, daß alſo kein Zuwachs an Perſonen vorliegt. Es handelt ſich um zwei Perſonen, und Karl würde alſo ſagen: „Wir gehen mit Hans ſpazieren.“ Wie ſoll man dieſen merkwürdigen Sprachgebrauch erklären? Ich habe ſo gedacht: Es kann vielleicht

eine Verschmelzung vorliegen, die ja auch sonst im Deutschen vorkommt, wie z. B. in dem Satze: Der Baum hängt voll Äpfel, d. h. Die Äpfel hängen auf dem Baume, so daß er voll ist. Es wäre dann für unseren Fall anzunehmen, daß aus den Sätzen: „Ich gehe mit Karl spazieren" und „Wir gehen spazieren" durch unbewußte Verschmelzung entstanden sei: „Wir gehen mit Karl spazieren." Näher liegt vielleicht die andere Erklärung, daß die Präposition „mit" in dem vorliegenden Falle die Bedeutung „eingeschlossen", „mitgerechnet" durch Beeinflussung des so häufigen „inklusiv" erhalten habe. Ich möchte gern erfahren, ob ähnliche Gebrauchsweisen anderwärts vorkommen oder ob mir vielleicht eine bessere Erklärung als die obigen gegeben werden könnte.

Bautzen. Seminaroberlehrer **G. Grötzschel.**

5.

Idistavisus = „It is a Wise".

Aus meinen Primanerjahren erinnere ich mich einer scherzhaften Erklärung des berühmten Schlachtfeldes, die uns unser Lehrer Goßrau in Quedlinburg mitteilte: Einem Römer, der eine Frau nach dem Namen der Örtlichkeit gefragt habe, sei die Antwort geworden: „It is a Wise", woraus dieser das latinisierte Idistavisus gemacht habe. Die Quelle des Scherzes ist wohl in E. M. Arndts Erinnerungen S. 218 (Reclam) zu finden. Er schreibt: „Es lächerte mir's wegen einer philologischen Schnurre, die ich in einem Kommentar über Tacitus Germania irgendwo gelesen habe: die Tenkterer sollten ihren Namen von dem Trompetenton Tenk Ter, Tenk Tenk erhalten haben, gerade wie ein Römer der blutigsten Feldschlacht, welche Germanikus und Arminius an der Weser miteinander hielten, den Namen die Schlacht bei Idistavisus gegeben haben soll, indem er von einem Deutschen et is a Wise auf seine Frage nach dem Namen der Stelle zur Antwort bekommen habe."

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

Zur Sprachgrenze um Aschersleben.

In seiner 1883 erschienenen Schrift „Die Sprachgrenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch von Hedemünden an der Werra bis Staßfurt an der Bode" war Haushalter unter anderem auch zu dem Ergebnis gekommen, daß ein kleines Gebiet um Aschersleben gemischten Dialekt aufweise. Zu diesem Mischgebiet rechnet er die Orte Neundorf, Giersleben, Gr.- und Kl.-Schierstedt, Mehringen, Aschersleben, Westdorf, Endorf, Neuplatendorf, Wieserode und Ilsigerode, „die Eroberung mitteldeutscher Mundart in den letzten zwanzig Jahren" (S. 20), die Erscheinung „eines beträchtlichen Zurückweichens des Niederdeutschen vor dem überlegenen Mitteldeutschen innerhalb eines Zeitraumes von 20—30 Jahren" (S. 17).

Als ich im Sommer 1895 einen Teil der genannten Ortschaften in der Absicht besuchte, durch eigene Forschung ein Urteil über Haushalters Angaben zu gewinnen, gelangte ich durch sorgfältige Untersuchungen, die in den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S. 1895, S. 75—92 veröffent-

licht sind, zu der Überzeugung, daß Haushalters Ansicht nicht stichhaltig sei, vielmehr in den von mir besuchten Orten die Sprache vor 150 Jahren im wesentlichen dieselbe gewesen sein müsse wie heute, nämlich mitteldeutsch.

Einige Jahre später fand ich bei Heinrich Pröhle „Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen" 1856, S. 28 dieselbe Ansicht, daß die nächsten Dörfer bei Aschersleben ehedem sächsisch gewesen seien: „Und wäre Bürger etwas länger auf der Stadtschule zu Aschersleben geblieben, als der Fall war, so dürften wir annehmen, daß er nicht gefehlt haben würde, wenn es zum Neujahrsingen auf die nächsten Dörfer ging, am wenigsten dann, wenn mit Hülfe des Aschersleb'schen Sängerchors auf den nächsten, ehemals sächsischen Dörfern die Passion auf eine völlig oratorisch-dramatische Weise aufgeführt wurde."

Worauf sich Pröhles Angabe stützt, daß diese Dörfer ehedem sächsisch, d. h. offenbar niederdeutsch gewesen sind, weiß ich nicht; auch Haushalter erwähnt sie nicht, obwohl sie für seine Auffassung spricht. Trotzdem glaube ich an ihrer Richtigkeit zweifeln zu müssen. Auf die Frage, ob ehedem das Niederdeutsche bis Halle und Merseburg gereicht habe, will ich hier nicht näher eingehen und mich auf ein Zeugnis beschränken, das mir zugunsten der von mir geäußerten Ansicht zu sprechen scheint und bisher unverwertet geblieben ist. Der Dichter G. A. Bürger sagt in „Hübnerus redivivus, d. i. kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten" (Grieseb ach, G. A. Bürgers Werke, 1894, S. 424): „Mir, der ich im Fürstentum Halberstadt, und also auf der Grenze von Ober-Sachsen, der Heimat der neuern hochdeutschen Mundart, geboren, an die acht Jahre in Ober-Sachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über zwanzig Jahre unter gut hochdeutsch redenden Menschen in und um Göttingen gelebt habe, und also echte hochdeutsche Aussprache so wohl in den Ohren, als in dem Munde haben kann" usw.

Also drei Gründe führt Bürger dafür an, daß er echte hochdeutsche Aussprache in den Ohren und im Munde habe, 1. daß er von Geburt ein Obersachse ist, 2. daß er acht Jahre in Obersachsen erzogen worden ist, 3. daß er lange unter gut Hochdeutsch redenden Menschen in und um Göttingen, d. h. in niederdeutschem Sprachgebiete gelebt habe.

Sein Geburtsort ist bekanntlich Molmerswende, das nicht nur heute mitteldeutsch ist, sondern es auch zu der Zeit war, als Bürger geboren wurde, also vor gut 150 Jahren. Wie weit es von der niederdeutschen Grenze entfernt lag, gibt Bürger nicht an; aber wir brauchen aus seinen Worten nicht zu entnehmen, daß es Grenzort war.

Bürgers Großvater väterlicherseits war der Erb- und Rittersasse Johann Heinrich Bürger zu Neu- und Paßbruch bei Pansfelde, das einige Stunden nördlich von Molmerswende liegt. Seine Mutter stammte aus Aschersleben und war die Tochter des Hofesherrn bei dem Hospital zu St. Elisabeth Bauer zu Aschersleben. Als Knabe ging Bürger eine Zeitlang täglich nach Pansfelde, um mit den Kindern des dortigen Predigers unterrichtet zu werden. Im

Jahre 1759 kam er nach Aschersleben in das Haus seines Großvaters, am 8. September 1760 nach Halle. Da Bürger nicht, wie für die Göttinger Gegend, andeutet, daß Pansfelde und Aschersleben dem niederdeutschen Gebiete angehörten, besonders aber, daß seine Mutter und sein Großvater in Aschersleben und seine Verwandten in Pansfelde Niederdeutsche waren, die trotzdem ein gutes Hochdeutsch hätten sprechen können, so folgere ich daraus, daß Pansfelde und Aschersleben schon damals mitteldeutsch waren. Bürgers Angabe, er sei auf der Grenze von Obersachsen geboren, verstehe ich daher so, daß Molmerswende nicht mitteldeutscher Grenzort war, sondern in der Nähe der niederdeutschen Sprachgrenze lag, was noch für die heutigen Verhältnisse zutrifft. Ist aber Aschersleben damals mitteldeutsch gewesen, so werden es die anderen in Frage kommenden Orte auch gewesen sein.

Gegen Haushalters Ansicht spricht aber noch ein Umstand. S. 20 sagt er: „Daß wir es hier mit einem jahrhundertelang fortgesetzten Vordringen (des Mitteldeutschen) zu tun haben, das die ganze Landschaft zwischen Helme, unterer Unstrut, Saale, unterer Bode, Wipper und Harz Schritt für Schritt aus niederdeutschem zu mitteldeutschem Gebiete gemacht hat." Wenn in dem kurzen Zeitraume von 20—30 Jahren die von Haushalter angeführten 11 Orte mitteldeutsch werden konnten, so sollte man annehmen dürfen, daß 100 Jahre früher, um 1750, das Niederdeutsche erheblich weiter nach Süden und Westen reichte, daß Molmerswende damals noch niederdeutsch war. Bürger beweist, daß dies nicht der Fall war.

Blankenburg. **Ed. Damköhler.**

7.

erstwer.

„erstwer" im ostpreußischen Dialekte = der erste beste, z. B. ein junges Mädchen will nicht erstwen heiraten.

Berlin. **C. Nohle.**

Bücherbesprechungen.

Friedrich Seiler, Griechische Fahrten und Wanderungen. Reiseeindrücke und Erlebnisse. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1904. 423 S.

Mit Recht dürfen auch heute noch Reisebeschreibungen bei jung und alt, bei vornehm und gering auf einen ausgedehnten Leserkreis rechnen, und das gilt doch wohl in besonders hohem Maße, wenn wir, geführt von einem liebenswürdigen Erzählertalente, hinausziehen dürfen nach jenen sonnigen Gefilden, in denen einst der Genius des griechischen Volkes seine großen, unsterblichen Kulturtaten schuf. Griechenland! Welcher zauberhafte Klang liegt für jeden wahrhaft Gebildeten in diesem Worte! Wir begrüßen darum den Plan Friedrich Seilers, eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit jenem Lande beschäftigen und die ursprünglich in den „Grenzboten", der „Täglichen Rundschau" und der „Vossischen Zeitung" veröffentlicht worden sind, jetzt nach

durchgreifender Umarbeitung und starker Kürzung in Buchform erscheinen zu lassen, als einen außerordentlich glücklichen und in seiner Ausführung wohlgelungenen Gedanken.

Das Buch ist, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, nicht für gelehrte Archäologen bestimmt, auch nicht für langjährige Kenner Griechenlands, sondern für solche, denen die alte deutsche Sehnsucht nach dem sonnigen Süden im Herzen wohnt, die das Land der Griechen mit der Seele suchen und den für unsere Zeit so bezeichnenden Drang empfinden, sich die Vergangenheit durch die Gegenwart zu veranschaulichen und die Gegenwart durch die Vergangenheit zu verklären.

In sechs Abschnitten werden uns alsdann, immer in flüssigem, lebendigem Stil und lichtvoller Klarheit, folgende Kapitel vorgeführt: 1. Attika, 2. Erste Reise in den Peloponnes, 3. In der Heimat des Odysseus, 4. Delphi, 5. Die Inselreise, 6. Zweite Reise in den Peloponnes. Dankenswert ist zunächst, daß der Leser über eine Reihe von Irrtümern aufgeklärt wird, die größtenteils noch in den Köpfen der Gebildeten spuken, da sie in den Schulen und landläufigen Büchern sich immer noch forterben; hierher gehört z. B. die allbekannte Erzählung, daß die vergoldete Lanzenspitze der ehernen Athena Promachos schon dem das Südkap Attikas umsegelnden Schiffer sichtbar geworden sei — „bei der tatsächlichen Entfernung eine absolute Unmöglichkeit“ (S. 25), oder die irrige Annahme, daß bei der Seeschlacht von Salamis die eine Hälfte der persischen Flotte, um die Griechen einzuschließen, die ganze Insel umsegelt habe — „ein Manöver, das viel zu lange gedauert haben würde und ganz unnötige Schwierigkeiten und Gefahren mit sich gebracht hätte“ (S. 53). Besonders interessant in dieser Hinsicht sind die Ausführungen Seilers, durch die er nach Eindrücken seiner Autopsie die noch immer von vielen Gelehrten angefochtene Hypothese Dörpfelds, daß das Homerische Ithaka nicht die heutige Insel gleichen Namens, sondern vielmehr das heutige Leukas ist, zu bekräftigen sucht (S. 200 flg.).

„Unsere Zeit hungert nach Anschauung. Darum habe ich mich bemüht, lebensvoll zu schildern und das Geschaute mit dem Erlebten in wirksamen Zusammenhang zu bringen. Mein Wunsch wäre erfüllt, wenn der Leser ein wenig spürte, wie sehr das Buch mit dem Herzen geschrieben ist.“ So sagt der Herausgeber in der Vorrede; sein Wunsch scheint uns in Erfüllung gegangen zu sein. Wie gelungen sind die Schilderungen von dem überwältigenden Eindruck des Parthenon auf ein empfängliches Herz (S. 25 flg.) oder von der entzückenden Aussicht, die man von der Akropolis Athens aus genießt (S. 31 flg.), wo Seiler „die innige Vermählung von Meer und Land, die sich in unendlichem Wechsel gegenseitig durchdringen, die plastische Schärfe und Feinheit der Gebirgskonturen, die Klarheit der Luft, die an schönen Tagen alle Schattierungen und Farben verstärkt und erhöht und alle Umrisse scharf abhebt“, sehr richtig als die Hauptreize der griechischen Landschaft hinstellt! Wie packend und phantasievoll ist ferner die Schilderung des großartigen, geweihten,

trümmerbedeckten Festplatzes von Olympia, jenes Raumes „voll erhabener, ehrfurchtgebietender Vergangenheit, den beim leisen Rauschen des Nachtwindes die Schatten großer Toten durchwandeln!“ (S. 188).

Nicht minder interessant sind eine Reihe feiner Urteile und scharfsinniger Beobachtungen, die Seiler in seine Darstellung eingeflochten hat, so z. B. wenn er im Anblick der Säulen des Olympieions, der Reste eines Riesentempels, den der große Baukaiser Hadrian errichtet hat, in knappen Worten den eigenartigen Unterschied zwischen Römertum und Griechentum folgendermaßen charakterisiert: „Die Römer wollten durch die Masse, die Wucht, das Gigantische aller Dimensionen imponieren, während es den Griechen bei aller Größe und allem Ernst doch vorwiegend auf die Harmonie der Teile und ihre Übereinstimmung zum Ganzen ankam“ (S. 34).

Mit Recht hat ferner der Verfasser, wie er in der Vorrede bekennt, auch der Kritik ihr Recht gegeben und gelegentlich kleine Menschlichkeiten vorgeführt, damit der Humor nicht fehle, ein Kunstmittel, durch das dem Buche eine besondere, den Lesern gewiß sehr willkommene Würze zuteil geworden ist. Wie köstlich wirkt z. B. der tragikomische Zusammenstoß mit zwei „ruppigen, kettenlosen Kötern“ beim Besuche der Akropolis (S. 39), wie herzlich müssen wir lachen, wenn der Verfasser angesichts der mangelhaften Verpflegung auf der ersten peloponnesischen Reise in die verzweifelte Klage ausbricht: „Die Schafe, die unsere Speise waren, schienen sämtlich in den Ställen des Königs Agamemnon jung gewesen zu sein, so zähe war ihr Fleisch!“ (S. 87). Daß das Reisen im heutigen Griechenland überhaupt noch vielfach nicht den Forderungen eines modernen Kulturmenschen entspricht, sehen wir beispielsweise in der ergötzlichen Schilderung der Einrichtungen auf dem Dampfer „Kephallenia“; auf S. 297 nämlich lesen wir: „Als ich den Kellner eines Morgens darauf aufmerksam machte, daß meine Tasse am Rande noch deutlich eingetrocknete Spuren vom Tage vorher zeige, steckte er zwei Finger in den Mund, fuhr damit reinigend um den Rand und war sehr erstaunt, daß ich die Tasse nunmehr erst recht zurückwies.“

Anziehende, äußerst fesselnd entworfene Kulturbilder werden uns auch sonst vorgeführt; am interessantesten in dieser Hinsicht erscheint uns die lebendige Beschreibung des Aufenthaltes im Hause eines wohlhabenden messenischen Weinbauern (S. 153—160), wo unsere deutschen Reisenden die Erfahrung machten, daß Europens „übertünchte Höflichkeit“ noch nicht bis in die peloponnesischen Gaue vorgedrungen ist und dort „die antike Naivität über moderne Zimperlichkeit“ noch immer den Sieg davonträgt.

Der unserer Anzeige zu Gebote stehende Raum verbietet es uns, noch ausführlicher über Seilers Buch zu sprechen, das, geschmückt mit einigen hübschen Skizzen aus der kunstgeübten Feder der einen der Reisegefährtinnen, Frl. Martha Lobach, eine wirklich gelungene Anschauung der klassischen Stätten Griechenlands, ein klares, schönes Bild von Land und Leuten uns vermittelt. Insbesondere den eigenartigen Zauber des großen Rahmens, in dem sich das

Leben des griechischen Volkes abspielt, die griechische Landschaft, hat der Verfasser dem deutschen Auge und Gemüt meisterhaft nahezubringen verstanden; nur in solcher Landschaft, sagt er mit Recht, konnte die Harmonie und Stil der Seele, die Einfalt und Größe des Geistes erwachsen, die den besten Werken der Griechen den verklärenden Zauber ewiger Jugend verleihen. Wir empfehlen deshalb die Lektüre dieser „Griechischen Fahrten und Wanderungen" nicht nur den Fachgenossen, die reiche Belehrung und Anregung aus ihnen schöpfen dürften, sondern allen Gebildeten aufs wärmste, auch unserer reiferen Gymnasialjugend soll das treffliche Buch in die Hand gegeben werden. Seine Fortsetzung, die uns Seiler in einem zweiten Band über die Trojafahrt und die Reise nach Konstantinopel in Aussicht stellt, erwarten wir mit größter Spannung.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Hermann Anders Krüger, Gottfried Kämpfer, ein Herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern. Hamburg, 1904. Alfred Janssen. 508 S. geb. 5 M.

„Laß ein Mann mich werden!", dieses Motto des zweiten Buches könnte auch dem ganzen Werke als Geleitwort vorgesetzt sein, denn es schildert, wie der Bube Gottfried, der nicht umsonst den Namen Kämpfer führt, in den Erziehungsanstalten der Herrnhuter Brüderunität Herrenfeld und Girdein in hartem Ringen mit sich selbst zum tüchtigen Manne heranreift, den wir am Schlusse mit wohlbegründeter guter Zuversicht allein seine Straße ziehen lassen. Mit „Wilhelm Meister" will sich dieser neue Erziehungsroman — wenn man ihn so nennen darf — gewiß nicht messen, aber mit manchem anderen, der weniger bescheiden auftritt, darf er es gut und gern aufnehmen. „Den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern gewidmet von einem, der beides war" liest man auf dem Widmungsblatte, und beide, Jungen wie Schulmeister, dürfen die Zueignung mit Dank und Freude entgegennehmen; denn beide sind in dem Buche, zumal wenn man die Beschränkung auf ein besonderes und so eigenartiges Gebiet wie das Herrnhuter bedenkt, vortrefflich lebenswahr, die Schulmeister namentlich mit besserer Treue als in manchem modernen, effektvollen Theaterstück gezeichnet. Das erklärt sich sehr einfach aus der Abwesenheit jeder Tendenz in diesem Buche, während bei jenen Werken eine solche sichtbar des Dichters Feder geführt hat; der tendenzlos schaffende Künstler aber galt bisher noch immer für den echteren Dichter. So sieht man denn in Krügers Buche einmal wieder den deutschen Lehrer in etwas reinerem Lichte, nicht bloß als feigen Kriecher, hämischen Intriganten, pedantischen Philister, geistlosen Materialisten, kurz „Bildungsschuster", oder als weltfremden, genasführten Idealisten, sondern als idealgesinnten, fest auf dem Boden des realen Lebens stehenden und dieses mit klarem Auge erfassenden, wahrhaften Jugendbildner, als tüchtigen Gelehrten, aber zugleich als Freund der Jünglinge, kurz als männliches Vorbild des Werdenden. Und auch die deutsche Jugend wird nicht als eine sittlich verirrte Herde dargestellt, sondern als eine frische, kraftvolle Gesellschaft, der nichts Menschliches fremd, die aber doch von einem ehrlichen Streben er-

füllt und auch eines poetischen Hauches nicht bar ist. Mit einem Worte: hier sind beide, Lehrer und Schüler, trotz aller, keineswegs verhehlter Schwächen und Verfehlungen im Kerne des Wesens gesund und reich an Zukunftshoffnung, während uns jene Tendenzdramatiker mit ihrer schiefen Weltanschauung um billiger Effekte willen fast weismachen möchten, sie seien keinen Schuß Pulver wert. Man muß seine Freude haben an den prächtigen Gestalten dieser Lechner, Loskiel, Nielsen, Reicher und ebenso an denen der Girdeiner Zöglinge, insbesondere der Kolonne 80 und zumeist an „Nöke", diesem Kinde echter Poesie. Unter den Lehrern scheint uns nur eine einzige Gestalt etwas zu stark aufgetragen zu sein, freilich ist es der Tscheche Rassowsky; in der Betonung des Umstandes, daß dieser sich nicht zum Lehrer für deutsche Jugend eignet, ist man schwerlich berechtigt, etwas Tendenziöses zu finden. Die im fünften Kapitel des zweiten Buches geschilderte Lehrerkonferenz gehört mit zu den besten Teilen des Werkes; sie läßt die Persönlichkeiten sich scharf voneinander abheben und gibt dem Verfasser Gelegenheit, in Bruder Loskiels Rede eigene pädagogische Gedanken vorzutragen, wie den, daß den Schülern nachempfinden ihnen allein wirklich gerecht werden heißt (S. 352). Ganz prächtig sind ferner das Sommerfest vor den Großen Ferien (S. 394 — 410) mit der Aufführung der „Antigone" und der „Privatspaziergang" Bruder Nielsens mit Gottfried Kämpfer (S. 423 flg.) erzählt; aber das Schönste im ganzen Buche ist zweifellos die Geschichte vom Tode Nökes, dieses poetischen Jünglings, der Gottfrieds bester Freund gewesen (S. 479 — 490). Der Held der Erzählung ist eine Figur aus einem Guß, seine Entwickelung zum Manne, die sich hauptsächlich im Kampfe mit seinem eigenen Trotze vollzieht, liegt lückenlos und überzeugend in allen Teilen vor uns, und es verdient Anerkennung, daß es dem Dichter gelungen ist, dieser Entwickelung trotz der besonderen Verhältnisse des eigenartigen Milieus ihre allgemeingültige Bedeutung zu wahren. Alles ist psychologisch fein begründet und mit dem rechten Augenmaß gesehen, höchstens die Liebesepisode ein wenig zu breit ausgeführt.

Die Hauptsache aber ist, daß das Buch durch und durch gesund ist, von keiner Tendenz verleitet, von keinem Ismus belastet, durch kein unlösbares Problem entnervt, sondern voll von treuer Lebensbeobachtung, getragen von einfach-warmer Darstellung und durchweht von einem Hauche echter Poesie, ein Buch, das man mit gutem Gewissen unseren Primanern empfehlen kann und das auch manchem Lehrer Freude und Nutzen zu bringen vermag.

Dresden. Dr. **Bassenge.**

Karl Müller-Fraureuth, Aus der Welt der Wörter. Vorträge über Gegenstände deutscher Wortforschung. Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer, 1904. 231 S.

Die Aufsätze, die das vorliegende Buch enthält, sind zuerst teils in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins oder deren wissenschaftlichen Beiheften, teils in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, teils in der Montagsbeilage des Dresdner Anzeigers einzeln erschienen. Vielen unserer

Leser werden sie also nicht unbekannt sein. Aber gerade wer sie schon gelesen hat, wird sich freuen, daß der Verfasser sie hier zu einem schönen und handlichen Buche vereinigt nochmals darbietet. Gemäß ihrer ursprünglichen Bestimmung als Vorträge zeigen Müllers Abhandlungen eine schöne, abgerundete Form, die sich dem fesselnden Inhalte gefällig anschmiegt, ohne daß man doch über Oberflächlichkeit, den gewöhnlichen Fehler sogenannter „populärer" Vorträge, zu klagen hätte. Im Gegenteil, Wissen und Gewissenhaftigkeit sind der gute Nährboden, aus dem des Verfassers anmutig blühende Pflanzung erwachsen ist; und auch dem, der einige Kenntnisse auf dem bearbeiteten Gebiete hat, wird hier manches Neue geboten.

Der einführende Aufsatz „Wie der Deutsche spricht" eröffnet einen lehrreichen Blick in die ungeheuere Mannigfaltigkeit der Wörter, die das Sprechen und Reden in den verschiedensten Färbungen und Arten bezeichnen, vom Quackeln, Papeln und Lallen der Kinder an bis zu dem Wortschwall mancher Parlamentarier und Volksredner. Auch Schwieriges wie das vielbesprochene Wort „Salbadern" umgeht der Verfasser nicht. Mit Recht bemerkt er am Schlusse seiner geist- und kenntnisreichen Ausführungen, daß die Ausdrücke, die unser Volk für die Tätigkeit des Sprechens geschaffen hat, auf einem besonderen Gebiete Zeugnis ablegen für den Reichtum unseres Sprachschatzes, den der einzelne noch lange nicht genug kennt. „Wer auch nur einmal einen Blick in die schier unerschöpfliche Fülle der deutschen Wortgebilde getan hat, muß nicht nur von Staunen, sondern auch von dem Wunsche ergriffen werden, sich dieses ererbte Gut durch eigenen Gebrauch anzueignen. Wir müssen nur den Reichtum unserer Sprache kennen, um für alles, was wir sagen wollen, das rechte Wort zu finden; wir haben es nicht nötig, bei Fremden zu borgen; und wie wir auch unsere Gedanken äußern wollen, wir finden allezeit genug Ausdrücke, die es uns ermöglichen, unter allen Umständen deutsch d. h. volksmäßig zu reden." — Der zweite Vortrag handelt über den Bedeutungswandel der Wörter. Hierbei wird Einschränkung und Verengung z. B. an „Ehe", „Getreide", „Pflug", „Dach", „fahren", „erben", die Erweiterung an „Arbeit", „Rival", „Köder", „elend", „Gedicht", „gerben" u. a. nachgewiesen, die Verschlechterung wird mit „saufen", „stinken", „Schimpf", „berüchtigt", „Wucher", „geil", „Hochmut" usw. belegt. Dem pessimistischen Zug der Sprache steht der optimistische entgegen, der sich an „Schalk", „Marschalk", „Kopf", „Wonne", „Tugend" u. a. erweist, wobei der mundartlich verschiedene Wert der Worte eine Rolle spielt, z. B. in „Mensch", „Bube", „Luder", „Bengel". Es kommt weiter in Betracht die im Laufe der Zeit schärfer werdende Fassung eines Begriffes, zugleich die Einbuße an sinnlicher Bedeutung, wie sie z. B. die Wörter „neben", „Gnade", Huld", „Kummer", „lernen", „begreifen", „schließen", „erörtern", „schrecken" erfahren haben. Es wird ferner vom Euphemismus, der sich wieder in den abergläubischen, moralischen und gesellschaftlichen spaltet, von der Prüderie, von den übertreibenden Beiwörtern in höchst fesselnder Weise gesprochen, wobei natürlich

auch die abgegriffenen Fremdwörter galant, Gentleman, Pläsier, Restaurant sowie die Lehnwörter Pöbel, Dom, Pfaffe, Tyrann, Original u. a. ins rechte Licht gesetzt werden. — Von der Wiederbelebung alter Wörter gibt der dritte Abschnitt Beispiele, in dem sich der Verfasser als gründlicher Kenner älterer Sprachdenkmale erweist. Ebenso gediegen ist die vierte Abhandlung über die Verstärkung des sprachlichen Ausdruckes. Wie lehrreich und unterhaltend sind z. B. Ausführungen über „mutterseelenallein", „steinreich", „blutarm", zumal Müller durch Zusammentragung ähnlich gebildeter Wörter beachtenswerte Ergebnisse gewinnt. — Allerliebst ist der fünfte Aufsatz, der uns deutsche Wörter in der Fremde vorführt. „Wenn es uns beschämt, daß wir unseren westlichen Nachbarn so viel schulden, so finden wir Trost im Osten: den Russen und Polen steht unsere Sprache als Gläubigerin gegenüber", aber auch „das Italienische wie das Französische enthalten noch heute zahlreiche Spuren der Übermacht, ja der Herrschaft, die ehemals deutsche Stämme auch mit ihrer Sprache auf italienischem und französischem Boden ausübten", was an einer reichen Fülle von Beispielen nachgewiesen wird. Der Humor des Verfassers zeigt sich hier besonders erquicklich. — Nicht geringere Aufmerksamkeit verdient die folgende Abhandlung, die über volkstümliche Namen der Arzneimittel reiche Belehrung gibt; ganz besonders aber aus dem vollen geschöpft erscheint mir die siebente, die deutsches Volkstum im Spiegel elsässischer Mundart betrachtet. Volkstümliche Wortspiele, von denen sodann in einem kürzeren Aufsatz die Rede ist, werden vom Verfasser gelegentlich sogar zur Erklärung Goethes herangezogen, dessen auch in dem hübschen Stück über schmückende Beiwörter, das im übrigen wieder in das Gebiet des modernen Lebens, des Zeitalters des Verkehrs, führt, vorurteilslos und feinsinnig gedacht wird. Den Schluß macht die überaus fesselnde Abhandlung „Das Kind und die Sprache". Mit großer Belesenheit und reicher eigener Erfahrung schildert sie das Kind als Wortbildner, als Größe in der Analogiebildung, als drolligen Träger von Mißverständnissen, als genialen Verdeutscher von Fremdwörtern. Eine Fülle von Humor und Scherz täuscht uns behaglich über die gediegene und gelehrte Arbeit hinweg, auf der dieser Aufsatz errichtet ist, und macht ihn, wie überhaupt das ganze Buch für weite Kreise vortrefflich geeignet ist, auch zu einer anmutigen Lektüre für deutsche Frauen und Jünglinge. Und so sei das schöne Werk des verdienstvollen Verfassers allen, die ihre deutsche Muttersprache lieben und tiefer in ihre geheimnisvolle Schatzkammer eindringen möchten, aufs wärmste ans Herz gelegt.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Reinhold Bahmann, Am Römerwall. Geschichtliche Erzählung von der Saalburg. Elegant gebunden 3 M. Verlag von Alexander Köhler, Dresden. 280 S.

Reinhold Bahmann, einer unserer besten Jugendschriftsteller, hat das Verdienst, in der Sammlung „Aus unserer Väter Tagen" eine Anzahl trefflicher kulturgeschichtlicher Erzählungen von der germanischen Urzeit an bis zur Grün-

dung des neuen Deutschen Reiches dargeboten zu haben, um unserer reiferen Jugend historischen Sinn und echte Vaterlandsliebe einzupflanzen und ein tieferes Verständnis für den Werdegang des deutschen Volkes anzubahnen. Wir erwähnen hier u. a. die wohlgelungenen Bände: 1. An der römischen Grenzmark. 3. Im Strome der Völkerwanderung. 4. Das Kreuz im deutschen Walde. 9. Gott will es. 20. Unter dem Großen Kurfürsten. 26. Im Kampfe um Deutschlands Freiheit. 29. Heil dir im Siegerkranz. 32. Im neuen Deutschen Reiche. Zu diesen ausgezeichneten Darstellungen aus der gewandten Feder Bahmanns, die erfahrungsgemäß von der deutschen Jugend sehr gern gelesen werden, da sie nicht nur eine spannende Unterhaltungslektüre, sondern auch eingehende Belehrung über Leben, Sitten, Gebräuche, Schicksale unseres Volkes bieten, gesellt sich nun ein neuer Band, betitelt „Am Römerwall". Dieser Römerwall, in der wissenschaftlichen Welt als der Limes bekannt, ist jener gewaltige, 550 km lange, vom Taunus bis zur Donau sich hinziehende Grenzwall, von dem wir dank der eifrigen, rastlosen Tätigkeit der vom Deutschen Reiche eingesetzten Limeskommission bereits stattliche Reste wiedergefunden haben. Der Wall, der ungefähr in der Mitte zwischen Bonn und Koblenz begann und immer in derselben Breite und Bauart über Berge und Täler, über Sümpfe und Moräste, über Wiesen und Felder hinlief, sollte einem dreifachen Zwecke entsprechen, einerseits als Reichsgrenzstraße, die dem öffentlichen Verkehr diente, dann als Grenzsperre, an der der Verkehr von und nach dem Ausland überwacht werden sollte, und endlich als eine Verteidigungslinie, auf der die Römer, durch Kastelle im Rücken geschützt, lange einem feindlichen Ansturm Trotz bieten konnten.

In einer äußerst fesselnd geschriebenen Erzählung, welche zumeist dem tapferen, treuherzigen Centurio Claudius Vindelicus von der 22. Legion in den Mund gelegt wird, der, von Geburt ein Germane, nach seinem eigenen Geständnis während seiner langen Dienstjahre in Lebensweise und Gewohnheiten fast ein Römer geworden ist, werden nun die römischen Legionen als die Träger einer überlegenen Kultur geschildert; sie suchen den germanischen Urwald und jenes Gebiet, das Tacitus mit den für den Römer so bezeichnenden Worten als informem terris, asperam caelo, tristem cultu adspectuque (Germ. 2) charakterisiert, jener höheren Kultur zu erschließen. Und darin scheint uns vor allem der Wert des Buches zu liegen, daß die Römer hier nicht, wie so oft, nur als die Feinde Germaniens geschildert werden, die mit rücksichtsloser Grausamkeit die Freiheit des Volkes unterdrücken und bloß niederzureißen und zu zerstören verstehen, sondern daß hier einmal berechtigterweise auch der Nutzen und Segen der römischen Invasion betont wird, der sich eben darin zeigt, daß unseren noch auf tiefer Stufe stehenden Vorfahren zu deren Nutz und Frommen jene hochentwickelte Kultur aufgezwungen worden ist. Bahmann läßt uns also die kunstvolle Anlage römischer Kastelle und Städte schauen, mit ihm reisen wir auf wohlgepflegten Straßen, die die kunstgeübte Hand römischer Legionare gebaut hat, er läßt uns einen Blick tun in die

Werkstätten römischer Tischler und Schmiede, Sattler und Wagenbauer, Schuhmacher und anderer Handwerker, die sich in der Nähe der Kastelle angesiedelt haben und jetzt an ihren fortgeschrittenen Leistungen die Germanen teilnehmen lassen, er führt uns in die Gehöfte germanischer Bauern, die sich allmählich daran gewöhnt haben, nicht nur nach römischem kriegerischem Vorbild einen Ringwall um ihren Hof zu errichten, sondern sogar das Haus darin nach römischem Muster aus gebrannten Steinen, nicht mehr aus Holz zu bauen. Auf diese Weise wird der Jugend einmal an praktischen Beispielen die Wahrheit des alten Wortes: Fas est et ab hoste doceri vor Augen geführt.

So gelingt es Bahmann, in großen, kühnen Zügen uns ein packendes, farbengesättigtes Bild römischer Kultur aus der Kaiserzeit zu entrollen, und in geschickter Weise werden in diesem Zusammenhang die die ganze römische Welt der damaligen Zeit erschütternden Ereignisse, wie die Zerstörung Jerusalems, der Ausbruch des Vesuv und die Christenverfolgungen, eingeflochten. Wir tragen darum kein Bedenken, zu gestehen, daß dieses neue, frisch und lebendig geschriebene Buch Bahmanns früheren, oben genannten Veröffentlichungen sich ebenbürtig anschließt. Da nun dem gediegenen Inhalt auch das äußere Gewand durchaus entspricht — der rührige Verlag von Alexander Köhler hat sowohl für einen geschmackvollen Einband, als auch hübschen Buchschmuck in Gestalt von sechs Vollbildern des Malers R. Trache Sorge getragen —, halten wir es für unsere Pflicht, die Anschaffung des Buches aufs angelegentlichste zu empfehlen, insbesondere auch auf seine Verwendbarkeit als Bücherprämie hinzuweisen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Kleine Mitteilungen.

An der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin ist soeben eine **„Akademische Auskunftsstelle"** mit der Aufgabe eingerichtet worden, eine Zentrale für alle Auskünfte zu bilden, die geeignet erscheinen, den Studierenden für ihre Studienzwecke förderlich zu sein und besonders auch den ausländischen Studierenden ihren Studienaufenthalt in Berlin zu einem nutzbringenden zu gestalten. Außerdem wird sie gern bereit sein, auch anderen Personen, welche Berlin zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen, zur Erreichung ihrer Ziele die erforderlichen Auskünfte zu gewähren. Die Auskunftsstelle befindet sich im Universitätsgebäude zu ebener Erde gegenüber der Pförtnerwohnung und ist an den Wochentagen von 10—1½ Uhr vormittags und von 6½—7½ Uhr nachmittags geöffnet. In der Zeit der gesetzlichen Universitätsferien fällt der Nachmittagsdienst fort.

Die Auskunftsstelle erteilt Auskünfte sowohl auf mündliche wie auf schriftliche Anfragen. Für schriftliche Anfragen ist ein Briefkasten angebracht, der um 10 Uhr morgens und um 6 Uhr abends geleert wird.

Zeitschriften.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung. 6. Band. 2. Heft. Inhalt: Wilh. Feldmann, Modewörter des 18. Jahrhunderts. I. — Otto Ladendorf, Nervös. — Albrecht Keller, Die Formen der Anrede im Frühneuhochdeutschen. — Erich Björkman, Die Pflanzennamen der althochdeutschen

Gloſſen. II. — Oskar Hauſchild, Die verſtärkende Zuſammenſetzung bei Eigenſchaftswörtern. III. — R. Sprenger, Zur Sprache E. M. Arndts. — Chr. Bartholomae, Beiträge zur Etymologie der germaniſchen Sprachen. II.

Preußiſches Verwaltungsblatt. 26. Jahrg. Nr. 8. Inhalt: Kappelmann, Die deutſchen Städte am Anfang des 20. Jahrhunderts.

Literaturblatt für germaniſche und romaniſche Philologie. 25. Jahrg. Nr. 12. Inhalt: Sauer, Geſammelte Reden und Aufſätze zur Geſchichte der Literatur in Öſterreich und Deutſchland, beſpr. von Sulger-Gebing. — Müller, Schillerbüchlein, beſpr. von Woerner. — Servaes, Heinrich v. Kleiſt, beſpr. von Nerrlich.

Zeitſchrift des Allgemeinen Deutſchen Sprachvereins. 19. Jahrg. Nr. 11. Inhalt: Die Fremdwörter in der Schule. Von Oberlehrer Karl Gomolinsky. — Der Deutſch-Schweizeriſche Sprachverein. Von Julius Brodbeck-Arbenz. — Engländerei in Frankreich. Von Dr. J. E. Wülfing. — Über den Namen der Stadt Ettlingen. Von Prof. Otto Heilig. — Kleine Mitteilungen. — Sprechſaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Neu erſchienene Bücher.

Emil Schneider, Lehrproben über deutſche Leſeſtücke. 4. Band. Gedichte. Marburg, N. G. Elwert, 1904. 459 S.

Das Neue Teſtament. Neue illuſtrierte Ausgabe mit Bildern von Julius Schnorr v. Carolsfeld u. a. Konſtanz, Carl Hirſch, 1904.

Paul Fleiſchmann, Das Heilige Land in Wort und Bild. Konſtanz, Carl Hirſch, 1904. 383 S.

Pilz, Lehrbuch der franzöſiſchen Sprache. 1. Teil. 2. umgeänderte Aufl. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1905. 79 S.

Fritz Frenzel, Die überhandnehmende Verrohung von Jugend und Volk. Pößneck, E. Schertling, 1904. 48 S.

C. F. Meyer, Der Heilige. Erläutert von Dr. Karl Credner. (Lyons äſthet. Erläut. deutſcher Dichter des 19. Jahrh. 18. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 32 S.

Lic. theol. Dr. A. Pommrich, Kaiſer Wilhelm der Perſönliche. Jeder Deutſche eine Perſönlichkeit. Eine Feſtanſprache. Dresden, C. L. Ungelenk, 1905. 7 S.

M. Evers, Schillers Wallenſtein. 3. Heft. 2. Aufl. Leipzig, H. Bredt, 1905. 120 S.

Adolf Tromnau, Kulturgeographie des Deutſchen Reiches und ſeine Beziehungen zur Fremde. 3. Aufl., bearbeitet von Dr. Max Eckert. Halle a. S., Hermann Schrödel, 1904. 172 S.

Friedrich von der Leyen, Erzieher zu deutſcher Bildung, Band 1: Joh. Gottfr. Herder, Ideen. Leipzig, Eugen Diederichs, 1904. 230 S.

Chr. Ufer, Die Ergebniſſe und Anregungen des Kunſterziehungstages in Weimar. Altenburg S.-A., Oskar Bonde, 1904. 63 S.

Meyers Hiſtoriſch-Geographiſcher Kalender. 9. Jahrg. 1905. Leipzig-Wien, Bibliograph. Inſtitut.

F. Boeckh, Der Religionsunterricht in den höheren Lehranſtalten. Wismar, Hans Bartholdi, 1905. 30 S.

Dr. G. Baumgärtner, Pfeile nach einem Ziel. Sieben Aufſätze zur Pädagogik der höheren Schulen. Elberfeld, Baedekerſche Verlagshandlung, 1904. 63 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher uſw. bittet man zu ſenden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürſtenſtraße 52I.

Schillergedächtnis und Schule.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Die Schule ist das Prügelkind unserer Zeit. Wenn man heute viel von Schulreform spricht, so darf man das gewiß niemand verargen. Denn auch die Schule bedarf der fortwährenden Zuführung neuer Ideen und Gedanken und der geschickten und lebendigen Einfügung dieses Neuen in ihren Organismus, wenn sie nicht in ihrer Entwickelung zurückbleiben soll. Man wird also alle Aufsätze und Bücher, die in sachlicher Form Mißstände besprechen und auf Abhilfe dringen oder nach neuen Wegen suchen, um unsere Schule immer mehr dem Ideal einer großen Volkserziehungsanstalt anzunähern und sie immer mehr zu einer hehren Führerin unserer Jugend zu den edelsten und höchsten Zielen hin zu erheben, als getreue Helfer an einer wichtigen und großen Aufgabe begrüßen.

Aber das wird man billigerweise wohl fordern können, daß diese Reformschriften streng ihren wissenschaftlichen, sachlichen Charakter wahren und sich klar und gesund auf den sicheren Boden der Tatsachen stellen. Die erste und oberste Tatsache ist hier aber doch die, daß wir es in der Schule mit einer auf wissenschaftlichem Grunde ruhenden Anstalt zu tun haben, von ehrwürdigem Alter und mit einer festgefügten kraftvollen Entwickelung, die in ihrem jahrhundertelangen schweren und mühevollen Werdegange unendlich viel Segen gestiftet hat und daher für alles, was sie bisher geleistet hat, einen besseren Dank verdient, als ihr in den wüsten und öden Schimpfereien vieler Reformschriften geboten wird. Haben denn die Männer, die bisher in und an der Schule gearbeitet haben, nicht auch Großes und Herrliches gewollt und, soweit die Umstände und Verhältnisse es zuließen, auch erreicht? Ich wenigstens bekenne offen, daß auf meinem Lebenswege manche treue, ehrwürdige Lehrergestalt steht, die ich noch heute voll tiefer, inniger Verehrung im Herzen trage und der ich bis ans Ende meiner Tage dankbar sein werde für das, was ich von ihr an Keimen des Schönen, Hohen, Großen und Guten und an Rüstzeug fürs Leben empfangen habe.

Gerade in bezug auf Schiller möchte ich hier das öffentliche Bekenntnis ablegen, daß ich die tiefste, für mein ganzes Leben unvergeßliche Wirkung durch die Schule empfangen habe. Ich war acht Jahre alt, als mein Vater,

der zugleich mein Lehrer war, uns Kindern in der Schule Schillers Glocke, Taucher und Gang nach dem Eisenhammer vorlas und eingehend sachlich und sprachlich erläuterte. Ein wahrer Heißhunger nach Schillers übrigen Werken ergriff mich, und ich wußte mir heimlich aus meines Vaters Bibliothek Schillers Werke zu verschaffen, die ich mit Begeisterung geradezu verschlang. Ich habe seitdem unzählige philologische, sprachgeschichtliche, literarhistorische, philosophische und ästhetische Schillerstudien getrieben, schlechte und gute Erläuterungen gehört, ganz traurige und ganz herrliche Aufführungen von Schillers Dramen gesehen, aber noch heute, wenn in meiner engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt und ich einmal Zeit gewinne, mich wieder in Schillers Werke zu versenken, da stehen sie in unverjüngter Frische vor mir: die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag.

Wie oft hat Rudolf Hildebrand in seinem Privatissimum uns Schiller erklärt, oft bei einem Worte stundenlang verweilend und von diesem aus nach allen Seiten hin in die Weite und in die Tiefe gehend, so daß wir das Schaffen des Genius nachfühlten und klar erkannten, aus welcher langgegliederten Gedankenreihe und Kulturentwickelung schließlich der Ausdruck, das Werk Schillers hervorsprang! Wie bin ich noch heute diesem Meister der Interpretation aufs tiefste dankbar für solche Hochgenüsse der innersten Seele, die sich mir unvergeßlich tief ins Herz geprägt haben für mein ganzes Leben. Wirkliche, tiefgehende, wissenschaftliche, auf sprachgeschichtlicher, literarhistorischer, kulturhistorischer, psychologischer und philosophischer Grundlage ruhende Erläuterungen dichterischer Werke führen stets jeden künstlerisch überhaupt Empfänglichen zu erhöhtem und vertieftem Genuß der Werke eines Dichters, und diese erscheinen ihm nach solchen Erläuterungen ganz neu, eben weil er sie in einem ganz anderen, neuen Lichte sieht.

Ehe ich Rudolf Hildebrands Vorlesungen über mittelhochdeutsche Dichtungen, über Walther von der Vogelweide, über den Minnesang, über Gudrun und Nibelungen, über Wolfram von Eschenbach usw. gehört hatte, schien mir die mittelhochdeutsche Dichtung, obwohl ich mich seit Jahren aufs eingehendste mit ihr beschäftigt hatte, weit hinter der griechischen und englischen zurückzustehen, aber durch Rudolf Hildebrands Erläuterungen wurde sie mir in eine ganz neue Beleuchtung gerückt, ich lernte sie *verstehen* und infolgedessen lieben, bewundern und innig verehren. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen! Seitdem bereiten mir diese Dichtungen einen ganz anderen, tieferen, ja unerhörten Genuß. Ich weiß es noch wie heute, wie mir Walthers köstliches Lied: „Nemt, frouwe, disen kranz“ usw., das ich bis dahin nur gering bewertet hatte, oder sein köstlicher Spruch: „Mir ist verspart der saelden tor“ durch Hildebrands immer mindestens über eine ganze Stunde sich hinziehende Erklärung in ihrer wunderbaren Schönheit

erschlossen wurden, so daß sie mir seitdem wie köstliche Edelsteine erstrahlten. Ebenso bleibt mir unvergeßlich, wie Hildebrand mir die Schönheit und Größe der Dichtung Günthers erschloß, wie er, nachdem er uns durch lange, stellenweise auch scheinbar weniger fruchtbare Strecken sprachgeschichtlicher und philosophischer Erklärung geführt hatte, plötzlich das Kolleg mit der Vorlesung von Günthers Bußlied schloß: „Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme.“ Ich habe nie, weder im Theater noch bei einer Schauspielerrezitation, eine so tiefe, ästhetische Wirkung empfangen, als durch Hildebrands derartige, auf tiefgehender Erläuterung ruhende Vorlesungen von ganzen Gedichten oder einzelnen Dichterstellen. Wenn Arno Holz eine derartige Erläuterung der Dichtungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gehört hätte, so würde er wohl die tiefe innere Unwahrheit seines lyrischen Porträts aus dem 17. Jahrhundert (vgl. diese Zeitschrift, 19. Jahrg., S. 2) bald selbst erkannt haben.

Selbstverständlich haben auch andere Universitätslehrer in ähnlicher Weise gewirkt, und diese Wirkungen sind von ihren Schülern, die später als Lehrer in den verschiedensten Schulgattungen tätig waren, in die Schulen getragen worden. Wenn natürlich auch nicht jeder Lehrer ein geborener, künstlerisch veranlagter Erklärer der Dichtung ist und manche es nicht verstanden haben, die Dichtung in der Seele der Schüler lebendig werden zu lassen, so ist doch eins sicher: den guten Willen haben alle gehabt, und ihrer Pflicht gegen die Dichtung sind sich alle bewußt gewesen. Aber unwissenschaftlich und zu offenbarer Unwahrheit führend ist es, wenn jemand solche Einzelerfahrungen verallgemeinert und nun daraus, daß er selbst einen leider ungeeigneten Lehrer gehabt hat, der die Dichtung nicht erhöhte, sondern verlederte, den Schluß zieht, daß die Gesamtheit der Lehrer, die Schule überhaupt ihren Schülern den Genuß der Dichtungen verekele. Jeder Kenner unserer Schulen, der Gelegenheit gehabt hat, lange Jahre hindurch den Unterricht in den verschiedensten Schulgattungen und bei den verschiedensten Lehrern genau kennen zu lernen, muß ein derartiges allgemeines Urteil als eine offenbare Unwahrheit zurückweisen.

Trotzdem aber kann man diesem falschen Urteil heute auf Schritt und Tritt begegnen. Es ist in den letzten Jahren so unendlich häufig gefällt worden, daß ein geschmackvoller Redner oder Schriftsteller ein solches Urteil heute eigentlich nicht mehr aussprechen sollte, selbst wenn er es für wahr hielte. Ein Meister des Stils verschweigt solche alltägliche, nichtssagende Behauptungen.

Aber die Sucht, Prophet und Reformator zu scheinen, das Buhlen um Beifall und Gunst der Massen ist so groß in unserer Zeit, daß man trotzdem solchen Urteilen in der Tagespresse und in Wochen- und Monatsschriften sehr oft begegnet. Freilich darf man wohl annehmen, daß

da, wo man ein solches Urteil aus hervorragendem Munde hört, eine Unkenntnis der einschlagenden pädagogischen Literatur vorliegt, so daß sich der betreffende Schriftsteller in dem Irrtum befindet, etwas Neues, noch nicht Erörtertes zu sagen.

Unter diesem Gesichtspunkte ist es wohl zu betrachten, wenn auch in verschiedenen Schriften, die aus Anlaß der bevorstehenden Schiller-Gedächtnisfeier erschienen sind, sich die angeführten absprechenden Urteile über die Schule finden. Statt der Schule und deren ehrlicher Arbeit, ohne die Schiller wohl nicht im entferntesten noch so lebendig in unserem Volke wäre[1]), bei dieser Gelegenheit herzlich zu danken, auch wenn sie im einzelnen hie und da gefehlt haben mag, benutzt man diese Gelegenheit, um heftige Anklagen gegen die Schule zu richten.

Ich will hier nur eine von diesen Anklagen herausheben, weil sie in der Tagespresse vielfache Verbreitung gefunden hat. Der Schwäbische Schillerverein hat zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag ein „Marbacher Schillerbuch" (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1905) herausgegeben, das eine Fülle fesselnder Aufsätze von Erich Schmidt, Alexander von Gleichen-Rußwurm, Adolf Baumeister, Theobald Ziegler, Oskar Walzel, Kuno Francke, Albert von Pfister, Otto Harnack, Ludwig Geiger, Adolf Frey, Anton Bettelheim, Gustav Kettner, Friedrich von Westenholz, Eugen Kilian, Adolf Bartels, Heinrich Bulthaupt, Rudolf Krauß, Hermann von Fischer, Bertold Pfeiffer, Paul Weizsäcker, Marion Dexter Learned, Otto C. Schneider, Fernande Richter, Adolf Wohlwill, Robert Vischer, Bernhard Seuffert, Julius von Hartmann, Otto Güntter (Herausgeber des Schillerbuches), Fritz Jonas, Ernst Müller, Julius Petersen enthält. Wenn auch das Bild der Aufsätze ein etwas buntes ist, namentlich da auch Aufsätze über Wieland, Schubart und Hölderlin mit in prinzipieller Weise aufgenommen worden sind, und wenn auch die Aufsätze ungleich in ihrem Werte sind, so darf doch das Werk als eine würdige und wertvolle Festgabe bezeichnet werden.

Darunter aber befindet sich nun auch ein Aufsatz von Berthold Litzmann über Schillers Balladendichtung, der mit folgenden Sätzen schließt:

„Es scheint mir aber wirklich notwendig, bei dieser Gelegenheit nachdrücklich auf den heutzutage keineswegs genügend anerkannten Wert der Schillerschen Ballade, als Kunstwerk an sich, hinzuweisen. Dank der unseligen Einrichtung, daß die Schillerschen Balladen um ihres sittlichen Gehaltes willen auf der Schule als Lehrstoff verarbeitet werden, besteht die

1) Man denke nur an die Tatsache, daß die Hauptbesucher aller Schillervorstellungen Schulen und Pensionate sind.

dringende Gefahr, daß das Bewußtsein, mit welchen Kunstwerken allerersten Ranges wir es bei den Schillerschen Balladen zu tun haben, mehr und mehr bei uns schwindet.

Keinem Zeichenlehrer fällt es ein, stümperhafte Anfänger sich am Apoll von Belvedere oder der Juno Ludovisi versündigen zu lassen; dafür sind einfache, gute Vorlagen da, die der Schüler auch in diesem Anfangsstadium verstehen und nachbilden kann. Aber für unseren ästhetischen Unterricht oder für die paar Brocken, die davon im deutschen Schulunterricht abfallen, da sind uns unsere Klassiker, und Schiller vor allen Dingen, gerade gut genug, um von Quartanern und Tertianern in schauerlichen Deklamationen und stümperhaften Stilübungen mißhandelt zu werden. Die Folge ist, daß die Jungen alle Freude und allen Respekt vor dem Kunstwerk verlieren und mit Schillerschen Balladen den Begriff und die Vorstellung von unerträglicher, moralisierender Pedanterie und höchstens von einer Reihe schön klingender Verse verbinden lernen. Die Menschen sind zu zählen, die heute noch eine Schillersche Ballade ganz rein als Kunstwerk auf sich wirken lassen und genießen können. Und wenn sie es können, so haben sie, ich spreche aus eigenster Erfahrung, sich die Unbefangenheit in reiferen Jahren selbst erwerben müssen, trotz der Schule, die alles getan hat, ihnen für immer die Freude daran zu verderben. Wenn wir so wie bisher fortfahren, so werden wir Schiller uns und unseren Kindern bald völlig verleidet haben. Hier wäre ein Warnungsruf videant consules am Platz. Denn es handelt sich um einen geistigen Raubbau, der uns unermeßlichen Schaden tut." (S. 187 f.)

Ich bedauere, daß sich ein von mir so verehrter Mann wie Litzmann dazu hat hinreißen lassen, ein so unbewiesenes Urteil über die Schule und noch dazu bei einer so wenig passenden Gelegenheit zu fällen, und daß der erfahrene Herausgeber, Otto Güntter, diese Stelle nicht gestrichen hat. Die gesamte Tagespresse hat natürlich mit dem größten Behagen Litzmanns Klageruf abgedruckt, und selbst das von dem vorurteilsfreien und umsichtigen Ettlinger herausgegebene „Literarische Echo" hält es für geschmackvoll, im Anschluß an „Litzmanns Vorwurf" über die „trostlose Behandlung" zu klagen, „die heute den Schillerschen Gedichten in der Schule zuteil wird". (7. Jahrgang, Heft II, 1. März 1905, S. 788, Anm.)

Glaubt man denn damit wirklich etwas Neues zu sagen? Die Klage ist doch wahrhaftig alt genug. Neu ist nur, daß sie seit mindestens zehn bis fünfzehn Jahren auf unseren heutigen Betrieb des deutschen Unterrichts, der die Dichter im allgemeinen in geradezu lebensvoller Weise zu erfassen und zu behandeln bestrebt ist, durchaus nicht mehr paßt und zwar deshalb, weil unsere Lehrer sich in ihrer Mehrzahl immer mehr zu künstlerisch ab-

gerundeten Persönlichkeiten zu entwickeln begonnen haben. Aber unsere Literatur- und Kunstgelehrten, unsere Kunst- und Zeitungsschriftsteller sitzen weit abseits von der Schule und haben keine Ahnung von unserem heutigen lebendigen Unterrichtsbetrieb. Daher singen sie — leider ohne jede sachliche wissenschaftliche Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse — das alte Klagelied, das schon Goethes Mutter vor hundert Jahren und damals mit wirklicher Berechtigung anstimmte. „Wolfgangs Eugenie“[1]), so schrieb Goethes Mutter an ihre Schwiegertochter Christiane, „ist ein Meisterstück, aber die Großmutter hat aufs neu die lateinischen Lettern und den kleinen Druck zum Abrachmelech gewünscht. Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehn — halte fest an deutschem Sinn — deutschen Buchstaben; denn wenn das Ding so fort geht; so wird in 50 Jahren kein Deutsch mehr weder geredet, noch geschrieben — und du und Schiller, ihr seid hernach klassische Schriftsteller — wie Horaz, Livius — Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk — was werden alsdann die Professoren euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einbläuen — darum so lang es geht — deutsch, deutsch geredet — geschrieben und gedruckt.“[2])

Die gleiche Klage auch heute noch anzustimmen, dazu liegt doch für die Allgemeinheit wohl kaum noch eine Veranlassung vor. Das Laien- und Dilettantenhafte solcher Klagen tritt doch um so schärfer hervor, je mehr und je eingehender die pädagogische Fachwelt sich — und zwar bereits seit Jahren — mit dieser Frage beschäftigt. In der Fachpresse wimmelt es ja geradezu heute von Aufsätzen, die sich mit dem Problem der Dichterbehandlung in der Schule beschäftigen und das alte Übel einer Verschüttung der Dichter durch den Schulstaub mit Stumpf und Stiel auszurotten suchen. In der pädagogischen Fachpresse hätte auch Litzmann seine Ausführungen veröffentlichen sollen. Dort wären sie als Bausteine für die Erneuerung unserer Schule am Platze gewesen. Dort tun sie auch keinen Schaden, weil die Leser wiederum Fachleute sind, die alle Übertreibungen solcher Aufsätze durch ihre fachmännische Kritik berichtigen und das Gute darin von dem Abgestandenen und Überlebten scheiden können.

In allgemeinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen und in Tageszeitungen aber solche Klagen auszusprechen, muß als verfehlt bezeichnet werden, weil dadurch die Allgemeinheit irregeführt und zu einem ungerechten, herabsetzenden Urteil über die Schule aufgestachelt wird. Dadurch entstehen dann solche innerlich unwahre Bücher wie das von dem gewiß geistreichen Arthur Bonus über den Kulturwert der Schule, das nur ein Zerrbild der Schule,

1) Sie meint Goethes Drama „Die natürliche Tochter“.

2) Karl Heinemann, Goethes Mutter, 4. Aufl. Leipzig 1893 S. 244 f.

das der Verfasser sich selbst aus ganz isolierten persönlichen Erfahrungen konstruiert hat, vor die Augen des Volkes stellt. Wissen denn diese Laien und Dilettanten noch nicht, daß die Unterschriften zu jedem Programm einer Schulreform mindestens zu 90 Prozent aus Lehrerkreisen stammen? Ist es da wirklich nötig, einen Warnungsruf videant consules erschallen zu lassen, wo doch Tatsachen beweisen, daß die Lehrerwelt scharfen Auges allezeit auf der Wacht steht?

Kein anderer Stand übt wohl an seiner eigenen Arbeit so unbefangene und scharfe Selbstkritik wie gerade der Lehrerstand, was freilich auch seine tiefen und schweren Nachteile hat. Denn die Allgemeinheit würde wohl schwerlich so skrupellos und rücksichtslos auf der Schule herumschlagen und den Lehrerstand gesellschaftlich so achtlos beiseite schieben, wenn nicht so zahlreiche Angehörige dieses Standes in übertriebenem Eifer für Schulreformen das Ansehen der Schule und ihrer Arbeit so nachdrücklich erschütterten. Man sollte sich bei allen derartigen Reformbestrebungen, die ja stets der fachmännischen Prüfung wert sind, durchaus auf die Fachpresse beschränken und alle Agitation in allgemeinen öffentlichen Versammlungen und Tageszeitungen unter allen Umständen meiden. Diesen Standpunkt halte ich für den allein der Schule würdigen. Als der Verfasser der heute bereits verschollenen Schrift „Rembrandt als Erzieher" den „Schulmeister" seinem ganzen Wesen nach als „ordinär" bezeichnete, da jubelten ihm Hunderte von Lehrern zu. Vermutlich wollten sie sich damit als „Ausnahmen" zu erkennen geben, und so verlassen täglich Hunderte die Reihen ihres Standes, nur um von der Allgemeinheit als „Ausnahmen" erhoben und gerühmt zu werden. Aber die Allgemeinheit macht in Wirklichkeit diesen Unterschied niemals. Lehrer und Schule sind ihr eins, und je mehr diese von ihren eigenen Vertretern geschmäht wird, um so tiefer wird auch jener mit herabgestürzt. Man pflegt leider die bestehenden Schulzustände absichtlich recht schwarz zu färben und als recht rückständig zu schildern, nur damit das Lichtbild, das dann der „Prophet und Reformator" auf diesem künstlich hergestellten Nachthimmel aufsteigen läßt, um so heller und glänzender erstrahlt.

Wenn Litzmann sein Urteil in der Monatsschrift „Kind und Kunst" (herausgegeben von Hofrat Alexander Koch in Darmstadt), einem sehr warm zu empfehlenden Blatte, oder in der bei Teubner in Leipzig erscheinenden, nach den bisher ausgegebenen Nummern recht verheißungsvoll sich darstellenden Monatsschrift für pädagogische Reform „Der Säemann" (herausgegeben von dem rührigen Goetze in Hamburg) niedergelegt hätte, so würde es dort an seinem Platze gewesen und von den fachmännischen Lesern ganz von selbst richtig eingeschätzt worden sein. Wenn aber Litzmann dieses Urteil in dem der Verehrung Schillers dienenden „Marbacher Schillerbuch"

ausspricht, so gewinnt es einen ganz anderen Klang, und ich lege im Namen der Schule ausdrücklich Verwahrung gegen dieses Urteil ein, das dem gegenwärtigen Zustande unseres deutschen Unterrichtes in seiner Gesamtheit nicht entspricht, das den mächtigen Fortschritten unseres Unterrichtes in den letzten zehn Jahren gegenüber als eine vollkommene Ungerechtigkeit erscheint.

Welches ist denn das Beweismaterial, das alle Feinde der Schule aus Laienkreisen ihrem Urteile zugrunde legen? Zunächst ist es stets die „eigenste Erfahrung", d. h. sie haben, nach ihrer Meinung, einen Unterricht gehabt, der ihnen die Dichtungen verekelte. Zufällige persönliche Erfahrungen werden dann einfach verallgemeinert, und das geringschätzende Urteil ist fertig. Freilich ein völlig unzulängliches und unwissenschaftliches Verfahren. Diese persönlichen Erfahrungen gestatten noch nicht einmal den Schluß, daß der Unterricht bei dem betreffenden Lehrer an der einzelnen, bestimmten Schule schlecht war; denn oft kommt es vor, daß zwei Schüler, die bei demselben Lehrer Unterricht hatten, gerade entgegengesetzt über diesen Lehrer und seinen Unterricht urteilen. Es kommt eben auch darauf an, welches Verständnis ein Lehrer bei seinem Schüler findet. Nur kongeniale Naturen verstehen sich. Also ein Beweismaterial, aus dem man noch nicht einmal einen berechtigten Schluß auf einen einzigen bestimmten Lehrer ziehen kann, genügt den Betreffenden, um über den gesamten Unterricht in ganz Deutschland bei allen Lehrern und in allen Schulgattungen abzuurteilen.

Bei den Urteilen über die Behandlung von Dichtungen in der Schule läuft aber gewöhnlich noch ein völliges Mißverständnis über die Aufgabe der Schule unter, als ob nämlich die Schule für alles ohne Ausnahme die Vorbereitung zu übernehmen habe und die viel wichtigere und bedeutsamere Schule des Lebens völlig überflüssig machen müsse. Jeder Kundige aber weiß, daß die Schule vor allem durch peinliche, sorgfältige, genaue Arbeit im kleinen, mit wohlabgemessenem Fortschreiten in der Entwickelung den Schüler zu Ordnung, Gewissenhaftigkeit, Schärfe, Klarheit und Genauigkeit im Denken und Handeln in steter Übung und Gewöhnung zu führen hat, so daß er zu einer Schulung und Entfaltung seiner Kraft gelange, die ihn befähigt, nunmehr selbst zu stehen und zu gehen und seinen Weg durch die Welt sich selbst zu bahnen. Sie kann und soll nur in die Vorhallen der Wissenschaft, der Kunst, des Lebens führen. Sie soll aber vor allem das vorausnehmen, was der Mensch sich späterhin nicht mehr oder nur mit großer Überwindung erringen kann: das Handwerkliche, Technische, alles was die Funktionen des Geistes und des Körpers, soweit dieser in Betracht kommt, übt und das Triebleben des Menschen in straffe

Willenszucht nimmt. „Alle Kunst beruht auf handwerklichem Können.“ Dieses Wort Goethes gilt ganz besonders auch von der Arbeit der Schule. Das Technische, das Handwerkliche der Wissenschaft wie der Kunst soll vor allem die Schule vermitteln; denn später ist dazu keine Zeit und gewöhnlich auch keine Lust mehr vorhanden. Die Übung der Jugend kann hier durch nichts ersetzt werden. Die Gefühle und Erfahrungen aber, auf Grund deren der Mensch späterhin ein Kunstwerk voll verstehen und daher auch wirklich genießen lernt, vermag ihm nur das Leben selbst zu geben, niemals die Schule allein.

Die peinlichen, lückenlos fortschreitenden, sorgsam genauen Übungen werden auch den künstlerischen Naturen niemals wirklich lästig, nur die unkünstlerischen Menschen werden dadurch von der Kunst abgeschreckt. Denn diese haben keine Ahnung davon, daß die Kunst schwere, ernste Arbeit ist und daß auch der Kunstgenuß, der wirkliche und wahre, reine und hohe Kunstgenuß errungen werden muß durch tiefgreifende Arbeit. Das Wort Goethes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ gilt ganz besonders auch von den Werken der Kunst. Diese Arbeit tut aber der künstlerisch Veranlagte gern und mit einer Hingabe ohnegleichen. Man kann das täglich an großen Schauspielern beobachten. Sie lernen mit Eifer und Lust Tausende von Versen und Prosadialogen auswendig, sie wiederholen sie täglich, sie treten hundert und zweihundertmal in der gleichen Rolle auf, und immer, wenn sie spielen, da liegt all das sorgfältig studierte und mühsam geübte Mechanische weit hinter ihnen: der Text erscheint ihnen neu und unberührt wie an dem Tage, wo sie ihn zum erstenmal lasen, und hinreißendes Feuer der Begeisterung dringt aus den Worten des Dichters immer aufs neue in ihre Seele und entfacht ihr Talent zu bewunderungswürdigen Leistungen. Man muß nur einmal einen Schauspieler wie etwa Friedrich Haase mehreremal in der gleichen Rolle gesehen haben, wo jeder Augenaufschlag und jede Fingerbewegung sich genau in derselben Weise wiederholte, wo aber doch der Genius der Kunst so unmittelbar und so lebendig zu uns sprach, als sei dies alles erst im Augenblick der Darstellung unmittelbar aus dem Innern des Künstlers herausgeboren.

Darum, wer sich die Kunst durch strenge, mühsame technische Studien, durch Auswendiglernen, durch Deklamationen und Stilübungen, die er durchmachen muß, verekeln lassen kann, der ist alles andere, nur keine Künstlernatur. Und darum ist der deutlichste Beweis, wie wenig Künstlernaturen es in unserem Zeitalter noch gibt, der so oft zu hörende Jammer darüber, daß die Schule durch ihre Erläuterungen und Übungen dem Betreffenden die Kunstwerke verekelt habe. Als einst ein junger Künstler, der

ſich dadurch als ſtarken Geiſt zu bekunden hoffte, dem Altmeiſter Adolf von Menzel klagte, daß er, um leben zu können, dem Geſchmacke des Publikums zuliebe ſo viel ſüßes Zeug malen müſſe, da antwortete ihm Menzel, er habe das als junger Menſch auch tun müſſen, er habe aber daran ſehr viel gelernt. So ergeht es jedem wahren Künſtler, er lernt überall und unter allen Umſtänden; das Kunſtideal, das in ſeiner Seele lebt, treibt ihn vorwärts und zwingt alle Dinge in ſeinen Bann. Möchte man doch daher mit ſolch überlauten Klagen über Zerſtörung der Kunſtwerke durch die Schule etwas vorſichtiger ſein; ſie bekunden nur zu häufig, daß zwiſchen dem in ſolcher Weiſe Klagenden und der Kunſt eine unüberbrückbare Kluft gähnt. Die wahren Künſtlernaturen dagegen urteilen ganz anders über die Schule. So ſchreibt z. B. der Dresdener Hofſchauſpieler Paul Wiecke, ein Künſtler erſten Ranges, über ſeinen Aufenthalt in Schulpforta folgendes:

„In den ſtillen, weltabgeſchiedenen Mauern der Kloſterſchule Pforta in Sachſen, wohin frühzeitig ein freundliches Geſchick mich führte, reifte neben mancher knabenhaften Phantaſterei auch der ſchon ſeit früheſter Jugend in mir lebendige Wunſch, mich mit Leib und Seele der Kunſt zu widmen. Eine Schüleraufführung der „Antigone", bei der ich die Titelrolle im Urtext mit großem Erfolge ſpielte, gab hierzu den letzten Anſtoß. Mein Schickſal war entſchieden! Im ſtillen Kloſtergarten, auf einſamen Spaziergängen ſtieg die Muſe in goldenen Träumen zu mir nieder, und ich empfand in tief begeiſterter Knaben- und Jünglingsſeele, wie herrlich es doch ſein müßte, auf der Bühne für ein kleines Teil mitzuarbeiten an der kulturellen Bedeutung einer großen Sache. Dieſer Sinn für das Ideale, welcher gerade auf jenem kleinen, durch ſeine Tradition hochbedeutenden Fleckchen Erde unendlich liebevoll und anregend genährt wird, rückte meine ganze Kunſtauffaſſung in eine Sphäre, welcher leider die der Wirklichkeit nur zu oft ſpäter nicht entſprach. Die Naivität, dieſen mächtigſten Hebel unſerer Kunſtleiſtungen mir zu erhalten, klammerte ich mich mit deſto größerer Inbrunſt an die Ideale, die eine glückliche, ſorgenfreie Jugend in meine Bruſt geſenkt und eine ſorgfältige Erziehung, ein ernſtes Weiterarbeiten an ſich ſelbſt genährt hatten. Was bleibt uns hiervon? Die ſchmerzliche Einſicht, daß dieſe Träume zerrinnen müſſen, wollen wir den mehr materiellen Anforderungen, welche die Kunſt im Kampf um unſer Sein an uns ſtellt, genügen!"[1])

Hier alſo gerade das entgegengeſetzte Urteil über die Schule. Es iſt das Urteil, wie ich es bisher faſt von jedem großen Künſtler gehört habe.

1) Sachſenſtimme, 2. Jahrg. Nr. 6. 12. Febr. 1905, S. 1.

Daß Paul Wiecke, ein gottbegnadeter Künstler, so urteilt, das fällt schwerer in die Wagschale als die schmähenden Urteile von Tausenden, an deren Wiege die Grazien nicht gestanden haben. Vielleicht bringt diese Betrachtung doch manchen zur Besinnung, der jetzt mit Macht in das große Heerhorn bläst, das zur Vernichtung der heutigen Schule ruft. Einem Manne wie Wiecke aber gebührt für sein schönes, mutiges Wort über seine Bildungsstätte unser wärmster Dank.

Das Schlimmste aber, was einem Schüler geschehen kann und was alle Entfaltung der Kraft, auch die zur Kunst hin, unterbindet, ist die Verurteilung des Schülers zur Passivität, zu untätigem Hören. Die Selbsttätigkeit des Schülers darf niemals unterdrückt, sondern sie muß gesteigert und in die rechten Bahnen geleitet werden. Die Entfaltung der Selbsttätigkeit macht den Schüler glücklich und froh und führt ihn mit Sicherheit zu dem Ziel aller Schulung: zur Kraftbildung, zur Beherrschung und Klärung seines dunklen Trieblebens und zur klaren Festigkeit in den Grundlagen alles dessen, wozu ihn später Wissenschaft, Kunst, Leben als zu seinem eigentlichen Lebenskreise führen. Litzmann und viele hundert andere sprechen von „schauerlichen Deklamationen und stümperhaften Stilübungen". Gewiß erscheint von dem Standpunkte hoher Meisterschaft aus alles Schülerwerk als stümperhaft. Solange die Welt steht, ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Und allein durch Übung wird der Stümper zum Meister. Oder hat Litzmann noch niemals die unbeholfenen Züge der Schrift eines sechsjährigen Kindes mit denen der Schrift eines vierzehnjährigen, die Zeichnungen eines sechsjährigen Knaben mit denen eines zwanzigjährigen jungen Mannes verglichen und daraus ersehen, welch ungeheure Entwickelung zu einer gewissen Meisterschaft, zu einer gewissen Vollendung hin die Schule diesen jungen Menschen gegeben hat? Genau so vermag der kundige Lehrer und Psychologe auch die Entwickelung des Schülers im rein Geistigen, die oftmals schon von Woche zu Woche in wunderbarer Weise wahrzunehmen ist, zu beobachten und klar zu erkennen. Wo der Kundige ein herrliches Wunder der Entwickelung erblickt, das ihn anzieht und nicht wieder losläßt, da sieht der Unkundige nur schauerliche Stümperei.

Was soll denn nun in der Schule eigentlich geschehen? Da soll der Lehrer nur vorlesen und nichts weiter als vorlesen, oder er soll Vorträge über reine Ästhetik halten. Aber das Vorlesen fesselt den Schüler vielleicht ein- oder zweimal; geschieht es oft oder gar regelmäßig, so wird es ihm öde und langweilig. Und für Vorträge über reine Ästhetik hat der Schüler zum Glück kein Verständnis. Er hat für solche Vorträge ein Wort geprägt, das den Vertretern der reinen Ästhetik für die Schule zu denken geben sollte. Der gesunde, tatkräftige Schüler nennt solche Vorträge ästhetischen

Kohl. Die Verkünder solch neuer Ästhetenweisheit sollten nur einmal das vernichtende Urteil hören, das ihnen von den Schülern nach einem solchen hohen Vortrage beschert würde; es lautet: „Heute hat er (der Lehrer) aber wieder gekohlt." Schon Goethe sagte: „Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen." Dieses Wort richtet sich keineswegs gegen die kirchliche Predigt, sondern lediglich gegen das deduktive Vortragen induktiv zu entwickelnder Wahrheiten. Selbsttätig will die Jugend sein, und sie ist des Lehrers eigentlich nur um deswillen bedürftig, daß ihr mächtiger Tätigkeitstrieb vor Irrwegen bewahrt, richtig abgemessen, sorglich entwickelt, gesteigert und auf die rechten Ziele gelenkt wird.

Wie eine Erlösung ist es daher dem Schüler, wenn er von dem öden Anhören von vorgelesenen Dichtungen oder ästhetischen Vorträgen zur Selbsttätigkeit übergehen kann, indem er etwas deklamieren oder seine Gedanken über eine Dichtung in einem mündlichen Vortrag oder in einem Briefe oder Aufsatze aussprechen darf. Und wenn diese Deklamationen anfangs auch noch so schauerlich und die Stilübungen zuerst auch noch so stümperhaft sind, für den Schüler sind sie beseligend, sie beflügeln ihn, weil sie seine Kraft entwickeln, und es wäre grausame Torheit, ihn für seine stümperhafte Leistung mit Hohn und Spott zu überschütten; denn dadurch wird nur zu leicht die Kraft für immer gebrochen. Der Kundige wird vielmehr selbst aus solchen stümperhaften Leistungen oft eine herzige Naivität herausleuchten sehen, die ihn wohl berechtigt, dem kleinen unbeholfenen Lehrling der Kunst ein anregendes, ermutigendes Wort zu gönnen. Böcklins schönes Wort: „Ich will in jedem Strich den Willen sehen" sollte jedem Lehrer als Leitstern dienen. Auch die stümperhafte Leistung ist zu loben, wenn ich in ihr den Willen sehe. Gewiß kann in bezug auf Deklamation und Aufsatz sowie auf freie Schülervorträge und Schüleraufführungen noch viel gebessert werden, aber sie in Bausch und Bogen als schauerlich und stümperhaft zu verwerfen, das heißt doch das Wesen der Erziehung und der Jugend vollständig verkennen und die kochende und jauchzende Seele der Jugend um ihr Bestes betrügen: um ihr frisches Leben und um ihre frohe Selbsttätigkeit.

Noch eins kann ich aber hier nicht unbemerkt lassen. Auch für den Feuergeist des künstlerisch Veranlagten kommen ebenso wie für den nicht künstlerisch Begabten Stunden, wo ihm der lange Weg durch das Mechanische, Handwerkliche, Technische, der doch gerade für den echten und großen Geist unerläßlich ist, zu steil und schwierig und deshalb lästig erscheint. In wessen Seele hätte es nicht einmal gekocht gegen Maßnahmen der Schule, die ihm als pedantische Freiheitsbeschränkung erschienen? In

wem wäre nicht einmal die Stimmung des Goethe-Werther und des Goethe-Faust lebendig gewesen, in der er mit Goethe rief: „Mir ekelt vor allem Wissen. Die Bücher speien mich alle an“ oder in die Worte ausgebrochen wäre:

Ach, könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Tau gesund mich baden.

Die sorgfältige Schulung der angeborenen Natur und Kraft bringt eben eine lange Zeit für jeden Begabten das Gefühl mit sich, als ob durch das strenge Studium Natur und Kraft verloren gegangen wären. Jeder Vorwärtsstrebende macht in seinem Entwickelungsgange diese Erfahrung. Aber dieses Gefühl der Ermattung ist nur eine natürliche Reaktion gegen das stürmische Vorwärtsschreiten des reichbeanlagten Menschen. Nach einiger Zeit kehren Kraft und Natur wieder, aber erhöht, gereinigt, gestärkt, und die höchsten Leistungen der Kunst und Wissenschaft entspringen nun erst dieser durch Schulung und Studium gesteigerten und erhöhten Natur und Kraft. Bei Goethe und Schiller beobachten wir ganz deutlich, wie sie fast ein Jahrzehnt hindurch, als sie in ihrem Studium in die Tiefe drangen, nicht die Kraft zu hervorragender poetischer Produktion besaßen; sie schwiegen. Aber dann kam die alte Kraft wieder, nur beschwingt durch die aus dem Studium gewonnenen größeren und tieferen Anschauungen und Gedanken und gestählt durch die eiserne Übung im strengen Studium, und herrliche Meisterwerke gingen aus dieser Vereinigung von Natur und Studium hervor. Darum sagt Goethe mit tief erkanntem Recht:

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemeßnen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen!

Unsere Schulverächter, Arthur Bonus an der Spitze, wollen dieses „redliche Bemühen“ ausschalten. Sie wollen nur die vor dem Studium liegende Natur anerkennen. Dem aber muß mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Denn es bedeutet einen Verzicht auf die durch das strenge Studium gesteigerte, erhöhte, gereinigte und verklärte Natur und Kraft, aus der dann erst die größten und herrlichsten Werke der Kunst, Wissenschaft und Technik hervorgehen. Es hieße für alle Zukunft auf solche Werke höchster Art verzichten, wenn wir dem unseligen Drängen, nur bei der Betätigung der ersten, nicht gesteigerten und erhöhten Natur in bloßem Anregen, Vorlesen und kraftlosem Getändel stehen zu bleiben, nachgeben und

das strenge, ernste, wenn auch zuweilen nüchterne Studium unserer Sprache und Dichtung aus unserer Schule beseitigen, wenn wir auf Übung und Selbsttätigkeit unserer Jugend, weil sie doch nur Unzulängliches erzeugen kann, verzichten wollten. „Nur das Unzulängliche ist produktiv!“ sagt Goethe. Und darum können nur doktrinäre, theoretische und unproduktive Geister dieses Unzulängliche verdammen. Ich halte es darum für eine heilige Aufgabe, mich diesem Streben nach Vernichtung alles tieferen, strengeren Studiums unserer Dichter in der Schule aufs entschiedenste entgegenzustellen. Bloßes Vorlesen befriedigt nur die rohe Stoffgier der Jugend, und es führt ebenso oft zur Indianergeschichte und zum Kolportageroman wie zur oberflächlichen, seichten Unterhaltungslektüre. Zum Genusse des Echten, Großen, Wahren in der Kunst führt nur das tiefere Kunstverständnis. Und in dieses dringen wir nur ein durch ernste, strenge Arbeit, durch feinsinnige, tiefdringende Analyse einzelner Dichtwerke. Es gibt keinen anderen Weg. Zur ernsten Kunstarbeit sollen wir unsere Jugend erziehen, zur strengen Schulung von Auge, Hand und plastischem Gefühl, nicht zum Kunstgenusse. Denn zu diesem steigen wir nur durch ernstes Ringen, durch tiefdringende Arbeit auf. Der soll uns winken als herrlicher Preis unserer Arbeit. Und so nur soll unsere Jugend den Genuß auffassen und verstehen lernen.

Damit ist zugleich das andere Beweisstück, das die Schulverächter für ihre schlechte Meinung über die Dichterlektüre in der Schule vorzuzeigen pflegen, in die rechte Beleuchtung gerückt: die Erläuterungsschriften. Hier muß zunächst ein Grundirrtum berichtigt werden, den alle Laien und Dilettanten, die mit ihren Schmähungen und bunt durcheinander gewürfelten, gut gemeinten Vorschlägen der Schule aufhelfen wollen, zu begehen pflegen, der Irrtum nämlich, daß die Lehrer des Deutschen ohne weiteres ihren Unterrichtsstunden solche Erläuterungsschriften zugrunde legten und in ihren Lektionen getreue Abdrücke solcher Erläuterungsvorlagen darböten. Dieser Irrtum der Unkundigen kann nicht scharf genug zurückgewiesen werden. Es gibt heute wohl kaum noch einen Lehrer, der so tief in seiner Unterrichtskunst stünde, daß er sich ängstlich an eine derartige Erläuterungsvorlage anklammerte. Und wo es einen solchen noch geben sollte, so würden diesem Übelstande die Rektoren und Direktoren baldigst abhelfen.

Nein, die Erläuterungsschriften haben einen ganz anderen Zweck. Zunächst wollen sie überhaupt dem Werke eines Dichters eine neue, tiefere Deutung geben oder das Werk in eine neue, dem Verständnis des Dichters förderliche Beleuchtung rücken. Oder sie wollen die Dichtung der Menge der Gebildeten oder der großen breiten Masse des Volkes näher bringen. Beide Aufgaben sind so groß und herrlich, daß man getrost sagen kann: eine

ſolche Interpretationskunſt erobert den neuen großen Werken echter Kunſt, die anfangs ja im Volke faſt niemals ſofort Verſtändnis finden, nach und nach den Platz im Herzen des Volkes, der ihnen gebührt. Man denke nur an die Werke eines Beethoven, Robert Schumann, Richard Wagner, die anfangs von der Geſamtheit entſchieden abgelehnt und erſt durch die unermüdliche Arbeit genialer Interpretatoren in ſchwerem Kampfe zur Anerkennung gebracht wurden.

Ganz ähnlich erging es den Meiſterwerken Goethes und Schillers. Hat doch Goethe ſelbſt eine Erläuterung ſeines Gedichtes: „Die Harzreiſe“ geſchrieben. Haben doch beide in ihrem Briefwechſel ein unſterbliches Denkmal ſolcher Erläuterungen errichtet. Goethe hat wiederholt ſeinen Auslegern lebhafte Anerkennung gezollt, wenn er auch die, welche ſeinen Gedichten falſche Meinungen und Abſichten unterlegten, ſtatt ſie auszulegen, bekanntlich gut abgefertigt hat. Vielleicht dient es zur Ehrenrettung aller Ausleger, wenn ich hier einmal das anführe, was Goethe über die Erläuterer ſeiner Schriften bei Gelegenheit ſeiner eigenen Erklärung der Harzreiſe ausſpricht: „Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geiſtreich nachſpürende Männer meine Gedichte zu entwickeln ſich beſtrebten; ich nenne Moritz und Delbrück, welche beide in das Angedeutete, Verſchwiegene, Geheimnisvolle dergeſtalt eindrangen, daß ſie mich ſelbſt in Verwunderung ſetzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgeſpürt . . . Das Gedicht aber, welches der gegenwärtige Erklärer (Dr. Kannegießer) gewählt, die Harzreiſe, iſt ſehr ſchwer zu entwickeln, weil es ſich auf die allerbeſonderſten Umſtände bezieht; und doch hat er ſehr viel geleiſtet, indem er das Angedeutete genugſam herausahnete, wodurch ich mich ſtellenweiſe in Verwunderung geſetzt fühle.“ So urteilte ein Dichterfürſt über ſeine Erklärer, und wir können uns mit ſolchem Urteil aus dem berufenſten Munde tröſten, wenn heute ſelbſt Tauſende und Hunderttauſende, die aber alle zuſammen noch lange keinen Goethe aufwiegen, gegen die Erläuterer von Gedichten wüten ſollten.

Ja Goethe hat ſogar in ſeiner Erläuterung „Über die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen“ — man höre es und ſtaune! — die elf Strophen ſeiner Dichtung durch proſaiſche Darſtellung der tatſächlichen Grundgedanken jeder einzelnen Strophe erklärt und iſt dadurch das meiſterliche Vorbild zahlreicher in ſeinen Spuren wandelnder Erläuterer geworden. Da bemerkt Goethe ganz klipp und klar: „Ich konnte doch beim Vortrag (der Ballade) öfters bemerken, daß ſelbſt geiſtreichgewandte Perſonen nicht gleich zum erſtenmal ganz zur Anſchauung der dargeſtellten Handlung gelangten. Da ich nun aber

nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, so gedenk' ich ihr durch prosaische Darstellung zu Hilfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben in einem alten, waldumgebenen Ritterschloß ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle hereinzulassen usw." So stellt Goethe den Inhalt jeder der elf Strophen dar und sagt dann zum Schluß: „Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine vor vielen Jahren mich anmutende altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe!"

Damit sind wir aber bei der schulmäßigen Erläuterung angelangt. Kein Geringerer als Goethe ist der Vater dieser Kunst, soweit sie auch auf deutsche Dichtungen angewandt wird. Und wer solche wahrhaft ehrwürdige und tief gegründete Kunst verspotten zu müssen glaubt, wie es leider z. B. auch der sonst so umsichtige Wendt in seiner vortrefflichen Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik tut, der versündigt sich damit nicht nur an der gesamten zukünftigen Entwickelung unserer Kunst, sondern auch an dem Schöpfer dieser Erläuterungskunst, an Goethe. Wie hoch stellte noch das 18. Jahrhundert die Erklärungskunst, die in strenger, jahrhundertelanger Arbeit von unseren hervorragendsten Universitätslehrern zu einer glänzenden Vollendung ausgebildet worden war, allerdings zunächst an den lateinischen und griechischen Klassikern. Sagte man doch noch im Anfang des 19. Jahrhunderts, daß jeder, der einen Autor interpretieren könne, auch eine Schlacht zu kommandieren und einen Staat zu regieren vermöge.

So steht die Interpretationskunst ehrenvoll von alters her neben der Dichtkunst als deren sturmerprobte und treubewährte Genossin, Helferin und Bahnbrecherin. Und sie wird auch durch einen Ansturm von einer noch so großen Schar pädagogischer Männlein, die herab zu den Kindern kauern, statt diese in Begeisterung zu sich emporzureißen, und fanatischer l'art pour l'art-Jünger, die von der tatsächlichen Entwickelung der Dinge und den Wirklichkeiten der Welt keine Ahnung haben, nicht in ihrer festgewurzelten Stellung erschüttert, geschweige denn gestürzt werden. Daß es auch eine ganze Reihe von dürftigen, armseligen und unwürdigen Erläuterungsschriften gibt, das ist leider wahr, aber wir können es ebensowenig ändern wie das Hervortreten erbärmlicher und oberflächlicher Dichtungen, die oftmals die Meisterwerke in den Hintergrund drängen oder wie Unkraut und Dorngestrüpp diese überwuchern. Unkraut gedeiht überall schneller und besser als das Edle und Gute. Aber von dieser Erläuterungs-

literatur niederen Grades ist selbstverständlich hier nicht die Rede, sondern nur von jenen Schriften, die durch geschickte Behandlung mit Ernst ein tieferes Verständnis anzubahnen suchen.

Wenn nun solche Erläuterungsschriften oft viele einzelne Sach- und Spracherklärungen enthalten, so ist damit nicht gesagt, daß diese Erklärungen von dem Lehrer den Schülern mitgeteilt werden müßten. Aber der Lehrer muß sie in der Stunde gegenwärtig haben, schon um etwaige Fragen der Schüler beantworten zu können, vor allem aber, um alle psychischen Hemmungen, die sich bei vielen Schülern geltend machen, indem der Schüler an einzelnen Ausdrücken unwillkürlich hängen bleibt und über zahlreiche derartige Bedenken nicht hinauskommt, siegreich zu überwinden. So bemerkte ich einmal, als ich die Kraniche des Ibykus vorlas, daß ein Schüler ganz teilnahmlos blieb und über etwas nachzugrübeln schien. Ich fragte ihn, was seine Gedanken von dem Gedicht abziehe. Er antwortete, daß ihm in seinem letzten geographischen Extemporale der Ausdruck „Meeresenge" (statt: Meerenge) angestrichen worden sei und hier spreche Schiller doch von „Korinthus' Landesenge". Eine kurze sprachgeschichtliche Darlegung klärte ihn auf, und nun war für ihn erst die Bahn für den ästhetischen Genuß frei.

Wenn ein Lehrer solche Erläuterungsschriften vor seinem Vortrag benutzt hat, so beherrscht er das Gedicht in einer Weise, die sich siegreich in seiner Darbietung des Gedichts geltend macht, und er wird doch in den meisten Fällen kaum ein Wort von dem in der Erläuterungsschrift Gesagten verwenden. Alles, was die Erklärer von Dichtungen sagen, ist für ihn nur schätzbarer Stoff für die künstlerische Gestaltung seiner Unterrichtsstunde, der eine vielfältige Umwandlung, Verkürzung, Verwerfung, Ergänzung und Widerlegung erfährt. Wer daher nach einer Erläuterungsschrift sich sein Bild von der wirklichen Unterrichtsstunde macht, von dem kann man wohl sagen, daß er sich ein völlig unzutreffendes Bild von unserem deutschen Unterrichte konstruiert. Und wenn er nun auf Grund dieses falschen Bildes die Schule schmäht, so trifft dieser Tadel nicht die Schule, sondern sein völlig unzutreffendes Bild von der Schule und in letzter Linie seine eigene unzulängliche Sachkenntnis, auf der dieses irrige Bild beruht.

So wollen wir denn die Schillerfeier auch mit warmem Danke gegen Universität und Schule begehen, die durch ihre geniale Erläuterungskunst, die unserem Volke zu seinem Heil erhalten bleiben möge, Schillers Dichtung mit in die weitesten Kreise hineingetragen und sie unserem Volke lebendig erhalten haben. Dank sei den Tausenden von Lehrern, die im Dienste des Schönen und unserer Dichtung große und schwerwiegende Opfer gebracht

haben, die in ihren freien Stunden die Schüler für Tell- und Wallenstein-aufführungen auf unseren besten Bühnen sorgsam vorbereitet haben, die mit ihnen die Theatervorstellungen besuchen und nach dem Besuche besprechen, die Schüleraufführungen mit Verständnis und Begeisterung einüben, die oft sogar noch in ihrer Wohnung Dichterabende für ihre Schüler veranstalten, Dichterabende, die für solche Schüler unvergeßliche Stunden höchsten Genusses bedeuten. Weiß denn niemand etwas von solchen Opfern, die unsere Lehrer täglich in freudiger Begeisterung bringen? Ich dächte, unsere Schule hätte bei Gelegenheit der Schillerfeier etwas Besseres verdient, als wieder einmal geschmäht zu werden.

Wenn wir uns aber nun zur Schillergedächtnisfeier rüsten, so wollen wir es tun in Schillers Geist. Wir wollen es tun mit jenem voraussetzungslosen Denken, mit jener göttlichen Freude, wie sie Schiller uns verkündet, mit jener lodernden Freiheitsliebe, wie sie in Schillers Dichtung glüht, mit einer Freiheitsliebe, die aber in der Kunst dieses Riesen unlöslich mit Sitte und Gesetz und mit der innigen Liebe zum Vaterlande verschmolzen ist. Wir wollen Schillers Gedanken zu erfassen suchen auf der neuen Grundlage unserer Zeit.

Wir leben im Zeitalter Kaiser Wilhelms des Zweiten. Und es sei mir daher gestattet, hier das in der Kürze wiederzugeben, was ich am 27. Januar dieses Jahres bei der Kaiserfeier im städtischen Ausstellungspalaste zu Dresden in meiner Festrede ausgeführt habe.

Tief in der Seele des Menschen ruht der Drang nach Vollendung. Aber hemmend stellen sich diesem Ringen immer und immer wieder feindliche Gewalten, zagendes Schwanken und innere Zwietracht entgegen. Wie in der Seele des einzelnen, so schlummert die Zwietracht auch in dem Herzen eines ganzen Volkes. Und gerade das herrliche, stolze Kraftbewußtsein, das zähe unbeugsame Wesen der Deutschen, dieser geniale Grundzug unserer innersten Natur trat Jahrhunderte hindurch der Erhebung unseres Volkes zu einer geeinigten Weltmacht schroff entgegen.

Aber heute können wir jubeln und sagen: Wir haben einen Kaiser, unseren Kaiser, einen weithin ragenden Zeugen deutscher Einheit und deutscher Kraft. In tobender Feldschlacht haben wir ihn uns erkämpft und als den Siegespreis davongetragen, den wir nun hüten und hegen wollen wie unseren Augapfel.

Und noch dazu einen *solchen* Kaiser. In einer Zeit der abstrakten Begriffe, in einer Zeit der parlamentarischen und kollegialen Majoritätsbeschlüsse, in einer Zeit, wo geschriebene Paragraphen und Satzungen die Welt beherrschen, wo die Maschine der gesamten Produktion ihr eisernes Zeichen aufgedrückt hat, wo Technik und Verkehr alle Unterschiede immer

mehr aufheben und alles Persönliche zu vernichten scheinen, in einer solchen Zeit geht durch unser Volk die tiefe Sehnsucht, der heiße Hunger nach einer Person. Sollten wir uns da nicht von ganzem Herzen freuen, daß an der Spitze unseres großen Reiches eine Persönlichkeit steht, lebendig, tatkräftig, impulsiv, scharfkantig? Eine Person, die sich nicht hinter dem Schutzwall der Konstitution ängstlich verbirgt, sondern in tiefbewegten Reden, Telegrammen und Briefen zu allen hervorragenden Ereignissen Stellung nimmt und wie ein echter großer Künstler, wie ein weltgeschichtlicher Dichter wie Schiller die aus dem tiefsten Innern unmittelbar emporquellenden Äußerungen in der unbefangensten und freiesten Weise der Kritik der Welt überläßt?

Mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wie unser kaiserlicher Herr die Zeit gewinnt, jeder geistigen, wirtschaftlichen und politischen Strömung seinen lebendigen Anteil zu widmen, mag er die friedlichen Stätten der schaffenden Arbeit besuchen, mag er dem Vortrage eines Gelehrten beiwohnen, mag er die Hallen der Wissenschaft betreten oder an den Stätten der Kunst den Offenbarungen schöpferischer Geister lauschen. Überall beleuchtet er die aufgeworfenen Fragen durch Gedanken und Worte von ausgeprägter Eigenart.

Verkörpert ist in ihm, in Kaiser Wilhelm II., wie wohl selten in einem deutschen Herrscher unsere militärisch-politische Kraftfülle. Sein ganzes ritterliches Wesen, vom Scheitel bis zur Sohle, ist erfüllt von der Weltmachtstellung des Deutschen Reiches. Alle Dinge der Welt und des Lebens stellt er in demütigem, innigem Vertrauen zu seinem Gott unter diesen Gesichtspunkt. Und mit Recht. Denn der Streit ist der Vater der Dinge und infolgedessen der Krieg der Vorbote aller Kultur, sei es der blutige Kampf in Waffen, sei es das unblutige Ringen der wirtschaftlichen und geistigen Mächte. Daher ruht aller geistige, wissenschaftliche, künstlerische und wirtschaftliche Fortschritt in letzter Linie immer auf der politischen Macht. Und die Staatskunst, die die politische Macht hervorruft, erhält und steigert, ist die größte und gewaltigste aller Künste, die beherrschende Gewalt schlechthin. Daß wir einen Kaiser haben, der dies klar erkannt hat und in seinem ganzen Handeln betätigt: das muß uns, die wir so lange arm, ohnmächtig, verhöhnt, betrogen waren, mit tiefster Freude erfüllen.

Wir Deutsche haben leider Jahrhunderte hindurch der Meinung gelebt, daß die literarisch-ästhetischen Ideale die höchsten seien und haben daher vor allem diesen Idealen nachgejagt. Gewiß ist es etwas Hohes und Schönes um diese Ideale, aber das Höchste und Herrlichste sind sie nicht, sind sie vor allem heute nicht mehr. Während wir uns in philosophischen Träumen ergingen, ob die Welt, in der wir leben, die beste oder schlechteste

sei, oder darum stritten, ob das griechische oder das mittelalterliche romantische Kunstideal das richtige sei, teilten der Franzose, der Brite und Amerikaner die Welt unter sich. Der Deutsche aber hatte auf dem Markte der Weltmacht das Nachsehen.

Heute endlich haben wir ein großes öffentliches, ein großes politisches Leben. Aber trotzdem unterschätzt noch heute ein großer Teil unseres Volkes, namentlich der Künstler und Gelehrten, das öffentliche politische oder gemeinnützige Wirken. Man meint, es stehe nur im Dienste materieller Interessen, und es sei daher selbst materiell, banausisch und nicht ideal.

Welch ein Irrtum! Ein neuer Idealismus ist unter uns aufgestiegen, ein Idealismus, den ich im Gegensatze zu dem alten subjektiven, persönlichen den objektiven Idealismus nennen möchte. Er lebt in den Werkstätten der Arbeit und der Technik, des Verkehrs und des Gewerbes, rasselnd und dröhnend, ebenso wie in den Laboratorien der Wissenschaft, dem rhythmischen, stampfenden Tritte unserer Bataillone und in den wuchtigen Schwungrädern unserer Maschinen, in den Dienstzimmern unserer Verwaltung und auf der Tribüne der Parlamente.

Und dieser neue Idealismus ist hervorgegangen aus dem männlich-strengen Geiste Kants, dem tiefen Wahrheitssinne Goethes und der Riesenwucht der sittlich-schönen Seele Schillers. Es ist der Geist der Pflicht, wie er zuerst in der allgemeinen Wehrpflicht sich verkörperte und dann von da aus unser ganzes Volk durchdrang. Und dieser Geist der Pflicht mit seiner gewaltigen Willenszucht ist in dem Arbeiter, Wagenlenker oder Weichensteller, der täglich Hunderte durch sein pflichtgetreues Wirken vor dem Tode bewahrt, ebenso mächtig wie in dem Soldaten, Beamten, Gelehrten, Künstler, Kaufmann oder Gewerbtreibenden. Über das uferlose: Ich will! des alten Idealismus ist das mächtige: Du sollst des neuen Idealismus zu unserem Heile siegreich emporgestiegen. Ohne diesen neuen Geist der Pflicht wäre der Riesenorganismus unseres Staates ein toter Mechanismus ohne Leben und Blut, der binnen kurzem zerfallen müßte. Auf diesem neuen Geiste der Pflicht beruht daher in letzter Linie das ganze großartige Getriebe unseres modernen Lebens.

Und Kaiser Wilhelm II. ist der glänzende Träger dieses neuen Idealismus, ein durch und durch moderner Fürst, der den Wirklichkeiten des Lebens furchtlos gegenübertritt. Selbst die Kunst muß sich bei ihm unter diesen ehernen Pflichtbegriff beugen. Daher vermag er einen großen Teil unserer modernen Kunst mit ihrer schrankenlosen Verherrlichung des alten: Ich will! und der eigenen Person nicht anzuerkennen und pflegt sie im allgemeinen noch nicht als Ausdrucksmittel der gegenwärtigen Machtfülle des Deutschen Reiches zu verwenden.

Auch die Kunst muß sich, wenn sie wirklich modern sein will, dem ehernen Du sollst! des neuen Idealismus unterwerfen. Die Kunst soll, so rief der Kaiser im Jahre 1901 den Berliner Künstlern zu, mithelfen, erzieherisch auf das Volk zu wirken. Sie soll das ganze Volk, auch die unteren Stände durchdringen, und sie soll daher nicht der Abdruck einer bloßen Künstlerpersönlichkeit sein, sondern der machtvolle Ausdruck des Gesamtgeistes und Gesamtlebens unseres Volkes. Nach einer solchen Kunst sucht unser Kaiser. Und er greift zurzeit noch lieber nach den großen, weiten Formen, die uns die alte Kunst überliefert hat, weil in diese der Beschauer, ganz ähnlich wie in den weiten Rahmen eines alten Liedes, sein eigenes Sinnen, Denken und Fühlen hineinlegen kann. Der Kaiser selbst fühlt sich nach Friedrichs des Großen Vorbild als den ersten Diener seines Staates, und so soll auch die Kunst sich als Dienerin des Staates fühlen. Und wie einst Äschylus, der größte tragische Dichter der Griechen, bestimmte, daß außer Herkunft und Namen nichts anderes seinen Grabstein schmücken durfte als die Worte: „Er kämpfte mit bei Marathon!", so soll auch der Künstler der Wilhelminischen Epoche seine Kunst dem Dienste für das Vaterland unterordnen. Wie einst in dem Zeitalter der verstandesmäßigen Aufklärung ein Lessing schrieb: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit", so spricht der Geist unserer Zeit, der Geist des neuen Idealismus: Seine Pflicht zu tun ist die größte und erhabenste Schönheit. Das ist der Dienst des Vaterlandes im Sinne unseres großen Schiller, dessen weitspannende, über Zeit und Raum hinfliegende, die Gesamtheit unseres Volkes ergreifende Kunst in unserer Zeit wieder lebendig werden muß.

Es liegt also eine wunderbare Einheit der Weltanschauung in allen Äußerungen der Persönlichkeit unseres Kaisers, die jeden Unbefangenen mit hinreißender Gewalt und berauschendem Zauber ergreift. Das deutsche Volk ist unserem geliebten Kaiser das erste der Welt und soll es bleiben. Das bekunden viele seiner Aussprüche, von denen ich nur das kraftvolle Wort herausgreife: „Das deutsche Volk ist wie ein edles Vollblutpferd; es duldet nicht, daß ihm einer an die Gurten herankommt, sondern will seinen Platz vorn behaupten."

Hieraus erklärt sich seine Begeisterung für eine deutsche Seemacht und für die Wunder der Technik. Er erschaut es mit klarem Blicke, daß es ohne Kriegsgewalt zur See keinen Seehandel und keine Seewirtschaft gibt und ohne diese kein wirtschaftliches und kulturelles Übergewicht Deutschlands über England und Amerika. Eine neue großartige Entwickelung unseres Handels und Gewerbes, eine neue Blüte unseres gesamten wissenschaftlichen, künstlerischen, geistigen und sozialen Lebens, weltumspannend,

getragen durch neue Erfindungen der Technik und den ehernen Schutz einer kriegerischen Land- und Seemacht: das sind die riesengroßen Pläne, als deren glänzender Träger Wilhelm der Zweite sich uns darstellt. „Wir stehen", so ruft er uns zu, „an der Schwelle der Entfaltung neuer Kräfte; unsere Zeit verlangt ein Geschlecht, das sie versteht."

Wohlan! Wir wollen dieses Geschlecht sein, und wo wir es noch nicht sind, so wollen wir es werden. Wir wollen dem Rufe unseres kaiserlichen Herrn freudig folgen! Haben wir doch in unserem jungen herrlichen Könige Friedrich August, dem unser aller Herzen in heller Freude entgegenschlagen, ein erhabenes Beispiel der Begeisterung für Kaiser und Reich, das er erst neulich bei seinem Besuche in Berlin seinem Volke weithinleuchtend gegeben hat. Und wie wir uns der blühenden Königssöhne unseres Sachsenlandes freuen, so blicken wir mit Stolz auf die jugendlichen Sprossen unseres kaiserlichen Hauses. Noch in diesem Jahre soll der erstgeborne Sohn des Kaisers eine deutsche Prinzessin als Gattin heimführen. Welch ein Ausblick in die Zukunft!

Deutsche Art, deutsche Zucht, deutscher Stolz, deutsche Kraft und Schönheit blickt in festem Vertrauen auf unseren kaiserlichen Herrn und sein Haus. Das deutsche Volk, seine nationale Wohlfahrt, seine geistige und wirtschaftliche Blüte, seine politische, seine kulturelle Macht und sein Kaiser gehören zusammen, untrennbar, unlösbar! — —

Eine Gefahr aber droht neuerdings der herrlichen Einheit zwischen Kaiser und Volk: das ist die Herabwürdigung des vom Kaiser hochgehaltenen Kunstideals durch geschriebene Schriften der Schreiber. Die Vertreter einer extrem modernen Richtung möchten den Kaiser um jeden Preis auf ihre Seite ziehen und suchen dies dadurch zu erreichen, daß sie alle vom Kaiser ausgehenden Kunstbestrebungen, weil diese mehr auf einen großen Inhalt, auf einen gewaltigen Stoff als auf das raffinierte Wie einer modernen Luxuskunst ausgehen, durch wohlfeilen Witz bekämpfen. Dadurch wird aber ein ganz und gar unnötiger künstlicher Riß zwischen Kaiser und Volk herbeigeführt, der um jeden Preis verhütet werden muß. Denn eine solche Kluft ist der schwerste Schaden für das Vaterland.

Eine ähnliche Kluft haben aber die Modernen auch zwischen Schiller und sein Volk zu reißen versucht. Von den Brüdern Schlegel an, die in ihren hitzigen romantischen Übertreibungen Schillers große, reine Kunst nicht verstanden und deshalb vor Lachen vom Stuhle fallen wollten, als sie Schillers Lied von der Glocke, diesen unsterblichen Heldengesang des deutschen bürgerlichen Lebens, lasen, bis zu Nietzsche, der Schiller den Moraltrompeter von Säckingen nannte und mit diesem frechen Worte seiner Götzendämmerung die Schillerverachtung der modernen Überpoeten einleitete,

zieht sich dieser Kampf gegen Schiller durch die Geschichte des letzten Jahrhunderts. Nun schrieb man von Schillerscher Mittelmäßigkeit, nannte seine herrlichsten Dichtungen Pfuschereien und Salbadereien, ein Futter für höhere Töchter und leihbibliothekſüchtige Köchinnen, sah in ihm das deutsche Drama auf den toten Strang geraten und erklärte, daß Schiller uns ästhetisch nichts mehr zu sagen habe. Aber unser Volk hat sich glücklicherweise durch solche verworrene Aussprüche „rasender" Ästheten auch nicht einen Augenblick von Schiller abdrängen lassen. Er ist im Volke heute lebendiger als je, und der Romanticismus und Naturalismus, die Schillers spotten zu können glaubten, liegen schon jetzt entseelt am Boden. Sie sind leere schwarze Schatten geworden, von denen kein Mensch mehr etwas fürchtet oder hofft. Genau so wird auch das Streben, unser Volk von dem Kunstideal des Kaisers, das ungefähr das gleiche wie das Schillers ist, abzudrängen, ganz und gar in nichts zerrinnen; denn unser Volk liebt seinen Kaiser, weil es in ihm das Ideal seiner Selbständigkeit, Macht, Freiheit, Sitte und Kraft verkörpert sieht, wie in Schiller Vaterlandsliebe, edles Menschentum und eine Kunst weltgeschichtlicher Größe, seelischer Reinheit und göttlicher Freude.

Auf diesen Punkt sollten wir daher vor allem bei der bevorstehenden Schillergedächtnisfeier, fern von aller schwatzenden Pathetik, alle die herrlichen Kräfte unseres Volkes hinlenken: das Vaterland, wie es Schillers hohem Geistesfluge erschien, als die starke Wurzel unserer Kraft uns aufs neue zu erobern aus den Klauen seiner Verächter, Kaiser und Volk aufs neue zu einer einheitlichen großen Weltanschauung zusammenzuschmieden durch die Riesengewalt des Schillerschen Kunstideals.

Gewiß verdanken wir der modernen Kunst eine völlige Erneuerung und großartige Erweiterung unserer künstlerischen Technik und Formengebung. Aber wir dürfen uns nicht in kleinlichem Formelkram, in der ewigen einseitigen Frage nach dem bloßen Wie verlieren. Unsere Kunst braucht vor allem wieder einen großen, das ganze Volk, die ganze Menschheit umspannenden Inhalt. Möchte man doch heute einmal recht ernstlich an Goethes Worte über die Poesie denken und nach ihnen handeln: „Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; je mehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. — Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Äußeres zu verkörpern, oder ohne das Äußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, sind beides die

letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt" (Sprüche in Prosa 671). Möchte man dieser herrlichen Worte wieder eingedenk werden und unsere Kunst durch einen gewaltigen, das ganze Leben und Fühlen und das mächtige Wollen und Ringen unserer gesamten Volksseele und damit zuletzt der ganzen Menschheit umspannenden und aussprechenden Inhalt wieder zu dem höchsten Gipfel emporheben. Ist es nicht ein Zeichen sinkender Kunst, wenn sie sich ganz auf intime Stimmung, ganz auf einzelpersönliches Innenleben, ganz auf psychische Probleme individuellster Art und auf Zustandsschilderungen von Einzelausschnitten aus dem Leben zurückgezogen hat? Nein, unsere Kunst soll wieder monumental, riesengroß, weitausspannend, zu den Sternen fliegend, Herz und Willen zum Höchsten emporreißend, freudejauchzend und lebenschaffend werden. In tiefer Demut wollen wir uns ihr wieder nahen, nicht als ihre Herren, wie sich heute ihre Jünger gern gebärden möchten, sondern als ihre treuen Diener, wie es einst war, als wir noch glückselig und beglückend auf dem höchsten Gipfel der Kunst standen. Und dazu soll uns Schiller helfen.

„Laßt mich der Kunst ein Vaterland erkämpfen!" So sang einst Theodor Körner. Heute hat die deutsche Kunst schon längst ein Vaterland gefunden. Aber das Verhältnis hat sich umgekehrt; denn die Kunst hat sich nun, verführt durch ästhetische Schlagworte, durch philosophische Begriffsspielereien, durch die die Kunst als Selbstzweck erwiesen werden sollte, von dem großen vaterländischen, nationalen und weltgeschichtlichen Inhalte, wie er Schiller als das höchste Ziel aller Kunst vorschwebte, abgewendet. Wir müssen daher nun, wie es auch unser Kaiser Wilhelm der Zweite in so herrlicher, leider vielfach mißverstandener Weise anstrebt, dem Vaterlande wieder einen Platz in der Kunst erkämpfen. Möchte vor allem die moderne Kunst in ihren wahren und großen Vertretern sich auf diese wichtige nationale und große künstlerische Aufgabe wieder besinnen; möchte vor allem die Schule sich wieder zu dem stolzen Bewußtsein ihrer nachhaltigen Wirkung auf das ganze Volk emporringen und in dieser Erkenntnis die ganze Schillergedenkfeier auf den nationalen, vaterländischen, weltgeschichtlichen Ton stimmen, durch den der Trieb zum Vaterlande und damit zu herrlichen, gigantischen Gesamtleistungen des ganzen Volkes wieder mächtig in allen Schichten unserer Nation angefacht wird. Möchte so die Schillergedächtnisfeier ein Mittel werden, unser Volk, unter Zurückdrängung der Spaltung durch wirtschaftliche Kämpfe und materielle Interessen, wieder zu einer geschlossenen imponierenden künstlerischen und inneren politischen Einheit emporzuheben.

Schiller als Erzieher.

Eine Würdigung seiner ästhetischen Schriften.

Von Dr. **Bruno Baumgarten** in Magdeburg.

Nun regt es sich an allen Orten und tausend Stimmen werden laut; und vielleicht zittert dem einen oder dem anderen die Hand vor Freude, nun einmal schreiben und sagen zu können, was ihm Schiller ist — frei heraus und ohne vorsichtig die Stimme zu dämpfen. Bei der Übersättigung an Schiller, die sich nur zu oft und nicht ohne Grund geltend machte, war es wohl angebracht für den, der ihn doch noch liebte, ein wenig zurückzuhalten, weil es auf die Dauer ermüdet, immer wieder kritisieren zu hören, immer wieder mit Gründen verteidigen zu müssen, was einem auch gegen alle Gründe heilig wurde. Jetzt aber im Schillerjahr dürfen alle Bände einmal wieder von ihrem unnahbaren Bücherthrone steigen und mit Zungen reden. Lange genug haben sie (neben dem Beruf als Schulbücher) das Schicksal aller Hausbücher geteilt, im Hause nicht gelesen zu werden. Nun, wo der ganze deutsche Blätterwald vom Namen Schillers rauscht, werden viele wieder seine Werke lesen und hören. Möchte auch um seine ästhetischen Schriften ein immer größerer Kreis sich scharen!

Viele freilich meinen, daß gerade diese veraltet seien. Auch sind sie zum Teil nicht leicht zu lesen. Und freilich, die Art der Beweisführung, so scharfsinnig und geistreich, so dialektisch gewandt im Zergliedern, so schwungvoll und kühn im Verbinden der Gedanken, sie ist durch ihre an Kant anknüpfende Begriffsbildung und Ausdrucksweise wenig geeignet, seine Grundgedanken zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen. Aber diese Grundgedanken sind, wie mir scheint, von ebenso unvergänglichem Wert für die Erziehung unseres Volkes wie seine Dichtungen. Das haben sie schon oft bewährt. Ich erinnere nur an Chamberlains imponierende „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts", eines der bedeutendsten Bücher unserer Zeit, das an Schillersche Gedanken anknüpft. Fern liegt es mir, zu den vielen wissenschaftlichen Erörterungen, die Schillers Ästhetik gefunden hat (ich nenne Kuno Fischer, Tomaschek, Harnack, Berger, Kühnemann), eine neue zu fügen. Wohl aber möchte ich versuchen zu zeigen, was wir von Schiller durch diese Schriften gelernt haben und noch lernen können. Und nicht nur, um das tun zu können, sondern auch, weil es an sich der Mühe lohnt, schicke ich einen Versuch voraus, das Wertvollste seiner Gedanken über das Gute und Schöne in aller Kürze und Einfachheit vorzutragen, entkleidet von allen schwierigen philosophischen Kunstausdrücken.

I.

Biſt du einmal jung geweſen, ſo haſt du einmal geſchwärmt für alles Gute, Schöne und Wahre. Vielleicht tuſt du es noch. Haſt du es nicht laut herausgeſagt, ſo haſt du's ſtill in dich hineingeſchwiegen. Iſt's keine lodernde Flamme geworden, ſo war es ein ſtilles Herdfeuer, das du hüteteſt. Aus ſchönen Formen haſt du Trank und Speiſe genommen, Vaſen und Bilder haben dich wie gute Geiſter daheim umgeben, oder ſie ſind wie ſeltene Gäſte bei dir eingekehrt oder du haſt unterwegs mit ihnen deine Grüße getauſcht. Von rüſtig erklommener Höhe hinab haſt du weite Fluren mit frohem Erſtaunen betrachtet, ſchlanke Tannen, ſchattige Eichen, wilde Blüten im Hag, wohlgepflegte Blumen im Garten wuchſen dir ans Herz. Für längſt begrabene Helden und Weiſe haſt du geglüht, und manche Geſtalt, die an dir vorüberglitt, bezauberte dich durch die munteren Farben, die edlen Linien des Geſichtes, durch einen unnachahmlichen Reiz der Bewegung. Das alles und noch vieles andere — Himmel, Abendröte, Sterne oder die Worte des Dichters oder die Kunſt der Töne — übten eine Gewalt auf dich aus, der du dich gern hingabſt. Da warſt du der „Leidende". Aber in ſtillen Stunden ſuchteſt du Herr über dieſe Eindrücke zu werden durch die Vernunft. Und dann fragteſt du: Was iſt das Schöne?

Und vielleicht, wenn du das Gute liebteſt, ſagteſt du leichthin: das Schöne iſt das Gute. Aber du hatteſt es kaum geſagt, ſo merkteſt du, daß ſich nicht allzuviel dabei denken laſſe. Du grubeſt tiefer und ſagteſt ein wenig abſtrakter und nüchterner: das Schöne iſt das Vollkommene. Das hielt wohl eine Weile vor; denn an dem, was ſchön war, hatteſt du nie etwas auszuſetzen. Aber eines Tages entdeckteſt du, daß dein ererbter Schreibtiſch oder vielleicht deine lateiniſche Grammatik vorzügliche Dienſte taten und ſehr vollkommen waren, aber keineswegs ſchön. Wurdeſt du nun gleichgültig gegen dieſe Frage? Dann klang dir vielleicht die Weisheit ſehr gelehrter Männer willkommen, die da behaupteten, das Schöne ſei überhaupt keine Eigenſchaft der Dinge, die wir ſo nennen. Es ſei nur ein eigentümlicher Gemütszuſtand, der uns veranlaſſe, ſie ſchön zu finden.

Das ließ ſich denn wohl hören und nachſprechen. Da geſchah es, daß der Bürgermeiſter ein Denkmal enthüllte, das in dir Abſcheu erregte, und du hörteſt ihn feierlich deklamieren von einem „ſchönen, erhabenen Kunſtwerk". Oder es drang dir ein Vers tief ins Gemüt; ein Freund aber lachte dich aus und redete von unreinen Reimen und falſcher Cäſur. Oder du ſahſt zwei Geſichter nebeneinander, vor denen jeder Zweifel an der Wirklichkeit des Schönen verſtummen mußte.

Und nun wußteſt du ganz ſicher: das Schöne iſt vollkommen, und es iſt wirklich. Aber ſonſt warſt du nicht weitergekommen in der Erkenntnis ſeines Weſens. Und im weſentlichen geht es uns wohl allen ſo, daß ſich das Schöne nicht mit der Vernunft will faſſen laſſen. Wir empfinden unklar eine gewiſſe Beziehung zum Wahren und Guten, die wir doch nicht ausdrücken können; und das alles liegt über unſerem Leben wie Morgendämmerung und Ahnung eines jungen Tages. Dringt kein Lichtſtrahl da hindurch?

Nimm, bitte ich dich, ein Blatt auf, das, noch nicht allzu welk, der Herbſt dir vor die Füße weht. Ein Ahornblatt vielleicht. Je genauer du es betrachteſt, deſto deutlicher wird dir ſeine Schönheit. Worin liegt ſie? Faſt möchte man ſagen: in der Regelmäßigkeit, denn wie nach einem Geſetze veräſteln ſich von innen heraus die Adern des Blattes. Aber nur *wie* nach einem Geſetz! Denn wer ſollte ihm Geſetz und Regel geben? Nirgends ſichtbar die Spur einer ordnenden Hand, die des Blattes natürliche Säfte und Kräfte in ihrer freien Entfaltung gehemmt, in das Joch einer noch ſo gefälligen Regel gebeugt hätte! So leitet dich gerade die ſcheinbare Regelmäßigkeit zu der Wahrnehmung, daß hier ungeſtörteſte Freiheit waltet, daß hier eine lebendige Kraft ſich nach dem in ihr ſelbſt ruhenden Geſetze Geſtalt gewonnen hat. So läßt dies Blatt ſinnbildlich die Selbſtbeſtimmung, die *Freiheit* vor dir *erſcheinen*: Schön iſt hier die *Freiheit in der Erſcheinung*. Auf techniſch-kunſtmäßige Arbeit deutet die Form, und gerade dieſe Form zeigt deutlich die wirkende Natur des Blattes ſelbſt. Schönheit iſt *Natur* in der *Kunſtmäßigkeit*.

Für dieſe Vermutung ſpricht wohl gleich manches im Herzen mit. Kunſtmäßigkeit, das iſt ja nichts anderes als Vollkommenheit. Das Schöne iſt alſo, wie du früher ſchon wähnteſt, vollkommen; aber es ſtrebt nicht nach Vollkommenheit, ſondern indem es frei der eigenſten Natur folgt, läßt es keine gewaltſame Beſtimmung von außen, alſo auch keinen Fehler und keine Verzerrung zu, und ſo wirkt es, gleichſam durch Gunſt des Schickſals, zugleich vollkommen.

Das lehrt dich ein Blatt etwa. Aber ſagen andere ſchöne Dinge dasſelbe? In alten Städten gefallen dir die leicht gewundenen Gaſſen beſſer als die neueſten rechtwinkligen Straßen der Großſtadt. Eine Wellenlinie iſt ſchöner als eine noch ſo regelmäßige und vollkommene Zickzacklinie. Warum? Weil du eine Zickzacklinie nicht als eine aus ſich ſelbſt entſtandene Einheit begreifen kannſt. An jeder Ecke ſpürſt du die von außen eingreifende Hand, den beſtimmenden Verſtand. Alles deutet auf Technik, Kunſt — nichts auf Natur. Eine Wellenlinie aber begreift ſich rein aus ſich ſelbſt, weil du keinen Punkt beſtimmen kannſt, an dem die Freiheit

der Bewegung verletzt, die Natur aufgehoben, die ursprünglich gewollte Richtung gestört wird. Und doch ist sie nicht minder kunstmäßig als die Zickzacklinie, zeigt dasselbe stetige Fortschreiten in gleichmäßigem Auf und Ab der Seitenbewegung. Gerade diese scheinbare Regelmäßigkeit macht uns erst darauf aufmerksam, daß hier keine Regel ist, daß hier Freiheit in die Erscheinung tritt.

Und nun fallen dir wieder zwei Vasen auf dem Bordbrett ins Auge, und du fragst, was ist an diesen Natur? Sie sind ja beide künstlich entstanden, vielleicht sogar in der Fabrik. Und doch ist die eine schön, die andere beleidigt dein Auge. Und doch zeigt die eine ganz besonders deutlich das, was wir Natur, Freiheit, Selbstbestimmung nannten; nur läßt es sich hier wie überall nur auf negative Weise erläutern. Sieh diese hier: ein schmaler Hals erweitert sich nach unten zu einem breiten Bauche. Das wirkt gewaltsam, wirkt wie Zwang. Es ist, als hätte die Schwerkraft niedergedrückt und platt gemacht, was sich schlank aufrichten wollte. Auch dieser anderen, die sich allmählich in zarten Linien nach oben verjüngt, um sich oben wieder wie eine Blüte mit schmalen Lippen zu entfalten, fehlt die alles beherrschende Schwerkraft nicht. Aber von diesem Gesetz, das sie mit dem fremdartigsten Gegenstande teilt, das also nicht zu ihrer eigensten Natur gehört, verrät sie dem betrachtenden Auge nichts. Für den Beschauer hat sie die Schwerkraft überwunden. Aufwärts ist sie gerichtet; aber nicht wie von einer Kraft straff emporgezogen oder getrieben. Die leichte Wölbung nach innen schließt jeden Zwang, schließt alles Zufällige, schließt jede fremde Absicht[1]) aus. Sie wölbt sich, rundet sich, erhebt sich, entfaltet sich, sie bestimmt also sich selbst aus der inneren Notwendigkeit ihrer Natur heraus, aus Freiheit.

Da es die Schwerkraft so oft ist, die den Dingen Gewalt antut, so gilt uns „leicht" bei manchen Gegenständen fast gleichbedeutend mit „schön". „Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom."

Auch bei Bewegungen. „Man stelle ein schweres Wagenpferd neben einen leichten spanischen Zelter. Die Last, welche jenes zu ziehen gewöhnt worden ist, hat seinen Bewegungen die Natürlichkeit genommen, daß es, auch ohne einen Wagen hinter sich herzuschleppen, ebenso mühsam und schwerfällig einhertrabt, als wenn es einen zu ziehen hätte. Seine Bewegungen entspringen nicht mehr aus seiner speziellen Natur, sondern verraten die geschleppte Last des Wagens. Der leichte Zelter hingegen ist nie gewöhnt worden, eine größere Kraft anzuwenden, als er auch in seiner

1) Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.

größten Freiheit zu äußern sich angetrieben fühlt. Jede seiner Bewegungen ist also eine Wirkung seiner sich selbst überlassenen Natur. Daher bewegt er sich so leicht, als wenn er gar keine Last wäre, über dieselbe Fläche hinweg, die das Kutschpferd mit bleischweren Füßen tritt. Man wird bei ihm gar nicht mehr daran erinnert, daß er ein Körper ist: so sehr hat die spezielle Pferdeform die allgemeine Körpernatur, die der Schwere gehorchen muß, überwunden. Hingegen macht die Schwerfälligkeit der Bewegung das Kutschpferd augenblicklich in unserer Vorstellung zur Masse, und die eigentümliche Natur des Rosses wird in demselben von der allgemeinen Körpernatur unterdrückt."

Und ebenso wie von der Schwerkraft, der zufälligen Natur seines Stoffes, muß das Schöne frei sein von allem, was eine bestimmte Absicht deutlich verrät. „Die Handhabe an einem Gefäß ist bloß des Gebrauches wegen da; soll aber das Gefäß schön sein, so muß diese Handhabe so ungezwungen und freiwillig daraus hervorspringen, daß man — bei dem Betrachten — ihre Bestimmung vergißt. Ginge sie aber in einem rechten Winkel ab, so würde diese abrupte Veränderung der Richtung allen Schein von Freiwilligkeit zerstören, und die Selbstbestimmung der Erscheinung würde verschwinden."

Aber hier magst du mich wohl unterbrechen und fragen: Was ist bisher mit alledem gewonnen? Freiheit, Selbstbestimmung und dergleichen sind ebenso schwere, ebenso dunkle Begriffe wie das Schöne selbst. Nun wohl, sie begrifflich zu fassen, können wir mit Fug und Recht den Philosophen überlassen. Aber kann es im letzten Grunde für jeden Menschen etwas geben, was ihm durch Erleben vertrauter, näher, eigener ist als geistige Selbstbestimmung, Freiheit des Willens, Persönlichkeit? Besteht nicht darin recht eigentlich das Wesen deines Wesens, dein sittliches Ich? Sind es nicht die höchsten, stolzesten, unvergeßlichsten Momente deines Lebens gewesen, in denen du, gleich frei von hemmender Angst und vorwärtsziehenden Leidenschaften, fühltest, daß es dir gelang, deinem innersten Wesen zu folgen, dich selbst zu bestimmen? Hier lassen wir getrost die Philosophen aus dem Spiel, die die Freiheit des Willens überhaupt verleugnen; denn ich weiß nicht, auf welche Weise diese Philosophen zum Schönen Zugang finden. Auch handelt es sich hier nicht um gelehrte Meinungen einzelner, sondern um das, was die Menschen als solche empfinden, auch ich und du.

Da sehen wir denn, wie gewaltig viel es heißt, wenn man das Schöne als Freiheit in der Erscheinung erklärt. Wir sagen damit aus, daß wir im schönen Gegenstande ein Stück von dem Heiligsten wieder-

finden, was wir verborgen in uns tragen, was unseres Wesens Tiefe ausmacht, in der Erscheinung wiederfinden — ein Stück von unserer Persönlichkeit.

Und gilt vom schönen Menschen nicht ebenso, was wir am schönen Dinge gesehen? Auf die Schönheit des Baues, der natürlichen Linien des Körpers, läßt sich das Gesagte ohne Mühe anwenden. Das ist die architektonische Schönheit. Aber wie steht es mit der Anmut, der Schönheit menschlicher Bewegung? Tritt auch hier Freiheit in die Erscheinung? Beim Tanze ist das leicht zu sehen und zu zeigen. Solange die Bewegungen „gezwungen" sind, wirken sie unschön; die Gesetze des Tanzes müssen dem Tänzer so „in Fleisch und Blut" übergegangen sein, daß sie nun gleichsam bei ihm „Natur" geworden sind, so daß er nur frei seiner Natur zu folgen braucht, um sie darzustellen. Ja noch mehr: wahrhaft schön wird nur tanzen, wessen Natur von Haus aus dazu neigt, sich dem Rhythmus hinzugeben. Aber hier hast du doppeltes Bedenken. Ist nicht jede willkürliche Bewegung eine Äußerung unserer Freiheit, unserer Selbstbestimmung? Dann müßte also jede willkürliche Bewegung schön sein! Gewiß nicht. Denn nicht in jedem Willensakt äußert sich unsere Freiheit. Im Gegenteil. Wir wollen und handeln gewöhnlich um bestimmter Zwecke willen; dann sind es also doch diese Zwecke letzthin, die uns bestimmen, und nicht eigentlich unser Selbst. Eine Bewegung kann daher nicht schön sein, wenn sie uns lediglich vom Zweck diktiert wird, so z. B. eine Verbeugung, die nur um der Höflichkeit willen geschieht. Aber, fragst du weiter, zeigt sich nicht gerade im Verneigen oft unbeschreibliche Anmut? Jawohl; aber nur, wenn es „ungezwungen" erscheint, wenn die Persönlichkeit selber so viel Anteil daran hat, daß nichts daran den Eindruck des Unfreiwilligen macht. Und so kann jede Bewegung, zu welchem Zweck sie auch immer diene, anmutig wirken, wenn sie so frei, so natürlich geschieht, daß man die Absicht vergißt. Noch leichter ist einzusehen, daß auch eine solche Bewegung nicht schön sein kann, die nur durch eine Erregung unserer Sinne uns abgenötigt wird, z. B. ein plötzliches Zurückschrecken bei einem unerwarteten Knall. Aber es gibt Menschen, bei denen sowohl diese sinnlich-unfreien als auch jene absichtlichen Bewegungen anmutig wirken; ihnen ist es durch Gewohnheit zur Natur geworden, alles so zu tun, als ob es aus der eigenen Persönlichkeit von selbst hervorginge.

Nun fanden wir freilich eine gewisse Grazie vorhin auch bei dem Tiere, einem spanischen Zelter. Sollte denn, wirst du fragen, beim Menschen diese Betrachtung nicht tiefer führen? Freilich wohl; denn er ist nicht nur Sinnenwesen, sondern auch Geisteswesen und daher fähig, sittlich zu handeln. Jede sittliche Tat ist eine Wirkung seiner Vernunft,

ſeiner inneren Freiheit. Kommt ſo nicht gleichſam auch Freiheit zur Erſcheinung? Möchte ſo nicht jede ſittliche Tat ſchön ſein?

Sie ſollte es vielleicht; aber ſie iſt es nicht. Wie kommt denn gewöhnlich das zuſtande, was wir eine ſittliche Tat nennen? Durch einen Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit. Wir freuen uns als vernünftige Weſen wohl über den Sieg des Geiſtigen im Menſchen, aber der Eindruck des Schönen kann nicht aufkommen, wenn wir den ſinnlichen Teil, der doch gerade in die Erſcheinung fällt, leiden ſehen. Wenn ein Brutus ſtreng die eigenen Söhne dem Beil des Henkers übergibt, ſo bewundern wir ihn vielleicht, aber wir lieben ihn nicht; denn die Tat iſt wider die Natur. Sie iſt ihr abgezwungen — und Zwang mißfällt.

Die ſchöne Tat muß frei erſcheinen. Das kann ſie erſt dann, wenn darin das Sittengeſetz mit einer Leichtigkeit erfüllt wird, als ob bloß die Natur, der Inſtinkt, gehandelt hätte. Die Tat des Samariters wäre ſittlich ebenſo rein und groß, wenn er ſich erſt Zeit genommen hätte zu denken: „Der Verwundete iſt ein Jude, alſo mein Feind, ich ſollte ihn eigentlich liegen laſſen“ — und wenn die natürliche Rachgier dann von dem Adel ſeiner Seele überwunden wäre. Statt deſſen handelte er nach Jeſu Erzählung ganz aus der Natur heraus, unmittelbar ſeinem Empfinden folgend. „Da er ihn ſah, jammerte ihn ſein, ging zu ihm, verband ihm ſeine Wunden und goß drein Öl und Wein.“ Es iſt hier in höherer Sphäre nicht anders als bei jedem ſchönen Dinge. Was wir erfahren, ſtimmt zu einer Regel, einem Geſetz; es erweiſt ſich aber, daß es nicht durch ein Geſetz beſtimmt iſt, ſondern ſich ſelbſt beſtimmt, aus ſich ſelbſt wirkt — alſo frei und darum ſchön.

Hier ſind wir auf dem Höhepunkt angelangt, zu dem die Gedanken über das Weſen des Schönen führen können. Bei dem ſchönen Ding, der ſchönen Bewegung deutete nur alles auf Freiheit in der Erſcheinung. Hier bei der ſchönen Tat finden wir auf einmal feſten Grund, und zwar in dem, was uns am feſteſten ſteht, in dem Doppelweſen, als das wir uns ſelbſt erkennen: ſinnliche Gebundenheit und geiſtige Freiheit. Im äſthetiſchen Intereſſe muß es natürlich liegen, daß möglichſt alle Taten in dieſem Sinn ſchöne Taten werden, und die Bedingung dazu iſt möglichſte Harmonie zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit. Es iſt aber leicht zu ſehen, daß hier das äſthetiſche Intereſſe mit dem moraliſchen zuſammenfällt. Erſt von hier aus verſtehen wir die Beziehungen des Guten zum Schönen.

Unter dem Zwieſpalt zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit leidet alles menſchliche Tun. Wie oft ſchmerzt es uns zu ſehen, wie die Sinne zu ſchwach ſind, um die Pflicht, das Gebot der Vernunft, zu erfüllen, oder zu leidenſchaftlich, um ſich in den Schranken derſelben zu halten. Die Ver-

nunft ſagt: Handle zum Wohle der anderen, die Sinne verlangen: denke vor allem an dich ſelbſt. Der ſittliche Imperativ lautet: Handle immer ſo, wie du willſt, daß alle Menſchen in gleichem Falle handeln ſollten. Aber von der anderen Seite tönt der friſche Ruf aus deinem Blute: Fülle den Augenblick aus! Folge ohne ängſtliches Grübeln und Wägen dem friſchen Trieb, der dich beſeelt!

Wie kommt der Menſch aus dieſem Zwieſpalt heraus? Entweder er muß ganz die Vernunft oder ganz die Sinnlichkeit unterdrücken; er muß ganz rein ſinnlich oder ganz rein vernünftig werden. Je nach ſeiner Anlage wird er ſich, da eine völlige Einſeitigkeit hier ausgeſchloſſen iſt, dem Urbild ſelbſtſüchtiger Genußſucht oder mönchiſcher Weltflucht oder phariſäiſcher Geſetzlichkeit annähern. Fehlt aber nicht bei dem Philiſter, Pedanten, Phariſäer oder auch bei dem aus dem Sinnenreich (wenn auch vergeblich) flüchtenden Mönch — fehlt nicht bei ihnen ebenſoviel an dem Ideal eines ganzen Menſchen wie bei dem feurigſten, genußſüchtigſten, rachgierigſten Südländer oder bei jeder fröhlichen Dirne, die nichts im ſüßeſten Genießen ſtört?

So bleibt die einzige Möglichkeit, das Ideal der reinen Menſchheit zu erfüllen, die Harmonie zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit, zwiſchen Neigung und Pflicht. Wo dieſer Einklang waltet, da iſt eine „ſchöne Seele". Sie braucht nur ihrer Neigung zu folgen, um ſittlich zu handeln. Sie *kann* das Böſe nicht wollen; denn ſie hat die „Gottheit" der Vernunft ſelbſt in ihren Willen aufgenommen.

Aber wie ſelten, wenn überhaupt jemals, wandelt eine ſolche Geſtalt lebendig über die Erde! In gewiſſem Sinne freilich finden wir ſolchen Zuſtand ſchon bei Kindern, wenn ſie *ſpielen*. Da finden wir noch reine Harmonie, aus der ſich ſpäter erſt die ſchroffen Gegenſätze zwiſchen ſinnlichen Trieben und ſittlichem Geſetz entwickeln. Ihr Spiel als freie Handlung kann uns ein Sinnbild ſein für den Zuſtand höherer Freiheit, den wir erſtreben: Natur und Vernunft ſollen frei miteinander wirken, ſo daß keine die andere beſtimmt: ſie ſollen „ſpielen". Wie können wir uns zu ſolchem Zuſtand erziehen? Es handelt ſich um einen dauernden Zuſtand, der nur durch Gewöhnung entſtehen kann. Wir wollen uns alſo mit Gegenſtänden umgeben und Erfahrungen aufſuchen, die in uns ſolch ein ſeeliſches Gleichgewicht wenigſtens momentan erzeugen. Solche Erfahrungen aber bietet uns eben das Schöne. Denn ſchöne Dinge, ſchöne Bewegungen, ſchöne Tiere, ſchöne Menſchen, ſchöne Taten — alles das hält uns ja gleichſam einen Spiegel des Zuſtandes vor, nach dem wir ſtreben. Wir ſehen darin ein harmoniſches Ineinander von Gebundenheit und Freiheit. In der ſinnlichen Erſcheinung ſelbſt erſcheint, wie wir

ſehen, gleichſam die freie Vernunft. Nun iſt aber kein Zweifel, daß beim Genuß der Schönheit in uns ein ähnlicher Zuſtand eintreten muß. Wir können ein Venusbild nicht äſthetiſch genießen, ſolange die nackte Geſtalt unſere Sinne beunruhigt und uns dadurch ſittlich unfrei macht. Aber ebenſo unäſthetiſch iſt der Eindruck etwa der Goetheſchen Ballade „Gott und Bajadere“, wenn nur die Vernunft lebhaft ſich daraus die erhabene Lehre der Toleranz entnimmt und ſo die Einbildungskraft in ihrem Rechte kürzt, die bei der ſinnlichen Anſchaulichkeit der Schilderung verweilen möchte. Wo wir wirklich das Schöne als ſchön erfaſſen — vielleicht iſt es ſeltener, als man gemeinhin annimmt —, da können wir ſicher ſein, daß Vernunft und Sinnlichkeit in gleicher Weiſe tätig ſind. In dieſem Moment heben ſie einander gewiſſermaßen auf, ſo daß der Menſch ganz Empfänglichkeit iſt. Indem wir eine Beethoven-Symphonie anhören, haben weder die Sinne ein anderes Begehren noch die Vernunft ein anderes Beſtreben, als ſich zu erfüllen mit dem, was da geboten wird. Hält aber dieſer Zuſtand noch an nach dem Kunſtgenuß, beginnen ſo im „ganzen“ Menſchen die harmoniſchen Kräfte zu ſpielen, ſo wird er fähig ſein, ſchön, das iſt: aus Neigung ſittlich zu handeln. Schiller ſelbſt, der Sechsundzwanzigjährige, kam aus dem Mannheimer Antikenſaal mit dem Wunſch, „eine ſchöne Tat ohne Zeugen zu tun“.

Freilich iſt die Frage, ob wir überhaupt ſchon fähig ſind, das Schöne als ſolches aufzufaſſen. Eben dazu hilft uns die Gewöhnung, es oft zu ſuchen und zu betrachten. So erkennen wir das Schöne als eine notwendige Aufgabe für unſer ſinnlich-vernünftiges Weſen. Es ſteht vor uns gleichſam wie die in die Erſcheinung getretene Vernunft und ruft uns ſeinen Imperativ zu: „Sei wie ich! Sei ſchön! Laß frei und unverkümmert die reichen Kräfte deines Menſchtums ſpielen! So werden alle deine Taten meine Zeugen ſein: ſchön — und darum gut!“

II.

Wenn es mir gelungen ſein ſollte, auf dieſe Weiſe das Weſentlichſte der äſthetiſchen Anſichten Schillers einleuchtend darzuſtellen, ohne doch ins Platte zu geraten, ſo mag man verzeihen, daß gar manches darin fehlt, was auch ſeinen Wert hat. Ich will hier nicht ausführen, warum ich die Gedanken über das Erhabene und einiges andere beiſeite ließ. Manches Vermißte wird ſich noch im folgenden einſtellen.

Nun erhebt ſich die große Frage: Was haben wir aus Schillers Äſthetik, direkt oder indirekt, gelernt und was können wir noch daraus lernen?

Eine große Rolle ſpielt heute das Wort: äſthetiſche Kultur. Viele hervorragende Männer beteiligen ſich an Dürerbünden, Goethebünden,

Kunſterziehungstagen und den nun ſchon recht zahlreichen und meiſt recht guten Zeitſchriften, die ähnlichen Zwecken dienen. Man wird immer feſter in der Überzeugung, daß das Schöne nicht nur hier und da, dann und wann, in Weiheſtunden an Weiheſtätten als ſeltener Gaſt einkehren ſollte, ſondern daß es uns immerdar umgeben, daß es auch an allen Gegenſtänden, die der Nutzen erzeugt, ſeinen Anteil haben ſolle. Es wird nicht leicht ſein, ſolche geiſtigen Strömungen aus ihren geſchichtlichen Quellen ſicher abzuleiten. Aber es dürfte kaum zweifelhaft ſein, daß unter den Samenkörnern, die hier zu unſerer Freude aufgehen, gar manches auch von Schillers Genius in die Furchen der Zeit geſtreut iſt. Sieht doch die ganze Bewegung aus wie ein Verſuch, ſein Ideal einer äſthetiſchen Erziehung zu erfüllen.

Ein paar Beiſpiele mögen das zeigen. Was oben über Vaſen und andere Gefäße geſagt iſt, ſtammt aus Schillers „Kallias“ oder über die Schönheit. Ebenda redet er von ſchöner Kleidung. „Wann ſagt man wohl, daß eine Perſon ſchön gekleidet ſei? Wenn weder das Kleid durch den Körper noch der Körper durch das Kleid an ſeiner Freiheit etwas leidet, wenn dieſes ausſieht, als ob es mit dem Körper nichts zu verkehren hätte und doch aufs vollkommenſte ſeinen Zweck erfüllt. Die Schönheit oder vielmehr der Geſchmack betrachtet alle Dinge als Selbſtzwecke und duldet ſchlechterdings nicht, daß eins dem anderen als Mittel dient oder das Joch trägt. In der äſthetiſchen Welt iſt jedes Naturweſen freier Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat. und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, ſondern zu allem ſchlechterdings konſentieren muß. In dieſer äſthetiſchen Welt, die eine ganz andere iſt als die vollkommenſte platoniſche Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Reſpekt von mir für ſeine Freiheit, und er verlangt von mir gleich einem verſchämten Bedienten, daß ich niemand merken laſſe, daß er mir dient. Dafür aber verſpricht er mir auch reziproce, ſeine Freiheit ſo beſcheiden zu gebrauchen, daß die meinige nichts dabei leidet; und wenn beide Wort halten, ſo wird die ganze Welt ſagen, daß ich ſchön angezogen ſei. Spannt hingegen der Rock, ſo verlieren beide, der Rock und ich, von unſerer Freiheit. Deswegen ſind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich wenig ſchön; denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einſchränken, ſo zeigt bei der engen Kleidung der Körper ſeine Figur nur auf Koſten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er ſich ſelbſt mit der ſeinigen aufbläht und ſeinen Herrn zu ſeinem bloßen Träger herabſetzt.“

Auch zur äſthetiſchen Kultur des Umganges mit Menſchen ein Beiſpiel: „Es iſt auffallend, wie ſich der gute Ton (Schönheit des Umganges)

aus meinem Begriffe der Schönheit entwickeln läßt. Das erste Gesetz des guten Tones ist: Schone fremde Freiheit! — Das zweite: Zeige selbst Freiheit! Die pünktliche Erfüllung beider ist ein unendlich schweres Problem." Und weiter: „Ich weiß für das Ideal des schönen Umganges kein passenderes Bild als einen gut getanzten und aus vielen verwickelten Touren komponierten englischen Tanz. Ein Zuschauer aus der Galerie sieht unzählige Bewegungen, die sich aufs bunteste durchkreuzen und zusammenstoßen. Alles ist so geordnet, daß der eine schon Platz gemacht hat, wenn der andere kommt; alles fügt sich so geschickt ineinander, daß jeder nur seinem eigenen Kopfe zu folgen scheint und doch nie dem anderen in den Weg tritt. Es ist das treffendste Sinnbild der behaupteten eigenen Freiheit und der geschonten Freiheit des anderen. Alles, was man gewöhnlich Härte nennt, ist nichts anderes als das Gegenteil des Freien." So feiert er die Ordnung in der „Glocke", die das „Gleiche frei und leicht und freudig bindet".

So ist ihm auch das Ideal des Staates ein solcher, in dem jeder Bürger, dem eigenen Triebe folgend, die Gesetze des Staates erfüllt, so daß also der Staat „bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner inneren Gesetzgebung" wird. Daraus geht hervor, daß alle Besserung im Politischen von Veredelung der Charaktere ausgehen muß. Hierzu sind aber Quellen nötig, die bei aller politischen Verderbnis rein und lauter fließen. Sie fließen aus der schönen Kunst, da Wahrheit und Schönheit allein ihre absolute Immunität von der Willkür der Menschen bewahren. „Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt."

So erhält die ästhetische Kultur gewissermaßen einen politischen Hintergrund. Die Kunst hilft die Seelen der einzelnen politisch reif machen für eine höhere, reinere Staatsform, in der weder das Individuum unter dem Gesetz des Staatsganzen, noch das Wohl des Ganzen unter dem des Individuums leidet.

Dem Künſtler gibt Schiller damit eine heilige Aufgabe; aber er verlangt auch von ihm, daß er ſeine Seele rein erhalte von den Verderbniſſen ſeiner Zeit, damit er Reines und Großes ſchaffen könne. „Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geſchäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeiſt, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßſtab des Unbedingten anwendet, überlaſſe er dem Verſtande, der hier einheimiſch iſt, die Sphäre des Wirklichen; er aber ſtrebe, aus dem Bunde des Möglichen (des Gebietes der Einbildungskraft) mit dem Notwendigen (dem Gebiet der Vernunft) das Ideal zu erzeugen. Dies präge er aus in Täuſchung und Wahrheit, präge es in die Spiele ſeiner Einbildungskraft und in den Ernſt ſeiner Taten, präge es aus in allen ſinnlichen und geiſtigen Formen und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit.“ In ſo erhabenen Worten ermahnt er den Künſtler, ſich ſelbſt äſthetiſch zu erziehen, um dasſelbe dann an ſeinem Volke zu leiſten. „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf! Leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht, was ſie loben.“ „Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen.“ „In der ſchamhaften Stille deines Gemüts erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife.“ So gibt die Kunſt der Welt die Richtung zum Guten, und der „ruhige Rhythmus der Zeit wird die Entwickelung bringen“. Solcher goldenen Worte voll iſt der neunte Brief über äſthetiſche Erziehung.

Alle die feinen Winke, die Schiller, beſonders im Kallias, dem Künſtler für die Arbeit ſelbſt oder uns für ihre Beurteilung gibt, auch die allgemein bekannte und, wenn auch einſeitige, ſo doch äußerſt fruchtbare Antitheſe: „naiv und ſentimentaliſch“ will ich hier übergehen, um nun an einem letzten und wichtigſten Punkt die Überſchrift dieſes Aufſatzes zu rechtfertigen: Schiller als Erzieher.

Derſelbe Schiller, von dem wir ſo gern das Wort zitieren „Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt!“ — war doch im landläufigen Sinne kein frommer Mann. Wie ſehr er noch in jugendlichen Briefen von „jedem geahndeten höheren Geiſt“ ſchwärmte, den er liebend an den Buſen drücken mochte — ſpäter, in den Briefen an den Herzog von Schleswig-Holſtein ſtellt er die Religion ziemlich deutlich unter die äſthetiſche Kultur: „Die Religion iſt dem ſinnlichen Menſchen, was der Geſchmack dem ver-

feinerten." Er mußte wohl traurige Beiſpiele haben von der Religion ſeiner Zeit. Ihm ſcheint ſie eine Art Notbehelf, „der dem ſinnlichen Trieb für die Opfer, die er zu bringen hat, hier oder dort eine Art Entſchädigung zuſichert". Daß er zu ſolcher Religion wenig Vertrauen hatte, läßt ſich begreifen.

Und doch gibt es wohl kaum eine philoſophiſche Gedankenreihe, die zu dem Höchſten und Beſten, was Jeſus uns in der Bergpredigt und manchem Gleichnis geſagt hat, ſo ſicher hinführte als Schillers Gedanken über die „ſchöne Seele". Wir wenigſtens ſehen heute in den Worten der Bergpredigt keine Gebote mehr, ſondern überall den ſtarken Drang zur Totalität, überall Aufhebung des äußerlich Beſtimmenden, Zwingenden und das Verlangen einer Erneuerung von innen heraus, Wertung des Menſchen nicht nach den einzelnen Handlungen, ſondern nach dem Zuſtand, aus dem ſie wie natürlich fließen. Der Herr, der den Arbeitern im Weingarten ihren Lohn nicht ängſtlich abwägt, ſondern den letzten wie den erſten gibt, folgt freilich keinem äußeren, aber dem innerſten Geſetz ſeiner eigenen barmherzigen — oder dürfen wir ſagen: ſchönen? — Natur. Der Vater, der dem verlorenen Sohn entgegeneilt mit ausgeſtreckten Armen, handelt im allerhöchſten Maße ſittlich, indem er einfach dem Drang der Freude folgt, die aus ſeiner Seele wie aus übervollem Becher ſchäumt und alles in ihren Bann zieht, wohl auch den ſtörriſchen Bruder. Man überſehe ſie alle, die Geſtalten, die Jeſus als Berufene zum Reiche Gottes mit ſeiner göttlichen Phantaſie heraufbeſchwor: Keiner handelt aus dem Zwange der Vernunft, mit gewaltſamer Unterdrückung der Triebe, alle faſt handeln, weil ſie „nicht anders können", aus der Natur heraus, und wenn einer alles verkauft, was er hat, ſo ſieht das nicht aus, wie ein Opfer, das die Vernunft der Sinnlichkeit bringt — ſondern er geht hin „mit Freuden". Daß ſeine Botſchaft eine Freudenbotſchaft iſt, ſagt genug. Iſt nicht in dem Reiche Gottes, wo jeder aus Liebe handelt und Liebe als Geſetz regiert — iſt da nicht in gewiſſem Sinne das Ideal des Staates erfüllt, wie ihn Schiller begehrte? Natürlich nur in gewiſſem Sinn. Jeſus hat erfüllt, was Jeremias verhieß: „ich will mein Geſetz in euer Herz geben und in euren Sinn ſchreiben." Klingen an dieſe Worte nicht eigentümlich Schillers Verſe an: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron."?

So kann uns Schiller doch auch ein Führer zu Chriſtus ſein. Auch darum kann er das, weil der äſthetiſche Zuſtand, den er beſchreibt, nicht erſchlaffend wirkt, ſondern zur Geburtsſtunde der höchſten Tätigkeit wird. Tätigkeit — das iſt ein Lieblingsbegriff Schillers, und ſchon in ſeinen früheſten philoſophiſchen Verſuchen ſpricht er die Anſicht aus: die Schönheit

des Kunſtwerkes erfreue dadurch, daß „ſie in den tätigen Zuſtand des Erfinders verſetze". Darum iſt ſein Idealismus ſo geſund und groß, weil es kein Idealismus der Träumerei iſt, ſondern ein Idealismus der höchſten geiſtigen Tätigkeit.

So bleibt denn zu hoffen und zu wünſchen, daß unſer Volk ſich die Liebe zu dieſem herrlichen Manne durch nichts ſchmälern oder verkümmern läßt, auch nicht durch ſolche, die da herausgefunden haben, daß er kein Genie, ſondern nur ein Talent ſei. Freilich hat ſein Genie mit dem der modernen „Herrenmenſchen" nichts gemein. Herr ſein wollen, das heißt ja zugleich: wollen, daß die anderen — Knechte ſind. Schillers Ideal aber iſt frei ſein und Freiheit geben. Der unklare Freiheitsgedanke des Stürmers und Drängers läuterte ſich in ihm allmählich ſo weit, daß er zum Fundament ſeiner ganzen äſthetiſch-moraliſchen Weltanſchauung werden konnte, ſo weit, daß er ein gewiſſes Recht auf Freiheit ſogar dem Rocke geben durfte, den er auf dem Leibe trug.

Moderne Schillerkritik.

Von Profeſſor Dr. **Wilhelm Nestle** in Schöntal.

Ein Hauptwortführer der modernen Schillerkritik iſt Adolf Bartels. Als ſolcher tritt er auch im Marbacher Schillerbuch auf mit einer Abhandlung über „Schillers Theatralismus"[1]), worin er den Grundgedanken ſeiner Darſtellung Schillers in der Deutſchen Literaturgeſchichte[2]) noch etwas weiter ausſpinnt. Das heurige Schillerjubiläum darf uns wohl veranlaſſen, über die Berechtigung der neuerdings an Schiller geübten Kritik nachzudenken und uns darüber klar zu werden, was auch wir heutigen Menſchen noch an Schiller haben. Dabei brauchen wir uns von keinem ſentimentalen Gefühlsüberſchwang und keinerlei panegyriſchen Tendenzen leiten zu laſſen; aber das dürfen, ja müſſen wir uns fragen, ob das Bild, das man uns gegenwärtig von Schillers Dichterperſönlichkeit zeichnet, der Wirklichkeit entſpricht. Und wahrhaftig: Schiller iſt groß und rein genug, um das Licht der Wahrheit nicht ſcheuen zu müſſen.

---

1) Veröffentlichungen des Schwäbiſchen Schillervereins. Im Auftrag des Vorſtandes herausgegeben von Otto Günther. I. Marbacher Schillerbuch. Stuttgart-Berlin, Cotta Nachfolger, 1905. S. 158 ff.

2) Adolf Bartels, Geſchichte der Deutſchen Literatur (Leipzig, Avenarius, 1901). I. S. 382 ff.; 478 ff.

In der Hamburgischen Dramaturgie sagt Lessing einmal stolz und bescheiden zugleich: „Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? .... Ich werde es zuverlässig besser machen — und doch lange kein Corneille sein — und doch lange kein Meisterstück gemacht haben.“[1]) Wer wollte eine in diesem Sinn geübte Kritik auch an den größten Männern für unberechtigt erklären? Unsere Klassiker sind keine Musterschablonen, ihre Werke keine Handbücher einer ästhetischen Grammatik, denen man ein für allemal gültige Kunstregeln einfach entnehmen könnte. Sie wollen mit ihrer Größe die Nachwelt nicht erdrücken, nicht die Entfaltung freien, persönlichen Schaffens hemmen, nicht den Lebensquell aller echten Kunst, die Originalität, zurückdämmen und einengen.

Jeder Kritik haftet etwas Subjektives an, da wir nun einmal bloß mit unseren eigenen Augen sehen können; doppelt gilt dies von der ästhetischen Kritik, da es sich auf diesem Gebiet immer um Geschmacksurteile handelt. Solche können nie streng bewiesen oder widerlegt werden, und man sollte sich daher gerade hier um so mehr hüten, mit apodiktischer Sicherheit seinen Spruch zu fällen. Überall aber gibt es zwei Arten von Kritik. Die eine möchte ich (mit der obigen, alle Kritik betreffenden Einschränkung) die sachliche nennen, die wenigstens den guten Willen hat, objektiv zu urteilen, das Wesen in einer Persönlichkeit in ihrem Kern zu erfassen, ihre Werke unter sich und mit anderen zu vergleichen und auf Grund davon einem Manne seine Stelle in der Entwickelung der Literatur, Kunst, Geschichte, oder wo es nun sei, anzuweisen. Die andere Art ist die tendenziöse Kritik, die sich in den Dienst irgendeiner Partei stellt und in deren Interesse — möglicherweise durchaus bona fide — die Absicht verfolgt, einen Mann und die von ihm vertretene Richtung (in Literatur, Kunst, Philosophie, Religion, Politik) entweder als unbedingtes Muster hinzustellen und seine Nachfolge als einzige Rettung zu preisen, oder auch umgekehrt eine bisher als solche angesehene Autorität, weil man sie als hinderlich oder schädlich erkannt zu haben glaubt, um jeden Preis aus ihrer Stellung zu verdrängen und die Welt zu ihren Ungunsten zu beeinflussen. Man kann kurz die erstere als wissenschaftliche, die letztere als Parteikritik bezeichnen; da es aber auch in der Wissenschaft verschiedene Richtungen gibt und gerade ihre begeistertsten Diener nicht bloß mit dem Verstand, sondern unwillkürlich auch mit dem Herzen arbeiten, so wird die Grenze zwischen beiden oft genug fließend. Welcher von beiden Arten gehört nun die Bartelssche Schillerkritik an?

1) Hamb. Dramat. 101. bis 104. Stück vom 19. April 1768.

1. Der Tatbestand der Bartelsschen Kritik.

Nach Bartels gibt es eine „Schillerfrage", und zwar ist diese Frage jetzt spruchreif; er selbst macht sich anheischig, bei ihrer Lösung „das letzte Wort zu sprechen". Die Frage lautet: Wie erklärt sich die „merkwürdige" Tatsache, „daß man Schiller ein volles Jahrhundert lang für den deutschen Normalmenschen und Normalpoeten halten konnte?" Denn daß er das nicht ist, das steht für Bartels von vornherein fest: „Er hat seinen Rang als Nationaldichter längst an Goethe abtreten müssen"; er „wird mit Unrecht unser Nationaldichter genannt"; „Goethe (und nicht etwa Schiller) ist unter den großen deutschen Dichtern der Weltpoet"; denn „nur das wird Weltliteratur, was voller Ausdruck einer Volksseele ist, das Nationalste, was eben nur in dem größten Dichter zum vollen Leben erwacht, niemals das Internationale, das, was, ausgeprägten Zeitcharakter tragend, zur Not bei jeder Nation entstanden sein könnte". Schiller, der so lange der Lieblingsdichter der Deutschen war, „ist für die ästhetisch Gebildeten jetzt durchaus eine historische Persönlichkeit und zwar eine, an dessen (sic!) Wesen und Schaffen man sich nicht mehr mit vollem Behagen hingeben kann, da gewisse Anforderungen, die man an die Poesie stellt und stellen muß, nicht erfüllt sind; für Volk und Jugend jedoch ist er als Erzieher noch unentbehrlich .....; die Bühne muß einstweilen faute de mieux an ihm festhalten, die Entwickelung der Literatur aber ist vollständig über ihn hinausgelangt und er wird schwerlich je wieder von Einfluß auf sie werden, da der absolut 'singuläre' Charakter seiner Dichtung nicht gestattet, von ihm zu lernen".[1]) Und der Wahn des deutschen Volkes, in ihm seinen Nationaldichter zu sehen, wird noch auffallender und unverzeihlicher, weil — „ihn schon Goethe vollständig erkannt hatte". Man ist nun billigerweise gespannt auf das monumentale Urteil Goethes, das Schiller in seiner völligen Nichtigkeit enthüllen wird und das deutsche Volk schon längst eines Besseren hätte belehren können. Da vernehmen wir die gelegentlich der Erwähnung einer Egmontaufführung, bei der Schiller den Vorschlag gemacht hatte, Alba bei der Verlesung von Egmonts Todesurteil anwesend sein zu lassen, an Eckermann und Riemer gerichteten Worte: „Er war ein wunderlicher großer Mensch." „Parturiunt montes" ꝛc. denken wir zunächst. Aber wir müssen erst Bartels' Kommentar zu dieser Äußerung lesen: „Das Wort", sagt er, „trifft genau das, was ich mit 'singulär' auszudrücken suchte: das nur einmal Vorhandene, Abnorme, deutscher Natur und deutscher Entwickelung bis zu einem gewissen Grad Widersprechende, aber doch auch wieder im höchsten Sinne Einzige." Man greift sich unwillkürlich an den Kopf

1) D. L. G. I S. 478f; 362; 462.

und fragt sich: was hat Goethe eigentlich gesagt? Ich habe doch nichts von „abnorm", „deutscher Natur widersprechend" gehört. Aber vielleicht steht das außerdem noch bei Eckermann? Wir schlagen nach. Keine Rede! All das hat Bartels aus Goethes Worten heraus- oder vielmehr in sie hineingelesen! Was soll man zu solcher Exegese sagen? Ich meine: sie spricht sich selber ihr Urteil.[1]) Aber wenn Goethe hier versagt, so muß doch ein Selbstzeugnis Schillers über seine dichterische, besonders dramatische Begabung als vollwichtig gelten. Schiller schrieb nämlich am 25. Februar 1789 an Körner: „Ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist. Will ich in das natürliche Drama einlenken, so fühl' ich die Superiorität, die er (Goethe) und viele andere Dichter aus der vorigen Zeit über mich haben, sehr lebhaft. Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben, je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erfordernisse mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht so weit bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf Köpfe zu wirken." Aus dieser Briefstelle wird nun Schiller, dem Dramatiker, der Strick gedreht: „Das", sagt Bartels, „ist doch nur so zu deuten, daß der Dichter sich der ihm aus seinem Talent erwachsenden Notwendigkeit, im Drama zuweilen das dramatische Surrogat für die wahrhaft dramatische Darstellung zu geben, selber bewußt war."[2]) Das nennt er Schillers „Theatralismus, der also den bloßen Schein an die Stelle des das Leben spiegelnden Scheins setzt, im tiefsten Grunde natürlich aus Unvermögen, das Leben wahrhaft zu gestalten". Er ist im Gegensatz zur wahrhaft dramatischen Kunst „eine reine Theaterkunst, bei der die Dienerin (die Schauspielkunst) zur Herrin geworden ist, in der das Leben nicht mehr dramatisch dargestellt, sondern bloß auf szenische Wirkungen zugeschnitten wird". Zwischen diesem Theatralismus und der wahren dramatischen Kunst gibt es nun verschiedene Zwischenstufen „und auf einigen von ihnen können auch wahre Dichter stehen, d. h. sie können unter Umständen rein theatralische Wirkungen statt der echt dramatischen bringen, im letzten Grunde zwar, weil ihre Kraft nicht reicht, aber doch auch um gewisse

1) D. L. G. I 479. Marbacher Schillerbuch S. 158. Eckermann, Gespräche mit Goethe 10. Januar 1825 (I 145 Reclam). Der Ausdruck „wunderlich" bezieht sich auf „den Sinn fürs Grausame, der Schiller noch von den „Räubern" her anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte".

2) Marbacher Schillerbuch S. 160.

außerhalb der bloßen Lebensdarstellung liegende, manchmal hochwichtige Zwecke zu erreichen". Also Schiller ist überhaupt kein Dramatiker im vollen Sinne, er ist nur „Theatraliker"[1]), er ist überhaupt kein Genie, sondern nur ein „mächtiges, eigenartiges Talent", namentlich Bühnentalent. Was fehlt ihm denn aber nun genauer zum Dramatiker, was macht ihn zum bloßen Theatraliker? Antwort: Es fehlt Schiller die Harmonie, die Naturhaftigkeit, die Individualisierungskunst; er ist schwach in der Motivierung; seine Dichtung ist subjektiv: „er selbst spricht, redet, seine Gestalten sind wie rhetorische Figuren, bestimmt, ganz bestimmte Eindrücke hervorzurufen, nicht Produkte der Natur, die der Dichter reproduziert."[2]) Seine Tragik erweckt zwar Mitleid, aber nicht das Gefühl eines großen gigantischen Schicksals.[3]) Sein Drama ist nicht lebenswahr, sondern rhetorisch-theatralisch, auf momentane Wirkung berechnet. Er ist eben „Redner" und verfügt über hohe Begeisterung und ein starkes politisches Pathos. Man könnte ihn „Dichterpolitiker" nennen.[4]) Nicht Shakespeare, sondern Rousseau und Plutarch haben auf ihn eingewirkt. In seiner Dramatik ist etwas Undeutsches, was sich vielleicht aus einem „keltischen Blutzusatz" erklärt.[5]) Auch seine Sprache ist „durchweg einseitig-pathetisch". Lyriker war er ohnedies nicht, aber ein guter Balladendichter, obgleich die betreffenden kleineren erzählenden Dichtungen „keine wirklichen Balladen" sind[6]), und auch sonst hat er manches Gute an „Lyrikverwandtem" geleistet. Aber seine philosophierenden Gedichte sind „Treibhauspflanzen, die es (nach Hebbel) bei gekünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen".[7]) Bei solch fundamentalen Mängeln in seiner dichterischen Anlage und Produktion beging Schiller auch noch die Bosheit, „sogar die Ästhetik nach seinem eigensten persönlichen Bedürfnis zurechtzuschneiden und den sentimentalen Dichter (im Gegensatz zum naiven) zu erfinden, der im Grunde keiner ist".[8])

Aber man würde Bartels unrecht tun, wenn man „unterschlüge", was er an Schiller anerkennt: er ist trotz allem „das größte Bühnentalent, das wir Deutschen bis jetzt gehabt haben", „ein dramatischer Geist durch und durch", „der große Pathetiker und sittliche Idealist", er ist „Volks- und Menschheitsbildner, Politiker im höchsten Sinne", „die Ergänzung Voltaires, die Vollendung der Aufklärung", „unser Gegensatz, unsere Ergänzung"; „man darf in seiner ästhetischen Verurteilung nicht zu weit

1) D. L. G. I 483 f; S. 488; 494. Marbacher Schillerbuch S. 159 f; 163.
2) M. Sch. B. S. 163. 3) D. L. G. I S. 494. 4) M. Sch. B. S. 162.
5) D. L. G. I S. 481.
6) Über Ballade im allgemeinen und Schillers Balladentechnik im besonderen handelt vortrefflich H. Bulthaupt im M. Sch. B. S. 166 ff.
7) D. L. G. I S. 490. 8) D. L. G. I S. 480.

gehen"; „das Prädikat unseres zweiten Klassikers ist ihm nicht zu versagen".[1]) Abgesehen von einigen Sticheleien wie die, daß „der Sohn des Volkes und Freiheitsschwärmer sich nach seiner Verheiratung [!] merkwürdig schnell auf den Höhen der Menschheit zurechtfinde", daß „der boshafte Mensch, der da meinte, er hätte lieber Goethes Bedienter als Schillers Freund sein mögen, die harte Kehrseite des Schillerschen Idealismus, die Ablehnung des Satzes vom Leben und Lebenlassen instinktiv herausgefühlt habe"[2]) und daß „starker Gewinn" eines der Ziele seiner Arbeit gewesen sei[3]), läßt Bartels die Größe der Schillerschen Persönlichkeit unangetastet. Aber alle diese schönen Titel und Zugeständnisse ändern nichts an dem Verdikt: „seine Kraft, seine sittliche Größe wirkt fort", seine „Anschauungen" sind „überwunden"[4]); zur Jugenderziehung mag er ja noch gut sein. Aber wir können nicht zu ihm zurück. Obgleich Kleist, Hebbel, Ludwig, „alle drei zusammen die nationale Bedeutung Schillers nicht erreichen", so ist doch nicht Schillers Drama, sondern das dieser Dichter die Tragödie der Deutschen.[5]) „Das realistische Charakterdrama ist das dem deutschen Geist allein angemessene."[6])

2. Prüfung der Bartelsschen Kritik.

Bartels Schreibweise ist die des Essayisten: er reiht Behauptung an Behauptung, Urteile, die durch ihre Neuheit und zuweilen beabsichtigte Paradoxie für den Augenblick blenden, deren Begründung aber der Schriftsteller sich ganz oder doch größtenteils schenkt. Was nun Schiller betrifft, so steht Bartels vor der gewaltigen Tatsache einer ungeheuren Wirkung der Schillerschen Poesie, und zwar, wie er mit Recht annimmt, besonders der Schillerschen Dramatik auf das deutsche Volk. Er „hat die Freiheitskriege mitgeschlagen"[7]); „die Wirkung eines Genies scheint bei ihm zunächst fast immer erreicht"[8]); „er ist ein Jahrhundert lang mit Recht der Lieblingsdichter des deutschen Volkes gewesen und ist es vielleicht noch diesen Tag".[9]) Diese mächtige Wirkung Schillers kann nicht aus der Welt geschafft, muß anerkannt und also erklärt werden. Bisher suchte man den Grund dafür in der ästhetischen Vortrefflichkeit, dem hohen sittlichen und echt deutschen Geist seiner Werke, die man mit seiner edlen Persönlichkeit durchweg im Einklang fand. Aber mit der Vortrefflichkeit seiner Werke ist es nach

1) D. L. G. I 382. 495; M. Sch. B. 163 f.; D. L. G. I 495. 388. 2) D. L. G. I 489.
3) Nach Hermann Grimm M. Sch. B. 162. 4) M. Sch. B. 164.
5) Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen[3] (1900) S. 16.
6) M. Sch. B. 165. 7) M. Sch. B. 164. D. L. G. I 495. 8) D. L. G. I 481.
9) D. L. G. I 382.

Bartels eben nichts. Zwar findet „das Volk“ und „die Jugend“ noch Gefallen an ihnen; aber „die ästhetisch Gebildeten“ sind längst darüber hinaus. Sie beruhen ja nicht auf echter, großer, dramatischer und tragischer Kunst, sondern nur auf Rhetorik, politischem Pathos und einem auf Augenblickswirkungen berechneten „Theatralismus“. Ja, da der sentimentalische Dichter, als welchen Schiller sich selbst bezeichnete, nach Goethe und Bartels überhaupt kein Dichter ist, so — müßten wir von Rechts wegen mit Bartels weiter schließen — war Schiller überhaupt kein Dichter. Wenn also die Schätzung seiner Werke auf einer großartigen Selbsttäuschung des deutschen Volkes beruhte, so bleibt zur Erklärung seiner Wirkung nur noch seine Persönlichkeit, und diese war ja, wie auch Bartels zugibt, „einzig“. Und richtig: „immer wo der Dichter Schiller versagt, tritt die Persönlichkeit Schiller in die Lücke“. Aber die Persönlichkeit prägte ihren Stempel doch eben auch den Werken auf; und so fährt Bartels mit Recht fort: „aber zuletzt sind Dichter und Persönlichkeit doch eins, und wir tun sicher gut, sie so wenig wie möglich zu trennen.“[1]) Das glaube ich auch. Aber was sagt denn Bartels über das Grundwesen von Schillers Persönlichkeit? Er war leidenschaftlich, reizbar, freiheitsliebend, hatte aber etwas „Ungesundes, Ungeklärtes, Disharmonisches, Forciertes“ in seinem seelischen Leben, mindestens in seiner Jugend[2]), und wenn „die Macht seines Ideenlebens, seine Hingabe an idealistische Seelenstimmung, die Hoheit und Strenge seines ethischen Willens“ schwäbisch und germanisch sein mag, so „erregt die leidenschaftlich rationalistische Gesamtrichtung seines Geistes doch auch hier Bedenken und stellt ihn den Rousseau und Voltaire unbedingt näher als den Herder und Goethe“. Ja, es liegt in seinem Wesen und demgemäß auch in seiner Dichtung etwas „Ungermanisches“[3]), er „hat das Drama leider von dem durch Lessing betretenen Weg abgelenkt und es dem französisch-klassischen rhetorischen Drama wieder nähergebracht, überhaupt ... die Gewinnung eines einheitlichen dramatischen Stiles in Deutschland nahezu verhindert“[4]), und seine Werke sind nicht, wie die Goethes, Ausdruck der „deutschen Volksseele“, sondern gehören zu den „internationalen“ Produkten, die „ausgeprägten Zeitcharakter tragend“ zur Not bei jeder anderen Nation entstanden sein könnten.[5]) Wie in aller Welt, fragt man sich nun, kommt es, daß dieser minderwertige Dramatiker und ungermanische Mensch doch so auf das deutsche Volk gewirkt hat? Da erhalten wir nun die überraschende Antwort: er hat es getan „als Kontrasterscheinung zu unserem deutschen Wesen und Leben. Man flüchtet zu ihm in sein ideales

1) M. Sch. B. 161. 2) D. L. G. I 482. 3) D. L. G. I 481.
4) D. L. G. I 382. 5) D. L. G. I 462.

Reich aus der Philisterei des Tages und bewundert das 'os magna sonans', all die Pracht und den Glanz und den Schwung, der den Deutschen in der Regel fehlt".[1]) Also: was der Deutsche nicht selbst hat, was deutschem Wesen nicht entspricht, das findet er bei Schiller. Daher die große Begeisterung für ihn und sein „großer und wohltätiger Einfluß besonders auf die deutsche Jugend und das eigentliche Volk". Der Deutsche ist ein Philister, und daher flüchtet er in Schillers Idealreich, er hat selber keinen Schwung und bewundert daher den Schillers. Das ist denn doch eine sehr sonderbare Erklärung und für den deutschen „Nationaldichter" Goethe und sein „nationalstes" Werk wenig schmeichelhaft: denn sein Wesen muß ja dann mit demjenigen der Deutschen zusammenfallen; man begreift auch gar nicht, warum der Deutsche, wenn seinem Wesen „das realistische Charakterdrama allein angemessen" ist, sich für einen idealistischen Dichter sollte begeistern können, und was überhaupt den Grund für den Abfall der Deutschen von Schiller zu Goethe gebildet haben sollte, es müßte sich denn im deutschen Nationalcharakter seit Goethes und Schillers Tagen ein vollständiger Umschwung vollzogen haben: sie müßten neuerdings die Philisterei abgelegt haben und Idealisten geworden sein, um nun Goethes „Realismus" als Kontrasterscheinung auf sich wirken zu lassen. Das wird nun Bartels allerdings nicht zugeben wollen, sondern dabei bleiben: die jetzt überwundene Hinneigung zu Schiller beruhte auf Gegensatz und Ergänzung, die jetzige zu Goethe auf Kongenialität. Aber wie künstlich ist diese Erklärung! Und können denn Gegensätze sich wirklich in solcher Weise ergänzen? Alle Wirkung ist Wechselwirkung. Ein Dichter, der nicht wesentliche Eigenschaften seines Volkes in sich trägt, kann auf dieses niemals tief einwirken: denn er würde keine Anknüpfungspunkte bei seinen Landsleuten finden. Ist denn nicht viel einfacher und zutreffender als alle diese Künstelei die alte Ansicht, daß Goethe und Schiller beide den deutschen Charakter nach seinen Hauptseiten widerspiegeln? Nicht einer von ihnen, sondern beide zusammen repräsentieren erst die ganze Fülle deutschen Geistes, deutschen Gemütes und deutscher Willenskraft. Goethe ist der Mann der natürlichen Empfindung, die er mit unmittelbarer (naiver) Kunst wiedergibt, Schiller reflektiert nicht nur über das, was er tut, sondern auch über das, was er empfindet: selbst die Liebe wird ihm ein Anlaß zur Spekulation, er gliedert sozusagen sein empfindendes Ich in das Weltganze ein; aber unrecht wäre es, deshalb die Empfindung nicht für echt, die Reflexion darüber, die in Wirklichkeit von starker Leidenschaft getragen ist, für bloße Rhetorik zu halten; hat sich doch Schiller schon gegen Scharffenstein angesichts solcher Vor-

1) D. L. G. I 382.

würfe gerechtfertigt.[1]) Bei Goethe überwiegt die ruhige Anschauung, und er erscheint daher manchmal als kühl, während Schiller die Verhältnisse mit Leidenschaft erfaßt, sich dadurch begeistern oder entrüsten läßt. So verharrt Goethe im wesentlichen bei der Theorie im eigentlichsten Sinne dieses Wortes: „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren" hält er für „das schönste Glück des denkenden Menschen". Bei Schiller dagegen herrscht der Wille, die ethische Richtung auf eine Umgestaltung des Vorhandenen vor. Er kann nicht alles, so wie es ist, vernünftig finden. Es steckt in ihm etwas von einem Reformator, und so „fordert er das Jahrhundert in die Schranken". Bei Goethe ist die Leidenschaft immer nur persönlich, sie mischt sich nie in seine Betrachtung der Dinge; darum machte er in reiferen Jahren den Eindruck olympischer Ruhe, während Schiller eine Kampfnatur ist. Diesem Unterschied entsprechen auch die Gebiete, denen beide Männer vorwiegend ihr geistiges Interesse zuwandten, und dies ist der Punkt, in dem die gegenseitige und notwendige Ergänzung beider am meisten in die Augen springt: Goethes Aufmerksamkeit wird ganz vorwiegend von der Natur gefesselt, Schiller fühlt sich fast ebenso ausschließlich zur Geschichte hingezogen. Über das erstere ist kein Wort zu verlieren; dagegen muß betont werden, daß Goethe trotz seiner Liebe zum Altertum, dessen künstlerische Seite ihn anzog, und obwohl er gelegentlich auch geschichtliche Studien trieb, eine ausgesprochene Abneigung gegen die Geschichte hatte, daß ihm der eigentlich geschichtliche Sinn abging.[2]) Sie ist ihm „ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer" und „töricht g'nug" erscheinen ihm die großen Kämpfer und Reformatoren der Menschheit, die „ihr Schauen, ihr Gefühl dem Pöbel offenbarten", und die dafür „gekreuzigt und verbrannt" wurden. Ganz anders Schiller: ihm, dem Mediziner von Beruf, wird seit den Vorstudien zum Don Carlos die Geschichte immer teurer; „der Menschheit große Gegenstände", Herrschaft und Freiheit, und die Kämpfe, die darum geführt werden, ergreifen seine Feuerseele, und er ist weit entfernt von der vornehmen Klugheit, „sein volles Herz zu wahren". Er bringt die verrotteten gesellschaftlichen Zustände der Zeit auf die Anklagebank und schmettert sein „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" in die Welt hinaus, daß es in tausendfachem Echo widerhallt. Aber er wird nicht zum Demagogen. Goethe war ausgesprochener Aristokrat, nicht nur im politischen Sinne, Schiller nicht Demokrat, aber volksfreundlich und volkstümlich. Damit hängt nun auch die Stellung beider Dichter zur Zeitgeschichte zu-

1) Vgl. den Brief Schillers an Scharffenstein bei Jonas, in Gödekes Ausgabe von Schillers Werken; im Auszug auch bei Weltrich und A. Baumeister (Schillers Idee von seinem Dichterberuf): M. Sch. B. S. 23.

2) Bielschowsky, Goethe II 601 (Th. Ziegler).

sammen: Schiller wurde der Herold der Freiheitskriege (und selbst noch der Einigung Deutschlands im Jahre 1870/71), obgleich er sie nicht mehr erlebte; Goethe, der sie erlebte, stand ihnen, von der an sich durchaus berechtigten Bewunderung Napoleons eingenommen, kühl gegenüber. Wo ist nun die kosmopolitische, „internationale" Gesinnung und wo die nationale? Es ist doch höchst gezwungen, ja geradezu falsch, die Tatsache, daß uns „bei Goethe ein unmittelbarer Preis deutschen Wesens fehle", dadurch erklären zu wollen, daß „die Zeit nicht danach gewesen sei".[1]) Wen der Aufschwung der Freiheitskriege nicht bewegen konnte, für sein Volk in die Saiten zu greifen, wann überhaupt hätte der es tun sollen?[2]) Er hat die Tiefe der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft ebenso verkannt wie die Notwendigkeit des Fortschrittes zum Parlamentarismus im deutschen Verfassungsleben. Es wäre töricht, daraus Goethe einen Vorwurf zu machen: das entsprach nun einmal seiner Natur. Aber die Tatsache steht fest, und an diesem wahrhaftig nicht unwichtigen Punkte wird sein Wesen und seine Tätigkeit aufs glücklichste von Schillers andersartiger Natur ergänzt. Ich bilde mir nicht ein, damit die Charakteristik beider Männer auch nur von ferne erschöpft zu haben. Ich wollte nur einige besonders deutliche Züge hervorheben. Nun aber, auf wessen Seite ist mehr deutsches Wesen, oder vielmehr, wo ist bei Schiller das „Undeutsche", „dem deutschen Wesen Widersprechende"? Darüber kann ja wohl kein Zweifel sein, daß Goethes Natur eine gleichmäßigere Harmonie zeigt; damit erfüllt er mehr als Schiller die Forderungen des Humanitätsideales, dessen Grundlage aber wesentlich hellenisch ist. Trotzdem liegt mir nichts ferner, als Goethe deutschen Charakter und „den Rang als Nationaldichter" abstreiten zu wollen; aber ich frage: sind die feurige Leidenschaft, der Kampfesmut, die gedankenmäßige Versenkung in das eigene Wesen und die Spekulation über die Welt, das reformatorische und ethische Streben Schillers nicht auch deutsche Eigenschaften, Charakterzüge des Volkes, das einen Luther und Leibniz, einen Lessing und Kant und einen Bismarck hervorgebracht hat? Viel eher läßt es sich hören, wenn man auf die Stammesverschiedenheit der beiden Dichter innerhalb des deutschen Volkes hinweist, wie Jakob Grimm getan hat, der in Schiller den „empfindsamen, phantasiereichen, freidenkenden Schwaben", in Goethe den „milden, gemessenen, heiteren, strebsamen, der tiefsten Bildung offenen Franken" sieht und jenen mit Wolfram von Eschenbach, diesen mit Gottfried von Straßburg vergleicht.[3])

1) Bartels D. L. G. I 463.

2) „Des Epimenides Erwachen" ändert daran nichts. Darüber vortrefflich Bielschowsky II 339.

3) J. Grimm, Rede auf Schiller. Gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 10. November 1859.

Dem Dichter Schiller spricht Bartels rundweg das „Genie“ ab.[1]) Wir sind heutzutage mit dieser Bezeichnung sparsamer als man es im 18. Jahrhundert war, wo es vielfach in der an sich farblosen Bedeutung des lateinischen „ingenium“ gebraucht und deshalb meist durch entsprechende Beiwörter erst näher bestimmt wurde. Wir gebrauchen das Wort mit Recht im Sinne einer schöpferischen Begabung. Diese soll Schiller also nicht gehabt haben. Das ist jedenfalls reine Willkür; denn absolut sicher lassen sich eben die Grenzen zwischen Talent und Genie nicht abstecken, und daß Schiller nicht ein „Gipfel seines Volkstums“ sei, das erlauben wir uns eben zu bezweifeln. Doch gehen wir weiter zu Bartels' Einzelkritik. Er tadelt an Schillers Dichtung vor allem die Rhetorik. Nun, daß Schillers Sprache etwas Rhetorisches, in seinen Jugendwerken sogar nicht selten Schwülstiges hat, ist allerdings nicht in Abrede zu stellen. Aber unter „Rhetorik“ im tadelnden Sinne versteht man hohle Phrasen, mangelnde Empfindung und triviale Gedanken. All das trifft auf Schiller, auch seine Jugendgedichte eingeschlossen, nicht zu, was er hinsichtlich der Empfindung ausdrücklich selbst bezeugt[2]), und darum ist es falsch, ihn in diesem Sinne einen „Redner“ zu nennen. Daß seine Sprache „durchweg einseitig pathetisch“ sei, ist nicht einmal richtig — man denke an „Wallensteins Lager“ — und jedenfalls ist das Pathos überall echt. Mit seiner Kritik von Schillers Dramatik greift dann Bartels in das Zentrum seiner dichterischen Tätigkeit, weshalb die dagegen gerichteten Vorwürfe besonders schwer wiegen. Eigentlich ist er gar kein Dramatiker, sondern nur ein gewandter Theatraliker. Er geht auf „momentane Wirkung“, auf „starke Situationen“ aus, er ist durchaus „subjektivistisch“ und mit diesen Surrogaten im Verein mit seinem rhetorischen Pathos verdeckt er die ihm anhaftenden Fehler: den Mangel an Gestaltungskraft, Naturhaftigkeit, Individualisierungskunst, Motivierung und schicksalsvolle Notwendigkeit. Also auf „momentane Wirkung“ geht der Mann aus, der ausgesprochenermaßen mit seinen Werken mehr noch dem künftigen Geschlecht als seinen Zeitgenossen dienen wollte[3]) und tatsächlich gedient hat! Der bloße Theatereffekt wird bei wiederholter Aufführung nicht stärker, sondern schwächer, weil man eben, wo nicht beim ersten-, so doch beim zweiten- oder drittenmal hinter seine Hohlheit kommt. Bartels führt als Beispiel an den „Tell“, „ein fast rein theatralisches Werk, aber natürlich keineswegs theatralisch im schlechten Sinn, wohlberechnete Theaterwirkung mit höchstem menschlichem Gehalt verbindend“.[4]) Merkt Bartels nicht, daß sein Urteil

1) D. L. G. I S. 480: „Kein Genie“ ꝛc.; dagegen nennt er S. 382 die „Räuber“ „eine Mischung von Genie und Unnatur“.

2) Brief an Scharffenstein. Baumeister im M. Sch. B. S. 23.

3) Baumeister im M. Sch. B. S. 31. 4) M. Sch. B. S. 164.

hier eine contradictio in adjectis enthält? Er hat uns doch kaum erst belehrt, daß Theatralismus und „wahre dramatische Kunst" verschiedene Dinge seien. Wie soll sich denn nun das Theatralische (in seinem Sinn) zur wahren dramatischen Kunst anders verhalten denn als inferior? Was hat also die Einschränkung „keineswegs im schlechten Sinn" für einen Wert, als etwa den, den „Tell" noch vor der Vermengung mit Bühnenfabrikaten allergeringster Sorte, die den „Theatralismus in höchster Potenz" darstellen, zu schützen? Und dann ein Theatralismus im Bunde „mit höchstem menschlichem Gehalt"! Das ist doch fast wie eine leere Form voll reichsten Inhalts! Ein zweites Beispiel ist die „Jungfrau von Orleans", die, „anstatt ihre rührende, kindliche Unschuld in einem Zauberprozeß um so leuchtender zu bezeugen, zu einem letzten großen Theatercoup gemißbraucht wird".[1]) Mit Verlaub: ihre „rührende, kindliche Unschuld" hat eben Johanna am Schlusse ihrer Laufbahn bei Schiller nicht mehr; sie ist überhaupt nicht als Kind aufgefaßt, sondern sie ist oder wird mindestens im Verlauf des Stückes Heldin, Heroine, und für eine solche erschien der Tod auf dem Schlachtfeld als das Natürlichste. Und dann sei eine Gegenfrage gestattet: ist die Traumerscheinung Klärchens als Freiheit in der Schlußszene des „Egmont" vielleicht keine Theatralik, kein Theatercoup? Hier, bei Goethe wendet nun Bartels die Kritik ganz anders: „als Drama hat der 'Egmont' sicherlich große Schwächen, aber von jeder Einzelszene geht die stärkste Wirkung aus und deshalb hält sich das Stück auch immer noch auf der Bühne."[2]) Also die Wirkung der Einzelszene, die bei Schiller als Theatralismus gerügt wird, wird hier als Vorzug den sonstigen „Schwächen" gegenüber gelobt. Über die angeführte Szene im besonderen keine Silbe. Heißt dies nicht mit zweierlei Maß messen? — Doch weiter: Schiller fehlt es an „Gestaltungskraft". Und dieser Dichter hat in seinen historischen Dramen eine Reihe von Gestalten geschaffen, so rund und voll, so scharf umrissen, kurz so lebendig, daß sie mit einer Festigkeit in der Vorstellung des deutschen Volkes (wozu ich auch die „ästhetisch Gebildeten" rechne) haften, die es aufs höchste erschwert, sich auf Grund der geschichtlichen Überlieferung ein Bild von dem wirklichen Wallenstein, der wirklichen Maria Stuart und Elisabeth zu machen. Doch ich höre den Einwand: das ist's ja eben, daß Schiller „ideale Gestalten statt wirklicher Menschen hinstellt". Indessen es kommt hier nicht auf die äußere, sondern auf die innere Wahrheit dieser Gestalten an: die Personen des Dramatikers können anders als ihre Urbilder in der Wirklichkeit sein und doch nicht minder lebenswahr als diese. Ich meine, man könnte eher sagen: Schiller hatte zu viel Gestaltungskraft zum Geschichts-

1) D. L. G. I S. 494. 2) D. L. G. I S. 471.

ſchreiber als zu wenig zum Dichter. Und merkwürdig: auch Bartels muß zugeben, daß er „den Eindruck des Lebens jederzeit hervorrufen kann". Aber freilich ein Kenner wie Bartels bemerkt eben hier „den bloßen Schein an Stelle des das Leben ſpiegelnden Scheines".[1]) — Ferner mangelt Schiller die „Naturhaftigkeit". Alſo z. B. der Muſikus Miller in „Kabale und Liebe" iſt keine lebenswahre, realiſtiſche Geſtalt oder der faſt Shakeſpeareſche Mohr im „Fiesco"? Wer ſo „realiſtiſch wirken kann"[2]) wie Schiller in ſeinen Jugenddramen, von dem iſt anzunehmen, daß es ihm nicht an realiſtiſcher Kunſt fehlte, ſondern daß, wenn er ſie ſpäter nicht mehr anwandte, er dies abſichtlich und aus guten Gründen tat, während Bartels umgekehrt den Realismus der Jugenddramen „unbewußt" nennt. — Nach Hebbel und Bartels verfügt Schiller weiter über zu wenig „Individualiſierungskunſt". Das müßte ſich vor allem da zeigen, wo Perſonen auftreten, die irgend etwas Gemeinſchaftliches haben, ſo daß dieſe ſich dann nicht ſcharf voneinander abheben, ſondern eine verſchwommene Gruppe oder Herde bilden würden. Nun ſehe man ſämtliche Stücke Schillers von den „Räubern" bis zum „Tell" durch, ob dies zutrifft! Hier mögen wenigſtens ein paar Beiſpiele, und zwar gerade von Nebenfiguren, Platz finden: ich erinnere an den melancholiſch-choleriſchen Verrina im Gegenſatze zu dem ſtürmiſch begeiſterten Bourgognino und dem lüſternen Calcagno im „Fiesco"; an die Generale Wallenſteins und ihre ſoldatiſchen Gegenbilder im Lager: ſind nicht der leichtſinnige Iſolani, der rohe Illo, der gemeſſene Terzky, der ehrgeizige und verbiſſene Buttler lauter verſchiedene und deutliche Individuen? Dann die beiden Diplomaten, der aalglatte, ſüßliche Hofmann Queſtenberg und der zwar ebenfalls vorſichtige, aber ſoldatiſch aufrichtige Wrangel; die drei Staatsmänner in der „Maria Stuart": der milde Talbot, der ſtrenge, aber loyale Burleigh, der lebensluſtige, charakterloſe Leiceſter; dazu der peinlich gewiſſenhafte Paulet und der feurige Fanatiker Mortimer! Endlich, wie hebt ſich im „Tell" z. B. die tapfere, entſchloſſene, hingebende Gertrud von der beſorgten und dabei etwas egoiſtiſchen Hedwig ab, um nicht zu reden von den Männern und der fein gezeichneten, bekanntlich von Schiller nie betretenen Landſchaft, die den Schauplatz der Handlung bildet! Doch man müßte ein Buch ſchreiben, um die Individualiſierungskunſt Schillers in den Charakteren ſeiner Dramen gebührend zu würdigen. — Als weiteren Fehler Schillers bezeichnet Bartels in ſeinem Sündenregiſter „Schwäche in der Motivierung", und hier kann er — diesmal mit Recht — Goethe als Kronzeugen aufrufen. Freilich ſpricht Goethe von ſeinem großen toten Freunde mit ganz anderer Achtung als unſere modernen Kritiker. So

1) M. Sch. B. S. 159. 2) Ebendort S. 164.

betont er auch hier nur die Andersartigkeit von Schillers Weise, die Dinge anzugreifen, gegenüber „seiner Natur" und bemerkt gleich dazu, daß er selbst „oft zu viel motivierte", z. B. in seiner „Eugenie", was auf der Bühne kein Glück machen könne. Das Beispiel, das er anführt, ist ganz lehrreich: Schiller habe im „Tell" in der Apfelschußszene „geradezu den Geßler einen Apfel vom Baume brechen und vom Kopfe des Knaben schießen lassen wollen". Er habe ihm nun geraten, „diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baume schieße". Schiller habe anfänglich nicht daran gewollt, aber doch schließlich nachgegeben.[1]) Man sieht also, es ist nicht einfach so, daß der Meister dem Schüler den Entwurf korrigiert, sondern Schiller muß auch seine Gründe gehabt haben, warum er „anfänglich nicht daran wollte". Und ich glaube, sie liegen nicht gerade ferne: Geßler ist ein Tyrann und muß durch seine Grausamkeit sein Leben verwirken, denn „eine Grenze hat Tyrannenmacht"; und ebenso muß der von ihm Unterdrückte „getrosten Mutes" hinaufgreifen können in den Himmel, um seine unveräußerlichen Rechte herunterzuholen; es muß so weit kommen, daß der „alte Urstand der Natur wiederkehrt", in dem nicht mehr dem Fürsten der Untertan, sondern nur noch „Mensch dem Menschen gegenübersteht".[2]) Nur so kann der politische Mord sittlich gerechtfertigt erscheinen. Deswegen muß Geßler möglichst grausam verfahren. Es ist aber zugleich eine Tatsache, die die Tyrannen aller Zeiten bezeugen, und die die Geschichte der Inquisition und der Hexenprozesse mit schauerlich beredter Sprache lehrt, daß die Grausamkeit erfinderisch in Qualen ist. Darum wird Schiller auch dem Geßler diesen Zug schrecklicher Erfindsamkeit haben leihen wollen, und dieser wäre ohne die Goethesche Motivierung noch stärker hervorgetreten als jetzt. Daß Tell ein „Meister auf der Armbrust" sei, die er ja bei sich führte, konnte Geßler ohnedies wissen. Und wer auf ein solches Ansinnen, wie es Geßler an Tell stellt, überhaupt kommen kann, der wäre wohl auch darauf gekommen ohne die harmlose Ruhmredigkeit des Knaben. Jedenfalls ist die ganze Frage höchst unbedeutend und nebensächlich. Hat es aber Schiller in den Hauptpunkten an der nötigen Motivierung fehlen lassen? Man kann vielleicht sagen: sie ist nicht überall gleich zwingend, besonders in den Jugenddramen bis zum „Don Carlos" einschließlich zuweilen äußerlicher Art, wie z. B. in dem Lügenbriefe Luisens in „Kabale und Liebe". Aber in sämtlichen Stücken vom „Wallenstein" an geht das Schicksal der Haupt-

1) Eckermann 18. Januar 1825 (I 145 Reclam).
2) Tell II 2 Vers 1275 ff. (Säkularausgabe).

perſonen mit Notwendigkeit aus ihrem Charakter und ihrer Lage hervor, wie dies Th. Ziegler in ſeiner Abhandlung über „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen“ kurz, aber treffend gezeigt hat.[1]) Nur die „Braut von Meſſina“ nimmt als Schickſalstragödie eine beſondere Stellung ein. Übrigens iſt auch hier der Untergang der feindlichen Brüder nicht bloß äußerlich durch die Orakel, ſondern auch durch ihren Charakter motiviert. Doch ſoll nicht geleugnet werden, daß die „Braut von Meſſina“ trotz aller oft hinreißenden Schönheiten im einzelnen ein antikiſierendes Experiment war, das Schiller mit Recht nicht wiederholt hat. — Damit kommen wir zu einem weiteren Vorwurf von Bartels: „wir (Heutigen) lehnen überhaupt die Schillerſche Tragik ab, die zwar Mitleid mit dem ‘Los des Schönen auf der Erde’, aber keineswegs das Gefühl des ‘großen gigantiſchen Schickſals, das den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt’, erregt.“[2]) Nichtsdeſtoweniger aber iſt im „Wallenſtein“ „die Annäherung an die antike Schickſalsidee dem (inneren) Drama zum Unheil ausgeſchlagen“.[3]) Das ſcheint ſich zunächſt zu widerſprechen, iſt aber wohl ſo gemeint, daß die antike Schickſalsidee für unſer modernes Gefühl zu äußerlich ſei, daß aber der Menſch ſein Schickſal aus ſich herausſpinnen ſoll: bei den Alten machte das Schickſal den Menſchen, heutzutage ſoll der Menſch das Schickſal machen, d. h. durch ſeine Handlungen mit Notwendigkeit bewirken, und zwar — ſo will es wenigſtens Schiller — ein ihn erhebendes, d. h. als bedeutend, groß erweiſendes Schickſal. Und eben das vermißt Bartels bei Schiller. Aber erhebt es etwa Karl Moor nicht über den gewöhnlichen Verbrecher, daß er nicht um ſeiner ſelbſt willen frevelt und zur Überzeugung von der Verkehrtheit und Verwerflichkeit ſeines Handelns gelangt, ſich der Gerechtigkeit ausliefert und dadurch zugleich einem armen Menſchen eine Wohltat erweiſt? Ehrt es den Fiesco nicht, daß er, der geborene Fürſt, der nur durch eine Selbſttäuſchung in eine republikaniſche Verſchwörung geraten konnte, auch dem Freunde zuliebe die Krone nicht wegwirft, ſondern feſthält und dadurch ſich ſein Verderben bereitet? Geht nicht Ferdinand daran zugrunde, daß er, der einzelne, die von der Macht des Standesvorurteils gezogenen Grenzen überſpringen zu können glaubte? Und Don Carlos und Poſa, werden ſie nicht die Opfer des Verſuches, ihre politiſche Reform ins Werk zu ſetzen? Im „Wallenſtein“ kann ich nichts von einer antiken Schickſalsidee entdecken. Das Aſtrologiſche iſt nur geſchichtliches Kolorit, ein Glaube, der der damaligen Welt und dem geſchichtlichen Wallenſtein eigen war, etwas durchaus Wirkliches, und darum durfte dieſer Glaube auch ein beſtimmendes Moment bei Wallenſteins Entſchlüſſen

1) M. Sch. B. 32ff. 2) D. L. G. I 494. 3) D. L. G. I 388.

werden. Und auch er bleibt sich selbst treu, indem er den von der Gräfin Terzky vorgeschlagenen Ausweg nicht geht, nicht gehen kann, weil er zu groß dazu ist. Und eben diese Größe zermalmt ihn. In „Maria Stuart", behauptet Bartels, sei „alles Individuelle verflüchtigt und nur ein ganz allgemeines leidendes Weib übriggeblieben".[1]) Nichts als „ein ganz allgemeines leidendes Weib" soll diese Frau sein, die noch als Gefangene einen Fanatiker um den anderen zu ihrer Befreiung begeistert und dadurch — freilich ohne direktes Zutun — in den Tod stürzt, die in ihrem königlichen Stolze nur mit größter Mühe ihr Selbstbewußtsein und ihr verletztes Rechtsgefühl auf eine Viertelstunde zähmen kann, um dann um so leidenschaftlicher loszubrechen und der verhaßten Gegnerin die tödlichsten Beleidigungen ins Gesicht zu schleudern, so daß sie nun untergehen muß! Und selbst Johanna muß schuldig werden, da nun einmal der ihr — allerdings von außen — auferlegte Beruf in unlöslichem Widerspruch zu ihrer Naturanlage steht; aber der Tod für das Vaterland erhebt sie über ihre Schuld. Dies alles, meine ich, zeigt doch, daß Schiller im wesentlichen der von ihm selbst für die Tragödie aufgestellten Forderung auch gerecht geworden ist.

Ich komme endlich zu dem Grundfehler, den Bartels in Schillers Dichtung und besonders auch in seiner Dramatik findet, zu ihrem „Subjektivismus". „Bei Schiller", so lesen wir, „erhöht sich nicht, wie bei Goethe, ein Stück Leben zur Kunst, er schleudert vielmehr ein Phantasieprodukt mit der Tendenz entstammender, gleichsam vulkanischer Gewalt ins Leben hinein. Der Charakter seiner Dichtung ist durchaus subjektiv und bleibt das im Grunde auch bis zuletzt, obgleich Schiller die objektive Darstellung als Kunstmittel später schätzen lernt."[2]) Und ähnlich an anderer Stelle: „Schiller selbst spricht, redet; seine Gestalten sind, wie rhetorische Figuren, bestimmt, ganz bestimmte Eindrücke hervorzurufen, nicht Produkte der Natur, die der Dichter reproduziert" . . . „Der Realismus bleibt ihm nur Mittel für seinen Ideenzweck, von den Jugendwerken, wo er gleichsam unbewußt realistisch ist, vielleicht abgesehen."[3]) Ich gestehe, daß ich das Gerede von der Goetheschen „Objektivität", das sich von einer Literaturgeschichte zur anderen wie eine ewige Krankheit fortschleppt, nie recht habe verstehen können, da es mir mehrfachen allbekannten Selbstzeugnissen Goethes, daß alle seine Gedichte, auch die Dramen und Romane, Selbsterlebtes widerspiegeln und eine große Konfession, „die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens" seien, direkt zu widersprechen schien. Nun sind ja gewiß Goethes Dichtungen „nicht ein bloßer Abklatsch, sondern ein Niederschlag

1) D. L. G. I 494. 2) D. L. G. I 485. 3) M. Sch. B. 163 f.

seines Lebens“[1]), es „erhöht sich bei ihm“, wie Bartels treffend sagt, „ein Stück Leben zur Kunst“, aber eben ein Stück eigenes, persönliches Leben oder vielmehr Erleben, ohne das er die betreffende poetische Schöpfung gar nicht hätte hervorbringen können. Er konnte nicht, wie es der Direktor im Vorspiel zum „Faust“ wünscht, „die Poesie kommandieren“; darum brauchte auch der „Faust“ zu seiner äußeren Vollendung so lange, wie der Dichter zur inneren. Das ist ja auf der einen Seite ein unleugbarer Vorzug, indem so immer echte Empfindung in die Dichtung kommt, während die ältere Lyrik vor Klopstock großenteils nach Schablonen arbeitete und Freundschaft und Liebe bloß fingierte. Aber eine unerläßliche Voraussetzung ist dies Selbsterleben doch nur für den Lyriker. Der Dramatiker kann ganz unmöglich alles, was er darstellt, selbst durchkosten: er müßte ja sonst Mann und Weib, König und Bettler, Verbrecher und Tugendheld zugleich sein. Immerhin kann ihm, was er im Leben um sich sieht, Modelle bieten. Die Hauptsache für ihn aber ist die Ekstase im eigentlichen Sinne, d. h. das „Heraustreten“ aus den eigenen Verhältnissen, aus dem eigenen Fühlen und Denken und das dementsprechende Sichversetzen in eine fremde Lage, fremde Empfindungen und Gedanken. Dies kann nur mittels einer ungemein starken produktiven Phantasie gelingen. Selbstverständlich besaß solche auch Goethe in hohem Maße, aber der starke subjektive Einschlag seines poetischen Schaffens hat sie nicht selten paralysiert. Selbst seine Lyrik wird durch solches Hereintragen ganz subjektiver Momente zuweilen geradezu dunkel. Es gibt keinen Dichter, bei dem für das volle Verständnis seiner Gedichte die Kenntnis von Einzelheiten seines Lebens so unerläßlich ist wie bei Goethe. Wer kann z. B. die „Harzreise im Winter“ verstehen, ohne zu wissen, daß Goethe unterwegs den melancholischen jungen Plessing besuchte? Im Thema des Gedichtes selbst liegt keinerlei Anknüpfungspunkt für die Äußerung der betreffenden Gedanken. Es ist rein das zufällige Erlebnis, das sie anregt.[2]) Ähnlich ist es nun auch bei den Romanen und Dramen, und wenn er auch oft die verschiedenen Seiten seines Wesens in mehrere Personen zerlegt (Götz und Weislingen, Clavigo und Carlos, Don Pedro und Crugantino, Tasso und Antonio, Faust und Mephistopheles), so haftet doch eben den Dramen und ihren Hauptpersonen vielfach eine starke subjektive Färbung an, deren Grund man kennen muß, um sie ganz zu verstehen, sowohl hinsichtlich der Charaktere als der Komposition. So ist neuestens von „Stella“ gesagt worden, daß sie „losgelöst von dem Dichter“ (und seinen ganz besonderen Erlebnissen)

1) Christoph Schrempf, Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Erster Teil. Der junge Goethe. (Stuttgart, Frommann, 1905.) S. 109.

2) Bielschowsky, Goethe I 340; II 371 f.; 400; 409 f.

„nicht zu verstehen sei".[1]) Kurz, bei aller Gestaltungskunst ist Goethe der allersubjektivste der deutschen Dichter: das entspricht dem lyrischen Grundzuge seines Wesens. Für seine epischen und vollends dramatischen Werke war es nicht immer ein Vorteil, mitunter geradezu ein Nachteil: wie hat er z. B. im „Egmont" zahlreiche im Stoffe liegende dramatische Motive auf der Seite liegen lassen, nur um das Erlebnis des „Dämonischen", wie er es empfand, darin darzustellen.[2]) Erst in den letzten Lebensjahren, bei der Arbeit am zweiten Teile des „Faust", fühlte er sich „durch eine geheime psychologische Wendung . . . zu einer Art von Produktion erhoben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden". Jetzt brauchte er kein Erlebnis mehr, die Begeisterung des beglückenden Schaffens selbst trug ihn; „zum erstenmal in seinem Leben vermochte er die Poesie zu kommandieren".[3])

Wir mußten diesen Umweg über Goethe nehmen, um Schillers Art zu dichten ins richtige Licht zu stellen. Bartels selbst stellt ja beide Dichter auch in dieser Hinsicht in einen Gegensatz, und Hermann Grimm hat behauptet, daß Schillers Art zu dichten „für Goethe gar kein Dichten gewesen sei". Daß die letztere Behauptung nicht ganz zutrifft, zeigt die angeführte Äußerung Goethes. Schiller suchte sich allerdings seine Stoffe und arbeitete daran bewußt und mit staunenswerter Energie. Ein Glück für uns: auf den „unbewußten Trieb" zu warten, konnte Goethe bei seinem langen Leben sich gestatten; aber was hätten wir von Schiller, wenn er nicht jede leidliche Stunde genützt hätte! „Schiller selbst spricht, redet", meint Bartels, und das ist ja teilweise richtig. Ohne Zweifel spricht Schiller aus Karl Moor, aus Verrina, aus Ferdinand und aus Marquis Posa. Aber wir dürfen doch nicht übersehen, daß, wie Goethe selbst das Wertherfieber, dem sein Held erliegt, überwunden hat, so auch Schiller in den „Räubern" Karl Moor, den Helden der schrankenlosen individuellen Freiheit, die die Welt zugrunde richten würde, selbst ad absurdum führt. Und wenn für diesen edlen Räuber noch zuzugeben ist, daß er kein Naturprodukt ist, so sollte man anderseits einräumen, daß schon Verrina ein ganzer Mensch ist, ein Republikaner von altrömischem Schnitt, kein theoretischer Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Ja, man kann bei Schillers zweiter Tragödie wirklich im Zweifel sein, bei wem des Dichters Sympathie mehr ist, bei dem Freiheitsfanatiker Verrina oder bei der Herrschergestalt des

1) Schrempf, Goethe I 131. 2) Bielschowsky, Goethe I 329 ff.
3) Goethe an W. v. Humboldt, 1. Dezember 1831. Bielschowsky II 589.

Fiesco, von der würdigen Darstellung des alten Doria nicht zu reden. Mir will scheinen, es sind auch die zwei Seelen in Schillers Brust, die des Freiheitsschwärmers und die des Geistesaristokraten, die sich in diesen polaren Gestalten „objektiviert" haben, wie man bei Goethe sagen würde. Und dies wiederholt sich beim „Don Carlos" in Posa und Philipp. Er hatte neben aller Freiheitsliebe Sinn für wahren Adel und Herrschergröße, und diese hat er dem spanischen König in reichem Maße geliehen. Beidem mögen als Anregung die Verhältnisse in der Karlsschule zugrunde liegen mit ihrer Freiheitsbeschränkung auf der einen, ihrem aristokratischen Charakter auf der anderen Seite. Noch deutlicher treten ja die Zustände am damaligen württembergischen Hofe in „Kabale und Liebe" hervor. Man braucht wahrhaftig nicht auf die Heirat mit dem adeligen Fräulein zu verweisen zur Erklärung dafür, daß Schiller sich „auf den Höhen der Menschheit" bald zurechtfand. Und haben wir nun in einem Verrina und Fiesco, einer Lady Milford und einem Musikus Miller, in einer so grotesk komischen Person wie dem Hofmarschall Kalb, in König Philipp und Domingo wirklich nur „rhetorische Figuren", nicht Menschen von Fleisch und Blut? Allerdings sind alle die vier ersten Dramen „Tendenzdramen", und der Realismus der drei ersten steht somit im Dienste einer Idee; warum er freilich „unbewußt" sein sollte, weiß ich nicht. Schiller dürfte ihn doch im „Don Carlos" ebenso absichtlich verlassen haben, wie er die Prosa mit dem Verse vertauschte. Bis dahin ging Schiller von der Idee aus, die er an der Wirklichkeit illustrierte, aber keineswegs in abstrakter, lehrhafter Weise, sondern in dem Sinne, wie es einmal der von Bartels auf die Formel „rührseliger Rhetorik" festgelegte Emanuel Geibel[1]) ausspricht:

„Wirken will der Poet, wie der Redner. Aber das Höchste
Bleibt ihm die Schönheit doch, die er zu bilden sich sehnt.
Jener behält den Erfolg im Blick stets, dieser erreicht ihn,
Wenn er ihn über dem Drang seligen Schaffens vergißt."[2])

Ganz anders liegen nun aber die Dinge in den späteren Dramen. Höchstens im „Tell" kann man noch von einer Grundidee der unter Umständen berechtigten politischen Revolution reden. Aber wo sollte eine solche im „Wallenstein", der „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans" zu finden sein? Hier ist es vielmehr gerade umgekehrt: der Stoff, die dramatische Situation, führt die handelnden Personen auf gewisse Gedankenrichtungen, die ihrem Charakter entsprechen. Schiller selbst, der Anhänger Kants, war Indeterminist; aber vermöge der dramatischen Ekstasis zeichnet

1) Bartels, Deutsche Dichtung der Gegenwart.[3] S. 94.
2) Neue Gedichte. S. 213. XXXI.

er uns in Wallenstein einen Deterministen, fast Fatalisten, wie er folgerichtiger und geschlossener nicht gedacht werden kann. Er, der Verkündiger einer idealistischen Ethik, läßt die Herrennaturen eines Wallenstein und einer Gräfin Terzky ganz im Einklang mit ihrem Charakter und ihrer Lage Gedanken aussprechen, deren Übereinstimmung mit seinen eigenen Ideen Friedrich Nietzsche nur in blindem Haß übersehen konnte. Freilich fehlt auch das Gegenbild dazu in der lichten Erscheinung des Max Piccolomini nicht. Als weiteres Beispiel führe ich die Gedanken an, die der „Freiheitsschwärmer" in der „Maria Stuart" der Königin Elisabeth und Talbot über Königtum und Volkswillen in den Mund legt, und in der „romantischen Tragödie" der „Jungfrau von Orleans" gibt der Dichter auch dem Rationalisten das Wort, der dies wie jedes andere Wunder für Unsinn und Dummheit erklärt. Und diese Ideen sind keine künstlich auf einen fremden Stamm gepflanzten Pfropfreiser, sondern sie entsprechen durchaus dem Charakter der Personen, die sie aussprechen, und der Lage, in der sich diese befinden. Es ist daher unrichtig, zum mindesten eine maßlose Übertreibung, Schillers Personen für „rhetorische Figuren" zu erklären und ihnen samt und sonders die „Naturhaftigkeit" abzusprechen. Auch zu welchem Zwecke in diesen späteren Dramen die objektive Darstellung als „Mittel" dienen sollte, ist völlig unersichtlich, ausgenommen höchstens den „Tell", in dem man wieder eine Idee als Leitmotiv finden kann, und wo allerdings auch die „Idealisierung" der Landleute etwas weit getrieben ist. Richtig ist es ja gewiß, daß bei Schiller die Ideen eine große Rolle spielen, daß seine Dramen sehr „gedankenreich" sind, wie Bartels sagt; aber sollte das wirklich ein Fehler sein?

Indessen ich vergesse, daß ich mit meiner ganzen Apologie nichts ausrichten werde, da ich wie alle Verteidiger Schillers „diesen selbst gegen mich habe".[1]) Er gesteht ja doch in der oben angeführten brieflichen Äußerung an Körner selber seine Schwäche ein. Es ist nun gewiß etwas Schönes um ein mündliches oder schriftliches Selbstzeugnis eines Dichters über seine Kunst; aber — mag es nun günstig oder ungünstig lauten — es kann unmöglich der Gesamtheit seiner Werke gleichwertig sein. Oder sollen wir es Goethe ohne weiteres glauben, wenn er seinen „Faust" als „tolles Zeug" bezeichnet, oder wenn er in Beziehung auf seinen „Egmont" sagt: „Ich hielt mich sehr treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit"?[2]) Doch muß man solchen Worten immerhin Beachtung schenken. Da ist nun vor allem daran zu erinnern, daß Schiller jenen Brief im

1) M. Sch. B. S. 160.
2) Eckermann 10. Januar 1825 (I 135 Reclam).

Jahre 1789 schrieb, also volle zehn Jahre vor Vollendung des „Wallenstein". Und Goethe bezeugt ja doch: „mit jedem Stücke schritt er fort und ward er vollendeter."[1]) Was aber die von Bartels gegebene Deutung der Stelle betrifft, daß Schiller hier dem „natürlichen" Drama Goethes und anderer seinen „Theatralismus" entgegenstelle, so ist dies keineswegs so selbstverständlich, wie Bartels meint. Viel tiefer und richtiger hat Baumeister die Stelle erklärt, wenn er sagt, daß dem Dichter schon hier der Unterschied vorschwebe, den er später mit „naiv" und „sentimentalisch" bezeichnete. „Gebricht es ihm an Natur und Fülle, so weiß er dafür — ist wohl seine Meinung — durch die Größe der Gedanken und die Wucht der Entschlüsse seine Charaktere zu heben und ins Ungemessene zu steigern, so vermag er durch feine psychologische Beobachtung, durch kluge und umfassende Berechnung eine planvolle, weitschichtige, wohlmotivierte Handlung ins Werk zu setzen. Verstand, Wille, 'Puls' tun hier sehr viel neben jener Schiller eigentümlichen Kraft, Ideen nicht bloß zu symbolisieren, sondern wirklich zu versinnlichen. Nicht immer, aber sehr häufig ist die Allgemeinheit der gezeichneten Figuren bei Schiller nicht etwa die Folge eines Mangels an individualisierender Gestaltungskraft, sondern eine im künstlerischen, antikisierenden Interesse und im Gegensatze zu Shakespeare gewollte und bewußte."[2]) Diese Erklärung macht zwar der Bartelsschen Auffassung einige Zugeständnisse, unterscheidet sich aber doch sehr wesentlich von dessen Kennzeichnung des Schillerschen Theatralismus. Freilich kommen wir nun mit dem Gegensatze von naiver und sentimentalischer Dichtung bei Bartels vom Regen in die Traufe. Denn nach ihm besteht, wie wir schon sahen, dieser Unterschied nur in Schillers eigens zurechtgemachter Privatästhetik, und der sentimentalische Dichter ist, wie „schon Goethe wußte", überhaupt keiner. Doch spricht Goethe nur von „einem naiven Untergrunde, aus welchem die sentimentale Poesie gleichsam hervorwachse".[3]) Selbstverständlich sind solche Unterscheidungen cum grano salis zu verstehen; sagt doch Schiller selbst in seiner Abhandlung: „naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines", und: „die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur." Der Grundgedanke, den Schiller hier entwickelt, ist keineswegs unwahr oder heute überwunden; im Gegenteil, er ist höchst fruchtbar und hat die nützlichsten Anregungen nicht nur für die Geschichte der Poesie, sondern der menschlichen Kultur überhaupt gegeben.[4]) „Der Dichter", sagt Schiller, „ist entweder Natur oder er

1) Eckermann 18. Januar 1825 (I 145 Reclam). 2) M. Sch. B. S. 27 f.

3) Bartels D. L. G. I 480.

4) Siehe die Ausführungen von Alfred Vierkandt, Naturvölker und Kulturvölker. Ein Beitrag zur Sozialpsychologie (Leipzig 1896), besonders S. 248 ff.

wird sie ('die verlorene') suchen. Jenes macht den naiven, dieses den sentimentalischen Dichter." Da nun in der Tat die Kultur einen Bruch mit der Natur bedeutet, so werden, je weiter die Kluft zwischen beiden wird, die naiven Dichter desto seltener, die sentimentalischen, die im Gefühl des mangelnden alterierten Naturzustandes reflektieren, sich im Gegensatze zur Wirklichkeit ein Ideal ausdenken und daher zur Gegenwart sich kritisch verhalten, desto häufiger werden. Ja, hat ein Volk wirklich die Höhe der Kultur erreicht, die „Vollkultur", von der die Wissenschaft einen unerläßlichen Bestandteil bildet, so erscheinen den Besten unter ihnen Welt und Leben nicht mehr als selbstverständlich, sondern als Probleme. Und das werden sie nicht nur für den Gelehrten, sondern auch für den Dichter und Künstler. Die naiven Dichter werden daher in einer solchen Epoche zur Ausnahme, die sentimentalischen zur Regel. Bei den Griechen tritt neben Äschylus und Sophokles der sentimentalische Euripides. Aber auch die überwiegend naiven Dichter können nicht mehr naiv im vollen Sinne sein: auch Äschylus und Sophokles werfen in ihren Dichtungen Probleme auf, auch bei Shakespeare reflektiert „Hamlet" über Sein oder Nichtsein, wie wir es uns bei einem Helden Homers oder des Nibelungenliedes nicht vorstellen könnten, und nun gar Goethes „Faust" steckt ja doch voll von Weltanschauungsproblemen. Und mag man auch, wie Schiller besonders vom „Werther" tut, sagen, daß hier ein naiver Dichtergeist sich eines sentimentalischen Stoffes bemächtigt habe, so gilt dies vom „Faust" doch nicht in gleichem Maße; muß doch Bartels selbst zugeben, daß „die Persönlichkeit und Weltanschauung Goethes selber immer mehr in das Gedicht hineinspiele".[1]) So hat denn auch Goethe der sentimentalischen Dichtungsart der Neuzeit seinen Tribut gezahlt.

Was die Lyrik angeht, so hat Schiller selbst erklärt, daß er „das lyrische Fach eher für ein Exilium als für eine eroberte Provinz ansehe".[2]) Der Grundzug seines Wesens ist eben dramatisch, wie der Goethes lyrisch. Aber wer will es ihm verwehren, daß er in seiner „Ideendichtung" eine ganz originelle Art von Gedichten geschaffen hat? Seine Balladen läßt selbst Bartels gelten. Und schließlich wollen wir doch die „Glocke" nicht vergessen, von der Jakob Grimm sagt, daß sie „das Beispiel eines unvergleichlichen Gedichtes sei, dem andere Völker bei weitem nichts an die Seite zu stellen hätten".[3])

Und dieser Dichter soll heute nur noch für Volk und Jugend in einem gewissen Stadium der Erziehung brauchbar sein, also im wesentlichen

1) D. L. G. I 469. 2) M. Sch. B. S. 27.
3) In der 1859 gehaltenen „Rede auf Schiller".

als Schulbuch! Da möchte ich, obwohl selbst „Schulmeister“ und trotz der abgedroschenen Redensart, daß „für die Jugend nur das Beste gut genug“ sei, eher noch Litzmanns Meinung zustimmen, daß die zu frühzeitige Behandlung Schillerscher Gedichte in der Schule, namentlich der Balladen, die Gefahr mit sich bringe, daß ihr Wert als Kunstwerk nicht genügend gewürdigt und manchen durch die schulmäßige Behandlung die Freude daran verleidet werde.[1]) Man sollte es möglichst vermeiden, daß sich allzuviel Schulstaub auf die Werke unserer Klassiker legt. Auch Schillers Proklamation der Gedankenfreiheit im „Don Carlos“ wird nach Bartels dauern, „solange es noch eine begeisterungsfähige Jugend gibt“[2]): als ob nicht unser ganzes modernes Geistesleben auf diesem Postulat beruhte!

Endlich „gestattet (nach Bartels) der absolut singuläre Charakter seiner Dichtung nicht, von Schiller zu lernen — oder doch nur, was man von jedem großen Dichter lernen kann“.[3]) Einmal, meine ich, wäre das letztere gerade genug. Ferner aber ist jede Persönlichkeit „singulär“, einzigartig, und zwar je bedeutender, desto mehr; das gilt auch von Dichtern und Künstlern. Ist etwa Goethe selbst und seine Art zu dichten weniger singulär? Wer kann ihm denn den „Faust“, überhaupt seine ganze „große Konfession“ nachmachen? Lernen kann der Künstler immer nur einzelnes, Technisches. Das Beste muß er aus dem eigenen Inneren geben; tut er das nicht, so ist er nur Nachahmer, nicht Dichter, nicht Künstler.

3. Ergebnis.

Wie stellt sich uns demnach Bartels' Schillerkritik dar? Sie ist vor allem nicht imstande, die tatsächliche Wirkung der Schillerschen Poesie genügend zu erklären. Um dies doch zu tun, muß Bartels starke Anleihen bei der alten, von ihm bekämpften Anschauung über Schiller machen und verwickelt sich dadurch in Widersprüche: es geht nun einmal nicht an, einem und demselben Dichter „die wahre dramatische Kunst“ abzusprechen und ihn zugleich „einen dramatischen Geist durch und durch“ zu nennen. Entweder ist das eine Urteil unrichtig oder das andere. Schiller und seine Dichtung als „Kontrasterscheinung“ zum deutschen Wesen hinzustellen, ist eine völlig mißlungene Künstelei. In seiner Einzelkritik macht sich Bartels mindestens großer Übertreibungen schuldig, treibt gewaltsame und willkürliche Exegese und mißt Goethe und Schiller mit zweierlei Maß. Sein Hauptfehler aber ist unseres Erachtens, daß er eine durchaus dogmatische Kritik treibt, nicht nur an Schiller. Er sucht die Dichter nicht aus sich selbst zu verstehen, sondern tritt mit dem fertigen Begriffe eines Dramatikers,

1) M. Sch. B. S. 187 f. 2) D. L. G. I 488. 3) D. L. G. I 479.

eines Lyrikers usf. an sie heran. Wer dieses Bartelssche Dichtermaß hat, der braucht um seinen Lobpreis nicht besorgt zu sein, wie z. B. der durch Wolfs Kompositionen seiner Lieder gegenwärtig wieder besonders beliebt gewordene Eduard Mörike, bei dem derselbe Nietzsche, der Schiller „zu den Toten warf", „keinen einzigen Gedanken fand". Da nun aber das Leben im deutschen Dichterwald viel mannigfaltiger und reicher ist als Bartels' ästhetische Schablonen, so kann es nicht fehlen, daß viele, die sich in diese nicht fügen wollen, übel mißhandelt werden. Darunter hat auch Schiller zu leiden.

Bartels' Hauptdogma lautet nämlich: der Dichter, auch der Dramatiker, soll „bloße Lebensdarstellung" geben. Wer also Probleme, Ideen hereinbringt, der kann zwar an sich „hochwichtige Zwecke" verfolgen, überschreitet aber die (von Bartels gesteckten) Grenzen der dramatischen Poesie. Er zeigt damit auch untrüglich, daß zur Lebensdarstellung „seine Kraft nicht reicht"[1]); denn „idealistische Dichtung geht zuletzt auf einen Mangel an Gestaltungskraft zurück".[2]) Daß ein Dichter auch bewußt und absichtlich mit der „bloßen Lebensdarstellung" sich nicht sollte zufrieden geben können, dieser Gedanke kommt Bartels gar nicht. Unter „idealistischer Dichtung" kann man zweierlei verstehen: entweder eine Dichtung, die Leben und Menschen absichtlich oder unabsichtlich idealisiert, oder eine solche, die auf Ideen aufgebaut ist, sich aber dabei realistischer Darstellungsweise bedient. Unter den ersten Begriff würden Schillers Dramen vom „Don Carlos" bis zum „Tell", unter den letzteren die drei ersten Dramen fallen. Beides ist offenbar Bartels gleich zuwider; denn dem deutschen Geiste allein angemessen ist ja das „realistische Charakterdrama". Freilich was heißt idealisieren? Es ist gar nicht einzusehen, wie der Dichter um alles und jedes Idealisieren herumkommen soll, ohne in den krassesten Naturalismus zu verfallen. Schon der Gebrauch von Versen geht über die „bloße Lebensdarstellung" hinaus und ist eine Idealisierung der allgemeinen Rede. Und idealisiert nicht auch Goethe, selbst in der Prosa? Man denke z. B. an Egmonts Worte, die der Dichter an den Schluß seiner eigenen Lebensbeschreibung gesetzt hat! Spricht jemand so im gewöhnlichen Leben? Aber soll es denn wirklich ein ewiges Gesetz sein, daß der Dichter nur den gemeinsten Straßenjargon nachahmen, daß er überhaupt das Leben nur photographieren darf, und ist er sofort ein Stümper, wenn er das nicht tut? Hier liegt eben der Kernpunkt der ganzen „Schillerfrage". Sie

1) M. Sch. B. S. 160.

2) D. L. G. I 462. Angesichts mancher moderner Produkte hätte man nicht übel Lust, den Satz so umzukehren: „alle naturalistische Dichtung geht zuletzt auf einen Mangel an Ideen (und Idealen) zurück."

ist nur ein Teil der Frage nach der Berechtigung der idealistischen Kunst überhaupt. Wir haben ja auf dem Gebiete der bildenden Kunst das gleiche Streben nach Realismus und Naturalismus wie in der Literatur, und wer wollte ihm eine gewisse Berechtigung absprechen? Aber fehlte es etwa Raffael an Gestaltungskraft, weil er nicht italienische Marktweiber zu Modellen für seine Madonnen nahm? Können wir uns nicht an Uhdes realistischer Darstellung biblischer Geschichten freuen und doch auch den idealistischen Stil eines Schnorr von Carolsfeld würdigen? Und sind nicht gerade die größten unserer modernen Künstler über den reinen Naturalismus schon wieder hinausgewachsen? Man müßte denn die Werke eines Böcklin, Klinger, Stuck unter den Begriff der „bloßen Lebensdarstellung" bringen, was unmöglich ist. Es ist ebenso kurzsichtig als anmaßend, dem augenblicklich herrschenden Zeitgeschmack das Recht eines absoluten Maßstabes beizulegen. Dieser kann und wird sich ohne Zweifel wieder ändern, und dann wird nicht Schiller, sondern Bartels mit den Seinigen als veraltet erscheinen. Es sollte eben nicht nur der Dichter, sondern auch der Historiker „auf einer höheren Warte stehen als auf der Zinne der Partei"; dann würde es ihm nicht passieren, einen Genius wie Schiller zu den vorübergehenden Zeiterscheinungen zu rechnen, sondern er würde umgekehrt an den genialen Dichtern und Künstlern den wechselnden Zeitgeschmack messen. Schiller selbst hat durch seine Jugenddramen zur Genüge gezeigt, daß er über realistische Darstellungsmittel verfügte, wenn er wollte, und daß und warum er es später nicht mehr wollte, hat er in „Shakespeares Schatten" deutlich genug gesagt, wo er u. a. eines seiner eigenen Jugenddramen persifliert und dem ganzen „realistischen Charakterdrama" aller Zeiten den Spiegel vorhält. Übrigens rede man sich doch nicht ein, daß Goethes Dichtung den „Anforderungen" des modernen Realismus entspreche. Es ist viel weniger Goethe der Dichter als Goethe der Denker, der Weise, der auf die Gegenwart einwirkt, besonders seine spinozistisch-deterministische Weltanschauung. Fällt nicht der „Faust" völlig unter den Begriff der Ideendichtung, und ist etwa die Walpurgisnacht „bloße Lebensdarstellung"? Es trifft ja übrigens gar nicht zu, daß das moderne deutsche Drama sich durchweg mit der „bloßen Lebensdarstellung" begnügt. Bartels selbst zeigt, wie Gerhart Hauptmann, der „heute überhaupt an der Spitze der deutschen Dichter steht", vom Naturalismus zum Symbolismus, d. h. doch wohl auch zu einer Art idealistischer Gedankendichtung gelangte. Freilich stellt auch Bartels „Die Weber" höher als „Die versunkene Glocke", weil sie das „reine Milieudrama" sind und „keinen Helden" haben, d. h. weil sie nur die Not eines Stückes Lebens abmalen, ohne den geringsten Versuch zur Lösung des Problems zu machen. Und sind z. B. Sudermanns „Ehre"

und „Heimat", Ibsens „Brand" und „Volksfeind", Björnsons „Über die Kraft" trotz des Realismus in der Darstellung keine Ideendramen? Freilich finden die ersteren deswegen bei Bartels auch keine Gnade.[1]) Mir aber scheinen eben die tastenden Versuche unserer modernen Dramatiker zu zeigen, daß bei der „bloßen Lebensdarstellung", beim reinen Naturalismus, unseres Bleibens nicht ist, daß vielmehr eben durch die neuen Probleme, die das moderne Leben stellt, eine neue Ideendichtung sich anbahnt, und diese wird vielleicht, mag sie auch zunächst naturalistischer Darstellungsmittel sich bedienen, eher wieder näher zu Schiller hin als noch weiter von ihm ab führen. Denn gerade die Not des Lebens hat zur Kehrseite ein Ideal, das man anstrebt. Es ist aber überhaupt merkwürdig, wie man gerade heutzutage, wo jedes noch so bescheidene Talent das Recht für sich in Anspruch nimmt, frei vom Zwange der Regel und klassischer Autorität sich auszuleben und auszuwirken, an einen Dichter wie Schiller mit solch kleinlichen und beengenden „Anforderungen" herantreten kann.

Aber nicht nur der ästhetische, auch der sittliche Idealismus Schillers ist Bartels unbequem und daher dem dramatischen Dichter nicht erlaubt. Denn seine „harte Kehrseite" ist „die Ablehnung des Satzes vom Leben und Lebenlassen". Schiller aber will durch seine Kunst erziehen, wie er es ja in seiner Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" deutlich genug ausgesprochen hat. Das ist nun freilich entsetzlich altmodisch, so altmodisch, daß er mit dieser Herabwürdigung der Poesie für einen „außerhalb der bloßen Lebensdarstellung liegenden Zweck" sich mit den größten Dichtern, und zwar besonders auch Dramatikern (in Tragödie und Komödie) der Griechen im vollsten Einklang befindet, die es sich immer zur Ehre angerechnet haben, im besten Sinne die Lehrer ihres Volkes zu sein. Wie Schiller das Wahre, Schöne und Gute in selbständiger Weiterbildung der Kantschen Philosophie zu vereinigen suchte, ist bekannt.

Summa: Schiller ist als ästhetischer und sittlicher Idealist Bartels unbequem, weil letzterer das Heil der Zukunft nur im „realistischen Charakterdrama" sieht. Um diesem die Bahn frei zu machen, muß Schillers Autorität gestürzt, und wer sich an sie anschließt, z. B. Wildenbruch[2]), verurteilt werden. Das ist aber keine rein sachliche Kritik mehr, sondern Parteikritik im Sinne einer bestimmten literarisch-ästhetischen Richtung. Und das Tendenziöse der Kritik zeigt sich auch darin, daß man es nicht verschmäht, Schillers Persönlichkeit trotz aller wortreichen Anerkennung doch

1) Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. (G. Hauptmann) S. 252 ff.; (H. Sudermann) S. 246 ff.

2) Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. S. 205. 212 ff.

ein paar Seitenhiebe zu versetzen: so mit der Anspielung auf seine adelige Heirat, die ihm doch eine gewisse Charakterlosigkeit unterschiebt mit der Behauptung, von da an habe sich der Freiheitsschwärmer auf den Höhen des Lebens merkwürdig rasch zurechtgefunden. Daß sich das auch ganz anders erklären läßt, haben wir oben gesehen. Und auf welchen „Höhen" bewegte sich denn das äußere Leben Schillers? Wahrhaftig, das Schillerhaus in Weimar spricht eine für den Dichter ebenso ehrende als für uns anspruchsvolle Moderne beschämende Sprache. Aber auch seine Armut wird ihm Anlaß zur Mißdeutung: „starker Gewinn", sagt H. Grimm, war eines der Ziele seiner Arbeit, und Bartels spricht es ihm nach.[1]) Mit Recht wird auf Grund von Schillers Äußerungen und Verhalten festgestellt, daß er „nie der Versuchung unterlag, seiner hohen Auffassung von der Kunst und von seinem Berufe irgendwie in der Richtung größerer Popularität oder Rentabilität auch nur im kleinsten etwas zu vergeben. Auch die höchste Not konnte Schiller nicht verführen, die Kunst zu verfälschen oder zu mißbrauchen".[2]) Doch fühlt es Bartels allerdings selbst, daß diese Nadelstiche dem Großen nichts anhaben können. Verhielte es sich aber mit Schillers Dichtung wirklich so, wie Bartels uns glauben machen möchte, dann weiß ich nicht, warum wir nicht die Toten ihre Toten begraben lassen. Wenn Schiller wirklich der Vergangenheit angehört und ihr eigentlich noch viel mehr angehören sollte, als es schon der Fall ist, warum suchen wir dann den Toten durch rauschende Feste zu erwecken? Es wird eine künstliche Auferstehung geben, und der Schatten wird bald genug wieder ins Totenreich zurückkehren. Aber er lebt und wird leben. Das verbürgt eben der hohe Geistesflug seiner Dichtung. Es hat noch nie eine wirklich große Poesie ohne große Gedanken gegeben. Gestaltungskraft finden wir auch bei kleineren Talenten. Was aber den Genius von diesen unterscheidet, das ist das Schöpferische seiner Ideen, der Reichtum seiner Gedanken. Darum sind diese auch für Schillers Dichtung und ihre Wirkung nicht sowohl ein Hindernis und ein wegzuwünschender Auswuchs, sondern gerade sie machen ihr Wesen und ihre Größe aus. Und auch die heutigen Schillergegner mögen beherzigen, was Goethe im Nachruf auf den großen Freund sagt und mahnt:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß' Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

1) M. Sch. B. S. 162. 2) M. Sch. B. S. 22.

Dichtkunſt und deutſcher Unterricht.

Von Gymnaſialoberlehrer Dr. **Paul Verbeek** in Sigmaringen.

Nicht leicht gedeihen Athen und Alexandria unter demſelben Himmel. In der heiteren Zeit des Sophokles genoß ein Volk mit ausgebildetem und hochgeſpanntem Gefühl die Dichtungen rein und unmittelbar, während die oft dunkle Kunſt alexandriniſcher Dichter und Kommentatoren dieſen Genuß im eindringenden Verſtändnis ſuchte, eine Kunſt, die nur wenigen Gebildeten ſich offenbarte, der Menge aber ein Geheimnis blieb. Welcher Weg dem Weſen der Dichtkunſt am nächſten führt, darüber hat die Nachwelt längſt entſchieden; aber zu allen Zeiten hat es Athener und Alexandriner gegeben und wird es auch noch geben, ſolange das Geſchick ſeine Gaben ungleich verteilt. Dem einen ſchenkte es das Gefühl, das nach dem Ganzen ſtrebt und den Verſtand ſich dienſtbar macht; dem anderen den Verſtand, der das Einzelne erfaſſen und durchdringen will und das Gefühl beherrſcht: „Wer dieſer Blumen eine brach begehre die andere Schweſter nicht.“ Trotzdem bleibt es ein ſchönes Ziel, die Gegenſätze auszugleichen und Menſchen zu formen, von deren Stirnen der vermählte Strahl des durchdringenden Verſtandes und des zuſammenfaſſenden Gefühles leuchtet.

Dieſer große Gegenſatz, der ſich durch die geſamte Kulturgeſchichte zieht und jeder Epoche ihren beſonderen Stempel aufdrückt, muß auch die höheren Lehranſtalten berühren. Zwar ſind ſie, den Bedürfniſſen des wirklichen Lebens gemäß, vor allem die hohe Schule des Verſtandes. Wenn auch das Lob der formalen Bildung nicht mehr ſo laut erſchallt wie ehedem, ſo iſt es doch tatſächlich und notwendig die Form, die im fremdſprachlichen Unterricht, wenigſtens in den unteren und mittleren Klaſſen, im Vordergrunde ſteht; auch in den oberen Klaſſen läßt das ſchwere Ringen mit dem Stoff den Gefühlston meiſt nur leiſe mitklingen. Die Form aber wendet ſich nur an den Verſtand und gibt dem Gefühl nichts. Dieſes läßt ſich nun nicht vernachläſſigen; es ſucht ſein Recht und bricht ſich gewaltſam Bahn, und erſt wenn die Schule ihm nichts bietet, gründet es ſich außerhalb derſelben ſein Reich. Die Schüler hungern förmlich nach einem Unterricht, in dem ihr Gefühl in Mitleidenſchaft gezogen wird. Die Nichtbeachtung der Gefühlswerte mag vielleicht die Urſache ſein, daß manche über ihre Schulzeit ein ſo hartes Urteil fällen. Denn wirklich hat hier und da der reine Verſtand ſeine Fangarme zu weit ausgeſtreckt und in das Gebiet des Gefühls hinübergegriffen, ſo beſonders in die Behandlung von Werken der Dichtkunſt im deutſchen Unterricht.

Denn Gedichte wenden ſich ihrer Natur nach vorwiegend an das Gefühl. Der Lyriker ſpricht direkt zu unſerem Herzen, mag er nun ſeiner

eigenen Stimmung Ausdruck geben oder die zarten Fäden enthüllen, die sich von ihm zur umgebenden Natur, zu den Mitmenschen hinüberspinnen; der Epiker sucht auf uns einzuwirken durch das Medium anderer Personen, die er uns in beschaulicher Ruhe zu betrachten einlädt; der Dramatiker aber faßt beide Wirkungen zusammen und steigert sie zur höchsten Gewalt; er spricht zu uns zwar durch das Medium anderer Personen, aber er reißt uns rücksichtslos aus unserem Kreise in seine Welt hinein. Die von ihm in uns ausgelösten Gefühle überwuchern die Vorstellungen so mächtig, daß während der Illusion das Bewußtsein derselben ganz verloren geht. Solche Wirkungen kann die Schule natürlich nicht erreichen, sie kann aber auch nicht auf sie verzichten, da sie der eigentliche Zweck der Dichtkunst sind. Sie müssen auch hier als letztes Ziel immer vor Augen stehen, dem sich alle Nebenzwecke anzupassen und unterzuordnen haben.

Nicht immer hat dieses Ziel der Behandlung von Gedichten im deutschen Unterricht vorgeschwebt. Das Ergebnis war im Vergleich zu dem anderer Fächer so wenig greifbarer Natur, das Vorhandensein war so schwer festzustellen, es erschien vielleicht auch von so untergeordneter Bedeutung, daß man, um doch den Schülern etwas mit nach Hause zu geben, wenigstens für die Verstandesbildung einiges herauszuschlagen sich entschloß. Noch heute vielgebrauchte Bücher legen von einem solchen Beginnen Zeugnis ab. Da findet man die Gedichte fein säuberlich zerlegt und zurechtgemacht wie die Tierlein in einem Fleischerladen; da werden seltenere Wörter unter die Lupe genommen und bis in das Dunkel der Urwälder verfolgt; da wird jeder poetische Gedanke ins Prosaische lang und breit übersetzt; da findet sich eine bis ins kleinste gehende Disposition; die blutloseste aller Wissenschaften, die Metrik, zieht aus den Strophen ein Gerippe von Strichen und Bögelchen, und, was das schlimmste ist, da werden die zartesten Bilder, die mit dem Gedicht verbunden sind wie die Farben mit dem Gemälde, unbarmherzig losgelöst und mit einem unglaublichen Fremdwort aus der Poetik benamst. Da kamen Hausarbeiten vor etwa wie: „Sucht und benennt alle Tropen und Figuren in des Sängers Fluch.“ Über den Erfolg einer solchen Gedichtbehandlung kann man ausrufen: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.“ Sie kommt uns vor wie die Tat jenes Anatomen, der in die Wände des Körpers einbrach, um die Seele zu finden und nicht merkte, daß sie ihm unter den Händen entglitt. Freilich ist es leichter, eine solche Erklärung zu Werken der Dichtkunst zu geben, als eine, wie sie sein soll.

Die Anhänger der allzu verstandesgemäßen Art der Behandlung von Gedichten begingen den Fehler, daß sie für einen kleinen augenblicklichen Gewinn einen großen dauernden preisgaben. Ihr Unterricht ertötete den

in jedem Kinde schlummernden Keim der Liebe zur Dichtkunst, anstatt ihn zu erwecken.

Denn keines von unseren Kindern ist so geboren, daß es der Dichtkunst Stimme nicht vernähme. Es gibt keines, das nicht 'gern Märchen erzählen hörte. Es gibt aber Erwachsene, die sich Gebildete nennen, und nach dem Worte des Dichters Barbaren sind. Dazwischen liegt die Schule.

Wenn die kleinen Sextaner die höhere Lehranstalt beziehen, lacht ihnen noch die glückliche Zeit der vollkommenen Naivität, der schrankenlosen Hingabe an den Genuß des Dargebotenen, die schöne Zeit, die bei vielen so bald verfliegt, um nie wiederzukehren. Der lateinische Unterricht, der Rechenunterricht können den jungen Gemütern wenig bieten; im Gegenteil, sie schaffen meist die ersten kleinen Sorgen und sind ein Vorbild für den Ernst des Lebens. Aber wie der ewig gleiche Ernst im Leben kaum ertragen werden könnte, so muß auch die Schule ein Gegengewicht gegen die strengen Fächer der Gedankenzucht schaffen. In der Schule ist der Unterricht in der deutschen Dichtung, was im Leben die Kunst. Wie dankbar sind die Schüler für eine gemütvolle Behandlung der Gedichte! Während der Vorlesung sitzen sie still und regungslos da, und nur ihr Mienenspiel verrät die innere Bewegung. Während der Besprechung aber werden sie lebendig. Jeder möchte sich über das Empfundene aussprechen, dunkle Punkte aufgehellt und besonders interessante Stellen ausgemalt haben.

Verläuft bis zur Quarta die Entwickelung einigermaßen typisch, so beginnt sie schon zur Tertianerzeit sich zu teilen, und auf den Oberklassen wird sie vollkommen individuell. Es sei mir gestattet, hier die Erinnerungen meiner eigenen Schulzeit wiederzugeben, die um so lebhafter sind, als ich mich schon früh in einem Gegensatz zur gewöhnlichen Behandlung der Gedichte fühlte. Daß auch in rühmlichen Ausnahmefällen die Besprechung dem jugendlichen Empfinden entgegenkam, brauche ich nicht eigens zu erwähnen. Spätere Erfahrungen als Lehrer haben mir gezeigt, daß die Entwickelung unserer Klasse, die allerdings wegen des lebhaften Geistes meiner Mitschüler scharf ausgeprägte Bahnen ging, sich mehr oder weniger in allen Klassen wiederfindet.

Mit der Tertia beginnen die Entwickelungsjahre, die sich zuerst als „Flegeljahre" zeigen. Die Schüler tun die ersten Blicke ins Leben. Sie erwachen zum dunklen Bewußtsein des eigenen Willens und der Kraft, diesen Willen in Taten umzusetzen. Ihr Interesse findet in der Schule nicht mehr seine Befriedigung und wendet sich fernliegenden Stoffen zu; die Phantasie sucht unruhig nach Nahrung. Daher der Hang zu ungeordneter Lektüre, daher die Sucht, die so gewonnenen Vorstellungen in das praktische Leben umzusetzen. In der Schule aber, wo sie körperlich ge-

bunden sind, überlassen sie sich ihren Träumereien. Wie mancher Junge hat auf der Tertia Jahre seines Lebens verloren, weil er die wachsende Phantasie nicht zu bemeistern vermochte. Und doch ist es eine elastische Kraft, die den Schülern während dieser Zeit innewohnt, und es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, ob die Schule diese nicht *mehr* in ihren Dienst stellen und für ihre Zwecke fruchtbar machen könnte.

Zugleich mit dem Bewußtsein des Willens erwacht das Bewußtsein des Gefühls. Und nun geht es den Schülern wie den ersten Menschen nach dem Sündenfalle, die sich ihrer Nacktheit schämten, als sie sie erkannten; sie, die sich bisher so gern naiv dem Gefühl hingaben, empfinden diesen Zustand peinlich, sobald sie sich dessen bewußt werden. Bei einzelnen Individuen zeigen sich die Folgen dieser Erkenntnis schon ziemlich früh, und ihre verlorene Naivität wirkt auf die Mitschüler wie eine ansteckende Krankheit. Sie kämpfen gegen das aufsteigende Gefühl im mißverstandenen Bewußtsein der werdenden Männlichkeit; sie glauben sich beobachtet und verlacht; sie zerdrücken die Träne der Rührung im Auge und suchen die zartere Regung hinter einem spöttischen Lächeln zu verbergen. Am empfindlichsten tritt dieser Übergang im deutschen Unterricht zutage. Sobald sich solche Anzeichen bemerkbar machen, ist es Zeit einzuschreiten, wenn nicht die reine Freude am Gedicht für lange Zeit verloren gehen soll.

Der Oberstufe der höheren Lehranstalten fällt die Aufgabe zu, die ästhetischen Gefühle der Schüler endgültig zu beeinflussen, ihren Geschmack zu bilden und ihnen so den Ariadnefaden in die Hand zu geben, ohne den der Unkundige in dem Labyrinth moderner und modernster Dichtung sicher sich verliert. Dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn es auf den Mittelklassen gelungen ist, die enge Fühlung zwischen dem jugendlichen Gemüt und den in der Schule behandelten Werken zu erhalten.

Denn auf den Oberklassen beginnen die Charaktere der Schüler sich schon schärfer herauszubilden. Ihre Stellung der Dichtkunst gegenüber wird selbständiger. Die Geister spalten sich und fallen, wenn der vorhergehende Unterricht seine Aufgabe nicht gelöst hat, leicht in die Extreme. Die einen sind allem bloß in der Phantasie Bestehenden abhold; sie wollen Sachen um sich sehen und mit festen Begriffen arbeiten; sie fühlen sich unsicher und unbehaglich, wenn ihnen die festen Umrisse derselben durch einen starken Gefühlston ins Schwanken geraten. Daher wissen sie auch mit der Dichtkunst nichts anzufangen; sie erklären kurzerhand alle Dichter für anormal und beschränken sich darauf, sich des Klassenpensums etwa mit dem Gefühl zu entledigen, mit dem sie eine lateinische Übungsarbeit anfertigen. Die Gegenfüßler von diesen sehen auf den Unterricht in der Schule mit vielleicht nicht geringerem Mißtrauen; ihrem lebhaften Gefühl

kommt er nicht genug entgegen; die verstandesgemäße Auseinandernahme von Gedichten, die sie früher zusammenhängend empfunden haben, erscheint ihnen als eine Entweihung, und unfähig, ihren ungebändigten Gedankenflug mit der Wirklichkeit zu befriedigen, verlieren sie den Boden unter den Füßen und legen sich in irgendeinem Wolkenkuckucksheim ein Paradies für ihre Träume an. Nur hier und da gibt ein Aufsatz ihnen Gelegenheit, ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, und sie sind doppelt unglücklich, wenn die unbarmherzige rote Tinte des Lehrers ihre Ergüsse für Phantastereien oder, was leider oft auch wirklich der Fall ist, als nicht zum Thema gehörig erklärt.

Für solche junge Leute wird das Leben erst die rechte Schule. Sie wissen sich zuerst nicht zurecht zu finden; sie stoßen überall an und bauen sich schließlich, nach völligem Bruch mit den bisherigen Anschauungen, mühsam eine neue Welt aus sich selbst auf. Der Verächter der Dichtkunst weicht der Forderung der Gesellschaft, die von ihm die Kenntnis der Moderne verlangt; und vielleicht entdeckt er hier sein Herz wieder; er geht auch auf die älteren Dichter zurück und findet mit Freuden, daß sein Urteil falsch und voreingenommen war. Der allzu ideal gesinnte Jüngling kommt viel leichter auf den richtigen Weg zurück, denn man pflegt mit sogenannten überspannten Ansichten nicht viel Federlesens zu machen. Aber auch das wachsende Alter beruhigt das stürmische Blut; in den weiteren Gesichtskreis fällt Gottfried Keller und zeigt, daß die Wirklichkeit nicht aller Poesie bar ist, daß es vielmehr in ihr nichts so Unscheinbares gibt, das nicht für ein geschultes Auge mit ihrem Regenbogenglanz umkleidet wäre.

Die Schule darf und will nun diese endgültige Richtung der Anschauungen nicht allein dem Leben überlassen. Es ist vielmehr ihre Aufgabe und ihr Ehrgeiz, die Ansichten der Jugend zu läutern, dadurch daß sie die Schüler gerade die besten Werke verstehen und genießen lehrt, und ihr so über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Ihre spätere Weiterentwickeluug soll, mag sie sich wenden wohin sie will, immer noch an die Schule anknüpfen, ohne durch einen notwendigen Riß von ihr getrennt zu sein.

Eine solche Verbindung von Schule und Leben ist aber nur dann möglich, wenn jene ein Werk der Dichtkunst unter demselben Gesichtswinkel betrachtet wie dieses, wenn sie es zu nichts anderem gebraucht als wozu es der Dichter gebraucht wissen will, wenn sie die Wirkung auf das Gemüt als Hauptsache, alles andere aber als Nebensache ansieht. Der Gewinn für das ganze Gefühlsleben ist groß genug, um als eigenes Ziel zu gelten. Ein Verständnis des Gedichtes muß natürlich auch angestrebt werden, aber nur weil und soweit es die Wirkung bedingt; alles, was

eigene Zwecke verfolgt, scheidet bei der Erklärung aus. Diese sollte durch keinen unnützen Ballast beschwert werden. Ein fertig gebildeter Mensch bedarf bei den meisten Gedichten keiner Erklärung; er genießt sie rein und unmittelbar. Die unmittelbare Wirkung gehört eben zum Wesen der Dichtkunst. Ein Stück, das im Theater Rätsel aufgäbe, wäre einer kühlen Aufnahme gewiß. Der Schüler aber muß zu der Fähigkeit des unmittelbaren Genusses erst erzogen werden. Dadurch ist das Ziel nur hinausgeschoben, nicht aufgegeben, und die Schule bedarf, um es zu erreichen, einer Methode. Zwar werden einzelne Gedichte, in denen der Dichter sich mit Absicht auf den Standpunkt der Jugend stellt, auch ohne diese ihre volle Wirkung ausüben; in den meisten Fällen aber muß der Lehrer die Wirkung erst erschließen. Das ist nun eine keineswegs leichte Sache.

Manche Gedichte sind so leicht und luftig gebaut wie Schmetterlinge; man weiß ihrer nicht recht habhaft zu werden, und wenn man sie mit täppischen Händen anfaßt, wischt man den Schmelz von den Flügeln ab. Andere dagegen wieder bieten des Stofflichen so viel, daß man versucht wird, über ihm den eigentlichen Zweck des Gedichtes zu vergessen. Da wird die schulgemäße Behandlung leicht zum Prokrustesbett; man längt und kürzt, bis die Besprechung einen angemessenen Umfang bekommt. Die eigentlich natürliche Forderung aber, das Gedicht dem Dichter gleichsam nachzuschaffen, jede Regung der Dichterseele nachzufühlen, und durch die Macht des eigenen Gefühls die Klasse mitzureißen, ist nur bei wenigen Gedichten und in seltenen glücklichen Stunden durchführbar. Wollte der Lehrer diesen Versuch zu oft machen, so könnte er das Los des Prometheus erfahren, der das Feuer für andere vom Himmel holte, um selbst darüber zugrunde zu gehen; die hochgespannten Nerven vertragen eine solche Belastung nicht. Die Folge dieser allerseits sich erhebenden Schwierigkeiten ist eine stetig wechselnde Reihe von Methoden gewesen, durch welche die Gedichtbehandlung am sichersten gefördert werden sollte. In einem Punkte, aber auch nur in diesem, werden alle Pädagogen, denen die Wahrung der Eigentümlichkeit der Gedichte auch in der Schule am Herzen liegt, sich einig sein, darin nämlich, daß der Höhepunkt der Behandlung in den wenigen Sekunden des Schweigens liegen muß, die unwillkürlich der Vorlesung des Gedichtes durch den Lehrer folgen. Es fragt sich nur, wann diese Vorlesung am zweckmäßigsten erfolgt. Einige sind der Ansicht, daß ein vollständiges Verständnis die Vorbedingung der Wirkung sei; sie setzen daher die Vorlesung an den Schluß. Hierbei ist aber Voraussetzung, daß der Eindruck, den ein Gedicht auf den Schüler macht, nur dessen ästhetische Gefühle in Mitleidenschaft ziehe, denn eine solche Behandlung verzichtet

auf den Reiz des Neuen, der die Spannung hervorbringt, und es ist sehr zu fürchten, daß ohne diesen mächtigen Hebel des Interesses ein großer Teil der Wirkung ausbleiben wird. Andere begnügen sich damit, der Vorlesung eine Stimmungserweckung vorauszuschicken, legen aber auf diese den größten Wert. Nur wenn es gelinge, die rechte Stimmung zu erwecken, dieselbe Stimmung gleichsam, aus der heraus der Dichter sein Werk geschaffen habe, werde sich ein wirkliches Ergriffensein von dem Gehalte der Dichtung bei den Schülern erzielen lassen. Wenn wir im Leben zu einem Gedichtbuche greifen, ist meistens auch, wenngleich unbewußt, eine Stimmungserweckung vorangegangen, die uns dazu veranlaßt hat. Oft allerdings auch mögen wir es tun, um aus einer unangenehmen Stimmung herauszukommen. Die Schule, die für jeden Unterricht ihre festen Stunden hat, kann auf solche individuellen Gefühle keine Rücksicht nehmen. Sie kann aber versuchen, diese dem Leben künstlich nachzuschaffen. Doch werden solche künstlichen Stimmungen schon ihrem Wesen nach hinter den natürlichen zurückstehen müssen, und das um so mehr, als dem Lehrer zu ihrer Hervorbringung nur sehr beschränkte Mittel zu Gebote stehen. Denn während das Leben mit Tatsachen arbeitet, muß er sich mit Vorstellungen begnügen, und es ist keine ganz leichte Aufgabe, diese so deutlich vor den Geist des Schülers zu zaubern, daß sie die Wirklichkeit einigermaßen ersetzen. Man hat versucht, auch diese in den Kreis der Schule zu ziehen; man hat vorgeschlagen, als Stimmungserweckung z. B. von Geibels „Morgenwanderung" mit den Schülern selbst eine Morgenwanderung zu unternehmen; aber so schön das in der Theorie ist, so schwierig ist es, wenigstens an den höheren Lehranstalten, in der Praxis. Abgesehen von diesen in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten stellt eine gute Stimmungserweckung auch große Ansprüche an den Lehrer, von dem sie ein gut Teil dichterischer Begabung fordert. Wer diese besitzt, wird allerdings damit bedeutend gesteigerte Wirkungen erreichen können.

Die methodischen Bemerkungen in den Lehrplänen, welche im Anschluß an die Formalstufen einen vollständigen Kanon der Gedichtbehandlung aufstellen, erwähnen eine Stimmungserweckung nicht. Sie verlangen als erstes eine gute Vorlesung des Gedichtes durch den Lehrer. In der Tat schafft ein Gedicht, das dem Verständnis keine direkten Schwierigkeiten bietet, die machtvollsten Wirkungen aus sich selbst. Doch werden bei vielen Gedichten einige einleitende Bemerkungen nicht zu umgehen sein. Das Fehlen von solchen kann sonst die Wirkung stark beeinträchtigen. Würde man z. B. den Schenk von Limburg vorlesen, ohne vorher zu erklären, was der Schenk des deutschen Reiches war, so könnte man wohl die wachsende Spannung, den Vorgenuß, mit dem die Lösung erwartet wird, in den Ge-

sichtern der Schüler sich malen sehen; aber an Stelle der Freude über die Lösung selbst träte Enttäuschung und Befremden, denn sie könnten die Pointe nicht verstehen.

Die Lehrpläne fordern nach der Vorlesung die nötigen sprachlichen Erläuterungen. Hier müßte eigentlich zugleich eine Warnungstafel aufgestellt werden, um auf die verborgenen Klippen aufmerksam zu machen, die dabei der Gedichtbehandlung drohen. Denn die Worterklärung ruft gar zu leicht den Schüler, der sich in eine glückliche Illusion eingewiegt hatte, in die rauhe Wirklichkeit der Schule zurück. Dem zusammenhängenden, gleichmäßig strömenden Gedankenfluß folgt eine Reihe abgebrochener, verstandesgemäßer Erwägungen, an denen das Gefühl keinen Teil hat. Die Gefahr besteht, daß der Eindruck schwindet und damit für die spätere Besprechung das Interesse erlahmt. Deshalb dürfen die sprachlichen Erläuterungen keinesfalls weitergehen, als sie in unmittelbarer Verbindung mit dem Gedichte stehen. Sie müssen Schlag auf Schlag aufeinander folgen, daß der Schüler nicht soweit zur Besinnung kommt, um zu glauben, der kurze Augenblick der Herrschaft des Gefühls, den die Schule erlaubt, sei nun vorbei. Aber auch bei einer solchen Behandlung kann der Lehrer noch immer auf eine Abkürzung der gefährlichen Strecke sinnen, in einer Einleitung vielleicht unmerklich die Deutung von Wörtern geben, welche die unmittelbare Auffassung wesentlicher Gedanken und damit die Wirkung des Gedichtes bei der Vorlesung gefährden, bei der Sacherklärung durch Gebrauch eines gleichbedeutenden, den Schülern verständlichen Wortes Dunkelheiten aufhellen, um noch in voller Unbefangenheit in die eigentliche Besprechung hineinzusteuern. Und wenn schließlich ein Wort zwar dem Sinne nach verstanden und im Zusammenhang klar empfunden, aber grammatisch nicht sicher erfaßt worden wäre, so wäre der Schaden für die Gedichtbehandlung nicht groß.

Auch für die sachlichen Erläuterungen muß der leitende Gedanke sein, daß die Wirkung nicht geschädigt werde. Im Gegenteil, ihre Aufgabe ist es, sie, wenn nicht zu erhöhen, so doch zu vertiefen und dauernder zu machen. Dieses Ziel bleibt auch bestehen, wenn das Gedicht etwa einen geschichtlichen Stoff behandelt oder Dinge berührt, die sonst wissenswert sind. Denn ebensowenig wie der Dichter sich einen geschichtlichen Stoff um seiner selbst willen zum Vorwurf wählt, sondern wegen des ihm innewohnenden poetischen Gehalts, ebensowenig darf die Schule ein Gedicht benutzen, um der Geschichte zu Hilfe zu kommen. Im deutschen Unterricht ist vielmehr die Geschichte die Magd; ist durch sie ein Stoff in den Gesichtskreis des Schülers gerückt worden, so kann er hier wiederkehren, um ganz anderen Zwecken zu dienen als der Erweiterung der Kenntnisse, um in

dichterischer Verwandlung und Verklärung eine neue, dem Geschichtsunterricht fremde Wirkung auf das Gemüt auszuüben. Daher muß bei der Auswahl von Gedichten aus der Geschichte in erster Linie der künstlerische Gesichtspunkt maßgebend sein; die Geschichte selbst bedarf schlechter Gedichte nicht, um ihre eigenen Aufgaben zu erfüllen.

Auch darf der Lehrer sich nicht verleiten lassen, sei es aus Liebhaberei oder aus Bequemlichkeit, versteckte Nebenziele zu verfolgen. Zu einem solchen Nebenziele führte beispielsweise die Absicht, bei Gelegenheit der Durchnahme der Kraniche des Ibykus die Schüler mit dem griechischen Theater genauer bekannt zu machen. Wie dem Zuschauer im Menschengewühl nur die großen Linien des Baues in die Sinne fielen, die Einzelheiten aber verschwanden, so bedarf auch die Vorstellung des Schülers nur der allgemeinsten Umrisse, die ihm ein Bild leicht vermittelt. Wer aber die Einzelheiten noch mit technischen Namen belegen und diese vom Schüler verlangen wollte, wer gar auseinandersetzen würde, Schiller selbst habe den Bau des griechischen Theaters nicht verstanden, würde sich schwer am Dichter und an den Schülern versündigen.

Nur beiläufig und ohne auf die Frage der Behandlung der großen kulturhistorischen Gedichte Schillers, die ihrer teilweise didaktischen Tendenz wegen etwas aus dem Rahmen der bisherigen Ausführungen herausfallen, näher einzugehen, möchte doch erwähnt werden, daß auch die Meistersprüche in Schillers Glocke vielfach zu Mißverständnissen Anlaß geben. Manche scheinen zu glauben, Schiller habe sie geschrieben, um junge Glockengießer heranzubilden. Sonst könnten doch die Aufsatzthemata, die eine Behandlung des nackten, handwerksmäßigen Glockengusses fordern, nicht immer wiederkehren. Für den Dichter war er immer nur Mittel zum Zweck, darum kann er auch in der Schule nicht Selbstzweck werden. Mehr, wie das Verständnis der in den Meistersprüchen geschilderten Vorgänge verlangt, braucht der Schüler von ihm nicht zu wissen, um in den Geist der Dichtung einzudringen.

Worin soll nun aber die Sacherklärung bestehen? In der Herausarbeitung von möglichst klaren Vorstellungen mit Hilfe der Phantasie. Die Schüler müssen die Gegenden und die Personen schauen, die Handlungen miterleben, die Gefühle mitfühlen. Während bei der Vorlesung alles kaleidoskopartig an ihnen vorüberfliegt, während sie hier auf noch so angenehme Bilder zugunsten von immer neuen verzichten müssen, verweilt die Sacherklärung bei ihnen, malt sie deutlicher aus, prägt sie in unvergeßlichen Linien ein. Es kann dies nicht geschehen durch Anführung möglichst vieler Einzelheiten, sondern durch Hervorhebung des Wesentlichen. Dann ergeben sich die Gründe und Teilgedanken von selbst, ohne daß ihretwegen das Gedicht eigens zergliedert zu werden braucht. Aber auch das

Wesentliche kann keine festen Umrisse haben, denn in jedem Kopfe malt sich die Welt anders. Trotzdem müssen gewisse Leitlinien da sein und diese muß der Lehrer selbst schauen, denn nur die eigene Anschauung kann eine solche bei anderen vermitteln. Wenn es nun noch gelungen ist, die Behandlung mit der dem Gedichte eigenen Stimmung zu sättigen, so wird auch die Wirkung durch die Sacherklärung nicht nur keinen Schaden leiden, sondern zu einer dauernden werden.

Die Stimmung selbst läßt sich in Worten nicht ausdrücken; sie strömt aus allen Poren des Gedichtes aus, sie wächst unvermerkt aus der Behandlung hervor, sie umgibt alles Geschaute mit ihrem eigentümlichen Schimmer, aber man darf sie nicht berühren, sonst ist sie verschwunden. Sie ist auch nicht an eine bestimmte Behandlung gebunden; man kann sich ein Gedicht ganz gut verschieden besprochen denken, und doch bleibt die Stimmung dieselbe. Man wird sogar manchmal in verschiedenen Gegenden verschiedene Behandlungen wählen müssen, damit die Schüler mit ihnen vertrauten Vorstellungen arbeiten können.

Wer nach diesen Ausführungen den Standpunkt anerkennt, daß die Dichtkunst auch in der Schule eine Kunst bleiben soll, wer den Satz Schillers gelten läßt, daß die rechte Kunst nur die sei, die den höchsten Genuß gewähre, der wird unseren Schülern auch erlauben, daß sie im deutschen Unterricht einmal aus vollem Herzen Athener sind. Für ihn ergibt sich die Behandlung der Gedichte von selbst. Jede Behandlung ist eben richtig, welche die Bedingung der rechten Kunst erfüllt. Wohl lassen sich einige Wegweiser aufstellen, die zu diesem Ziele hinführen; es läßt sich sagen, daß zum unmittelbaren Verständnis Notwendiges der Vorlesung vorausgehen muß, daß diese selbst möglichst wirkungsvoll zu gestalten ist, daß sprachliche Erläuterungen nur ganz kurz, sachliche aber reich, anschaulich und stimmungsvoll zu geben sind; damit sind aber auch die wesentlichen Merkmale der Gedichtbehandlung erschöpft. Und sogar diese macht die wechselnde Eigenart der Gedichte schwankend; was für das eine wichtig ist, bleibt bei dem anderen nebensächlich. Dabei verlangt nirgends die Persönlichkeit des Lehrers mehr ihr Recht, als bei der Durchnahme von Gedichten, nirgends ist der Erfolg mehr von ihr abhängig. So dankenswert eine in langer Erfahrung bewährte Methode als Führer ist, so bleibt sie doch stets nur ein Führer. Der Lehrer ist der Herr; er hat auf die Wahl der Wege entscheidenden Einfluß, wobei ihn der Führer berät; das Ziel aber setzt er sich allein, und dieses Ziel ist, den Schülern den eigentümlichen Reiz des Gedichtes in seiner ganzen Schönheit zu offenbaren[1]).

1) Seine Ansichten über die Behandlung des Dramas hat der Verfasser einem späteren Aufsatze vorbehalten

Zwei Aufsatzmuster.

Von Prof. Dr. **Th. Matthias** in Zwickau i. S.

1. (Obersekunda.)

Der Herzog von Burgund in Schillers „Jungfrau von Orleans".

Seit Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie die Deutschen in die Schule Shakespeares, des noch immer größten Charakterzeichners unter den Bühnendichtern, geschickt und in „Emilia Galotti" das erste Muster eines deutschen Trauerspiels geschaffen, worin nicht bloß eine oder höchstens noch eine zweite Hauptperson mit lebhaft abhebenden Farben gemalt ist, haben unsere dramatischen Meisterwerke alle neben ihren Titelrollen noch ganze Reihen abwechslungsreicher Charaktere zu verzeichnen. Wer möchte z. B. im „Tell" neben diesem Manne der schnellen Tat die bedächtiglich beratenden Rütligenossen, an ihrer Spitze den ruhigfesten Stauffacher und den zweimal prüfenden Pfarrer Rösselmann, in ihrer Mitte den racheglühenden Melchthal, vermissen? Wer möchte neben dem heimatstolzen Alten von Attinghausen, der mit den geringsten Hofgenossen den Frühtrunk teilt, den Neffen entbehren, der durch die Kaisermacht bis zur Hoffart verblendet ward? Wem würde zum Bilde der deutschen Frau nicht eine Seite fehlen, wenn neben der besorgten häuslichen Hedwig nicht die heldenhafte Gertrud stünde?

Ebenso ist es in der „Jungfrau von Orleans". Der glaubensstarken, ihrer Heimat und Hilfe im Jenseits gewissen Vorkämpferin Frankreichs stehen in den Führern der englischen Eroberer nüchterne, politisch rechnende Männer gegenüber: der nur an das Diesseits glaubende tapfere Talbot und der alles auf den eigenen Arm und Degen stellende ritterliche Lionel. Im Gegensatz zu dem dumpf abergläubischen Thibaut, der in der erhöhten eigenen Tochter die Teufelsdirne beargwöhnt, weiß der väterlich milde Erzbischof, daß zum Haushalt Gottes auch das Außergewöhnliche gehört. Agnes Sorel ist ganz hingebende Liebe, die alles dem Geliebten opfert, und Isabeau eine rachedürstende Wölfin, die ihren Gelüsten selbst den Sohn zu opfern entschlossen ist. Neben den für die glanzvoll erhöhte Heldin schnell begeisterten Rittern des Hofes steht der ihr auch in Verkennung und Verbannung treue Liebhaber aus dem Heimatdorfe. Der junge König, der, alles politischen Ehrgeizes bar, nur für das Stillglück der Liebe und der Kunst schwärmt, würde sein Land in dieser rauhen, sturmbewegten Zeit gern einem kraftbegabteren Steuermann überlassen; der heldenhafte Dunois dagegen kennt nur eine Liebe, die der Lohn ist ritterlicher Taten, und eine Ehre, die sich lieber unter den Trümmern von Orleans begräbt,

als in der Feinde Glück ergibt. Den „ersten Pair“ des Reiches wieder, den Herzog von Burgund, hat im erbitterten Kampfe um die erste Stelle am Throne des irren alten und des schwachen jungen Königs der Ehrgeiz lieber die Seite des Landesfeindes als zurückgezogene Bescheidung wählen lassen.

Betrachten wir nur diese eine Rolle näher; sie wird genügen, um die Feinheit und Sorgfalt Schillerscher Charakterzeichnung auch in solchen Nebenrollen zu vergegenwärtigen.

Philipp von Burgund ist jetzt ein ländergewaltiger Fürst, der zu dem burgundischen Herzogtum die Landschaften an Schelde, Maas und Rhein von Luxemburg und dem Hennegau im Norden und Nordwesten Lothringens hin bis Utrecht und Friesland am Zuydersee „machtvoll beherrscht“. Augenblicklich schreitet er waffenklirrend, den Visierhelm auf dem Haupte, den gleißenden Harnisch vor der Brust und die burgundische Binde am Arm, an Englands Seite einher, von seiner ausschlaggebenden Bedeutung für den Krieg, den Engländer und Franzosen an der Loire führen, selbst ebenso fest überzeugt wie sein königlicher Verwandter. Hinter dem Fürsten liegt ein wildes Leben ausbrausender Jugendjahre, aus dessen tollen Liebesabenteuern er sich noch den „bösen Leumund“ muß gefallen lassen, daß ihm der Frauen Schönheit höher als ihre Treue gelte. Freilich kann er sich rühmen, die Kraft, die ihn in jenen Jugendüberschwang getrieben, hat er darin nicht vergeudet. Noch führt er einen tapferen Degen, sein Arm ist stark, und gegenüber den Schwächlingen, die Johanna bisher bezwungen haben, fühlt er allein sich „als ein Mann“. Auch seine fürstliche Würde hat er in diesem Kampfe um Frauengunst so wenig verloren, daß er ihm vielmehr zu einer Schule der Ritterlichkeit geworden ist, und noch, wie er waffenrasselnd über das Schlachtfeld schreitet, der Jungfrau von „einem Anstand scheint gleich eines Fürsten“. Ist der erste Pair des Reiches doch auch königlichen Blutes und auch „des Königs treue Züge, die er trägt“, weisen ihn als dessen Vetter aus.

Am bedeutungsvollsten, geradezu bestimmend für sein Leben ist gleichwohl nicht diese königliche Verwandtschaft, auch nicht der starke Arm geworden, sondern das leicht entzündliche, leicht umstimmbare Gefühl, das auch in jenem wilden Leben der Jugend nur überschäumend hervorgebrochen war, das Gefühl, um dessen willen er (III, 4) die Menschen, die so lebendig fühlen wie er selbst,

Den leichten Raub des mächt'gen Augenblickes

nennt. Mit diesem leicht erregten Gemüt ist er von dem schrecklichen Ereignisse getroffen worden, das ihm zuerst mit aller Verantwortung die volle Selbständigkeit brachte: der Ermordung seines Vaters durch Anhänger

des Dauphin, vielleicht gar auf dessen Anstiften. Um dieses Opfer auf den Thron gehoben, tat er damals ein „schrecklich Rachgelübd" und setzte sich als fromme Sohnespflicht vor, des Vaters blutigen Mord fürchterlich, durch die Vernichtung des königlichen Vetters, zu rächen. Der wilde Racheschrei erstickte die Stimme der Vaterlandsliebe und er brachte den König an den Rand des Abgrundes, indem er den Engländern alles Land nördlich der Loire erobern half. In Paris leistete er sogar dem jungen englischen Thronerben, dem Kinde Harry Lancaster, die Huldigung. Auch im Felde, des ist er sich bewußt, hat er die englische Sache immer durch persönliche Tapferkeit gefördert, wie er denn noch nach dem Entsatz von Orleans durch Johanna den Kampf mit dem Heldenmädchen und ihrem Verteidiger Dunois sucht, dem tapfersten Helden des königlichen Heeres.

Da verletzten in sieggewissem Übermut die englischen Feldherren, die dem Herzoge die angebotene Ergebung der Stadt in seine Hand nicht vergönnt hatten, sein leicht empfindliches Ehrgefühl und Selbstbewußtsein. Er soll den Verlust von Orleans verschuldet haben, weil im allgemeinen Schrecken auch seine Völker flohen. Er soll sich des Verrates bezichtigen lassen, während er sich bewußt ist, die ihm durch Lahire angebotene ritterliche Genugtuung, daß sich ihm der König persönlich zum Zweikampf stellen wollte, höhnisch abgewiesen zu haben. Nur Isabeaus teuflisches Hetzen hat ihn noch einmal begütigt, daß er den schon gegebenen Befehl zurücknahm, die Truppen von den Engländern wegzuführen. Indes, was der englische Übermut begonnen, vollendet bald Johannas vom Himmel kommende Beredsamkeit; rührt sie doch an die Regung seines Herzens, die ihn auf Englands Seite nie ganz froh hat werden lassen, an seine Zugehörigkeit zum Volke der Franken, dessen König er bekämpft, und erinnert ihn an die Heiligkeit ihres Kampfes für das Vaterland, die Gott selbst anerkenne durch die Wendung des Schlachtenglückes. Er ist erschüttert und dem Könige wiedergewonnen. Nur erniedrigende Formen der Unterwerfung und Huldigung, das bedingt sein Stolz sich aus, und demütige Geständnisse des Unrechts und Bitten um Verzeihung sollen ihm erspart bleiben. Dann tragen ihn seine Rosse schneller, als daß der König seine Absicht ihn einzuholen hätte ausführen können, an dessen Hoflager zurück.

Ritterliche Galanterie und geistige Beweglichkeit hilft ihm dort über das Unangenehme der ersten Begegnung hinweg. Indem er sich der Umarmung des Königs, in der dem Schuldbewußten nicht wohl wird, schnell entzieht, bietet er als „niederländisch Herrenrecht" der Sorel seinen Stirnkuß. Der Schlagfertige, der die englischen Anschuldigungen Schlag auf Schlag zurückzugeben verstand, weiß nicht minder geschickt das Geständnis seines Irrtums in die obenhingleitenden Worte zu fassen, die schnellen

Pferde hätten ihn zu seiner Pflicht getragen, und in eine Verbeugung vor dem Erzbischof, dem ehrwürdigen Manne, den man immer auf dem rechten Platze treffe und nur finden könne, wenn man selbst im Guten wandle. Frauenschönheit schreibt er solche Gewalt über sich zu, daß er dem Könige schon längst versöhnt sein würde, wäre Sorel die Vermittlerin gewesen. Sein Gespräch über Minnerecht und Minnesitte krönt er gar durch eine Tat ritterlichster Aufmerksamkeit. Schmuck und Kleinod, die Agnes Sorel veräußert hatte, hat er eingelöst, um ihr zur Bekräftigung seiner Huldigung vor ihrer Schönheit das überreichen zu können, woran er ihr und ihres königlichen Geliebten Herz hängen wußte. Schließlich bricht unaufhaltsam der weiche Grundzug seines Wesens hervor, den der König noch am Gegner anerkannte:

Er heißt der Gute, er wird menschlich sein!!

Was er seinem Stolze durch die Vereinbarung über die Formen der Aussöhnung ersparen wollte, das Geständnis seines Unrechtes gegen Vaterland und königlichen Herrn, das leistet er jetzt von selbst. In freiem Herzensdrange wirft er sich zu einer zweiten sprachlosen Umarmung lange an des Königs Brust, beklagt laut, daß er seinem angestammten Könige entsagt und zum Landesfeinde gestanden, und gelobt, „gut zu machen", was er gefehlt, „dem König alle Leiden zu erstatten". Selbst du Chatel, dem Mörder seines Vaters, öffnet er jetzt auf Johannas Fürsprache die Arme zur Vergebung, und in der ersten Schlacht, in der er wieder an des Königs Seite ficht, löst er sein Gelübde ein durch eine Tapferkeit, die ihn zuerst in die Schanzen der Engländer führt. Aus dem Zutrauen in seine Güte, das die Bürger von Vaucouleurs wie die von Orleans Ergebung in seine Hand beschließen ließ, ist jetzt die Dankbarkeit des ganzen Volkes geworden, das den, der

Die Väter ihnen und die Söhne schlug (III, 2),

vom Pferde hebt und ihm Mantel und Sporen küßt.

Jetzt in der Mitte seiner Volksgenossen, auf der Seite, wo ihm dankbarer Beifall und aufrichtige Begeisterung lohnt, wird ihm auch wieder recht froh ums Herz und wohlgemut (III, 31). Denn so leicht verstimmbar er ist, die ehrliche Stimme der Natur und seines Herzens ist auch vor dem Racheverlangen nie ganz verstummt gewesen. Im englischen Lager, als er noch an Isabeaus Seite focht, hatte er für der Königin zuchtloses Gebaren und zynisch freche Reden ein rückhaltloses Tadelswort gefunden. Während er im Dauphin selbst damals den gerechten Verteidiger der Ehre seines Vaters und Hauses anerkannte, nannte er die Stellung der Unversöhnlichen eine „schlechte Sache", für die zu kämpfen der Soldat den Mut verlieren müsse. Ein Meister der Form, der er ist, wollte er ihre lüstevolle Lebens-

führung wenigstens dem Auge des recht und schlecht empfindenden Kriegers entrückt sehen, „der an ihr ein Ärgernis nehme".

Rücksicht auf das vor Welt und Kirche Geziemende ist auch das, wodurch seine Stellung zu Johanna bestimmt wird. Er ist fromm, und zwar nicht bloß insofern Frömmigkeit Erfüllung der äußeren Kirchenformen ist. Darum läßt er seine Aussöhnung mit dem Könige durch eine Hostie besiegeln, die der Erzbischof zwischen ihnen teilt, und im Kampfe weiß er sich in Gottes Schutz. Doch ist er auch im schlimmsten Wahn- und Aberglauben seiner Zeit befangen. Vom Teufel glaubt er sich vor Orleans besiegt, der „Hölle verderblich Blendwerk" will er mit seinem Schwerte fällen, und über Lahire und Dunois urteilt er (II, 10), sie hätten ihre Ritterehre geschändet, da sie

die alte Tapferkeit zu Knechten
Der Höll' erniedrigt, die verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsdirne machen,

eines Höllenwesens Buhler geworden seien. Unter dem Eindruck ihrer himmlisch milden Rede, von der er mehr für das leichtbewegte Herz fürchtet als von ihren Streichen für die gewappnete Brust, wird freilich ein Engel aus der buhlerischen Circe, aus der mit schmeichlerischem Ton lockenden Sirene, aus der mit der Lüge trüglichem Worte Bestrickenden, wie seine beredte Zunge sie erst genannt hatte. Diesen Engel mag er am Hofe dann nicht missen, der ihm jetzt in Anmut Strahlenden möchte er Beifall abgewinnen und „sein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand". Indes so schnell die Begeisterung über ihn kam, so schnell verfliegt sie. Als vor dem Dome zu Reims der Vater die Anklage gegen sie erhebt, ist er, noch ehe scheinbar auch Himmel und Kirchenbrauch gegen sie gezeugt haben, schnell mit dem Urteil fertig:

Dem Vater muß man glauben,
Der wider seine eigne Tochter zeugt (IV, 11).

Erst der Erfolg, der ja auch unter den Gründen, mit denen ihn einst Johanna dem König wiedergewann, obenan stand, läßt ihn sich abermals anders besinnen. Nun klagt er sich an, der erste gewesen zu sein, der sie und mit ihr das Glück aufgegeben habe. Als er mit dem Könige nach der letzten Schlacht die Verwundete in den Armen hält, da liest er aus ihren Zügen, die schon der Frieden des Himmels umspielt, daß „hier wirklich ein Engel von ihnen gehe", und als sie zur letzten Frage, wo sie sei, nochmals die Augen aufschlägt, ist er es, der die menschlich schönste Antwort findet:

Bei deinem Volk, Johanna, bei den Deinen!

d. h. bei denen, für die sie gekämpft und gelitten, denen auch ihn dauernd wiedergewonnen zu haben sie das Bewußtsein mit hinübernehmen soll.

So steht der Herzog vor uns, würdig, der Erste nach dem Könige zu sein, von seinen Volksgenossen mit Liebe und Vertrauen geehrt, von dem Feinde als tapferer Gegner gefürchtet, eine ritterliche Erscheinung, die in Wort und Tat Adel der Gesinnung verrät, in seiner leichten Entzündlichkeit freilich auch ein rechtes Abbild des französischen Volkes, das „rasch lodert in seiner Liebe wie in seinem Zorn". Eben darum ist er jedoch auch nicht aus dem Holze geschnitzt, das allein ganze Charaktere und Helden gibt. Er gehört nicht zu denen, die durch ihren Willen die Verhältnisse beugen wollen, wie es Graf Dunois zu können überzeugt ist. Nach Orleans Entsatze erinnert der Herzog die englischen Feldherren, die zu einem neuen Schlage drängen, an die Schwächung und Auflösung ihrer Scharen, mahnt zu bedächtigem Überlegen und sieht in Lionels Siegesprophezeiung ein überkühnes Versprechen. Wenn Dunois nur den verloren glaubt (I, 5), der sich selbst verloren gibt, tröstet sich der Herzog im englischen Lager mit dem Gedanken, nicht von Menschenhand besiegt zu sein, wie er es dem Könige durch innigen Händedruck dankt, als er seine Pflichtverletzung „ein Schicksal, ein unglückliches Gestirn" nennt. Wie leicht auch ergibt er sich in die Fügung, daß nach Johannas Prophezeiung seinem Hause ein baldiges Ende bevorsteht. „Gott soll sie schützen", ist sein Gedanke, als Johannas Fall des Königs Sache ihres Schutzes beraubt, während Dunois noch desselben Glaubens an die Heldin wie im ersten Augenblick sie auffordert, gegen die Verkennung der Welt auf seinen Arm und ihre gute Sache zu vertrauen. Nicht sicher wie dieser Sonnenjüngling, dessen Zuversicht zur Sache Frankreichs und zur Reinheit seiner Retterin sich gleich sieghaft bewährt, sondern abirrend auf die Bahn des Zweifels und Unrechts geht er denn auch seinen Lebensweg. Laune und Rachegefühl treibt ihn, da sie sich auf der Seite des im Lande stehenden Feindes befriedigen lassen, mit dem ersten selbständigen Schritt von dem Wege der Pflicht und erst gedemütigt durch unfrohen, unbedankten Dienst, durch den Vorwurf der Pflichtvergessenheit gegen Fürst und Vaterland auf der einen Seite, des Verrates von der anderen findet er sich an die Stelle, die ihm ziemt, zurück. Als ein ritterlicher Fürst, der gern der Schönheit ohne Treue huldigte, findet er auch für die hehrste Erscheinung, in der ihm weibliche Größe gegenübertritt, keinen unerschütterlichen Glauben und muß wieder sich anklagen, weil er als der erste, in hastiger Übereilung, sie verworfen hat.

Wahrhaftig, Schiller konnte die Wahrheit, daß nur Stetigkeit und unbeugsamer Wille wahre Größe verleiht, nicht lebenswahrer veranschaulichen als durch diese glänzende Fürstengestalt, die mit ihrem lebendigen Gefühl auch im Ernst der Zeiten blieb

Der leichte Raub des mächt'gen Augenblickes.

2. (Unterprima.)

Äußerungen und Wesen Lutherschen Humors nach G. Schöppas Auswahl kleinerer Prosaschriften Nr. I—XII.

Mit einer Innigkeit der Verehrung und Dankbarkeit und einer Wärme der Bewunderung, wie kaum zu einem zweiten Geistesgewaltigen aus seiner Mitte, blickt das deutsche evangelische Volk zu Martin Luther empor, dem schlichten Bergmannssohn von Eisleben. Hat er ihm doch zuerst Freiheit von Gewissenszwang gebracht und zugleich in seinen Schriften, voran seiner echt dichterischen Bibelübersetzung, den unerschütterlich festen Grund gelegt zu der geistigen Einheit, die den Deutschen so lange die staatliche ersetzen mußte. Gleichwohl verehren wir in beiden, in der Reformation und in der von unserm Reformator wie von keinem wieder geförderten Schriftsprache, kaum mehr den unmittelbaren Luther selbst, sondern nur von ihm begonnene Werke, deren Entfaltung zu ihrer schließlichen Art und Größe er höchstens geahnt hat. Was ihm einst die Herzen seiner Hörer, die Liebe von hoch und niedrig, was ihm die Hunderttausende bis zur Hingabe in den Tod für den Glauben gewann, das war der echte Mensch in ihm, ohne den sein Werk nicht geworden wäre, was es ist, das war die ebenso harte, willensstarke als kindlich liebenswürdige Persönlichkeit, die er war. Vor allem war es die Gabe, ohne die noch kein Fürst des Thrones und des Geistes dauernd ein Liebling des deutschen Volkes geworden ist, sein unverwüstlicher Humor. Und wenn die großen dunkeln Augen, in denen einst seine glücklichen Tisch- und Hausgenossen göttlich Feuer sprühen sahen, längst erloschen, wenn die Stimme, in die er alle Güte und alle Zornesgewalt zu legen vermochte, verklungen ist, wenn die Erzählungen über ihn und sein Leben erst zweiter Hand verdankt werden: für sein sinniges Wesen und dessen liebenswürdigste Seite, seinen tiefgründigen Humor, haben wir die unmittelbarsten Zeugen noch heute in den Händen. Es sind seine Schriften, und zwar mehr noch als die grundlegenden Reformationsschriften und Werke der Bibelerläuterung, in denen er mit dem scharfen Schwert des Gottesstreiters oder dem schweren Rüstzeuge des Gelehrten einherfährt, die kleinen Neben- und Gelegenheitsschriften und die Briefe, in denen der große Mann ganz er selbst ist, weil er, ohne Mißverständnisse zu besorgen, frisch von der Leber weg reden konnte.

Sehen wir denn einige davon, wie sie in G. Schöppas „Auswahl kleinerer Prosaschriften von Martin Luther“ (Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, 44. Lieferung) unter den Nrn. I und III—IX, XI und XII abgedruckt sind, auf ihren Gehalt an Humor

an, vielleicht daß uns der Meister des Humors zugleich Einsicht in das Wesen dieser Gottesgabe überhaupt zu erschließen vermag.

Was wohl jedem, der die genannten Schriften durchblättert, zuerst auffällt, ist die innige Liebe, die Luther darin der Tierwelt entgegenbringt.

Als er im Frühjahr 1530 während des Augsburger Reichstags zu seiner Sicherheit auf der Feste Koburg bleiben muß, hat er seine Freude daran, die unter dem Schlosse in einer Brombeerhecke einfallenden Krähen und Dohlen zu beobachten, und wendet (in Nr. VII) alle Sorgfalt darauf, den Wittenberger Tischgenossen den Reichstag zu schildern, den sie dort halten, vor einem gewaltigen Zuge im Streite wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide. „. . . singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbt mit dem schönen weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen; so sind die Wände so weit, als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen . . . Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwingen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie singen und Ehre einlegen wider Korn und Malz."

Noch liebenswürdiger ist die unter Nr. V abgedruckte „Klageschrift der Vögel an Luther über seinen Diener Wolfgang Sieberger", der, nicht eben sonderlich geschickt, auf Singvögel ausgestellt hat. „Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge und Stieglitze samt anderen frommen ehrbaren Vögeln" wenden sich darin an Luther als des Übeltäters Herrn; „die armen freien Vögel, so zuvor weder Scheuer noch Häuser noch etwas darinnen haben", hätten so schon „Beschwerung" genug, und wenn er, der die kleinen Sänger so liebt, das Unwesen nicht abstellen will, wollen sie ihren Zug nicht mehr über Wittenberg nehmen und dem Übeltäter von Gott bei Tag schlimme Jagd und bei Nacht Plage durch alles Ungeziefer erflehen. Nicht sie, die doch nur „kleine Bröcklein und einzeln verfallene Körnlein suchen", verdienten solchen Zorn, sondern „die Sperlinge, Schwalben, Elstern, Dohlen, Raben, Mäuse und Ratten, welche den Menschen doch viel Leids tun, stehlen und rauben und auch aus den Häusern Korn, Hafer, Malz, Gerste u. a. enttragen". Dazu könnten sie ihre Forderung mit dem alten Freibriefsiegel Matthäus 6,26 unterzeichnen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel usw."

Den Singvögeln, die ihn zu ihrem Fürsprecher erkoren haben, gehört überhaupt sein Herz. Von der Feste Koburg meldet er den 28. April 1530 auch das Schlagen der ersten Nachtigall, und in seinem Vorwort zu den

Harmoniae de passione Christi preist er „die liebliche Nachtigall" als den Sangmeister, den der Herr im Himmel „samt ihren jungen Schülern und so viel tausendmal Vögeln in der Luft begnadet hat, da ein jedes Geschlecht seine eigene Art und Melodie, seine herrliche süße Stimme und wunderbare Koloratur hat, die kein Mensch auf Erden begreifen kann".

Kein Wunder, daß der Mann, der von der Vogelwelt so nachempfindende Kleinschilderungen entwarf, auch der Tierfabel große Bedeutung beimaß und alle Sorgfalt auf eine schlichte, echt deutsche Gestaltung derselben verwandte. Ganz gebührend sind daher einige seiner Fabeln Äsops mit der Vorrede dazu an die Spitze der Schöppaschen Auswahl gestellt. Wenn wir uns in den ersten Schuljahren naiv der munteren Erzählungen freuten, so bestätigt dies nur die Absicht, die Luther beim „Läutern und Fegen" der Fabeln hatte. Er gab ihnen „ein wenig bessere Gestalt allermeist um der Jugend willen, daß sie solche feine Lehre und Warnung gleichwie in einer Mummerei und Spiel desto lieber lerne und fester behalte". So sagt er selbst und macht uns damit auf einen zweiten Zug des echten Humoristen aufmerksam, d. i. neben der treuen Wiedergabe auch des Kleinen und Niedrigen in der Natur die besondere Neigung zu den Kleinen in der menschlichen Gesellschaft, den Kleinen an Jahren wie Geist. Wie sich Luther zu den kleinen Erdenbürgern herabzulassen, sich in ihre kindlichen Träume zu versetzen wußte, das bezeugt für alle anderen Beispiele mit der goldige Brief an seinen Sohn Hänschen. Er weiß, was Kinder gern mögen: bunte goldschimmernde Röcklein, einen hübschen Garten, worin sie leckere Früchte von den Bäumen lesen, singen und springen und auf Pferden mit goldnen Zäumen und silbernen Sätteln reiten können; eine Wiese zum Tanzen und Schützen zu spielen mit Lauten, Pauken und Pfeifen und Armbrustschießen; und wenn er den Kindern dies alles wie im Märchenschimmer als Belohnung fleißigen Lernens und frommen, artigen Wesens verspricht, vergißt er nicht, daß die Kinder fromm und artig zu sein zuerst in ihren engsten Beziehungen lernen müssen und weist sie daher mit Kuß und Mitteilsamkeit an ihre Pflegemuhme Lene.

Solche der Liebe bedürftige Kinder sind für Luther die Menschen überhaupt. Das Jesaiaswort von Gott, der sein Volk trägt, wie eine Mutter ihr Kind, erklärt er Nr. II, S. 56: „Er ernähret sie, wie eine Amme das Kind nähret. Wie tut und ernähret die Mutter ihr Kind? Erst gibt sie ihm Milch, danach Brei, danach Eier und also weiche Speise, so lange, bis das Kind härtere Speisen gewohnt sei und hinfort könne Käse und Brot essen. Denn wenn die Mutter dem Kind erstlich wollte Käse und Brot, gebraten und gesotten Fleisch zu essen und Wein zu trinken geben, was wollte daraus werden?" — „Also", fährt er fort, „sollen wir

auch mit unserm schwachen Bruder umgehen", und fügt in einem Atem zu den in dieser Stelle vereinigten Wesensbestandteilen des Humoristischen, der getreuen Wiedergabe des kleinen Unbedeutenden, ja Unschönen und der liebevollen Teilnahme mit den Schwachen und Unvollkommenen, einen dritten hinzu, die bescheidene Einbeziehung der eigenen Person in diese Schwachen und Unvollkommenen; denn er fährt fort: „Sollten alle Mütter ihre unflätigen, schäbichten, unreinen Kinder verwerfen, wo meinst du, daß wir wären?"

Es gehört ebendahin, wenn Luther in dem Briefe an Melanchthon vom 27. Juni 1530 „die Sache Huß' und vieler anderen viel größer" denn die seine nennt, oder ebenda von seiner Gemütsruhe und Glaubenszuversicht sagt, „ob sie aus der Dummheit oder dem Geiste herkomme, wisse sein Herr Christus".

Ja schließlich unterliegen dem Urteile der Unvollkommenheit nicht bloß die unvernünftige Kreatur und die Niedrigen und Schwachen in der menschlichen Gesellschaft, der Betrachter selbst mit eingeschlossen, sondern überhaupt diese ganze irdische Welt. „Es ist ja doch dies verfluchte Leben nichts anderes, heißt es in dem Briefe an den sterbenskranken Vater vom 15. Februar 1530, denn ein rechtes Jammertal, darin man je länger je mehr Sünde, Bosheit, Plage und Unglück sieht und erfährt." Nicht zuletzt kommt unter dem, was unzulänglich ist, gerade der, worauf mit vielen Menschen sein Freund Melanchthon baut: der menschliche Geist. Darum urteilt Luther an seines Kurfürsten Krankenbette mit dessen Arzt: „es müsse hier Gott helfen" (Nr. IX, 1), und wenn Melanchthon ungewiß und furchtsam ist, „kommt ihn ein Grauen an, nicht alleweg: Eure Philosophia ... plaget Euch also ... Ihr wollt nach Eurer Philosophia diese Sache regieren ... und sehet nicht, daß diese Sache nicht in Eurer Macht und Klugheit steht." Er selbst hat allen Leiden und Schwierigkeiten gegenüber einen nie versiegenden Trost: den unerschütterlichen Glauben an Gott und ein besseres Leben. Von jenem kommt alles, Freude wie Leid, und so braucht man sich jener so wenig zu verschließen, als man über dieses jammern und klagen darf, zumal es nur eine Vorbereitung für ein besseres Los ist. Ein Zeugnis statt aller sei für diese Grundlage des ganzen Lutherschen Denkens die Erklärung, die er dem Nürnberger Ratsherrn Spengler selber von der Darstellung auf seinem Petschaft gegeben hat: Das schwarze Kreuz darin soll an den Gekreuzigten und die Rechtfertigung durch ihn mahnen; das rote Herz, darin es ruht, daran erinnern, daß dies Kreuz die Natur nicht verdirbt, nicht tötet, sondern lebendig erhält; die weiße Rose, auf der wieder das Kreuz ruht, soll anzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede, freilich reine Freude wie der Engel und Geister gibt; in

einem himmelblauen Feld endlich steht diese Rose, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der zukünftigen himmlischen Freude.

So ist Luthers Leben und Tun auf den Glauben an ein hinter den Dingen dieser Welt stehendes Gutes gestellt, und doch freut er sich dieser unvollkommenen Welt [als des alleinigen Weges] zu diesem Guten mit der ganzen innigen Empfindung eines kindlichen Gemütes. Daß diese Ergebenheit in den Weltgang seinem Glauben entspringt, spricht Luther besonders deutlich in dem Sermon am Sonntag Invokavit (1522: Nr. IX) aus: „Wer den Glauben hat, Gott vertraut und Liebe gegen seinen Nächsten beweist, und sich in denselbigen täglich übt, der kann nicht ohne Verfolgung sein; denn der Teufel schläft noch ruhet nicht, sondern gibt den Menschen genug zu schaffen. Die Verfolgung aber bringt Geduld." Zu dieser Übung in der Geduld, die ja ihr Werk mit Freuden und nicht mit Seufzen tun soll, hat Gott selbst nach seiner unermeßlichen Weisheit in des Menschen und nur in seine Kehle das heitere Lachen gelegt. In dem köstlichen Lobpreis auf die Musik, worin Luther erst deren Klänge in Luft und Vogelstimme schildert und dann so sinnig mit einem himmlischen Tanzvergnügen vergleicht, dessen irdischen Abbildes er sich bei Kindern und Bauern oft genug erfreut haben mag, führt er diesen Gedanken von der göttlichen Herkunft des Lachens also aus: „es ist auch noch keiner gekommen, welcher hätte können sagen und anzeigen, wovon das Lachen des Menschen (denn vom Weinen will ich nichts sagen) komme und wie es zugehe, daß der Mensch lachet; des verwundern sie sich, dabei bleibt's auch und können's nicht erforschen. Das aber von der unermeßlichen Weisheit Gottes in dieser einigen Kreatur wollen wir denen, so mehr Zeit denn wir haben, zu bedenken befehlen".

Auf diesen Ton heiteren Lachens, von dem gleichwohl so wie bei dieser seiner Herleitung von Gottes Güte, das Weinen nicht gar fern ist, sind denn nun auch Luthers meiste Äußerungen über die Unvollkommenheiten des Lebens gestimmt, und dieser Ton bestimmt wieder auch zum guten Teil ihre Form. Heiter ist die Kunst, und so liebt sie Luther gleich der Musik auch in allen anderen Formen, wie die des Spielmanns, die ja auch erst erklingen mußte, wenn der Geist über Elisa kommen sollte (Nr. IV), so „alle die schönen Gedichte und Schauspiele bei den Juden" (Nr. III). Er versetzt sich in die Seele der so gern sich selbst täuschenden Menschen und sagt mit ihnen: „Die Wahrheit ist das unleidlichste Ding auf Erden", und bringt ihnen die Wahrheit, da sie sie unmittelbar nicht hören noch leiden mögen, in „lustiger Lügenfabel", in „Mummerei und Spiel", in seinem „lustigen und lieblichen Äsop" nahe. Wenn sich dann ein „rechter zweifüßiger Fuchs, Wolf und Löwe" in einem gemalten Wolf, Bären, Löwen

oder Fuchs „so angesprochen“ und getroffen fühlt, daß ihm „der Schweiß möchte ausbrechen und sollte wohl den Äsopus gern wollen erstechen und verbrennen“, dann will er sich totlachen; und doch kann kein Lachen gutmütiger, kein Spaßen unschuldiger sein als dieses über den versteckten Bösewicht, dem seine Maske heruntergerissen worden ist, und hat doch statt Schaden davon nur den Nutzen, daß er die Wahrheit, die er zu seinem Besten „nicht entbehren kann“, unfreiwillig doch einmal vernommen hat.

Hier alle Welt schonend zu bessern beflissen, ist Luther auch dem Famulus Sieberger gegenüber die Liebenswürdigkeit und Langmut selber: statt ihn, der gern lange schlief und nachlässig vieles nur halb tat, hart zu schelten, flicht er in die schon erwähnte Klageschrift der Vögel (Nr. V) deren Spott über „die alten und verdorbenen, faulen und durchlässigen Netze“ und ihre Bitte ein, „er möge die Körner lieber abends auf den Vogelherd streuen und morgens nicht vor acht Uhr aufstehen“. Solche Schalkhaftigkeit, solch leise Ironie, die von dem, was sie meint, das Gegenteil sagt, durchzieht namentlich auch Luthers Briefe an seine Hausehre. Weil sie sich um den starken, vollblütigen Mann sorgte, mag sie ihn wohl manchmal angelegen haben, Maß zu halten in seiner echtdeutschen Neigung zu einem Trunke Bieres. Darum neckt er sie in einem Briefe vom Hofe seines Fürsten Dienstag nach Reminiscere 1532: „Ich schlafe überaus wohl, etwa 6 oder 7 Stunden aneinander und danach 2 oder 3 Stunden hintennach. Es ist des Bieres Schuld, wie ich achte. Aber nüchtern bin ich gleichwie in Wittenberg.“ Und als er kurz vor seinem Tode, auf der Reise zum Grafen von Mansfeld durch eine Überschwemmung in Halle an der Saale festgehalten, nicht nach deren Wasser dürstete, sondern „gut Torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür nahm, sich damit labete und tröstete, ob die Saale wollte wieder auszürnen“, schließt er den Brief von St. Paulus' Bekehrungstage anno 1546 gar: „Wärest du hier gewesen, so hättest du uns auch also zu tun geraten, so hätten wir deinem Rate auch einmal gefolgt.“

Ebendamals, nur anderthalb Wochen vor seinem Tode, als er in schwerem Winterwetter unterwegs war und seine Frau sich gewiß nicht grundlos um ihn sorgte, atmet sein Spott über ihre Sorge fast noch erhöhten Mutwillen. Weil sie sorgend seine Schutzheilige spielen will, wo er sich in der Obhut dessen geborgen weiß, der gesagt hat: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich,“ adressiert er ironisch an die „heiligen, sorgfältigen Frauen, Katharin Lutherin“ und „meiner gnädigen lieben Hausfrauen“, redet sie an „Allerheiligste Frau Doktorin“ und unterzeichnet sich als das, was er gerade nicht ist: „Euer Heiligen williger Diener“. Im Briefe aber bedankt er sich für die Sorge, durch die sie

ihm beinahe Unglück über Unglück auf den Hals gezogen habe: „. . . seit der Zeit Ihr für uns geſorget habt, wollte uns das Feuer verzehrt haben in unſrer Herberge hart vor meiner Stubentür, und geſtern, ohne Zweifel aus Kraft Eurer Sorge, hat uns ſchier (d. i. bald) ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetſcht, wie in einer Mäuſefalle. Der hatte im Sinn Eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten."

Luther kennt den Neid und den Undank, aber ohne ſich durch einen oder den anderen verbittern zu laſſen. Darum kann er, als ſich 1546 auf der Reiſe nach Mansfeld gleich ihm auch ſein Begleiter Jonas einen böſen Schenkel geholt hat, luſtig und doch mitfühlend alſo über deſſen Unglück ſpotten: „Doktor Jonas wollte gern einen böſen Schenkel haben, daß er ſich an eine Lade ohngefähr geſtoßen; ſo groß iſt der Neid in den Leuten, daß er mir nicht wollte gönnen, allein einen böſen Schenkel zu haben." Oder er muß erfahren, daß ſeine Feinde „aus meinem Dolmetſchen und Deutſch lernen deutſch reden und ſchreiben, und ſtehlen mir alſo meine Sprache, davon ſie zuvor wenig gewußt; danken mir aber nicht dafür, ſondern brauchen ſie viel lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es tut mir doch ſanft, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, reden gelehrt habe". Auch in anderer Weiſe mochte der Gewaltige manchen Schüler undankbar gefunden haben; ſtatt ſich aber durch ſolche Erinnerungen verbittern zu laſſen, mahnt er die Frau: „Darum denke du, wie oftmals wir böſen Buben und undankbaren Schülern gegeben haben, da es alles verloren geweſen iſt, ſo greife dich nun hier — ſein Famulus Johannes wollte das Haus verlaſſen — an und laß an ſolchem Geſellen auch nicht mangeln . . . Ich weiß wohl, daß wenig da iſt, aber ich gäbe ihm gern 10 Gulden, wenn ich ſie hätte. Aber unter 5 Gulden ſollſt du ihm nicht geben, weil er nicht gekleidet iſt. Was du drüber kannſt geben, das tue, da bitte ich um . . . Laß du ja nicht fehlen, weil ein Becher da iſt. Denke wo du es kriegeſt." Noch die Sparbecher läßt er alſo leeren, ſo wenig hängt er an irdiſchem Gut; er hat es von ſeinen Vögeln, deren Fürſprecher er war, gelernt: ſie ſammeln nicht in ihre Scheuern und ihr himmliſcher Vater ernähret ſie doch.

Ebenſowenig wie um ſein Leben und um Geld und Gut kennt er Sorge um ſein Werk. Wie er ſeinem Freunde Melanchthon ſeinen Kleinmut verweiſt, haben wir zum Teil ſchon gehört. Ein andermal tadelt er ihn faſt lächerlich geringſchätzig: „Es tut mir wehe, daß Ihr die Sorge ſo gierig wie der Blutegel das Blut in Euch ſauget" (27. Juni 1520). Wenn hier einer der vielen Fälle vorliegt, wo der Humoriſt das Kleine — hier der Menſch den Blutegel — zu ſich herauf hebt, ſo fehlt an einer anderen

geradezu grandioſen Stelle desſelben Briefes auch die Freiheit nicht, mit der er das Erhabene zu ſich herunter holt: „Was die gemeine Sache betrifft", ſchreibt er, „bin ich ganz wohlgemut und fein zufrieden; denn ich weiß, daß ſie recht und wahrhaftig iſt und, was noch mehr iſt, Chriſti und Gottes ſelber. Fallen wir, ſo fällt Chriſtus auch mit, nämlich der Regierer der Welt; und ob er gleich fiele, ſo wollte ich doch lieber mit Chriſto fallen, denn mit dem Kaiſer ſtehen." In demſelben Sinne heißt er auch den kranken Vater getroſt dem Tode entgegengehen: „Denn da muß Sünde, Bosheit, Plage und Unglück doch aufhören und uns zufrieden in der Ruhe Chriſti ſchlafen laſſen, bis er komme und wecke uns mit Fröhlichkeit wieder auf." Mit und in Gott bedeutet der Tod nichts: „Denn unſer Glaube iſt gewiß, ruft er dem Vater zu, . . . daß wir uns bei Chriſto wiederſehen werden in kurzem, ſintemal der Abſchied von dieſem Leben *vor Gott* viel geringer iſt, denn ob ich von Mansfeld hierher von Euch oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das iſt gewißlich wahr, es iſt um ein Stündlein Schlafes zu tun, ſo wird's anders werden."

Sterben und doch leben, leiden und doch lachen, entbehren und doch geben, Irrtum und Bosheit erfahren und doch freundlich und fröhlich ſein — ſolche ſachliche Gegenſätze vereinigt, wie ſchon vielfach zu beobachten war, der Humor. Nur natürlich, da Sache und Form einander bedingen, daß das Widerſpiel der Gegenſätze, das Kennzeichen des Komiſchen, auch die gewöhnlichſte Ausdrucksform für den Humor bildet, der ja nur die höchſte Gattung des Komiſchen iſt.

Vor allem wird alles Schlimme, das von anderen und von außen kommt, in die abgeſchwächteſte, mildeſte Form gekleidet, alle eigene Leiſtung in beſcheidenſter Verkleinerung ausgeſagt. Die dem Unerforſchlichen unnütze Zeit zuwenden, ſind in Luthers Augen Leute, „die ſo mehr Zeit denn wir haben" (Nr. IV), „Läſterung, Schmach, Hohn, Spott, Verachtung, Feindſchaft und Gefahr" werden nur zu „den rechten Malzeichen, darin wir unſerem Herrn Chriſto gleich und ähnlich müſſen ſein" (VI). Das ſind auch wahrlich recht komiſche Gegenſätze: ſein fußkranker Herr, der ſtarke Kurfürſt Johann der Beſtändige, der „am Leibe ſonſt geſund heißt wie ein Fiſchlein", oder eben dieſer ſein gnädiger Herr, der Marter leidet wie kein Gefangener auf der Leiter im Turm von Hans Stockmeiſter.

Die eigene Kraft und Sache und eigenes Verdienſt gilt nichts: „In eigenen Sachen bin ich ſchwach", bekennt er Melanchthon, und von ſeiner Bibelüberſetzung ſagt er: „Wenn ich tauſendmal ſo viel und ſo fleißig gedolmetſcht, hätte ich dennoch nicht eine Stunde *verdient* zu leben, noch ein geſundes Auge zu haben. Es iſt alles ſeine (Chriſti) Gnade und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es iſt ſeines teuren Blutes und ſauren

Schweißes, darum soll auch, ob Gott will, alles Ihm zu Ehren dienen mit Freuden und von Herzen." Man beachte wieder, wie da das Erhabenste als wirkend und innewohnend in die Äußerungen menschlicher Schwachheit herabgezogen wird. Auch der Tod verliert bei ihm seine furchtbare Erhabenheit. Er heißt mit verwandtem Ausdrucke wie an der schon herausgehobenen Stelle aus dem Trostbriefe an den Vater: die Stunde, „da man uns mit der Schaufel nachschlägt", oder Luther fragt den zaghaften Melanchthon: „Was kann denn der Teufel mehr, denn daß er uns erwürge?" Der Teufel wird förmlich zum guten, daher längst durchschauten Bekannten: „Laßt euch nicht dünken, mahnt er die Freunde (Nr. XI), daß der Satan schlafe und stille halte; ja er greift's an allen Orten und mit allen Listen an. Er hat gar mancherlei Künste, geht ihm eine nicht fort, so hat er bald eine andere; wir sind ihm viel zu schlecht und einfältig, er ist ein Tausendkünstler. Er sieht das wahre Licht des Evangelii so kläglich aufgehen, daß er ihm nicht darf gerade unter die Augen sehen, derhalben wollte er ihm gern zur Seite beikommen und sein Heil allda versuchen, ob er neben einreißen könnte, er wird's auch tun, werden wir nicht fleißig aufsehen. Denn ich kenne ihn wohl, so kennt er mich auch wohl; ich hoffe aber, ich sei der Herr."

Die verkleinernde Selbsteinschätzung ist dann zugleich der Punkt, wo, wie in der obigen Beurteilung seiner Übersetzungstätigkeit diese abschwächende Ausdrucksweise in ihr Gegenteil, die Übertreibung, umschlägt und woraus das Recht fließt, auch einmal fremde Schwächen derb und kräftig zu bezeichnen, wennschon in Lutherschen Derbheiten und Übertreibungen auch ein Teil auf die Rechnung der Zeit kommen mag. Statt den Zuspruch: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden," beglückend oder beseligend zu nennen, preist ihn Luther (Nr. VII) mit den Worten: „Sollte einer doch einen solchen Spruch auf seinen Knien von Rom oder Jerusalem holen." Die Nüchternen, Ungebildeten, die vor lauter Nützlichkeitssucht das Schöne nicht würdigen, werden ihm zu „Bauern und groben Leuten, die seines Äsopus unwürdig sind", und wer gar zur Musik „keine Lust noch Liebe hat und durch solch liebliches Wunderwerk nicht bewegt wird, das muß, meint er, wahrlich ein grober Klotz sein, der nicht wert ist, daß er solche liebliche Musika, sondern indessen einen Schmutzpoeten oder der Hunde und Säue Gesang und Musika höre". Es ist nicht viel gelinder, wenn er in der Predigt am Sonntag Invokavit 1522 den Bilderstürmern zuruft: „Ich sehe und merke, daß ihr wohl könnt und wißt zu reden von der Lehre . . . als vom Glauben und auch von der Liebe, welches nun kein Wunder ist, ob ihr gleich viel davon reden könnt. Kann man doch schier einen Esel lehren singen; sollt ihr denn auch nicht soviel lernen, daß ihr die Lehre

und Wörtlein sollet nachreden? Aber Gottes Reich stehet nicht in der Rede und in den Worten, sondern in der Kraft und in der Tat." Der starke Ausdruck „dies verfluchte Leben" wurde schon erwähnt.

Vorherrschend sind solch erregte Übertreibungen wenigstens in unseren Schriften nicht und nie ist ihre Absicht die Karikatur, nie entströmen sie persönlicher Bitterkeit. Denselben Wiedertäufern, die ihm im Anfange seines Auftretens so bedenklich die Kreise zu stören drohten, hat Luther gleichwohl das joviale Bild für die ausgetretene Saale abgewonnen: „es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckten, die drohte uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulde, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns danach dürstete zu trinken . . . Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sod machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte." Einen seiner heftigsten Gegner auf dem Augsburger Reichstage, den Kardinalerzbischof Matthias Lang von Salzburg, dem er schon hätte anders antworten wollen als der feine Melanchthon, empfiehlt er gleichwohl mild und gelassen der Gerechtigkeit Gottes: „Dem Salzburgischen Tyrannen, welcher euch so geplagt hat, gebe Gott nach seinen Werken." Überhaupt ist ja Gleichmut der Grundzug im Wesen des gereiften männlichen Luther, und dieser Freiheit des Gemütes entquillt eine dritte für den Humor auch unseres Reformators kennzeichnende Eigenschaft, die Freiheit und Beweglichkeit des Geistes, die mit den offenen Sinnes eingesogenen Anschauungen, Bildern und Vorstellungen das lustige muntere Spiel treibt, das wir fast an allen bisher angeführten Stellen schon haben beobachten können. Oft ist es bloß ein Wortspiel; als er, wie Johannes taubem Volke, so Melanchthon vergeblich Mut einspricht, datiert er seinen Brief vom 27. Juni 1530 „aus unserer Wüste". Die verkehrte Welt, daß man in Augsburg um seine Lehre streitet und er auf der Feste Koburg sitzt, läßt ihn das Spiel noch weiter treiben und die Verkehrtheit auch in der Umkehrung des Namens widerspiegeln, indem er datiert: „Aus der Wüste Gruboc 8. Juli 1530." Er spielt mit dem eigentlichen und bildlichen Sinne von „niedergeschlagen", wenn er 27. Juni 1530 den ängstlichen Melanchthon ermutigt: „Ja, sagt Ihr, sie (die Gerechtigkeit und Wahrheit) wird aber niedergeschlagen werden durch Gottes Zorn. So lasset uns mit ihr niedergeschlagen werden, aber nicht durch uns selbst. Der unser Vater geworden ist, der wird auch unserer Kinder Vater sein"; und er nennt des Freundes Versuch „nach seiner Philosophia alles zu regieren" in geistvollem Wortspiel: „mit Vernunft närrisch sein". Abgesehen von den zwei schon vermerkten geringschätzigen Äußerungen über den Tod bleibt das hübscheste Beispiel gleichmütigen

Spieles auch mit den ernsteſten Dingen doch die Schilderung des Reichstages der Dohlen und Krähen, von dem wir oben ſeiner liebenswürdigen Kleinmalerei wegen ausgingen; denn dieſer „Reichstag der Malztürken“ am „28. April anno 1530“, wie Luther wieder witzig datiert, wird ihm ein Bild des Reichstages zu Augsburg, den er nicht beſuchen darf und im Bilde ſo geiſtvoll als nur denkbar mit abmalt. An den Kaiſer und die um ihn verſammelten Fürſten denkend, beginnt er: „Ich habe ihren Kaiſer noch nicht geſehen, aber ſonſt ſchweben und ſchwänzen der Adel und große Hanſen immer vor unſeren Augen“; und auf die Kleriſei geht es zugleich, wenn er fortfährt: „nicht faſt köſtlich gekleidet, ſondern einfältig in allerlei Farbe, alle gleich ſchwarz und alle gleich grauäugig, ſingen alle gleich einen Geſang.“ Nicht den Vögeln, ſondern ſchon den unter ihrem Bilde gemeinten Gegnern gilt der Wunſch am Schluſſe: „Wir wünſchen ihnen Glück und Heil, daß ſie allzumal an einen Zaunſtecken geſpießet wären.“ Und doch liegt auch in dem ſchadenfrohen Wunſche und ſeiner Begründung keine Bosheit und Bitterkeit; denn es ſoll ja nur zu Fall kommen, was ſchädlich, müßig und ſeelenverführeriſch iſt, und ſo atmet auch die Auslegung eitel Laune und munteren Witz: „Ich halte aber es ſei nichts anders denn die Sophiſten und Papiſten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einem Haufen alſo vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und ſehe, wie ſehr nützlich Volk es iſt, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür zu kecken für die lange Weile.“

Blicken wir noch einmal zurück auf die Gebiete, die wir Luthers Humor umſpannen, auf die Quelle, der wir ihn entſpringen ſahen, ſowie auf den Ton und die Form, worin wir ihn ſich äußern hörten, ſo können wir ihn in folgender Weiſe beſtimmen. Er iſt die Stimmung eines ſonnigen, gläubigen Gemütes, die ſich mit den intellektuellen, moraliſchen und phyſiſchen Übeln des geſamten Daſeins zugleich ihrer Notwendigkeit bewußt iſt, ihnen daher, das Größte vermenſchlichend, das Kleinſte adelnd, alles in inniger Teilnahme umfaſſend, im Ernſt mit Milde und in Heiterkeit ohne Ausgelaſſenheit begegnet und die ihm mit den niedrigeren Arten des Komiſchen gemeinſamen Ausdrucksmittel des Gegenſatzes und Witzes nie um ihrer ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel zur Erheiterung verwendet. Denken wir Luther gegenüber an Ariſtophanes, ſo werden wir ſeinen Humor mehr allgemein menſchlich als politiſch, an Rabelais und ſeinen deutſchen Nachahmer Fiſchart, mehr gemütvoll als witzig, an Jean Paul, mehr heiter und männlich als weich oder gar tränenſelig, an Fritz Reuter, mehr ernſt als mutwillig, an die ausſchließlich humoriſtiſchen Dichter überhaupt, mehr unfreiwillig und gelegentlich als beabſichtigt oder geſucht nennen. Glücklich

jeder Menſch, dem zu ſeiner Lebensbürde auch ein Zweiglein des hilfreichen Kräutleins gelegt worden iſt und der es nicht vertrocknen und verkümmern läßt! Daß Humor dabei alles andere iſt als Leichtſinn und Luſt zur Spaßmacherei, kann nichts beſſer lehren als der Humor Luthers in ſeiner durchaus religiös geſtimmten Art.

Goethes Auffaſſung vom Weſen des Glücks.

Von Gymnaſialoberlehrer Dr. **Paul Lorentz** in Sorau N./L.

(Schluß.)

IV.

Die Löſung der Aufgabe „Glück" hängt doch aber nur zu einem Teile von dem Menſchen ſelbſt ab, und ſo gehört denn zum vollen Glücksbegriff auch noch das Merkmal des Begriffs Menſch, daß er auf etwas außer ihm angewieſen iſt, um „ganz" zu werden. „Wenn ſie dem Menſchen frohe Tat beſcheren", hieß es aus Oreſtes' Munde, „tat ſich nur auf, was ich bedarf und was ich wohl vermag" in einem Reimſpruche, alſo: daß die Perſönlichkeit ihr Weſen überhaupt darleben kann, das Gelingen trägt zur vollen Intenſität des Glücksgefühls ganz weſentlich bei: „Wem wohl das Glück die ſchönſte Palme beut? Wer freudig tut, ſich des Getanen freut"; glückt die Tat aber nicht, ſo iſt es beſtenfalls das Glück des Märtyrers, nicht das höchſt denkbare. Als beſonders glückliche Fügung hat Goethe für künftige Glücksmöglichkeit, auf Grund der Erkenntnis des eigenen Selbſt „ganz zu werden", immer eine richtige Erziehung angeſehen, nicht nur bei dem Genie, wo ſie freilich von ganz beſonderem Segen ſein kann: „Haben ihn ſeine Meiſter gelehrt, was er zuerſt wiſſen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, werden ſeine erſten Handlungen ſo geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne ſich irgend etwas abgewöhnen zu müſſen: ſo wird dieſer Menſch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der ſeine erſten Jugendkräfte im Widerſtand und im Irrtum zugeſetzt hat" (W. M. II, 9). Demgegenüber vermag Goethe das Glück derjenigen, deren ſich das Schickſal annimmt, nicht ſo hoch zu ſtellen, es ſei „ein vornehmer, aber teurer Hofmeiſter". Aber Goethe iſt auch Realiſt genug, um diejenigen „dreimal glücklich zu preiſen, die ihre Geburt ſo gleich über die unteren Stufen der Menſchheit hinaushebt, die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche guten Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch

nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Überfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vorteil genießen und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen" (ebenda III, 2).[1] — Ebenso muß als ein echtes Glück im Sinne größerer Glücksmöglichkeit die gegebene Übereinstimmung der persönlichen Eigenart mit dem durch das Leben von uns Geforderten angesehen werden. In dieser Beziehung mußte besonders Natalie in den „Lehrjahren" schon bei Leibesleben, wie der Oheim sagt, selig gepriesen werden, „da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht" (VIII, 5). Und mit Bezug auf Therese heißt es in den Lehrjahren (VII, 6): „Wie glücklich ist der über alles, der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht." „Keine seiner Torheiten zu bereuen und keine zurückzuwünschen, kein glücklicheres Schicksal kann einem Menschen werden" (ebenda VII, 9).[2]

Nur unter solcher Voraussetzung, daß die volle Lösung der den Menschen gestellten Aufgabe „Glück" nicht durchaus von ihm abhängt, rechtfertigt sich auch das Gebet an das Glück, nicht ein Gebet um Glücksgüter, sondern um Gelingen der Eigentätigkeit: „Schaff' das Tagwerk meiner Hände, hohes Glück, daß ich's vollende! Laß! o laß mich nicht ermatten! Nein, es sind nicht leere Träume: Jetzt noch Stangen diese Bäume geben einst noch Frucht und Schatten"; ähnlich das Gebet Tassos:

O Witterung des Glücks,
Begünst'ge diese Pflanze doch einmal!
Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüten.
O daß sie Frucht, o daß sie Freude bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren frischen reichen Ästen breche. (II, 2.)[3]

So bleibt es denn in der Tat „das höchste Glück des Menschen, daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen; daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unseren Zwecken sind" (W. M. VII, 6).

---

1) Vgl. auch die darauf folgende Würdigung eines „angeborenen Vermögens".

2) Vgl. ähnliche Urteile über Lavater (Dichtung und Wahrheit B. XIV), Lucidor in d. Wanderj. I, 8, das nußbraune Mädchen ebenda II, 6.

3) Als Gegenstück vgl. das Gebet an die „Sorge", fernzubleiben, um das Darleben der eigenen Persönlichkeit nicht zu stören: „Kehre nicht in diesem Kreise" . . .

Bei ſolcher Beſtimmung des Glücks als einer durch volles Gelingen gekrönten, das Ziel ſich ſelbſt der eigenen Individualität gemäß ſetzenden Tätigkeit, iſt die Frage nach dem Verhältnis von Glück und Verdienſt zueinander nicht zu umgehen. Wenn Mephiſtopheles am Kaiſerhof davon ſpricht: „Wie ſich Verdienſt und Glück verketten, das fällt den Toren niemals ein; wenn ſie den Stein der Weiſen hätten, der Weiſe mangelte dem Stein", ſo bezeichnet das ebenſo die Seltenheit der Vereinigung von Glücksgelegenheit und Glücksfähigkeit wie der ſprichwörtliche Reimvers: „Daß Glück ihm günſtig ſei, was hilft's dem Stöffel? Denn regnet's Brei, fehlt ihm der Löffel." Ein Taſſo, zum Dichter geboren, aber lange ohne günſtige Gelegenheit zur Entfaltung ſeines Talents, beklagt ſich über dieſen Zwieſpalt beim Geſchick:

Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geſchenkt,
So hatte mich das eigenſinnige Glück
Mit grimmiger Gewalt von ſich geſtoßen. (I, 3.)

Und als ſein Dichterruhm dann Anerkennung gefunden, empfindet er doch wieder den Lorbeer zunächſt als unverdient:

Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück. (I, 3.)

Iſt hier das Gefühl des Unverdienten, des über Verdienſt zuteil Gewordenen gerade das Beglückende, ſo ſchlägt es in das Gefühl der Kränkung, der Beſchämung um, ſobald ein anderer den Vorwurf des Unberechtigten daran erhebt, wie ihn Antonios Worte gegen Taſſo ausſprechen: „Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu. So hör' ich's gern, denn ſeine Wahl iſt blind" und noch bittrer:

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen fürs Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck. (II, 3.)[1]

Ebenfalls ein Staatsmann, Alba im „Egmont" iſt es, der die Unberechenbarkeit, ja, Widerſinnigkeit des Glücks um ſo ſchmerzlicher empfindet, als er mit Recht auf die Richtigkeit ſeiner Berechnungen ſonſt ſo ſtolz ſein kann; es wird ihm ſchwer, das Mißverhältnis zwiſchen Glückswürdigkeit und wirklichem Erfolg ſelbſt zuzugeben: „Ich freue mich nur über das

1) Vgl. die Prinzeſſin über Alfonſos Glück und Verdienſt III, 1.

Geschehene und auch über das nicht leicht; denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen gibt. Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Taten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren" (IV, 2). Ganz im Gegensatz dazu ist Goethes persönliche Meinung, daß der glücklichste Mensch sogar der sei, „der fremdes Verdienst zu empfinden weiß und an fremdem Genuß sich wie am eignen zu freu'n" (Vier Jahreszeiten Herbst 30). Und als ihm seine Tätigkeit in der schweren amtlichen Stellung in Weimar über Hoffen und Erwarten ihren Segen gebracht hatte, schrieb er in sein Tagebuch: „Mir schwindelt vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich . . . stehe. Manchmal möcht' ich wie Polykrates mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich nur angreife" (2. IV. 1780). Undankbarkeit aber infolge enttäuschter übertriebener Erwartungen, vermeintlicher Glücksberechtigung geißelt er in dem Spruch: „Das Glück deiner Tage wäge nicht mit der Goldwage, wirst du die Krämerwage nehmen, so wirst du dich schämen und dich bequemen."[1]) Das eigentlich Beglückende auch bei aller auf Glück absichtlich gerichteten Tätigkeit ist doch schließlich, daß beim Erreichen des Zieles *nicht* das Bewußtsein, das Gewollte erreicht zu haben, *vorherrscht*, sondern die Empfindung, etwas „geschenkt" erhalten zu haben: *Glück ist mehr als Lohn*, es berührt sich mit dem Begriff der Gnade. Auch Fausts Beseligung geschieht dadurch, daß die „Liebe von oben" an ihm teilgenommen, als Äußerstes vorher hatte er nur ein „Vorgefühl von hohem Glück" empfunden. Und auch für das Beglückende, das schon in der Tätigkeit als solcher, als eine Gelegenheit, lebendige Kraft zu üben liegt, gilt das Wort: „*All unser redlichstes Bemühn glückt nur im unbewußten Momente.*"

Auch die Frage nach den einzelnen *Glücksgütern* ist von Bedeutung bei einer Glücksauffassung, die auf dem Begriff des ganzen Menschen als einer sinnlich-geistigen Persönlichkeit beruht. Ein Glücksgut ist für Goethe nur das, was dem Menschen die Möglichkeit, „ganz" zu werden und sich „ganz" zu fühlen verschafft oder erhöht. Wir finden sie vollständig aufgereiht in jener grausig-feierlichen Verfluchung alles dessen, „was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt", wie Faust bei dem Pakt mit dem Teufel sagt. Was Faust hier verflucht, gerade das muß ihm später die Glücksmöglichkeit anbahnen helfen, gerade das also will Goethe als Glücksgüter angesehen wissen. „*Voraus die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt*", das ist das Zerrbild der „Persönlichkeit", jenes „höchsten

1) Vgl. Gespr. 25, II. 1824, wo das „sich etwas einbilden" auf den Unsterblichkeitsglauben zurückgewiesen wird: „wer eine Fortdauer glaubt, der sei glücklich im stillen."

Glücks der Erdenkinder"; erst als Faust wieder „selbst wird", seit seinem Gang zu den Müttern, beginnt er für seine spätere Glücksmöglichkeit den Grund zu legen. „Verflucht das Blenden der Erscheinung, die sich an unsre Sinne drängt." Niemand ist je energischer eingetreten für Glücksmöglichkeit auf Grund vernünftigen Genusses der gesamten Welt der Erscheinungen als Goethe, besonders nachdrücklich noch in seinem „Vermächtnis":

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
— — — — — — — —
Genieße mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Was aber ist Glück anders als Gefühl der Ewigkeit im Sinne der Zeitlosigkeit? „Verflucht, was uns in Träumen heuchelt, des Ruhms, der Namensdauer Trug." Schrieb Goethe-Werther nicht ein echtes Glück schon der Wirkung der Phantasie zu mit der Begründung: „Sind das Phantome, wenn es uns wohl dabei wird?" So ist auch für den Ruhm Goethes eigene Meinung im Tasso ausgesprochen: „Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich, das ist der höchste Gipfel jeden Glücks." (III, 3.)[1])

Sich in seinem Besten, was man zu leisten vermag, von seinem Volke anerkannt zu sehen, kann nur eine Knechtsnatur nicht beglücken dürfen. „Verflucht, was als Besitz uns schmeichelt": gerade Goethe sehen wir realistisch genug denken, um diejenigen „dreimal glücklich zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die unteren Stufen der Menschheit hinaushebt". Ebenso ist es ganz Goethes eigene Meinung, wenn der Vater in Hermann und Dorothea sagt: „O wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon wohlbestellt übergeben und der mit Gedeihen es ausziert", wie überhaupt das ganze Epos den ruhigen Besitz als wünschenswerte Glücksgrundlage angesehen wissen will, zumal den Grundbesitz, der auch an jener Stelle von Faust als „Knecht und Pflug" verflucht wird.[2]) „Als Weib und Kind": Ehe und Familie sind wohl am häufigsten und nachdrück-

1) Vgl. V, 1 das schönste Glück des Jünglings: „daß ihn schon sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft."

2) Als Gegensatz zu dem „Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen er uns zu kühnen Taten regt, wenn er zu müßigem Ergötzen die Polster uns zurechte legt" vgl. oben die Würdigung eines „angeborenen Vermögens" S. 301.

lichsten von Goethe als unschätzbare Glücksgüter gewürdigt worden. Das ist wohl zu begreifen, weil gerade sie es sind, die dem Menschen den Begriff und das Gefühl des „Ganzseins" verschaffen. Mann und Weib zusammen machen erst den Begriff des Menschen aus, nicht nur infolge ihrer geschlechtlichen Differenzierung, sondern auch in der anders beschaffenen Art, wie Mannes- und Frauenseele das Weltbild auffassen und widerspiegeln müssen: erst aus beiden zusammen ergibt sich das richtige Weltbild. Erst durch die Begründung der Familie — die Gewähr für den Bestand des Menschengeschlechts als Kulturgemeinschaft überhaupt — bekommt die „Persönlichkeit" die Gelegenheit, die in ihr ruhenden Möglichkeiten ganz zu entfalten, wenigstens auf natürliche Weise ganz zu entfalten. Nach seinem Aufenthalt in Rom hat Goethe nie wieder so völlig das Gefühl des Glücklichseins durch „Ganzwerden" gehabt als in der ersten Zeit seiner Verbindung mit Christiane, als ihm die Geburt seines Sohnes bevorstand. Wir haben darüber ein unschätzbares Dokument in dem Bericht von Karoline Herder über ein Gespräch mit Goethe vom 14. VIII. 1788. Im Anschluß an die Schilderung, die er ihr von seiner „häuslichen menschlichen Situation" gab, heißt es da: „Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dergl. Alles was du (Herder selbst) in deinen drei Bänden der Philosophie von den Tartaren bis zu den Römern geschrieben hättest, käme alles darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besitze" (Gespr. I, 62 Biedermann). Und wo Goethe, wie wir sahen, davon sprach, daß es kein höheres Glück gebe, als daß wir das ausführten, was wir als recht und gut einsähen, daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unseren Zwecken seien, fuhr er weiter fort: „Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen als innerhalb des Hauses?" Übrigens hält Goethe die beglückende Kraft des Familienlebens für eine besonders deutsche Glücksmöglichkeit: Bei jeder Nation sei ein anderer Sinn vorwaltend, dessen Befriedigung sie allein glücklich mache, da gebe es denn kein anmutigeres Bild als wie es uns der deutsche Mittelstand in seiner reinen Häuslichkeit sehen lasse (Wanderj. I, 7). An die Schilderung des Eindrucks, den Gretchens Zimmer beim ersten Betreten auf Faust macht, braucht nur erinnert zu werden, um den unendlichen Zauber nachempfinden zu lassen, den Goethe von der „reinen Häuslichkeit" einer deutschen Bürgerfamilie ausstrahlen läßt.

„Der ist am glücklichsten, er sei ein König oder ein Geringer, dem in seinem Hause Wohl bereitet ist." (Iphig. I, 3.)

Das ist näher ausgeführt in der Schilderung von dem Segen des Ehelebens in der Natürlichen Tochter (Worte des Gerichtsrats zu Eugenie):

Ein Mittel gibt es, dich im Vaterlande
Zurückzuhalten. Friedlich iſt's und manchem
Erſchien es auch erfreulich. Große Gunſt
Hat es vor Gott und Menſchen: Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem,
Der's anerkennt, ſich anzueignen weiß,
Verſchafft es Glück und Ruhe. Vollbeſtand
Erwünſchter Lebensgüter ſind wir ihm,
Sowie der Zukunft höchſte Bilder ſchuldig.
Als allgemeines Menſchengut verordnet's
Der Himmel ſelbſt und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und ſtiller Neigung Raum, ſich's zu erwerben.[1])

Nur darf in der Ehe nicht das Gefühl vorwalten: „wäre verſorgt und hätte ein ruhiges Leben" (Klärchens Worte im „Egmont" gegen die Mutter, die ihr rät, Brackenburg zu heiraten, nur um dem Schickſal, ledig zu bleiben, zu entgehen); worin vielmehr die intenſivſte Beglückung zu ſuchen iſt, das ſagt der Schluß der „Metamorphoſe der Pflanzen":

Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchau'n
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Und in demjenigen Roman Goethes, der die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe geradezu zu ſeiner Tendenz hat, in den Wahlverwandtſchaften, iſt denn auch Goethes Anſicht über die Bedeutung der Ehe als Glücksmöglichkeit des Menſchen am prägnanteſten ausgedrückt: „Die Ehe iſt der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild und der Gebildete hat keine beſſere Gelegenheit ſeine Milde zu beweiſen. Unauflöslich muß ſie ſein: denn ſie bringt ſo vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen iſt. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld iſt es, die den Menſchen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er ſich unglücklich zu finden. . . . Der menſchliche Zuſtand iſt ſo hoch in Leiden und Freuden geſetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander ſchuldig werden."

Wenn Fauſt in jener fürchterlichen Verwünſchung der wahrhaften Glücksgüter fortfährt: „Fluch jener höchſten Liebeshuld! Fluch ſei der Hoffnung! Fluch dem Glauben!" ſo kennen wir gerade auch dieſe Güter als ſolche, die die Möglichkeit „höchſter Augenblicke" gewähren. Denn durch nichts, ſah Goethe, wird das Gefühl des Ganzſeins auf Grund unendlicher Erweiterung des Ichs ſo intenſiv erzeugt, als durch das Liebes-

1) Vgl. auch die Würdigung des Eheglücks in den Gedichten „Die glücklichen Gatten", „Der Wanderer", „Hans Sachſens poetiſche Sendung", „An die Erwählte", wo es immer wieder von einer neuen Seite gezeigt wird.

und das Gottesgefühl. Hoffnung aber ist die unentbehrliche Helferin zur Herstellung künftiger Harmonie wenigstens der Idee nach.[1])

Ergänzt wird nun die Reihe der Glücksgüter (immer in dem Sinne, daß sie uns dazu verhelfen, „ganz" zu werden) noch durch folgendes. Neben der Liebe — ohne die auch keine beglückende Ehe zu denken war — und dem religiösen Gefühl hatte Goethe, wie wir sahen[2]), die in der Freundschaft mögliche Seelengemeinschaft als besondere Glücksquelle erkannt. Nun geht er aber noch einen wesentlichen Schritt weiter, wenn er nicht nur den gemeinsamen mit anderen geteilten und dadurch erhöhten Genuß an dem, was den eigentlichen Adel der Menschenseele ausmacht, zu den Glücksgütern rechnet, sondern schon von der Erfahrung „allgemein menschlichen Wohlwollens, nachsichtigen, hilfreichen Gefühls" sagt, daß sie „den Himmel mit der Erde verbinde und ein dem Menschen gegönntes Paradies bereite" (Noten und Abhandl. z. Divan). Also dadurch wird der Mensch besonders beglückt, daß er das übt, was ihn als Menschen allein unterscheidet von allen Wesen, die wir kennen, und wodurch er den unbekannten höheren Wesen, die wir ahnen, zu gleichen vermag; und auch der, dem dieses „Göttliche" von anderen widerfährt, muß sich glücklich fühlen können: „Wohlwollen unserer Zeitgenossen, das bleibt zuletzt erprobtes Glück". Anderseits muß es dann aber auch, wenn das Beste, was wir zu sein, was wir zu geben vermögen, keine Wirkungsmöglichkeit findet, eine Quelle des Unglücks werden. Eine solche auf Unmöglichkeit des persönlichen Wirkens begründete Vereinsamung — und einen anderen Grund läßt Goethe gar nicht gelten, so sehr gehört ihm das Bedürfnis des Sichmitteilens zum Wesen des Menschen — meint Goethe, wenn er folgendes ausführt: „Unser Herz, das von Kindheit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingibt und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen. Was wir geben können, will niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit und — was noch schlimmer ist — mutlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen, menschenfreundlichen Herzens! Wer drückt die langen, langsamen Qualen eines Gemütes aus, das, zu wohltätiger Teilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgibt und sich doch zuletzt derselben auf ewig entäußern muß!"

1) S. oben S. 153.
2) S. oben S. 148.

Damit stimmt es denn durchaus, wenn Goethe unter den Charakteranlagen als das, was besondere Glücksmöglichkeit gewährleistet, immer den „guten leichten Sinn" bezeichnet hat:

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh', ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das höchste Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

In den Worten des Pfarrers in Hermann und Dorothea wird ein solcher von der 'guten Mutter Natur' dem Menschen gegebene Trieb gepriesen:

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Übels, sobald es nur irgend vorbeizog.

Nur müsse „in reiferen Jahren sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickeln". Darum fordert Goethe auch bei der Charakterausbildung, der endgültigen Gestaltung der 'Persönlichkeit' und ihrer Behauptung, als unentbehrliche Glücksmöglichkeit „festen Sinn und guten Mut": „Ach! ihr Götter! große Götter in dem weiten Himmel droben! Gäbet ihr uns auf der Erde festen Sinn und guten Mut, o, wir ließen euch, ihr Götter, euern weiten Himmel droben."

Die unberechenbare Fügung der Verhältnisse, von der die Glücksgüter abhängen, einerseits, und die erfahrungsmäßige Schwierigkeit, gemäß gewonnener Erkenntnis dauernd zu handeln, wovon die Arbeit am Glück, die Lösung des Glücks als Aufgabe abhängt, anderseits, bedingen die Seltenheit des Glücks, wenn von seinem höchstmöglichen Grade und von einem dauernden Zustand die Rede ist: „Auf des Glückes großer Wage steht die Zunge selten ein, du mußt steigen oder sinken, du mußt herrschen und gewinnen, oder dienen und verlieren, leiden oder triumphieren, Amboß oder Hammer sein" (Cophtisches Lied). Von sich selbst sagt Goethe: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt" (Gespr. 27. I. 1814 Eckermann).[1] Und die „schöne Seele" sagt von ihrer Brautzeit: „Ich war glücklich, wahrhaft glück-

1) Vgl. Gespr. III, 611 (Biedermann) m. v. Müller: „Seit ich über den Ponte Molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt."

lich, wie man es nur ſein kann in der Welt, d. h. auf kurze Zeit." Der noch irrende Fauſt konnte unmutig fragen: „Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen, daß überall die Menſchen ſich gequält, daß hier und da ein Glücklicher geweſen?"[1]) Aber Goethe ſagt auch durch den Mund des Mephiſtopheles, daß ein dauernder Glückszuſtand dem Weſen des Menſchen widerſpricht: „Glaub' unſereinem, dieſes Ganze iſt nur für einen Gott gemacht! Er findet ſich in einem ew'gen Glanze, uns hat er in die Finſternis gebracht, und euch taugt einzig Tag und Nacht." Der Begriff Menſch ſchließt abſolute Vollkommenheit, völliges Ganzſein in Wirklichkeit, nicht nur im Gefühl von vorübergehender Dauer, aus, ſein Weſen iſt auf Perfektibilität, nicht auf Ergreifung des Ideals, das dann keins mehr wäre, ſondern auf Annäherung an dasſelbe angelegt: „Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick." Dagegen *Glücksmöglichkeit als dauernden Beſitz ſich zu erwerben*, das iſt recht eigentlich der Sinn jener Forderung des Glücks als Aufgabe. Darum verlangt Goethe „*Sinn auf! denn Sinn iſt mehr als Glück ... das Glück tut's allein nicht, ſondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln*" (Wanderj. II, 10). „Être sage", ſagt der Dichter-Philoſoph Maurice Maeterlinck, „c'est avant tout apprendre à être heureux, pour apprendre en même temps à attacher une importance de moins en moins grande à ce que le bonheur est en soi."[2])

Zur vollen Beleuchtung des Glücksbegriffs gehört ſchließlich noch eine Erörterung der *Wirkungen des Glücks*. Auch ſie hängen aufs engſte zuſammen mit der Menſchennatur ſelbſt, die ſich in ihrer Schwachheit wie in ihrem Adel dabei offenbart: „Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche", ruft der Richter der Vertriebenen in Hermann und Dorothea ſcheltend den rückſichtslos Drängenden zu. „Ihr ſeid glücklich und froh, wie ſollt' ein Scherz euch verwunden!" ſo erklärt ſich Dorothea die ſcheinbare Gefühlloſigkeit des Wirts gegen ſie, die Vertriebene. Und ähnlich heißt es in den Wahlverwandtſchaften: „Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden, aber ſchämen würde er ſich, wenn er einſähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird", und es werden die Glücklichen verwünſcht, „denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen ſoll". Und wenn Hermann wiederum ſagt: „Der Glückliche glaubt nicht, daß noch Wunder geſchehn", ſo erklärt ſich das eben daraus, daß der, der ſich bereits „ganz" fühlt, kein Bedürfnis hat, ſeinen Zuſtand, und ſei es auch auf unberechenbare Weiſe,

1) S. a. die Klage der Prinzeſſin im Taſſo oben S. 161.

2) La Sagesse et la Destinée p. 231, eine Schrift, deren Geiſt ſich vielfach mit Goetheſchen Anſchauungen ſehr überraſchend begegnet. Vgl. beſond. S. 233, 127, 134, 157, 168 ff., 249, 276, 236.

zu „ergänzen". Anderseits aber läßt auch gerade das Bewußtsein des über Verdienst Beglücktwerdens das Gefühl stillen Dankes gegen das Geschick geradezu als Bedürfnis erscheinen. „Erkanntes Glück" überschrieb Goethe die Verse, in denen er das beglückende Gefühl von dem Wert einer Charlotte v. Stein für ihn ausdrückt:

Was bedächtlich Natur sonst unter viele verteilet,
Gab sie mit ruhiger Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die so herrlich Begabte, von vielen so innig Verehrte
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.[1])

Es ist dasselbe Bedürfnis des Dankes im Gefühl überschwenglicher Beglückung, wie es auch Iphigenie zu jenem Gebet an die Götter treibt, als sie in Orestes ihren Bruder erkannt hat: „So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter des größten Vaters, endlich zu mir nieder!" Iphigenie ist es auch, die Seelenadel in dem weiteren Bedürfnis kundgibt, das eigene Glück anderen mitzuteilen: „Allein zu tragen dieses Glück ... vermag ich nicht." Und auch der durch die Erscheinung der Göttin Wahrheit hochbeglückte Dichter ruft, seine Menschenpflicht freudig erkennend, aus: „Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll!" Und das bloße Mitteilen des eigenen Glücks genügt noch nicht, es treibt zu dem Bedürfnis, noch nicht Glückliche auch zu beglücken, denn: „Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt, Unglücklichen nicht zu erstatten schuldig?" (Iphig. V, 3). Auch Eduard in den Wahlverwandtschaften unter dem Eindruck seines Liebesglücks „forschte nicht lange — bei der Begegnung mit Bettlern — und gab ein Goldstück hin, er hätte jeden gern glücklich gemacht, da sein Glück ohne Grenzen schien". Ist doch nach Goethes Wort „in jedes gute Herz das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle anderer suchen muß". Fühlt also der einzelne sich selbst wahrhaft „ganz", nur wenn er seinesgleichen „ganz werden" sieht, so ist damit gesagt, daß es geradezu zum vollen Glück des einzelnen gehört, daß er an seinem Teile dazu beitrage, daß es um das Ganze wohl stehe. Darum wird sowohl Wilhelm Meister wie Faust erst da die volle Glücksmöglichkeit zuteil, als sie ihre soziale Aufgabe erkannt haben, durch deren Erfüllung sie ihre individuelle Kraft in den Dienst des größeren Ganzen stellen: die Ausbildung ihrer „Persönlichkeit" überhaupt, ohne das Ziel ihrer ihr eigentümlichen Bewährung in der Gemeinschaft, war nicht der Gipfel ihres Glücks gewesen.

---

1) Vgl. dazu die von Dank erfüllte Aufzählung alles dessen, was den Dichter überhaupt zum glücklichsten Menschen machte, in Venet. Epigr. 13.

Faſſen wir die obigen Ausführungen zuſammen, ſo ergibt ſich folgendes für Goethes Auffaſſung vom Weſen des Glücks.

Glück iſt das Gefühl des Zuſtandes der Vollkommenheit, des Ganzſeins. Von Glück bei Menſchen zu reden, kann nur den Sinn haben, ſich in dem, was das Weſen des Menſchen ausmacht, „ganz" zu fühlen. Da aber die Erfahrung zeigt, daß jeder einzelne den Gattungsbegriff Menſch auf eine beſondere individuelle Weiſe darſtellt, ſo kann das Gefühl des Glücks bei dem einzelnen nur eintreten, wenn er ſich in ſeiner Individualität „ganz" fühlt. Und da ferner bei dem Begriff des Menſchen der Begriff Leben nicht entbehrt werden kann, ſo fühlt jeder ſich in ſeiner Individualität nur dann „ganz", wenn ſeine beſonderen Kräfte ſich lebendig auswirken.

Glück iſt alſo lebendiges Gefühl der Wirkſamkeit unſerer individuellen Fähigkeiten, oder kürzer Glück iſt intenſives Leben, mit Goethes eigenen Worten: „Höchſtes Glück der Erdenkinder iſt doch die Perſönlichkeit." Möglich iſt daher Glück für einen jeden, denn: „Auch der Geringſte, wenn er ganz iſt, kann glücklich und in ſeiner Art vollkommen ſein." Glück iſt demnach die von jedem einzelnen beſonders zu löſende Aufgabe der Entwickelung und Darſtellung ſeiner Individualität: „Das ganze Weltweſen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus dieſen zufälligen Naturmaſſen ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der größten Ökonomie, Zweckmäßigkeit und Feſtigkeit zuſammenſtellt" und „den Zufall bändige zum Glück". Das Gefühl für das dem eigenen Weſen „Gemäße" iſt daher beſonders auszubilden, nur Einklang mit der Natur beglückt, der, im Kindesalter unbewußt vorhanden, auf der Stufe reiferer Entwickelung im Kampfe mit dem zur Vorherrſchaft gelangenden Intellekt erſt gewonnen werden muß. Intenſität des Gefühlslebens an ſich vermag zu beglücken, am höchſten durch das Liebes- und das Gottesgefühl, durch die eine unendliche Erweiterung der eigenen Individualität erreicht wird; das höchſte Glück des denkenden Menſchen liegt erſt jenſeits der Schranken ſeiner Erkenntnis. Auch intenſive freudige Betätigung individueller Kraft an ſich vermag beglückend zu wirken: „Das Glück iſt die Göttin der lebendigen Menſchen, und um ihre Gunſt wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menſchen ſehen, die ſich recht lebendig bemühen und recht ſinnlich genießen." Der Begriff des Menſchen als eines ſozialen Weſens bedingt es, daß die volle Darſtellung — und auch ſchon Gewinnung — ſeiner „Perſönlichkeit" nur im Rahmen einer Gemeinſchaft möglich iſt: die Ehe, die Familie und die Freundſchaft bieten hier beſonders intenſive Glücksmöglichkeiten. Zugleich bilden ſie die natürlichen Grundlagen aller

übrigen größeren Gemeinschaften, die, selbst eine Art von Persönlichkeit anderen ähnlichen gegenüber geworden, indem sie auch den Zustand der Vollkommenheit anstreben, das Streben des einzelnen nach „Ganzsein" nicht unberührt lassen können. Ein Ausgleich wird erzielt, wenn es dem einzelnen gelingt, gerade durch lebendige Betätigung seiner besonderen Anlagen und Kräfte die Vervollkommnung der Gemeinschaft anzubahnen; die dabei notwendige Einschränkung, die zugleich Konzentration des dem Individuum Bestmöglichen ist, bedingt gerade erhöhteres Glücksgefühl: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst eine Begrenzung bestimmt." Das „schönste Glück" ist das über Erwarten eintretende Gelingen einer solchen freudig geübten Tätigkeit: Glück ist mehr als Lohn. Die Seltenheit eines vollen Gelingens, eine Notwendigkeit bei der immer nur auf Vervollkommnung angelegten Natur des Menschen, bedingt die Unmöglichkeit des Glücks als eines dauernden Zustandes wirklichen „Ganzseins", führt dagegen zu dem Erwerbe dauernder Möglichkeit einzelner Glücksmomente, wie Goethe unter dem Eindruck von Herders „Ideen" von Rom aus schreibt, wo er selbst zuerst „ganz" geworden: „Ich habe gefunden, daß alle wirklich klugen Menschen darauf kommen und bestehen, daß der Moment alles ist, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen glücklichen Momenten enthalte" (Ital. Reise 27. X, 1787). Wie nun die bewußte Verfolgung eines Zieles durch Betätigung individueller Kraft zugleich die Wirksamkeit des spezifisch menschlichen Merkmals Vernunft voraussetzt, so wird die Glücksmöglichkeit um so höher sein müssen, je gesteigerter die Vernunfttätigkeit wird. Sie ist es aber am höchsten in der Ideenbildung. Gelingt es also dem Individuum, durch die freudige Betätigung seiner besonderen Anlagen innerhalb einer Gemeinschaft die Verwirklichung einer bedeutenden Idee herbeizuführen, so muß ein denkbar höchster Grad von Glücksgefühl erreicht werden.[1])

Eine Definition von Glück in Goethes Auffassung würde danach so lauten: Glück ist lebendiges Gefühl von Persönlichkeit nach der empfindenden wie nach der tätigen Seite. Seine intensivste Möglichkeit ist dann gegeben, wenn es der Persönlichkeit gelingt, durch lebendige Betätigung ihrer individuellen Kräfte innerhalb einer Gemeinschaft die Verwirklichung einer — im höchsten Falle von ihr selbst ausgehenden — Idee herbeizuführen.

1) Vgl. Divan IV, 18, wo „Idee und Liebe" als die immer vorhandenen Glücksmöglichkeiten genannt werden, auch wenn Intensität des Auswirkens der Persönlichkeit unmöglich geworden ist.

Ein Vergleich dieser Goetheschen Auffassung vom Wesen des Glücks mit der berühmtesten Definition des Altertums, der Aristotelischen: *τύχη ἐστὶν ἐνέργεια τῆς ψυχῆς μετ' ἀρετῆς ἐν βίῳ τελείῳ τοῖς ἱκανοῖς κεχορηγημένη* ergibt folgendes. Während Aristoteles tugendhafte, richtiger wohl, in tüchtiger Gesinnung geübte, sittliche Werte schaffende Seelentätigkeit als alleinige Glücksquelle hinstellt, ruft nach Goethe Auswirken der gesamten Persönlichkeit an sich, ohne Berücksichtigung des ethischen Standpunktes, echtes Glücksgefühl hervor. Und dann ist nach Goethe, entsprechend der hochgesteigerten modernen Bewertung des Gefühlslebens gegenüber der gesamten Antike, schon die Intensität desselben allein als Glücksmöglichkeit anzusehen. Dem beschränkenden Zusatz des Aristoteles *ἐν βίῳ τελείῳ* steht gegenüber die Goethesche Forderung einer möglichst großen Masse von glücklichen Momenten, deren jeder einzelne durch das Gefühl der Ewigkeit als Zeitlosigkeit eine volle Glücksmöglichkeit bietet. Der Aristotelischen Bedingung aber des *τοῖς ἱκανοῖς κεχορηγημένη* steht Goethes Behauptung gegenüber, daß auch der Geringste glücklich sein kann, wenn er ganz ist.

Nahe kommt sodann eine Seite in Goethes Glücksbestimmung auch dem, was auf dem Boden des Christentums als Glück möglich ist, nämlich die völlige Hingabe der eigenen Persönlichkeit an eine überwältigende, Person gewordene Idee, nur um sie dadurch um desto gesteigerter zurückzuempfangen, wie es bei der „schönen Seele" der Fall war.

Und die starke Betonung des Auswirkens der eigenen Individualität kehrt, nur in noch ungeheuer gesteigerter, einseitig betonter Weise in Nietzsches Forderung des Übermenschentums wieder. Während aber Nietzsche einmal — Goethe ganz entgegengesetzt — überhaupt nur allergrößte Individualitäten gelten läßt, unterscheidet sich sein Übermenschentum von dem, was Goethe unter dem höchstmöglichen Glück versteht, besonders dadurch, daß Nietzsches Übermensch nicht Zwecke der Gemeinschaft fördert, was bei Goethe in engster Beziehung zu dem Auswirken der persönlichen Anlagen gesetzt wird. Nicht als ob nicht auch Nietzsches Herrenmenschen „ohne Klagen noch Seufzen, sondern in vornehmer Selbstbeherrschung und mit freudigem Mut die Schmerzen des Daseins trügen: Amor fati heißt der Zauberspruch, der sie gegen alles Leid kräftigt und feit"[1]), aber es bezweckt das alles nur einen feineren Selbstgenuß.

Dagegen kommt Goethes Glücksauffassung dem geistigen Ringen der Gegenwart mit ihrer, ohne Frage durch Nietzsche wieder mächtig geförderten, intensiven Bewertung des rein Persönlichen und doch auch wieder ihrem

1) Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. Berlin 1902', S. 99.

durch die Entdeckung der Gemeinschafts-Seele so besonders lebendig gewordenen sozialen Bewußtsein außerordentlich glücklich entgegen. Denn nach nichts trachten die bewußt Lebenden heute heißer, als einen Weg zu finden, wie die „Persönlichkeit" in ihrem Kern gewahrt werden, ja gesteigert werden könne, ohne daß die höchst lebendig empfundene Mitverantwortlichkeit des einzelnen für die Art, wie die Gemeinschafts-Seele sich darlebt, zum Schweigen gebracht werden müsse.

Sprechzimmer.

1.

Zu Schillers Wallenstein.

Im Anschluß an meine Bemerkungen in dieser Zeitschrift XVII (1903), S. 519—521 möchte ich noch nachträglich eine Stelle aus Wallenstein, die einen offenbaren Widerspruch zu einer anderen enthält, erwähnen.

Wallensteins Tod IV, 7, V. 2828 sagt Illo zu Gordon: „Schlag zehn bringt Ihr dem Herzog selbst die Schlüssel." Dagegen läßt Schiller V, 3, V. 3460 ff. Wallenstein sagen: „Wer stört uns noch in später Nacht? — Es ist Der Kommandant. Er bringt die Festungsschlüssel. Verlaß uns, Schwester! Mitternacht ist da." Auch die Stelle V, 2, V. 3352 muß noch zur Vergleichung herangezogen werden, in der Buttler zu Deveroux und Macdonald sagt: „Wenn's elf geschlagen — wenn die ersten Runden Passiert sind — führt Ihr sie in aller Stille Dem Hause zu — Ich werde selbst nicht weit sein." Alle drei Stellen würden im besten Einvernehmen miteinander stehen, wenn es an der ersten hieße: „Schlag elf usw." und an der zweiten: „Mitternacht ist nah"; aber so hat Schiller eben nicht geschrieben. Suchen wir deshalb nach einer Erklärung des offenbaren Widerspruches! Bei der ersten Angabe hat Schiller ohne Zweifel die historische Zeit des Mordes, der in der Tat um 10 Uhr abends stattfand, im Auge gehabt; bei der zweiten hat aber wieder die Darstellung der Einzelszene, in der es dem Dichter wohl darauf ankam, den Mord seines Helden noch grausiger und unheimlicher dadurch zu machen, daß er ihn gerade in die geheimnisvolle Geisterstunde verlegte, Schiller unwillkürlich veranlaßt, sich in einen Widerspruch mit sich selbst zu setzen.

Gotha. **Max Schneider.**

2.

Die Miselsucht.

Im Januarhefte dieser Zeitschrift wirft auf S. 66 Eb. Nestle die Frage auf, ob der Name der Krankheit des Ritters Heinrich, welche Hartmann von Aue als Miselsucht bezeichnet, wirklich vom lateinischen Worte misellus, dem Deminutiv von miser, herkomme, oder ob es mit dem englischen measles und

dem deutſchen Subſtantiv „Maſern“ zuſammenhänge. Beides kommt auf dasſelbe hinaus, denn auch unſer Wort geht wie measles auf misellus zurück. Zwar wird über das neuengliſche Wort noch geſtritten, aber Kluge hat doch wohl recht, wenn er es mit dem mittelengliſchen Worte mesel identifiziert, dem es lautlich vollkommen entſpricht. Dieſes Wort aber iſt wiederum von dem Deminutiv misellus, wofür in einem Hymnus des Rhabanus Maurus (Mon. Germ. hist. Poetae med. aevi II 112, 17) auch das Doppeldeminutiv misellinus vorkommt, abzuleiten, welches „ſehr unglücklich“ bezeichnet, wie ja die Deminutiva öfter mit und ohne Ironie das Erbärmliche, Jämmerliche bezeichnen. Heyne meint (Hausaltertümer III 149) das Wort ſei „verhüllend und der Scheu entſpringend, die gefürchtete Krankheit offen zu benennen“ und es betone nur den erbarmungswürdigen, dem chriſtlichen Mitleid empfohlenen Zuſtand. Schon das Altdeutſche kennt den Ausdruck misalsuht. Mit dem Singularis masala bezeichnet es ein Blutgeſchwür, und dasſelbe bedeutet das mittelhochdeutſche mesel, während der Plural masselen und masseren zur Bezeichnung der bekannten Kinderkrankheit erſt ſpäter erſcheint. Noch Fritſch hat in ſeinem Wörterbuche, das dem 18. Jahrhundert angehört, maseln und masern nebeneinander. Man ſah alſo im Mittelalter zweifellos die Maſern für eine Art des Ausſatzes an. Dieſe war nach Deutſchland ſchon früh aus Italien eingeſchleppt, vielleicht wohl im erſten chriſtlichen Jahrhundert, und hat ſich dann über Frankreich nach England verbreitet. Das Wort wanderte mit. Der althochdeutſche Ausdruck misalsuht umfaßte aber nicht bloß die Lepra, ſondern noch eine ganze Reihe von Hautkrankheiten, wie Windpocken, Maſern und Röteln, beſonders auch die Syphilis. Die Namen für die gutartigen Hautausſchläge gehen vielfach durcheinander und ſind landſchaftlich getrennt, treten überhaupt verhältnismäßig ſpät auf. Beim armen Heinrich haben wir es nach allem, was das Gedicht ſagt, mit der Lepra zu tun.

Göttingen. **J. Wehr.**

3.

„lauſchen“ mit dem Genitiv.

In der neuen Zeitſchrift „Glauben und Wiſſen“ (Kielmann, Stuttgart) heißt es in dem Leitaufſatze des Herausgebers, Dr. phil. E. Dennert in Godesberg, auf S. 1: „Der Sturmwind fuhr ums Haus, ich lauſchte ſein, und wie ich lauſchte, wurde ſein Brauſen zum Wiegenlied, das mich aus der quälenden Gegenwart hinübertrug in die Grenzenloſigkeit des Traumes.“ Dieſe Verbindung von lauſchen mit einem Genitiv ſtatt mit einem Dativ findet ſich ſonſt im Neuhochdeutſchen wohl nur überaus ſelten. Von den großen Wörterbüchern iſt es einzig und allein das von Sanders, das ſie erwähnt; bei Sanders heißt es nämlich im Ergänzungswörterbuche auf S. 334c: „auch ungewöhnlich ſtatt Dativ: Der Kranke lauſchte ihrer (ſt. auf ſie). Temme E. Gottvertr. 86 ꝛc.“ Deutet dies „ꝛc.“ an, daß Sanders noch mehr Belege zur Hand hatte? Wer bringt ſie dann bei? — Auch in Erdmanns und Menſings „Grundzügen der deutſchen Syntax“ iſt lauſchen mit dem Genitiv

als neuhochdeutsch nicht erwähnt (II, S. 189); wohl aber als althochdeutsch (S. 184) und mittelhochdeutsch (S. 186). Geschichtlich also läßt sich solcher Genitiv bei lauschen ebensowohl verteidigen wie durch den Hinweis auf seine Anwendung bei verwandten Zeitwörtern wie hören, gewahren, wahrnehmen, harren, hoffen und warten (s. a. a. O. S. 189, 3).

Bonn. Dr. **Wülfing.**

4.

Kuhreihen.

Die Herleitung Liebolds (Ztschr. XVII, 452) ist unrichtig. „Reihen" und „Reigen" sind identisch und bedeuten einen langen kettenförmigen Zug, sei es nun von Menschen (Tanz) oder Tieren; daher auch französisch „ranz (d. i. rang) des vaches".

Ein Zeitwort „reihen" im Sinne von holen ist mir nicht bekannt, wohl aber ist „reichen" in dieser Bedeutung in der Schweiz sehr gebräuchlich.

Basel. Prof. Dr. **E. Hoffmann-Krayer.**

5.

Zu Viedts Konjektur an Schillers „Poesie des Lebens".[1])

V. 28 ff. Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht.

„Cytherens Sohn" d. h. Amor ist hier gar nicht wie „Apollo und die anderen Götter mit ihren Mitteln, die Menschen statt des Wesens der Dinge den schönen Schein sehen zu lassen", persönlich aufzufassen, sondern, wie in der angeführten Stelle Braut von Messina I, 8 „die gefällige Tochter des Schaums", metonymisch für Liebe, die Liebe, der wir alle ja wohl „die zauberische Binde" zugestehen werden. Dieser zauberischen Binde bar wird die Liebe überhaupt nun sehend, und, nicht mehr in „zauberischer" Verblendung und Befangenheit, sieht sie in „ihrem Götterkinde" nicht mehr das durch die Liebe idealisierte Wesen, sondern nur noch „was sterblich ist", — erschrickt — und schwindet dahin.

Ich sehe keinen Grund, daß „der strenge Freund" schon hier angeredet werde; es genügt die Diagnose unseres Dichters am Schlusse

Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

Wenn überhaupt mit Konjekturen an unsere Klassiker herangegangen werden dürfte, wie das sich der gute Horaz z. B. gefallen lassen muß, so könnte einer wohl meinen, die Verse 28—35 wären ein späterer, den Schluß-

1) Vgl. Z. f. d. d. U. XVII, 8, S. 527 f. „Von deinen Augen . . ."

gedanken V. 27 „die Welt ſcheint, was ſie iſt, ein Grab" abſchwächend erweiternder Zuſatz, der einfach zu amputieren wäre. Doch auch „in der Konjekturen Schwung ergreift zu leicht Verſteinerung!"

Langfuhr. **E. Bonſtedt.**

6.

Imperativiſche Namen.

In Keipers Verzeichnis imperativiſcher Namen (Ztſchr. XVI, S. 149 ff. und 478 ff.) habe ich folgende nicht gefunden, die ich in meinem Büchlein über „die Weſeler Familiennamen, Beitrag zur niederrheiniſchen Namengebung", Weſel 1901, S. 27 angeführt habe: Eiſenbeiß, Steinbeiß, Setzefand, Baudach, Reißland, Hoffommer, Liebeton, Schlagheck, Rautenberg, Wardenberg, Telpeper 1320, Mitenpeper 1314, Stackebrant 1413 oder Stockebrant 1511 (vgl. Keipers Schürebrant), Gripe 1377 = Greif, Stodick = ſtau den Teich, von Schmiterlöw = ſchmeiß oder wirf den Löwen (der Gebrauch des Nominativs ſtatt des Akkuſativs iſt Eigentümlichkeit des rheiniſchen Deutſch). Der Weſeler Name Schmithals wird von den Trägern des Namens als Aufforderung an den Jäger: ſchmit = triff den Hals gedeutet, und demgemäß führt die Familie als Wappen ein Reh mit einem Pfeil im Hals; in Wirklichkeit iſt Schmithals aber aus dem Genitiv des altgermaniſchen Namens Smidwalt entſtanden. Als imperativiſch führe ich aus Weſel noch an Bauhaus und Schaffaff, aus Wetzlar Beißenherr (1707) = beiß den Herrn, Schnappauf und Rövenacke. Der von Keiper erwähnte Name Rovetaſche kommt übrigens in Weſel ſchon im 14. Jahrhundert vor.

Wetzlar. **Heinrich Gloël.**

7.

Gefahr im Verzuge.

Die vorſtehende Wendung, die ja in der Umgangsſprache nicht weniger gebräuchlich als in der Schriftſprache iſt, hatte ich bisher nie anders aufgefaßt als in der Bedeutung von: Gefahr droht, ſteht bevor, iſt im Anzuge. Nun fiel mir gelegentlich ins Bewußtſein, daß das Wort „Verzug" gar nicht dieſen Sinn hat, ſondern gleichbedeutend iſt mit „Verzögerung", und daß die deutſche Formel offenbar nichts anderes iſt als eine Wiedergabe des lateiniſchen periculum in mora. Durch Umfrage bei urteilsfähigen Perſonen habe ich feſtgeſtellt, daß dieſe Auffaſſung von dem Sinne der Redensart, wie ich ſie bisher gehegt habe, die herrſchende zu ſein ſcheint, und ſchon die übliche Betonung, die den Hauptakzent auf den Begriff „Gefahr" legt, läßt kaum die andere, eigentliche und im Grunde einzig richtige Auffaſſung zu. Wie weit ſich aber dieſelbe damit von der urſprünglichen entfernt, wird einem beſonders klar, wenn man die Stelle vergleicht, die Büchmann zur Erklärung der lateiniſchen und damit gewiſſermaßen auch der deutſchen Redewendung aus Livius anführt: cum jam plus in mora periculi, quam in ordinibus conservandis praesidii esset, omnes passim in fugam effusi sunt.

Die dem Geiſte unſerer Sprache, falls man nicht die Betonung ändern will, am eheſten entſprechende Wiedergabe des lateiniſchen Ausdrucks würde

also sein: im Verzuge liegt Gefahr, und damit wäre jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Offenbar ist, so wie der Ausdruck heute zumeist gebraucht wird, das Wort „Verzug" auf dem besten Wege, sich eine Bedeutung anzueignen, die ihm keineswegs zukommt, und man darf in diesem Gebrauche wohl eine Verwirrung des Sprachgefühls erblicken, der man am erfolgreichsten entgegentritt, indem man, wie es ja auch öfters geschieht, das Wort „Verzug" in der obigen Redensart stets durch „Anzug" ersetzt.

Hamburg. Dr. **Holzgraefe.**

8.

Zu Uhlands „Ludwig der Baier".

Im folgenden stelle ich eine Reihe von Parallelen zu Uhlands „Ludwig der Baier" (ged. 1816—1817), die ich bei Schiller gefunden habe, zusammen; der Vollständigkeit wegen habe ich auch drei mit aufgenommen, auf die schon Böhme in seiner Schulausgabe hinweist.

V. 37: Es sei gelöset aller Ordnung Band vgl. Kampf mit dem Drachen: Der Ordnung heilig Band zerreißt; Glocke: Heilige Ordnung ... die ... bindet. — V. 65: Was herrlich war und groß, das sinkt zusammen usw. vgl. Tell IV, 2 Attinghausens Worte. — V. 84: Saumroß, vgl. Tell IV, 3: Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß (hier steht auch das poetische Straße wie bei Uhland V. 76). — V. 417ff. Isabellas und Friedrichs Schwärmerei für romantisches Rittertum und Sängerkunst vgl. mit Karls Neigungen in der Jungfrau von Orleans I, 2. — V. 465ff. Die Erzählung von Albrechts Tod erinnert lebhaft an die in Tell V, 1 (Uhland: Und in dem Schoß hielt ihn ein armes Weib; Schiller: Am Wege aber saß ein armes Weib, In ihrem Schoß verblutete der Kaiser). — V. 538: (Wir teilten) den Becher und das Lager, vgl. Deutsche Treue: Sie wechseln von nun an Traulich die Becher des Mahls; Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten (vgl. auch V. 1928ff. mit Schillers Distichen). — V. 584: Ist denn die Krone nur das volle Glück (1550: Fragt Liebe denn nach Kronen?) vgl. Jungfrau v. O. I, 6: Ist denn die Krone ein so einzig Gut? — V. 606 tritt der päpstliche Legat zwischen die streitenden Fürsten wie der Erzbischof in der Jungfrau v. O. III, 3. — V. 635ff.: Es ist kein Richter über uns als der, Der von den Wolken her die Schlachten lenkt; Solch Gottesurteil nur kann hier entscheiden; vgl. Jungfrau v. O. Prolog 3: Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes; Wallensteins Tod I, 7: Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtel. — V. 823: Die Völker (im Sinne von Krieger) fordern sie, vgl. Jungfrau v. O. II, 1: Eure Völker flohn zuerst (Schiller nahm das Wort wohl aus Homer, z. B. Il. II, 86, vgl. Vossens Übersetzung; in diesem Sinne steht es vielleicht auch Siegesfest Str. 4, im eigentlichen wohl Kraniche des Ibykus Str. 11 und 12, wie bei Uhland V. 1888). — V. 826f.: Der Landmann hat fürs Wetter seine Zeichen, der Schiffer seine Boten für den Sturm, vgl. Tell I, 1: Mach hurtig, Jenni, zieh die Naue ein ... kalt her bläst es aus dem Wetterloch; der Sturm, ich mein', wird da sein, eh' wir's denken. — V. 927: Die

Drommeten ſchmettern, vgl. Jungfrau v. O. Prolog 4: Die Trompeten klingen (wozu an beiden Stellen der Endreim als Szenenabſchluß zu beachten iſt). — III, 3 erinnert als Teichoſkopie (vgl. auch Ernſt von Schwaben V. 1775ff.) an Jungfrau v. O. V, 11. — V. 1002ff.: Die kleine Szene vgl. mit Jungfrau v. O. III, 9 (zu „Geſpenſt" bei Uhland ſiehe Jungfrau v. O. II, 3 g. E. Lionels Worte). — V. 1081: Gnadenbild, wie Jungfrau v. O. Prolog 2 und Kampf mit dem Drachen Str. 3. — V. 1488ff. erinnern an Burgunds Worte Jungfrau v. O. II, 10 g. E. („Zauber"). — V. 1527: Der Wieſen junges Grün, der Blumen Schmelz, vgl. Tell I, 4: Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz. — V. 1821: Auch hier Sind meine Kinder, alle lieb' ich gleich, vgl. Tell III, 3: Beide ſind ſie mir gleich liebe Kinder.

Bei der Gelegenheit möchte ich darauf aufmerkſam machen, daß die Uhland geläufige Konſtruktion, ſtatt eines präpoſitionalen Ausdrucks den Dativ zu ſetzen, wie in unſerem Stücke V. 1653 dem Vergleiche leben, V. 1684 der Ehre wanken (vgl. Ernſt von Schwaben V. 981 dem Vertrage wanken), auch Kleiſt nicht unbekannt iſt; vgl. Prinz von Homburg V. 1058 ein rettend Wort dem Oheim wagen, V. 1169 ich . . . ſchaudere Dem Wurm zurück.

Berlin. **E. Grünwald.**

9.

Die Saule.

Welche Freude es den Schülern bereitet, im deutſchen Unterricht aus ihrer eigenen Erfahrung, beſonders auch aus ihrem Heimatsdialekte etwas beiſteuern zu können, davon hatte ich neulich einen Beweis. Bei der Beſprechung der Biegung des weiblichen Hauptwortes wurden auch einzelne Fälle erwähnt, wo die Form des erſten Falles der Einzahl im Laufe der Zeit durch die des zweiten und dritten verdrängt worden iſt (z. B. Ente, Blüte). Anknüpfend an das aus der Geſchichte bekannte „Irminſul", kamen wir im munteren Wechſelgeſpräche auf das Wort „Säule" zu reden, das ſich uns auch als eigentliche Genitivform entpuppte. Wir machten uns den Spaß, den richtigen erſten Fall zu erſchließen, und die Schüler fanden ſehr ſchnell, daß man eigentlich „Saule" ſagen müßte. Hierbei verkündeten ſie mir nun ſofort freudeſtrahlend, daß ihnen aus ihrer Heimat (Lauſitz) die Form „Saule" wirklich bekannt ſei. Das Vorkommen von „Armſaule" = „Wegweiſer" konnte in ungefähr neun Fällen feſtgeſtellt werden. Die zehn Minuten, die wir zu der kleinen Erörterung brauchten, haben mir und den Schülern mehr Freude bereitet als manche andere Stunde direkt ſchulmäßiger Behandlung.

Bautzen. Seminaroberlehrer **G. Grötzſchel.**

10.

Zu dem 22. Faſtnachtſpiele des Hans Sachs.

Als die Bäuerin meint, der fahrende Schüler komme aus dem Paradieſe, anſtatt aus Paris, wie er ja auch ſchon aufgeſchnitten hatte, fragt ſie ſofort, wie ſich ihr Seliger dort befinde. Bald entlockt der „Länderdurchwanderer"

ihr alles, was er zu wiſſen braucht, um ſie recht mitleidig und freigebig zu ſtimmen und um ſie, was ſchon Homer (Odyſſee 14, 124) von ſeinesgleichen ſagt, zu täuſchen. Endlich erklärt ſie, alles zuſammenſuchen zu wollen, was ihr im Paradieſe darbender erſter Mann etwa nötig haben könnte. Der fahrende Schüler hat erkannt, wes Geiſtes Kind ſie iſt, und jubelt nach ihrem Abgange, V. 72: Das iſt ein recht einfeltig Viech! Damit gibt er den Reim zu dem letzten Verſe der Bäuerin, V. 71: Zuſammen wil das ſuchen ich. In Hans Sachſens Folioausgabe ſteht aber noch ein dritter Reim dabei, V. 73: Und iſt gleich eben recht für mich.

Das iſt an ſolcher Stelle mitten in der Rede an und für ſich ſchon ſehr auffällig und widerſpricht der Technik des Hans Sachs ganz und gar, ſo daß Max Herrmann in ſeiner Abhandlung über den Stichreim und Dreireim bei Hans Sachs: Nürnberger Feſtſchrift 1894, S. 407—471 dieſe Stelle überhaupt nicht berührt, und daß Max Rachel in ſeinem Freiberger Programme von 1870: Reimbrechung und Dreireim im Drama des Hans Sachs unter Berufung auf Koberſtein ſagt (S. 27): wir müſſen dieſen Dreireim als reine Verwilderung auffaſſen.

Eine andere Stelle in demſelben Spiele erregt in anderer Weiſe unſere Aufmerkſamkeit. Julius Sahr ſagt in ſeiner ganz vortrefflich unterrichtenden Auswahl aus Hans Sachs (Sammlung Göſchen), die vor kurzem in zweiter, vermehrter und verbeſſerter Auflage erſchienen iſt, zu Vers 116: Pawren Meidlein, laß dir's wolgefallen „Dieſer Vers hat zehn [anſtatt der gewöhnlichen acht oder neun] Silben und keinen Reim, weil er ein in den Text eingeſchobenes Lied [beſſer wohl: der Anfang eines Liedes] iſt, vielleicht ein Volkslied". Das iſt eine vollkommen richtige Beobachtung. Er hätte hinzufügen können, daß im 62. Faſtnachtſpiele unſeres Dichters, dem wohlerzauſten Buhler mit ſeiner Zauberei, der Eberlein Dildapp unter den Mitteln, mit denen er ſeine Liebe bezaubern will, V. 136f. verheißt:

Ich wil der preckin heint hofirn
Und will irs paurn maidlein drein ſingen,

ein Hinweis, wie er gewiß bloß auf ein bekanntes, ein Volkslied gemacht wird. Es wiederzufinden, bleibt einem glücklichen Zufalle vorbehalten.

Leider iſt das Faſtnachtſpiel, das uns hier in erſter Linie intereſſiert, in Hans Sachſens Handſchrift nicht mehr da. Immerhin iſt vor dem dritten Foliobande, deſſen Vorrede Hans Sachs am 16. Auguſt 1561 unterzeichnet hat, und in dem das 22. Faſtnachtſpiel auf Bl. 18—21 des dritten Teiles ſteht, ein Einzeldruck davon erſchienen, den Hans Sachſens Hauptverleger, Georg Merckel in Nürnberg, ſchon im Jahre 1560 ausgegeben hat. In meiner Zuſammenſtellung (Tübinger Ausgabe, Bd. 24) trägt er die Bezeichnung Enr. 224.

Zwar läßt die Überſchrift in der Folioausgabe vermuten, es hätte dem Setzer eine Handſchrift des Dichters vorgelegen, daß er nach ihr gedruckt hat: Der fahrende

Schüler im anstatt ins Paradies. Und darum ist so in allen Ausgaben, sogar auch in den Neudrucken und in der Tübinger Ausgabe zu lesen. Julius Sahr freilich wie Max Herrmann haben das Richtige, das Hans Sachs in seinem Generalregister bietet: Der farent schuler ins paradeis (s. Sämtliche Fastnachtspiele. Bdch. 1, S. VI und Hans Sachs. Bamberg 1890. S. 73, Anm. 75). Daher sagt auch R. Baumbach in seiner Nachahmung des Spieles (Abenteuer und Schwänke 1884. S. 16): Die Reise ins Paradies.

Vergleicht man jedoch sonst den Text des Einzeldruckes mit dem in der Folioausgabe, so ist mehrmals der Merckelschen Ausgabe der Vorzug zu geben; ich erinnere an V. 117, wo dast = daß du gewiß besser ist als bloßes das.

Wie steht es nun um jene beiden Stellen, die zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben? Da lautet die Antwort: der Einzeldruck läßt an der einen wie an der anderen die Verse einfach weg. Seltsam erscheint das nur einen Augenblick. Sobald wir V. 73 genau prüfen, wird er uns als recht überflüssig erscheinen. Bei der gedrängten Kürze des Hans Sachs gerade in seinen Fastnachtspielen braucht der fahrende Schüler bloß seinen Ausruf zu tun:

Das ist ein recht einseltig Viech!

und dann fortzufahren:

Wenn sie viel gelts vnd kleider brecht,
Das wer für mich als gut und recht.

Gut und recht klingt auch die Stelle ohne den störenden Zwischensatz: und ist gleich eben recht für mich.

Man kommt fast zu der Annahme, daß die überflüssige Zeile weiter nichts als eine Erinnerung an eine ähnliche Stelle im 42. Fastnachtspiele, dem Bauer im Fegefeuer, ist, wo der Helfershelfer des Abtes diesen fragt, welchen Eindruck er aus der Unterhaltung mit der Bäuerin gewonnen habe und darauf die Auskunft erhält:

Es ist gar ein einfeltigs Viech,
Sie ist eben geleich für mich.

Ganz abgesehen davon, daß dort der Reim erfüllt wird, knüpfen die folgenden Verse genau an den ebengenannten zweiten an.

Und bei V. 116 läßt der Einzeldruck die ganze Partie weg von der Bemerkung an: Der farendt schuler gehet ab. Die Pewrin hebet ahn zu singen laut: Pawren Meidlein, laß dir's wolgefallen. Ihm genügt's dafür zu sagen: Der Bawer geht ein, hördt sein Weyb singen vnd spricht.

Von irgendeiner Aufführung her ist der Anfang des Liedes mit oder ohne Bewilligung des Dichters in den Druck aufgenommen worden. Beide Zufügungen erscheinen somit als An- oder Nachklänge von Aufführungen. Lassen wir aber gern den zweiten Zusatz gelten, zählen wir den Vers nur nicht mit, so werden wir V. 73 wohl oder übel ausmerzen müssen und haben

dazu Hans Sachsens Einwilligung in seinem Generalregister; denn dort gibt er die Summe der Verse des Fastnachtspieles mit 320 an, während es nach der bisherigen Zählung 322 hatte.

Dresden. Dr. E. Goetze.

Bücherbesprechungen.

Literatur zur Schillergedächtnisfeier.

Ludwig Bellermann, Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständnis, 3. Aufl. 3 Bände. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1905. Preis je 6 M. für den Band.

Von allen Werken, die für die Schillerfeier in diesem Jahre in Betracht kommen, dürfte wohl das vorliegende von Dr. Bellermann das hervorragendste sein. Es ist ein glänzendes Juwel deutscher Interpretationskunst, das uns hier von Bellermann dargeboten wird. Die neue dritte Auflage des altberühmten Werkes ist gerade noch zu rechter Zeit für die Schillergedächtnisfeier erschienen. Wir haben es hier nicht mit einem literarhistorischen Werke zu tun, das Schillers Dramen aus zeitgeschichtlichen und biographischen Beziehungen, aus literarischen, staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen des Schillerschen Zeitalters entwickeln und ihre Entstehung darlegen will, sondern mit einem ästhetisch-dramaturgischen Werke, das den Inhalt und künstlerischen Bau der Dramen Schillers erläutern will. Das Werk ist also eine Erläuterungsschrift und zwar eine solche der besten Art, wie ich sie in meinem Aufsatze „Schillergedächtnis und Schule" in ihrem dauernden und unvergänglichen Werte gezeigt und gegen oberflächliche Angriffe und dilettantenhaften Kunstgenußunterricht in Schutz genommen habe. Die Begeisterung und Wärme, mit der Bellermann für Schiller eintritt, ohne etwa alle Mängel und Schranken seiner Kunst zu leugnen, wirkt wahrhaft wohltuend und erhebend. Da Weltrichs, Brahms und Minors groß angelegte Schillerbiographien noch nicht fertig und bis zu den fünf letzten großen Dramen überhaupt nicht vorgedrungen sind, während Wychgrams und Harnacks mehr der Allgemeinheit dienenden schönen Werke über Schiller sich naturgemäß nicht so auf das Einzelne einlassen können, so vermag uns heute nichts so tief und eindringend in den Geist Schillers und seines Dramas einzuführen als Bellermanns meisterhafte Arbeit. Es ist Bellermann gelungen, die schiefen und ungünstigen Urteile, die die Romantiker, Otto Ludwig in seinen Shakespearestudien, Gervinus und im Anschluß an ihn Vilmar, Hermann Grimm in seinem Goethebuche 1874 und 1875, Schopenhauer in seinen Parerga und Paralipomena (§ 49), Victor Hehn, Nietzsche, Servaes, Edgar Steiger, Adolf Bartels, Karl Busse u. a. über Schiller gefällt haben, gründlich und mit vollstem, nachhaltigstem Erfolg zu widerlegen. Gerade Bellermann hat mit dem vorliegenden Werke, das 1888 in erster Auflage

erschien, ganz außerordentlich viel dazu beigetragen, daß Schiller wieder zu tiefer gehendem Einfluß und machtvollem Ansehen zu gelangen beginnt. Er hat vor allem auch die Behandlung Schillers und seiner Dramen in unserer Schule lebensvoller und künstlerischer gestalten helfen. Es sei daher dem hochverdienten Verfasser dieses klassischen Erläuterungswerkes heute, wo wir uns zur Schillergedächtnisfeier anschicken, inniger Dank für das gesagt, was er durch sein Werk über Schillers Dramen erstrebt und errungen hat. Bellermanns Schrift über Schillers Dramen ist daher das Beste, was nächst den Werken des Dichters selbst Schule und Haus als Schillergabe dargeboten werden kann.

Dr. Oskar Dähnhardt, Friedrich Schiller, Festgabe für die deutsche Schuljugend bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Herausgegeben im Auftrage der Leipziger Schulbehörde. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1905. VI, 396 S. Preis 2,50 M.

Das Buch gibt auf den ersten 50 Seiten eine knappe, gewandt und fesselnd geschriebene Darstellung von Schillers Leben. Mit Recht ist der Flucht aus Stuttgart ein besonderer Abschnitt gewidmet, dem Streichers dramatisch lebensvoller Bericht zugrunde gelegt ist. Ich habe immer beobachtet, daß dieser Bericht einen tiefen Eindruck auf die Jugend macht. Hier werden nicht langweilige „Kenntnisse" überliefert, sondern unvergeßliche Erlebnisse in der Seele der Jugend hervorgerufen.

Den Hauptinhalt des Dähnhardtschen Werkes bildet aber eine Wiedergabe der wichtigsten Dramen und Gedichte Schillers. Natürlich mußte aus Rücksicht auf den Raum bei den Dramen eine Verkürzung vorgenommen werden. Der Herausgeber hat hierbei einen dreifachen Weg eingeschlagen.

Wilhelm Tell wird ohne eingefügte Inhaltsangaben in verkürzter Gestalt in der Weise geboten, daß aus jedem Aufzuge nur die wichtigsten Szenen unmittelbar aneinandergereiht werden, so daß der Gang der Handlung in den Hauptzügen ohne ein erläuterndes Wort zur Geltung kommt.

Fünf Dramen, nämlich Die Räuber, Fiesco, Don Carlos, Wallenstein und Die Jungfrau von Orleans dagegen werden in der Weise behandelt, daß der wörtliche Text nur insoweit vorgelegt wird, als die Jugend ihn ohne weiteres zu erfassen vermag. Alles übrige wird in eingehenden Inhaltsangaben, die zugleich in den Grundgedanken des Stückes und in das Wesen der Charaktere einführen, dargelegt.

Drei Dramen endlich, Kabale und Liebe, Die Braut von Messina, Maria Stuart, werden in Form von Erzählungen gegeben, in die wichtige Szenen aus diesen Dramen Schillers eingeflochten sind.

Man kann sich mit diesem Verfahren Dähnhardts recht wohl einverstanden erklären, nur hätte unseres Erachtens der Tell unbedingt ohne Verkürzung

dargeboten werden müssen. Der Raum dafür hätte sich durch stärkere Striche in den übrigen Stücken und durch Ausscheidung von Gedichten wie: Die Schlacht, Graf Eberhard der Greiner, Pegasus im Joche, Sängers Abschied, Der Handschuh, Die vier Weltalter u. a. bequem schaffen lassen. Doch muß im allgemeinen die Behandlung der Dramen als eine sehr glückliche bezeichnet werden.

Auch die Auswahl der Gedichte läßt nichts Wesentliches vermissen, doch hätte manches abstraktere Gedicht, das nur noch literargeschichtlichen Wert hat, wohl ohne Schaden wegbleiben können.

Im ganzen muß aber die Durchführung der Aufgabe, die Dähnhardt gestellt war, als eine wohlgelungene bezeichnet werden, so daß dieses schöne Buch als Festgabe für die deutsche Schuljugend bei der bevorstehenden Schillerfeier am 9. Mai d. J. aufs wärmste empfohlen werden kann, namentlich auch in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Schillerausgabe des Schwäbischen Schillervereines für den 9. Mai nicht mehr zu haben ist. Schillers Werke selbst sollen vor allen Dingen an diesem Tage in einer für die Jugend geeigneten Gestalt in unser Volk aufs neue hineingebracht werden, nicht bloße Schriften über Schiller. Das ist der glückliche Grundgedanke von Dähnhardts wertvollem Buche. Und darum seien alle Schulbehörden und Schulleitungen auf dieses zu dem angegebenen Zwecke vorzüglich geeignete Werk ganz besonders aufmerksam gemacht. Druck und Ausstattung sind vornehm, wie es sich für eine Festgabe schickt. Die auf der Einbanddecke verwendete Plakette ist von Karl Seffner in Leipzig entworfen und ausgeführt.

Prof. Dr. Wychgram, Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer, Schiller und die Seinen. Berlin 1905, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). 159 S.

Das kleine, aber anregende und fesselnde Buch wendet sich in erster Linie an Frauen und Mädchen. Wychgram behandelt Schiller im Familien- und Freundeskreis; er gibt ein lebendiges, mit inniger Liebe gezeichnetes Bild des großen Dichters in seinen einfachen, tiefgehenden Beziehungen von Mensch zu Mensch. Die beiden folgenden Aufsätze schildern Schillers Verhältnis zu den beiden Frauen, die im Leben den nachhaltigsten Einfluß auf ihn gewannen und ihm am nächsten standen, zu seiner ältesten Schwester Christophine und zu seiner Gattin Lotte. Zahlreiche Briefe und Briefstellen sind in die Darstellung reizvoll verwoben. Helene Lange behandelt Schiller und sein Verhältnis zu seiner Schwester Christophine. Es ist ihr gelungen, ein fein umrissenes Bild der innigen Verehrung zu zeichnen, mit der Christophine an dem großen Dichter hing. Unter das Bild, das sie von ihm besaß, hatte sie die Worte aus Don Carlos geschrieben:

Du warst so reich! . . . ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin.

Wenn eine so feinsinnige und durch und durch vornehme Frau wie Gertrud Bäumer über Charlotte Schiller schreibt, so ist es kein Wunder, wenn ein Aufsatz von so eigenartigem Zauber entsteht wie der über Schiller und Lotte in diesem Schillergedenkbuche. Ganz reizend hat sie dargestellt, wie Lotte für Schiller im häuslichen Kreise zärtlich sorgte, wie aber auch Schiller sich nicht für zu gut gehalten habe, auch seinerseits häusliche Obliegenheiten zu übernehmen, wenn's nötig war. „Und er hatte auch Talent dafür. Er hat zweimal einen Umzug selbst besorgt, das eine Mal den von Jena nach Weimar, da Lotte an den Folgen eines schweren Nervenfiebers darniederlag, und das zweite Mal die Übersiedelung in sein eigenes Haus, als gerade seine jüngste Tochter Emilie geboren wurde." Heute, wo so viele theoretisch erstarrte Frauen Sturm gegen die Ehe laufen und das Recht auf Mutterschaft auch außer der Ehe preisen, wo so viele zu Weibern gewordene Männer fanatischer und unlogischer die sogenannten Frauenrechte verkündigen als selbst die rabiatesten Frauenrechtlerinnen, heute muß es uns ganz wunderbar angenehm berühren, von einer der hervorragendsten und geistig bedeutendsten, aber auch besonnensten und objektivsten Führerinnen der Frauenbewegung ein so anziehendes und köstliches Bild von Schillers glücklicher Ehe entworfen zu sehen. Möge dieses prächtige kleine Buch bei der Schillergedächtnisfeier recht vielen Mädchen der oberen Klassen unserer höheren Töchterschulen, aber auch unserer Volksschulen in die Hände gegeben werden!

Dr. Otto Weddigen, Den Manen Schillers. Des Dichters Leben, seine Ruhestätte und Denkmäler im deutschen Sprachgebiete. Halle a. S. Hermann Gesenius 1905. Mit 20 Abbildungen.

Der Verfasser gibt in einem ganz knappen Abriß eine Schilderung von Schillers Leben (S. 9—14) und schließt daran eine liebevolle Darstellung der Büsten und Denkmäler des großen Dichters, die zugleich in Abbildungen vorgeführt werden. Es muß das als ein sehr glücklicher Gedanke bezeichnet werden. Sogar das neue zweite, von Professor Th. Bausch geschaffene Denkmal, das Stuttgart zu dem herrlichen, von Thorwaldsens Meisterhand entworfenen Standbild Schillers, welches es bereits sein eigen nennt, binnen kurzem noch hinzu erhalten soll, wird bereits in einer Abbildung dargeboten. Es soll an der Vorderseite des neu erbauten Rathauses zu Stuttgart aufgestellt werden, das im nahenden Frühjahr eingeweiht werden soll. Die prächtige kleine Schrift ist als Schillergabe für den Gedenktag am 9. Mai aufs wärmste zu empfehlen.

Schiller, herausgegeben von der literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins, 1905. Preis geb. 1 M.

Schulrat Dr. Jonas hat zu dieser Auswahl eine vorzügliche, knappe und inhaltreiche Einleitung geschrieben. Der künstlerisch vornehme Band, der aufs wärmste empfohlen sei, enthält 24 Originalillustrationen von Franz Stassen.

Auch die Umrahmungen der einzelnen Gedichte bilden einen reizvollen Buchschmuck. Alles in allem eine Darbietung, die durch ihre ganze äußere und innere Gestalt geschmackbildend auf die Jugend wirken wird.

Seminardirektor Dr. Paul Richter, Schiller. Leipzig 1904, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Dürrs deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren, herausgegeben von Wilhelm Hering, Gustav vom Stein und Lic. Friedrich Michael Schiele, Bd. XI.

Richter bietet in dem vorliegenden Bande eine Auswahl aus Schillers Gedichten und Prosaschriften, die zwar zunächst für Seminaristen bestimmt ist, aber sich auch für die Jugend überhaupt eignet. Die Auswahl muß als wohlgelungen und sehr zweckentsprechend bezeichnet werden. Auf Dürrs deutsche Bibliothek in ihrer Gesamtheit komme ich in einem der nächsten Hefte zu sprechen.

Dr. Rich. Siegemund, Unser Lieblingsdichter. Dresden und Leipzig 1905, Alexander Köhler. Preis geb. 1 M.

In geschmackvoller und lebendiger Darstellung bietet der Verfasser ein für die Jugend erzähltes Leben Schillers sowie eine kurze Auswahl aus des großen Toten Dichtungen, Rätseln und Sprüchen. Das Schriftchen sei als eine wohlgeeignete Schillergabe für die Jugend nachdrücklich empfohlen; es ist auch recht geschmackvoll ausgestattet.

Friedrich Polack, Unser Schiller. Liegnitz 1905, Verlag von Karl Seyffarth. 144 S. Preis geb. 50 Pfg.

In der bekannten herzgewinnenden Weise Polacks wird das Leben Schillers erzählt. Eine kurze Charakterisierung der Werke Schillers ist in wirksamer Weise eingeflochten. Eine Auswahl von „schönen Gedanken" aus den Dramen Schillers ist mit in die Darstellung eingestreut. Nach einer Mitteilung, die mir geworden ist, soll das Büchlein bereits in 90000 Exemplaren verkauft sein, ein Zeichen für die Beliebtheit Polacks.

Max Bewer, Schillers letzte Stunden. Lebensbild in einem Akt mit einem Prolog auf Schiller. Goethe-Verlag. Laubegast bei Dresden 1905. Das Aufführungsrecht ist nur zu erwerben vom Goethe-Verlag Laubegast bei Dresden. Einzelpreis 50 Pfg. 31 S. Als Manuskript gedruckt.

Wo Schillers Gedächtnis gefeiert wird, darf auch das Festspiel nicht fehlen. Durch die vorliegende Dichtung wird der Schillertag als Trauerfeier aufgefaßt. Der sterbende Schiller im Kreise seiner Familie wird dargestellt. Das Stück übt eine tiefgehende, ergreifende Wirkung. Aus dem prächtigen Prolog seien hier die Schlußstrophen mitgeteilt:

Hoch wie eine Glocke tönet
Seine Stimme durch das Land,
Die wie Sturmwind braust und dröhnet,
Bis den Sieg das Edle fand.
Nicht nur morgen, nicht nur heute,
Ewig donnre ihr Gesang;
Freiheit sei ihr Kampfgeläute,
Menschlichkeit ihr Friedensklang.

Der der Frauen holdes Walten
Wie ein Meistersänger pries,
Der zum Vaterland zu halten
Uns mit ganzer Seele hieß —
Aus der heimatlichen Linde
Und aus Rosen webt den Kranz,
Der sich um die Schläfe winde
Liebling dir des Vaterlands.

Dresden. **Otto Lyon.**

Adolf Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge. Mit 14 Bildnissen nach Originalaufnahmen. Dresden und Leipzig, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1904. 387 S. gr. 8°.

Unter Martin Greifs wenig beachteten Epigrammen befindet sich eines, das eine sehr bittere Wahrheit in einem Bilde von unwiderstehlicher Komik ausspricht. Es ist „Reimwut" überschrieben und lautet:

Alles reimt jetzt in Deutschland, beschämt fast treten die Dichter
Vor das mit wachsender Lust schaffende Publikum hin.

Die trockene Bemerkung, daß die Unberufenen sich gewaltig spreizen und die Meister an die Wand drücken, läßt sich heutzutage vielleicht noch mit besserem Rechte vom poetischen auf das kritische Gebiet übertragen. Es ist in der Tat unheimlich, was jetzt zusammenrezensiert wird. Wer ein neues Buch gelesen oder einer „Erstaufführung" beigewohnt hat, fühlt im allgemeinen das Bedürfnis, wofern er orthographisch schreiben kann, seine mehr oder minder geistvollen („Geist" ist ja so billig zu haben!) Gedanken über Buch oder Stück nicht, wie das früher wohl zuweilen geschah, still seinem Tagebuch anzuvertrauen, sondern laut in die Welt hinauszurufen. Ja, nicht zufrieden damit, die Spalten der „Blätter" unsicher gemacht und harmlose Leser gelangweilt oder verwirrt zu haben, fühlen sich solche ästhetische Seelen wohl auch noch gedrungen, ihre „Kritiken", „Essays", „Skizzen", „Studien", oder wie sonst der euphemistische Deckname für ihre kritischen Fehl- und Frühgeburten lautet, sobald sie etwas „Masse gemacht haben", sorglich zu sammeln und durch Herausgabe eines stattlichen Bandes das Publikum in Verwunderung, den betroffenen Verleger aber hinterher in Betrübnis zu setzen. Und damit ist denn dann auch trotz aller Reklame- und Koteriekünste der Lebenslauf derartiger Eintagserzeugnisse kritischer Gelüste in der Regel abgeschlossen; denn solch ein „leidenschaftlich Stammeln", das dem hastigen Zeitungsleser nicht eben sehr beschwerlich fiel und von ihm gewohnheitsmäßig verdaut wurde, nimmt in ein Buch gesammelt „sich so seltsam aus", daß der Leser trotz der blinkenden Reden nur gar zu bald den unerquicklichen Nebelwind vernimmt, „der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt". Im Ernst gesprochen, die wenigsten von denen, die Tag für Tag Kritiken und Charakteristiken schreiben, haben eine Ahnung von den künstlerischen Gesetzen, ohne die auch kein „Essay" geschaffen werden kann. Nun ist zwar die Kunst des ästhetischen Aufsatzes keine neue Erfindung, aber ihre Meister sind selten. Adolf Stern, dessen „Studien zur Literatur der Gegenwart" schon in dritter Auflage erscheinen und in dem obengenannten

Buche eine willkommene Ergänzung gefunden haben, darf den Namen eines Meisters in jedem Sinne in Anspruch nehmen. Was einst Gottfried Keller an Lessing gerühmt hat, den „unbedingten guten Willen ohne Falsch und im Feuer vergoldet", das besitzt Stern, und das ist viel, ja es ist weit mehr als es scheint; denn diese geradezu rührende Redlichkeit des Willens ist bei ihm in so hohem Maße vorhanden, daß dem gegenüber die große Menge unserer Tageskritiker erröten müßte, wenn sie das nicht längst verlernt hätte. Zu dieser Eigenschaft, die sich mit einer fast jugendlichen Wärme kundgibt, kommt ein dichterisches Aufnahme- und Auffassungsvermögen, wie es selten gefunden wird, eine bewundernswerte Sicherheit des Unterscheidens zwischen echt und unecht, ein ungetrübter Weit- und Scharfblick, der der bedeutenden Einzelerscheinung ihre Stelle im großen Werden und Walten der Literaturen zuzuweisen vermag, ein gründliches und umfassendes, auf eigener Forschung beruhendes Wissen und ein den ganzen Mann widerspiegelnder Stil, der, aller Koketterie bar, jeden hohlen Aufputz verschmähend, nicht nötig hat, „Worten nachzujagen", weil es ihm „ernst ist, was zu sagen". Es ist Stern nie darum zu tun, sich, seinen Geist und Witz oder seine Kenntnisse in vorteilhaftes Licht zu setzen, stets nur darum, der von ihm als gut erkannten Sache, der Sache der wahren, ewigen, über Mode und Cliquenwesen erhabenen Kunst, zu dienen.

Dafür, daß sich Stern, ermuntert durch den schönen Erfolg des ersten Bandes seiner „Studien", zur Herausgabe dieser „neuen Folge" entschlossen hat, werden ihm viele Dank wissen. Denn auch diese ist, wie ihr Vorläufer, „aus dem gleichen Verlangen nach großen und reinen Wirkungen poetischer Literatur, dem gleichen warmen Gefühl für schöpferische Naturen, für künstlerische Eigenart und lebendige Darstellungskraft hervorgegangen" und erreicht das erstrebte Ziel mit gleicher Sicherheit wie jener.

Ich finde es durchaus nicht überflüssig, daß der Verfasser seinen Charakteristiken von vierzehn deutschen und ausländischen Dichtern der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen weiter ausholenden Aufsatz als Einleitung vorausschickt, denn er ist vortrefflich geeignet, dem Leser zu einem sicheren Standpunkt gegenüber den so vielfach verworrenen literarischen Strömungen der neuesten Zeit zu verhelfen. „Drei Revolutionen in der deutschen Literatur" des 19. Jahrhunderts, die alle die Befreiung des künstlerischen Individuums als Losung auf dem Schilde führten, die romantische, die jungdeutsche und die jüngstdeutsche, werden hier verglichen und merkwürdige Übereinstimmungen nachgewiesen. Sowohl die romantische als die jungdeutsche und die jüngstdeutsche Schule haben ihre Auflehnung gegen die bestehenden Literaturzustände auf eine bewußt und unbewußt falsche Auffassung dieser Zustände gestützt. So haben die Revolutionäre der achtziger Jahre die großen Talente, die noch fühlbar nachwirkten (wie Hebbel und Ludwig) und die wirklich schaffenden Kräfte (wie Freytag, Reuter, Keller, Storm, Raabe, K. F. Meyer) totgeschwiegen und sind gegen das Zerrbild einer Literatur, deren höchste Vertreter die Backfischlyriker und die Gartenlaubenerzählerinnen, die Lindau und Blumenthal, die Wolff, Ebers

und Dahn waren, Sturm gelaufen, obwohl über deren wirklichen Wert oder Unwert kein wahrer Kenner im unklaren war. Ferner ist jenen Bewegungen gemeinsam der maßlose Anspruch, die eigentliche Poesie erst von sich aus zu datieren, das Bestreben, die bisherige poetische Entwickelung als eine untergeordnete Vorstufe erscheinen zu lassen, endlich die Tatsache, daß das ursprünglich ins Auge gefaßte Ziel nach Verlauf eines Jahrzehntes den Blicken ganz entschwunden ist und einem völlig verschiedenartigen Platz gemacht hat. So ist an die Stelle des hitzigen Naturalismus, mit dem Jüngstdeutschland dreinfuhr, die symbolistische Schule in den Vordergrund getreten. Auch wird als gemeinsames Kennzeichen literarischer Revolutionen die leidenschaftliche Feindseligkeit gegen eine hervorragende Gestalt aus dem Kreise der Gegner nachgewiesen. So mußte Paul Heyse bei den Modernen die Rolle übernehmen, die die spätere Romantik Goethe, das junge Deutschland Tieck zuteilten. Nach alledem kommt Stern zu dem Schlusse, daß keine wahrhafte Kritik, der es um die Dichtung oder Kunst ernst ist, den Fanatismus einer revolutionären Literatur- oder Kunstpartei teilen darf. Anderseits aber wahrt er sich selbst dem wilden Treiben der Umstürzler gegenüber volle Unbefangenheit. Er ist freimütig genug, anzuerkennen, daß die moderne Bewegung in bezug auf das Walten des künstlerischen Geistes ein weit besseres Bild als die jungdeutsche gewährt. Er hebt nachdrücklich hervor, daß das, was eine jede der Revolutionen erstrebt und bevorzugt, im innersten Wesen zu verschieden ist und darum verschiedene Würdigung fordert. Endlich verkennt er nicht die wirklichen Leistungen und den Gewinn, den die Literatur aus den revolutionären Bewegungen gezogen hat, und stellt z. B. nicht in Abrede, daß „die entschlossenen Zustandsschilderungen und der Wahrheitsfanatismus unserer Naturalisten den Sinn aller wirklichen Talente für die Natur gestärkt und das Gewissen gegen die Sünden der leblosen Überlieferung geschärft haben".

Die Rücksicht auf den Raum verbietet, dem Inhalte der nun folgenden Charakteristiken in ähnlicher Weise wie dem dieses bedeutenden Aufsatzes nachzugehen. Bekundet dieser aber den umsichtigen und scharfblickenden Historiker, so tritt in jenen der Meister des ästhetischen Feingefühls und der lebensvollen Bildniszeichnung glänzend hervor. Die erste Abhandlung schildert den großen Schweizer Konrad Ferdinand Meyer, den tiefernsten Künstler mit dem schwerflüssigen Naturell und der scharfgeprägten Sonderart. Die zweite, die umfangreichste und vollendetste des ganzen Buches, folgt der langen dichterischen Laufbahn Paul Heyses mit liebevoller, aber völlig unbefangener Betrachtung, gleichweit entfernt von der einst beliebten Vergötterung wie von der später Mode werdenden schnöden Herabziehung. Sinnvoll werden am Schlusse Heyses eigene Verse auf ihn angewendet:

. . . „Er diente dem Gott, der ihm der wahre geschienen.
Sag', was kann ein Sterblicher mehr? Drum mag es auch mir nun,
Den zu anderen Glauben das Herz hindrängte, vergönnt sein,
Meinen Göttern getreu hinfort mein Wesen zu treiben,
Wie ich muß und vermag."

Eine geistreiche Skizze gilt ferner der lebensvollen Dichternatur des immer noch zu wenig gekannten Wilhelm Hertz, der uns den prachtvollen „Bruder Rausch" und die herrliche Nachdichtung von Gottfrieds „Tristan und Isolde" schenkte; ausführlicher zeichnet der nächste Aufsatz das anheimelnde Bildnis von Frau Marie v. Ebner-Eschenbach, der „größten deutschen Dichterin des jüngsten Menschenalters". Der minder starken, aber nicht minder liebenswerten und echten Persönlichkeit eines anderen Deutsch-Österreichers, des trefflichen Ferdinand v. Saar, wird eine warm empfundene und gerecht abwägende Würdigung zuteil, und das Herz geht einem auf bei dem mit besonders lebhaften Farben gemalten Bilde des köstlichen Hans Hoffmann, eines von denen, die nie dem Baal geopfert haben; freilich war es auch eine besonders dankbare Aufgabe, den Prachtmenschen mit seinem tiefen Humor, seiner heiteren Selbstironie, seinem goldechten Dichterherzen zu schildern. Die Reihe der deutschen Dichter schließen zwei Vertreter der „Moderne" und zwar zwei der allerbesten. Es ist hocherfreulich zu sehen, mit welcher Unbefangenheit Stern dem so oft ganz falsch beurteilten Max Halbe und dem von der Nation noch lange nicht nach Gebühr gewürdigten leider allzu früh verstorbenen Wilhelm v. Polenz gerecht wird. Die letzten Bogen bringen endlich noch einige hervorragende Ausländer zur Geltung, nämlich Turgenjew, die beiden Goncourt, Guy de Maupassant, Giovanni Verga, Sophus Bauditz und August Strindberg.

Indem ich auf den Anspruch verzichte, mit diesen flüchtigen Andeutungen von der geistigen Leistung, die das ganze Werk, vollends zusammen mit dem ersten Bande, bedeutet, eine Vorstellung zu geben, bleibt mir nur übrig, den Leser auf das Buch selbst zu verweisen. Meiner Überzeugung nach können an innerem Gehalt und Wert, wie an Vollendung der Form nicht viele in seinem Gebiete sich mit ihm messen. Es wäre überflüssig, einem solchen Werke, das für sich selber spricht und ohne Zweifel zu denen, die bleiben werden, gehört, eine besondere Empfehlung mit auf den Weg geben zu wollen.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben und eingeleitet von August Sauer. 654 S. Preis 8,40 M. Berlin W. 35, B. Behrs Verlag (E. Bock), 1901.

Zu einer richtigen Würdigung der Arbeit von Sauer kann die Kritik nur gelangen, wenn sie sich bewußt bleibt, daß der Verfasser bei der eigenartigen Aufgabe, deren Lösung er sich in seinem Sammelwerke gestellt hat, die Gedichte unmöglich nach dem ästhetischen Standpunkt, nicht einmal in erster Linie, vielmehr nach dem kulturhistorischen auswählen durfte. Wer sich die Mühe nimmt, nicht nur bei den Riesen des Waldes, sondern auch bei dem niederen Gestrüpp zu verweilen, wird bald innewerden, daß der ganze vielstimmige Chorus der deutschen Poeten zu Worte kommen mußte, wenn das Bild der sanges-

freudigsten Zeit unserer neueren Kultur in satten Farben ausgeführt erscheinen sollte. Alle dichterischen Generationen des zu Ende gehenden Jahrhunderts beteiligten sich an der poetischen Begrüßung des neuen. Den meisten Platz nehmen selbstverständlich die Lyriker ein; von den Großen ist Schiller, in dessen Gedichten, z. B. in den Künstlern, im Prolog zum Wallenstein, sich schon frühe eine Anspielung auf das Jahrhundertende befindet, mit dem Bruchstücke eines geplanten Säkulargedichtes (S. 189flg.) vertreten; an zweiter Stelle steht das Dramatische, darunter Paläophron und Neoterpe von Goethe. Eine Anzahl der Säkulardichter nimmt an dem Terminstreit, der eine reiche Literatur hervorrief, lebhaften Anteil, ob das neue Jahrhundert mit dem 1. Januar 1800, wie C. Fr. Gauß wollte, oder erst mit dem 1. Januar 1801 beginne, welch letzteren Standpunkt der Physiker Lichtenberg, dem sich die Astronomen anschlossen, vertrat. In bezug auf die Wertschätzung erscheint den Säkulardichtern das vergangene Jahrhundert als das „große", und die Hoffnung auf ewigen Frieden und die Sehnsucht nach der Rückkehr des goldenen Zeitalters bilden die Grundmotive, die in mehr oder weniger deutlicher Weise in fast allen Gedichten zum Ausdruck gelangen. Während von älteren Jahrhundertfeiern nur sehr dürftige Nachrichten vorliegen, bietet Sauer von dieser Wende eine, wenn auch selbstverständlich nicht erschöpfende, jedoch sehr reichhaltige Sammlung, die hoffentlich zu ähnlichen Arbeiten kulturhistorischer Bedeutung bei künftigen Jahrhundertwenden Anlaß gibt.

Dresden. **H. Unbescheid.**

Otto von Sothen, Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen. Mit 9 Übersichtskärtchen. 138 S. geh. 1 M., geb. 1,25 M. Leipzig, Teubner, 1904.

Öffentliche Vorträge, die der Kommandeur der Kriegsschule in Kassel, Major von Sothen, im Winter 1903/04 in Hamburg gehalten hat, erscheinen hier gekürzt auf Ersuchen des Teubnerschen Verlags als 59. Bändchen der vortrefflichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Für den nicht im Besitze ausführlicher Schlachtpläne befindlichen Leser wird die Brauchbarkeit wesentlicher Teile des Bändchens durch die beigegebenen 9 Übersichtskärtchen bedingt, die sich durch ihre Klarheit vorteilhaft auszeichnen. Der zweite, vierte und fünfte Vortrag sind nämlich der Kriegführung Napoleons I. und Moltkes gewidmet und behandeln die Operationen und Kämpfe von Jena, Königgrätz und Sedan, während der erste, dritte und sechste Vortrag Darstellungen der preußischen, bzw. der deutschen Armee und ihres Offizierkorps im Jahre 1806, nach den Befreiungskriegen und nach 1870 sind. Dabei enthält der dritte Vortrag noch eine Betrachtung der Reorganisation von 1860, der letzte einen an die neueste militärische Sensations-Belletristik angeknüpften Ausblick in die Zukunft des deutschen Heeres.

Die Vorträge zeichnen sich sämtlich durch vollkommene Sachlichkeit, fachmännische Umsicht und klare Anschaulichkeit aus; es gereicht ihnen zum Vorteil,

daß der Ton des Vortrags ihnen gewahrt geblieben ist. Mehrfach werden, besonders in den Vorträgen über die preußische Armee, überlieferte Vorstellungen und darauf beruhende schiefe Urteile berichtigt, so das ungünstige Urteil über das preußische Offizierkorps von 1806, das „besser war als sein Ruf" (S. 21); denn „die Offiziere von Jena und Auerstedt waren auch die von Leipzig und Belle-Alliance" (S. 20); Blücher, Tauentzien, York, Kleist, Bülow, die ruhmgekrönten Führer von 1813, befanden sich schon 1806 sämtlich in höheren Stellungen. Ebenso „haben unsere sämtlichen höheren Führer von 1866 und 1870 bereits der Armee Friedrich Wilhelms III. angehört. Ihre Lehrjahre fallen in jene stille Zeit von 1815 — 1840", auf die als „steifleinene" mitleidig und von oben herab zu blicken man unrecht tut (S. 58).

Die Besprechung der Moltkeschen Krieg- und Schlachtenführung leitet der Verfasser treffend mit dem Hinweis darauf ein, daß ihre Abweichungen von der Napoleonischen hauptsächlich aus der modernen Kulturentwickelung (Eisenbahnen, Telegraphen, Straßennetz!) sich ergeben, und kommt so zu dem überaus klaren und einfachen Satze: „Napoleon vereinigte seine Streitkräfte *vor*, Moltke *in* der Schlacht" (S. 61). Dazu kommt freilich noch ein anderer Unterschied von ausschlaggebender Bedeutung: Moltke durfte die Einzelheiten der Ausführung seines strategischen Planes der Einsicht und der Selbsttätigkeit der Armeeführer überlassen; das bekannteste Beispiel dafür ist der Befehl des Kronprinzen Albert von Sachsen in der Nacht vom 31. August zum 1. September 1870 zum Vormarsch seiner Truppen nach La Moncelle, der fünf Stunden später im Auftrag des Königs Wilhelm vom Hauptquartier aus von ihm gefordert wurde. Leider ist gerade das S. 108 von Sothen nicht genügend deutlich gemacht. Sehr richtig heißt es nun S. 77: „So hatte Napoleon mit seinen Marschällen nicht verfahren können", womit man S. 28 vergleiche: „. . . seine nur zur strikten Ausführung der kaiserlichen Befehle erzogenen Unterführer versagten trotz aller Routine, sobald sie auf sich selbst gestellt waren. Seine Marschälle haben Napoleon ruiniert, und sein geistiges Erbe ging auf die preußische Armee über." Ein ebenso großartiges Zeugnis der Selbsttätigkeit deutscher Heerführer bilden die Maßregeln des Prinzen Friedrich Karl am Nachmittag des 2. Juli 1866, durch die er auf eigene Verantwortung die entscheidende Schlacht des nächsten Tages herbeiführte. Auch hier sagt der Verfasser mit Recht: „Welcher Napoleonische Marschall würde wohl selbständig einen so folgenschweren Entschluß auf sich genommen haben?" (S. 80.)

Einen Fehler wird dem sachkundigen Verfasser in seinen Darstellungen der Kriegsvorgänge schwerlich jemand nachweisen können, doch ist es mindestens eine Ungerechtigkeit gegen die Sachsen, wenn er bei der Besprechung der Schlacht von Königgrätz von dem „Rückzug der allmählich zu einer formlosen Masse zerfließenden österreichisch-*sächsischen* Heereskörper" spricht (S. 87). Der Rückzug der Sachsen unter Kronprinz Albert erfolgte vielmehr bekanntlich in musterhafter Ordnung.

Aus den Ausführungen über das deutsche Heer seit 1870/71 ist hervorzuheben, daß der Verfasser die Vorzüge der dreijährigen Dienstzeit für die Disziplin nicht verkennt und gleichwohl in der neuen Einrichtung einen großen Fortschritt gegen die Zustände vor 1893 erblickt (S. 117). Das neue Exerzierreglement Kaiser Wilhelms II. für die Infanterie aus dem Jahre 1888 nennt er „ein würdiges Gegenstück zu dem Scharnhorstschen Reglement von 1812" (S. 120).

Auf den letzten Seiten des Bändchens nimmt der Verfasser Stellung zu den neuesten Erscheinungen der belletristischen Militärliteratur, besonders zu dem Bühnenstück „Rosenmontag", gegen dessen Bezeichnung als „Offizierstragödie", wenn sie typisch gedeutet sein will, er im Namen des deutschen Offizierkorps Verwahrung einlegt, und zu dem Tendenzroman „Jena oder Sedan?", von dem es sehr treffend heißt: „Mit solchen Romanen wird nichts, aber sicherlich gar nichts gebessert. Sie schaffen dem Volke Beunruhigung, den unreifen Elementen im Heere Unzufriedenheit und besorgen — einerlei, ob bona oder mala fide — die Geschäfte der Sozialdemokratie" (S. 136 flg.). Hiernach beschließt der Verfasser seine ebenso lehrreichen als fesselnden Darlegungen mit dem Ausdruck vollen Vertrauens in die Tüchtigkeit des ruhmreichen deutschen Heeres, das auch wir von ganzem Herzen teilen, und zu dem doch wahrlich auch seine gegenwärtige Bewährung in überaus schwieriger Aufgabe in reichem Maße berechtigt. Dem Teubnerschen Verlage gebührt ein besonderer Dank für das Verdienst, diese vorzüglichen Vorträge den weitesten Kreisen dauernd und billig zugänglich gemacht zu haben.

Dresden. Dr. **Bassenge.**

I. Evers, M., Direktor, und Walz, H., Professor am Gymnasium zu Barmen, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Bearbeitung des Döbelner Lesebuchs für Mittel- und Norddeutschland. Fünfter Teil: Obertertia. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1902. VIII u. 332 S.

II. Hofmann, Fritz, Dr., Oberlehrer an der städtischen Realschule zu Köpenick. Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. I. Teil: Sexta bis Quarta. Zugleich 3. Auflage der Grundzüge der deutschen Grammatik von F. Wüseke. VIII u. 107 S. II. Teil: Untertertia bis Untersekunda. VII u. 88 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1902.

Die Verfasser beider recht empfehlenswerten Werke haben die bisher erprobten leitenden Gesichtspunkte und Grundsätze ihrer Vorbilder zwar beibehalten, aber doch, und zwar namentlich Evers und Walz, so viele neue Gesichtspunkte in der Auswahl und Anordnung des schon so mannigfach bearbeiteten Unterrichtsstoffes aufgestellt, daß man ihre Lehrbücher nicht selten als gänzliche Umarbeitungen, wie sie allerdings durch die Bestimmungen der

neuesten Lehrordnungen und die Regeln unserer heutigen Orthographie unbedingt geboten waren, betrachten kann.

I. enthält in 6 Gruppen zunächst einige altberühmte, in neuester Zeit aber nicht allzuhäufig in ähnlichen Büchern anzutreffende Erzählungen von Immermann (Aus Westfalen: Der Oberhof und Der Hofschulze; für Westdeutschland ganz besonders wichtig), Eichendorff, Seume, Nettelbeck, Jacobs und Auerbach, dann der Reihe nach, den jüngst ergangenen amtlichen Vorschriften gemäß, Literaturgeschichtliches in trefflicher Auswahl aus Lessings, Goethes, Schillers und Uhlands Leben, Geschichtliches von der Zeit der olympischen Spiele an bis Friedrich Wilhelm I., Naturgeschichtliches, Aus der Länder- und Völkerkunde und kleine Abhandlungen, Gespräche und Briefe. Unter letzteren befinden sich z. B. der Brief von Matthias Claudius an seinen Sohn Johannes, zwei Briefe Schillers vom April 1796 und Mai 1802 an seine Schwester Christophine Reinwald, der bekannte Brief der Königin Luise an ihren Vater vom Jahre 1808 über die politischen Zustände und namentlich die Eigenschaften ihrer Kinder, sowie Kaiser Wilhelms I. Schreiben an die deutschen Fürsten vom 14. Januar 1871. Die Auswahl aus Gustav Freytags „Bildern" ist für Obertertia recht wohl geeignet und nicht zu schwer, wie denn auch sein Roman „Soll und Haben" tatsächlich von Aufsichtsbehörden zur Anschaffung für die Schülerlesebibliothek dieser Klasse empfohlen ist.

Im poetischen Teile sind mit Recht vorzugsweise Goethe, Schiller und Uhland, aber auch Lenau, Gerok, Geibel, Fontane, v. Wildenbruch u. a. berücksichtigt, und zwar, was nur zu loben sein dürfte, in chronologischer Reihenfolge der Gedichte, nicht, wie sonst vielfach üblich, nach sachlichen Gesichtspunkten.

Der beigefügte Anhang, welcher kurze, aber völlig ausreichende Mitteilungen über Leben und Entwickelungsgang der behandelten Dichter, die Dichtungsarten und poetischen Formen enthält, erhöht die Brauchbarkeit der Arbeit nicht unwesentlich.

II. Ist im ersten Teile hervorgegangen aus Wüsekes Grundzügen der deutschen Grammatik, Leipzig, B. G. Teubner 1902, bietet aber vielfache Abweichungen von diesem Buch, namentlich hinsichtlich der Formenlehre, die bei weitem ausführlicher und mit besonderer Rücksicht auf Realanstalten von Hofmann bearbeitet ist, und der Beispiele, die vorwiegend den Schülern bekannten Gedichten entstammen. Auch ist die Behandlung der Orthographie, und zwar der neuesten, hinzugefügt, indem bei Sexta die wichtigsten Regeln über die Schreibung deutscher Erbwörter und bei den beiden folgenden Klassen die über die Fremdwörter mitgeteilt werden. Dies geschieht bei Quinta unter Zugrundelegung der konsonantischen Laute, bei Quarta unter Berücksichtigung der vokalischen, deren Besprechung, wie Verfasser richtig erkannt hat, meist den Hinweis auf das Französische nötig macht.

Genauer als bei Wüseke ist auch die Interpunktionslehre dargestellt, die sich in Verbindung mit den grammatischen Regeln durch alle drei untere Klassen hinzieht. Volle Beachtung verdient endlich der Anhang, welcher ein

alphabetiſches Verzeichnis wichtiger Fremdwörter bzw. Lehnwörter nebſt ihrer Verdeutſchung oder Erklärung bietet.

Im zweiten Teile, der urſprünglich als Programmarbeit des Verfaſſers und als Sonderabdruck davon unter dem Titel: „Hilfsbüchlein für den deutſchen Unterricht an den Mittelklaſſen höherer Lehranſtalten", Oſtern 1901 bei B. G. Teubner erſchienen iſt, iſt beſonders wichtig der neu hinzugekommene Abſchnitt über Schwierigkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs. Recht gelungen ſind endlich die Abſchnitte aus der Literaturgeſchichte, wenig verändert die über Metrik, Poetik und Stiliſtik.

Die Begriffe der Apoſiopeſis und Metonymie verſteht ein Schüler der oberſten Klaſſe einer Realſchule ſehr wohl.

Sachliche Verſehen oder Unebenheiten im Ausdruck haben wir nirgends gefunden.

Wollſtein. Dir. Dr. **Karl Löſchhorn.**

Zeitſchriften.

Literaturblatt für germaniſche und romaniſche Philologie. 26. Jahrg. 1905. Nr. 1. Inhalt: Sütterlin, Das Weſen der ſprachlichen Gebilde. Beſprochen von Hermann. — Lohmeyer, Die Hauptgeſetze der germaniſchen Flußnamengebung. Beſprochen von Ehrismann. — Vogt, Die Wortwiederholung, ein Stilmittel im Ortnit und Wolfdietrich. Beſprochen von Behaghel. — Sandbach, The Nibelungenlied and Gudrun in England and America. Beſprochen von Panzer. — Hügli, Die romaniſchen Strophen in der Dichtung deutſcher Romantiker. Beſprochen von Brenner.

Modern Philology. Vol. II. Nr. 2. Oktober 1904. Inhalt: Richard M. Meyer, Die Audienz beim Fürſten. Geſchichte eines literariſchen Motivs.

Finkenblätter. 7. Jahrg. Nr. 52. Inhalt: Höhere Schule und Erziehung. Von Dr. Johannes Binder.

Neue Jahrbücher für das klaſſiſche Altertum, Geſchichte und deutſche Literatur und für Pädagogik. 8. Jahrg. 1905. XV. und XVI. Bandes 1. Heft. Inhalt: Erfundenes und Überliefertes bei Homer. Von Gymnaſialdirektor Prof. Dr. Paul Cauer in Düſſeldorf. — Die Schickſale des Hellenismus in der bildenden Kunſt. (Mit einer Tafel und vier Abbildungen im Text.) Von Hofrat Prof. Dr. Joſef Strzygowski in Graz. — Antike und moderne Totengebräuche. Von Oberlehrer Dr. Ernſt Samter in Berlin. — Lebenswahrheit dichteriſcher Geſtalten. Von Prof. Dr. Richard M. Meyer in Berlin. — Bismarck und Laſſalle. Von Gymnaſialdirektor Prof. Emil Stutzer in Görlitz. — Pädagogiſche Prüfungsarbeiten. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Münch in Berlin. — Wie mildert man die Furcht vor dem Extemporale? Von Gymnaſialoberlehrer Dr. Richard Pappritz in Frankfurt a. M. — Die Weckung des hiſtoriſchen Sinnes bei den Schülern der höheren Lehranſtalten. Von Prof. Dr. Wilhelm Soltau in Zabern.

Monatſchrift für höhere Schulen. IV. Jahrg. 2. Heft, Februar. Inhalt: Was kann geſchehen, um den Gymnaſialſtudien auf der oberen Stufe eine freiere Geſtalt zu geben? Von Prof. Dr. Fr. Paulſen an der Univerſität Berlin. — „Der Bildungsrückſchritt." Von Geh. Oberregierungsrat Dr. A. Matthias in Berlin. — Die Abiturientenarbeiten vor hundert Jahren. Von Direktor Prof. Dr. R. Mücke in Ilfeld.

Antiquitäten-Rundſchau. Zeitſchrift für Muſeen, Sammler und Antiquare. III. Jahrg. Heft 1, 1. Januar 1905. Schiller-Nummer.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 20. Jahrg. Nr. 1. Inhalt: Aufruf an alle guten Deutschen. — Deutsches aus Amerika Von O. Streicher. — Wacker! Von Prof. Dr. Paul Pietsch. — Verdienter Spott. Von Pfarrer Eduard Blocher. — O diese Fremdwörter! Von Wilh. Strecker. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

— Nr 2. Inhalt: Ein Kriegsmann und Sprachfreund aus dem Dreißigjährigen Kriege. Von Dr. J. Ernst Wülfing — Goethes Verhältnis zu den Fremdwörtern nach den Neubearbeitungen seiner Werke. II. Von Prof. Dr. Th. Matthias. — Zum Gebrauch von dessen und deren. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel — Urteil eines Philosophen über den Gebrauch der Fremdwörter. Von Dr. Adolf Richter. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Band, Heft 1. Inhalt: Richard Förster, Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit. — Paul Besson, Heines Beziehungen zu Victor Hugo.

Archiv für Kulturgeschichte. 3. Band, Heft 1. Inhalt: Struwwelpeter. Von Universitätsprofessor Dr. Rich. M. Meyer in Berlin. — Flavius Wilhelmus Raimundus Mithridates. Der erste fahrende Kölner Hebraist und Humanist. Von Universitätsprofessor Dr. G. Bauch in Breslau. — Zur Geschichte der Liebe als Krankheit. Von Dozent Dr. Hjalmar Crohns in Helsingfors.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XIII, Heft 1. Inhalt: Dr. Chr. Gruber, Zum Gedächtnis Friedrich Ratzels. — Fr. Ulm, Der Zeichenunterricht als Träger der Kunstbildung.

Neu erschienene Bücher.

Robertino, Zur Kurzweil. Unterhaltendes und Belehrendes für die Jugend in Poesie und Prosa. Stuttgart, Strecker u. Schröder. 1904. 59 S.

H. Stelling, Aus Bismarcks Familienbriefen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1905. 152 S.

Dr. J. Loewenberg, Detlev von Liliencron. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 31 S.

Johannes Meyer, Methodischer Leitfaden für den Unterricht in der Rechtschreibung. 6. verb. Aufl. Leipzig, Dürr. 1905. 281 S.

Fr. Ortwirth, Kleine deutsche Grammatik. I. Teil: Wortlehre. Wiesbaden, Otto Nemnich. 1904. 145 S.

Rede auf Schiller von Jakob Grimm. Mit Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 31 S.

Fr. Rich. Schiele, Deutscher Glaube. Leipzig, Dürr. 1905. 160 S.

Dr. Richard Hennig, Wunder und Wissenschaft. Eine Kritik und Erklärung der okkulten Phänomene. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 247 S.

Dr. J. Loewenberg, Deutsche Dichterabende. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 198 S.

Auswahl aus den Kleinen Schriften Jakob Grimms. Hamburg, Gutenberg-Verlag. 1904. 286 S.

Prof. Dr. Richard Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 128 S.

Ludwig Löser, Herostrat von Ephesus. Tragödie. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1904. 96 S.

R. Günther, Deutsche Lautlehre und Sprachgeschichte für Lehrerseminare. 5. Aufl. Leipzig, Dürr. 1905. 132 S.

Dr. Oskar Dähnhardt, Friedrich Schiller. Festgabe für die deutsche Schuljugend bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Leipzig, Dürr. 1905. 396 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Zu Adolf Sterns ſiebzigſtem Geburtstag.

Von **Gotthold Klee** in Bautzen.

Faſt unwahrſcheinlich möcht' es uns dünken, daß der Mann, der ungebeugten Hauptes und friſchen Geiſtes im Amte wie im Verkehr mit Freunden, Schülern und Kollegen die Macht ſeiner Perſönlichkeit noch täglich erprobt, der mit unverminderter Kraft und Luſt eine reiche Gabe nach der anderen auf unſere Büchertiſche legt, am 14. Juni dieſes Jahres den Lebensabſchnitt beginnt, dem der Volksreim und der Sprachgebrauch mit gutem Fug den Namen des Greiſenalters beigelegt hat. Und doch iſt es ſo. Der 14. Juni wird eine auserleſene, froh bewegte Schar um Adolf Stern in herzlichem Vereine verſammeln; und es wird vorausſichtlich keine kleine Schar ſein, und keinen darunter wird ein Zweifel anwandeln, warum er dieſen Tag mitfeiert.

Aber es leben Tauſende, die den Gefeierten nur aus ſeinen Schriften kennen, und auch für ſolche möchte hinreichender Anlaß vorliegen, am Mittwoch der diesjährigen Pfingſtwoche des ſeltenen Mannes zu gedenken, der als Gelehrter wie als Dichter auf Ehrerbietung, Liebe und Dankbarkeit gleiches Anrecht hat. Auch dieſen Blättern, die von Anfang an keineswegs nur der unterrichtlichen Praxis und der fachwiſſenſchaftlichen Belehrung dienen wollten, die allzeit eine gern geöffnete Stätte für allgemeinere Bildung des Geiſtes geweſen ſind, ziemt es zu bezeugen, daß Adolf Sterns Verdienſte an ſeinem Ehrentage vom deutſchen Lehrerſtande warm und verſtändnisvoll empfunden werden.

Es iſt doch ein ſeltenes und köſtliches Ding, zurückblicken zu dürfen auf ein Leben voll des reinſten menſchlichen Willens, voll ſtiller begeiſterter Arbeit, voll unerſchütterten Glaubens an echte Kunſt und Wiſſenſchaft, voll redlichſter Hingabe an die ewigen Ideale inmitten des Sturmes und Kampfes der Meinungen, auf ein Leben, das reiche Frucht getragen hat im Reich der Geiſter, wenn auch das Volk, dem dies Leben geweiht war, den vollen Dank dafür noch ſchuldig blieb. Es iſt ja Zeit — freilich hohe Zeit — dieſen Dank noch voll zu zahlen: noch weilt ja der Dichter und Gelehrte, der nun ins achte Jahrzehnt des Lebens tritt, in ungeſchwächter Kraft des

Strebens und Schaffens unter uns, noch erglüht seine Wange so jugendlich wie vor fünfzig Jahren im festen Glauben an das Gute, Wahre und Schöne.

Nur in kurzen Worten soll hier heute an den Gelehrten Stern erinnert werden, zumal sich erst vor wenigen Wochen bei der Anzeige seiner neuen „Studien zur Literatur der Gegenwart" Gelegenheit bot, ihm gerecht zu werden. Zudem steht Sterns Ruf als eines Meisters der Literaturgeschichte schon lange fest: mit der vorzüglichen Ausgabe der Werke Körners, Otto Ludwigs und einer stattlichen Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen (wir erinnern nur an die aufschlußreichen Arbeiten über den Dichter der Insel Felsenburg, über den Untergang des alten englischen Theaters, über Körners Vater und an seine zahlreichen Beiträge zur Goethephilologie) hat er sich in der „Zunft" einen hochgeachteten Namen erworben; auf breite Kreise aber erstreckt sich seine Wirksamkeit in seinen großangelegten, weitumfassenden Werken „Geschichte der neuen Literatur" und „Geschichte der Weltliteratur". Hier bewähren sich alle Eigenschaften des echten Historikers: erstaunliches Wissen, sichere Methode, klares, unbeirrtes Urteil, hoher geschichtlicher Standpunkt, vornehme und anmutige Darstellung. Besonderen Dank hat man es ferner Adolf Stern gewußt, daß er in den beiden Bänden „Studien" und in der vortrefflichen Fortsetzung zu Vilmars altbekanntem Buche, der soeben in 5. Auflage erschienenen „Deutschen Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart", dem vielumstrittenen Gebiete des zeitgenössischen Schrifttums seine reife und feinfühlige ästhetische Erkenntnis zugute kommen ließ. Und ebensowenig sind die Verdienste ungewürdigt geblieben, die er sich um Anerkennung und Verständnis Hebbels, Otto Ludwigs, Gottfried Kellers u. a. erworben hat zu einer Zeit, da das Publikum verständnislos, die tonangebende Kritik oft sogar feindselig diesen Großen gegenüberstand. Seine Biographie Otto Ludwigs insbesondere gilt mit Recht für das Muster einer schlichtsachlichen und zugleich tiefeindringenden Beschreibung eines Dichterlebens. Der Erfolg der meisten dieser Schriften beweist am besten, daß Stern, der alle kleinlichen Reizmittelchen verschmäht und sich nie einer Clique angeschlossen hat, durch seine gediegene Kunst der Darstellung auch die Gleichgültigkeit des großen Publikums zu überwinden vermag. Töricht aber ist ganz gewiß der Tadel eines ungenannten Kritikers, daß der Verfasser für einen Literarhistoriker „zu viel Dichter" sei. Nein, gerade weil Stern selbst ein echter Dichter ist, besitzt er die Feinfühligkeit in besonders hohem Grade, die dem wahren Ästheten eigen sein muß.

Ist nun wohl die Zeit gekommen, da man dem hochverdienten, selbstlosen Manne, der zu stolz bescheiden ist, in irgendeinem seiner Bücher,

sooft dazu Gelegenheit und Grund wäre, seiner poetischen Tätigkeit nur mit einem Worte zu erwähnen, der sein ganzes langes Leben hindurch das Gute in jeder Gestalt zu erkennen und zu rühmen bereit war, seinerseits als Dichter volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wird? Seit einigen Jahren mehren sich die Anzeichen, die dafür sprechen, in erfreulicher Weise. Wenigstens, daß Stern einer unserer vortrefflichsten Novellisten ist, wird endlich in weiten Kreisen anerkannt.

In der Tat tritt die Vereinigung der Eigenschaften, die den wahren Poeten machen, in Sterns Novellen wohl am herrlichsten hervor. Er hat sich mit ihnen ohne Zweifel unseren ersten Erzählern selbständig und ebenbürtig an die Seite gestellt. Man bewundert nicht nur des Dichters Formvollendung, Stimmungsreichtum, Gestaltungskraft und Darstellungskunst; man fühlt sich auch innig ergriffen durch das warme Mitempfinden, das gesund und tief fühlende Herz, das diesen Dichtungen das eigentliche innere Leben verleiht. Oder wäre es möglich, z. B. jene mit unvergleichlicher Zartheit ausgeführte Seelenschilderung „Der Pate des Todes“ oder jene herrliche Mischung erquickenden Humors und herzlichen Ernstes „Das Weihnachtsoratorium“ ohne den wärmsten Anteil zu lesen? Könnte ein Leser, der jene grandiosen Gemälde auf geschichtlichem Hintergrunde wie „Die Flut des Lebens“, „Vor Leyden“ „Die Wiedertäufer“, „Violanda Robustella“ u. a. kennen gelernt hat, jemals die meisterhaft umrissenen Menschengestalten, die wundervoll abgestimmte Landschaft, die Fülle glühender und leuchtender Farbenpracht und den tief menschlichen Vollgehalt vergessen, die diese Erzählungen den großen Mustern der ganzen Gattung anreihen? Fast überall findet man in Sterns Novellen feine und kraftvolle Charakteristik, wirkungsvoll spannenden Aufbau, Anschaulichkeit und Stimmungsfülle.

Was von diesen kleinen Meisterstücken gilt, daß sie nicht nur fesseln, ergreifen und rühren, daß ihnen auch eine erhebende, reinigende Kraft innewohnt, das läßt sich nun auch von Sterns besten Romanen sagen, die leider noch viel zu wenig nach Gebühr anerkannt und gelesen werden. Nur einer von ihnen hat es zu drei Auflagen gebracht, die große historische Erzählung „Die letzten Humanisten“, und selbst von diesem bedeutenden und durch und durch fesselnden Buche ist seit 1889 keine neue Ausgabe nötig geworden. Worin das Werk sich von den sogenannten Professorenromanen himmelweit unterscheidet, das ist der Umstand, daß nicht die Gelehrsamkeit, sondern Herz und Phantasie es geschaffen hat. Es ist unmöglich hier eine eingehende Würdigung dieser schönen Dichtung zu geben; nur so viel sei bemerkt, daß die gegen Ende des 16. Jahrhunderts am Strande von Rügen spielende Handlung, die den damals ganz Deutschland schädigenden Kampf der verknöcherten Orthodoxie gegen die freiere Weltanschauung des Humanismus

widerspiegelt, vom Anfang bis zum fast dramatisch packenden Ende den Leser in ununterbrochener Spannung hält, daß die Charakteristik der Hauptpersonen, besonders des alten Magisters Theodosius Corvinus und des unglücklichen Pfarrers, in ihrer mannigfaltigen Abstufung mit der größten Feinheit durchgeführt ist und daß das kulturgeschichtliche Element überall hinter dem poetisch menschlichen zurücktritt. Auf einen zweiten historischen Roman unsers Dichters, der den Schöpfer der „Lusiaden", den großen Portugiesen Camoens zum Helden hat, genüge der einfache Hinweis. Niemand, der diesen „Camoens" gelesen hat, wird in Abrede stellen, daß er ein tief empfundenes, an ergreifenden Einzelheiten und prachtvollen Schilderungen reiches Dichterwerk ist, wenn hier auch vielleicht der menschliche Anteil am tragischen Geschick des unglücklichen Poeten stellenweise von dem bewundernden Erstaunen über das virtuose Geschick, mit dem Stern uns fremdartige Zustände und Örtlichkeiten vorzaubert, überwogen wird. Als die größte Leistung Sterns auf dem Gebiete des Romans erscheint dem Verfasser dieser Zeilen doch der 1882 erschienene zweibändige Zeitroman „Ohne Ideale". Ein Zeitroman, der immer zeitgemäß bleiben wird; denn was der Dichter in diesem tiefen Werke mittels einer Reihe buntfarbiger, reichbewegter Bilder in packender Lebenswahrheit uns vorführt, das ist, um mit einem einsichtigen Beurteiler zu reden, „der Kampf zwischen einer Weltanschauung, die Leben und Streben noch höheren sittlichen Idealen unterordnet, und dem kaltsinnigen, rein egoistischen Materialismus, der alle jene idealen Leitsterne für überlebt und lächerlich erklärt und sich nur vom eigenen Vorteil im Tun und Handeln leiten läßt". Erwägt man die psychologische Meisterschaft, mit der die Charaktere, vom edlen Baumeister Erich Franken und der lieblichen Felicitas von Herther bis herab zum eitlen Klaviervirtuosen Arsakoff und dem kaltberechnenden Doktor Lohmer, entwickelt werden, die Anschaulichkeit der Schilderungen von der strahlenden Farbenpracht des Lago Maggiore bis zur erschütternden Katastrophe des Grubenunglückes, und den Reichtum an fesselnden Einzelzügen und reifen Gedanken, und erfährt man dann, daß dieser Roman niemals eine zweite Auflage erlebt hat, so steht man vor einem Rätsel, dessen Lösung aber nicht im Dichter, sondern im lieben deutschen Publikum liegt. Ja, wäre das Buch — was allerdings bei seiner durch und durch deutschen Eigenart undenkbar ist — in Frankreich erschienen, es hätte sofort ein paar Übersetzer in Nahrung gesetzt und die Verleger, vor allem aber den Dichter reich gemacht. Zum Beweise, daß wir nicht übertreiben, möge hier wenigstens das Urteil eines berufenen Richters, der nicht leicht ein Wort zu viel sagte, stehen. Gottfried Keller schreibt: „Die erste Lektüre des »Ohne Ideale« war mir ein ununterbrochener, seltsamer, aus stofflichem und formalem Interesse gemischter

Genuß, der auf der durchsichtigen, glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sachlichkeit auf allen Gebieten bei allen idealen Tendenzen einerseits, die treffliche Komposition anderseits haben mich wirklich in Atem gehalten. Die Komposition gipfelt aufs beste in den symmetrischen Abirrungen der geprüften Liebesleute Felicitas und Erich vor ihrer endlichen Vereinigung, und diese Abirrungen sind höchst fein charakterisiert: während sich Felicitas in Ergebung in den väterlichen Willen und in Entsagung zu verlieren droht, besteht Erich ein verlockendes Abenteuer in freier Gesellschaft mit einer Kalypso von schönster Erfindung."

Wie diese reifen Prosadichtungen, so lassen auch Sterns epische und lyrische Gedichte, wenn wir, wie billig, von jugendlichen Versuchen absehen, ihn als einen Poeten von kraftvoll gestaltender Phantasie und seltener Geistes- und Herzensbildung erscheinen. Mag sich beim Lesen der schönsten unter seinen größeren epischen Dichtungen „Johannes Gutenberg" immerhin der fast zu große Bilder- und Gestaltenreichtum etwas verwirrend geltend machen, es bleibt doch eine Schande für den Zeitgeschmack, daß dieses gedankenreiche, formschöne, ergreifende Dichterwerk beim großen Publikum nicht den zehnten Teil der Beachtung fand, die den leichten Verseleien eines Julius Wolff zuteil wurde.

Das überwiegend epische Talent Sterns verleiht auch der in vier Auflagen erschienenen Sammlung seiner „Gedichte" zum Teil ihr vorherrschendes Gepräge. Die halb epischen „Monologe" sind schöne Belege von künstlerischer Reife und seelischer Belebung, und noch höher steht unseres Erachtens die kleine Novelle in Stanzen „Der Lebende hat Recht", ein von feinstem Humor und innigster Empfindung durchwärmtes Bildchen aus dem modernen Leben, wie es Heyse nicht anmutvoller geschaffen hat. Daß Stern die Form des eigentlichen Liedes vollkommen beherrscht, hat er durch die Übersetzung der Gedichte des schwedischen Grafen Snoilsky glänzend bewiesen. Aber auch Klänge, die aus eigenster Empfindung quellen, innerlichste Erlebnisse versteht er als Lyriker in voller Unmittelbarkeit auszutönen. Gerade die anspruchslosesten seiner Lieder greifen ans Herz. Wonne und Weh des Daseins ist unserem Dichter reichlich beschieden gewesen, und wenn das Leid vielleicht vorwiegt, so gab ihm doch Gott das tiefe Glück, zu sagen, wie er leide. Gedichte wie „Denkst du der Mondnacht kühl und klar?", „Einen Kranz aus schlichtem Reis", „Wie ist das Leben bitter arm", „Wie der Sturm schon herbstlich rauscht", „Ich sah im Sonnenglanze", „Aus dem Laube im Baum", „Mit den letzten Rosen" und „Nachklang" dürfen dem Zartesten, Melodischsten und Tiefsten, was die deutsche Lyrik geschaffen hat, zugezählt werden.

Gedenken wir endlich noch des schönen Buches, das der Dichter dem Andenken an seine ihm 1899 entrissene zweite Gattin geweiht hat, „Margarete Stern, ein Künstlerinnenleben", einer der anziehendsten Biographien, die wir besitzen, so glauben wir die bedeutendsten schriftstellerischen Erzeugnisse Sterns erwähnt zu haben. Eine Vergleichung unseres Dichters und Gelehrten mit verwandten Erscheinungen unserer Literaturgeschichte liegt heute nicht in unserer Absicht. Genug, daß ihn „das Eigenste, was ihm allein gehört", von allen anderen deutlich scheidet. Und so sei zum Schluß der Wunsch nicht unterdrückt, daß dem verehrten Manne die Muse und die Arbeitskraft treu bleibe auch ins achte Jahrzehnt des Lebens und, will's Gott, darüber hinaus, damit wir uns neuer köstlicher Früchte seines Geistes und Herzens erfreuen dürfen und ihm das Alter ein heiterer sonnendurchglänzter Abend, verklärt von dankbarer Liebe und Verehrung, werde.

Kinder und Getier bei Detlev von Liliencron.

Von Prof. Dr. **Leo Langer** in Villach.

Der sechzigste Geburtstag Liliencrons hat eine reiche Literatur gezeitigt, die auf den norddeutschen Lyriker und Erzähler wieder aufmerksam machte, die Gesamtausgabe seiner Werke mag wohl vor allem anderen dazu berufen sein, seinen Namen immer weiter zu verbreiten, billige Volksausgaben in handlichen Bändchen dienen demselben Zwecke (z. B. die „Wiesbadener Volksbücher" Nr. 33 und 54) und für die Jugend wurde auch schon eine passende Auswahl getroffen. Doch ist es auch die Pflicht desjenigen, der sich in seine Werke vertieft hat, auf jene Seiten seiner dichterischen Wesenheit hinzuweisen, die sowohl in erziehlichem Sinne ganz besonders hervorragen, als auch wegen ihrer poetischen Kraft gerade in dieser Zeitschrift eine Würdigung verdienen. Denn wir müssen das Gute nehmen, wo wir es finden. Die ideale Gewalt der Klassiker wird in dem deutschen Jugendunterrichte nie verblassen, aber wir dürfen nicht bloß nach rückwärts blicken, sondern müssen fortschreiten in dem unablässig weiterstrebenden Strome der modernen Literatur, die im Herderschen Sinne als Ausfluß ihrer Zeit auch volle Würdigung erheischt. Darum hat auch der Verlag dieser Zeitschrift „Einzelausgaben und Erläuterungsschriften" moderner Dichter neben denen alter Größen sich zur Aufgabe gestellt, darum finden auch literarische Erscheinungen nach Goethes Tode hier eine Heimstätte. Denn in unserer Zeit muß auch ein gesunder Naturalismus Geltung behalten und gesund ist gewiß die Ansicht Liliencrons, der da sagt:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Rätsel aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand. (VIII 127.)[1])

Diese beiden Rätsel vermag Liliencron trefflich zu lösen und er besitzt noch eine Eigenart, die in allen Zeiten und in allen Wandlungen des Kunstgeschmackes gleicher Wertschätzung sich erfreute: er besitzt trotz seiner souveränen, forschen Art ein weiches, fühlendes Herz. Wenn Theodor Lipps in seiner „Psychologie der Dekadenz" dem Dekadententume, der geistigen Perversität „den Kultus des Harten, Grausamen, des rücksichtslosen Hinwegschreitens über die Schwachen" zuschreibt, so hat wohl Liliencron nichts Dekadentes an sich, im Gegenteil; auf ihn paßt das, was Lipps von dem „kraftvoll Gesunden" sagt: „Weibisches, weichliches, feiges Wesen berauscht sich an der Grausamkeit. Der kraftvoll Gesunde trägt auch in sich die Kraft des Mitfühlens. Die Tendenz der Lebensbejahung ist Tendenz der Bejahung des Lebens überall, wo es mir entgegentritt. In der Natur der großen und sich stark fühlenden Persönlichkeit liegt es, sich zu erbarmen, aufzurichten und aufzubauen." Und diese gesunde, mitfühlende Männlichkeit bekundet unser Dichter durch die Liebe zu den am meisten verkannten und geknechteten Lebewesen, durch das weihevolle Sichversenken in die reine Kindes- und die rätselhafte Tierseele. Die Psychologie der Kindesseele ist eine so gewaltige Errungenschaft unserer Zeit, ein so bedeutender Gegenstand moderner Wissenschaft, daß ein Dichter, der das Gemütsleben des Kindes durch den Zauber der Dichtung weiteren Kreisen erschließt, als ernster Kämpfer in den Reihen der Pädagogen und Sozialpolitiker zu schätzen ist, denn eine neue Zukunft baut sich auf dieser individualisierenden Erkenntnis des Kindes auf. In dieser Beziehung ist Liliencron ein Erzieher, und er ist es auch als Tierfreund. Denn die Tierliebe ist nicht bloß ein Zeugnis seines edlen Menschentums, er nimmt auch teil an dem zeitgemäßen Studium der Tierseele, die eine Umwälzung auf dem Gebiete der Seelenkunde, eine Umwertung mancher psychologischer Begriffe zur Folge haben kann und daher gerade jetzt auch weitere Kreise anzieht.[2])

1) Sämtliche Werke bei Schuster & Loeffler (Berlin und Leipzig).

2) Vgl. meine Abhandl. über „Herder und die Kindesseele" (Ztschr. f. Kinderforschung 23. 2. 1904), „M. Ebner v. Eschenbach und die Kindesseele" (Beilage zur Münchn. Allg. Ztg. 5. 6. 1903), über die tierfreundlichen Bestrebungen Eberts, Hebbels, Mörikes (Deutscher Tierfreund V 7, 12, VI 10), Klopstocks, der Ebner-Eschenbach (Wiener Tierfreund 57, 3, 10, 11) und über „Herder und die Tierseele" (Wiener Abendpost 16. 12. 1903).

Aber gerade dieſe beiden Seiten wurden in der Liliencron-Literatur nicht eingehend gewürdigt. Und doch ſind ſie auch deshalb von Wert, weil er die Geſtalt des Kindes und das reiche Tierleben ſeiner Heimat als poetiſches Schmuck- und Stimmungsmittel benutzt, weil beide unzertrennlich ſind von ſeiner dichteriſchen Technik, weil das ſchwierige Verſtändnis lyriſcher Formen gerade bei dieſem Meiſter einer neuen Kunſt trefflich gelernt werden kann.

Liliencron iſt vor allem ein warmer Kinderfreund. Mitten aus der forſchen, leichtbeſchwingten Art ſeiner Dichtung tönt uns der innige Ton ſeiner Kindesliebe doppelt wohltuend entgegen, zumal wir dieſe an dem rauheren Manne ganz beſonders ſchätzen müſſen.

Wehmütig denkt der Dichter zurück an die ſeligen Zeiten der Kindheit. „Alt geworden" iſt er, doch der Garten bleibt ihm unvergeſſen, der des Kindes Welt enthielt.

Ob in ſeinen engen Wegen
Noch ein liebes Pätſchchen ſpielt? (VIII 193.)

Ebenſo traurig macht ihn ein Brief, der ihm von ungefähr in die Hände fällt. „Aus der Kinderzeit" ſtammt er; ein Vetter berichtet ihm darin nach Kinderart all die kleinen Freuden und Leiden. Türk hat ſich das rechte Vorderbein gebrochen, Tante Hannchen hat noch immer Zahnweh, mit dem Räuberſpiel ſei es nun vorbei, die Bäume ſeien ſchon kahl. „Die Bäume ſind nun kahl!" Dies herbe Wort erinnert ihn daran, daß jenes Jugendglück ſchon ferne ſei.

Gern hat er Kinder um ſich, Kinderjubel iſt ihm ein trauter Schall. — Er beſucht eine aſiatiſche Rieſenſtadt. Dort herrſcht „die Peſt". Gelähmt ſcheint jedes Leben, jede Kraft, nur Kinderſpiel und Kinderjubelruf ertönen — ihm iſt's ein ſüßer Klang — durch Wehgeſchrei und Schweigen (IX 58).

Welche Freude macht es ihm, das junge Volk zu beſchenken, zu beglücken! Weihnachten iſt's.

Ich hatte weit das Völkchen holen laſſen,
Aus Tagelöhnerkaten, Heidehütten,
Die ſcheuen Kleinen aus den dürftigen Klaſſen,
Der Waſchfrau kränklich Kind von durſtigen Bütten.
Sie alle ſoll die Liebe heut umfaſſen,
Sie alle ſoll die Fülle heut umſchütten.
Ich ſelber nahm aus dem befangnen Schwarm
Ein lütt Zigeunermädel auf den Arm.

Halbjährig iſt das Wurm, ſie trappelt, trampelt,
Die braunen Händchen zittern, langen, greifen,
Sie macht ein Karpfenmäulchen, ſtrappelt, ſtrampelt!
Und wie erſtaunt die ſchwarzen Augen ſchweifen,

Heb ich sie lichterhoch! Und wie sie ampelt!
Ho, jemine, kann schon ihr Finger kneifen!
Sie kreischt vor Lust, das war ihr erstes Juchzen;
Du, Dirnlein, käm dir später nie das Schluchzen.
(„Poggfred" VIII.)

An einem „Sommertag" schlendert er durch eine fremde Stadt, kommt vor ein Puppentheater, wo sehnsüchtig Kinder stehen. Da lüftet er seinen Beutel . . . „Das war ein Jauchzen und war ein Jubel . . ." (VIII 44). Auch der Gutsherr in der „Schnecke" (II 8) bringt den Kindern der Wirtin stets Apfelsinen und Kuchen mit, der adelige Jäger im „Geheimnis" (VII 176) kost sein natürliches Söhnchen, der ernste Mann lacht und tollt mit dem Kinde und läßt es in den Taschen nach Backwerk suchen, ein Zug, der in dem Romane „Breide Hummelsbüttel" wiederkehrt, dessen Held auch ein Opfer seiner Kindesliebe wird: indem er das Kind des Bahnwächters rettet, wird er selbst von den Rädern des Eilzuges zermalmt. (VI 211.)

Besonders erschütternd weiß Liliencrons malerische und plastische Kunst die Tragik im Kindesleben darzustellen, die geknickte Menschenknospe ist eine nicht seltene Gestalt in seiner Dichtung. Sein Freund Eggert — „Ich hev di lev" — hat den Sohn der geliebten Witwe — vielleicht auch seinen Sohn — nach vielen Jahren aufgefunden, ans Herz gedrückt und versorgt, am nächsten Tage liest er erschüttert von seinem Tode (IV 103); der Dichter schildert die Schrecken der „Pest" in einer asiatischen Stadt, wie die Leichenknechte einen sich wehrenden, zappelnden Knaben im Hemde ins Freie tragen.

Und dann, befremdlich war das anzuschaun,
Unnennbar rührend nach den wüsten Greueln:
Zu allerletzt, geschmückt mit Blatt und Blumen,
Erscheinen, feierlich und ungestört
Von den paar Überlebenden begleitet,
Drei Kindersärge und verschwinden stumm.

Die „Kriegsnovellen" enthalten natürlich auch viele grauenvolle Bilder des Todes, in denen die unschuldigsten Opfer der Schlacht das Schauerliche verdoppeln.

Vor einer Schlacht. Ein junges Mädchen streckt den Feinden flehend die Hände entgegen, ein todängstliches Kind schmiegt sich an sie, sie wollte es beschützen. Dies unendlich rührende Bild verwandelt sich nach dem Treffen in eines voll starren Entsetzens. „Alles Leben hatte hier geendet. Mit den Füßen unter einem gefallenen Dragonerpferd, das die Beine in den Himmel streckte, lag das kleine vier- bis fünfjährige Kind erdrückt, erschlagen, zerstampft. Die blonden Härchen umzirkelte wie ein Heiligen-

ſchein im milden Sternenlichte glänzend, eine Blutlache . . ." („Der Richtungspunkt" I 216. Vgl. auch I 221.) Inniger Schmerz ſpricht auch aus der ſinnigen Bilderreihe „Schmetterlinge". In einem dieſer Liedchen gaukelt ein blauer Falter über eine Wiege, zwei Händchen langen nach ihm.

Über eine Wiege
Gaukelt ein blauer Schmetterling,
Kein Patſchchen rührt ſich.
Das Kind iſt tot.
Der Sommervogel ruht ſich
Auf den geſchloßnen Händchen aus . . . (VII 269.)

„Das taubſtumme Kind" iſt der Schmerz und die Sorge der Eltern. Des Mütterchens einziger Wunſch iſt nun, daß das Töchterchen nur einmal „Mutter!" rufe. Doch das Kind ſtirbt, in Kürze auch die Mutter.

Als ſie nun ſchritt auf Himmelswegen
Bei Gottes Thron am heil'gen Ort,
Trat ihr das Töchterchen entgegen
Und „Mutter!" jauchzt ihr erſtes Wort. (IX 212.)

Wer denkt nicht an Hauptmanns „Hannele"?

Der tiefe kindliche Schmerz findet auch in der kleinen Skizze „Das ſterbende Schwein" einen rührenden Ausdruck, wo es ſo recht zutage tritt, wie dieſer Naturaliſt auch einer ſcheinbar poeſieloſen, ſchlichten, dörflichen Szene den vollen Zauber dichteriſcher Schönheit zu verleihen weiß. Die kleine Berta verſucht noch einmal, die Milchſchüſſel der Schnauze des verendenden Schweines zu nähern. „Min Fieke, min Fieke, du muß doch ni ſtarbn!" Doch das Schwein verendet. „Nach der vornehmen Art der Holſteiner verhielten Großvater und Tochter ihren Schmerz; nur das Kind ſchluchzte heftig: „Min Fieke is dod!" (IX 125.)

Reich ſind Liliencrons Schriften auch an idylliſch heiteren Kinderſzenen. Will er einen „Frühlingstag" ſchildern, vergißt er gewiß auch dieſe herzige Staffage nicht, er führt uns zu dem kleinen Völkchen, das vor den Häuſern ſpielt und in den Gärten gräbt (VI 49; III 170). Tragiſche große Ereigniſſe heben die naive Unſchuld und Sorgloſigkeit der Kinder zu mächtiger Wirkung. Es wütet ein Brand in einem Bauernhauſe. „Ein kleiner, rotbackiger Junge ſteht in der Küche, er hat einen auf dem Herde brotzelnden Pfannekuchen erobert und ſtopft und ſtopft, höchſt unbekümmert um das ihn ſchon umpraſſelnde Dach" („Auf der Auſternfiſcherjagd" IV 129). — Ein gewaltiges Gewitter zieht heran. Die Frau des Wirtes läßt ihr vierjähriges Kerlchen auf den Armen tanzen, der Knabe fuchtelt mit einem großen hölzernen Suppenlöffel. Da zucken Blitze, es dröhnt der Donner. Das Kind läßt den Löffel fallen und langt nach den Blitzen. „Welch ein reizendes Bild das iſt!" ruft der kindesfreundliche

Dichter aus („Heranziehendes Gewitter" IV 198). — Reizend ist „Das trauernde Kasperle", das klein Detta wegen ihres neuen Hampelmanns verschmäht (IX 76); aus einem kindlichen Herzen, das den Ton der Kleinen meisterhaft trifft, quillt das schöne „Weihnachtslied" (IX 182).

Unser Dichter liebt auch mit ganzem Herzen seine holsteinische Heimat und deren schlichten, schweigsamen Bewohner, er wandelt gerne zwischen den armseligen Hütten und Katen, deren todesstille Einsamkeit das Treiben der Kinder belebt. An solchen Szenen labt er sich mit sichtlicher Wonne. Der alte Großvater, ein biederer Fischer, spielt Harmonika, Kinder tanzen dazu. Es ist ein entzückendes Bild: der alte, stille, glückselig lächelnde, spielende Großvater, die beiden aschblonden Zöpfchen. „Friede, Friede sei mit euch" ruft der gerührte Gutsherr („Der Mäzen" V 94). Ein andermal hört der adelige „Mäzen" auf seinem Gange durch das Dorf lieblichen Kindergesang aus der Schule herübertönen, zuweilen ist der dünne Violinenstrich dazu vernehmbar. „Das bewegt mein Herz: diese jugendlich feinen Stimmchen", schreibt er in sein Tagebuch (V 147). Zeuge einer drolligen Kinderszene wird Breide Hummelsbüttel (VI 153). Er besucht ein krankes Bauernweib. „Als er in die Kate getreten, starrten ihn vier, fünf unendlich schmutzige Kinderchen an, die alle die Daumen in den Mäulerchen Verstecken spielen ließen. Breide fragte das älteste, wie es der Mutter gehe. Mariechen aber lief weg; und ihr hinterdrein flohen die Geschwister" (VI 155). Derselbe Breide, der Abschied nimmt von seinem Besitze, sieht mit Vergnügen einem Knaben zu, der sich bemüht, alle möglichen Steinchen und Stöckchen nach den wackeligen Enten des Dorfteiches zu werfen (VI 158); König Gorm unterhält sich am besten inmitten seiner sich balgenden Kinder, die er mit der Peitsche zu noch ärgerer Rauferei antreibt („Zwei Runensteine" III 5). Der vornehme Titus Althaus sah sich mit seiner Geliebten urplötzlich mitten unter dem Volke, in einer ungewohnten kleinbürgerlichen Umgebung. Da gingen die Väter, mit Kindern bepackt oder solche an der Hand führend. Neben ihnen schoben die Mütter die Wägelchen vor sich her, in denen das Jüngste schlief oder, mit einem Spielzeuge, der Flasche oder dem Gummipfropfen in den Pätschchen, lachte oder weinte. Und der Dichter schildert mit naturalistischer Kleinmalerei, wie jeden Augenblick die kleine Karawane hielt, dem Kinde ein Kissen zurechtgerückt oder ein lästiges Band gelockert wurde („Das Richtschwert aus Damaskus" III 177).

So wird der moderne Naturalist zu einem Lobredner des Familienglückes. Er blickt morgens in die Katen der Arbeiter, freut sich, wie die Väter, ehe sie zur Arbeit gehen, sich im Familienkreise wohlfühlen und das Kleinste auf dem Knie reiten lassen („Auf der Seehundjagd III 133),

er führt uns nach New York vor Jachim v. Heeſtens beſcheidene Behauſung, der hierher mit ſeiner ebenfalls adeligen Gattin ſich flüchtete und nun im Vaterglücke ſein Söhnchen ſchaukelt („Der Mäzen" V 117). Aus „Breide Hummelsbüttel" quillt das heiße Verlangen nach Kindesliebe, Vaterglück und Familienleben, das Gedicht „Mutterglück" führt den Gedanken aus, daß ſich die Dame in der Prachtkaroſſe mit derſelben Empfindung zu ihrem Kinde beugt, wie die Arbeiterfrau, die ihr Mädel in einer Karre ſchiebt (IX 208). Und lieblich iſt das neckiſche Gedichtchen „Thee danſant", das uns die kleine Erna im Matroſenkleidchen als flotte Tänzerin zeigt, während Papa, Mama und Onkelchen drollig Muſik machen, das uns dann an das Bettchen der Kleinen führt, wo ſie ſchlummert mit roten Backen, den Pierrot ans Herz gedrückt. „Ihr zu Häupten ſitzt der Engel des Gedeihens, ſchützend breiten ſich die ſchönen, langen Flügel um die Kiſſen." Und was denkt bei ſich auf dem Heimwege der ledige Onkel?

Höchſtes Glück im Leben iſt ein froh Amherde,
Iſt Familienglück, iſt eine liebe Hausfrau,
Eine ſüße, kleine Erna in der Wiege.
Dann laß ſtürmen, was es draußen nur mag ſtürmen,
Immer eine treue Bruſt iſt dir bereitet,
Der du alles, alles, was dich quält, kannſt ſagen. (IX 68.)

Und ſo hat denn der Dichter in die rätſelhafte Tiefe der Kindesſeele geblickt, Räuberromantik, das Paradies der erſten Liebe und den Makel ſittlicher Fäulnis hat er in ihrer Einwirkung auf das kindliche Herz betrachtet (I 34; IV 193; VI 208).

Das Kind wird ihm zum Sinnbilde, es vermag beabſichtigte Stimmungsbilder zu erzeugen, es hilft, ſie zu malen: Ein Vöglein zwitſchert im Traume, es klingt wie „ſüßes, unſchuldiges Kindergeplauder" („Auf meinem Gute" II 190), ebenſo klang durch die Erzählung Breides „Das ſüße Kindergeplauder des Hänflings" (VI 72). Hanna ſtirbt einſam im Krankenhauſe, fröhliche Kinderſtimmen aber hört man im Garten („Der letzte Gruß" II 73); ein weißes Weib und ein Neger, an einer Planke gekreuzigt, werden von den Fluten des Meeres an den Strand geworfen — es iſt ein entſetzlicher Anblick — doch da hört man Kinderlachen von einer Werft herübertönen („Auf der Marſchinſel" II 102). Und Affe und Tod ſpielen ſchreckensvoll miteinander Verſtecken nach Kinderart in dem packenden „Kranze", einem Gedichte von Böcklins Kraft.

Wiederholt läßt der Dichter reizende Kinder mit poſſierlichen Tieren, beſonders Hunden, ſpielen und tollen, und er zeigt da, wie ſie beide ſo recht zuſammenpaſſen, wie ſie beide wehrlos, unſchuldig, anhänglich und daher liebenswert ſind, wie ſie Humor in die Tragik des Lebens bringen

und doch auch wieder mit ihren traurigen, abgrundtiefen Augen verständnisvoll die Nachtseiten des Menschenlebens erfassen (IV 250, IX 227).

Als Naturfreund wird Liliencron zum Tierfreunde. Die reiche Fauna seiner Heimat, die, von einer ruhigen, schweigsamen Bevölkerung bewohnt, in ihrem einförmigen Heidecharakter besonders von der Tierwelt Leben und Farbe erhält, zog ihn bald an, zumal noch andere Erwägungen hinzukamen. Dr. Högel betrachtet mit dem Helden der „Mergelgrube" durch das Mikroskop die Krätzmilbe eines Fuchses. Unwillkürlich murmelt dieser wie verloren: „Cäsar und die Krätzmilbe!" Und der Doktor sagt lachend dazu: „Durchaus derselbe Saft und Grundstoff" (III 89). Lange tönt dieser Gedanke in seinem Herzen nach. Er führt aber dazu, daß der Mensch das Tier von einem edleren Standpunkte betrachtet, die Kreatur nicht knechtet. „Derselbe Grundstoff!" Wozu dann menschliche Selbstüberhebung? „Einen Unterschied kennt die Natur nicht", sagt der Dichter an einer anderen Stelle, die für sein naturalistisches Glaubensbekenntnis von großer Bedeutung ist („Aus einem Gespräche" IV 39).

Und so wimmelt es in des Dichters Schriften von allerlei Getier. Schnepfen, Wildschwäne, Erpel und Enten, Buchfinken, Kiebitze, Goldammern, Rebhühner, Drosseln, Raben und Krähen, Finken, Nachtigallen, Pirol und Austernfischer, Goldregenpfeifer, Falken, Reiher, Spatzen, Amseln, Möwen, Eichelhäher, Habichte und Meisen, Stare und Wildtauben, Zaunkönige und Hänflinge, Steinadler und Schwalben, Bachstelzen, Milan und Gabelweih, Eulen und Störche und mancherlei Hausgeflügel, sie alle läßt er herbeiflattern, Hunde und Pferde, Schmetterlinge und Käfer, Hirsche und Fliegen, Frösche und Marder, Rehe und Keiler, Mäuse und Füchse, Eidechsen und Seehunde, all dies bunte mannigfache, vielgestaltige Getier ist ihm gleich lieb! „Derselbe Grundstoff!"

Und der Dichter stellt auch alle jene Gestalten seiner Dichtung, die ein gutes Herz haben, als Tierfreunde hin, Härte, Heuchelei und sittliche Verderbnis weiden sich auch an den Qualen des Tieres. Der herzensgute, menschenfreundliche „Breide Hummelsbüttel" liebt auch die Natur. „Eine Spinne, eine Katze, einen Käfer, eine Schlange zu beobachten in ihrem Treiben und Leben, in ihrem Schmerz und Fraßkummer und Liebesnot und behaglichem Ausruhen, machte ihm immer helle Freude" (VI 201). Der große Graf-Herzog Adolf der „Dithmarschen" hatte eine „sonderliche Fürlieb' für Wald und Getier", die man in jener Zeit noch nicht kannte, und er war auch sonst klug und gut (III 53). Detlev Hummelsbüttel muß die Beschützung seines Hundes vor einem Dorfköter mit dem Tode büßen (VI 219). Johannes, der Sohn des Großhändlers Jantzen, ein guter Mensch, hatte eine große Vorliebe für allerlei Getier, für Schmetter-

linge und Käfer („H. W. Jantzen Wwe." IV 52). Ebenso ist der alte Baron Restin ein schwärmerischer Naturfreund, voll Liebe zu Menschen und Tieren, zu Feld und Baum. Dagegen ist sein Sohn grausam, ein Mörder, kein Jäger. Er bringt auch über seinen Vater das Verderben („Der Buchenwald" IV 82). So ist auch die Witwe Jantzen, die harte, kaltherzige Mutter, gleichgültig gegen Tiere (IV 55) und die schöne Baronin Heilwig, Breide Hummelsbüttels hochmütige Gattin, lacht gefühllos beim Anblicke der Tierqual: „Das Kätzchen drehte das Schnäuzchen und blinzelte hinauf. Ein leichter Knall aus einem sprossenden Gebüsch und sie sank, einen Sprung von drei, vier Fuß in die Höhe machend, ins Gras, zuckte noch einmal und war verendet . . . Die Baronin hatte während des ganzen Vorganges gelacht" (VI 28). — Eine prächtige Gestalt ist Peter Semmeltüt. Seine Taschen bergen stets Weißbrot, er füttert alles Getier, tränkt die durstenden Pferde und gibt Hunden und Katzen, wenn sie obdachlos sich umhertreiben, Aufenthalt (II 6 „Die Schenke"). Auch der gräfliche „Mäzen" (V 19) empfiehlt all seine Lieblinge in seinem letzten Willen dem Schutze des Freundes.

Die Tiere sind besser als die Menschen mit all ihren Ränken und Tücken. Diesen Gedanken finden wir auf Schritt und Tritt. Wie oft versenkt sich der Dichter in das Leben und Treiben der Tiere, in all den Zauber der Natur, und dann seufzt er erleichtert auf: „Kein Mensch! O du schöne Stunde!" (II 210. Vgl. auch VIII 62, V 30). Und im Testament des „Mäzens" stehen die bezeichnenden Worte: „Meine Pferde, meine Hunde, meine Tiere, nimm sie zu dir . . . Pferde, Hunde haben keine kalten Herzen . . . Die Menschen, die Menschen . . . nun will ich schlafen . . ." Auch Semmeltüt, der warme Tierfreund, hält von den Menschen nicht viel, man hört ihn stets sagen: „Man schallt ni glöben, wo veel Neid un Afgunst bi de Minschen is" (II 7). Es schmerzt den Dichter geradezu, daß die Tiere vor ihm fliehen. Gerne belauscht er den „Vogel im Busch", er schmeichelt ihm, doch das Vöglein flattert erschreckt davon:

Schein' ich dir denn so gefährlich,
Ist der Mensch so graunerregend? (IX 22.)

Und die Eidechse blickt ihn so neugierig und zutraulich an. „Aber plötzlich kommt ihr ein Gedanke: Ein Mensch! und mit Entsetzen ist sie im nächsten Erdloche verschwunden."

So hassen die Tiere die bösen Menschen, sie fühlen sich aber auch erhaben über ihrem Leide, ihrem Hasten und Jagen nach Ehre und Gut, sie blicken in leidenschaftslosem Lebensgenusse ironisch auf die Herren der Schöpfung herab. In dieser Beziehung sind besonders die „Schmetterlinge" zu erwähnen (VII 210). — Ein Beleg möge genügen!

Casca stieß zuerst;
Die andern Mörder schickten
Ihre Dolche
Wettkampfwütend hinterher
Und Cäsar fiel.
Balgen sich dort Knaben
Um einen Apfel,
Fragte ein Totenkopf
Seinen ihm begegnenden Freund.
Beide flogen belustigt weiter.

Es steckt eine souveräne Satire in diesem Schmetterlingsscherze.

Liliencron ist als begeisterter Naturfreund ein eifriger Jagdfreund, sagt er doch selbst in einer autobiographischen Skizze: „Mit Hund und Gewehr allein durch Heide, Wald und Busch zu streifen, wird immer mir ein Tag zu leben wert sein" („Die Gesellschaft", März 1897) und im „Lebensjuchzer" bedauert er die Gewohnheitsunkenseelen, wenn er mit dem alten Filzhute zur Pürsche geht. Darum beginnen auch viele seiner Gedichte mit dem glückstrahlenden Satze: „Mit meinen Teckeln ging ich heut' ins Holz . . ." Er preist die Schönheiten der Jagd — die nicht grausam sei, fügt der Tierfreund hinzu — in seiner Epistel „An Richard Dehmel" (IX 163), läßt den Gefangenen im Turme den Verlust seines Jagdvergnügens beklagen („Lied aus dem Turm" VII 156), den Deichhauptmann von seinen Streifzügen durch Sumpf und Rohr erzählen („Auf der Austernfischerjagd" IV 125) und Breide Hummelsbüttel vor der Versteigerung seines Gutes elegisch zur letzten Jagd schreiten (VI 145). Dieser — wie erwähnt, ein warmer Freund jeglichen Getieres — gibt auch Gelegenheit zu einem begeisterten Lobe und einer eifrigen Verteidigung der Jagd: „Nichts im Leben erfrischt Herz und Seele so sehr wie die Jagd. An den Aasjäger, an den Mörder ist dabei natürlich nicht zu denken. Der Jäger — oder er ist keiner — ist eng befreundet mit dem Grashalm, den er tritt, mit der Blume, mit dem Strauche, mit dem Blatt, mit dem Zweige, die nah und fern ihm ins Auge fallen. Die Bäume liebt er wie zu ihm gehörend, wie ein Stück seiner Seele . . . Die Natur streckt ihm an jeder Stelle liebevoll die Arme entgegen. Sie tut ihm kein Leid. Ruhe dich aus bei mir von Welt und Menschen, sagt sie ihm." Und doch — oft überschleicht auch den Jäger Entsetzen vor dem Tode, den er bringt. Darum mahnt der alte Baron Restin seinen Sohn: „Der Mensch darf auf der Jagd kein Mörder sein, sondern ein Jäger" (IV 82), und aus dem Gedichte „Der Tod" spricht das Grauen der Hasenhetze mit Windhunden (VIII 206).

Doch das sind augenblickliche Stimmungen, die seine Jägerlust nicht trüben können. Und so wird er nicht müde, alle Phasen und Arten der

Jagd mit meisterhafter Anschaulichkeit und Sprachgewalt zu schildern. Mag er nun des Jagdherrn Fahrt mit dem prächtigen Viererzuge ausmalen („Ein Geheimnis“ VII 175) oder der Hunde Faulen und Recken behaglich beschreiben, wenn der schlichte Jäger das Gewehr vom Nagel nimmt (IV 189), immer schmilzt er an seinen eigenen Kohlen, man sieht, daß ihm bei diesem Stoffe das Herz lacht. Und wie lebendig ist seine Kleinmalerei! Bald sind es der Hunde Unarten, über die er sich ärgert („Ein Erinnern“ IX 80), bald wieder ist es die Einkehr in der Schenke, die ihm nach der Jagd so wohl tut.

Erhitzt und müde, durstig, stark verbrannt,
Kehr ich in meine Waldherberge ein.
Gewehr und Mütze häng ich an die Wand,
Den Eimer sucht mein Hund und schlappt ihn rein.
(„Nach der Hühnerjagd“ VII 132.)

Eine große Rolle spielt der Schnepfenstrich. Wenn des Holzvogtes Drahtbericht eintrifft „Se sönn ankomm“, dann eilt der Gutsherr aus dem Süden in die nordische Heimat (II 3, IV 3). Stimmungsvoll beginnt die poetische „Waldschnepfenjagd“.

Vor Tagesanbruch ging ich einst zum Busch,
Den scheuen Vogel zu erlegen, der
Im Frühlingswanderzug nach ferner Küste
Geheimnisvoll durch unsre Wälder zieht.
Bald stand ich schußbereit am Holzesrande,
Zu Füßen, jagdgierzitternd, saß der Hund.
In schwerem Dunste lag die feuchte Wiese
Und drüber weg, trotz Dämmerung und Nebel
Sah deutlich ich's, bog sich ein Kranz von Tannen.
Schon zwitscherten, doch klang es noch in Träumen,
Vereinzelt Vogelstimmen und es brach
Wie flüsternd durch die kahlen, schwarzen Äste
Ein kurzer, kühler Windstoß, der, ein Läufer,
Den Sonnenaufgang eilig pflegt zu künden. (VIII 65. Vgl. IV 20.)

„Auf der Hühnerjagd“ folgen wir gespannt der avancierenden Leäne (II 112), wir schleichen mit dem Dichter Wildschwäne an (IV 6), stehen mit ihm auf dem Anstande, um Brandenten zu schießen (III 113) und dem edlen Hirsche mit dem tödlichen Rohre entgegenzutreten (II 131). Mit welchem Jägerfeuer und Dichterschwunge weiß er uns eine aufregende Wildschweinhetze vorzuführen (VII 141, IX 13) und uns die heimatliche Jagd auf die Seehunde mit den treuen Augen zu zeigen; aber geradezu ein Romantiker wird er, wenn er die edelste der Jagden rühmt, die Falkenbeize, bunte Bilder aus dem farbenprächtigen Rittertume zaubernd. Wie herrlich ist die Schilderung der bewegten Jagdgesellschaft König Gorms,

die aufbricht zu dem königlichen Gejaid („Zwei Runensteine" III 3), und wie klangvoll erklingen des Dichters Verse in dem Gedichte „Feudal"!

Wie das nasse Gras unsre Hengste umschlägt,
Der letzte Stern ging aus.
Auf deinem gelben Stulpen hockt hoch
Der Islandfalke zum Strauß.

Die Sonne blitzt auf, aus Weiden und Schilf
Streicht schwerfällig ein Reiher ab.
Die Haube los! Wie der Herrliche steigt!
Dein Falke holt ihn herab.

O wundervolles Morgenspiel,
In Lüften Kampf und Krieg,
Der Reiher stürzt, seine Feder ist dein,
Im Heidekampf leuchtet der Sieg.

Ich halte den mächtigen Vogel fest,
Bis du dem Edeling
Um den widerspenstigen Hals gelegt
Den goldnen Sklavenring.

(VII 195. Vgl. I 142.)

Aber ebenso gerne horchen wir auch seiner inneren Lust, wenn er uns den einsamen Pürschgang preist durch den heimatlichen Wald („Auf der Pürsche" IV 230): „Mit dem ersten Schritt in den Wald ist es mir, als wenn die Neidhölle, der Schmutz, der Ekel der Welt von mir weicht . . ."

Wie schon erwähnt wurde, hat Liliencrons Jagdfreude seine Scheu vor der Tötung der Tiere nicht völlig erstickt, sieht er doch in der Jagdlust vor allem die Liebe zur Natur und spricht er doch oft genug von dem großen Unterschiede, der zwischen dem echten Weidmann und dem Tiermörder obwaltet. „Auf der Hühnerjagd" packt ihn einmal plötzlich eine „für einen Jäger höchst unpassende Stimmung". Er hört das Locken der Hühner. „Die armen Dinger. Noch vor wenigen Stunden scharrten sie, geschwisterlich nebeneinander liegend, im warmen Sande. Da kamen der Mordmensch und der Mordhund. Auseinander das Völkchen." Und beim Jägerfrühstück fällt ihm das Sonett Konrads von Prittwitz ein, in dem sich ein Jagdtier „An einen guten Schützen" wendet. Da heißt es:

Du trafst mich gut und tief — noch kurze Weile,
Dann sind verströmt des Herzbluts Purpurwogen,
Und um die karge Spanne Zeit betrogen,
Wird frühe mir das schwarze Los zuteile.

Fahr wohl o Nacht! Die Morgenlüfte wehen!
Doch dich, beim ew'gen Gotte, nicht beneid ich,
Wenn wir uns dort einst gegenüberstehen! (II 18.)

Mit Entsetzen sieht er in der Schenke in einem Hafen Hunderte von Fliegen tot oder in den letzten Zuckungen (IV 195), düster sind seine „Heidebilder", denn

Zuweilen geht ein Wimmern, wie verloren,
Dann stirbt im toten Wald ein Reh (VIII 61.)

und am „Mördersteine" hallt des Vogels Schrei, den der Fuchs ersprang vom Torfstichwall. Die gespenstische Hasenhetze wurde schon erwähnt („Der

Tod“ VIII 206), ebenſo der klagevolle Anblick des „ſterbenden Schweines“ (IX 125, vgl. V 146). — Der Held der „Mergelgrube“ luſtwandelt mit ſeiner geliebten Fatinga. „Plötzlich eilte ein Käferchen auf den Fuß Fatingas zu. Sie trat es tot. Ich war empört und verwies, äußerſt heftig werdend, es ihr ernſtlich“ (III 116). Wenn ſchon des kleinen Tierchens Tod ihm wehe tut, wird es uns nicht wundernehmen, wenn ein Schreckensbild der Kriegszeit ihm unvergeßlich bleibt.

... Als wir in die Scheune drangen,
Sah ich an einer Kette hangen
Ein halbverkohltes Pferd, das ſchrie,
Und ich vergaß es im Leben nie. („Die Nixe“ VII 34.)

Wenn es ſich um die Vernichtung des Tierlebens handelt, fühlt er mit den Buddhiſten. „Bei dem Worte Tier fällt mir das indiſche Mitleid ein. Indiſch nenn ich deutſch.“

Und ſo liebt denn der Dichter mannigfaches Getier zu kleinen Genreſzenen zu vereinigen, welche die Landſchaft beleben und die Stimmung erzeugen, denn Stimmung iſt ja des Naturaliſten Zauberſtab.

Waldfriede! Ein Schmetterling mit dunkelvioletten Sammetflügeln treibt behaglich über die Klettenſtauden weg, ein Raubvogel zieht majeſtätiſch dahin, Wildtauben lachen, Schwarzdroſſeln zanken, eine Kreuzſpinne flickt zwiſchen Brombeerſträuchern ihr Netz („Auf der Hühnerjagd“ II 116). Waldeseinſamkeit! Die Schwarzdroſſel ſingt, der Pirol ruft, die Wildtaube lacht, Käfer haſten an dem Fuße vorbei, Zaunkönige zirpen, drollig die Schwänzchen ſteilhoch haltend, die Ameiſen ſind in ihrem Baue tätig, Schwimmfliegen treiben ſich auf dem düſteren Teiche herum, am Wegrande raſchelt eine Eidechſe („Auf meinem Gute“ II 181). Dann betrachtet der Dichter wieder am Rande des Poppenbrookholzes das Treiben der Krähen und die Sprünge des Eichhörnchens (ebd. II 227) oder ſchreitet durch den nächtlichen Wald (IV 235) und ſchildert ſein Getier.

Aber auch die wechſelnde Stimmung der Jahreszeiten weiß er durch Tierſzenen hervorzurufen. Man leſe nur ſeinen „Vorfrühling am Waldesrande“ (IX 112).

In nackten Bäumen um mich her der Häher,
Der ewig kreiſchende, der Eichelſpalter,
Und über Farrnkraut gaukelt nah und näher
Und wieder weiter ein Zitronenfalter.

Ein Hühnerhabicht ſchießt als Mäuſeſpäher
Pfeilſchnell knicklängs vorbei dem Pflugſterzhalter.
Der Himmel lacht, der große Knoſpenſäer,
Und auf den Feldern klingen Oſterpſalter.

Sonſt fehlen zum Frühlingszauber nicht die ſpielenden Kinder, Stare und Spatzen, Krähen und Blumen (VI 49). Beſonders liebevoll ſind die „Heidebilder“ (VIII 61) gezeichnet. Der Hirte ruht mit ſeiner Herde, die

Ente träumt im Binsenkraut, die Ringelnatter sonnt sich, Reiher und Wanderfalken in den Lüften, ein Häslein hockt am Weidenstumpfe, hungrig kreischen die Raben. Tierleben herrscht auch auf der gefährdeten Hallig (III 29).

Beim „Abendgang" (VII 199) betrachtet er den orgelnden Hirsch, „wie er stolz die Stangen hebt und seiner Nüstern Hauch erwärmend hinzieht über Blatt und Strauch", er horcht in der Dämmerung dem Schrei der Kiebitze, der kurzen, rührenden Melodie des Goldammers und dem Brüllen der Kuh, die nach dem Stalle verlangt (V 25).

Der Dichter schildert die erquickte Fauna nach dem Gewitterregen („Überraschung" VIII 128), eine drollige Szene zwischen seinem Dackel und dem grünen Papagei (IV 217), das beschauliche Stilleben der Kleinstadt („Auf meinem Gute" II 251): „Um die Lindenkronen am Kirchhofe gaukeln Hunderte von Kohlweißlingen. Kühe tapern vorbei, von den kleinen Treibern in die Ställe getrieben. Eine von ihnen stößt mit der Schnauze an einen leeren Wassereimer, daß er umfällt; sie glotzt ihm nach . . ." Mag er nun verwundet im „Bahnwächterhäuschen" die schwarze Katze betrachten, die auf der Schulter eines bewußtlosen Dragoners sitzt und vor dem Hühnerhunde einen Buckel macht (I 231), oder kerngesund den schlauen Reineke auf dem Wandersteine belauschen (III 105), mag er die stolze Urkraft, das fürchterliche Zorngebrülle und die Kampfesstellung des jungen Stieres schildern, an Tolstois Broschüre „Die erste Sprosse" gemahnend, in der der russische Reformator gegen die Fleischnahrung ankämpft, oder das schwache, zutrauliche Kalb an sich locken (II 114), immer müssen wir seine Kunst bewundern, mit wenigen Strichen uns reiche Naturbilder zu suggerieren.

Doch hat der Dichter unter dem Getiere auch seine Lieblinge, er liebt besonders als Jäger den Hund, als Krieger das Pferd, als Dichter die gefiederten Sänger der Luft.

An den Hunden ist es vor allem die Treue, die er rühmt, von der er rührende Züge erzählt. Der Botschaftssekretär blickt aus den Fenstern einer Konditorei auf das Getriebe der Stadt. Da kam ein schlanker Hühnerhund, der seinen Herrn verloren hatte, und heulte. Es tat ihm wohl, daß unten das Volk nicht darüber lachte, daß es Mitleid hatte mit dem bedauernswerten Tiere (VIII 138 „Sommermittagsspuk"). Dutcheß, die Gordon-Setter-Hündin, wacht bei ihrem schlafenden Herrn, schob ihre feine Nase mehr als einmal in seine Hand, die über den Bettrand hing („Der Kranz" IX 34). Der kleine Pinscher des Titus Althaus (III 199) liest in Lines unheimlichen Augen die tückischen Mordgedanken, erhebt seine heisere Stimme und sucht das Mädchen zu beißen, als ahnte er seines Herrn

Gefahr. — Auf dem Bette des erhängten Bauernsohnes sitzt der weißschnauzige Dachshund und leckt zwei rote Flecken am Halse seines verstorbenen Herrn. Und des Toten Mutter? Sie spricht unterdessen gleichgültig mit dem Gemeindevorsteher über den Verkauf ihres Gewesés („Märztage auf dem Lande" IV 9). — Im Feldlager schlafen die müden Offiziere. Da hinkt ein schwarzer Pinscher heran und beriecht jeden der Schläfer. Später sieht unser Dichter einen toten Kameraden; neben diesem sitzt der treue Hund und leckt ihm das linke Ohr und fällt dem Nahenden beißend in die Stiefelabsätze („Unter flatternden Fahnen" I 85).

Aber auch drollige Seiten des Hundelebens und naturwahre Hundeszenen weiß uns die frische Muse Liliencrons zu schildern. So erwartet er einst mit Ungeduld sein Liebchen.

Endlich, endlich um die Ecke
Patscht auf würdevollen Tatzen
Patscht, die Fahne hängen lassend,
Patscht ein gelb und weißgefleckter
Ernster Bernhardinerhund.

Die Liebenden sind vereint.

Zwischen uns drängt seine Schnauze,
Wedelnd, hechelnd jener ernste,
Treue Bernhardinerhund. („Säntis" VIII 181.)

Schalkhaft erzählt er, wie er, seinen Dackelhund, Herrn Diedel, im Arme, mit der Schönen „auf dem Jungfernsteig" in Hamburg promeniert: „Im linken Arm trag ich mein Teckelvieh, rechts schreitest du, drei machen Kompanie" (VIII 76). Er malt sich eine Begegnung mit seinem Freunde „Heinrich von Reder" herrlich aus, „wie dann die kleine Dachselsippschaft munter unter sich Begrüßung hielte" (VIII 14), er kost nach der Ankunft auf dem Gute den treuen alten Männe (IV 151). Ohne Hundebegleitung kann er sich keinen der Helden seiner Erzählungen denken, sogar der Baron Binzhuber, der sein „Stelldichein" mit der Münchner Schönen stört, erscheint mit zwei rostgelben Teckeln und einem dunklen Dachsel (IV 256). Wer wollte sich dem Reize der prächtigen bewegten Hundeszene verschließen, die er in der Skizze „Auf meinem Gute" zum besten gibt, wo die beiden Wolfshunde die bewährte Leäne begrüßen und an die Tochter der Haushälterin sich herandrängen (II 180), wer als Gegenstück hierzu nicht die schlafende Hundegruppe mit Lust betrachten, die „Der Mäzen" schildert? „Männe und Herr Diedel mit den Alligatorengebissen liegen in sich zusammengerollt. Flambeau schläft auch. Eben hatte er den Kopf gehoben, mich angesehen, mit strengem, wichtigem Ernst sozusagen, einen Augenblick auf den Gesang gehört und war dann mit einem Seufzer wieder eingenickt"

(V 134). Auch die Gestalt des alten Stationshundes von Langstedt im „Breide Hummelsbüttel" ist ein Tierstück von plastischer Anschaulichkeit.

Aber der Dichter bleibt nicht an der Oberfläche haften, er läßt uns auch einen Blick tun in die dämonische Wilderernatur des Hundes, in seine Raubtierbegierde. Tante Minnas Bologneserhündchen, der verzärtelte Bijou, wühlt gierig in den Eingeweiden eines toten Fuchses (VIII 78) und das Auge des Windhundes bei der Hasenhetze glüht in unheimlichem Feuer:

Der Windhund ist kein Hund wie seine Brüder.
Einsam und mürrisch, ohne Hang zum Herrn,
Fehlt ihm der gute, treue, brave Blick.
Aus seinen Augen aber schielt der Tod,
Gewiß, der Tod, ich hab ihn dort gesehn.

(„Der Tod" VIII 206.)

Und nun erst die bezeichnenden kleineren Züge! Welche feine Beobachtung verraten sie, welche Sprachgewalt erfordern sie! Der Hund, in Todesangst zu seinem Herrn emporblickend (IV 190), der müde, mit der Schnauze an die Stiefelschäfte stoßend (IV 20), der durstige, gierig im Wassereimer schlappend (IV 90), das sind Momentbilder, die eben in ihrer Schlichtheit den Meister verraten. Keine langatmigen Beiwörter, wenige, aber bezeichnende, schlagende Worte!

Liliencron war Offizier. Deshalb liebt er das Pferd, das ihn in die Schlacht trug, deshalb die väterliche Sorgfalt für dessen körperliches Gedeihen (I 82), sein Mitgefühl, wenn es Anteil hat am Kriegertode (I 18, 159). Die „Kriegsnovellen" bieten hierzu Gelegenheit in Fülle. Und er freut sich, auf seinem Rosse dahinzujagen oder auf dem alten Mecklenburger Hengst sich zu wiegen „im immer gleichen Trabe" („Zwei Meilen Trab." VII 191). Selbst im Traume sieht er sich hoch zu Roß, der Gedanke an die alte Reiterherrlichkeit gibt ihm neuen Lebensmut (VII 170, 171). Darum sind auch die sympathischen unter seinen Menschengestalten Pferdefreunde (IV 150, 82, 164), die selbst in der Erregung nicht vergessen, die jungen jütischen Dunkelfüchse vor dem Wagen oder das arabische Reitpferd zu rühmen. So des Dichters „Mäzen" (V 192, 207). Und „Breide von Hummelsbüttel" ist stolz auf sein prächtiges Jagdgespann, Titus Althaus auf seine Trakehner Hellfüchse, Graf Geert auf seinen Marstall (VI 3, III 193, III 210). Und sonnige Lebenslust spricht aus dem „Viererzug":

Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe,
Hinten der Groom mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.
In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleißige Spaten und Pflüge,
Alles das von der Sonne beschienen
So hell, so hell. (VIII 97.)

Und neben dieser bewunderungswürdigen Freilichtmalerei auch hier die herrlichste Kleinkunst. Wenigstens glaube ich an unserem Homer kein Ver-

brechen zu begehen, wenn ich z. B. die Schilderung des freſſenden und ſaufenden Pferdepaares in der Skizze „Auf meinem Gute“ und „Das Ohrenſpiel Abdallahs“ den ſchönſten Vergleichen des Griechen an die Seite ſtelle (II 252; IX 191).

Hund und Pferd teilen unſer Heim, ſie ſind des Jägers, des Reiters ſtete Begleiter, Zeugen ſeines Glückes und Leides, Helfer und Sorgenkinder des Menſchen, in ihrem Intellekt und ihrer höheren Organiſation ihrem Herrn verwandter, kein Wunder, wenn er auch mit ihrer Eigenart vertrauter iſt; die flüchtigen Bewohner der Lüfte, die ſich ſeiner Beobachtung nicht ſo willig preisgeben, entziehen ſich ſchon eher dem menſchlichen Forſchungstriebe. Da bedarf es großer Mühe, inniger Naturliebe und Naturkunde und eines geſchärften Beobachtungsſinnes, um die Vögel in ihrem häuslichen Leben zu belauſchen, eines geſchärften Ohres, um ihre vieltönige Sprache zu verſtehen.

Und das alles ſteht unſerem Dichter zu Gebote. Darum tönt und klingt und plaudert es ihm aus allen Zweigen entgegen, vom Meeresſtrande und aus dem Moore. Er kennt jeden Vogellaut wie der zünftige Ornithologe, nur hat ihm jeder noch mehr zu ſagen wie dieſem. Das Quak Quak des Erpels, das Krikri der Wildſchwäne, das Trillern der Buchfinken, das krrrrrrt-rt des Rebhahns, das kaditt kaditt kaditt des Auſternfiſchers, der Lerchen Tirili, der Meiſen Pink Pink, das Puith Puith der Avoſettſäbler, das Gurren der Wildtauben, das heiſere Quark Quark Rark der Krähen iſt ihm ſo vertraut wie das kui-witt kui-witt der Kiebitze, das Tzink Tzink Tzink der Schwarzdroſſel, das Glucken des Hahnes, das Giglio Gigliaio des Pirols und der Goldammern never never never more.

Und dieſes Intereſſe für die Vogelwelt entbehrt nicht einer wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit. So möchte er ſich über die halbſchwänzige Meiſe, in der er eine Übergangsform vermutet, bei Brehm Rats erholen, er äußert ſeine Anſicht über den Sang des Fritſch-Hänflings. („Die Schnecke“ II 4; „Der Mäzen“ V 152.)

Und wie lieb ſpricht er von den kleinen Tierchen, wie innig iſt deren Treiben und Singen mit ſeinem Handeln, ſeinen Stimmungen verknüpft! Er redet liebevoll dem „Vogel im Buſch“ zu, nicht zu fliehen (IX 22), er freut ſich über den Droſſelſchlag, während er auf Schnepfen jagt (IV 20), er läßt den verwundeten Freund noch in den Fieberphantaſien vom Pirole ſprechen, der im Walde niſte („Ick hev di lev“ IV 100), die Buchfinken wecken ihn durch ihren Triller aus dem Schlafe (IV 16), er betrachtet die Kiebitze mit ihren runden, breiten Flügeln auf den ſumpfigen Wieſen und hört auf den Geſang der Goldammern (IV 18), er ſchildert den Liebeskampf der Finken (IV 27), und während der Liebende beim „Stelldichein“

das Liebchen erwartet, freut er sich doch an der Weindrossel, die, Raupen im Schnabel, ihn neugierig ansieht, hört er doch den Schlag des doppelschlägigen Schwarzkopfes (IV 254). Und zu der Öde des Wattenmeers stimmt der Avosettsäbler, der Möwen heiseres Geschrei:

Wie Gruß aus Grüften ruft der Regenpfeifer,
Häßlich herüber schreit das Möwenheer,
Der seeenttauchten Bank Besitzergreifer.
(VII 171 „Auf dem Deiche"; vgl. II 100, IX 97.)

Der schon erwähnte Tierfreund Baron Restin schützt auch die Vögel in seinem Walde, besonders Pirole halten sich da gerne auf (IV 70). Der letzte Schauenburger, Adolf VIII., liebt die Eule und das Käuzchen, die der Aberglaube verfolgt (III 53), unheimlich flattert eine Rabenkrähe an seinem Fenster (II 184), unheimlich funkelt des Raben Auge, der auf der Schneedecke nach Raub ausspäht. . (V 126.)

Und auch an heiteren, drolligen Szenen fehlt es nicht. Morgen ist's

Und hundert Lerchen mit gespreizten Schwänzchen
Entschütteln ihren Flügeln Nacht und Reif,
Der kecken Trillerkehlchen Tirili
Dem frischen Wandrer um die Mützen schmetternd.
(„Sommernachtstunden" VIII 119.)

Hier verwickelt sich ein Hahn, der majestätisch unter seinen Hennen einherschreitet, in einen Strohhalm und fällt um (II 101), dort gibt es eine lustige Familienszene zwischen einer Spätzin und ihrem Kindchen (II 248), auf dem Dachfirste ahmen lustige Stare die Stimmen ihrer sangeskundigen Kameraden nach und sogar das Bellen des Hundes, und neben dem Sumpfe steht nachdenklich ein etwas schmutzig gewordener Storch, um sich zu trocknen. „Einmal streckte er den rechten Ständer aus und breitete dann über diesen die rechte Schwinge. Ich mußte lachen, er hing sie wie über eine Zeugleine" (III 112). Drollig ist es anzusehen, wie sich ein Hänfling halb flatternd, halb mit gerade gestreckten Beinchen die glatte Fläche eines Malachitbeckens hinabrutschend Wasser holt und die Bachstelze auf die Mückenjagd geht („Breide Hummelsbüttel" VI 89). Auch das Schwirren der Tauben (V 143), das Baden der Enten (IV 18) weiß der Dichter mit der schon gerühmten schlichten Meisterschaft zu schildern. Und welchen Gehalt er durch lebhafte Ideenassoziation in den Vogelsang zu legen weiß, beweist folgende Stelle der „Mergelgrube". Es ist Mittag, alle Vögel schweigen. „Nur die Goldammer sang ihr zweitöniges Liedchen in allen Knicks. Oft habe ich gedacht: verdankt Beethoven unbewußt den Ruhm seiner Dritten vielleicht diesem Vögelchen? „Das Anklopfen an die Schicksalstür?"" (III 117.)

So hat Liliencron eine tiefere, eine philoſophiſch begründete Beziehung zu der Tierſeele gefunden, die wohl in ihren Äußerungen offen vor uns liegt, in ihrem Weſen noch als Rätſel künftiger Erforſchung harrt.

Pferde kennen ihren Reiter, ſie haben Verſtändnis für ſeine Individualität, ſie „wiſſen genau, wer ſie reitet und fährt. Dem Stümper ſind ſie unwillig, laß, langweilig, mühlos. So macht's der Jagdhund mit dem Jäger". So ſpricht Baron Hummelsbüttel (VI 4). Der „Mäzen" aber ſagt, ſeine Fröhlichkeit gehe aus ſeinen Fingern durch die Zügel auf das Pferd über, betont alſo — um mich pſychologiſch auszudrücken — einen ſeeliſchen Rapport der menſchlichen an die tieriſche Seele (V 67). Und wenn ſich jener mit ſeinem Hengſte lebhaft unterhält, wie es auch Klopſtock in ſeinen ſchönen Reiteroden mit ſeiner Lieblingsſtute Iduna tut, ſo ſpricht dieſer von ſeiner arabiſchen Stute mit Begeiſterung: „Ich habe ſie nur mit Zucker gezogen. Sporn und Peitſche würde ſie ſo übel empfinden, daß ſie vor Scham, ſo lächerlich das klingen mag, ſterben könnte . . . Sie hält alle Menſchen für liebe gute Geſchöpfe, weil ſie ſelbſt ein ſo gutes, treuherziges Geſchöpf iſt. So ſpricht man eigentlich nicht von einem Pferde. Was geht's mich an . . ." (V 208). In ähnlicher Weiſe hat der Bauer Klaus Niſſen ſeine Gäule erzogen, auch er ſetzt bei ihnen Schamgefühl voraus. Oft hört man ihn beim Pflügen ſagen: „Du ſchaſt di wat ſchamen, Hannes; vor Liſe" (ſo heißt das andere Pferd) „ſchaſt du di wat ſchamen, du Faulpelz!" (III 87 „Die Mergelgrube".) In ähnlicher Weiſe wird der Hündin Leäne das Hetzen der Schafe abgewöhnt. Ihr Herr ſpannte ſie einmal einer Unart wegen mit einem Mutterſchaf im Joch zuſammen und ließ ſie ſo auf der Wieſe laufen. „Nie ſah ich ein beſchämteres Tier, bald hätt' ich geſagt: einen beſchämteren Menſchen" (Auf meinem Gute" II 180). Der alte Jagdhund Taps iſt ſchon ganz zerknirſcht, wenn er für das unzeitgemäße Hetzen der Haſen an ſeinem langen Behange gezupft wird und eine Strafpredigt bekommt (V 150) und auch ſonſt zeigt er ſchier menſchlichen Intellekt (V 200). Ja, auch Mitgefühl zeigt der Hund. Dem Diener des „Mäzens" iſt die Mutter geſtorben, er ſitzt wie eiſern auf dem Bocke, die Tränen rinnen ihm aber die Backen herab. Der kleine Pinſcher Cognac blickt ihm mitleidig und treuherzig von unten ins Geſicht. Dann wendet er ſich zu ſeinem Herrn und wieder zu dem Diener und wedelt wie in Verlegenheit . . . er weiß nicht, was das bedeuten ſoll (V 67).

Aber auch der Symbolismus der modernen Richtung äußert ſich in der Tierſeele. — Schon wurde der Windhund erwähnt, in deſſen Begleitung der Dichter den „Tod" leibhaftig wie in einer Viſion dahinjagen ſieht — es iſt eine Dichtung von ergreifender Tragik (VIII 206) —. Und auf dem

„ſtillen Wege“ hört der Dichter das Brüllen einer Kuh in kurzen Pauſen. Da packt ihn eine verzweifelte Stimmung. Es klingt ſo kläglich und ſo zornig, daß ihm ein Schauer durch die Seele ging, es klang, als ſollte „Menſch an Menſch ſich bei den Händen faſſen“, weil der Weltuntergang, das Weltgericht folgen ſollten.

Was willſt du Tier? Das iſt ja unerträglich!
Biſt du der Kläger eines armen Menſchen,
Der ungerecht verurteilt vom Gericht iſt,
Und nun, irrſinnig, nicht begreifen kann,
Daß das geſchehen konnte und die Sonne
Nicht niederſtürzte, als der Spruch geſchah?
Willſt du durch deinen Schrei das tauſendfache,
Das tauſendfache, tauſendfache Weh,
Das tauſendmal viel Tauſenden geſchah,
So lang die weite Welt ſchon ſteht, bekunden? (VIII 82.)

Und bei dem „Ohrenſpiele Abdallahs“, ſeines Hengſtes, denkt der Dichter, ob dieſer wohl ferne Klagen höre, Hochzeitslieder, „alles, was auf Erden jubelt, betet, flucht und ſchluchzt“.

Hört er gar die Sterne ſummen,
Gottes Engel jubilieren,
Hört die ganze Weltmuſik? (IX 193.)

Doch der Dichter geht noch weiter. Er überträgt, um ſcharf und bündig zu charakteriſieren, Züge der Tiere auf den Menſchen und wählt ſeine meiſterhaften Bilder und lebensfriſchen Vergleiche aus dem Tierleben. Die mordgierige Line in der düſteren Erzählung „Das Richtſchwert von Damaskus“ ſitzt zurückgebeugt mit finſterem Geſichtsausdrucke da, „wie die Katze lauert“ (III 173), die Heidehanne hat die Zähne des Wolfes („Heidegänger“ VII 77), die junge Wirtin Marie Ohrt („Die Schenke“ II 8) hat ſo wunderſame Augen, wie man ſie ſonſt nicht bei Menſchen, ſondern nur bei Pferden findet, das junge Mädchen in den „Dithmarſchen“ hat treuherzige Eidechſenaugen (II 59) und die Wirtin im „Breide Hummelsbüttel“ blanke, luſtige Schwalbenaugen (VI 44).

Seine große Sprachgewalt und ſchöpferiſche Geſtaltungsgabe bewährt Liliencron an ſeinen Vergleichen und Bildern, denen er in der Dichtung einen bevorzugten Platz einräumt, auf die er große Stücke hält. So ſagt er im „Mäzen“: „Shakeſpeare und Kleiſt gaben uns den Vergleich, das Bild. Daran namentlich iſt auch ein wirklicher Dichter zu erkennen. Das „gewöhnliche“ Publikum achtet nicht auf die Schönheit des Vergleiches, des Bildes; es kann dieſe Schönheit nicht verſtehen, es fehlt ihm der feine Sinn dafür“ (V 100). Er preiſt den großen Briten, weil er die flüchtenden

Antonius und Cleopatra mit einer Ente und dem brünstigen Enterich verglich, denn es sei gleichgültig, ob ein Bild eine besondere „Schönheit" aufweise, die Hauptsache sei, daß es nur charakteristisch getroffen sei (V 87); darum rühmt er auch Herman Conradis meisterhafte Naturbilder (V 133). Homerische Kraft ruht in Liliencrons sprachlicher Treffsicherheit, obwohl er selbst Homer nicht mag, er wurde ihm in der Schulzeit verekelt (V 187).

Wie Shakespeare, so strebt auch Liliencron nicht klangvolle Schönheit bei seinen Bildern an, die er so gerne dem uns vertrauten Tierleben entlehnt. „Der Kartäusermönch" vergleicht sich z. B. mit der Ente, wenn sie „flügelschlagend nach dem Tauchen im Teiche steht", so sei von ihm das Erdenleid abgeglitten (IX 88); der Bauer, der, von seinem bösen Weibe gequält, in den Tod geht, schlug mit den Händen um den Kopf, als wollte er große Vögel verscheuchen, die ihn verfolgten (V 165). — Ähnlich heißt es auch in dem Gedichte „Einer Toten":

> . . . Tausend schwarze Krähen,
> Die mich umflatterten auf allen Wegen,
> Entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
> Die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit. (VIII 69.)

Ein „Schwarm von Sommervögeln" umflattert endlich des Mädchens düstere Stirne in der „Italienischen Nacht" (VIII 68), über das Gesicht seines verwundeten sterbenden Freundes spielt es oft wie Irrlichter, „es huscht etwas darüber hin wie der Schatten eines fliegenden Vogels" (I 97; vgl. VII 209).

Besonders das kämpfende, leidende und sterbende Tier zieht der Dichter zum Vergleiche herbei. So schildert er den edlen Tod des verwundeten Hirsches, auch er möchte so sterben („Jagdstück" VII 127), die feindlichen Heere kämpfen wie „zwei Hirsche, die sich in den Geweihen verfangen haben und, mit gleicher Kraft sich gegeneinander stemmend, nicht vor noch rückwärts können" („Geert der Große" II 224), Oberleutnant Behrens ist tollkühn, waghalsig, stößig wie ein verwildeter Hirsch („Unter flatternden Fahnen" I 72).

Und wenn der Mensch im größten Schmerze klagt, dann gellt es so wie der Schrei eines Falken, eines todwunden Tieres (II 60, 57). Wie ein krankes Reh trägt er sein Liebchen auf dem Arme („Ich war so glücklich" VIII 169); ein Parteigänger will der Dichter seinem Vaterlande werden, „wenn es unter tausend Wunden stöhnen würde wie ein gebunden Tier" (I 34); das weiße Weib und der Neger, auf Planken gekreuzigt ans Land geschwemmt, erinnern ihn an Totenkopfschmetterlinge, die er in der Jugend nebeneinander aufgespießt hatte (II 103). „Über den Toten gebeugt", den toten Freund, spricht er die bedeutungsvollen Worte:

Ach, wie der ausgelöschte Käfer liegst du
Mensch, Käfer, den der plumpe Schuh des Todes
Erbarmungsvoll zertrat im Weiterschreiten,
Im Weiterschreiten, das kein Hemmnis aufhält. (VII 219.)

Wie ein junges Kätzchen, das man ersäuft, will die verlassene Hanne sterben (II 69). Symbolistisch ist der Spatz, der auf dem Weiser der Sonnenuhr sitzt und sich putzt, „dann fliegt er weg, im Kirschenbaum zu landen, doch unterwegs schlägt ihn der böse Falk" („Una ex hisce morieris" VIII 71; vgl. auch VII 81).

Auch die tolle Jagd nach dem Glücke stellt der Dichter dar in grandiosen Bildern. Ein Reiter auf schweißbedecktem Rosse mit fliegenden Flanken, von blutgierigen Wölfen gejagt, das ist der Mensch, verfolgt von dem Schicksal („Sursum corda?" VIII 132); Unglück und Schuld sind zwei schwarze Rosse, die den Menschen „an ihren Mähnen durch das Leben schleifen durch Berg und Tal, im Schmutz der Gassengosse",

Sie reißen dich, o ausgelass'ne Posse,
Dahin in deines Blutes Purpurstreifen. (VII 129.)

So sitzt auch in der an die Apokalypse erinnernden Vision der „Hetzjagd" das Glück auf einem Pferde, von Bulldoggen begleitet; die Armut hat in diesem Zuge das Haupt der quälenden Schmeißfliege (IV 220).

Dem gefangenen Keiler gleicht „König Ragnar Lodbrok", doch seine Kinder rächten seinen Tod, „die Ferkel kamen geschwommen, sie hörten des Keilers Geschrei" (VII 12), wie ein angeschossener Keiler stürzte Waldemar auf den Grafen (II 225) und als der Baron Abschied nahm von seinem Katherl: „wie ein Keiler durchs Unterholz, so brach sie wild durch die Menschen."

Der völlig erschöpfte Offizier gleicht beim Trinken dem trinkenden Pferde, das die Lefzen aus dem Eimer hebt (II 159); R. Bleibtreu, der den modernen schöngeistigen Schund mit offenem Visier bekämpft, gleicht dem kühnen Reiter, der einen wild eingefangenen Mustanghengst besteigt (VI 64). Unter den lieben Vettern „war ein ewiges Teilen, ein ewiges Knurren wie bei Hunden, die aus einer Schüssel fressen" („Geert der Große" III 222), der wackere Unteroffizier Cziczan lief in der „Sommerschlacht" wie ein Schäferhund an den Seiten der Kompanie (I 41), seine Augen leuchteten wie die Lichter eines Luchses (I 47), das Katherl war dem Gutsherrn auf der Reise durch München „wie ein verloren Hündchen" zugelaufen („Die Schnecke" II 18). Und als „Das Blumenmädchen" des Dichters Geld abweist, da geht er beschämt „wie der Kater seiner Wege, wenn ihm im Sprung der Sperling weiterflog" (VIII 125).

Liliencrons lyrische Stärke liegt in der Stimmung, seine Poesie ist, wie W. Rühl in seiner biographischen Skizze (Gose u. Tetzlaff, Berlin 1902)

erwähnt, Poesie des Eindruckes, impressionistische Kunst. Alles bei ihm ist ihm sinnlich, greifbar, wirklich vorhanden. Sein Ausdruck besitzt aber auch nach Oppenheimers ästhetischer Studie (Schuster u. Loeffler, Berlin 1898, S. 26) die wertvolle Kraft, ganz bestimmte Assoziationen auszulösen und andere störende Assoziationen auszuschalten. Das paßt auch auf seine Stimmungsbilder aus dem Tierleben. Das klagende Brüllen der Kuh (VIII 82) erinnert ihn an all die Ungerechtigkeiten der Menschen, an den Weltuntergang, des Falken Schrei an die Jugendzeit („An einen Freund" VIII 59). Zwei Zitronenfalter, in brünstiger Liebe umfangen, fallen, durch die Kälte erstarrt, in den Teich. Dies Naturbild mahnt ihn an das Ersterben der menschlichen Liebe im Frost und dumpfer Langeweile, mahnt ihn an herrliche Stormsche Verse (III 90); der Geier, der aus stolzer Höhe in die Tiefe äugt, läßt den „Kartäusermönch" (IX 87) an das menschliche Schicksal denken, und des Buchfinks Pink Pink erinnert den Baron Hummelsbüttel an eine entsetzliche Szene aus seiner Kriegszeit: er mußte einen jungen Franzosen erschießen lassen, der Verrat geübt hatte. Pink Pink sang zutraulich ein Buchfink, als er feuern ließ und als die alte Mutter sich mit irren Augen auf den erschossenen Sohn warf, da klang es wieder: Pink! Pink!

Aber der Dichter weiß auch durch Tierszenen Stimmungen herbeizuführen, die Wirkung zu erhöhen, die Tragik zu verschärfen. — Ein Rabe betrachtet sehnsüchtig den Verwundeten (II 13); als „Greppert Meinstorffs" Leiche in Sand und Schlick und Schlamm auf den Watten liegt, umkreist ihn die Raubmöwe, den Kopf mit dem furchtbaren Schnabel prüfend über ihn gierend (II 92). An dessen Sarge genest Meinstorffs Geliebte eines toten Söhnchens und stirbt. Ein verirrter Sperling stößt unterdessen geängstigt an die Scheiben, flattert unstet umher, sichtbar klopft sein Herzchen. Und als des Toten Gattin zum Sarge tritt, das tote Mädchen sieht und das tote Kind, da schreit sie auf . . . Entsetzt ist der Sperling aufs große Kruzifix geflogen . . . (II 94). — Ein anderes Stimmungsbild! Ein Herbstabend. Auf dem Deiche nimmt ein Knecht Abschied von seinem Liebchen. Die munteren Starschwärme sind eben verschwunden, nur der schwermütige Ruf des Regenpfeifers tönt. Wo er sich hören läßt, sagt der Volksmund, da hilft der liebe Gott nicht! „Nu adjüs, min söte Deern, wi seht uns ni weller." Es antwortet ihnen nur der Regenpfeifer. Da verschwinden zwei festumschlungene Gestalten in den Fluten. Noch einmal flattern die Stare auf, dann „ruft nur der Regenpfeifer . . . der Regenpfeifer" (VII 214). Des Regenpfeifers Todesruf erschallt auch, als der Offizier sich erschießt, der von der geliebten Königin Abschied nehmen mußte. „Nichts regte sich im Gemach. Alles lag steif und starr. Allein der Qualm einer über den

Tischrand eben weggelegten Zigarre zeigte Bewegung; er stieg wie von einem Opferflämmchen kerzengerade in die Höhe . . . Kein Ton. Nur der Regenpfeifer rief durch die Nacht, der Regenpfeifer . . . der Regenpfeifer" (VII 217). Der alte Klaus Tietge liegt auf der Bahre, auch er ist von eigener Hand gestorben. Angstvoll brüllen die Kühe und der Stier, der Kiebitz ruft dazwischen, ein kalter Sumpfhauch weht Nebelstreifen heran. Und eine Spinne läßt sich mit fast wagerechten Beinchen an einem Faden herab in des Toten offenen Mund (III 107 „Die Mergelgrube"). — Gewitterschwüle lastet über dem Landhause des Titus Althaus, eine gewitterschwüle Spannung herrscht zwischen ihm und Line, die er verlassen will, schon droht ihm der Tod von dem rätselhaften Mädchen. „Von einem Vögelchen in der Nähe der Laube klang unaufhörlich ein ängstliches Piepen" (III 189). — Breide Hummelsbüttel, der sein Gut verlassen muß, von den Gläubigern verdrängt, starrt in die mondhelle Nacht hinaus. In dieser Stimmung hört er aus dem Garten den klagenden Ruf eines in seinem Neste überfallenen Vogels (VI 149). Und als der Dichter an sein verstorbenes Liebchen denkt, erklingt hierzu das harte, grellklingende Tzink Tzink Tzink der Schwarzdrossel („An Richard Dehmel" IX 170). Aber auch freudige Stimmungen begleitet der Tiere Laut. Als der Dichter „nach dem Balle" mit der Komtesse glückstrahlend dem erwachenden Tage entgegenfährt, da gurren und lachen die Tauben und die Bauernhunde kläffen (VIII 100). — „Der Genesende" erfreut sich an dem frischen Drosselzank, der stolze Reiher in der Luft weckt seinen Drang nach Gesundheit, Kraft und Freiheit (VII 197). Über einem bäuerlichen Paare, das sich in voller Lebens- und Liebeskraft umschlungen hält, stürmt eine Schar wilder Gänse hin, die in dem Herzen des Dichters den Drang nach Freiheit, die Sehnsucht nach echter Natur erwecken (IV 28), sowie die Betrachtung der von schwerer Arbeit gebeugten Landleute mit Frosthänden und gebücktem Nacken begleitet wird von dem Liebeskampfe der Raben, der Finken (IV 26). — Das Auftauchen von Wildgänsen gibt dem seines Amtes entsetzten alten Pfarrer neuen Lebensmut, dem Prinzen, der das Friesenmädchen liebt, erwachendes Liebesglück. Über dem Sarge des Greises aber, der eben in die Gruft versenkt wird, klingt ihr Gekrächze ob des schroffen Gegensatzes wie bittere Ironie. „Alle schrien: Leben, Futter, Leben, Leben . . . und dann waren sie verschwunden. Unten aber lag der stille Mann und war für immer erlöst von Futter und Leben" („Wilde Gänse" IV 243).

So läßt sich Liliencron auch das allezeit wirksame poetische Motiv des Gegensatzes nicht entgehen: denn gerade darin, daß die Natur in ihrer ewig gleichen Schönheit gleichgültig des Menschen Leid umgibt, liegt die größte tragische Ironie, ein unerschöpflicher Born der Dichtung. — Auf

dem Schlachtfelde liegt der tote Offizier, bei ihm hockt der treue Hu[illegible]d, doch die Schwarzdrossel flötet unbekümmert und freut sich des schön[illegible]en Morgens (I 85), die betrogene Frau, die aus den Traumreden des Gatt[illegible]en das verhängnisvolle „Geheimnis" entdeckte, verschwindet neben dem ru[illegible]ig träumenden Schwane im Gartenteich (VII 178), der Großhändler Jantz [illegible]n, der kein liebendes Herz hinterläßt, wird zu Grabe getragen, während [illegible]n Leierkasten spielt, eine Nachtigall singt und im Kutscherhause hinter d[illegible]er Villa ein Kanarienvogel seine Triller schmettert (IV 44). — Hanne, v[illegible]n dem reichen Kaufmannssohne Fehrs verlassen, stirbt im Spital! „Und d[illegible]er Herbstmorgen war doch so schön, so frisch und köstlich. Durch das geöffnet[illegible]te Fenster hörte man fröhliche Kinderstimmen im Garten . . . In den Linden[illegible]n hatten sich Hunderte von schwatzenden Staren versammelt . . . Und in all[illegible] dieser Herrlichkeit und Fröhlichkeit mußte das schöne Mädchen von der Erde" („Der letzte Gruß" II 73).

Der Naturfreund, der in der „Mergelgrube" den Tod suchte und fand, wird an einem schönen Frühlingstage bestattet, von Bienen umsummt und von Schmetterlingen umgaukelt, als wenn ihn die Natur zum letztenmal grüßen wollte (III 126), die Mörderin des Titus Althaus legt das „Richtschwert von Damaskus" auf die Brust, blickt, auf dem Ruhebette liegend, mit ihren blauen Kinderaugen in den Vollmond — eine Nachtigall schlägt in stiller Nacht, an der Tür schnuppert der treue Pinscher, er wittert das sickernde Blut seines Herrn (III 203). — „Die Drossel" singt, während der Kranke auf dem Operationstische ruht, sie singt, als er in Narkose verfällt, sie singt, als er erwacht (VII 96); ein lebenslustiges Kranichheer zieht im „Frühling" über die alte, betende, weltfremde Nonne hin (VII 126); in der „Schwalbensiziliane" kommt so recht der Gedanke zum Ausdruck, daß die Natur, unbekümmert um Mutterliebe und Frühlingslust, Mannes-kampf und düstern Tod ihren steten Kreislauf wandelt, denn menschliches Glück und Leid werden von dem Kehrreime begleitet: „Es jagt die Schwalbe weglang auf und nieder" (VII 124). — Und nie waren die Saatkrähen und Goldammern so munter, nie jubilierten die Vögel so laut, nie war der Ruf des Milans so sanft, nie der Enten Schar im Teiche so aus-gelassen als damals, wo Breide sein Gut durchschritt — zum letztenmal. Die herbste Satire aber des sorglosen Getiers auf die Qualen, das Lieben Sterben und Streben des Menschengeschlechtes sind die „Schmetterlinge" eine Reihe der geistreichsten, poetischen Perlen.

Über ein Schlachtfeld
Flatterte ein Schwalbenschwanz.
Das Blut hielt er für Rosen:
Ach, wie viele schöne rote Rosen
Hat die Erde!

(VII 209.)

So hat Liliencron die Kinder, das vielgestaltige Getier geliebt und mit seiner Sprachgewalt der Dichtung zu eigen gemacht. Und wenn er in seinem „Mäzen" (V 40) neben Keller und K. F. Meyer Böcklin den größten deutschen Lyriker nennt, so ist unser Dichter unter den Poeten ein gottbegnadeter Maler, ein poetischer Böcklin, Klinger oder Thoma.

Die pädagogische Bedeutung der Schularzteinrichtung.

Vortrag, gehalten auf der amtlichen Hauptversammlung der Lehrerschaft des Schulinspektionsbezirks Dresden I am 23. November 1904.

Von **G. Schanze** in Dresden.

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!"

Es gibt kaum einen Zweig der menschlichen Wissenschaften, der die Allgemeinheit sowohl, als auch den einzelnen Menschen so nahe angeht, wie die Hygiene. Dennoch wird weder der Schulgesundheitspflege noch der allgemeinen Hygiene auch in unseren Kreisen das Interesse entgegengebracht, welches beide verdienen. Der Stand der Zahntechnik in unserer Zeit, das Mißverhältnis der Zahl öffentlicher, wie privater Badeunternehmungen zur Bevölkerungsziffer und Größe unserer Stadt und endlich die Tatsache, daß unter den einzelnen Wissensgebieten, mit denen sich die Lehrerschaft in ihren freien Versammlungen beschäftigt, die Hygiene noch zu den wenigst bevorzugten gehört, belegen diese Behauptung hinreichend.

In Berücksichtigung dieses Umstandes möchte ich durch meinen Vortrag erstens dazu Anregung und Anlaß geben, daß die hiesigen pädagogischen Kreise mehr als bisher sich der Privatlektüre der hygienischen, insbesondere der schulhygienischen Literatur zuwenden. In dem Maße, in welchem dies geschieht, wird — des bin ich gewiß — das Interesse an hygienischen Dingen wachsen, denn der Mensch ist, was er liest. Zum zweiten möchte ich dazu Anregung bieten, daß Unterricht und Erziehung mehr als bisher auf die sichere Grundlage anthropologischer Erkenntnis in Verbindung mit eigener Beobachtung gestellt werde, und daß die ganze Erzieherarbeit von hygienischem Denken durchdrungen sei.

I.

Unser Thema, hochgeehrte Versammlung, bildet nur einen Ausschnitt aus dem großen Gebiet der Schulhygiene, die ihrerseits immer als Teil der allgemeinen Hygiene angesehen werden will. Unser Gegenstand stellt aber

dasjenige Gebiet dar, welches am längsten und heftigsten umstritten war, dessen Existenzberechtigung bis in unsere Tage hinein in Zweifel gezogen wurde. Daß Schulgebäude, Schulzimmer und Bänke, daß Luft, Belichtung und Beheizung gewissen gesundheitlichen Anforderungen genügen sollen, gilt — nachdem dies schon in unserem sächsischen Volksschulgesetz von 1873 vorgesehen und zum Teil auch in früheren Hauptkonferenzen Gegenstand der Besprechung gewesen ist — als etwas Ausgemachtes und Selbstverständliches. Daß aber der Schularzt eingehende körperliche Untersuchungen an den Kindern vornehme — man ist in letzter Zeit gewöhnt geworden, dies unter Schularzteinrichtung zu verstehen — das erscheint manchem gegenwärtig noch als ein unberechtigter Eingriff in das Schulwesen.

Ich sehe es nicht gleichzeitig als meine Aufgabe an, Ihnen den Streit der Meinungen über die Schularztfrage eingehend vorzuführen. Es sei mir nur gestattet, die beiden bedeutsamsten Phasen dieses Kampfes zu berühren. Sie sind an die Namen Axel Key und Hermann Cohn geknüpft. Der schwedische Professor Key ist der wissenschaftliche Begründer der Schularzteinrichtung; er hat — angeregt durch das dänische Beispiel Axel Hertels aus dem Jahre 1882 — durch seine „hygienischen Untersuchungen" an über 11000 Schülern, deren Ergebnisse in einem umfangreichen, von Burgerstein übersetzten Bande veröffentlicht wurden, die Schularztfrage auch für Deutschland mit solchem Nachdruck auf die Tagesordnung gebracht, daß sie seitdem nicht mehr von derselben verschwinden konnte. Keys Buch ist nach Dr. Hermann Schillers Meinung grundlegend und maßgebend für hygienische Schulfragen geworden. — Der bekannte und um die Hygiene hochverdiente Breslauer Augenarzt Hermann Cohn hat nun durch seine übertriebenen Forderungen namentlich auf dem Genfer hygienischen Kongreß den lebhaftesten Widerspruch der deutschen Pädagogen hervorgerufen. Nach ihm „sollte der Schularzt das Recht haben, jeder Unterrichtsstunde beizuwohnen, event. die Schule zu schließen, er mußte bei der Aufstellung des Lehrplans zugezogen werden, damit Überbürdung vermieden würde, er mußte unbarmherzig alle Klassen schließen, die zu finster oder sonst der Gesundheit schädlich waren." (S. Die Schularztfrage. Ein Wort zur Verständigung von Hermann Schiller, Berlin, 1899. S. 10.)

Meine Damen und Herren! Daher kam es, daß die Lehrerschaft im Schularzt den „10. Vorgesetzten" witterte und Stellung gegen die Schularzteinrichtung als Ganzes nahm. Inzwischen ist als Frucht aus diesem Kampfe die Anstellung von Schulärzten jedoch ohne jene Machtbefugnisse — in zahlreichen Gemeinden, namentlich Groß- und Mittelstädten — hervorgegangen. Professor Dr. Griesbach, der Vorsitzende des deutschen Vereins für Schulgesundheitspflege, hat im Jahre 1903 auf der Ver-

sammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Cassel über den Stand der Schulhygiene in Deutschland einen Vortrag gehalten (erschienen bei Vogel in Leipzig), in welchem bezüglich der Verbreitung der Schularzteinrichtung mitgeteilt werden konnte, daß in 215 deutschen Orten der schulärztliche Dienst eingeführt ist und von zusammen 577 Schulärzten ausgeübt wird. — Bei uns in Sachsen ist die Schulhygiene unter den deutschen-Staaten am ehesten und besten organisiert worden. Schon unterm 8. November 1882 erschien eine Verordnung des Königl. Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts, in welcher zunächst bezirksärztliche Anordnungen aufgestellt sind, die den Ausschluß erkrankter Kinder oder deren Geschwister vom Unterricht und die Wiederaufnahme in die Schule regeln. — Seitdem hat die Regierung auf mehrfache, der Sache günstige Begutachtungen des Königl. Landesmedizinalkollegiums hin die Anstellung von Schulärzten empfohlen, und in der letzten Konferenz der Schulinspektoren konnte Se. Exzellenz der Kultusminister mitteilen, daß in 44 Schulgemeinden 93 Schulärzte angestellt sind. — Was nun besonders unser Dresden anlangt, so muß rückhaltlos zugestanden werden, daß es auch in schulhygienischer Hinsicht vorangegangen ist. Dr. Paul Schubert-Nürnberg sagt in seiner Abhandlung über das Schularztwesen in Deutschland, veröffentlicht in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege 1903 Nr. 7: „Das Verdienst, zuerst in Deutschland dem Schularzt die Pforten geöffnet zu haben, gebührt den Städten Leipzig und Dresden." — Wer die hygienische Fachliteratur kennt, wird wissen, daß Dresden auch die erste zusammenfassende und vergleichende Statistik über die Ergebnisse schulärztlicher Untersuchungen geliefert hat. Auch die Städteausstellung im Jahre 1903 hat in ihrer Dresdner Abteilung für Schulgesundheitspflege glänzendes Zeugnis abgelegt von dem Fortschritt in unsrer Stadt auf schulhygienischem Gebiete. Es hat indessen auch früher an schulhygienischen Arbeiten bei uns nicht gefehlt. So hat z. B. — wenn man von Dankwarths Arbeiten absieht — der verstorbene Direktor Leupold in dem Berichte der Direktorenkonferenz von Ostern 1890 einen längeren Aufsatz über Schulgesundheitspflege geschrieben, der die Hygiene der Schulgebäude und ihrer Einrichtungen, des Unterrichts und der Kinder in gleicher Weise berücksichtigt. In dieser Arbeit wird z. B. über die in den Jahren 1888 und 1889 unter Schulrat Eichenberg mit Hilfe der Cohnschen Tafeln vorgenommenen Prüfungen der Sehschärfe der Kinder, über die Errichtung von Heilkursen für Stotterer und anderes, zum Teil sehr eingehend, berichtet. Schon damals wurden die Plätze nicht nach Kenntnissen und Wohlverhalten, sondern nach Körpergröße, Hör- und Sehfähigkeit, kurz nach hygienischen Gesichtspunkten unter die Kinder verteilt. Den Schularzt hatten wir in Dresden zu dieser Zeit schon längst (1867 wurden hier die

ersten 3 Schulärzte angestellt), doch wurde er wegen der Hygiene des Kindes selten in Anspruch genommen. Er war überhaupt in früherer Zeit mehr für die sanitären Verhältnisse und Einrichtungen des Schulhauses und der dazu gehörigen Anlagen, wie für die Hygiene des Unterrichts bestellt. Untersuchungen der Kinder gemäß einer Dienstordnung bestehen bei uns seit 1893, also 3 Jahre früher als in Wiesbaden, dessen Einrichtungen im Jahre 1898 der preußische Kultusminister als mustergültig empfohlen hat. Doch waren diese körperlichen Untersuchungen nicht allgemein durchgeführt. Erst seit 1902 finden die schulärztlichen Untersuchungen der neuaufgenommenen Kinder an den Bezirksschulen allgemein statt; jetzt haben die städtischen Körperschaften auch hierfür besondere Mittel bewilligt und damit das Haupthindernis in der Weiterentwickelung der Schularztfrage beseitigt. Diese Förderung der Schularztangelegenheit ist wohl der Erwägung zu danken, daß Arzt und Lehrer, die in der neuen Zeit zur gemeinsamen Lösung neuer Probleme berufen sind, Bundesgenossen sein müssen, die sich zur Förderung der Hygiene gegenseitig Hilfe zu leisten haben. Wir dürfen uns im Interesse der Schule und der Jugenderziehung dieser Errungenschaft freuen und wünschen, daß sich unsere Schularzteinrichtung, so wie sie jetzt getroffen ist, einleben möge.

Die auch jetzt noch bestehende Befürchtung, der Schularzt könne sich zum Vorgesetzten des Lehrers auswachsen, kann leicht durch Aufnahme eines entsprechenden Satzes in die Schularztordnung an Stelle desjenigen im Begleitschreiben zu derselben enthaltenen, der von der Schreibhilfe des Lehrers bei den schulärztlichen Untersuchungen handelt, beseitigt werden.

II.

Wenden wir uns nach diesem kurzen Blick auf die Entwickelung der Schularztfrage der Bedeutung der schulärztlichen Untersuchungen zu — denn diese haben sich, wie bereits bemerkt, in der Gegenwart zur Hauptaufgabe des Schularztes herausgebildet —, so muß auffällig erscheinen, daß bei dem Hin- und Herwogen des Streites über die Sache meist der medizinisch-klinische Wert, bzw. der Wert für die allgemeine Hygiene hervorgehoben wurde, wenn von dem Nutzen die Rede war. Eine große Rolle spielten dabei die ansteckenden Krankheiten, die der Schularzt zu verhüten imstande sei. Ich meine, daß darin etwas Überschätzung des ärztlichen Könnens und Vermögens liegt. Wenn die Bedingungen für die Epidemie vorhanden sind, so wird sie kein Schul- oder Bezirksarzt zu bannen vermögen; er kann durch die Schließung der Schule oder der Klasse diese nur von der Mitschuld an der Verbreitung der Krankheit befreien. Entstehen keine Epidemien mehr, oder verlieren sie den bösartigen Charakter, was in demselben Maße der Fall

sein wird, in dem die allgemeine Hygiene fortschreitet, so wird dies dem Arzte nur insoweit zu danken sein, als er an dem Fortschreiten der allgemeinen Hygiene Anteil hat. Dieser Anteil eines einzelnen kann aber naturgemäß nur gering sein. — Bedeutsamer für die allgemeine Hygiene und die des Kindes zugleich erscheint mir die Feststellung unbekannter, namentlich chronischer Krankheiten an den Kindern durch die schulärztlichen Untersuchungen und die Beratung in Fällen, wo die Eltern nachlässig in der Fürsorge für die Gesundung des Kindes sind. Von den Schularztbezirken der Herren Dr. Werner und Hofrat Dr. Krug ist mir bekannt, daß Eltern zu wiederholten Malen dahin beraten worden sind, mit den Kindern nach der Poliklinik, bzw. zum Krankenkassenarzt zu gehen. Die Fälle betrafen schlimmere Augen- und Ohrenleiden, behinderte Nasenatmung durch Hypertrophie der Mandeln usw. Wiederholt wurden auch an Hautausschlägen leidende Kinder vom Schulbesuch ferngehalten und dann geheilt wieder aufgenommen. Ein Knabe erlitt im September 1902 durch einen Sturz auf der Terrassentreppe eine Gehirnerschütterung und versäumte deshalb einen halben Tag die Schule. Danach schickten die Eltern das Kind wieder zum Unterricht und schienen keine weitere Notiz von dem Vorfalle zu nehmen, obwohl man dem Knaben den Unfall am blassen Gesicht ablesen konnte. Kurz darauf erschien der Schularzt, um die üblichen Untersuchungen vorzunehmen. Ich teilte ihm den Fall mit. Der Arzt stellte den Zustand fest, fand den Schulbesuch für höchst bedenklich und riet, das Kind 14 Tage vom Schulbesuch zu dispensieren, indem es so lange der Ruhe im Bett bedürfe, was den Eltern mitgeteilt wurde. Nach den Michaelisferien kam der Knabe erholt wieder zur Schule. Ich habe ihn noch nach Möglichkeit geschont, weil er mir lange noch dem Gesichtsausdrucke nach an den Folgen des Sturzes zu leiden schien. Jetzt, nachdem der Schüler das dritte Jahr meiner Aufsicht untersteht, kann der Fall als Beispiel für den Wert schulärztlicher Untersuchungen namhaft gemacht werden.

III.

Mit diesem Fall, meine Damen und Herren, haben wir unser eigenstes Gebiet, das von der pädagogischen Bedeutung schulärztlicher Untersuchungen handeln soll, bereits betreten. Diesen pädagogischen Wert haben eigentlich erst die Schularztordnungen zu Ehren gebracht. Sie erkennen ihn darin, daß die Kinder je nach dem ärztlichen Befunde ihren Platz erhalten können, daß Ausschluß von gewissen Unterrichtsdisziplinen — z. B. bei Bruchschäden vom Turn-, bei Augenleiden vom Handarbeitsunterricht — durch das ärztliche Zeugnis herbeigeführt wird usw. Während indessen auch die Schularztordnungen hauptsächlich die nicht zu unterschätzende Hygiene des Unterrichts und des Kindes im Auge haben, möchte ich das Augenmerk gleichzeitig mit

auf die Bedeutung der schulärztlichen Untersuchung für unsere pädagogische Kunst lenken.

Wir Lehrer sollen Menschen bilden, d. h. in Pestalozzis Sinn und Hildebrands Geist gesprochen: wir sollen das im Kinde ruhende Menschentum zur Entfaltung kommen lassen. Dazu ist nötig, zu wissen, was dieser Entwickelung hinderlich ist; denn in der Beseitigung und Umgehung der Hindernisse, nicht in dem Aus- und Auffüllen mit Stoff liegt die Hauptarbeit des Lehrers und Erziehers. Welche sind diese Hindernisse, und wo liegen sie? Sie liegen teils außerhalb des Kindes, teils im Kinde selbst. Wir Erzieher haben es hauptsächlich mit den letzteren zu tun. Sie bestehen in den geistigen und körperlichen Leiden, Gebrechen und Unvollkommenheiten mancherlei Art. Der Lehrer muß sie kennen, wenn er ihrer Herr werden will. Zugleich möchte er sich jederzeit der innigen Wechselbeziehung zwischen Geist und Körper bewußt sein. Manche Pädagogen sind immer noch der Meinung, daß sie es — wenn sie nicht gerade Turnunterricht erteilen — nur mit dem Geist und nicht auch mit dem Körper zu tun haben. Es läßt sich sonst schwer erklären, daß manche Pädagogen den Kindern nicht die volle gesetzlich verordnete Pause zwischen den Unterrichtsstunden vergönnen. Es gibt keinen geistigen Mangel ohne physiologische Ursache. Geistes- und Körperbeschaffenheit müssen zusammengehalten werden; denn sie bedingen sich gegenseitig. Die geistige Beschaffenheit zu beobachten und festzustellen, ist der Lehrer berufen; den körperlichen Zustand ist auch der hygienisch gebildete Lehrer, selbst wenn er die Kinder entkleiden dürfte, meist nicht in der Lage zu bestimmen. Wir vermögen wohl die schlimmsten kurzsichtigen und schwerhörigen Kinder herauszufinden, Skoliose oder eine Trichterbrust (bei rhachitischen Kindern) jedoch, angehende Lungenleiden oder bereits ausgebildete Herzleiden oder gar Bruchschäden vermögen wir nicht festzustellen. Es gehören dazu außer den Instrumenten gewisse klinische Kenntnisse, mit denen uns der Arzt zu Hilfe kommen soll.

Wenn wir uns nun näher ansehen wollen, was uns die Schulärzte betreffs des Gesundheitszustandes besonders der zu Ostern neuaufgenommenen Kinder zu berichten haben, damit dieser Beitrag zur Individualkenntnis bei der Ausübung der Lehr- und Erziehertätigkeit auch Berücksichtigung finde, so verdient hervorgehoben zu werden, daß wir es dabei zunächst nicht mit den sogenannten Schulkrankheiten zu tun haben. Der Zustand, in dem wir die Kinder von den Eltern zugeführt bekommen, ist nicht der Ausdruck von geringer oder zu starker Inanspruchnahme der Geistes- und Körperkräfte im Sinne der Schule, sondern dieser Zustand zeigt uns, in welchen sozialen Verhältnissen die Kinder aufwachsen, welcher Pflege und Erziehung die Kleinen in ihren ersten Lebensjahren teilhaftig wurden. Anders ausgedrückt:

welche Mängel den Kindern schon bei der Geburt als traurige Mitgift für den Lebensweg angehängt wurden, und für welche Gebrechen sie die unschuldigen Träger durch Erwerbung geworden sind. — Welcher Unterschied in dieser Hinsicht zwischen Bürgerschulkindern und Bezirksschulkindern besteht, habe ich im September 1903 in einem Aufsatze, betitelt „Der Gesundheitszustand unserer Volksschulkinder", im Dresdner Anzeiger durch eine Tabelle gekennzeichnet. Die Tabelle, welche sich auf einen Bericht des Herrn Hofrat Dr. Krug über die Tätigkeit der Schulärzte zu Dresden gründet (erschienen im Ärztlichen Vereinsblatt für Deutschland, Jahrgang 1897, Nr. 356), zeigt, daß an den Bürgerschulen 59 %, an den in Frage kommenden Bezirksschulen aber nur 32 % gesunder Kinder gefunden wurden. An den Bezirksschulen waren 7 % mehr blutarme und fast 13 % mehr rhachitische Kinder vorhanden als an den Bürgerschulen. — Von Leipzig wird aus dem Jahre 1903 berichtet, daß der Prozentsatz der körperlich gut beanlagten Kinder in den höheren Bürgerschulen 63, bei den Bürgerschulen 51, bei den Bezirksschulen aber nur 45 war. Daß die gesundheitlichen Verhältnisse an Bürger- und Mittelschulen günstiger liegen als an Bezirks- und Elementarschulen, wird auch aus Chemnitz und Wiesbaden, wo die Untersuchungen sehr eingehend vorgenommen wurden, übereinstimmend berichtet.

Meine Damen und Herren! Sie werden mit mir, auch ohne daß ich Sie mit weiterem statistischen Material behellige, aus Erfahrung überzeugt sein, daß es des körperlichen und geistigen Elends unter unseren Kindern genügend gibt, um die nötigen Folgerungen für eine individualisierende Behandlung derselben daraus zu ziehen. Dazu ist zuerst nötig, daß das schulärztliche Zeugnis über jedes Kind, auch das gesunde, unter „Bemerkungen" in die Versäumnistabelle eingetragen werde, damit es einen tagtäglichen Anhalt für unsere pädagogischen Maßnahmen und Beurteilungen bilde. Anderwärts hat man Gesundheitsscheine eingeführt. Solange wir nicht die allerdings wünschenswerten Nachuntersuchungen haben, die z. B. in Wiesbaden im 3., 5. und 8. Schuljahr vorgenommen werden, erscheint der Eintrag in die vorhandene Tabelle ausreichend, wenn der Vermerk auf den nächsten Klassenlehrer übergeht und bei der Umschulung auf dem Entlassungszeugnis gleichfalls angebracht wird. Die Angaben über Körpergröße, Gewicht und Brustumfang — diese Ausweise normaler Entwickelung — sind notwendige Ergänzungen hierzu. — In unseren „Beilagen zum Aufnahmebogen" besitzen wir übrigens ganz brauchbare Gesundheitsscheine; sie wollen nur allgemein in der rechten Weise verwendet sein. Wir können mit ihrer Hilfe und Ausgestaltung recht wohl zu den vielfach gewünschten Individualitätenbogen gelangen wie sie in Löbtau bereits im Gebrauch sind.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant." Manchmal hat's nicht den Anschein, als ob's der Menschheit Würde sei, die uns in die Hand gegeben wurde. — Da sehe ich ein hochgradig nervöses Kind. „Brustkorb rhachitisch, X-Beine, große Mandeln", so lautet das ärztliche Zeugnis weiter. Aus den Bemerkungen des Direktors, die bei der Anmeldung des Kindes nach Befragen der Mutter gemacht wurden (eine sehr empfehlenswerte, den Schularzt unterstützende Einrichtung), ersehe ich aber, daß Augen und Ohren normal sind. Das Kind hat dennoch keine Zahlvorstellung; es zählt nicht bis fünf. Strenge oder auch nur absichtliche Aufdringlichkeit hilft hier nicht, sondern schreckt ab und schüchtert ein. Das Kind kam schon unter Weinen zur Schule. Die Mutter mußte fast die ganze erste Schulwoche bei ihm stehen bleiben. Hier heißt's für den Lehrer Geduld üben. Solche Kinder — es gibt deren noch einige, wenigstens ähnliche Individuen in der Klasse — fordern die ganze Erfindungskunst und methodische Geschicklichkeit des Lehrers heraus. Die kurze Rechenlektion — Vor- und Zurückzählen im Zahlenraume von 1 bis 5 — hat bei ihnen noch nicht gefruchtet. Für sie ist z. B. auch die Lesestunde gelegentlich einmal Rechenstunde. Wir haben fünfmal „i" geschrieben. Ich sage: „Jetzt wollen wir mal die fünf Jungen, die da ihre Mützen in die Höhe werfen und „i" rufen, zählen." Ich rufe meine mathematici zu mir und lasse sie eine Extravorstellung im Zählen geben. Leistet einer dem Rufe nicht Folge, so wird das nicht als Gehorsamsverweigerung gedeutet und kein Zwang ausgeübt. Jede Widerwilligkeit wird schließlich durch das Beispiel und die Geselligkeit in der Klasse doch besiegt. Wir treiben die Zählübung also ohne den Streikluftigen zunächst vorwärts. Danach heißt es: „Jetzt schießen wir die „i"-Jungen tot, aber nicht alle auf einmal." Es wird eine kleine Schießübung veranstaltet, die die Kunst des Rückwärtszählens vermittelt. Auf solche oder ähnliche Weise bringt man auch die Schwachen mit nach und verhindert man, daß die übrigen derweil was anderes treiben. Es ist das eine erlaubte Kriegslist, wenn man das Unterrichten als einen Kampf gegen allerlei Unbilden ansehen will. — Ein anderer Knabe — für drei oder vier Klassengenossen wiederum ein Typus — hat folgendes Zeugnis erhalten: Sehr skrofulös und blutarm, etwas nervös. Die Schule hat schon festgestellt, daß das Kind stammelt und im dritten Lebensjahre erst das Gehen und Sprechen gelernt hat. Beim Unterricht zeigte sich, daß der Schüler keinen Formensinn hat; er vertauscht rechts mit links; die vorgesprochene Gedichtzeile vermag er nur wortweise nachzusprechen, kurz der Schüler leidet an verminderter Aufnahmefähigkeit und an Gedächtnisschwäche. Der ärztliche Beirat sagt mir, daß ich unrecht getan haben würde, wenn ich das Kind mit Strenge zu richtigen Buchstabenformen hätte bringen wollen. Hier heißt's wieder

geduldig warten, eines vielmaligen erneuten Anfanges unter gutem Zuspruch nicht müde werden und auch der schwachen Leistung die Anerkennung nicht versagen.

Kleine methodische Einheiten, langsames Vorwärtsschreiten bei steter intensivster Übung und Wiederholung des bereits Behandelten, aber deshalb doch nicht Abgetanen sind hier besonders erforderliche pädagogische Maßnahmen, deren Versäumen durch kein Strafmittel an den Kindern wettgemacht werden kann.

Als ein dritter Typus kann der Schüler gelten, dem chronischer Nasenkatarrh, adenoide Wucherungen, Mittelohrkatarrh mit verminderter Hörfähigkeit bescheinigt worden ist. Der Schüler ist „Mundatmer"; bei ihm ist u. a. die Fähigkeit aufzumerken herabgesetzt. Die schwerhörigen Kinder, von denen man überall da, wo genaue Hörprüfungen vorgenommen wurden, übereinstimmend um 15 % entdeckte, gehören zu den unglücklichsten und bemitleidenswertesten Geschöpfen. Bei ihnen ist ja nicht allein das Vorstellungsleben, sondern vor allem auch die Empfindungswelt beeinträchtigt. „Die akustische Welt des Gehörleidenden ist nicht nur eine kleinere, engere, sondern auch eine andere als die des Normalhörigen." Karl Brauckmann in seiner Schrift „Die psychische Entwickelung und pädagogische Behandlung schwerhöriger Kinder" empfiehlt hier nachdrücklich bewußte Übung des Muskelsinnes. Man übe täglich rhythmische Bewegungen der Glieder und der Sprechwerkzeuge. Die Muskeltätigkeit ist nach Demoor eines der wirksamsten Mittel, um die Gehirntätigkeit zu entwickeln und zu disziplinieren, und „wenn das Gehirn arbeitet, so tritt das gesamte Wesen in Tätigkeit". Auf die sprachliche Ausbildung ist beim Schwerhörigen ein besonderes Gewicht zu legen, wobei auch der optische Auffassungsweg das Absehen der Sprache vom Munde oder besser vom Gesicht zu Hilfe zu ziehen ist. Der Unterricht, der beim schwerhörigen Kinde die Verhältnisse des praktischen Lebens ganz besonders berücksichtigen muß, hat die Aufgabe, für Aneignung des Wort- und Formenschatzes unserer Sprache zu sorgen, damit auch eine fortdauernde Bereicherung des Vorstellungsschatzes ermöglicht werde. Man sieht, da werden wieder besondere Ansprüche an die Virtuosität des Lehrers gestellt. Jede Individualität wird dem Lehrer eine Mahnung, den Unterricht nach den verschiedensten Seiten hin interessant und packend, ich möchte sagen, für jedes Kind zwingend zu gestalten. Daß der Unterricht dieser Eigenschaft nicht entbehre, ist zwar eine alte Forderung, sie mag aber unter unserem heutigen Gesichtswinkel physiologischer Erwägungen in ein neues Licht gerückt sein. Die Ergebnisse der schulärztlichen Untersuchungen sind aber auch eine nähere Begründung zu jener weiteren alten pädagogischen Forderung von der Menschenfreundlichkeit im Unterrichte. Ihn muß die Sonne der Heiterkeit,

der das Lachen der Kinder auch ohne Kommando des Lehrers kein Greuel ist, beleben. Sie schmilzt das Eis des Trübsinns, das schon die schuldlos beladene Kindesseele umlagert.

Am augenfälligsten tritt die pädagogische Bedeutung des schulärztlichen Zeugnisses in der Nachhilfeschule in die Erscheinung, wo durch eingehende Untersuchungen des Schularztes, des Herrn Dr. Werner, nachgewiesen wurde, daß 65 % dieser schwachsinnigen Kinder eine abnorme Schädelbildung zeigten, 72 % Anomalien des äußeren Ohres und eine große Anzahl anderer Degenerationszeichen, wie kielförmigen Gaumen, abnorme Bildung der Zähne, verschiedene Muskellähmungen u. dgl. aufwiesen. An Stelle weiterer Ausführungen verweise ich auf die 1901 von den Herren Direktor Tätzner und Oberlehrer Pruggmeyer verfaßte, ebenso interessante, als verdienstvolle Schrift „Die Nachhilfeschule zu Dresden-Altstadt nach ihrer Entstehung und ihrem Ausbau", die auch manche beachtlichen Winke betreffs der Gestaltung des Unterrichtes und der pädagogischen Behandlung krankhaft veranlagter Kinder enthält.

Über allen schultechnischen Maßnahmen, Rücksichten und Zielen steht aber die Gesundheit der Schüler und Lehrer, sagt Professor Griesbach in seiner „Hygienischen Schulreform" (Hamburg und Leipzig bei Voß, 1899), was Sanitätsrat Altschul aus Prag in seinem Referat über den Wert der Experimente bei Schüleruntersuchungen, erstattet auf dem internationalen schulhygienischen Kongresse in Nürnberg Ostern 1904 so ausdrückte, daß er sagte, der für die geistige Entwickelung des modernen Kulturmenschen notwendige Unterricht sei derart zu gestalten, daß die körperliche und geistige Gesundheit unserer Schuljugend keinen Schaden darunter leide. Ich möchte sagen: Die pädagogischen Maßnahmen für Erreichung der Lehrziele müssen durch hygienische paralysiert werden. Dies führt uns zur Hygiene des Unterrichtes, die ich nur durch einige, mir besonders wichtig erscheinende Maßnahmen kennzeichnen will, da ich sie aus Mangel an Zeit nicht ausführlich behandeln kann, wobei wir das Kapitel der sogenannten Schulkrankheiten wenigstens mit streifen. Die erste hygienische Maßnahme dieser Art ist die Zurückstellung der zum Schulbesuch körperlich noch nicht tauglichen Kinder. Verkrüppelte, unter 90 cm messende Kinder, für die es keine Bankgröße gibt, müßten als schulunfähig zurückgewiesen werden. In Berlin wurden 1901 in zehn Schularztbezirken 12 % und im folgenden Jahre fast 10 % der untersuchten Kinder wegen Kränklichkeit vom Schulbesuch auf ein Jahr dispensiert. Ich möchte einen so hohen Prozentsatz nicht als Norm hingestellt haben, es könnte aber in Dresden von dem gesetzlich uns zugesprochenen Recht der Zurückweisung kränklicher Kinder etwas mehr Gebrauch gemacht werden. Die Schule muß sich dagegen verwahren, daß sie Kinderbewahranstalt im gewöhnlichen Sinne sei.

Meine Damen und Herren! Auch ohne die Ergebnisse der Ermüdungsmessungen nach Mossos Ergographen oder Griesbachs Ästhesiometer oder Ebbinghaus' Kombinationsmethode zu kennen, dürfte der Lehrer wissen, daß die Leistungsfähigkeit des kindlichen Gehirns ebensosehr ihre Grenzen hat, als durch anhaltendes Sitzen körperliche Ermüdung eintritt. Die Unterrichtspausen und deren Ausnutzung zu Bewegungsspielen bilden daher eine weitere wichtige hygienische Maßnahme, die besonders gegen Rückgratverkrümmungen und Belästigungen der Verdauungsorgane gerichtet ist. Spiele der Lehrer mit den Kindern sind Sonnenblicke im Schulleben und erschließen die Herzen mehr als tausend Fragekünste. Beim Spiel lernen wir die Kinder in intellektueller und moralischer Hinsicht zugleich kennen. Die körperlichen Übungen, wozu wir auch Atemübungen rechnen, sollen aber nicht einmal auf den Stundenwechsel warten, besonders nicht auf den Unterstufen, wo eine Abwechselung in der Körperhaltung durch Aufstehen in Verbindung mit Arm- oder Schulterbewegungen viel öfter geboten erscheint. Die Hygiene des Auges erfordert wiederum einen angemessenen Wechsel im Nah- und Fernsehen. Ebenso wichtig für die Gesunderhaltung des Auges ist der mehrmalige Wechsel des Platzes überhaupt im Laufe des Schuljahres, da die verschiedenen Teile der Schulstube verschieden beleuchtet sind. Ich begnüge mich mit diesen kurzen Hinweisen. Die Schulhygiene von Janke (Leopold Voß, Hamburg), auch die Schulgesundheitspflege von Schmid-Monnard (Leipzig) unterrichten näher darüber.

Meine Damen und Herren! Meine bisherigen Darlegungen haben — glaube ich — genügend begründet, daß die Schularzteinrichtung, auch wenn man damit nur die körperlichen Untersuchungen an den Kindern meint, große pädagogische Bedeutung hat. Sie haben wohl auch genügend gezeigt, in welcher Richtung diese Bedeutung liegt, so daß ich nun den Satz aufstellen kann:

Die pädagogische Bedeutung der Schularzteinrichtung besteht, soweit sich die Tätigkeit der Schulärzte auf körperliche Untersuchungen der Schulkinder erstreckt, darin, daß sie dem Lehrer

1. bei der Erforschung der Eigenart der Kinder schätzenswerte Dienste leistet,
2. beachtliche Winke für Unterricht und Erziehung gibt.

IV.

Der erziehliche Wert erscheint mir noch etwas näherer Beleuchtung bedürftig, da wir im Vorhergegangenen mehr die unterrichtliche Seite hervorkehrten, obwohl das erziehliche Moment davon nicht ganz zu trennen war.

Schon der Tag der Untersuchung an sich hat seine erziehliche Bedeutung. Wenn es heißt: „Morgen kommt der Doktor in die Schule und untersucht euch; dazu müßt ihr gebadet sein und ein neuwaschenes Hemd anziehen", so ist das für manche Mutter eine wohltätige Erinnerung an die Körperpflege des Kindes. Und wenn die Besichtigung, z. B. des Kopfes und des Mundes die Mahnung zur Reinhaltung und Pflege der Zähne und des Haares ergibt, so ist auch dies nicht ohne erziehliche Bedeutung, besonders wenn einige Mütter zugegen sind. Daß durch die schulärztlichen Untersuchungen die Reinlichkeit — das A und O aller Gesundheitspflege — in Haus und Schule gefördert und der Sinn dafür geweckt und gepflegt wurde, ist in vielen Schularztberichten, in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege mitgeteilt, zu lesen gewesen. — Die Feststellung des so häufig mangelhaften Gesundheitszustandes wird — wie wir bereits bemerkten — die Humanität des Lehrers herausfordern und die Erkenntnis begründen, daß die Kinder in vielen Fällen nicht den Zorn, sondern das Mitleid des Lehrers verdienen. Es dürfte unschwer einzusehen sein, daß die in den schulärztlichen Zeugnissen uns mitgeteilten körperlichen Leiden in vielen Fällen Seelenstimmungen hervorrufen müssen, die der Schularbeit hinderlich sind und dem Lehrer deshalb nicht gefallen mögen. Unlustgefühle aller Art, mürrisches Wesen, ja Verstocktheit, Nachlässigkeit, Leichtsinn und was sonst Übles am Schüler hervortritt und sich in seinen Leistungen und Arbeiten äußert, es hat in vielen Fällen seine physiologischen Ursachen, und es ist Erzieherpflicht, dies zu prüfen, ehe man zu den gewöhnlichen Strafmitteln greift, was natürlich das Bequemere ist. Auch bei später auftretenden schweren Verfehlungen, wie Lüge, Betrug, Diebstahl, sollte — besonders wenn sich ein gewisser Hang zeigt — das schulärztliche Zeugnis herausgefordert werden, damit festgestellt werde, ob dem Täter auch wirklich die volle Schuld für die Verfehlungen beigemessen werden kann.

Es steht wohl im allgemeinen bereits jetzt fest, daß in manchen Fällen die Unterbringung sittlich gefährdeter Kinder in eine Strafanstalt nicht die richtige Maßnahme ist. Unsere moderne Gesetzgebung, betreffend die Jugendfürsorge, bahnt vielleicht in dieser Richtung neue Wege. Vor allem sind schon verschiedentlich auch bei uns die in mehreren Staaten Nordamerikas eingeführten Jugendgerichtshöfe, in denen dem Arzt und dem Lehrer Sitz und Stimme eingeräumt werden müsse, verlangt worden. Ein solcher von Psychiatern und Pädagogen beeinflußter Vormundschaftsrat müsse über die Behandlung verwahrloster oder sittlich verdorbener Kinder an Stelle des Strafrichters befinden, woraus sich dann die Anwendung humanitärer Heilmittel ergibt. Ohne mich zu dieser Art Lösung des Problems ausdrücklich zu bekennen, will ich nur noch kurz registrieren, was die VI. Versammlung

des Vereins für Kinderforschung, die im Oktober 1903 in Leipzig tagte, auf die Vorträge Professor Dr. Binswangers-Jena und Direktor Polligkeits-Frankfurt a. M. nach Nr. 5 der Leipziger Lehrerzeitung vom 2. November 1903 resolvierte.[1]) Ersterer hatte über den Begriff des moralischen Schwachsinnes, letzterer, ein Jurist, über Strafrechtsreform und Jugendfürsorge gesprochen. Die Versammlung hielt für nötig 1. eine Reform des Strafrechtes, 2. eine vermehrte Fürsorge für die Erziehung der gefährdeten Kinder auf Grund einer sachverständigen Prüfung.

Hochgeehrte Versammlung! Es wohnt in jedem Menschen, auch in dem körperlich, geistig und sittlich ärmlichsten, wenn auch noch so tief verborgen, ein Stück Menschentum, das von den es umgebenden Fesseln befreit und an das Licht gebracht sein will. Jemand wird sich seiner freuen. Es kann aber wahre Menschenwürde nur durch Menschlichkeit, die Sonne der Liebe, gefördert werden. Wohl dem Erzieher, der sich in seinem Gewissen sagen kann, daß er der jungen Pflänzlein keines in seinem Emporstreben zum Licht durch die eisige Kühle allzu strenger Behandlung gehindert oder geschädigt hat!

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!
Bewahret sie!"

Sprechzimmer.

1.

Aus dem Fischerschen Romane „Die Freude am Licht" (1902).

Der Held, ein Schlossergesell, erzählt von der Bereitung des Eisens in indirekter Rede also (Bd. I, 211 f.):

Daß es wahrhaft rein bestehe in einfacher Tüchtigkeit, ungemischt von allem Fremden, über das sich seine Härte erhebe, dazu müsse man es schmelzen und läutern, damit es tadellos gediegen sei. Und die Schlosser müssen (l. müßten) das Eisen schmieden . . ., dann plötzlich habe es die Sehnsucht nach der Farbe des kleinen Veilchens, das ihm doch sonst so fremd ist (l. sei) . . . Aber das Ganze sei doch wie ein Träumen im Feuerbette; denn wenn es wieder wach wird (l. werde) von den Schlägen des Schmiedehammers, die es gar unsanft rütteln (l. rüttelten), und es wieder zu sich kommt (l. komme), sei es kühl und schwarz wie zuvor. Doch habe es eine neue Gestalt bekommen, nämlich die, die ihm der Schlosser gegeben hat (l. habe).

Bd. II, 54: Er könne zwar nichts Erhebliches gegen sie vorbringen; sie sei seine Tochter nach wie zuvor und ließe (l. lasse) es an einem hellen Grüß

1) Nach anderen Berichten soll die Resolution zurückgezogen worden sein.

Gott gewiß nicht fehlen, wenn er käme (l. komme). Auch setze sie ihm ein Glas trinkbaren Weines vor mit Küchlein, wenn sie welche gebacken hatte (l. habe), oder auch mit etwelchen Schnitten kalten Bratens, der in der wohlgefüllten Speisekammer schwerlich fehlte (l. fehle). Aber er wünschte (könnte richtig sein, als schon in der direkten Rede so lautend) . . . Das sähen (r.) aber die Kinder von heutzutage nicht ein, auch wenn sie nur die Hand auszustrecken brauchten (r.) . . . An Bescheidenheit hätte (l. habe) es ihm nie gefehlt; aber wenn der Mensch sich nichts mehr wünschen sollte (l. solle), so sei die Würze dieses genügsamen Daseins dahin.

S. 56: Sie wolle sich rühren, schaffen . . . so lange ihr Gott Gesundheit schenke, die Füße sie tragen (l. trügen) und die Hände ihr dienen (l. dienten).

Mit diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, mag es genug sein. Ein alter Lehrer von mir pflegte zu sagen, einen guten deutschen Stilisten erkenne man daran, daß er das Semikolon und den Konjunktiv richtig zu gebrauchen verstehe. Nach solchen Proben kann man Wustmann begreifen, der sich in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Sprachdummheiten gegen das österreichische Deutsch ereifert: Fischer ist aus Graz; aber wir Reichsdeutschen wollen trotzdem nicht vergessen, auch vor unserer Tür zu kehren.

Berlin. **E. Grünwald.**

2.

Ortsnamen mit Resten des Artikels im Anlaut.

Den von O. Heilig in der Zeitschr. f. d. d. U. XVII, 728f. angeführten Fällen von „angewachsenen Teilen in Ortsnamen", insbesondere von Resten der Dativform des Artikels (bei ursprünglich vorhergehender Präposition) im Anlaut von Ortsnamen, möchte ich zwei besonders hübsche Beispiele aus Thüringen hinzufügen, die bisher meines Wissens noch keine Beachtung gefunden haben. In der Nähe von Saalfeld an der Saale liegen zwei Dörfer, deren amtliche Namen Eichicht und Aue am Berge sind; im Volksmunde aber heißen sie Mǎch (= am Eichich) und Rǎ̊ (= an der Aue). In dem Dialekt jener Gegend ist altes ai im selben Umfang wie im Niederdeutschen zu ǎ geworden, und altes au ebenso zu ǎ̊ (offenem ô). Interessant sind diese Beispiele wegen des auffallenden Gegensatzes zwischen den lautgesetzlich entwickelten volkstümlichen Namensformen und den amtlich gebrauchten, die freilich nicht etwa durch urkundliche Überlieferung einen älteren Lautstand bewahren, sondern vielmehr künstlich verhochdeutscht sind; dabei ist an das Ableitungssuffix -ich (ahd. -ahi) in Eichich (wie in Röhrich, Weidich usw.) in der Neuzeit ein t getreten, während in Mǎch das Suffix längst mit dem Stamm zu einer Silbe zusammengezogen worden war. Beide volkstümliche Namensformen werden natürlich heutzutage nur als Nominative empfunden.

Berkeley, Kalifornien. **H. K. Schilling.**

3.

Imperf. von „wollen" + Infinit. Perf. Akt.

Im Oldenburgiſchen fällt eine Wendung auf, welche auch von den Gebildeten ſehr oft gebraucht wird: die Verbindung des Imperf. von „wollen" mit einem Infinit. Perf. Akt., am häufigſten mit dem von „ſein", zur Bezeichnung einer beabſichtigten, aber nicht zur Ausführung gebrachten Handlung. — „Eigentlich wollte ich euch geſtern auch noch beſucht haben", oder „Eigentlich wollte ich geſtern auch noch bei euch vor geweſen ſein" im Sinne von „Eigentlich wollte ich euch geſtern auch noch beſuchen" iſt eine ganz geläufige Ausdrucksweiſe ſowohl im Hochdeutſchen, wie in der Mundart. Ich habe zwar die Empfindung, als ſeien ſich die Gebildeten, wenn ſie ſo ſprechen, der Unnatur und Geſchraubtheit ihrer Sprechweiſe wohl bewußt; trotzdem bedienen ſie ſich ihrer unter Verhältniſſen, wo an eine Sprachverdrehung des Scherzes halber gar nicht gedacht werden kann. Daß unſere Schüler dieſe Wendung in den deutſchen Aufſätzen gebrauchen, habe ich ſehr oft beobachtet.

Für viele im Oldenburgiſchen und auch ſonſt im niederdeutſchen Sprachgebiet auftretende ſyntaktiſche Ungewöhnlichkeiten findet man meiſt leicht eine Erklärung, wenn man auf die Mundart zurückgeht; für die vorliegende Ungeheuerlichkeit ſcheint dieſe Hilfe zu verſagen, ja, ich bin faſt geneigt, umgekehrt hier einen Übergang vom Hochdeutſchen in die Mundart anzunehmen.

Elsfleth. Rektor **Zwerg.**

4.

„Mich, Henker, ruft er, erwürget".

S. 122 des vorigen Jahrgangs d. Zeitſchr. f. d. d. U. ſpricht Eb. Neſtle über den Vers: „Mich, Henker, ruft er, erwürget" und meint, nicht nur des Reimes wegen ſetze Schiller die Mehrzahl „erwürget", ſondern entweder weil das Wort der ganzen Menge gelte, durch die Damon ſich durcharbeite, oder „weil der Delinquent mit dem Scharfrichter nicht in der Einzahl reden dürfe". Beides iſt unmöglich, das letztere ſchon deshalb, weil Schiller in den Gedichten, deren Stoff dem griechiſchen Altertum entnommen iſt, Einzelperſonen nicht mit „ihr", ſondern nur mit „du" anreden läßt. Wir haben natürlich an mehrere Henker zu denken, zumal es ſich nicht um eine Hinrichtung durch das Schwert, ſondern um eine Kreuzigung handelt.

Wetzlar. **Heinrich Gloël.**

5.

Taſſe = Präſentierteller.

In der Bedeutung Präſentierteller oder Tablett, oder zu deutſch Platte oder Unterſatz kommt Taſſe einmal in Anzengrubers Gewiſſenswurm (Wien 1874) auf S. 32 vor (3. Akt, 4. Szene): „Waſtl ſtellt eine Taſſe mit einer Flaſche Rotwein und Gläſern darauf und einen Teller mit Kuchen auf den Tiſch." Dieſe Bedeutung findet ſich — abgeſehen von Schmeller, bei dem es hinter der Hauptbedeutung noch heißt: „Die Kaffêtätz, Blech, worauf Kaffee ſerviert wird" — nur in den Wörterbüchern von Muret-Sanders (deutſch-

englisch) und von Sachs-Villatte (deutsch-französisch) als „österreichisch" hinter der Hauptbedeutung angegeben. Sachs-Villatte erschien bereits 1883; trotzdem fehlt diese Bedeutung völlig im D. Wtb. bei Lexer (März 1890), sowie bei Heyne in seinem Deutschen Wörterbuche (1895) und in dem von Paul (1897). Ist das Wort wirklich in Österreich üblich und weiter verbreitet, woran nach der Anzengruberschen Stelle nicht zu zweifeln ist, so dürften wohl leicht bei ihm oder bei anderen österreichischen Schriftstellern weitere Belege zu finden sein. So lese ich es denn auch gleich in der ersten Bühnenweisung in Raimunds „Verschwender": „Einige (Diener) tragen auf silbernen Tassen Kaffee, Tee, Champagner, ausgebürstete Kleider nach den Gemächern der Gäste."

Bonn. Dr. **Wülfing.**

Bücherbesprechungen.

Schillers Werke in Auswahl. Besorgt von Direktor Dr. Jul. Richter, Direktor Dr. Rich. Siegemund und Oswald Trost. Zum Gedächtnis unseres großen Dichters am 9. Mai 1905. Die Stadt Dresden. Dresden 1905, Alexander Köhler. Preis geb. 1,50 M. 696 S.

Die vorliegende Auswahl enthält die Dramen: Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Wilhelm Tell sowie eine reiche Auswahl von Schillers Gedichten, in der kein wesentliches und bedeutendes Gedicht fehlt und nur die Gedichte weggelassen sind, deren Wert heute lediglich noch ein historischer ist (z. B. die Gedichte an Laura). Die Dresdner Direktoren Dr. Richter, Dr. Siegemund und Lehrer Trost haben in trefflicher Weise die Auswahl besorgt, die mustergültigen Texte gewählt und die Drucklegung überwacht. Das Buch ist nach Beschluß des Rates und der Stadtverordneten zu Dresden in mehreren tausend Exemplaren angekauft und von der Stadt Dresden den mittleren Klassen der höheren Schulen und den oberen Klassen der Volksschulen als Schillergabe am 9. Mai d. J. geschenkt worden. Die Ausstattung des Bandes ist vorzüglich. Dieser hübsche Schillerband ist insofern eine wirkliche Bereicherung unserer Schillerliteratur, als er eine ausgezeichnete Auswahl für die Jugend bietet, in der diese alles findet, was ihr von Schillers Werken zu Herzen geführt werden kann und was ihr im späteren Leben Schiller zum vertrauten Freund und Führer werden läßt.

Dresden. **Otto Lyon.**

Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung von Dr. Heinrich Klenz, Sammlung Göschen. 8. 268 S.

Dieses Schriftchen fußt auf tüchtigen Werken, so auf den deutschen Wörterbüchern der Gebrüder Grimm, Sanders, Heyne bis herab auf das in derselben Sammlung erschienene von Detter, auf den orthographischen Wörterbüchern von Duden, Th. Matthias, Erbe u. a. Die Angaben sind bei aller Knappheit,

wie sie sich für derartige Werke geziemt, ausreichend. Auf die Etymologie ist gebührende Rücksicht genommen. Sogar Werke über die deutsche Studenten-, Soldaten- und Gaunersprache sind herangezogen. Angenehm berührt namentlich vom Standpunkte des Schülers die Erklärung der deutschen Vornamen, die Erbe nicht hat. Der Druck ist klar und übersichtlich. Zu wünschen wäre bei einer neuen Auflage eine kurze Darstellung der neuen Regeln für die deutsche Rechtschreibung, wie sie Erbe und Duden in ihren Wörterbüchern gegeben haben.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Grammatische Übungen. Eine Auswahl zur Befestigung der Anfangsgründe. Von Alfred Heil, Berlin, Grote 1904. 48 S. u. Vorw.

Das Schriftchen befolgt ganz und gar den Grundsatz Senecas: Longum iter per praecepta, breve et efficax iter per exempla. Es will in der Tat durch die Wahl der Beispiele anregen und vielen Schülern und Schülerinnen in der Schule und daheim, in der Volksschule und in höheren Anstalten von Nutzen sein (letztere können hierbei allerdings nur in den unteren Klassen in Betracht kommen). Die Regeln sind sehr knapp gefaßt, die Beispiele sind leicht verständlich, dabei den besten Dichtern und Schriftstellern entnommen. So viel als möglich verwendet der Verfasser kleine Geschichten, insbesondere zur Umwandlung von Satzreihen in Satzgefüge; eine Maßregel, die nur Anerkennung verdient. Die Anordnung des Schriftchens — eine Inhaltsübersicht fehlt aus guten Gründen, damit sich der Schüler bald hinein arbeitet — ist folgende. Der Verfasser bespricht zuerst Wortklassen S. 1—7, nicht die Wortklassen, nämlich nur Verbum und Präpositionen. Die deutschen Ausdrücke: Zeit- und Verhältniswörter wären besser gewesen. Ebenso hätten hier S. 1 die lateinischen Bezeichnungen für die Zeiten durch deutsche ersetzt werden müssen. Denn das Büchlein soll ja Kindern auf der untersten Stufe, die von Latein wenig oder gar nichts wissen, in die Hand gegeben werden. Auf den Abschnitt: Wortklassen folgt unter 2. Satzzerlegung S. 7—12. Mit der Erklärung: „Das Prädikat besteht hauptsächlich aus einem Verbum und zwar aus einer konjugierten Form desselben (verbum finitum). Das Subjekt besteht hauptsächlich aus einem Substantiv oder Pronomen" bin ich nicht einverstanden, da tatsächlich ja andere Formen des Prädikats und Subjekts vielfach vorkommen, diese aber im Buche, etwa mit Ausnahme einer gelegentlichen Bemerkung S. 41, fast nirgends erwähnt sind. Der Schüler bekommt also eine unklare und falsche Vorstellung von diesen grammatischen Begriffen und das ist bedenklich. Abschnitt 3 behandelt die Zusammensetzung einzelner Sätze zu einem größeren Satze. Dieser Abschnitt ist der längste und reicht von S. 30—40. Er ist durchweg klar und anregend gehalten; nur hätte ich auf S. 30 eine kurze Erklärung der Begriffe: indirekte und direkte Rede gewünscht. Der 4. und letzte Abschnitt lautet: Verwechslungen der Wortarten untereinander. Hier wird über dieselben Wörter, die als Adjektiva und Adverbia gebraucht werden können, über die verschiedenen Anwendungen des Wortes: der, über die Unterschiede von: das und daß u. a. gehandelt. Wir wünschen dem Buche, das

sich auch durch klaren Druck auszeichnet, wegen der die Schüler anregenden Form, in der es durchweg geschrieben ist, weite Verbreitung.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Dr. F. W. R. Fischers Kleine Grammatik der deutschen Sprache nebst einem Abriß der deutschen Metrik und Poetik. Neu herausgegeben von A. Ohmstede. 20. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Strieſter), 1904. 1 M., V 130 S.

Dieſes Werk bringt bei billigem Preis sehr viel Stoff. Es ist im Gegensatz zum vorigen systematisch gehalten, dabei aber im Ausdruck klar. Benutzt hat Ohmstede namentlich das deutsche Wörterbuch von M. Heyne, den Abriß der deutschen Grammatik von Wessely und Dudens orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Merkwürdig bleibt nur, da das Werk, wie der Titel sagt, ein Lehr- und Lernbuch zum Gebrauch in höheren Schulen sein soll, daß der Verfasser Hinweise auf die Entwickelung unserer Muttersprache fast ganz unterlassen hat; nur in der Lehre von der Wortbildung S. 54 — 65 finden sich hierfür einige spärliche Andeutungen, für Formenlehre und Syntax gar nicht. Zum mindesten mußte doch etwas über Lautverschiebung gesagt werden. Auch über Fremd- und Lehnwörter und ihre Erklärung oder ihren Ersatz ist nichts zu finden. Das Buch selber zerfällt in drei Teile. Der 1. handelt von der Laut- und Silbenlehre nebst den wichtigsten Regeln der Rechtschreibung. S. 1 bis 12. Mit Glück sind hier unnötige Fremdwörter der Sprachlehre vermieden; statt Monophthongen heißt es: einfache Selbstlaute, statt Diphthonge: zusammengesetzte. Bei den Mitlauten (Konsonanten) unterscheidet Ohmstede nach den Sprachwerkzeugen: Lippen-, Zungen-, Gaumenlaute statt der früher üblichen lateinischen Bezeichnung. Hinsichtlich der geringeren oder größeren Hemmung der Sprachwerkzeuge und der Art dieser Hemmung unterscheidet er: Halblaute in der Mitte zwischen Vokalen und Konsonanten, früher liquidae, Hauch- oder Streiflaute, früher Spiranten, Stoß- oder Starrlaute statt Explosivlaute; b, g, d sind weiche, p, t, k harte Stoßlaute. Einen Unterschied zwischen stimmlosen und stimmhaften Mitlauten macht er nicht. — Der 2. Teil: S. 14 — 62 enthält die Wortlehre und zwar im 1. Abschnitt die Wortarten oder Redeteile und deren Biegung, im 2. die Wortbildung. Hier stehen neben den deutschen Bezeichnungen der Redeteile auch die lateinischen. Teil 3 behandelt die Satzlehre S. 67 — 99 nebst der Periode und Interpunktion. Dazu kommt noch ein im ganzen ausreichender Abriß der deutschen Metrik S. 105 — 122 und ein knapper der deutschen Poetik. Der letztere umfaßt nur 8 Seiten. Wie dürftig auf diese Weise manche Besprechung ausfallen mußte, das lehrt beispielsweise S. 126, wo bei der Behandlung der Ballade und Romanze, des Romans und der Novelle kein einziges Werk genannt wird. Der Verfasser hat leider nichts darüber gesagt, wie er sich die Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Klassen denkt und für welche Klassen er das Buch berechnet hat. Es scheint aber, daß es auch für höhere Klassen höherer Lehranstalten bestimmt ist, da er in der Poetik Schillers Götter Griechenlands sowie das Ideal

und das Leben, Lessings Nathan den Weisen, ja Dantes göttliche Komödie und Miltons verlorenes Paradies als Beispiele für die einzelnen Gattungen der Dichtkunst heranzieht. Sollte er aber das wollen, dann bedürfte der Abschnitt: Poetik dringend der Ergänzung.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten von Dr. Fritz Hofmann. 2. Aufl. Zugleich 4. Auflage der Grundzüge der deutschen Grammatik von F. Wüseke. Leipzig, Verlag von Teubner, 1904.

Dieses Buch ist wie das vorige klar geschrieben, unterscheidet sich aber sonst von ihm wesentlich äußerlich und innerlich. Rein äußerlich schon dadurch, daß es in zwei zusammengebundene Teile zerfällt, deren erster 108, deren zweiter 94 Seiten umfaßt; innerlich schon dadurch, daß der Lehrstoff auf Klassen verteilt ist. Der für Sexta bestimmte Teil beginnt passend mit den Satzarten — jedes Kind soll sich ja daran gewöhnen, in Sätzen zu sprechen — und zwar gleich mit Beispielen. Als Probe diene folgendes:

1. Der Hufschlag dröhnt — Heinrich tritt hervor.
2. Was gibt's? Wen sucht ihr da?
3. Sagt an! — Hoch lebe Kaiser Heinrich!
4. Wie schön ist heut' die Welt.

Wir haben hier sieben Sätze. Die beiden ersten enthalten eine Behauptung, die beiden folgenden eine Frage, die nächsten beiden eine Aufforderung oder einen Wunsch, der letzte einen Ausruf. Man unterscheidet demnach 1. Behauptungssätze, 2. Fragesätze, 3. Aufforderungssätze (Wunsch- oder Befehlssätze), 4. Ausrufsätze. — So folgt immer auf dieser Unterrichtsstufe die Regel erst auf das Beispiel. Immer geht hier der Verfasser vom Leichteren zum Schwereren über: von den Satzarten zu dem Begriff des einfachen Satzes, dann zum erweiterten Satz, hierauf zum Prädikatsnomen usf. Die Satzlehre umfaßt nur 5 Seiten, desto mehr B die Formenlehre S. 5 — 41. Ferner wird noch einiges Wichtige aus der Rechtschreibung unter C von S. 41 bis 54, schließlich das Unentbehrlichste aus der Interpunktionslehre gegeben. — Im Lehrstoff von Quinta wird Weiteres vom einfachen und vom erweiterten Satze gegeben, vom zusammengesetzten nur das Notwendigste. Der Abschnitt B von der Rechtschreibung wird durch eine kurze Unterscheidung der Erb-, Lehn- und Fremdwörter passend eingeleitet, dann wird von der Wiedergabe konsonantischer Laute gehandelt, schließlich die Interpunktionslehre erweitert. Wenn der grammatische Stoff für die Quinta etwas karg bemessen ist gegenüber dem der Sexta, so ist das nur zu billigen; auf diese Weise kann das Frühere befestigt werden und auch das Lesebuch zu seinem Rechte kommen. — Die Satzlehre wird zu Ende geführt im Lehrstoff für die Quarta. Hierauf wird in kurzer, klarer Weise das Einfachste aus der Wortbildungslehre, auch von der Betonung erörtert. Die Wörter Lében, Fúßbänk, lóbĕn dienen als Beispiel für haupttonige, nebentonige und unbetonte Silben. Hier wird auch schon, wo

das Französische eine Rolle spielt, von der Wiedergabe französischer Vokallaute und Konsonanten gehandelt, während italienische und englische Fremdwörter wie Fresko, Piano, Pony, Punsch der gelegentlichen Erwähnung des Lehrers überlassen werden. (Hierzu sind die betreffenden Paragraphen mit einem Kreuz bezeichnet.) Nachdem nunmehr auch die Interpunktionslehre zum Abschluß gebracht ist, folgt im Anhang I ein willkommenes, alphabetisches Verzeichnis wichtiger Fremd- oder Lehnwörter nebst Verdeutschung oder Erklärung.

Erst im 2. Teile des Buches, da, wo der Lehrstoff für die Untertertia zusammengestellt ist, tritt die Lehre von den modi auf, sowie die Periode, dann unter III einzelne Unregelmäßigkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs. Hier sind für den Unterricht besonders wertvoll die §§ 145 und 146, die von der Beugung der Lehn- und Fremdwörter handeln: „Die Masculina auf unbetontes or werden in der Mehrzahl schwach dekliniert: Doktor, Doktoren, die auf betontes or: Majór, stark: Majore." Leider herrscht nun im Norden und Süden unseres deutschen Vaterlandes keine Übereinstimmung der Betonung solcher Fremdwörter. In Norddeutschland sagt man Pastór; aber trotzdem setzt man in der Mehrheit Pastoren. Da ich nicht alles aus dem wertvollen Buche hervorheben kann, so mache ich noch aufmerksam auf § 152: Sein und haben als Hilfsverben der zusammengesetzten Zeiten, auf § 158: Die Verneinung bei warnen und ähnlichen Verben. Nicht ohne Bedenken kann ich der Aufnahme der Literaturgeschichte unter B wie der Poetik unter D auf dieser Stufe beistimmen. Sogar über Ulfilas und Hildebrandslied wird gesprochen; doch ist nicht zu verschweigen, daß der Verfasser derartiges dem Takte des Lehrers überläßt und als eisernen Bestand nur das über die Balladendichter Gesagte fordert. S. 34. Störend wirkt nur der Umstand, daß erst S. 41 eine Erklärung des Begriffes Ballade folgt. Vollständig zu billigen und leicht verständlich auch für das Alter der Untertertia sind dagegen die Auseinandersetzungen über Metrik. Aus der Aufgabe der Obertertia hebe ich hervor den kurzen Abschnitt über Umlaut, Brechung, Ablaut, den von der Lautverschiebung handelnden Teil, sowie die gediegenen, auf etymologischer Grundlage ruhenden Ausführungen über Wortbildung. In der Literaturgeschichte werden nur folgende Abschnitte vom Schüler verlangt § 184: Einführung in die Lektüre der Homerischen Epen und Schiller, anderes wie Hans Sachs, Volkslied soll gelegentlich herangezogen werden, während in dem an letzter Stelle besprochenen Lehrstoff für die Untersekunda nur die Kenntnis der Dichter der Befreiungskriege als notwendig erachtet wird, anderes wie das über die Klassiker Gesagte dem Privatfleiß des Schülers überlassen ist. Schon in Obertertia erhält der Schüler einen Begriff vom Drama, wie von den notwendigsten Figuren und Typen; diese Kenntnisse werden in der folgenden Klasse erweitert. In der Metrik wird unterschieden zwischen einfachen Versarten, freien deutschen Versen und den wichtigsten deutschen Strophen (sämtlich zur Obertertia gehörig) und zwischen fremden Strophen: Distichen, Sonett usf., die für die nächste Klasse bestimmt sind. Den Schluß des ganzen Buches

bildet Anhang II, der ein alphabetisches Verzeichnis wichtiger Wörter und Redensarten enthält, „die in bezug auf Groß- oder Kleinschreibung, Schreibung in einem oder mehreren Wörtern Schwierigkeiten bereiten.“ Wir können dieses tüchtige und reichen Unterrichtsstoff bergende Buch nur empfehlen.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre. Für höhere Lehranstalten (zunächst für VI bis IIB), namentlich auch für Realgymnasien und Realschulen von Dr. Theodor Lohmeyer. 5. erweiterte Aufl. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung 1904. 196 S.

Dieses Buch gleicht dem vorigen in mehrfacher Hinsicht, zunächst dadurch, daß es für dieselben Klassen bestimmt ist, sodann weil es mit der Satzlehre beginnt und erst dann die Formen- und Interpunktionslehre folgen läßt, einiges aus der Poetik und Metrik gibt, endlich erfreulicherweise auch Sprachgeschichtliches: das Lautverschiebungsgesetz u. a., wie auch die Wortbildungslehre auf Grund der Etymologie heranzieht. All dieser Stoff wird in den ersten fünf Teilen des Werkes, von S. 1—131 behandelt. Da das Buch auch für Realschulen, also lateinlose Anstalten berechnet ist, so gibt es überall die Erklärungen lateinischer grammatischer Bezeichnungen wie z. B. genus verbi, modus, tempus vgl. S. 65 ff. Ob alle Verdeutschungen: Erklärbeifügung für Apposition, personbestimmt für verbum finitum zu empfehlen sind, ist fraglich. Dagegen sind zweifellos mit Hildebrand und Wustmann solch häßliche Apostrophe zu verwerfen (S. 49): Horaz' Oden, Voß' Homerübersetzung, die Lohmeyer billigt. Warum nicht einfach entweder: Horazens Oden oder die Oden des Horaz, Vossens Homerübersetzung oder die Homerübersetzung von Voß? Der Verfasser hat das löbliche Bestreben, das für die einzelnen Klassen Passende durch den Druck am Rande hervorzuheben. Nur möchte er künftighin dies lieber streng und reinlich absondern, also — dies nur beispielsweise gesagt — S. 20—40 das behandeln, was lediglich für Quinta geeignet ist, statt wie auf den Seiten 88—92 das für die Klasse VI und IV in bunter Reihe durcheinander zu bringen. In Teil VI, S. 132 bis 174 folgen Aufsatzbeispiele und Aufsatzregeln. Die Aufsätze sollen beginnen in IIIa mit Sprichwörterbehandlung. Ob dies für diese Stufe angebracht ist, ist zweifelhaft. Denn dieses Lebensalter reflektiert nicht gern. Lohmeyer gibt zunächst die Disposition A, hierauf B die Behandlung, d. i. Ausführung, C Regeln. Diese letzteren sind namentlich wertvoll. Anfangs bevorzugt Lohmeyer die Form der Chrie, die er aber später mit Recht als lästige Fessel fallen läßt[1]). Neben Aufgaben, die Sprichwörter, Sentenzen behandeln, gibt der Verfasser auch solche aus der Geschichte und Erdkunde, sowie solche, die sich an den deutschen Lehrstoff anschließen, z. B. Attinghausen und Rudenz in Schillers „Wilhelm Tell.“ Eine vergleichende Charakterschilderung. Hierauf folgen § 29 S. 164:

1) Über diese urteilt R. Lehmann, Der deutsche Unterricht, 2, S. 380. Es wäre Zeit, daß diese Mumie aus der lebendigen Welt des deutschen Unterrichts verschwände.

Aufsatzregeln. Den Schluß des Werkes bilden in § 60 einige Hauptfehler mancher Schüler gegen die Rechtschreibung. Überall wird man den erfahrenen Schulmann herausmerken. Wünschen wir auch diesem Buche zu den bisherigen Freunden viele neue.

Weit ausführlicher als das eben besprochene Werk Lohmeyers gibt das folgende Theorie und Praxis des deutschen Aufsatzes, da es sich ja nur diese Aufgabe gestellt hat. Es führt den Titel:

Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze von Prof. Dr. O. Weise. 7. völlig umgearbeitete Auflage der „Praktischen Anleitung von Cholevius." Leipzig, Teubner 1904.

Wiederum hat der überaus tätige und tüchtige Verfasser ein neues Werk geliefert, eine gänzliche Umarbeitung des unter gleichem Namen erschienenen Buches von Cholevius. Überall sieht man den gediegenen, aus dem Vollen und zwar den besten Werken der Literatur schöpfenden Gelehrten und praktischen Schulmann zugleich. Dies zeigt sich gleich in der Einleitung, wo Weise als Grundbedingung für das Gelingen guter Aufsätze das richtige Lesen empfiehlt. Worin aber besteht das? „Ein gewissenhafter Leser darf sich nicht scheuen, schwer verständliche Stellen nochmals vorzunehmen und schöne Partien immer zu wiederholen; er muß bestrebt sein, gute Ausdrücke, ansprechende Sentenzen, treffliche Vergleiche, herrliche Bilder u. a. zu unterstreichen und womöglich in ein zu diesem Zwecke angelegtes Sammelbuch einzutragen, aber natürlich auch von Zeit zu Zeit durchzusehen und so zu freiem geistigem Eigentum zu machen. Besonders schöne Stellen muß sich der Leser dauernd einprägen; zum guten Lesen und Auswendiglernen muß dann eigene Komposition kommen. Nulla dies sine linea, kein Tag darf vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt, er zeichne nur auf, was er nicht vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf, berichtige sie, exzerpiere und komponiere, in welcher Übung es auch sei." Schritt für Schritt geht nun Weise vorwärts, indem er Anweisungen gibt als Vorbereitung für Aufsätze; es kommt das Zergliedern und Zerlegen von Gedichten und Prosastücken. Hierzu empfiehlt er Schillers „Geschichte des Abfalls der Niederlande" und gibt als Probe aus Buch I, Kap. 3: Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande. Nunmehr geht er erst S. 7 über zum Entwerfen und stilistischen Gestalten. Hier erinnert der Verfasser an das goldene Wort Quintilians: Non cito scribendo fit, ut bene, sed bene scribendo, ut cito scribatur. Erst wägen, dann wagen. — Nur wer sich gewöhnt, alles immer gründlich zu machen, eignet sich allmählich eine solche Gewandtheit an, daß er auch gute Arbeiten schnell anzufertigen imstande ist. Von S. 10—12 spricht Weise über die Art des Aufsatzes in höchst origineller Weise, die ich lieber statt aller Mitteilung dem Studium des Lesers überlassen will. Ausführlicher handelt er S. 12 bis 17 von der Form des Themas. Eine Bemerkung möchte ich hierzu machen. Weise erörtert das Schillersche Wort: Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand behufs einer tieferen Auffassung des Themas. Er sagt, daß

man nicht so leicht über das Wort: Hassen hinweggehen solle. Es läge hierin die Begierde zu schaden. „Wie aber kommt dieser Haß in die Natur, die doch von dem liebreichen Vater der Menschheit erschaffen ist? Sollte es uns nicht in mancher Hinsicht zum Segen gereichen, wenn sie unsre Werke zerstört?" Hier an die Vaterliebe Gottes den Zögling noch ausdrücklich zu erinnern halte ich für bedenklich — man denke an den sechsjährigen Goethe bei der Nachricht vom Lissaboner Erdbeben —; wohl aber an die menschliche Ohnmacht und Gottes gewaltige Hand. Noch länger als bei der Form des Themas verweilt Weise bei der Sammlung des Stoffes S. 17 — 30. Er gibt Muster von Charakteristiken (Gertrud im Tell), wie auch von Arbeiten, die sich nicht an die Lektüre anschließen, sondern an Sprichwörter. Solche Themen möchte ich nicht häufig, sondern nur dann und wann haben, da sie meist für die Jugend zu trocken und dürr erscheinen; besser sind schon Dichterworte, weil sie die Phantasie mehr anregen als jene, aber sie dürfen nur auf der obersten Stufe verwandt werden. In diesem Abschnitt ist auch von den logischen Tätigkeiten der Partition und Division die Rede. Noch länger als bei der Sammlung des Stoffes verweilt Weise bei der Anordnung des Stoffes S. 31 — 50. Nachdem er die zu beobachtenden Grundsätze erörtert, gibt er ausführliche Beispiele von Gliederung der Charakteristik einer Person, wie von Abhandlungen; auch die Fehler, die bei der Anordnung des Stoffes gemacht werden, bespricht der erfahrene Schulmann. In einem Falle bin ich mit dem Verfasser nicht einverstanden. Er spricht von dem Schillerworte als Thema: Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft usw., und sagt hierüber nur: „Wenn man hier disponieren wollte 1. römische Kraft, 2. griechische Schönheit, 3. gallischer Sprung, so würde man fehlgreifen; denn hier müssen die einzelnen Gebiete ausschlaggebend sein, auf denen sich die genannten Eigenschaften der drei Völker kund tun: 1. das sittliche Gebiet, 2. die Literatur, 3. das Staatsleben." Dies ist entschieden unklar. Hier muß zunächst der Ausdruck: gallischer Sprung als ein gewaltsames, der deutschen Natur zuwiderlaufendes Nachahmen erklärt, dann das Thema aus der Befehlsform in die der Frage umgewandelt werden, und hierauf ist so zu disponieren: Nach welchen Eigenschaften fremder Völker hat der Deutsche zu streben und nach welchen nicht? Er hat A zu ringen nach 1. römischer Kraft, 2. nach griechischer Schönheit. Er hat B nicht sich die Franzosen zum Muster zu nehmen. Diese Sätze sind zu erläutern und zu begründen. Beispiele von Gliederungen in großer Anzahl außer den erwähnten schließen diesen Abschnitt ab. Im nächsten spricht Weise über Einleitung des Aufsatzes, wie über den Schluß, behandelt sodann die Übergänge und gibt dann S. 60 — 72 unter der Überschrift: Art der Darstellung stilistische Regeln. Hierauf spricht er über Entwurf und Reinschrift und gibt eine kleine, vorzüglich gegliederte Abhandlung: Welchen Wert hatte Homer für die Griechen? S. 72 — 80.

Den bei weitem längsten Teil des Buches bildet der Anhang S. 81 bis 141. Hier gibt Weise Musterstücke deutscher Prosa in Briefen, Beschreibungen,

Schilderungen, Charakteristiken, Begriffsbestimmungen (Leuchtenberger: Das Genie), Entwickelungen (Geringes ist die Wiege des Großen von Venn), endlich Abhandlungen und Reden. Angenehm überrascht wird man in Nr. 4 des Anhangs durch eine „Übersicht über eine Reihe guter Prosaschriften, die sich nach Inhalt und Form für Schüler der oberen Klassen zum Lesen eignen." Einige Bemerkungen hierzu möchte ich einfügen. Die naturwissenschaftlichen Schriften sind in dieser Auswahl zu kurz weggekommen. Genannt sind nur Masius, Naturstudien und Mußestunden, sowie Roßmäßler, Die Jahreszeiten. Hier möchte doch noch einiges hinzukommen, wie namentlich: Janson, Meeresforschung und Meeresleben, Scheiner, Der Bau des Weltalls, das höchst fesselnd geschriebene Werk von Launhardt: Am sausenden Webstuhl der Zeit, Graetz, Das Licht und die Farben, Weber, Wind und Wetter, sämtlich im Teubnerschen Verlag erschienen und dazu noch die klassischen Vorträge und Reden von Hermann v. Helmholtz, 5. Aufl. 2 Bde., 1903. Von andern Werken können für die obersten Klassen die Vorlesungen Theobald Zieglers, seinerzeit in Straßburg gehalten: Der deutsche Student warm empfohlen werden. Dagegen möchte ich G. H. Lewes Goethes Leben und Werke, übersetzt von Frese als veraltet gestrichen sehen; O. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung ist für Schüler entschieden zu hoch, dafür möchte ich lieber H. Stoll, Meisterwerke der griechischen und römischen Literatur empfehlen; ebenso wünschte ich Vilmars Literaturgeschichte fort wegen des engherzigen Standpunktes, der den Schüler leicht zu schiefen Urteilen verleiten kann und dafür lieber Klees deutsche Literaturgeschichte und das Werk Scherers; für die zweite klassische Periode: Hettner. Klee hat mit Recht in dieser Zeitschrift gegen die Verhimmelung Vilmars, des Verteidigers der Hexenprozesse(!), Front gemacht. Das Werk E. Palleskes: Schillers Leben und Werke dürfte wohl durch neuere Forschungen überholt sein; dafür möchte ich lieber dem strebsamen Jüngling Otto Harnacks frisch geschriebene, geistvolle Schillerbiographie in die Hand geben. Alle diese Bemerkungen können dem Werte des trefflichen Buches keinen Eintrag tun; wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung in den Händen der Lehrer und Schüler.

Wenn das eben besprochene Buch, eine vollständige Neubearbeitung eines veralteten Werkes, eine längere Beurteilung erforderte, so können wir uns bei dem folgenden desselben Verfassers um so kürzer fassen. Es erscheint uns wie ein alter Freund und heißt:

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 5. verbesserte Auflage. 1904 im gleichen Verlag.

Wie alles, was Weise schreibt, so auch seine ebenfalls bei Teubner erschienenen Werke: Ästhetik der deutschen Sprache, Deutsche Sprach- und Stillehre und die von ihm in Meyers: Deutsches Volkstum behandelte Abteilung: Deutsche Sprache, Leipzig, Bibliogr. Institut, ist es frisch, anregend und mit gründlicher Beherrschung der einschlägigen Literatur geschrieben. Gegenüber früheren Auflagen ist zu bemerken, daß statt 13 jetzt 14 Abschnitte in dem Buche gemacht

sind, so zwar, daß auf Nr. 12, Bedeutungswandel in der Sprache, unter Nr. 13 als neu: Veränderung der Redensarten und dann zum Schluß unter Nr. 14: Lehre vom Satzgefüge folgt. Dadurch, sowie durch größere Abrundung des Ausdruckes und durch Verbesserung des Schlußregisters, in dem die Wörter nach Seiten, nicht mehr nach Paragraphen angegeben sind, kann man auch diese neueste Auflage als eine verbesserte bezeichnen, der wir zu der alten recht viele neue Freunde wünschen. Nur einige kurze Bemerkungen erlaube ich mir noch hinzuzufügen. In § 41 S. 45 sagt Weise: „Ängstlich hat unser Volk immer danach gestrebt, Mißverständnisse zu verhüten, oft mehr als nötig ist. Daher erklärt sich der Überfluß und die Fülle des Ausdruckes in zusammengesetzten Wörtern, in denen beide Bestandteile dasselbe bedeuten oder Einzelbegriff und Gattungsbegriff nebeneinander stehen." Hier konnten noch erwähnt werden: Feuerflamme (Ps. 29,7: Die Stimme des Herrn sprühet wie Feuerflammen), Blumenflor, Schutzpatron, Siegestrophäe: Ausdrücke der besten Schriftsteller. S. 47, § 44 spricht Weise über die Tiefe des deutschen Volksgemüts, das in den Pflanzennamen sich verbirgt. Hier konnten noch erwähnt werden: Wegewart, das ist blaue Zichorie und Wohlgemut = Dost oder Majoran, Namen, die sich in dem schönen Volksliede finden: Herzlich tut mich erfreuen die liebe Sommerzeit. S. 49, § 49 hebt der Verfasser die Zartheit des Ausdrucks: Muttersprache hervor als besondere Zierde des Deutschen; doch spricht auch der Franzose von der langue maternelle. Am Schlusse des § 50, S. 53, wo von den Schwertnamen der alten Deutschen die Rede ist — die Namen: Balmung, Durendarte, Eckesachs konnten genannt und erklärt werden — konnte auch auf Theodor Körners Schwertlied hingewiesen werden, wo er diese Waffe als seine Braut bezeichnet. In § 63, S. 61 spricht Weise vom weichlichen Zuge des Wieners in Grillparzers Dichtungen. Dieser Ausdruck ist doch wohl für Österreichs größten Dramatiker nicht passend; eher könnte er von Friedr. Halm oder Ferdinand Raimund gebraucht werden.

Freiberg. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Aus den Sachsenlanden.[1]) Illustriertes Sachsenbuch in 12 Lieferungen zu 1 M., herausgegeben von B. W. Esche unter Mitwirkung erster sächsischer Schriftsteller und Künstler. Verlag von Haase u. Bockermann, Separatkonto, Zittau. 2.—6. Lieferung, Preis 5 M. gr. 8°. S. 37—202.

In rüstigem Wanderschritt hat der Herausgeber in den fünf Monaten von Oktober 1904 bis Februar 1905 mit Heft 1—6 die Hälfte seines ganzen Weges durchmessen, und es ziemt uns, die wir ihm aufmerksam gefolgt sind, einmal Halt zu machen und die hinter uns liegende Wegstrecke rückschauend zu überblicken.

---

1) Man vgl. die Besprechung des 1. Heftes durch den Unterzeichneten in dieser Zeitschrift XIX Heft 1 = Januar 1905 S. 63 ff.

Die Hefte 1—6 scheiden sich deutlich in zwei Gruppen: Heft 1—4 sind allgemein sächsischen Kulturfragen gewidmet, Heft 5 und 6 sind speziell landschaftlich gehalten.

Es ist vollkommen zu billigen, daß, ehe das Sachsenbuch auf Einzelteile der sächsischen Lande besonders einging, es erst eine Reihe wichtiger allgemeiner Themata behandelte: die Malerei der Vergangenheit, das Heerwesen, die Theatergeschichte, das alte Volkslied, die Literatur der Gegenwart. Sicher ist, daß dadurch die besondere Betrachtung einzelner Landesteile gut vorbereitet wird; haben doch alle Landesteile an jenen allgemeinen Kulturfragen Anteil, wird doch auf diese Weise der höhere geschichtliche Standpunkt gewonnen, von dem aus die Betrachtung der Einzelteile des Landes erst recht fruchtbar zu werden verspricht. Naturgemäß erforderte die Behandlung allgemeiner Themata einen weiteren Rahmen, deshalb sind diese Aufsätze meist umfänglicher. Dadurch, daß der Herausgeber sie teilte und nebeneinander hergehen ließ, erzielte er für jedes Heft die wünschenswerte Abwechselung. Er hat diese durch Einschieben teils kürzerer, teils längerer Beiträge anderer Art erhöht: so fehlt es auch in den ersten vier Heften nicht an Einzelnem, Intimem, Poetischem und Novellistischem, wodurch ein Hauptreiz des Sachsenbuches, Vielseitigkeit der Interessen und Anregungen, gewahrt wird. Als solche, spezielle Themata behandelnde Beiträge nenne ich die warmherzigen Erinnerungen Paul Weidenbachs, der den edlen, unvergeßlichen König Albert nach den vier platonischen Kardinaltugenden Weisheit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit und Gerechtigkeit trefflich charakterisiert (Heft 3,69—73). Ferner gehören hierher eine Reihe poetischer Beiträge, deren noch gedacht wird, die Schilderung des Schlosses Moritzburg von Hans Stoehr (2,55—61; 3,93—99), der kleine allerliebste Aufsatz Sachsens Dorfkirchen von O. Gruner (4,101—104) und die reizvolle Novelle Wolfgang Kirchbachs, Von Versailles nach Dresden, die in Heft 2,62—66 zum Abschluß gelangt und eine dichterische Deutung und Verherrlichung des Zwingerbaues bedeutet, wie sie schöner nicht denkbar ist; endlich die gemütvolle, feinsinnige Schilderung Aus einem sächsischen Walddorfe von H. Haarhaus (Heft 4,127—132), die recht eigentlich den Übergang zur zweiten Gruppe, Heft 5 und 6, bildet.

Höchst erfreulich ist es aber, daß auch die Behandlung allgemein kultureller Themata nirgends in allgemeine Abstraktheit, in den Ton gelehrter Abhandlung verfällt. Der Herausgeber hat eine glückliche Hand in der Wahl der Bearbeiter gehabt, doch er hat es auch an dem zwar mühevollen aber lohnenden Gedankenaustausch mit seinen Mitarbeitern nicht fehlen lassen: nur so war der gleichmäßig frische Ton, das Fernbleiben jeglicher ermüdender Breite zu erzielen.

Zwei Beispiele mögen andeuten, auf wie verschiedenem Wege man zu dem schönen Ziele gelangte. Den längsten Aufsatz des Sachsenbuches bilden bisher die sachkundigen und geistreichen Plaudereien von Ad. Winds über Sachsens theatergeschichtliche Vergangenheit (Heft 1,19—25; 2,44—51; 3,88—92; 4,118—126). Der Beitrag, 29 Seiten, also fast den Umfang

einer Lieferung umfassend, geht von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Aber nirgends verweilt er lange; im Fluge führt er uns durch die Jahrhunderte, überall klar gruppierend, scharf charakterisierend und dabei aus dem erdrückenden Reichtum des Stoffes glücklichen Griffes Charakteristisches und Fesselndes auswählend. Durchweg kann der Verfasser nur skizzieren, aber er tut es mit sicherem, wenn auch leichtem Strich und weiß seine Darstellung durch guten Humor und eine Fülle prächtiger Einzelzüge zu beleben, so daß man ihm gespannt bis ans Ende folgt, ja von diesem überrascht wird; gern würde man noch weiter lesen.

Wie so ganz anders aber nicht minder trefflich löst Paul Heinze seine Aufgabe, uns das Literarische Sachsen der Gegenwart vorzuführen (Heft 3,74—79; 4,105—117). Der Verfasser überwindet schalkhaft lächelnden Mundes die Schwierigkeiten. In seiner Arbeit reichen sich der Literarhistoriker, der sorgsam abwägt und urteilt, der Poet, der gern fabuliert, und der Schalk, der voller Humor und Witz steckt, die Hände. Das Ganze wird vorgetragen im Rahmen einer Erzählung: In der angeregten Abendgesellschaft einer kunstsinnigen Baronin — am Terrassenufer zu Dresden — trifft sich aus der Welt der Damen, der Kunst und Wissenschaft, des Heeres, des Beamtentums, Handels usw. was künstlerische und literarische Interessen verfolgt, und hier wird der mitanwesende ältere Literarhistoriker Prof. Helbig von der liebenswürdigen Wirtin unversehens und fast gegen seinen Willen zu einem improvisierten Vortrag über Sachsens heutige Dichter bewogen. Mit leisem Anflug von Spott läßt der Verfasser nun seinen Literarhistoriker ein wenig in dem (heute meist schon überwundenen) Professorenstil, der hübsch kopiert ist, anheben; aber eine lebhafte Aussprache unterbricht ergötzlich an mehreren Stellen den Vortrag und dabei kommt neben der gediegenen wissenschaftlichen Auffassung des Professors die des alten Soldaten, des Juristen, des Arztes usw. über literarische Fragen von allgemeiner Wichtigkeit zur Geltung. Solche Brennpunkte, wo der Meinungsaustausch eingreift, sind die „Bliemchendichtung", Beyerleins „Jena oder Sedan?", endlich Avenarius und sein „Kunstwart". Auf diese Weise führt uns der Verfasser etwa 30 sächsische Dichter vor, von dem unlängst verstorbenen W. von Polenz und dem älteren Geschlecht der R. von Gottschall, Stern und Waldmüller an bis zu den jüngsten dichterischen Talenten Harlan und Beyerlein, wobei weder die Dialektdichter noch auch die Damen fehlen. Kaum irgendein literarischer Name Sachsens von Bedeutung dürfte vergessen sein. Geschickt sind in die Besprechung bisweilen Gedichtproben eingeflochten. Die kritische Haltung des Aufsatzes verdient nicht minder Anerkennung wie die schriftstellerische. Heinze spendet nicht nur Lob; er sagt hie und da auch herbe Wahrheiten, aber er sucht überall auf die Eigenart der Dichter einzugehen, sowie ruhig und besonnen zu urteilen. Das alles berührt wohltuend und ist dem Zwecke des Sachsenbuches gut angepaßt. Die heikle Aufgabe, zu deren Bewältigung umfassende Belesenheit und sicherer Blick gehören, hat der Verfasser mit bemerkenswertem Geschick gelöst. Gern vertraut

man sich seiner Führung an, und selbst wer seinem kritischen Urteile nicht überall beizupflichten vermag, wird ihm seine Achtung nicht versagen.

Zu den längeren Beiträgen in Heft 1—4 gehört auch der Aufsatz des Unterzeichneten „Vom älteren Volkslied in Sächsischen Landen" (Heft 2, 37—43; 3, 80—87) und H. Stoehrs Schilderung des Jagdschlosses Moritzburg (Heft 2, 55—61; 3, 93—99). Stoehr zeigt uns, wie in den Geschicken des Schlosses Moritzburg sich gewissermaßen die Geschichte unseres Fürstenhauses bzw. unseres Volkes widerspiegelt. Weder das geschichtliche und kulturgeschichtliche noch das landschaftliche Element kommt dabei zu kurz. Wer jemals das schöne Schloß und die eigentümliche Landschaft, in deren Mitte es sich erhebt, gesehen, wird seine Erinnerung durch diese hübsch geschriebene Schilderung aufgefrischt finden; und wer es noch nicht besucht hat, den wird sie anregen: Geh hin und sieh!

Zu diesem reichen Inhalt an Prosaaufsätzen in Heft 1—4 gesellen sich noch treffliche Proben Sächsischer Dichtkunst von Al. v. Gaudy, P. Heinze, B. Wildberg, K. Woermann und R. Fuchs. Es sind meist stimmungsvolle Bilder sächsischer Natur und Landschaft, Motive aus der Dresdner Heide, der Sächsischen Schweiz, dem Erzgebirge. Fuchs verherrlicht seine Vaterstadt Chemnitz, Bodo Wildberg weiß in wenigen Zeilen das Bild des verstorbenen edlen Dulders auf unserem Throne, des Königs Georg so ergreifend und poetisch zu skizzieren, daß sein Gedicht als Probe hier stehen möge (S. 67):

Denkt, wie er still im Glanz der Krone schritt . . .
Er war ein Mann, ein König, und — er litt!
Er litt, in Qual und Kummer auch ein Held,
Auf seinen Gott und auf sich selbst gestellt.
Denn als er spät zum ernsten Amte kam,
Da ward sogleich sein Throngenoß der Gram.
Es ist ein Königsschicksal, stumm zu leiden,
Sich im Gefühl des Rechtes zu bescheiden,
Im Schatten schwerer Zeit allein zu sein.
„Sich selbst getreu!" — Das schreibt auf seinen Stein!

Wenden wir uns nun den Heften 5 und 6 zu: sie tragen einen speziell landschaftlichen Charakter: in Heft 5 wird das sächsische, in Heft 6 das thüringer Bergland vorgeführt. Einen hübschen Übergang zu dieser mehr landschaftlichen Betrachtung bilden in Heft 4 der Aufsatz über Sachsens Dorfkirchen von O. Gruner (S. 101—104) und J. Haarhaus' Schilderung Aus einem sächsischen Walddorfe (S. 127—132). Wer aus dem Titel — wie es nahe liegt — schließen will, daß Haarhaus uns in die Berge führt, der irrt. Sein so gemütvoll geschildertes Dorf Glasten liegt zwischen Lausigk und Colditz, also dort, wo das allgemach sich abdachende Gebirge in die Ebene übergeht.

Ganz und gar im Gebirge sind wir nun aber in Heft 5! Das Herz muß jedem Natur- und Volksfreund aufgehen bei den prächtigen Schilderungen und köstlichen Bildern dieser Erzgebirgs- und Vogtlands-Sonder-

lieferung, die als Weihnachtsnummer gedacht ist und als solche sicherlich viel Freude gemacht hat. Als Schilderer und Erzähler begegnen uns hier Namen trefflicher Kenner unseres im allgemeinen noch viel zu wenig gewürdigten Gebirges: H. Jacobi, F. Blanckmeister, A. Meinert, R. Merkel, denen sich als Dialektdichter der wohlbekannte L. Riedel, A. Tittel und M. Schmerler anschließen. Endlich erwecken noch die schönen hochdeutschen Gedichte von (der leider am 7. März so früh verstorbenen) Anna Heinze „Morgenwanderung im Erzgebirge" und Reinhold Fuchs „Frühling im Erzgebirge" in uns die Erinnerung an unvergeßliche Wandertage!

Die längeren Prosaaufsätze stellten die keineswegs leichte Aufgabe, in gedrängter Kürze auf wissenschaftlich zuverlässiger Grundlage, doch aber anschaulich und lebensvoll Land und Leute, Vergangenheit und Gegenwart, die Menschen in ihrer Prosa (Charakter und Arbeit) und in ihrer Poesie (Dichten, Aberglauben und Sitten) darzustellen. Dabei gilt es, dem Volke ins Herz zu sehen, der Gefahr der Schönfärberei zu entgehen und doch den Hauch warmer Liebe zu denen, die unseres Geschlechts — denn nur wer selbst dem Volke entstammt, wird es ganz verstehen — durchfühlen zu lassen. H. Jacobi und F. Blanckmeister haben diese Aufgabe ausgezeichnet gelöst — ihre Aufsätze, wie überhaupt das ganze Heft, können geradezu vorbildlich genannt werden. Wer nicht unser herbes Erzgebirge und sein Völkchen schon ins Herz geschlossen hat, hier kann er es lieben lernen! Wie müssen diese Schilderungen, so wie „Bergmanns Weihnachten im Erzgebirge" (von Blanckmeister), wie Richard Merkels „Heimkehr" (eine gemütvolle vogtländische Weihnachtsgeschichte), den seine Heimat über alles liebenden Gebirgler in der Fremde anheimeln, wie muß Arno Meinerts Schilderung der Schnee- und Eiswunder des Fichtelbergs jeden Freund winterlicher Wald- und Bergwanderungen begeistern! Dabei kommt nirgends der Humor zu kurz, sind doch Volk und Humor zwei unzertrennliche Begriffe. Das wird jeder zugeben, der das Volk kennt und unter ihm lebt. Wie trefflich das die Verfasser verstanden haben, lehrt folgendes ergötzliches und charakteristisches Geschichtchen, das Jacobi berichtet (S. 144): Der „Gust" trifft seinen Freund „Henner" in der Stadt mit dem Schiebebock einhertrollend: „Nu, Henner, bist ä hinne in der Stodt?" — „Ha, bie ä hinne." — „Nu, wos willte dä huln?" — „Nischt!" — „Ähä! de hast wuhl ä wohs reigefohrn?" — „Nä!" — „Nu, ver wohs hoste dä ne Schiebock miet?" — „Nu, 's is när, doß mer wohs in der Hand hoht!" — Trefflich wirken endlich die echt volkstümlich vorgetragenen Schwänke und Gedichte in der urwüchsigen gebirgischen Mundart von Riedel, Tittel und Schmerler.

Heft sechs: Thüringen. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein." Ist unser schönes sächsisches Erzgebirge leider noch vielen Deutschen eine terra incognita, so haben wir in Thüringen und seinem Walde uralten Kulturboden vor uns, den jeder kennt, sei es nur aus Sage, Geschichte und Poesie, sei es auch noch aus eigener Anschauung.

Welche Erinnerungen weckt daher schon der Name Thüringen! Welchen Zauber das Gedenken an die in seinem Walde, seinen Burgen und Städten verlebten Tage oder Stunden! Ist es nicht, als ob das ganze deutsche Leben von den Zeiten Walters und Wolframs bis auf unsere Tage sich vor uns entrollte? Und welchen Deutschen sollte nicht dies alles über das Alltägliche hinausheben? Auf solch festlichen, sonntäglichen Ton sind denn auch die beiden Beiträge des Heftes gestimmt, der Aufsatz Prof. Försters über die moderne Malerei in Weimar und der von Hofrat Trinius über Thüringens Perlen. Einen berufeneren und bewährteren Führer durch Thüringens Schönheiten als August Trinius konnte der Herausgeber nicht finden. Es ist ein seltener Genuß, an seiner Hand einen Gang von Ost nach West, von der Rudelsburg bis zur Wartburg zu machen. Da wird uns der einzigartige Gesamteindruck, zu dem Naturschönheiten, Geschichte, Sage, Poesie und Geisteshöhe sich gerade in diesem Teil Deutschlands vereinigen, so recht klar. Alte Zeiten wie neue, Luther-Erinnerungen wie solche an Karl August, Goethe und Schiller werden da vor allem lebendig. Das tut gut und not!

Trinius geht vom heutigen Thüringer Völkchen aus, das er anschaulich schildert. Leider muß auch er dabei feststellen, wie der Urväter Sitte, Poesie und Glaube hier ebenfalls vor der modernen Zeit langsam zurückweicht und schwindet. Immerhin, noch genug von der kernigen, zähen, mit Schelmerei durchsetzten Natur lebt im heutigen Thüringer, wie die humorvolle Verherrlichung des „Thieringer Lausejong" von W. Klinghammer beweist (S. 183 Gedicht in der Mundart), den man in prächtiger Naturaufnahme von A. Schmiedeknecht mit Vergnügen auch gleich in ganzer Gestalt vor sich sieht. Das gemahnt an des verstorbenen Pastors Sommer unverwüstliche „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" (9. Aufl. Rudolstadt 1877), die ehedem wohl zu den am meisten gelesenen deutschen Dialekt- und Heimatdichtungen gehörten.

Sodann beginnt die Wanderung: Von Saaleck und der Rudelsburg geht's über Dornburg, Rudolstadt, Blankenburg nach Schwarzburg, der Perle des Schwarzatals, von da über Paulinzelle nach Ilmenau. Es folgt der Kickelhahn und die berühmte „Gemeinde Gabelbach", Hermannstein, Schwalbenstein, Elgersburg — dann über Gehlberg nach der Schmücke, dem höchsten Gasthaus des Waldes. Und nun den uralten Rennstieg entlang, den Trinius einst vor 15 Jahren wieder erschlossen hat. Oberhof, Friedrichroda, Reinhardsbrunn und Tabarz sind dabei leicht zu erreichen — bis wir den herrlichen Rundblick vom Inselsberg genießen. Weiter folgen wir wieder einige Stunden dem liebgewonnenen Rennstieg, Ruhla vorbei bis zur Hohen Sonne, von wo wir natürlich durch Annatal, Drachenschlucht, Mariental Eisenach gewinnen, um die unvergleichliche Wanderung auf der Wartburg zu beschließen. Wer von alledem, was Trinius hier nur andeutet, mehr hören und mit diesem überaus kundigen und feinsinnigen Führer dem Thüringer Lande einige köstliche Abend-

stunden widmen will, der greife zu Trinius' Thüringer Wanderskizzen: „Über Berg und Tal" (Berlin, Fischer u. Franke, 1899. 8°. 215 S.), einem herzerquickenden Büchlein!

Wie schön steht dieser erfrischenden Bergwanderung die Kunst zur Seite in dem Aufsatze P. Försters über die moderne Malerei in Weimar! Schlägt man das Heft auf, so tritt einem, wie billig, zunächst in Wort und Bild die so sympathische und feine Gestalt des verewigten Großherzogs Karl Alexander entgegen.

Was wäre das heutige Thüringen ohne ihn, den würdigen Enkel Karl Augusts? Die Wartburg, wie wir alle sie kennen und als Palladium der Deutschen lieben, ist sein Werk; ihm ist auch die so schnell zu hoher Bedeutung emporgeblühte Weimarer Kunstschule zu verdanken, deren Hauptmerkmal, wie Förster darlegt, weitgehende künstlerische Selbständigkeit und Freiheit der an ihr wirkenden Meister ist. Daher auch die ungehemmte Entfaltung so ausgesprochener Persönlichkeiten wie der Grafen Kalckreuth (Vater und Sohn), Th. Hagen, L. von Gleichen-Rußwurm (Enkel Schillers), A. Brendel, M. Thedy, F. Sturtzkopf, H. Olde (jetziger Direktor der Akademie), L. von Hofmann u. a. Die jüngst erfolgte Berufung Sascha Schneiders nach Weimar beweist, daß der jetzige Großherzog den Spuren seines Vorgängers mit Verständnis folgt. Fast alle besprochenen Meister sind mit trefflichen Proben ihrer Bilder vertreten. Der Aufsatz Försters zeigt in überraschender Weise die Bedeutung Weimars als heutiger Kunststadt. Es ist, ich möchte sagen, Neuland, das der Verfasser damit weiteren Kreisen deutscher Leser erschließt; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß wir zu leicht geneigt sind, den Wert der großen Kunstzentren, vor allem Münchens und Berlins, zu überschätzen. Da wird es denn ein Verdienst von Esches Sachsenbuch sein, in Wort und Bild zu erweisen, daß Weimar, Leipzig und Dresden für unsere Kunstentwickelung „auch nicht ohne" sind. So trägt das Sachsenbuch den allgemeinen Stempel deutschen Wesens: nichts von öder Gleichmacherei; überall individuelles Leben, reicher Wechsel, Selbständigkeit bei einer Fülle ausgesprochen gemeinsamer Charakterzüge.

Ein Wort noch über die Bilder. Ihre Menge und Güte ist erstaunlich. Es gereicht dem Herausgeber und dem Verlag zu hohem Lobe, daß man sagen muß: auch in bezug auf die Bilder verläßt das Werk vielfach die altgewohnten Gleise üblichen Illustrationsschmuckes und sucht dafür eigene, künstlerisch wertvolle Wege zu gehen. Diese Bilder sind ein Schatz für sich; das ist Anschauungsmaterial!

An Vollbildern bringt das 6. Heft zum erstenmal zwei, die nicht bunt sind. Ich begrüße dies mit Freuden. Nicht jede bunte Vorlage, sei es Aquarell, sei es Ölbild, gerät gleich gut in der Wiedergabe. Von den Buntdrucken in Heft 1—4 scheint mir Schloß Moritzburg (Heft 1) und Hochmanns Frühlingslandschaft (Heft 3) am besten geglückt. Die zwei Lichtdrucke in Heft 6: Stadt Schwarzenberg im Erzgebirge (im Schnee) und die Rudelsburg (photographieartig) sind hervorragend gelungen und

geben jeder ein feines Stück Natur in trefflich abgelauſchter Licht- und Schattenabtönung wieder.

Was die Textbilder betrifft, ſo iſt, wie geſagt, ihr Reichtum und ihre Mannigfaltigkeit erſtaunlich. Wir finden aus alter und neuer Zeit Reproduktionen von Wand- und Tafelgemälden, Feder- und Handzeichnungen, Kupferſtichen, Lithographien, Radierungen und Holzſchnitten, plaſtiſchen Kunſtwerken, ſolche von Photographien: Bildniſſe, Städtebilder, Innenräume, Landſchafts- und Gruppenaufnahmen in jeder Beleuchtung und jeder Jahreszeit, kurz, jede Art von Illuſtration; insbeſondere ſind Land und Leute, wie es dem Zweck des Werkes dient, trefflich wiedergegeben. Die Porträts, deren das Sachſenbuch eine ganze Galerie für ſich bietet, ſind z. B. weder gleicher Größe, noch gleicher Art und Technik — da iſt nichts von Schablone! Wir begegnen da ebenſogut ſcharf aufgenommenen Miniaturköpfen (z. B. S. 110 Beyerlein), wie großen Künſtleraufnahmen (S. 114 Avenarius), Ölbildern (S. 116 Söhle) wie plaſtiſchen Kunſtwerken (S. 43 Hildebrand nach Seffner). Beſonderes Lob verdienen die Naturaufnahmen in Heft 5 und 6, die Land und Leute im Erzgebirge, Vogtland und Thüringen höchſt lebendig vor Augen führen und damit die Texte wirkſam unterſtützen. Dieſe beiden Hefte bieten übrigens zuſammen über 110 Abbildungen. Als charakteriſtiſche, ausgezeichnete Beiſpiele nenne ich S. 140 die alte Spitzenklöpplerin, S. 145 Bauerngut im Erzgebirge, S. 148 alter Vogtländer, S. 154f. die Schneebilder vom Fichtelberg, S. 180 Thüringen, Dorfbrunnen, S. 181 Kind aus Ruhla (beide im kleinſten Format!), S. 183 Thüringer Bube. Beſſeres derart dürfte ſchwerlich für einen ſo außerordentlich beſcheidenen Preis zu finden ſein!

So übertrifft, was Heft 2—6 bietet, entſchieden die ziemlich hochgeſpannten Hoffnungen, die Heft 1 erweckte. Die Gediegenheit von Text und Illuſtrationen, ihre Vielſeitigkeit feſſeln und nehmen ſtark für das Unternehmen ein, ſo daß man mit froheſter Zuverſicht der zweiten Hälfte des Sachſenwerkes, den Lieferungen 7—12 entgegenſieht.

Spannen nun Herausgeber und Verlag ihre Kräfte aufs äußerſte an, ſo iſt zu wünſchen, daß ihre Mühen und Opfer auch durch recht vielſeitige Anerkennung im Leſerkreiſe belohnt werden. Das Werk verdient weiteſte Verbreitung! Noch nie iſt durch Wort und Bild ſo ſchön und anregend wie hier gezeigt worden, was die Sachſenlande ſind und was ſie bergen. Das Werk iſt alſo eine Tat und hat eine Zukunft. Möchte es auch eine dankbare Gegenwart finden.

Gohriſch b. Königſtein. **Julius Sahr.**

Kleine Mitteilungen.

Ergebnis des Preisausſchreibens der Geſellſchaft für Literatur und Kunſt in Bonn. Der von der Geſellſchaft für Literatur und Kunſt in Bonn ausgeſetzte Preis von 500 M. für die beſte Bearbeitung des Themas: „Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert. Eine Reviſion ſeines Prozeſſes.“ iſt dem Oberlehrer Dr. Albert

Ludwig in Schöneberg b. Berlin zugesprochen worden. Die Preisrichter waren Dr. Paul Brandes, Prof. Dr. Gothein, Geh. Rat Hüffer in Bonn, Stadtschulrat Prof. Dr. Lyon in Dresden und Prof. Dr. Weltrich in München.

Wir erhielten von Herrn Adolf Bartels in Weimar folgende Zuschrift, der wir gern Aufnahme gewähren:

Erklärung.

Im 4. und 5. Hefte der „Zeitschrift" findet sich ein Aufsatz von Professor Dr. Wilhelm Nestle in Schöntal, „Moderne Schillerkritik", der sich mit meiner Stellung zu Schiller befaßt. Da er zum Teil auf gründlichem Mißverstehen beruht, hätte ich alle Ursache, ihm entgegenzutreten; ich plane jedoch seit Jahren ein größeres Werk über Schiller und will also auch die Ausführungen des Herrn Professors Nestle einstweilen einfach ad acta nehmen. Nur gegen die Behauptung, daß mir der sittliche Idealist Schiller unbequem sei, muß ich doch energisch protestieren. Wenn ich bei Schiller die „Ablehnung des Satzes vom Leben und Lebenlassen" tadelte, so geschah das nicht etwa aus sittlicher Laxheit; dagegen spricht doch wohl mein ganzes, dem deutschen Volke einigermaßen bekanntes Wirken.

Weimar, Anfang Mai 1905. **Adolf Bartels.**

Zeitschriften.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1905. Heft 2. Inhalt: Pabst, Amerikanische Lehrerbildungsanstalten. — Neuschäfer, Die Ausbildung der Lehrer an den Fortbildungsschulen.

Die Deutsche Schule. IX. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Schulreform! Vom Herausgeber. — Amerikanische Erziehungsschulen. Von Dr. A. Pabst in Leipzig.

Der Deutsche Schulmann. VIII. Jahrg. Heft 1. Inhalt: Das Problem der künstlerischen Erziehung. Von W. Dierks in Schale i. W. — Die neudeutsche Dichtung. Eine Studie vom Herausgeber.

Pädagogisches Archiv. 47. Jahrg. Heft 2. Inhalt: Dr. Ernst Friedrich, Lehre von den Urteilsformen in Prima. — Eugen Meyer, Über Frage und Antwort.

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. 51. Band. 1. bis 3. Heft. Inhalt: Legband, Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 16. Jahrg. 3. Heft. Inhalt: Die Zukunft der Oberrealschule. Von Oberlehrer Budde in Hannover. — Statistisches über die höheren Schulen (Mittelschulen) Badens 1903/04. Von Prof. Holzmann in Karlsruhe. — Der Unterricht in der philosophischen Propädeutik. Von Realschullehrer Quandt in Leipzig.

—— 4. Heft. Inhalt: Realschulbildung und juristisches Studium. Von Universitätsprofessor Dr. B. Kübler in Berlin. — Zweck und Umfang des lateinischen Privatunterrichts an Oberrealschulen. Von Oberrealschuldirektor Quossek in Crefeld. — Der Partikularismus in unserem höheren Schulwesen. Von Prof. Richard Eickhoff, M. d. R.

—— 5. Heft. Inhalt: Die soziale und politische Bedeutung der Schulreform

vom Jahre 1900. — Goethes Leben und Werke. Vom Herausgeber. — Zur Würdigung deutscher Lesebücher. Von Dr. O. Winneberger, Direktor der Adlerflychtschule in Frankfurt a. M.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 7. Erstes Januar-Heft. Inhalt: Rudolf Klein, Das Werden der Geschichte. — Max Meyerfeld, Englische Bücher. — Hans Benzmann, Balladenbücher. — Leo Greiner, Neue Novellen. — Otto von Leixner, Die Zerlesenen.

—— Nr. 8. Zweites Januar-Heft. Inhalt: Alfred Klaar, Das Schlagwort Tendenz. — Harry Mayne, Storm, Keller und Meyer. — Max Sydow, Zur Wieland-Forschung. — Robert Jaffé, Leute aus dem Odenwald. — Ernst Kreowski, Kropotkin. — Adam Karrillon, Wanderschaft.

—— Nr. 9. Erstes Februar-Heft. Inhalt: Alfred Klaar, Das Schlagwort Tendenz. — Ludwig Coellen, Herbert Eulenberg. — Alois Brandl, Literarisches aus Tirol. — Paul Legband, Königsdramen. — Max Hochdorf, Kleine Geschichten.

—— Nr. 10. Zweites Februar-Heft. Inhalt: Wolfgang Kirchbach, Was ist Literaturgeschichte? — Karl Berger, Frauenromane. — Richard Schaukal, Bahr und das Tragische. — J. Proelß, R. Krauß, Neue Mörike-Schriften. — Hans Benzmann, Wilhelm Weigands Lyrik.

Neu erschienene Bücher.

Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. 2. verm. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1905. 118 S.

Eduard Dietrich, Weihnachtsbilder. Ein Märchenspiel in vier Abteilungen. Dresden. Als Manuskript gedruckt.

Prof. Dr. Hemme, Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? 2. Aufl. Leipzig, Ed. Avenarius, 1905. 156 S.

H. Draheim, Schillers Seelenlehre. Berlin, Weidmann, 1904. 34 S.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von L. Bellermann, J. Imelmann, F. Jonas, B. Suphan. 6. Teil: Sekunda. Berlin, Weidmann, 1904. 304 S.

Dr. Gustav Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. (Aus Natur und Geisteswelt. 58. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 137 S.

Walther Brecht, Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum. Straßburg, Karl J. Trübner, 1904. 383 S.

O. Lyon und W. Scheel, Handbuch der deutschen Sprache. Ausgabe D. 2. Teil. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1904. 168 S.

Wolfram v. Eschenbach, Parzival. Erklärt von Dr. Gust. Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1905. 259 S.

Proben deutscher Mundarten. Herausgegeben von Seminaroberlehrer K. Ernst. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 152 S.

E. Lemp, Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. I. Zur Religion und Ethik. 154 S. — II. Zur deutschen Literaturgeschichte. 193 S. — III. Zur deutschen Geschichte. 206 S. — IV. Zur Kunst. 169 S. — V. Aus Natur und Leben. 163 S. — VI. Aus deutschen Landen. 155 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1903/04.

Der arme Heinrich. König Rother. Herausgegeben von Dr. Gust. Legerlotz. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 144 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Gedächtnisworte bei der Schillerfeier des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg i. E. am 8. Mai 1905.

Von Dr. **Paul Kannengießer** in Straßburg.

Nicht ein Totenfest wollen wir begehen. Der bedeutungsvolle Tag, zu dessen Vorfeier wir hier versammelt sind, wird überall in deutschen Landen vielmehr den Anlaß bieten, das Bild des lebenden Dichters zu erneuern, das stolze Gefühl in uns zu stärken, daß er auch heute noch unser ist. Wenn unsere Schüler hier ihre junge Kraft mutig an das Wagnis setzen, sein letztes Meisterwerk zur Darstellung zu bringen, so kann es nur geschehen, weil sie in diesem Werke freudig leben. Eben dieser unversieglichen, Freude spendenden Macht des Dichters sei auch unsere Betrachtung gewidmet.

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Damit hat Schiller selbst den Inhalt seines Daseins ausgesprochen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.

Wer kennt nicht diese lange Leidensgeschichte! Hebt sie doch schon mit den Jahren an, da er sich auf der „Sklavenplantage" der Karlsschule in ein unnatürliches Joch gezwängt sah, und seitdem besteht sie in einem fortgesetzten Ansturm feindlicher Erdenmächte auf seinen aufwärts strebenden Genius. In mannigfacher Gestalt sind sie auf ihn eingedrungen, als Druck und Verfolgung, als Neid und Kleinsinn, als bittere Enttäuschung und herbe Not, als quälender Zweifel und bange Sorge, am nachhaltigsten aber in Gestalt jener tückischen Krankheit, die, nachdem sie mehrfach schon unheimlich angepocht, gerade zu der Zeit sich in ihm festsetzte, wo er, in gesichertere Verhältnisse eintretend, so recht freudig seine Fittiche auszuspannen gedachte. „Von der Wiege meines Geistes bis jetzt habe ich mit dem Schicksale gekämpft", so schrieb er damals einem jungen Freunde, und dieser Kampf ist erst durch seinen frühen Tod beendet worden.

Herb ist des Lebens innerster Kern! Das ist seine eigenste Erfahrung. Aber was uns in diesem Tone so oft aus seinen Dichtungen entgegenklingt, ist doch nicht eigentlich die Klage um eigenes Leid: Er, der immer zum Ganzen strebte, fühlte über das eigene Weh hinaus mit nur gesteigerter Empfindsamkeit das Weh der Menschheit; er weiß, daß alles

Leben zugleich ein Leiden ist. Er spricht die allgemeine bittere Erfahrung aus, daß der Lauf der irdischen Dinge sich gleichgültig gegen die Forderungen des Gemütes verhält, den alten Widerspruch zwischen Ideal und Leben. Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück. Nicht dem Guten gehört die Erde. Unser Wissen bleibt beschränkt, unser Können begrenzt:

Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das dort ist niemals hier!

Dieser Mißklang aber, der so durchs Erdenleben tönt, erklärt sich nicht allein aus dem Mißverhältnis zwischen unserem Innenleben und dem äußeren Weltlauf, er liegt auch tief begründet in dem innersten Wesen des Menschen selbst, in dem Widerstreit zwischen unserer sinnlichen und unserer sittlichen Natur.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Jagen wir jenem nach, so kann es nur geschehen unter Verletzung sittlicher Forderungen, auf Kosten unseres Seelenfriedens; suchen wir diesen, so bedeutet das den schmerzlichen Verzicht auf irdisches Glück; und doch werden wir uns auch damit nie volle Befriedigung erkaufen, da das Bewußtsein unserer moralischen Unvollkommenheit doch immer auf uns lasten bleibt. So ist das ganze Leben ein steter Kampf mit uns selbst und mit den überlegenen Mächten der Außenwelt. Gerade der moderne Mensch, der durch seine siegreich vorwärts schreitende Kultur diese äußeren Naturkräfte zu beherrschen strebt, sieht sich um so peinlicher in jenen inneren Zwiespalt hineingezogen: denn eben diese uns zum unabweisbaren Bedürfnis gewordene Kultur zersplittert mit ihren immer mannigfaltigeren Aufgaben, mit ihren immer verwickelteren Lebensverhältnissen unsere Seelenkräfte; sie sucht uns immer selbständiger zu machen, aber damit entfremdet sie uns auch immer mehr der mütterlichen Leitung der Natur, die die Menschen einer kindlicheren Lebensstufe in engeren, aber zufriedeneren Verhältnissen sicher dahinführte, auf deren fester Grundlage auch noch die heitere Kultur des Griechenvolkes ruhte. Jene glückliche Harmonie ist uns entschwunden, nur aus unendlicher Zukunftsferne winkt sie als schimmerndes Ideal; während die Menschheit in ihrer Gesamtheit rastlos vorwärts strebt, empfindet der einzelne Kulturmensch nur um so schmerzlicher den Verlust seiner Einheit und Reinheit.

Aber was uns die rauhe Wirklichkeit versagt, das reicht uns milde eine andere Macht, die wie vom Himmel auf diese Erde zu uns herabgestiegen ist, die Kunst: Freiheit und Harmonie, gehobenes Selbstbewußtsein und eine unverwüstliche Heiterkeit der Seele. Denn das ist die hohe und allein richtige Auffassung der Kunst und der Dichtkunst

insbesondere, zu der sich Schiller allmählich emporgerungen hat: sie dient nicht einem einzelnen Zwecke, auch nicht der Moral, wie er selbst zu Anfang seiner Lehrjahre, mehr freilich theoretisch entwickelt, als dichtend betätigt hatte; „alle Kunst", erklärt er vielmehr in seiner herrlichen Vorrede zur Braut von Messina, „ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken".

Der also Beglückte aber ist zunächst der Künstler, der Dichter selber. Ihn beseelt eine aus den Tiefen seines Wesens ihm selber wie ein Rätsel hervorquellende Schöpferkraft, die aus dem rohen Stoffe, den ihm die Betrachtung des wirklichen Geschehens zuführt, neues Leben, neue Menschen, eine neue Welt gestaltet. Diese Welt ist seine Welt, frei von ihm geschaffen, frei von jedem Interesse der Selbstsucht, mit dem wir an den Dingen der Wirklichkeit haften, unabhängig von jeglichem Zwange, dem unsere auf die Außenwelt gerichtete Tätigkeit sich unterwerfen muß. Und dieses freie Schaffen ist nicht die einseitige Äußerung eines einzelnen Seelenvermögens, sondern ein Zusammenwirken aller, der sinnlichen wie der vernünftigen, und wie es selber Einheit und Übereinstimmung in seine Schöpfung hineinzutragen strebt, setzt es selbst auch den ganzen Menschen in einheitliche und wohltätigste Bewegung. Das ist die von Schiller gepriesene „Freiheit des Gemütes in dem lebendigen Spiele aller seiner Kräfte", wie er sie selbst besonders auf epischem und dramatischem Gebiete betätigt hat. Sie gewährt den reinsten, höchsten Genuß, der Erdenkindern beschieden ist. Zu solchem Genusse aber ladet der Dichter jeden ein, der offenen Gemütes ist: eingetreten in die Hallen seiner Kunst, von seinem Zauberstabe berührt, schaffen wir in selbstloser Betrachtung seine Welt in unserem Innern nach, leben und weben wir in ihr und vergessen mit ihm die Welt da draußen mit ihrem verwirrenden Getriebe, mit ihrer Not und Mühsal; wir schütteln die Erdenschwere ab.

Um solches zu vermögen, muß es freilich ein echter Künstler sein, ein ποιητής im vollsten Sinne. Er muß die Macht besitzen, den Gestalten, die er formt, auch seinen lebendigen Odem einzublasen, daß sie leibhaftig vor uns stehen, Fleisch von unserem Fleische, Geist von unserem Geiste. Und er muß den Lauf seiner Begebenheiten uns glaubhaft machen, indem er ihn der Gesetzmäßigkeit der natürlichen Erscheinungen unterwirft. Auch seine Welt soll wirklich sein, aber geläutert von den verwirrenden Zufälligkeiten, die den Zusammenhang der Außenwelt unserem Auge verdecken, von all den kleinen Einzelheiten, die den freien Blick ins Große und Ganze der Personen und Ereignisse hemmen. Denn auf dieses Große und Ganze kommt es an, nicht darauf, was Menschen und Dinge schlechthin sind, sondern was sie uns bedeuten: er

soll in Menschentun und Menschenleid das allgemein Menschliche zur Erscheinung bringen.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

So ist er ein Seher und Schauer, ein echter Herzenskündiger und „wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". So offenbart er uns den Sinn des Lebens und erhebt uns über seine Nichtigkeit. Denn wenn auch Leben Leiden heißt, so ist des Lebens Sinn doch damit nicht erschöpft. Der tiefere Sinn des Lebens liegt in der Überwindung des Leidens, und das nicht durch physische Mittel, sondern durch die siegende Kraft unserer sittlichen Natur, die das Leiden zwar nicht aufhebt, sich aber darüber erhebt. Damit stoßen wir auf den Kernpunkt seiner Welt- und Lebensanschauung, seiner künstlerischen Auffassung, ja seiner eigensten Persönlichkeit. Der Mensch ist als Sinnenwesen nur das schwache Glied einer flüchtigen Erscheinungswelt, untertan der Gesetzmäßigkeit ihres natürlichen Geschehens, ausgesetzt all den Widerwärtigkeiten, die aus dieser blinden Naturnotwendigkeit für jeden einzelnen sich erbarmungslos ergeben; aber mit seiner Vernunft, als ein zu sittlichem Handeln berufener Geist ragt er über diese Welt des Scheines und der natürlichen Gebundenheit hinaus in eine höhere, unsichtbare Sphäre, die freilich unserer Erkenntnis verschlossen bleibt, aber von unserem Gemüte ahnungsvoll als etwas Göttliches und Unvergängliches, als ein Reich der Freiheit erfaßt wird. Sie kündigt sich auch dem schlichtesten Gemüte an in der unbestechlichen Stimme unseres Gewissens, in dem unausrottbaren Gefühle unserer sittlichen Verantwortung, in dem Glauben an eine höhere Ordnung der Dinge, der im letzten Grunde auch der streng geregelte Gang der irdischen Begebenheiten sich einfügt, so daß die Weltgeschichte sich als Weltgericht enthüllt. Als Glieder dieser höheren Ordnung, in unserem Wollen und Tun, fühlen wir uns unabhängig vom Zwange der Gesetze, die unser physisches Dasein bestimmen, folgen wir, oder sollen und können wir wenigstens folgen einzig dem Sittengesetze, das nicht von außen an uns herantritt wie eine fremde Macht, sondern in unserer eigenen höheren Natur gegründet und somit unser eigenes Gesetz, ein Teil unser selbst ist. Ihm folgen heißt frei sein, und keine Erdenmacht, nicht die Natur in ihrer wilden Furchtbarkeit und nicht die Menschen mit all den ausgesuchten Mitteln tyrannischer Willkür können uns diese Freiheit rauben, können einen starken Willen beugen.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren.

Dieses Freiheitsgefühl gibt uns das erhebende Bewußtsein unserer geistigen Überlegenheit über alle Natur; im Gefühle unseres höheren Wertes setzen wir uns auch höhere, über die Interessen unseres Einzeldaseins hinausführende Lebensziele, deren Verfolgung uns über die Widerwärtigkeiten dieses Einzeldaseins emporträgt: „Immer strebe zum Ganzen!" Wo aber diese mit verstärkter Gewalt auf uns eindringen, um unsere Tatkraft zu lähmen und unseren Willen abzulenken, da setzen wir ihnen einen Widerstand entgegen, der seine Energie immer wieder schöpft aus dem Glauben an unser besseres Selbst. Ja, es scheint, daß alles Leiden einem höheren Weltenplane gemäß nur dazu da ist, diesen Glauben in uns zu festigen und das Frohgefühl unserer Freiheit und sittlichen Kraft zu stärken.

So ernst, und doch so stolz und freudig deutet Schiller uns den Sinn des Lebens!

Und so bilden denn auch jene Klagen, die wir anfangs vernommen haben, nur die Untertöne des hellen hohen Liedes von der Menschheit, das er uns in der Gesamtheit seiner Dichtungen singt. Seine Grundstimmung ist die Begeisterung. Sie mächtig ausströmen zu lassen in Wort und Gestalt, das ist sein stärkster Lebenstrieb; auf ihr ruht die hinreißende Gewalt seiner Dichtung, und sie verleiht seinen Gebilden ihr ideales Gepräge. Der Dichter, der in freier Gestaltungskraft sich eine eigene Welt erbaut, gießt in sie auch die ganze Fülle seiner Lebensgefühle und seiner sieghaften Überzeugungen hinein; so wird sie noch in höherem Sinne sein eigen: sie wird zum Abglanz seiner vollen Persönlichkeit. Und mit dieser gehobenen Persönlichkeit wirkt Schiller auf uns ein, von welcher Seite wir auch an ihn herantreten; wie seine Klagen uns aus dem Herzen gesprochen sind, so empfinden wir auch heute noch die erhebende und läuternde Macht seines Genius. Welche Seelenstärkung bietet er uns in seinem herrlichen Gedicht „Das Ideal und das Leben"! Wenn wir ermatten möchten im Kampfe des Daseins, in unserem Ringen um harmonische Ausbildung und sittliche Vollkommenheit, so soll der freudige Aufblick zu dem Ideale der Schönheit und Harmonie, das ein sehnsüchtiges Gemüt in Natur und Menschenleben hineinträgt, uns aufrichten, mit neuer Stärke und Flugkraft beseelen.

„Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!"

Wie tröstend klingt uns aus seinem „Spaziergang", den wir, wie „Ideal und Leben", so recht als ein Glaubensbekenntnis des Dichters

zu würdigen haben, die Mahnung entgegen, daß die Natur auch uns durch Überkultur und Unnatur bedrohten Menschen der Neuzeit eine liebevolle Mutter sein kann, wenn wir sie nur mit kindlichem Gemüte suchen. So hebt er uns immer wieder empor aus Kleinmut und Verzagtheit, ermuntert uns immer wieder zu freudigem Aufschwung, der wie ein plötzliches, wunderbares Ereignis sich in uns vollziehen muß:

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber ach, der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt!

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Mag mancher auch Schillers Weltanschauung nicht teilen: diese Worte gelten noch heute! Am gewaltigsten ist seine Wirkung aber doch immer da, wo er solchen Gedanken lebendige Gestalt verliehen hat, wo er den Menschen darstellt in des Lebens Drang und uns den Gang des großen, gigantischen Schicksals zeigt, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt: wenn er uns, wie in der Braut von Messina, das furchtbare Walten einer höheren Weltmacht zeigt, das uns mit Ehrfurcht und einer wenn auch mit Wehmut gemischten Befriedigung erfüllt, weil, was es da mit vernichtender Strenge geltend macht, doch eigentlich nichts anderes ist, als die Forderung unseres eigenen sittlichen Bewußtseins; und wohl zu allermeist da, wo er uns des Menschen kühne, alles wagende und allem trotzende Kraft, den stolzen Herrenwillen zeigt, an dessen Größe wir uns selber aufrecken, wenn wir auch seine Ziele nicht billigen: denn — das hat er selber ausgesprochen — nicht darauf kommt es im Drama an, daß seine Helden recht handeln, sondern darauf, daß sie groß handeln; jegliche starke Äußerung von Freiheit und Willenskraft weckt in uns das freudige Bewußtsein unserer eigenen Kraft, und nur auf diese ästhetische Wirkung hat es der Dichter abgesehen. Solche Größe, und sei sie auch die des genialen Verbrechers, hat schon den jungen Schiller zu Schöpfungen wie Karl Moor und Fiesko begeistert; sie hat er vor allem auf der Höhe seines Schaffens verkörpert in der hochragenden Gestalt Wallensteins, dessen Schuld und Schicksal in einem ungeheuren Selbstvertrauen und in einem über alle Schranken hinausstrebenden Bedürfnis begründet liegt, seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit den Herrscherplatz unter den Menschen zu sichern, der von allen Schicksalsschlägen und Enttäuschungen, die auf ihn eindringen, wohl erschüttert, aber nicht gebeugt wird und am Ende mit seiner ungebrochenen Zuversicht auf sich und seine Sterne von uns scheidet, um seinen langen Schlaf zu tun.

Solche Gestalten können nur aus einer großen Dichterseele geboren werden. Und welche Kraft vermag Schiller aufzubieten, um uns die ganze

Furchtbarkeit der Mächte fühlbar zu machen, mit denen seine Helden in den Kampf treten: den in rücksichtsloser Selbstsucht und unsteter Glücksjagd wurzelnden Geist des Wallensteinschen Heeres, die unheimliche, den Menschen an seiner eigenen Leidenschaft ins Dunkel ziehende Schicksalsmacht in der Braut von Messina, das wilde, fühllose Element des Meeres im Taucher und in Hero und Leander.

Ganz ungesucht erhebt sich da auch die Sprache des Dichters zu hinreißendem Pathos; es fließt unwillkürlich in uns über aus dem vollen Klang der Laute, dem mächtig pulsierenden Rhythmus seiner Verse, aus der Pracht seiner Bilder, dem stolzen Gedankenfluge, der die Handlung begleitet, aus seinen kühnen Gegensätzen:

Seht ihr jene altersgrauen
Schlösser in die Wolken schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung schäumen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Solche Form gehört zu solchem Stoff: es ist der Geist, der sich den Körper baut. Gehalt und Sprache sind des Dichters vollstes Eigentum, aber mit ihnen beiden ist er auch der unsrige: denn so zu denken und zu fühlen, so zu singen und zu sagen ist deutsche Art! Und deutsch sind seine Heldenmenschen alle, Wallenstein wie die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart wie der Tell; denn Menschen hat er in ihnen schildern wollen, und er hat sie als ein echter Künstler angeschaut mit den Augen seines, in seiner Volksart ruhenden Temperaments. Er wurzelt in seinem Volke und er wurzelt in seiner Zeit, und man kann bei seinen Schöpfungen immer verfolgen, wie sie mit all ihrem Allgemeingehalt doch zugleich aus Bedrängnissen und Bedürfnissen seiner Zeit herauswachsen, so bei den Räubern, bei Kabale und Liebe, beim Geisterseher, und am meisten wohl bei der Idealgestalt des Marquis Posa, in der so recht die weltbürgerlichen Gedanken des 18. Jahrhunderts ihren Ausdruck fanden. Das gibt seinen Dichtungen zu ihrem bleibenden, idealen noch den temporären, aktuellen Gehalt, auf den kein Künstler verzichten darf, der auf die Mitwelt wirken will. Vornehm dagegen lehnte er jeden äußerlichen Bühnenerfolg ab, nach dem kleine Talente so gierig haschen.

Mag Schiller selbst auch während seiner Lehrjahre in weltbürgerlicher Verstiegenheit es als ein armseliges Ideal bezeichnet haben, nur für eine Nation zu schreiben, der Gang der französischen Revolution, deren Anfang er wie Tausende seiner Landsleute mit Jubel begrüßte, hat ihn von diesem verflüchtigenden Weltbürgertum allmählich zurückgeführt: „wir ver-

suchen auf einem anderen Wege, was drüben mißlungen ist." In dieser Absicht arbeitete er mit festerem Blicke auf die eigene Nation an seiner „ästhetischen Erziehung des Menschen".

Ein ästhetischer Erzieher aber ist er seinem Volke geworden und ist er noch heute, und das weit mehr durch seine Dichtung als durch seine in ihrem kühnen und abstrakten Gedankenschritt der Menge unzugänglich bleibenden theoretischen Schriften, obwohl auch sie unser Kulturleben nachhaltig gefördert haben. Er erzieht, indem er aufwärts zieht, und seine ästhetische Wirkung ist immer zugleich auch eine sittliche, weil sein ganzes Wirken von einer sittlichen Persönlichkeit getragen wird. Ohne einem anderen Zwecke zu dienen, als ihrem eigenen, ohne Moral zu predigen und blutlose Moralgestalten vor uns hinzustellen, weckt seine Dichtung sittliche Kräfte und stärkt unseren Lebensmut. Und da es lebendiger und da es deutscher Geist ist, der ihr entströmt, wirkt sie auch lebendig auf jedes deutsche Gemüt. Wie das Mädchen aus der Fremde spendet seine Muse aus ihrem Reichtum jedem, der ihr empfänglich naht:

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

So ist er ein Dichter des deutschen Volkes im edelsten Sinne, ein Götterbote und ein Götterfreund, seines herrlichen Berufes freudig sich bewußt; in ihm findet er seine Glückseligkeit, und er weiß, daß dieses Glück ein göttliches Geschenk ist, das nur dem Auserkorenen in den Schoß fällt.

Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte.
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.

Und immer aufs neue, inmitten all seines Schaffens ist er auf höhere Erleuchtung angewiesen, wartet er auf die Gunst des Augenblicks:

Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Um so heiliger aber ist auch für ihn die Pflicht, sich dieser Gabe wert zu zeigen, mit seinem Pfunde zu wuchern. Niemand wohl hat mit schonungsloserer Selbstkritik und strengerer Selbstzucht an sich gearbeitet wie Schiller, niemand rastloser mit sich selbst um seine persönliche und künstlerische Ausbildung gerungen.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens und Vollbringens maß.

So bezeugt Goethe. Und gerade durch Goethe sah er sich bei seiner schwierigsten Aufgabe am heilsamsten gefördert, der Aufgabe nämlich, die ihm eigene Natur des in abstrakten Ideengängen sich bewegenden, über den Stoffen schwebenden Denkers mit seiner poetischen, auf hingebende Betrachtung der Objekte angewiesenen Natur in Einklang zu bringen,

Idee und Stoff zu anschaulicher Klarheit zu verschmelzen, die für jedes Kunstwerk nötige Verbindung zwischen Idealismus und Realismus zu gewinnen. Mit staunenswerter Energie hat Schiller gerade an dieser Aufgabe gearbeitet; wußte er doch, daß auf die Behandlung des Gegenstandes in der Kunst alles ankommt. Seine Werke bekunden eigentlich einen stetigen Fortschritt nach diesem Ziele hin; aber erst das bald zu lebendigster Wechselwirkung sich gestaltende Verhältnis zu Goethe hat seinen Sieg entschieden: die innige Berührung mit seinem genialen Anschauungsvermögen und seiner plastischen Gestaltungskraft. An seiner Hand hat er die Höhe klassischer Vollendung erstiegen, auf der er seine herrlichen Balladen mit ihrer packenden Lebendigkeit, seinen Spaziergang und das Lied von der Glocke, sowie die Reihe seiner dramatischen Meisterwerke geschaffen hat, vom Wallenstein bis zum Tell; ja auch innerhalb dieser Reihe sehen wir ihn noch zu immer vollerer Beherrschung seines Gegenstandes fortschreiten, und wenn Wallenstein, diese Riesenarbeit, in der er einen ungeheuren Stoff bewältigt hat, sein gewaltigstes Drama ist, so ist der Tell sein klarstes und natürlichstes, sein volkstümlichstes Stück. Und wer kennt nicht die aktuelle Bedeutung gerade dieses Schweizerdramas für das deutsche Volk zu einer Zeit, wo das heilige römische Reich in Scherben auseinanderfiel und der Rheinbund seine Fürsten unter das Joch Napoleons drückte! Der Tell ist schließlich auch Schillers freudigstes Stück: hier ist dem gerechten Kampfe auch der äußere Erfolg gesichert, und wie im Bilde kündet der Dichter auch seinem Volke den Tag der Befreiung an. Der Gewittersturm, der Natur und Volk der Waldstätte in Aufruhr versetzt hat, legt sich wieder; alles atmet frei auf, und wieder lächelt der See. Es ist, als ob Schiller das Bedürfnis empfunden hätte, die ganze Heiterkeit seiner sieghaften Seele in diesem Stücke abzuspiegeln. Denn er fühlte es, er stand auf sonniger Höhe. „Ich fühle, daß ich nach und nach des Theatralischen mächtig werde", schrieb er damals seinem Freunde Körner, und einige Zeit später, 14 Tage vor seinem Tode, nachdem er über einen neuen schlimmen Anfall seiner Krankheit berichtet: „Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum 50. Jahre aushält."

Und so steht er vor uns, vom Leiden gezeichnet und doch mit der heiteren Stirne des Überwinders, glücklich in seiner Kunst und von seiner jugendlichen Geistesfrische allen mitteilend, die ihm näher traten. Goethe, der die Bekanntschaft mit Schiller zu dem Höchsten zählte, das ihm das Glück in späteren Jahren bereitete, hat ihm einmal geschrieben: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht." Und die letzten Worte, die Wilhelm von Humboldt ihm aus Rom gesandt,

lauten: „Sie sind der glücklichste Mensch. Sie haben das Höchste ergriffen und besitzen die Kraft, es festzuhalten. Für Sie braucht man das Schicksal nur um Leben zu bitten; die Kraft und die Jugend sind Ihnen von selbst gewiß.“ „Er hätte“, so erklärt er in der Vorrede zu seinem Briefwechsel mit Schiller, „noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die fortschreitende Tätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen.“

Wir fragen hier nicht, was er noch alles hätte leisten können und was er, der Sänger des „Tell“, gerade in den folgenden Jahren der Schmach und Knechtung seinem Volke hätte sein können; freuen wir uns dankbar des Großen, Unvergänglichen, das er geleistet hat. Deswegen brauchen wir doch nicht bei ihm stehen zu bleiben; vielmehr entspricht es seiner eigenen Überzeugung, daß die Kunst der Neuzeit nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden könne.

„Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht!“

Jede Zeit hat ihre eigenen Bedürfnisse und das Recht, auch in der Kunst sich ihren eigenen Körper zu bauen; aber die Kunst soll nimmer vergessen, daß der Menschheit Würde in ihren Händen liegt. Ist sie die freie Königin, so verleugne sie auch ihren Adel nie. Das wird bei allem Wechsel ihres temporären Gehaltes doch immer ihr schönstes Vorrecht bleiben, erhöhte Lebensgefühle in uns zu wecken und in den Ernst des Daseins ihre Heiterkeit hineinzutragen, uns immer wieder in dem Bewußtsein zu stärken, daß das goldene Zeitalter nicht hinter uns, sondern vor uns liegt. Und wie nach Goethes Ausspruch in Kunst und Dichtkunst die Persönlichkeit alles ist, so sei und bleibe auch unseren Dichtern Schiller ein Beispiel unablässiger Selbstzucht und heiligen Eifers um die höchsten Güter des Lebens. Auch vom Sänger der Zukunft müssen die Worte gelten, die Goethe in seinem Epilog zur Glocke dem Freunde nachgerufen hat:

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme

Kritiſche Nachleſe zu Schillers Wilhelm Tell.[1])

Von Prof. Dr. **Edwin Rödder**, Madiſon, Wis.

I. Zur Einheit der Handlung.

Daß Schillers letztes großes Drama ſeit ſeiner Entſtehung, alſo ſchon ein volles Jahrhundert, das Lieblingsſtück des deutſchen Volkes iſt, hat wohl noch niemand beſtritten. Vor einem ſolchen Sieger, ſollte man meinen, dürfte auch die tapferſte Kritik ohne Beſchämung die Waffen ſtrecken. Und doch ſteht ſeit ebenfalls hundert Jahren die Herbheit der Kritik, die dem Tell in überreichem Maße zuteil geworden iſt, im umgekehrten Verhältnis zu der Begeiſterung, die jede würdige Aufführung immer wieder weckt. Freilich bietet der Tell dem Angreifer manche ungeſchützte oder zu leicht gedeckte Stelle; daß dieſe Stellen noch keineswegs alle ausgekundſchaftet ſind, ſollen einige der folgenden Betrachtungen dartun. Tatſache iſt es aber auch, daß manche vermeintliche Blöße jedem Angriff wacker ſtandhält und deren mehrere zu den ſtärkſten Stützpunkten des Baues zählen. Auch zu dieſer Erkenntnis hofft das Folgende einen beſcheidenen Beitrag zu liefern.

Ihre ſtärkſte Wucht hat die Kritik von jeher der Einheit und dem Aufbau des Dramas gegenüber entfaltet. Die Forderung einheitlicher Handlung enthält ſchon das Wort Drama (Handlung, d. h. im gewöhnlichen Zuſammenhange *eine* Handlung), wie es zugleich auch klar ausdrückt, daß ſein eigentliches Weſen die Handlung oder die Fabel iſt. Nun hat ſich Schiller ſelbſt bei der Abfaſſung der „Jungfrau von Orleans" Goethe gegenüber geäußert, man müſſe ſich durch keinen allgemeinen Begriff der Tragödie feſſeln, ſondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden, und ſich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten. Von dieſem Vorrecht des ſchöpferiſchen Künſtlers, der das Geſetz der Geſtaltung dem Stoffe ſelber entnimmt, hat Schiller beim Tell offenkundig Gebrauch gemacht. Der Wilhelm Tell umfaßt mehr, als ſein Name andeuten könnte,

1) Einige Ergebniſſe der nachfolgenden Unterſuchungen habe ich bereits in Einleitung und Anmerkungen meiner Ausgabe des Dramas verwertet, die demnächſt im Verlage der American Book Company in New York erſcheinen wird. Ich behandle die entſprechenden Punkte hier, da ſie auch für deutſche Leſer von Intereſſe ſein dürften. Die Verszählung iſt die der Bellermannſchen Ausgabe, von der die meiner eigenen nach V. 967 um eine Zeile abweicht, da ich nach Meiers „Still! Horch!" eine längere Pauſe anſetze, während deren die Glocke weiterläutet; der folgende Vers „Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle" wird dadurch regelmäßig. — Die Kommentare Bellermanns und Gaudigs ſind in erſter, die Erläuterungen Düntzers in fünfter Auflage angeführt, da mir neuere Auflagen hier nicht zu Gebote ſtanden.

d. h. mehr als des Titelhelden besonderes Schicksal. Er behandelt die Befreiung der Schweiz; und trotzdem hat Schiller sein Werk so und nicht anders benannt, sicherlich mit Absicht. Der bald siegesgewisser, bald schüchterner vorgeschlagenen Pläne, wie ein Drama sich gestalten müßte, dem eine aprioristische Kritik den Titel Wilhelm Tell zugestehen könnte, sei hier nicht weiter gedacht; der Dichter hat sicherlich solche Möglichkeiten auch überlegt; aber nicht darauf kommt es an, auszuklügeln, was der Dichter hätte schreiben können, sondern darauf, zu verstehen und nachzufühlen, warum er gerade dies geschrieben hat. Seitdem aber durch den Herodot der Schweizer — oder wohl schon früher — die Urner Form der alten Sage vom wunderbaren Schützen endgültig mit der jüngeren, aber geschichtlich fester begründeten Sage von der Befreiung der Waldstätte verschmolzen worden ist, vermag wohl niemand, der mit der Überlieferung vom Ursprung der Schweizer Freiheit vertraut ist, den Namen Tell vom Reste der Sage zu trennen; und da Schiller ohne weiteres die Kenntnis dieser Überlieferung bei jedem Zuschauer voraussetzen durfte, so war das schon, wenn auch kein zwingender Grund, so doch Berechtigung genug, das Drama nach dem berühmten Schützen zu benennen.

Drei Handlungen, von denen zwei, die Tell- und die Volkshandlung, als Haupthandlungen bezeichnet werden müssen, laufen zunächst mehr oder weniger parallel nebeneinander her. In dem oft angeführten Briefe an Iffland vom 5. Dezember 1803 erklärt Schiller sein Unvermögen, dem Freunde das Stück aktenweise zuzuschicken, daraus, daß es gar nicht aktenweise entstehe, sondern gewisse zusammengehörende Handlungen durch alle fünf Akte durchgeführt werden müßten, ehe er zu anderen übergehe. Diese Selbstaussage des Dichters über seine Arbeitsweise betrachtet man vielfach[1]) als Beweis dafür, daß es dem fertigen Produkt an innerer Einheit fehlen müsse. Eine solche Arbeitsweise schließt jedoch an und für sich keineswegs aus, daß der Dichter von Anfang an einen einheitlichen Plan im Kopfe getragen habe — getrennt marschieren und vereint schlagen! —, und noch weniger, daß er, nachdem sämtliche Sonderhandlungen durchgeführt sind, diese nach einem während ihrer Durchführung oder sogar nachträglich entstandenen Plane zur Einheit verbinde. Ist doch selbst die Änderung eines dichterischen Planes bei einem Werke, dessen Ausarbeitung sich über Jahre und Jahrzehnte erstreckt, ja, das Fallenlassen von Teilen des ursprünglichen Planes mitnichten ein Beweis, daß es dem fertigen Werke an innerer Einheit gebreche.

1) So Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen, dritte Abteilung, zweiter Band, Gera und Leipzig 1894, S. 317 und 336 ff.

Entgegen den gewöhnlichen Darstellungen, entgegen Schillers eigenen Worten in dem oben erwähnten Briefe an Iffland, Tells Sache sei eine Privatsache und bleibe es, bis sie am Schlusse mit der öffentlichen Sache zusammengreife, sieht Witkowski[1]) in der Tell- und der Volkshandlung nur eine Haupthandlung, deren Einheit unanfechtbar sein dürfte, „sobald Tell nicht als eine aus der Menge hervorragende, ein besonderes Schicksal erfüllende Heldengestalt, sondern als typischer Vertreter seines Volkes angesehen" werde. Diese schon von Hoffmeister (Schillers Leben, Band V, S. 215) ausgesprochene Meinung, wonach Tell der vollständigste und reinste Spiegel und Vertreter des ganzen Volkes wäre, hat Gaudig (S. 483) schlagend zurückgewiesen; denn das gerade Gegenteil ist richtig; der Dichter hat Tell in einen scharfen Gegensatz zu dem Volke gestellt. „Sein Abseitsstehen beim Rütlibunde, das durch die Überlieferung gegeben war, hat Schiller so wenig als möglich hervorgehoben", heißt es weiter bei Witkowski. Aber eben dies Abseitsstehen — das zudem kaum schärfer hervorgehoben werden könnte — ist Schillers Erfindung im direkten Gegensatz zur Überlieferung, da ja Tell bei Tschudi, wenn auch nur beiläufig erwähnt, Mitglied der Bundesgesellschaft und in anderen Darstellungen sogar ein sehr tätiges Mitglied derselben ist; im Gegenteil, eben dazu hätte ihn Schiller machen müssen, wollte er eine Haupthandlung in dem von Witkowski angedeuteten Sinne schaffen.

Wiederum im Gegensatz dazu meint Walzel[2]), dem Dichter habe bei der Abfassung des Tell „alles an schonender Wiedergabe der Überlieferung und nichts an einheitlichem technischem Aufbau" gelegen. Als Beweis für diese Behauptung dient Walzel u. a. auch der Umstand, daß Schiller die ursprünglich als dritte Szene des ersten Aufzugs geplante Unterredung zwischen Attinghausen und Rudenz an ihre jetzige Stelle verlegte, um auch hier wieder dieselbe Aufeinanderfolge wie bei Tschudi herzustellen. Aber das hieße doch dem Dramatiker Schiller eine merkwürdige Schwachheit zutrauen. Der Auftritt (dessen Verlegung auch schon deshalb bedauert worden ist, weil sonst Stauffacher und Tell mehr Zeit gehabt hätten, von Steinen nach Altorf zu gelangen!) wurde sicherlich nur aus rein dramatischen Gründen an den Anfang des zweiten Aufzugs gebracht; erstens bedeutete er, zwischen die Szenen der Volkshandlung im ersten Akte eingeschoben, eine störende Unterbrechung; zweitens wollte uns Schiller wohl im selben Aufzuge den durch rein persönliche Motive gespaltenen Adel und das durch die gemeinsame Sache vereinigte ganze Volk vorführen; drittens sollte die Furcht des Zu-

1) Meisterwerke der deutschen Bühne Nr. 6, Leipzig 1903, S. XI/XII.

2) Schillers sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe, siebenter Band (Stuttgart und Berlin o. J.), S. XXV.

schauers vor dem endgültigen Abfall des Rudenz von der Sache seines Vaterlandes, verbunden mit der Furcht vor dem eindrücklich als gefährlich geschilderten Geßler am Ende des zweiten Aufzugs die nötige dramatische Spannung hervorrufen; viertens wohl auch, wenn auch minder wichtig, weil der Dichter die beiden Akte in der Länge auszugleichen wünschte. Die übrigen von Tschudi verzeichneten Ereignisse hat der Dramatiker in gleicher Reihenfolge behandelt, nicht weil sie bei Tschudi, sondern weil sie in der Zeit so aufeinanderfolgten. Selbst wenn Schiller seinen Ausspruch über die Neuerfindung der Form zu einem neuen Stoffe bei der Arbeit am Tell getan hätte, dürften wir daraus noch nicht schließen, daß er der Form seiner Quelle irgendwelchen Einfluß auf die Formengebung und Behandlung seines Stoffes eingeräumt hätte. Die Annahme, Schiller habe aus Achtung vor der Chronik, deren Kenntnis er bei der großen Mehrheit seines Publikums übrigens gar nicht voraussetzen konnte, sich streng an das Nacheinander Tschudis gehalten, wird jedoch schon darum hinfällig, weil von schonender Wiedergabe der Überlieferung angesichts der tief einschneidenden Änderungen und Zusätze nicht gut die Rede sein kann. Diese Zusätze zu seinen Quellen können aber kaum dem Zwecke dienen, den Reiz des Stofflichen zu vermehren, da ja die Chronik das schon überreichlich bot; sondern sie konnten nur bezwecken, die Einheitlichkeit des Aufbaues zu fördern.

Der bedeutsamste derartige Zusatz ist die frei erfundene, viel bemäkelte und meist gröblich mißverstandene Adelshandlung.

Als typischer Ausdruck der landläufigen Auffassung sei ihrer Kürze halber die Darstellung Witkowskis (S. XII) gewählt: „Als eine große, für den Aufbau der Handlung völlig überflüssige Episode zieht sich vom zweiten Akte an durch das ganze Drama die Geschichte des von seinem Volke abgefallenen und ihm wiedergewonnenen Ulrich von Rudenz, des Neffen des greisen Attinghausen. Die Szenen dieser umfangreichen Episode durchbrechen allenthalben den Lauf der Ereignisse, wirken als Augenblicke völligen Stillstands und vermögen nicht einmal wirkliche Teilnahme an Rudenz und der von ihm geliebten Berta von Bruneck hervorzurufen."

Die dritte Handlungsreihe darf in den ersten Akten freilich nur bedingungsweise die Adelshandlung genannt werden. Wohl ist Attinghausen der echte Vertreter des alten Adels; Rudenz jedoch kann als der des jüngeren Adels nur insofern gelten, als er, ehrgeizig und vom Glanze des Hofes geblendet, zum Abfall zu neigen scheint. Sein Motiv aber ist rein persönlich, die Liebe zu dem Edelfräulein, das er sich auf der Seite Österreichs denkt; und ebenso ist seine Bekehrung durch die Geliebte rein persönlich und würde nicht notwendigerweise die Sinnesänderung anderer abtrünniger Standesgenossen nach sich ziehen. Sprechen wir aber von einer Rudenzhandlung

oder gar noch leichtfertiger von einer Rudenz-Berta-Episode, so können wir der Größe und Tiefe des dichterischen Gedankens in der Szene nach Attinghausens Tod nie und nimmer gerecht werden.

Den einzig möglichen Weg zur Erkenntnis des Zusammenhangs hat Rudolf Bockisch in seinem Aufsatze „Zur Tellkritik“[1]) gewiesen. Es ist höchst bedauerlich, daß diese prächtige, gründliche und tapfere Erörterung, die zum Besten gehört, was je über den Tell geschrieben worden ist, von den Erklärern so wenig berücksichtigt wird; sie allein läßt nicht nur dem Dramatiker, sondern auch dem Geschichtsphilosophen Schiller volle Gerechtigkeit widerfahren.

Nur, meine ich, hat Bockisch es versäumt, die Konsequenzen aus seiner Untersuchung zu ziehen. Wir dürfen getrost noch einen Schritt weitergehen und sagen, Schiller hat die ganze Adelshandlung, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend zu dem Zwecke erfunden, die Lücke, die bei Tschudi zwischen der Tell- und der Volkshandlung klafft, zu überbrücken und die beiden Handlungen zu höherer Einheit zu verbinden.

Außer Bockisch stoßen sich alle Erklärer des Tell an dem Verhalten der Schweizer nach der Apfelschußszene. So meint Gaudig (S. 349): „Das Schicksal Tells in Altorf hätte die Eidgenossen von der inneren Empörung, die sie fühlten, zur Tat fortreißen müssen; sie hätten, wie es bei Schiller nur Melchtal tut, ihren eigenen Beschluß umstoßen und die Bestürmung der Burgen ungesäumt ins Werk setzen müssen.“ Noch strenger geht Walzel mit Schiller ins Gericht (S. XXX/XXXI): „Die Männer, die bei Schiller auf dem Rütli schon zum Bewußtsein ihrer Kraft gekommen sind, geben gleich darauf zu, daß Tell nach dem Haupte seines Kindes ziele und dann von Geßler ins Gefängnis geschleppt werde. Die Tatsache, daß man das Losschlagen auf spätere Zeit verschoben, die Antwort, die Stauffacher dem drängenden Melchtal erteilt: „Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen, Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her“, — sie genügen naivem Empfinden nicht.“ Dem läßt sich einstweilen entgegnen, daß der Dramatiker ausreichend dafür gesorgt hat, daß Stauffachers Antwort, deren Richtigkeit auch der tollkühne Melchtal stillschweigend anerkennen muß, bei der Aufführung jedem Empfinden genügt, dem naiven am allermeisten. Sodann hört man, die Verzweiflung der Verschworenen bei Tells Gefangennahme raube dem Bunde die innere Würde; und endlich, Stauffachers Entgegnung auf Rudenz' Drängen zu sofortigem Handeln, „Das Christfest abzuwarten schwuren wir“, wirke geradezu kläglich.

Jede Erwägung einer anderen dramatischen Möglichkeit als der von Schiller gegebenen muß billig ausgehen von dem Charakter des Schweizer-

1) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, X, 185 ff.

volkes, wie ſich ihn der Dichter dachte. Und den hat noch keiner ſo gründlich erfaßt und ſo klar dargeſtellt als Bockſch in dem oben erwähnten Aufſatz. Der Schweizer, ſo führt er aus, iſt kein Held im gewöhnlichen Wortverſtande; die Welt außerhalb ſeiner Berge iſt ihm ein Fremdes, Großes, Ungeheures und ſchreckt ihn; der Kaiſer aber iſt der Herr der Welt, und der Vogt iſt ſein Vertreter, deſſen Name allein ſchon bange Scheu erweckt, dem gegenüber Tells demütiges Benehmen begreiflich iſt; dem ſelbſt ein Stauffacher, fügen wir hinzu, ehrerbietig und unterwürfig naht, weil es ſich ſo gebührt. Ein Blick von dieſem Vogte bei ſeinem erſten Erſcheinen wandelt den Aufruhr des Volkes in Grabesſtille, und das eine Wort von ihm „Rebellen" wirft es danieder. Seiner Kraft iſt ſich dies harmloſe Hirtenvolk nicht bewußt; es hat noch nie nach außen hin ſelbſttätig gehandelt, nie für ſich Krieg geführt. Unter dem furchtbaren Eindrucke deſſen, was es ſoeben geſehen und gehört hat, kann es ſich nicht zu ſofortigem Losſchlagen emporraffen. Und was wird geſchehen, wenn es ſich von dieſem erſten Eindruck erholt hat? Nun muß es ſich auf ſeine feierliche Abmachung auf dem Rütli beſinnen; dreiunddreißig Männer, die beſten des Volkes, haben ſie beſchworen; und ein ſolcher Beſchluß ließe ſich — langſam, förmlich, zäh gewiſſenhaft, wie die Menſchen auf der dargeſtellten Kulturſtufe einmal ſind — nur in einer zweiten, gleichen Verſammlung umſtoßen. Gerade daß Stauffacher, was Bockſch nicht beachtet, dem drängenden Rudenz den Rütlibeſchluß, das Chriſtfeſt abzuwarten, entgegenhält, iſt bezeichnend, Stauffacher, der intellektuelle Urheber des ganzen Befreiungswerkes; legte der Dichter ſeine Rede dem ängſtlichen Fürſt in den Mund, ſo könnte ſich eher ein Verdacht kläglicher Verzagtheit regen. Auch daran ſei erinnert, daß bei Tſchudi nach Tells Gefangennahme eine zweite Rütliverſammlung ſtattfindet und auf dieſer beſchloſſen wird, alles beim Alten zu laſſen!

Wenn alſo die Schweizer bei ihrem von der Überlieferung gegebenen Charakter — und wenn irgendwo, ſo iſt hier die von Walzel dem ganzen Werke nachgerühmte ſchonende Wiedergabe der Überlieferung am Platze — des einen Tell wegen ſich nicht zur Tat fortreißen laſſen durften, ſo mußte eine andere Macht fördernd eingreifen und einen undramatiſchen Stillſtand in der Handlung wie bei Tſchudi unmöglich machen. Dieſe Macht aber iſt der Adel.

Des ehrwürdigen Patriarchen Anteil an der Handlung beſchränkt ſich nicht auf den vergeblichen Verſuch, ſeinen verblendeten Erben dem Vaterlande zurückzugewinnen. Wenn einer, ſo kennt Attinghauſen die ſchlummernde Kraft ſeines Hirtenvolkes; und ſieht er auch zuerſt nach dem Aufbruch ſeines Neffen, des natürlichen Schirmherrn ſeines Volkes, mit banger Sorge, faſt völlig hoffnungslos in die Zukunft, ſo durchſchaut er doch in ſeiner Sterbe-

ſtunde mit einem Blick die außerordentliche Bedeutung der ſelbſtändigen Handlungsweiſe des Landmanns im Entwerfen einer kühnen Erhebung ohne Hilfe der Edlen, die bezeichnenderweiſe auf dem Rütli mit keiner Silbe erwähnt werden und auch in Schillers Quellen nicht an der Erſtürmung der Burgen teilnehmen. Und ſeine patriotiſche Prophezeiung, ſein letzter Wille, lebt und wirkt nach ihm. Als Rudenz den Führern des Bundes ſein Gelübde als Schirmherr leiſtet, muß er Melchtals Vertrauen erſt durch das bedeutſame Zugeſtändnis der Gleichheit des Bauern- und des Adelſtandes wecken. Und als er dann, wiederum aus perſönlichen Gründen, auf ſchleunigem Handeln beſteht, ſieht Melchtal, der Demokrat, den großen Augenblick gekommen, da der Adel von ſeinen alten Burgen ſteigt; bei der Ausſicht auf des Edelmannes tatkräftigen Beiſtand pflichtet er ihm raſch bei, daß weiteres Säumen unnütz ſei. Mit Rudenz, dem mächtigen adeligen Bundesgenoſſen, ziehen die Unterwaldner — nicht Melchtal allein! — zur Befreiung des Landes aus, nicht aber für Rudenz, den ſchmachtenden Liebhaber, um ſeine Geliebte zu retten; ſehr glücklich zieht Bockſch Melchtals eigenen Bericht von der Rettung Bertas ſelbſt heran. So geſchieht die große Befreiungstat durch das Zuſammenwirken des ſtarken Einzelnen, an dem tyranniſche Willkür ihr Meiſterbubenſtück verübt hat, und zweier Mächte, deren einer, dem Volke, die frohe Zukunft gehört, und deren andere, der Adel, ſich nochmals ihrer herrlichen Vergangenheit würdig erweiſt, ehedem die Geſchichte ſie vom Schauplatze ihrer Taten abruft.[1])

Es iſt nicht zu leugnen, daß breitere Ausführung und deutlicheres Hervorheben einzelner Stellen in Akt IV, Szene 2 dem Zuſchauer und dem Leſer das Verſtändnis weſentlich erleichtert hätten. Das lag aber weniger an den Abſichten des Dichters als an der außergewöhnlichen Schnelligkeit, mit der er beſonders gegen Schluß arbeitete. Von eigentlicher Unklarheit jedoch kann keine Rede ſein; und um zu obigen Schlüſſen zu kommen, braucht man den Tatſachen nicht Gewalt anzutun.

Noch von anderer Seite iſt der Löſung unſerer Frage beizukommen. Die Einheit des Tell iſt ſo oft geleugnet worden, weil ſie weniger am Spiel als am Gegenſpiel erſichtlich iſt. Hier indes iſt ſie aufs deutlichſte gewahrt. „Es iſt ein Feind, vor dem wir alle zittern, und eine Freiheit macht uns alle frei", ſagt Berta (1731/32), bezeichnenderweiſe wieder eine Perſon der Adelshandlung. Dieſer eine Feind iſt Öſterreich, und zwar der regierende Kaiſer, unſichtbar aber durchweg fühlbar hinter der Szene, vertreten durch tyranniſche Vögte, die ſich die Hände reichen, und verantwortlich

1) Witkowskis Behauptung (S. XI): „Nachdem einer der Vögte gefallen iſt, bricht vorzeitig der Sturm gegen alle los, ſie werden beſeitigt...", iſt natürlich ein ſchlimmes Verſehen.

für ihre Taten. Der eine Vogt, Landenberg, ist nur brutal, aber gefährlich, weil ihm zwei feste Schlösser zur Verfügung stehen. Der andere, Geßler, ist wohl auch schon wegen seines kriegerischen Gefolges furchtbar, wenn ihm auch im Lande selbst keine Feste zu Gebote steht; gefährlich aber ist er vor allem, weil er mit teuflischer Planmäßigkeit auf die Vernichtung aller freiheitlichen Regungen hinarbeitet. Zugleich trachtet er noch besonders danach, Tell, vor dem er sich offenbar instinktiv fürchtet, zu verderben; indem er nun durch seine Bosheit Tells Charakter völlig verwandelt, führt er seinen eigenen Untergang herbei. Dem schweizerischen Junker, den er fast schon für Österreich geködert hatte, öffnet er durch seine Untat die Augen; seine Herausforderung bestraft er damit, daß er seine Geliebte in die Obhut des anderen Vogtes bringen läßt; gerade dadurch beschleunigt er Landenbergs Schicksal. Die Taten, die ihm für Österreichs Herrschaft und seine eigene Sicherheit bürgen, schlagen ihm zum direkten Gegenteil aus.

Noch ein Wort über die Rettung Baumgartens durch Tell, deren Zusammenhang mit dem Ganzen bei aller Anerkennung des hinreißenden Charakters der Szene Bellermann[1]) und Gaudig (S. 362) völlig verkannt haben, und die auch wieder durch Bockſch (S. 194) ins richtige Licht gerückt worden ist. Die Szene wäre schon abgesehen von allem Zusammenhang als vortrefflich erfundenes, packend dargestelltes Situationsbild vollauf berechtigt. Durchaus notwendig ist sie, wie Bockſch zeigt, um die flammende Begeisterung für Tell zu erwecken, deren wir zum Verständnis seiner Haltung in dem Gespräche mit Stauffacher (I, 3) auf keinen Fall entraten können. Sehr gut ist auch die Beobachtung Damköhlers[2]), daß wir, um Geßlers Zutrauen zu Tells Steuermannskunst in IV, 1 verstehen zu können, den Helden zuvor als starken, mutigen Steuermann in der Stunde der Gefahr gesehen haben müssen. Es besteht aber noch ein meines Wissens bis jetzt nirgends beachteter Zusammenhang der Eingangsszene mit dem Gange der Handlung. Bellermann nennt die Person Baumgartens völlig bedeutungslos für den weiteren Verlauf der Ereignisse; auch Bockſch meint, es komme nicht auf die Rettung Baumgartens an sich, sondern nur darauf an, daß Tell sie vollbringe. Aber es ist Baumgarten, der Stauffacher den an Melchtals Vater verübten Greuel mitteilt (558/9 „Noch Greulichers hat mir derſelbe Mann berichtet, was zu Sarnen ist geschehn"); Stauffacher wieder bringt die Meldung nach Altorf, und sie ist die Veranlassung, daß der Bund der drei Männer gerade jetzt, gerade hier geschlossen wird. Man wende nicht ein, die Nachricht hätte Stauffacher auch auf anderem Wege zukommen können. Sicherlich; aber Schiller läßt sie Baumgarten überbringen,

1) Schillers Dramen, II, Berlin 1891, S. 425.

2) Zeitschrift für den deutschen Unterricht, XVI, S. 694.

und das ist das Wichtige. Der denkbare Einwurf, Melchtal und Fürst hätten bei Stauffachers Ankunft ja auch schon im Besitz der Meldung sein können, bedarf angesichts der dadurch notwendigen Schwächungen der hochdramatischen Szene kaum einer Entgegnung; ebensowenig der, daß bei der Gesinnung Melchtals und Fürsts der Bund auch ohne Kenntnis von der furchtbaren Gewalttat hätte geschlossen werden können. So betrachtet ist also auch Baumgartens Person für den Verlauf der Ereignisse von unverkennbarer Bedeutung.

II. Küßnacht.

Gaudig (S. 484) konstatiert für den fünften Akt des Tell ein erhebliches Nachlassen der dichterischen Kraft. Einige Ausführungen weiter unten werden diese zweifellos richtige Beobachtung bestätigen. Weniger ein Nachlassen der dichterischen Kraft als ein auffallendes Erlahmen der strengen Technik, wie wir sie bei Schiller gewohnt sind, zeigt sich auch in der zweiten Szene des vierten Aufzugs; und zwar ist dies der schärfste Vorwurf, der das Drama treffen kann. Die Szene enthält nämlich einen technischen Fehler und ein Versehen, wie sie Schiller sonst wohl nirgends nachgewiesen werden können. Merkwürdigerweise sind bisher alle Erklärer achtlos daran vorbeigegangen.

Der Zuschauer weiß hier bereits, daß Tell gerettet ist. Die Teilnehmer der Szene wissen es noch nicht; Ruodi ist mit der frohen Botschaft noch nicht eingetroffen. Wissen wir aber auch ganz genau, daß Tell frei ist, hier, das verlangt unser Empfinden gebieterisch, wollen wir uns fest überzeugen, daß seine Freunde ihn retten wollen, und daß sie sich dazu einen klaren Plan machen. Beides aber geschieht nicht; wenigstens nicht auf eine Art, daß sich der Zuschauer dabei beruhigt. Wohl tröstet Stauffacher die klagende Hedwig: „Wir alle wollen handeln, um seinen Kerker aufzutun" (2364/5). Doch scheint er sich über das Wie keineswegs klar zu sein, da er offenbar nicht an ein Abgehen vom Rütliplane denkt, ja selbst eine Verkürzung der Wartezeit für untunlich hält (V. 2514). Es ist aber nicht nur sofortiges Handeln geboten, sondern auch, wie wir sehen werden, ein kühnes Hinausgehen über die Rütliabmachungen. Auch Rudenz, der gleich darauf auf vorzeitige Ausführung des Planes der Erhebung drängt, erwähnt beiläufig, daß Tell schon ein Opfer des Säumens geworden sei. Sein Hauptziel indessen, das er offen gesteht, sobald er sein Motiv bekannt gegeben hat, ist die Befreiung seiner Berta, die er in einer der Burgen gefangen glaubt. Darum bietet auch Melchtals Wort „Frei war der Tell, als wir im Rütli schwuren" (2550) noch keine Gewähr für einen sofortigen Versuch zu seiner Errettung, da sich die Unterwaldner dem Junker anschließen und dieser sich, einer richtigen Vermutung nachgehend,

gegen die Burgen des Landenbergers wendet. Was Tell anlangt, stürmt man geradezu ins Blaue hinein.

Was aber müßte für Tell geschehen oder vielmehr geplant werden? Geßler auf dem Landwege zu überholen und ihm seine Beute abzunehmen ist unmöglich. Also gilt es, Schloß Küßnacht zu berennen; dessen Einnahme muß um Tells willen der Eroberung der beiden Unterwaldner Burgen den Verbündeten an Bedeutung gleichkommen. Und zwar muß der Angriff geschehen, ehe die Kunde von der Einnahme Sarnens und Roßbergs Geßler erreicht und zu umfassenden Vorsichtsmaßregeln gegen einen Überfall und zugleich damit zu einer Verschlimmerung von Tells Lage antreibt. Küßnacht müßte demnach noch vor, mindestens aber gleichzeitig mit den Unterwaldner Schlössern angegriffen werden, und zwar, entsprechend dem starken reisigen Gefolge Geßlers, von einer besonders starken Abteilung der Eidgenossen, wo nicht von ihrer vereinten Streitmacht.

Wäre nun die Erstürmung der Festen Landenbergs nicht um der Befreiung Bertas willen sofort geboten, was würde dann für Tell geschehen? Würde man dann ruhig bis Weihnachten abwarten und sich dann Küßnachts nach demselben Plane wie Sarnen zu bemächtigen versuchen? Die Erklärer nehmen das an.[1]) Auch Stauffachers an Hedwig gerichtete Worte scheinen auf dieser Voraussetzung zu beruhen. Dies bedeutet aber ein schlimmes Versehen.

Aus Tschudi wußte Schiller, daß Küßnacht mit seiner Burg nicht mehr im Gebiet der drei Waldstätte lag; erst viel später ist es zu Schwyz gekommen, das zur Zeit unseres Dramas nur das Land am Fuße der Myten mit dem Muottatal umfaßte und westwärts nur den Fuß des Rigi erreichte; auch Gersau gehörte noch nicht dazu. Die ersten drei Akte des Dramas basieren auch ganz und gar auf dieser Erkenntnis. Auf dem Rütli wird die Burg zu Küßnacht bei der Erörterung der Frage, wie man sich der festen Schlösser bemächtigen solle, gar nicht erwähnt; im Vergleich mit Unterwalden, dem Roßberg und Sarnen drohen, und mit Uri, wo der Zwing errichtet wird, steht dem Lande Schwyz bei der allgemeinen Erhebung am Christfest eine weit weniger gefahrvolle Aufgabe bevor. Ebenso wagt bei der Gefangennahme Tells gegen Ende des dritten Aufzugs niemand Geßlers Recht dazu zu bestreiten — Stauffachers Vorhalt berührt keine Rechtsfrage —, aber lauter Unwille macht sich Luft auf Geßlers Erklärung, er wolle Tell nach Küßnacht bringen; drohend fragt Rösselmann: „Ihr wollt ihn außer Lands gefangen führen?“ und stürmisch erklären die Landleute: „Das dürft Ihr nicht, das darf der Kaiser nicht, das widerstreitet

1) So Bockisch, a. a. O., S. 188.

unsern Freiheitsbriefen!" (insofern diese ausländische Gefangensetzung verboten).[1]) Der Vogt erklärt, er sei an die vom Kaiser nicht bestätigten Freiheitsbriefe nicht gebunden; natürlich würde er sich ohnehin nicht daran kehren. Alledem entgegen kommt man bei der Darstellung in IV, 2 auf den Gedanken, Küßnacht liege in den Waldstätten.

Dies schwerwiegende Versehen ist bis zu gewissem Grade entschuldbar, da sich der Dichter hier von seiner Quelle hat irreleiten lassen. Was der gute Tschudi von der Wirkung der Gefangennahme Tells auf die Landleute meldet, ist voll der merkwürdigsten Widersprüche; und hier wenigstens klafft der unheilbare Hiatus, den man seiner ganzen Darstellung der Ereignisse nachgesagt hat: Die Landleute sind ungehalten, daß Tell das Hutgebot übertreten hat; zugleich schmerzt es sie, ihrem Bundesgenossen nicht helfen zu können, da jedes der drei Länder den anderen so hoch und heilig versprochen hat, nichts ohne gemeinsamen Ratschlag zu unternehmen, um die beiden anderen nicht zu benachteiligen; doch wird abermals eine heimliche Versammlung auf dem Rütli angesetzt, um eine etwaige Kürzung der Wartezeit zu beratschlagen; es bleibt jedoch, da es sich nur noch um sechs Wochen handelt, beim alten Plane. Ein Widerspruch des Chronisten besteht darin, daß nichts gegen Küßnacht beschlossen wird, trotzdem man ja gerade Tells halber nochmals zusammengekommen ist; es läßt sich doch nicht annehmen, daß diese Feste stillschweigend in den Plan der Erhebung einbezogen wird. Noch weniger aber harmoniert diese zweite Rütliversammlung mit der Angabe, daß Tell nach der Ermordung des Landvogts — am Abend nach dem Apfelschuß — noch nachts über Steinen, wo er Stauffacher von den Vorfällen in Kenntnis setzte, nach Brunnen gekommen sei und sich von einem Bundesmitglied sofort nach Uri habe übersetzen lassen und nach seiner Landung auch Fürst Mitteilung gemacht habe; es wäre mithin die eigens einberufene Versammlung ohne Stauffacher, Fürst und den Fährmann anzunehmen und wahrscheinlich sogar auf die nächstfolgende Nacht anzusetzen, wo Geßlers Tod gewiß schon allgemein bekannt sein mußte.

Der Einzige, der bei Schiller den Rütlibeschlüssen zuwider, oder um diese den Umständen gemäß zu ergänzen, das ausländische Schloß Küßnacht angreifen dürfte, ist Rudenz, der an die Abmachung der Volksvertreter nicht gebunden ist. Die Absicht hegt er auch nötigenfalls („Die Festen alle müssen wir bezwingen, ob wir vielleicht in ihren Kerker dringen", 2546/7), aber nur Bertas halber und ohne dabei Tells zu gedenken; auch an Feldherrntalent läßt des Ritters Plan einem so mächtigen Feinde wie Geßler gegenüber viel zu wünschen übrig.

1) Die angeführten Reden sind V. 2075—77 der Säkular-Ausgabe. In anderen Ausgaben fehlt der erste Vers, und die Worte der Landleute sind Rösselmann zugeteilt.

Wie konnte ein Schiller eine ſolche Unterlaſſungsſünde begehen und dazu noch den eigenen Reiz opfern, den der Zuſchauer, weil er nach des Ariſtoteles Forderung ſchon im Geheimnis iſt, bei der Entwerfung eines kühnen Planes zu Tells Befreiung empfunden hätte? Hat ſich der Dichter geſcheut, bei des Zuſchauers Kenntnis von der veränderten Sachlage einen großen Aufwand nutzlos zu vertun? Sicherlich nicht; denn die im vorhergehenden dargelegte Forderung entſpricht einem Grundſatz dramatiſcher Technik. Ich kenne nur eine Erklärung für ihre Nichtbeachtung, und das iſt wiederum die Schnelligkeit der Arbeit.

Auch in der dritten Szene des vierten Aufzugs iſt der Umſtand, daß Küßnacht außerhalb der Waldſtätte liegt, außer acht gelaſſen; hier jedoch in einer Weiſe, daß man das Verſehen ungern miſſen möchte. Um die volle, ſchlagende Wirkung, die der Dichter beabſichtigt, zu erzielen, muß er den Kloſtermeier von Mörliſchachen ſamt allen Hochzeitsgäſten und Armgart mit ihren Kindern als Einwohner der Urkantone darſtellen, wenn ſie auch in Wirklichkeit zu Luzern oder ſonſt einer habsburgiſchen Herrſchaft und Vogtei gehören müßten. Nur ſo hat Armgarts leidenſchaftliche Anklage Sinn, wenn ſie Geßler ins Geſicht ſchleudert, er habe längſt das Land des Kaiſers unter ſeine Füße getreten; nur ſo verſtehen wir Geßlers letzte Drohung, durch ein neu Geſetz den kecken Geiſt der Freiheit in dieſen Landen zu beugen; nur wenn uns Stüſſi ein Schwyzer iſt, können wir mitjubeln: „Das Land iſt frei!“ Es wäre ſchade, wenn das Verſehen nicht eingetreten wäre! Der Dichter hätte geradezu die Verhältniſſe eigens zu ſeinem Zwecke anders darſtellen müſſen. Freilich will zu völlig befriedigendem Abſchluß Rudolfs des Harras „Auf nach Küßnacht, daß wir dem Kaiſer ſeine Feſte retten!“ nicht ſtimmen; entweder erinnern wir uns hier, daß wir uns gar nicht auf dem freien Boden der Waldſtätte befinden, oder, wenn wir uns das nicht klar machen, ſo wird uns zunächſt Küßnacht noch als Drohung gegen die Freiheit der Schweiz vorkommen, beſonders da im fünften Aufzug von ſeiner Zerſtörung — begreiflicherweiſe — nicht die Rede iſt.

III. Zur Zeitberechnung.

Die Feſtſtellung der Zeit für die Ereigniſſe des Dramas hat man ſich meiſtens recht leicht gemacht. Da fallen die vier Szenen des erſten Aufzugs auf den 28. Oktober, der zweite Aufzug auf den 8. November, der dritte und vierte auf den 19. November und der letzte auf den nächſtfolgenden Morgen. So einfach aber iſt die Sache nicht.

Der Anfang des Dramas wird durch die Bemerkung Ruodis: „'s iſt heut Simons und Judä, da raſt der See und will ſein Opfer haben“, auf den 28. Oktober feſtgelegt. Bockſch (S. 196 ff.) will dieſe Beſtimmung

nicht gelten lassen und den Tag Simons und Judä als rein poetisches Datum angesehen wissen, als den Tag, an dem der See rast und sein Opfer haben will, und weiter nichts. So sehr mich aber sein gehaltvoller Aufsatz im übrigen anspricht, so wenig hat er mich hier überzeugt; anderen scheint es ebenso zu ergehen; wenigstens bemerken auch alle Erklärungen neuesten Datums zu Simons und Judä „fein säuberlich": Der 28. Oktober. Und zwar mit gutem Grund. Erstens muß der Tag, an dem der See sein Opfer haben will, allen Anwohnern, insbesondere aber dem Fischer dem genauen Datum nach bekannt sein.[1]) Selbst wenn die Nennung des Namens der Heiligen unter gewöhnlichen Umständen für den Fischer lediglich Gefühlswert hätte, hier dient sie rein der Begriffsbestimmung. Einige weitere Beispiele mögen das erläutern. Sage ich: „Weihnachten naht, das Fest des Friedens und der Freude", oder „Mein Freund hat mir zu Weihnachten dies Buch geschenkt", so denkt wohl niemand an den 25. bzw. 24. Dezember; sage ich aber „ich brauche das Buch selbst, doch bis Weihnachten will ich dir's leihen", oder „Neujahr hab ich ihn zum letztenmal gesehen", so sind das reine Zeitbestimmungen. Für manche Deutsche ist Martini der Tag, an dem die brave Gans im Ofen schmort; in meinem Heimatsdorf ist es der Tag des Jahrmarktes, anderwärts im Frankenlande der des Wohnungs- und des Dienstbotenwechsels; aber für viele ist der Tag doch auch daneben, wenn nicht in erster Linie und gerade deswegen, der 11. November. Durch fortgesetzten, sagen] wir ruhig, gedankenlosen Wortgebrauch[2]) hat sich die Bezeichnung dem bezeichneten Objekt angeglichen und hat den ihr ursprünglich etwa innewohnenden Gefühlswert an den intellektuellen Bedeutungsgehalt verloren. Wenn zweitens auch, wie Bockisch richtig beobachtet, viele reichsdeutschen Katholiken Simons und Judä nicht datieren können, so beweist das nichts für die katholischen Hochalemannen, bei denen zahlreiche ähnliche Zeitangaben noch heute gäng und gäbe sind; ich finde Simons und Judä mehrfach z. B. bei Heinrich Hansjakob belegt. Drittens begegnete diese Bezeichnungsweise dem Dichter sehr häufig bei Tschudi — es sei beispielsweise daran erinnert, daß die Rütliversammlung am Mittwoch vor Martini, die Übertretung des Hutgebotes am Sonntag nach Othmari stattfindet —, und Schiller bediente sich ihrer, um die kulturgeschichtliche Stimmung und die Lokalfarbe zu verstärken. Viertens aber, und das ist das Entscheidende, warum hätte Schiller, wenn er nicht gerade dieses Datum als den Anfang des Schauspiels angesehen wissen wollte, einen

1) Ich gestehe, daß mir der Sinn von Anm. 2, a. a. O., S. 197, nicht klar ist.

2) Ich verweise auf die geistvollen Ausführungen in dem schönen Buche Karl Otto Erdmanns, Die Bedeutung des Wortes, Leipzig 1900.

sonst auf den Mittsommer angesetzten Aberglauben auf Simons und Judä übertragen?[1]) Beruhigen wir uns also bei dem herkömmlichen 28. Oktober.

Die übrigen Szenen des ersten Aufzuges dürfen alle auf die späteren Stunden desselben Tages angesetzt werden. Nur Pfeifers Bemerkung „Viel Dank! Muß heute Gersau noch erreichen", stimmt dazu nicht, da ja Gersau viel näher liegt als Altorf. Doch könnte Pfeifer ja auch langsam reisen und sich unterwegs aufhalten wollen.

Allgemein scheint man anzunehmen, die Unterredung zwischen Attinghausen und Rudenz finde am Morgen vor der Rütliversammlung statt. Ein Grund hierfür liegt nicht vor; es spukt zwar noch ein alter Aberglaube, die Ereignisse eines Aktes müßten sich alle an einem Tage abspielen — ein würdiges Gegenstück zu der alten französischen Auffassung von der Einheit der Zeit für das ganze Drama —; aber damit kommen wir hier nicht einmal aus, denn die ersten Schweizer erreichen das Rütli um zwei Uhr morgens. Oder beginnt im Drama, der grauen Theorie zu Gefallen, der Tag, zu vierundzwanzig Stunden gerechnet, zu beliebiger Zeit? In unserer Szene selbst ist nichts, was die Annahme einer besonderen Zeit nötig machte; man vergesse auch nicht, daß sie ursprünglich ihren Platz im ersten Aufzug hatte. Sie findet an einem beliebigen Morgen zwischen dem 28. Oktober und der Rütliversammlung statt.

Für diese ist durch die Chronik die Nacht vom 7. zum 8. November gegeben. Wenn Bockisch (S. 197) meint, für die Zuschauer, die bei der Vorstellung Simons und Judä gleich datieren können, bleibe nur die durchaus natürliche Annahme übrig, daß die Vorbereitungen zur Versammlung auf dem Rütli sich bis tief in den Dezember hinein ausdehnen, so ist das durchaus willkürlich, oder er überschätzt die Entfernungen in Obwalden, wo allein Melchtal wirkt; denn in Nidwalden wirbt Baumgarten für den Bund. Obwalden umfaßt selbst heute nur etwa 475 Quadratkilometer, der durchschnittliche Durchmesser beträgt also kaum 22 Kilometer, und in zehn Tagen läßt sich da bei Melchtals genauer Ortskenntnis und fieberhafter Tätigkeit viel leisten.

Schwieriger ist die Datierung der Ereignisse vom Apfelschuß an. Tschudi legt diesen auf den 19. November 1307; dies ist jedoch insofern unrichtig, als der betreffende Tag, ein Montag, 1307 der 20. November gewesen sein muß.[2])

1) Hier hat sich ein Kritikus brav zu helfen gewußt: Schiller habe unter Judas irrtümlicherweise den Judas Ischariot verstanden, daher diesen Tag angesetzt. Ein wunderlicher Heiliger, der Judas Ischariot! Betrübend ist nur die Geschmacklosigkeit, Schiller solch einen Irrtum zuzutrauen.

2) Selbst auf die Gefahr hin, von Bockisch ausgelacht zu werden, gebe ich hier für die einzelnen Ereignisse die Wochentage: Erster Akt, Samstag, der 28. Oktober 1307; Rütliversammlung, Mittwoch, der 8. November; Apfelschuß, Montag, der 20., und letzter Akt, Mittwoch, der 22. November.

Dies Datum wollen wir auch im folgenden festhalten. Szene 1 und 2 des vierten Aufzugs finden noch am selben Nachmittag statt. Für die Bestimmung der späteren Begebenheiten ist vor allem Melchtals Ausspruch (2876) wichtig: „Den Roßberg hatt' ich nachts zuvor erstiegen", womit bei gewöhnlichem Sprachgebrauch nicht die der Aussage unmittelbar vorhergehende Nacht gemeint sein kann. Ungezwungen ergäbe sich diese Zeitfolge: Einnahme Roßbergs, 20./21. November; Einnahme Sarnens und Geßlers Tod, 21. November; Zerstörung des Zwing Uri, Tells Heimkehr und Huldigung der Eidgenossen, 22. November. Offenbar hat der Dichter die Entfernung zwischen der Tellsplatte und der Hohlen Gasse — fünf Wegstunden, bei schlechten Wegen (2689/91 „Die Wasser sind ausgetreten von dem großen Regen, und alle Brücken hat der Strom zerrissen") nicht an einem Spätherbstnachmittag zurückzulegen — beträchtlich verringert und läßt den Vogt noch am Tage des Apfelschusses den Lohn seiner Taten finden (auch bei Tschudi geschieht das, aber da findet der Apfelschuß morgens statt); dies scheint mit Sicherheit aus 2656 („Diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Küßnacht"), 2688/89 („Der Landvogt wird noch heut von dort erwartet" — „Den Vogt erwartet heut nicht mehr") und 2702 („Ihr wart zu Schiff in dem gewalt'gen Sturm?") hervorzugehen. Unklar ist dann nur, warum Schiller Tell nicht gleich am nächsten Tage zurückkehren läßt; dies anzunehmen verbietet V. 3088 („Heut kommt der Vater") im Verein mit Melchtals oben angeführter Aussage.

Man nenne es meinetwegen kleinlich, dem Dichter alle diese Dinge nachzurechnen. Es geschieht aber nicht, um ihm einen Vorwurf daraus zu machen — obwohl gerade er durch die Genauigkeit in fast all seinen anderen Dramen uns an hohe Ansprüche gewöhnt hat und man auch billig erwarten darf, daß die Zeitangaben, wenn auch nicht mit Geschichte oder Überlieferung, so doch untereinander stimmen —, sondern es soll hier nur gezeigt werden, wie wenig begründet die Sicherheit ist, womit die eingangs erwähnten Angaben vorgetragen werden. — Daran, daß der Dichter sich nicht streng an die angenommene späte Jahreszeit hält, stoßen sich die Zuschauer schwerlich. Recht belustigend ist es also, wenn der Theaterdirektor der Anekdote die Knechte Attinghausens statt der vorgeschriebenen Rechen und Sensen mit Dreschflegeln ausstaffiert, um den Schiller zu verbessern.

Beängstigend rasch folgen sich die Ereignisse im fünften Akt. Die Kunde von Albrechts Ermordung kommt durch Johannes Müller auf einem beträchtlichen Umweg von Schaffhausen; da die Entfernung von Bruck über Schaffhausen bis Altorf in der Luftlinie über hundertfünfzig Kilometer beträgt, müßte Albrecht schon vor Geßler gefallen sein. Das wäre jedoch nicht das Schlimmste. Aber schon ist auch Agnes, mit des Bannes Fluch bewaffnet (vielleicht gar von Ungarn aus?), zur Verfolgung der Mörder

unterwegs; ja, schon haben sich die Kurfürsten auf den Grafen von Luxemburg als Albrechts Nachfolger geeinigt. Hier ist der Dichter in dem Bestreben, uns über die Zukunft der Schweizer zu beruhigen, entschieden zu weit gegangen. Gaudig (S. 471) bedauert es mit gutem Grunde, daß wir die Versicherung einer glücklichen Zukunft aus dem Tode des Kaisers schöpfen müssen anstatt aus der ruhigen Festigkeit des Volkes angesichts einer drohenden Gefahr. Noch bedauerlicher ist darum die geradezu nervöse Hast des Dichters in der Darstellung der Begebenheiten; und die Schauspielleitungen, die die Nachricht von Albrechts Tod ausscheiden, womit natürlich auch die Parricidaszene wegfällt, handeln entschieden im Interesse der Dichtung.

IV. Zur Charakteristik.

„Die Rolle des Tell", so schreibt Schiller an den Breslauer Schauspieler Schwarz, „erklärt sich selbst: eine edle Simplizität, eine ruhige, gehaltene Kraft ist der Charakter; mithin wenige, aber bedeutende Gestikulation, ein gelassenes Spiel, Nachdruck ohne Heftigkeit, durchaus eine edle, schlichte Manneswürde." Dem Zuschauer seinen Helden in seiner ganzen edeln Einfalt und schlichten Größe vorzuführen, konnte der Dichter keine bessere Gelegenheit finden als die Eröffnungsszene, der sich die erste Szene des dritten Aufzugs und der Eingang der Apfelschußszene zur Erläuterung der menschlich liebenswürdigen Eigenschaften des Charakters würdig angliedern, während dazwischen sein Gespräch mit Stauffacher die nötige Ergänzung des Bildes nach einer anderen Richtung bietet. Freudig vernehmen wir sein Lob aus dem Munde Ruodis, ein Lob, das um so schwerer wiegt, als sich der Fischer eben einen tadelnden Vergleich mit Tell hat gefallen lassen müssen: „Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge" (164); und von dieser Überzeugung erfüllt, erwarten wir gespannt und beruhigt zugleich sein weiteres Auftreten. Gegenüber der Weigerung Ruodis: „Ich hab' auch ein Leben zu verlieren, hab' Weib und Kind daheim wie er" (114/15), erhält das Herrliche der Handlungsweise des Mannes, der tut, was er nicht lassen kann, die schönste Beleuchtung aus seiner eigenen Verteidigung der Tat gegen den Vorwurf Hedwigs: „Lieb Weib, ich dacht' an euch; drum rettet' ich den Vater seinen Kindern" (1529/30). Seinem Gespräch mit Stauffacher entnehmen wir, daß Tell, der bei allem Bewußtsein seiner außergewöhnlichen Kraft den Frieden liebt und jedem Zusammenstoß mit der übermütigen herrschenden Gewalt aus dem Wege gehen möchte, die Rettungstat vollbracht hat, um einem bedrängten Mitmenschen, nicht aber einem politischen Flüchtling zu helfen; die Frage, ob er bei geringerer Berechtigung von Baumgartens Tat wohl ebenso gehandelt hätte, drängt sich dem unbefangenen Zuschauer nicht auf und kann hier offengelassen

werden. Noch eins ersehen wir aus seiner Unterredung mit Stauffacher: einen großen Mangel an Menschenkenntnis und einen unerschütterlichen Optimismus, der uns schon hier für ihn besorgt macht; nachdem in III, 1 sein Bericht von der Begegnung mit dem Vogt diesen Eindruck verstärkt hat, sehen wir mit Hedwig der Möglichkeit eines nochmaligen Zusammentreffens mit Geßler voll banger Furcht entgegen. Ganz unbegreiflich erscheint uns Tells Optimismus, wenn sich uns bei Stauffachers Bericht von der Blendung des alten Heinrich an der Halden der Gedanke aufdrängt, daß Tell davon doch wohl auch schon durch Baumgarten gehört haben müsse; und übrigens bietet zu seinem beruhigenden Ausspruch „Die Schlange sticht nicht ungereizt" (430) seine frühere, tatsächlich viel berechtigtere Äußerung „Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen" (143) einen unvereinbaren Gegensatz. Dies Versehen, denn mit einem solchen haben wir es hier wieder zu tun, abgerechnet, stellt sich Tells Charakter jedoch bis zur Apfelschußszene als völlig aus einem Gusse dar. Zu III, 1 wäre noch zu bemerken, daß Tell bezeichnenderweise erst jetzt, wenn es auch noch „nicht lange her" ist, seiner Gattin von der verhängnisvollen Begegnung mit Geßler im Gebirge erzählt; nicht als ob er ihr die Mitteilung vorenthalten hätte, um ihr Sorge zu ersparen (wie Stauffacher seinen Kummer über des Landvogts böse Worte lange für sich behält), denn er betrachtet ja gerade Geßlers klägliche Haltung als Bürgschaft dafür, daß er ihn künftighin nicht wieder behelligen werde; außerdem gewinnen wir aus dieser Szene den Eindruck, daß Hedwig über Baumgartens Rettung von Tell selbst nichts erfahren hat, wobei es gleichgültig bleibt, ob wir es hier mit einer ersten Aussprache über die Angelegenheit zu tun haben[1]) oder mit erneuerten Vorwürfen Hedwigs gegen Tell, was nicht ausgeschlossen ist.

Wenden wir uns nun zur Apfelschußszene. Hier sei die Vorbemerkung gestattet, daß Schillers Tell eine viel sympathischere Persönlichkeit ist als Tschudis redlich frommer Landmann, der etlichemal an dem aufgehängten Hut vorbeistolziert und sich nachher mit der billigen Ausrede herauszuziehen sucht, es sei von ungefähr geschehen, während sich sein Tun dem Leser sicherlich als reiner Mutwille darstellen muß.[2]) Warum aber verletzt Schillers Tell das Hutgebot? Nicht aus Absicht; er selbst erklärt, es nicht aus Verachtung Geßlers getan zu haben. Aber noch weniger aus Unwissenheit, wie Düntzer (S. 244) mit sichtlich falscher Auslegung des

1) So Düntzer, Schillers Wilhelm Tell, 5. Auflage, Leipzig 1892, S. 234; Gaudig, a. a. O., S. 427.

2) Beiläufig sei auch darauf hingewiesen, daß bei Schiller wie auch in Goethes geplantem Epos Tell von Beruf Jäger ist, bei Tschudi er aber auch einen anderen Beruf haben und die Schützenkunst lediglich als Sport betreiben kann.

Wortes Unbedacht behauptet.[1]) Dies erhellt ſchon aus Tells Worten bei der Verhaftungsſzene, die man unerklärlicherweiſe bei der Erörterung unſerer Frage meines Wiſſens noch nie beachtet hat, und die doch eine überraſchend einfache Antwort geben. Als Frießhardt ihn wegen Verletzung des Mandats auffordert, ihm zu folgen, und Leuthold erklärend beifügt, er habe dem Hute keine Reverenz bewieſen, antwortet Tell: „Freund, laß mich gehen“ (1822). So ſpricht in ſeiner Lage keiner, dem in dieſem Augenblicke das Gebot und die angedrohte Strafe nicht völlig klar ſind. Ebenſo gewiß aber weiß Tell im erſten Augenblicke, als Frießhardt ihm die Pike vorhält, nicht, worum es ſich handelt; denn er fragt: „Was wollt ihr? Warum haltet ihr mich auf?“ (1819)[2]), und erſt die genannte Erklärung der Söldner ruft ihm das Gebot, das er ganz vergeſſen hatte, wieder ins Gedächtnis. Dies muß man feſthalten, um V. 1817, „Was kümmert uns der Hut? Komm, laß uns gehen!“ — Tells Antwort auf ſeines Knaben verwunderten Ausruf — richtig zu verſtehen. Die Erklärer ſcheinen meiſtens anzunehmen, Tell ſei ſich bei ſeiner Antwort an Walter über das Hutgebot klar, aber er wolle abſichtlich trotzen (was dem „aus Unbedacht“ gänzlich widerſpräche), oder es ſorglos nicht beachten oder im Gefühle ſeiner Kraft laſſe er es darauf ankommen, ob man ihn anhalten werde, u. dgl. m.[3]) Weſentlich anders und ſicherlich richtiger urteilt Gaudig (S. 435): „Um das Pſychologiſche des Vorganges zu verſtehen, bedenke man das Träumeriſche, Sinnende in Tells Geiſtesart; ſein Geiſt ſpinnt offenbar das Geſprächsthema noch weiter fort, ſo daß die Antwort auf den Ausruf ſeines Sohnes den Charakter einer mechaniſchen Abwehr trägt und Aſſoziationsvorſtellungen, die ſich mit der Vorſtellung des aufgeſteckten Hutes bei einem nicht präokkupierten Geiſte einſtellen müßten, nicht ins Bewußtſein hebt.“ Daß Tell hier geiſtesabweſend iſt und an das Hutgebot nicht denkt, ſcheint mir durchaus unzweifelhaft; ebenſo unnötig aber dünkt mich wie Damköhler die Annahme einer träumeriſchen, ſinnenden Geiſtesanlage Tells, denn nirgends im Drama zeigt ſich davon eine Spur. Geßlers Worte „Man ſagte mir, daß du ein Träumer ſeiſt und dich entfernſt von andrer Menſchen Weiſe“ (1905/6), denen zuliebe Gaudig dieſen Charakterzug Tells anzunehmen ſcheint, lege ich mir ganz anders aus: Geßler hat ſich insgeheim über Tell, den er haßt, eingehend erkundigt, und jemand, der des Vogtes böſe Abſichten durchſchaut und Tell zu ſchützen verſucht, hat ihm die Auskunft gegeben: „Das

1) Am ausführlichſten erörtert die Frage Damköhler, a. a. O., S. 678.

2) Wer etwa meinte, Tell wiſſe hier, worum es ſich handle, müßte ihn der Heuchelei zeihen.

3) Vgl. Damköhler, S. 685.

ist ein ganz harmloser Bursch, ein Träumer, dem auf seinen eigenen Wegen am wohlsten ist."[1]) Und Tells Geistesabwesenheit in diesem Augenblick erkläre ich mir einfacher als Gaudig. Tell ist mit Walter vom Hintergrunde auf der der Stange entgegengesetzten Seite bis zur Mitte der Bühne gekommen und während des Gespräches da stehen geblieben. Wie sie weitergehen wollen, wenden sie sich zur Seite, und da bemerkt der Knabe erstaunt den Hut, der weiter in der Tiefe aufgepflanzt ist. Dem Vater hat aber das Gespräch mit Walter schon lange genug gedauert, und um hier nicht länger aufgehalten zu werden, mahnt er seinen Sohn, nun endlich weiterzugehen; ich höre aus Tells Worten den Ton leichter Ungeduld.

Wie Tell den Befehl des Vogtes, den er selbst hat verkündigen hören, so ganz vergessen konnte, hat Damköhler schön ausgeführt: das Gebot war leicht zu umgehen und darum, wenn auch unbequem, so doch nicht sonderlich drückend; mehrere Wochen waren ohne Verhaftungen verstrichen; und Hedwig, die ängstliche Hedwig, hat ihren Gatten vor seinem Gange nach Altorf nicht daran erinnert. Fügen wir hinzu, daß selbst Fürst, gemäß seinem verwunderten Ausruf „Und darum soll er ins Gefängnis?" (1837) ganz vergessen hat, welche Strafe dem Übertreter droht.

Im weiteren Verlauf der Szene ist sich Tell seiner Schuld vollauf bewußt, und deswegen widersetzt er sich auch nicht seiner Verhaftung; nur den Vorwurf des Verrats weist er mit gerechtem Zorne zurück. Auch dem Vogte gesteht Tell unumwunden seine Schuld; schon seine Bitte um Verzeihung schlösse ein Bekenntnis ein. Eins an Tells Antwort will mir nicht gefallen, nämlich sein Versprechen, es solle nicht mehr begegnen. Gelobt sich Tell damit innerlich, den Ort für alle Zukunft zu meiden, so ist er im Widerspruch mit der Aussage von seiner Unbesonnenheit nur zu besonnen. Soll es aber heißen, er werde künftighin nach Vorschrift vor dem Hute katzbuckeln, so fällt uns ein, daß in I, 3 die Gesellen einmütig erklärt haben, kein Ehrenmann werde sich der Schmach bequemen.[2]) Tells Rede ist fast wörtlich aus Tschudi übernommen, zu dessen Darstellung sie insofern stimmt, als die Eidgenossen nach Tells Gefangennahme sehr ungehalten sind, daß Tell dem ungebührlichen Gebote des Vogtes nicht noch diesmal gehorsam gewesen ist, „bis zur Zeit ihres gemeinsamen Anschlags". Zu dem Bilde aber, das sich der moderne Zuschauer soweit von Schillers

1) Düntzer (S. 253) betrachtet Träumer als gleichbedeutend mit Sonderling. Selbst angenommen, die beiden Wörter wären gleichbedeutend, so wäre damit für eine Erklärung, wie Geßler zu dieser Ansicht komme, noch nichts gewonnen.

2) Daß Tell, fest entschlossen, den Vogt nicht zu reizen, das Hutgebot befolgt hätte, wenn es ihm in den Sinn gekommen wäre (so Gaudig, S. 437), kann ich nicht glauben. Tell hätte dann wissentlich schuldig werden müssen.

Tell gemacht hat und noch weiter machen möchte, paßt das Grüßen des Hutes, das wir ohne geschichtliche Spezialkenntnisse gar nicht verstehen[1]), in keiner Weise; und Schiller hätte diesen Teil der Rede besser fallen lassen.

Zu Bergen von Erklärungen hat die unmittelbar voraufgehende Zeile „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell" (1873) Anlaß gegeben. Der Name des Helden hat bis jetzt noch allen etymologischen Deutungsversuchen getrotzt; und eine wortgeschichtliche Bestimmung läßt sich aus der Stelle bei Tschudi („Wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell") und Etterlin („Were ich witzig, so hiesse ich anders dann der Tell") überhaupt nicht ableiten, ebensowenig aus der Ausdrucksweise des Urner Spiels: „Wer ich vernünfftig, witzig vnd schnell, so were ich nit genannt der Thell", obwohl ja das Wort alle drei Bedeutungen in sich vereinigen könnte. Entscheidend ist der Umstand, daß in der Sprache jener Zeit weder die Form Tell noch eine ähnliche mit der Bedeutung „unverständig", „toll" vorkommt; und wenn man dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein Gefühl für die keineswegs nachweisbare Zusammengehörigkeit des isolierten Namens Tell mit talen = „kindisch reden, kindisch tun" zutraut, so mutet man damit auch einer vorschnell urteilenden Volksetymologie ein erkleckliches Stück zu. Nun darf man freilich die Möglichkeit nicht leugnen, daß Tell ursprünglich „der Unverständige, der Simpel" bedeutet habe und mit dieser Bedeutung, da Familiennamen ja vielfach aus Spitznamen entstanden, in der Erzählung vom Apfelschuß überliefert worden sei. So könnte sich Tell also mit seinem Familiennamen zu decken suchen, ob er nun der erste Träger des Namens ist, oder ob schon seine Vorväter als unbesonnen bekannt waren; etwa wie ein Dümmling seine Streiche als ihm mit dem Namen in die Wiege gelegt entschuldigen möchte. Zu dieser Erklärung hat man ja auch schon gegriffen; im zweiten der genannten Fälle aber ist sie unnötig, da Tell seinen Vorfahren auch ohne etymologische Kenntnisse Unbesonnenheit nachsagen kann.[2]) An unserer Stelle bei Schiller spricht aber

1) Zur Erklärung sei verwiesen auf die hochinteressante, tief eindringende Schrift August Bernoullis, „Die Sagen von Tell und Stauffacher. Eine kritische Untersuchung (Basel 1899)", die leider noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt ist. Meine eigenen Ansichten über die Sage und ihr Verhältnis zur Geschichte gedenke ich in einem späteren Aufsatz niederzulegen.

2) Ein Fall, der mir aus einem süddeutschen Dorfe bekannt ist, dürfte einiges Licht auf unsere Frage werfen. Die Mitglieder einer Familie des Namens Kunz waren sämtlich weit und breit als starke Trinker bekannt, bis auf einen Sohn, der ganz anders geartet schien. Als dieser eines Tages das Versäumte mit Glanz nachholte, kommentierte man im Dorfe allgemein: „Wenn er kein Lump wäre, so hieße er nicht Kunz." Passierte es ihm, durch ein Volksstück es zu mehr als lokaler Berühmtheit zu bringen und gar nach Jahrhunderten von einem großen Dichter genannt zu werden, so könnte man auch brav etymologisieren: ergo Kunz = Trunkenbold.

noch ein Grund gegen die übliche Erklärung. Wenn Tell, selbst hier, wo er den Ernst seiner Lage noch nicht kennt und mit einer halb scherzhaften Wendung die Sache gütlich beilegen zu können hofft, Nachdruck auf die etymologische Bedeutung seines Namens legt, so ist er wiederum sehr besonnen und widerspricht sich selbst. Darum weg mit der schablonenhaften Erklärung aus den Kommentaren! Was Tell sagen will, ist, er wäre nicht er selbst, wenn er besonnen wäre; mit anderen Worten, er erkennt die Unbesonnenheit als einen Zug seines Charakters.[1])]

Stimmt nun diese Unbesonnenheit zu Tells Charakter, wie wir ihn soweit kennen? Die Verse 1510—12 „Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen, — — der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not" bilden einen Gegensatz dazu; aber nur einen scheinbaren, denn im vorliegenden Falle haben ihn ganz besondere Umstände, das begreifliche Vergessen des Hutgebotes und das lebhafte Gespräch mit Walter, am frischen Umherspähen gehindert. Aber überall sonst zeigt sich Tell als ein Mann, der handelt, ohne sich viel zu besinnen und zu überlegen; gleich seine erste Tat, Baumgartens Rettung, die Hedwig eine Versuchung Gottes nennt, führt er ohne langes Besinnen aus; und zweimal schon hat er sich ähnlich ausgesprochen, einmal gegen Stauffacher: „Ich kann nicht lange prüfen oder wählen" (444), und dann gegen Hedwig: „Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten" (1533). Aus dem Zusammenhange geht klar hervor, daß Tells „aus Unbedacht" (1871) seinem Mangel an Besonnenheit gleichzusetzen ist. Daß er aber an das Hutgebot, das er kennt, nicht gedacht hat, ist seine tragische Verschuldung; tragische Ironie ist es, daß das gerade ihm, dem Friedfertigen, widerfahren muß. Seine Schuld ist nicht, wie Damköhler meint, die, daß er, vor die Wahl gestellt, zu grüßen oder das Mandat zu verletzen, unbesonnen das letztere tut — wie oben bei der Besprechung der Verhaftungsszene gezeigt worden ist, kann von einer Wahl gar nicht die Rede sein —, sondern lediglich der Umstand, daß er an das Hutgebot nicht gedacht hat; so unbedeutend dies scheint, es hätte sich vermeiden lassen, und gerade Tell, der um jeden Preis dem Gewalthaber ausweichen wollte, durfte so etwas nicht vergessen. Daß der Verletzung des Befehls, weil der Übertreter nicht daran dachte, ohne weiteres die Strafe folgen würde, wissen wir aus Frießhardts Bericht von seiner vereitelten Hoffnung, einen guten Fang zu tun, als von den Altorfern auf dem Heimweg vom Rathaus keiner daran dachte, den Hut zu grüßen. Völlige Unkenntnis des Gebotes würde noch keine tragische Schuld ergeben; und solche würde auch ein Geßler bei aller Bosheit seiner Seele nicht so zu strafen wagen.

1) Erfreulicherweise begegne ich dieser ungekünstelten Auffassung auch bei Walzel, S. 365 und XXIX/XXX.

Anders stellt sich Tells tragische Schuld in der Auffassung Kallsens dar[1]): „Als die Verschworenen ihn zum Beitritt aufforderten, pochte Tell in seinem hochgesteigerten Selbstgefühl auf die eigene Kraft; aber er durfte sich nicht absondern, wo es das Wohl des Allgemeinen galt. Das ist — wenn wir in diesem eigentümlichen Drama von einer tragischen Schuld sprechen können — die Schuld, die er bald in fürchterlicher Weise büßen soll. In jenem bangen Moment, wo er, allein auf sich angewiesen, in Altorf die schreckliche Aufgabe ausführen muß, rächt sich an ihm das Wort, das er noch vor kurzem an derselben Stelle zu Stauffacher sprach: „Der Starke ist am mächtigsten allein." Nun steht er allein, als der Frevel sich an ihm vollzieht, und er fühlt die Ohnmacht der Vereinsamung; aber dieser Frevel macht ihn auch zum Bundesgenossen seines Volkes und gewinnt ihn für die Sache des Vaterlandes." Wenn dem nur so wäre! Tell bleibt dem Bunde fern, nicht im Gefühl seiner eigenen Kraft, sondern im Gefühl seiner Schwäche beim Raten und Planen; seine Hilfe bei bestimmter Tat verspricht er Stauffacher ausdrücklich. So macht ihn auch nicht Geßlers grausames Gebot zum Bundesgenossen seines Volkes. Und angenommen, Tell wäre Mitglied des Rütlibundes, was würde ihm das in dieser Szene nützen? würden dann die Verschwörer jetzt, hier für ihn losschlagen? könnten sie es? würden sie es nicht, Melchtal voran, ohnehin tun, wenn sie nur Waffen hätten? Oder hätte Tell als Bundesmitglied den Hut gemieden? aber hätte er das nicht selbst noch viel sorgfältiger getan, wenn er nur daran gedacht hätte? und haben es denn die Altorfer getan, die um ein Haar Frießhardt zur Beute gefallen wären?

(Schluß folgt.)

Überflüssige Verneinung.

Von Dr. **J. Ernst Wülfing** in Bonn.

Hoffmann sagt in dieser Zeitschrift XVII, 316/17, Lessing habe mit dem bekannten „nicht ohne Mißfallen" in der „Emilia Galotti" offenbar selbst einen Fehler gemacht, so werde jetzt wohl allgemein angenommen; und daß er so habe schreiben können, der Fehler aber so lange unerkannt geblieben sei, erkläre sich daraus, „daß wir bei einer Häufung von Verneinungen unbewußt aus dem Zusammenhange den richtigen Sinn entnehmen, ohne auf die eigentliche Bedeutung der Worte zu achten". So erklärt er nun auch eine zweite Stelle aus der „Emilia", die gleichfalls bisher übersehen worden ist, während sie wohl stets richtig — trotz ihrer

1) Klassische deutsche Dichtungen II, Gotha 1884, S. 16.

Unrichtigkeit — verstanden wurde, nämlich die Bühnenanweisung im 6. Auftritt des 4. Aufzugs: „sie bei der Hand nicht unsanft ergreifend", was ganz offenbar entweder „nicht sanft" oder „unsanft" heißen muß, weil sonst das folgende „Nur gemach!" der Gräfin keinen Sinn gibt.[1])

Eine weitere Bestätigung dieser Auffassung mögen die folgenden Beispiele geben, die ich gesammelt habe, seit ich 1888 die These verteidigte, daß „dieser Fehler häufiger vorkomme und häufiger übersehen werde, als man annehmen sollte"; ob der eine oder der andere dieser Belege etwa schon von Heräus an dem von Hoffmann angegebenen Orte beigebracht worden ist, ist mir unbekannt, weil mir der Band der „Jahrbücher" unzugänglich blieb.

1884 hat in den „Grenzboten" (S. 253) ein — soviel ich weiß, ungenannter — Verfasser unsere Frage behandelt, auf die die breitere Öffentlichkeit ja erst durch einen Aufsatz von Gymnasiallehrer Limpert aus Lindau in der „Frankfurter Zeitung" aufmerksam geworden war; Limpert hatte gesagt, der Fehler klinge beim flüchtigen Lesen doch so richtig und einleuchtend, daß er länger als 100 Jahre nicht entdeckt, wenigstens nicht aufgestochen worden sei. In Nr. 14 der „Gegenwart" habe sich Dr. Theodor Maurer bemüht nachzuweisen, daß Lessing sich nicht verschrieben habe; der Satz sei vielmehr nur um ein „nicht" zu kurz gekommen, mit dem er aber unerträglich geworden sein würde. Es sei fraglich, ob Maurer durch diesen gekünstelten Erklärungsversuch jemand überzeuge. Lessing habe aus Versehen — und weshalb sollte er sich nicht versehen! — eine doppelte Litotes geschrieben, wo der Gedanke eine einfache verlangt. Ihm war auf der Zunge „nicht ohne", aber auch „nicht Miß-", und unwillkürlich flossen ihm beide zusammen.[2]) — Weiter heiße es in der Vorrede zu dem kürzlich erschienenen „Heinrich von Braunschweig" von Heinemann (Gotha, 1882): „Der Kundige wird in der Detailuntersuchung manche selbständige Ansicht des Verfassers nicht unschwer erkennen"; der Verfasser wollte schreiben „nicht schwer", oder aber „unschwer"; er schrieb aber beides zugleich. —

1) Allerdings hat jetzt Sulzbach (Zeitschrift XIX, 133/34) glaubhaft nachgewiesen, daß doch das „nicht unsanft" Sinn haben kann, und sogar wohl mit Absicht gesetzt ist.

2) Auch Blümner, „Zum schweizerischen Schriftdeutsch" (Zürich 1892, S. 53/54), „nimmt ein Versehen Lessings an, das später unbemerkt blieb"; und P. Theodor Bohner nennt es in seiner Arbeit „Die Negation bei Goethe" (Beiheft zum 6. Bd. der Zeitschrift für deutsche Wortforschung S. 156) sehr bezeichnend eine „Überstürzung der Negation", wie sie bei Goethe nicht vorkomme. Er führt übrigens die Lessingsche Stelle in der Form „nicht ohne Widerwillen" an. Ist das nur ein Gedächtnis-Versehen? Oder hat etwa Lessing tatsächlich zuerst so geschrieben, später aber erst zu „nicht ohne Mißfallen" geändert? Das wäre besonders lehrreich, weil es zeigte, daß Lessing selbst das Versehen oder die Überstürzung bei der Durchsicht und Änderung gar nicht gemerkt hätte.

Die Litotes werde mit Vorliebe von solchen angewendet, die sich gerne geziert ausdrücken; wo aber Ziererei, sei auch Gefahr des Strauchelns. Das einfältige „sich nicht entblöden" statt „sich entblöden", „entnüchtert werden" statt „ernüchtert werden" seien auch solche Fehler. Der „Grenzbote" schließt: „'Gewählt' ist es auch angeblich zu sagen 'B gefällt mir weniger als A' statt 'A gefällt mir mehr als B'. Auch dabei kann man leicht Unglück haben." Auch hierfür wird ein Beispiel angeführt.

Auf S. 463 desselben Jahrganges der „Grenzboten" antwortete darauf Dr. Stürenburg aus Leipzig, er sei schon in den sechziger Jahren darauf aufmerksam gemacht worden und habe die Stelle öfter besprochen gefunden. In einer dieser Besprechungen sei auch angeführt worden: Schiller an Goethe 23. 11. 1795: „Da man sich nie bedacht hat, die Meinung über meine Fehler zu unterdrücken", wozu die Schriftleitung aber bemerkt: „Damit verhält es sich allerdings etwas anders, da 'sich bedenken' durchaus nicht nur 'Bedenken tragen' ist; s. Grimm I. 1223." Auch ein „nicht unschwer" aus Mösers „Patriotischen Phantasien" wird hier beigebracht.

Tatsächlich ist ja nun an der berühmten Stelle in der „Emilia", auf die übrigens fast gleichzeitig (1884) auch Dr. Firson in Lund im 72. Bande von Herrigs Archiv (S. 236) kurz hinwies, die Verneinung sogar dreifach, denn eine dritte liegt ja eben in der Vorsilbe „Miß-". Solche falsch angewendete dreifache Verneinung gebrauchte auch nach den Zeitungsberichten der Abgeordnete von Vollmar in der Reichstagssitzung vom 15. 1. 1901, wenn er sagte: „Wenn in dieser Sache nichts weiter getan wird, so ist das die Schuld des Reichstages, und die Herren des Zentrums sind nicht weniger unschuldig daran." Offenbar wollte der Redner sagen: „sind nicht weniger schuldig daran", oder: „sind ebensowenig unschuldig daran." — Dieses „nicht weniger" und z. B. „nichts weniger als" gehören ja überhaupt mit zu den Wendungen, die man fast nie auf den ersten Blick genau verstehen kann. Wer z. B. versteht, ohne zu überlegen, den Satz „Eine Reise nach Ägypten ist nichts weniger als wahrscheinlich"? Die meisten Menschen, die man nach dem Sinne solcher Verbindungen fragt, grübeln — ich möchte sagen: rechnen — erst gründlich nach, ehe sie den Sinn richtig wiedergeben. Anders mit jener „Emilia"-Stelle und ähnlichen, wo man von vornherein trotz der falschen Form den richtigen Sinn herauslieſt oder -hört.

So aber war es z. B., für den Kenner der Verhältnisse wenigstens, auch mit folgendem Satze eines Bonner Blattes: „Es war eine Leistung von nicht ungewöhnlicher Begabung", wie es einmal mit falschem und überflüssigem „nicht" in einer Besprechung hieß, wo man aber doch — wie bei Lessing — den richtigen Sinn sofort herauslas, weil man den trefflichen Schauspieler eben

kannte, von dem die Rede war. Was jedoch soll man aus einem Satze machen wie: „Die Zahl der Verletzten ist aber nicht ungewöhnlich groß.“ Liegt der Ton hier auf „nicht“, und soll es heißen „ist nicht sehr groß“? Oder ist das „nicht“ nur falsch eingedrungen, und soll es heißen „ist sehr groß“? Kein Unbeteiligter also vermag das Rätsel dieser Nachricht zu lösen.

Eine weitere dreifache Verneinung und ein ganz ähnliches Mißverständnis wie bei Lessing liegt an folgender Stelle aus Frankls „Nach Jerusalem“ (1, 108) vor, die Keller im „Antibarbarus“ (2, S. 196) abdruckt: „Wir fuhren am 30. März des Morgens fort, nicht ohne des wärmenden Mantels entbehren zu können, wie ich denn überhaupt während meines Aufenthalts in Athen viel von kaltem Wetter und Regen zu ertragen hatte.“ Aber auch hier fühlt man von vornherein den richtigen Sinn aus dem Zusammenhange heraus.

Eine überflüssige Verneinung bei „entbehren“ findet sich auch bei Goethe einmal im „Tasso“, im 4. Auftritt des 3. Aufzuges, — eine Stelle, auf die in diesem Zusammenhange wohl noch nicht aufmerksam gemacht worden ist:

Antonio: Und von der Gunst der Frauen sagst du nichts;
Die willst du mir doch nicht entbehrlich schildern?
Leonore: Wie man es nimmt. Denn du entbehrst sie nicht,
Und leichter wäre sie dir zu entbehren,
Als sie es jenem guten Mann nicht ist.

Strehlke macht zu diesem „nicht“ in der Hempelschen Ausgabe (7, 257) die Anmerkung: „Die Hinzusetzung der Negation könnte bei Goethe ebensogut unbewußte Nachbildung des französischen Sprachgebrauchs wie unserer älteren Sprachweise sein.“[1]) Denselben Fehler macht einmal Grillparzer in seiner „Jüdin von Toledo“ (Sämtl. Werke. VII. 190):

Da die liebe Torheit ist 'ne Törin
Gefährlicher als selbst die schönste nicht.
(S. Sanders, Ztschr. f. d. Spr. VI. 143.)

Aus Lessing hat Dr. Schliack noch ein drittes Beispiel aufgedeckt und es in dieser Zeitschrift XIV, S. 644 besprochen: Dramaturgie 48 „Diderot hat nicht ganz unrecht, seine Gedanken über . . . für ebenso neu als gegründet auszugeben. Sie sind neu in Ansehung ihrer Abstraktion, aber sehr alt in Ansehung der Muster, aus welchen sie abstrahiert worden usw.“ (S. Näheres a. a. O.)

1) Bohner bringt in der genannten Arbeit (Beiheft der Zeitschrift für Wortforschung S. 190) eine ganze Reihe von Belegen aus Goethe für diese überflüssige Verneinung bei der Ungleichheit, sowie für die bei Ausrufen, Zeitwörtern des Scheuens, Verbietens und Leugnens, und spricht sich ähnlich wie Strehlke über ihre Entstehung aus. Auf S. 191 bringt er zahlreiche Goethesche Belege für die wirklich altertümlich gehäufte Verneinung (keine Lust von keiner Seite, u. ä.)

Es zeigt sich immer wieder, daß diese doppelte Verneinung etwas Verschwommenes und Unklares hat; darüber wird auch z. B. in der Schrift „Vom militärischen Stil" geklagt, aus der Auszüge in der Zeitschrift des Sprachvereins 1900 (XV. Jahrg.) veröffentlicht wurden, wo es u. a. heißt (S. 41): „Durch doppelte Verneinung wird oft die soldatische Bestimmtheit abgeschwächt. Die Haltung ist 'nicht unbefriedigend', seine Mittel sind 'nicht unerheblich'; man 'erkennt nicht unschwer' (gemeint ist: 'nicht schwer' oder 'unschwer'), daß des Grafen Laufbahn eine nicht glanzlose sein wird."

Unter den Sätzen „zur Schärfung des Sprachgefühls" brachte die Zeitschrift des Sprachvereins kürzlich folgenden (XVIII. 146. Nr. 203): „Obgleich der für den Zweck gemietete Saal 8000 Personen fassen soll, wird derselbe nicht genügen, auch nur einen Teil der Zuhörer aufnehmen zu können." Auch hier sind wieder zwei Wendungen vermischt worden: „er genügt nicht, sämtliche Zuhörer aufzunehmen" und „er kann nur einen Teil . . . aufnehmen". Ebenda wurde als ähnliches Beispiel aus der „Gartenlaube" von 1900, S. 714 angeführt: „Dicht gedrängt stand die Menge im Kreise. Die Stadtsergeanten hielten die Zufahrt kaum ohne Mühe frei." Genau ebenso habe ich es später in einer Zeitung gefunden: „Die Schutzleute hielten die Zufuhr kaum ohne Mühe frei." Hier muß es natürlich heißen: „konnten kaum freihalten", oder „hielten nicht ohne Mühe frei", oder „konnten kaum und nur mit Mühe freihalten" o. ä. Als ein drittes ähnliches Beispiel füge ich diesen noch folgendes hinzu: In einem Aufsatz der „Bonner Zeitung" vom 22. 6. 1900 über den Tod des Grafen Murawiew hieß es: „Und auch der Epilog, den Rußland zu diesem Kriege hinzufügte, die Friedenskonferenz, war wohl von Murawiew selbst nicht ernst gemeint, er wollte da Zeit gewinnen, England ins Unrecht setzen, mehr schwerlich nicht." Auch hier wieder offenbare Verquickung zweier Ausdrücke: „mehr schwerlich", und „mehr wohl nicht" oder „mehr sicherlich nicht"; aber der Zusammenhang läßt uns trotzdem sogleich den richtigen Sinn verstehen.

Ob auch an der folgenden Stelle das „nicht" nur irrtümlich steht? Da heißt es in Heinrich Seidels Phantasiestück „Professor Muckensturms Lebensretter" (1875) (Erzählende Schriften 6. Bd., S. 291): „Ich beschloß, um Herrn Professor Muckensturm einen schwachen Beweis meiner Hochachtung zu geben, ein zweites Glas auf sein Wohl zu leeren. Ich tat es nicht mehr als gerne, denn dies Getränk hatte jenen interessanten Beigeschmack nach 'mehr', der eine unerläßliche Eigenschaft aller guten Getränke ausmacht." Ich habe das Gefühl, als müsse es heißen „mehr als gerne", wenn schon ich mich auch in den Gedanken versetzen kann, daß es etwa heißen sollte „nichts anderes mehr als gerne"; aber das klingt mir fremd.

Wie ein Sprachfehler den anderen herbeiführt, lehrt folgender Satz aus einer Theaterbeſprechung in der „Bonner Zeitung“ vom 25. 4. 1899: „So war der Genuß kein beſonders hervorragender, um ſo weniger, als Herr S. derartig erkältet war, daß . . .“ Das gebeugte Prädikatsnomen verlangt hier „um ſo mehr, als“, weil „kein beſonders hervorragender“ ein zuſammengehöriges Ganzes bildet; ſoll aber „um ſo weniger“ ſtehen bleiben, ſo muß es vorne — richtig — heißen: „So war der Genuß nicht beſonders hervorragend“, weil dann eben nur „beſonders hervorragend“ zuſammengehört und die Verneinung „nicht“ für ſich allein gefühlt wird.

Wie hier alſo eine Verneinung zuviel ſteht, ſo ſteht in dem folgenden Beiſpiele eine zuwenig. In den „Mitteilungen zur Anglia“ (IX. 1898, S. 163) ſchreibt Richard Wülker: „Der Übergang vom weltlichen zum geiſtlichen Stande in nicht mehr ganz jungen Jahren hatte im ganzen Mittelalter, am wenigſten bei den Angelſachſen, etwas Auffälliges. Beiſpiele dafür wären aus höheren und niederen Kreiſen genug anzuführen.“ Es muß heißen: „im ganzen Mittelalter nichts Auffälliges, am wenigſten bei den Angelſachſen“; denn ſo wie es jetzt ſteht, heißt es: „hatte i. g. M. etwas Auffälliges, am wenigſten aber bei den Angelſachſen.“

Umgekehrt wieder ſteht eine Verneinung zuviel in folgendem Satze aus der „Gegenwart“ (35, 241a), den Sanders in ſeiner Zeitſchrift (IV. S. 83) beibrachte: „Luxemburg trat dann, ebenſowenig wie die ſüddeutſchen Staaten, in kein Bundesverhältnis zu dem Norddeutſchen Bund.“ Hier muß entweder „wenig“ geſtrichen, oder „kein“ zu „ein“ verändert werden. Ebenſo und ähnlich iſt es in folgenden beiden Sätzen, die derſelbe Sanders im 2. Bande S. 522/523 aus Zeitungen gibt: „Im Ernſt kann man doch ſo wenig ein Türke nach ſeiner Geburt erſt werden, wie man nachträglich kein Neger oder Indianer werden kann“, wo „kein“ in „ein“ verwandelt werden muß; und: „Da ſie ebenſowenig wie ihre Tochter unter den Gäſten keinen einzigen außer dem Baumeiſter fand, der . . .“, wo wieder „wenig“ geſtrichen werden müßte.

Ganz unrichtig, und doch auf den erſten Blick und das erſte Hören den richtigen Schein erweckend, und ſicherlich auch vom Redner ſelbſt richtig gefühlt, ſind von Kröchers Worte aus der „Nationalzeitung“ (46, 214): „Leugnen kann die Regierung nicht, daß die Not nicht groß iſt; ſie iſt wirklich groß.“ Hier muß ſtatt „leugnen“ „behaupten“ eingeſetzt, oder das zweite „nicht“ geſtrichen werden. (S. Sanders, Ztſchr. X. 438.)

Solche Verquickung zweier Gedankenreihen bietet auch der Satz von Käthe Schirmacher, den Sanders in der „Nationalzeitung“ aufgeſtöbert hat (ſ. ſeine Ztſchr. VII. S. 189): „Ihre Heirat nicht öffentlich erklären zu hören, iſt der einzige Triumph, den ſie nicht genießen ſollte.“ Vorher

geht der Satz: „Es blieb Frau von Maintenon nur noch der letzte Schritt zu tun: ihre Heirat mit dem König; und sie erreichte auch dies, allerdings unter dem Scheine des tiefsten Geheimnisses.“ An das Wort „Geheimnis“ knüpfte die Verfasserin an mit den Worten „ihre Heirat nicht öffentlich erklären zu können“, und wollte wohl fortfahren „war ihr einziger Schmerz“; da drängte sich der andere Gedanke dazwischen und siegte ob: „sie öffentlich erklären zu können, wäre ihr größter Triumph gewesen, war aber der einzige, den sie nicht genießen sollte“.

Auch Paul Lindau macht einmal diesen Fehler in seinem Roman „Spitzen“ (S. 326): „Nun verging kaum eine Woche, ohne daß die beiden nicht zusammen in lustiger Gesellschaft einen vergnügten Abend verbracht hätten.“ (S. Sanders, Ztschr. VII. 180.) Lindau verquickt hier die beiden möglichen Formen dieses Nebensatzes: „ohne daß sie . . . verbracht hätten“, und: „daß sie nicht . . . verbracht hätten.“ Eine eigentümliche überflüssige Vorwegnahme einer Verneinung verbricht einmal Hermann Grimm in der „Nationalzeitung“ 45, Nr. 441 (s. Sanders, Ztschr. VII. 31), wenn er schreibt: „Unsere jungen Leute, auch die Philologen nicht, haben keine Zeit, besondere Vorlesungen über Dante zu hören.“ Dieses „nicht“ wäre natürlich nur berechtigt, wenn das Zwischensätzchen hinter dem Ganzen stände; bei dessen jetziger Stellung stört es und macht uns stutzig. Auch in dem folgenden Satze aus einem Romane, der in der Zeitschrift des Sprachvereins (1905, Sp. 46) mitgeteilt wird, steht ein überflüssiges „nicht“: „Heinz kannte die Eigenschaften seines Schwiegervaters genau genug, um nicht sofort zu wissen, daß ihm irgend etwas Unangenehmes begegnet sein müsse.“ Hier ist die Wendung „genau genug kennen, um sofort zu wissen“ verquickt mit der anderen „zu genau kennen, um nicht sofort zu wissen“. Ähnlich ist es mit den beiden folgenden Sätzen, die dort ebenfalls erwähnt sind. Adolf Bartels schreibt in der Deutschen Welt (1903, S. 786): „Ja, Klopstock ist unser erster bewußt-nationaler Dichter und in dieser Beziehung nicht leicht zu unterschätzen“ (statt: nicht leicht zu überschätzen oder: durchaus nicht zu unterschätzen). — „Dazu kommt ein gewisser Mangel an Nichtachtung des Lehrerstandes seitens der Behörde im Vergleich zu anderen Beamtenklassen“ (aus einer Zeitung 1903) — statt: Mangel an Achtung oder: eine gewisse Nichtachtung.

Und nun endlich noch ein Beispiel aus einem der jüngsten Hefte unserer Zeitschrift selbst. In seinem Aufsatze über die Hoffeste im Nibelungenliede schreibt Dr. Richard Laube auf S. 441 des vorigen Jahrganges: „Da die Frauen nach dem Nibelungenlied an ihr (d. h. der Höchgezite) stark beteiligt sind, ja eine solche ohne sie genau so wenig denkbar ist, wie man sich heute ein Rennen ohne die Damen der sogenannten höheren Stände nicht vor-

ſtellen kann, und . . ." Ich meine, hier dürfte das „nicht" nur dann ſtehen, wenn der Ton auf „denkbar" liegt, d. h. wenn ſich der „wie"-Satz auf den ganzen vorderen Satz als ſolchen bezieht; dieſe Betonung iſt allerdings nicht unmöglich, und Laube hat ſie auch vielleicht gemeint. Man kann aber auch das „genau" betonen, iſt wohl zunächſt auch dazu geneigt ſo zu tun, dann aber iſt das „nicht" überflüſſig, weil ſich dann der „wie"-Satz eben nur auf das „genau ſo wenig" bezieht, das dann auch in ihm verneinend weiter wirkt.

Mit der alten, aber in der gebundenen Rede ſowie in der Mundart noch immer gebräuchlichen urdeutſchen Häufung der Verneinung, die nicht nach lateiniſchem Vorbilde eine Bejahung herbeiführt, z. B. alſo in ſolchen Sätzen wie „Keine beſſeren wiſſen ſie nicht", „Keine weitere Überredung mag ich nicht anfügen", und über die Rudolf Hildebrand im 3. Bande dieſer Zeitſchrift (S. 149ff.) ſo liebenswürdig und gelehrt zugleich geplaudert hat, hat kaum eine der hier beſprochenen Häufungen von Verneinungen etwas zu tun. Sie beruhen faſt alle auf der Vermiſchung zweier verſchiedener Gedankenreihen, und wenn man ſieht, wie häufig dieſer Fehler gemacht wird — in den zehn Bänden der Sandersſchen Zeitſchrift z. B. ſind noch mehr Beiſpiele zu finden, als ich ihnen hier entnommen habe —, und wie leicht er vom Hörer und Leſer ebenſo wie vom Verfaſſer überſehen wird, ſo wird man unbedenklich annehmen dürfen, daß auch der große Leſſing ſolcher Gedankenvermiſchung und ſolcher Überſtürzung zum Opfer fallen konnte, ohne daß man zu umſtändlichen Erklärungen und Entſchuldigungen greifen müßte wie Maurer (ſ. o. S. 433), oder Sanders, der im 1. Bande ſeiner Zeitſchrift (S. 469ff.) anregte, das „nur" aus dem „als"-Satze müßte zu „nicht ohne Mißfallen" gezogen werden, und dies gelehrt und geiſtreich — aber nicht geſchickt — verteidigte. So kann ich denn auch Stickelberger nicht zuſtimmen, der in unſerer Zeitſchrift XVI, S. 59 die Sandersſche Auslegung mit den Worten empfiehlt, ſie ſei „bei der oft ſpitzfindigen Sprache Leſſings gewiß keine gezwungene und enthülle eine Feinheit des Dichters."

Es ſei hier ſchließlich noch daran erinnert, daß in der engliſchen Überſetzung von Charles Lewis der Satz lautet: „How angry he was on only hearing that the Prince had once looked at you without disfavour!", und in der italieniſchen von Bianchi: „Quanto non era già adirato, solo perchè intese che il principe ti vide di ricente, e con piacere!" Beides alſo der richtige Sinn!

Und wie wird es bei den Aufführungen des Stückes auf der Bühne mit dieſer Stelle gehalten? Ich kann nur von der letzten berichten, die ich hier in Bonn am 21. 1. 1902 hörte. Hier hatte man gleichfalls den

baren Fehler berichtigt, und es wurde deutlich gesagt: „daß der Prinz dich jüngst nicht mit Mißfallen gesehen.“ In der nämlichen Aufführung aber „berichtigte“ man den guten Lessing auch noch an einigen anderen Stellen und ließ nach Komparativen statt des richtigen „als“ des Textes — „wie“ sprechen!!! Dieser Mißbrauch scheint aber Schule zu machen; immer häufiger höre ich hier von der Bühne nicht ohne Mißfallen von den verschiedensten Künstlern, nicht etwa von einem einzigen, ein falsches „wie“ wo Schiller, Goethe, Grillparzer, Lessing und andere Meister der Sprache das richtige „als“ haben — ein bedenkliches Zeichen des Sichgehenlassens in sprachlichen Dingen!

Die Edelsteine und insbesondere der Diamant im Spiegel der Poesie.

Von **Friedrich Klinkhardt** in Auerbach i. V.

Kinder des Lichts, in Nacht geboren,
Funkelnde Sterne der Tiefe!
Mit Ahnungszauber
Fesselt ihr Blick und Herz
Und ladet sie ein,
Sich zu versenken
In euer Geheimnis.

Gottlob Kemmler, „Aus Sturm und Stille“.

„Man hat den Naturbildern einer Sprache als solchen“, sagt August Wünsche[1]), „bis jetzt noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, geschweige, daß die einzelnen Dichter auf den ihnen eigenen Bilderschmuck hin gewürdigt worden wären. Und doch ist die Beschäftigung mit den Naturbildern einer Sprache eine nicht zu unterschätzende Arbeit, die zu schönen, ästhetischen und ethischen Resultaten führt.“ Wer möchte diesen Ausführungen nicht gern zustimmen! Die Naturbilder wirken ermunternd und ermahnend, belustigend und abschreckend auf uns, und der echte Dichter sucht nicht danach, sie drängen sich ihm vielmehr von selbst auf. Sie sind mithin nicht nur ein äußerer, reizvoller Schmuck der Rede, sondern, weil aus innerer Notwendigkeit des dichterischen Schaffens hervorgegangen, organische Gebilde. Durch die Menge der rednerischen und dichterischen Vergleiche, Metaphern und Embleme werden wir mitten hineingestellt in eine lebendige Welt. Vor

1) Die Naturbilder einer Sprache, in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Jahrg., S. 257. Vgl. auch Alfred Biese, Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit.

allem zeigen die aus den drei Naturreichen, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, geschöpften Bilder großen Reichtum und innere Mannigfaltigkeit.

Im folgenden soll das Interesse einmal auf das Reich des Unorganischen, auf die Mineralien und zwar speziell auf die allzeit von den Menschen bevorzugten unter ihnen, auf die Edelsteine, gelenkt werden, in der Absicht, ihre Verwendung im rednerischen und dichterischen Bilderschmucke zu untersuchen und zu würdigen. Von alters her galten die Edelsteine, „die Blumen des Steinreichs", die „leuchtenden Zeugungen der Schöpfung", bei allen Kulturvölkern als eines der köstlichsten und wertvollsten Angebinde, womit die allgütige Mutter Natur aus ihrer dunklen, im Erdenschoße verborgenen Schatzkammer das arme Menschenkind beglückt hat, und noch bis auf den heutigen Tag wird der Besitz prächtiger Juwelen als eines der feinsten Güter geschätzt, werden diese aristokratischen Mineralien von der Eitelkeit und Prunksucht mit hohen Preisen bezahlt. Den Töchtern Evas und den Gewaltigen der Erde waren sie stets der liebste Schmuck. Sie glänzten als Augensterne der indischen Götzen, zierten das Brustschild des Hohenpriesters und die goldenen Diademe der Machthaber, die Dichter aber, denen kostbare Steine in natura von jeher recht selten zuteil wurden — wie leider ja heut auch noch — nutzten sie wenigstens für ihre poetischen Zwecke; oft und in allen Literaturen finden sich Vergleiche und Bilder aller Art, wozu Edelsteine und Perlen den Stoff liefern. Bei der Knappheit des uns hier zur Verfügung stehenden Raumes müssen wir uns eine doppelte Beschränkung auferlegen. Wir werden einmal nur den vorzüglichsten aller Edelsteine, den Diamanten, heranziehen und zum andern nur auf die neue und neuere deutsche Dichtung Rücksicht nehmen.

Das anziehendste Objekt aus der gesamten Edelsteinkunde ist unstreitig der Diamant. „Maximum in rebus humanis, non solum inter gemmas, pretium habet adamas", heißt es schon bei Plinius.[1]) In vielen wesentlichen Merkmalen steht er an der Spitze des Mineralreichs. Von allen irdischen Stoffen, also auch von allen Edelsteinen, ist der Diamant der härteste. Die Griechen nannten ihn den „Unbezwingbaren" (ἀδάμας). Seine große Härte war ihnen wohlbekannt, nur wußten sie nicht, daß ein harter Körper gleichzeitig auch sehr spröde sein kann, und glaubten daher, wie der genannte römische Schriftsteller berichtet, daß der Diamantstein, auf einen eisernen Amboß gelegt, nicht nur den stärksten Hammerschlägen widerstehe, sondern sogar den Hammer und Amboß selbst zum Zerbersten bringe. Einzig durch eine eigenartige Behandlung mit Bocksblut könnte man die Gewalt der Steine brechen, aber nur, wenn sie durch frisches und warmes gebeizt

1) Nat. Hist. XXXVII, 55.

seien; hätte man sie jedoch so weit gebracht, daß sie endlich durch Hammerschläge auf dem Amboß zerstört würden, dann zersprängen sie in solch kleine Stücke, daß sie für das menschliche Auge völlig verschwunden wären. Nach einem anderen Berichte sollte sich der Diamant in der Flüssigkeit lösen wie die Perlen im Essig. Auch das spätere Mittelalter verharrte noch bei diesem Glauben. Albertus Magnus, der gelehrte Dominikaner („Doctor universalis" 1193—1280), gestaltete das Märchen noch weiter aus, indem er das Bocksblut für dann besonders kräftig hielt, wenn der Bock zuvor Petersilie gefressen und Wein getrunken habe.

Die überaus große Härte des Diamanten, die man also nicht wie die Alten mit der Festigkeit verwechseln darf, und die in der Mohsschen Skala mit dem Grade 10 bezeichnet wird, ist der beste Prüfstein für seine Echtheit. Während er nämlich alle anderen Edelsteine, überhaupt alle anderen Steine, zu ritzen vermag, wird er selbst von keinem anderen angegriffen, wie das Rückert so treffend ausdrückt:

Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet
Die andern, und den Schnitt von keinem andern leidet.

Einem Edelsteine aber ist sehr oft von den Dichtern das Menschenherz verglichen worden, sofern es sich durch Adel und Reinheit der Gesinnungen ebenso über das Gemeine und Alltägliche zu erheben vermag wie der kostbare Stein durch gewisse, das Auge erfreuende Eigenschaften — Glanz, Lichtbrechung, Farbenzerstreuung — über die Steine, die am Wege im Staube liegen und über die unser flüchtiger Fuß achtlos hinwegschreitet; nur in bezug auf das Merkmal, das wir am Diamanten in erster Linie hervorheben, besteht der größte Gegensatz zwischen Edelstein und Menschenherz, und den bringt der Dichter der „Weisheit des Brahmanen" in folgenden, die obigen ergänzenden Zeilen zum Ausdruck:

Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Selbst lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.

Es ist bekannt, daß die Bearbeitung des Diamanten selbst nur mit Hilfe von Diamantpulver möglich, das daher ebenfalls ein sehr wertvolles Produkt ist. Bodenstedt (im Mirza Schaffy) weiß diese Tatsache recht hübsch zu verwerten, wenn er sagt:

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen.

Verzeihlicher als der oben berührte Aberglaube ist die irrige Meinung der Alten, daß der Diamant auch für das Feuer unbezwinglich wäre. Gegenwärtig wissen wir längst, daß der Diamant sogar ziemlich leicht ver-

brennbar ist, und, in Sauerstoff verbrannt, Kohlensäure gibt. Er besteht demnach aus reinem Kohlenstoff; der hellste, härteste und durchsichtigste Körper entpuppt sich als chemisch ganz dasselbe, wie die schwarze, schmutzige Kohle! Da man lange an dem Gedanken festgehalten hatte, der geschätzte Stein müsse aus einer ganz besonderen Erde bestehen, die man Edelerde, terra nobilis, nannte, so mußte die Entdeckung über die wahre Natur des Königs der Edelsteine bei allen Gebildeten eine begreifliche Überraschung hervorrufen. Ludwig Maurer[1]), dem wir eine ganze Reihe formvollendeter Sonette mit schönen, inhaltlich bedeutsamen Bildern verdanken, hat es verstanden, die neue wissenschaftliche Tatsache in seiner Dichterwerkstatt zu verarbeiten. „Kohlenstoff" ist die hübsche Strophe betitelt: [„In der Stille", S. 3]:

Vielleicht, daß mancher es nicht gelten lasse:
Der Diamant, wie hellstes Wasser rein,
Und hier der schmutzig schwarze Kohlenstein
Bestehen beide aus derselben Masse! —
Ein gleiches siehst du draußen auf der Straße:
Der eine glänzet im Juwelenschein,
Den andern hüllen Lumpen spärlich ein,
Und beide sind Geschöpfe einer Klasse.
Jedoch den Wert — den Scheinwert nicht — den wahren,
Sag findest du ihn wohl beim Diamant,
Nicht bei der Kohle, der so unscheinbaren?
Einst wenn die Wahrheit frei wird vom Gewand,
Wirst vielfach du den Glanz als Schmutz gewahren,
Und glänzen sehn, was du als Schmutz verkannt.

Wie die größte Härte, so besitzt der Diamant auch das stärkste Lichtbrechungsvermögen, und ebenso übertrifft er an Glanz und Farbenzerstreuung alle anderen Edelsteine. Diese optischen Eigenschaften sind für seine ästhetische Wertschätzung von größter Wichtigkeit. Kein anderer Kristall wirft das Licht in so blendendem, prachtvollem Farbenspiel zurück. Der funkelnde Brillant scheint das Feuer der leuchtenden Gestirne und die blitzenden Strahlen der Sonne nachzuahmen. Der Dichter besingt den Stein geradezu als den himmlischen:

Als Meisterstück schuf Gott den Diamant.
In ihn schloß er die Farben alle ein
Und nahm, ihn zu entzünden, lautres Licht
Vom Himmel, drum wird er der himmlische genannt;
Denn willst du ihn verbrennen, sieh, als Schein,
Als Flamme fliegt er in sein Vaterland
Zurück zum Himmel, welcher ihn gebar,
Und keine Spur von Staub bleibt, wo er war. (Stehling.)

1) Geb. 8. Febr. 1826 zu Wallhaben bei Zweibrücken.

In anderer, aber ebenfalls hochpoetischer Weise deutet Moritz Graf v. Strachwitz seinen himmlischen Ursprung:

Ihr wißt vom Blitze eine graue Märe,
Der im granitnen Leibe des Giganten,
Herabgeschleudert aus azurner Sphäre,
Zum Strahl verkörpert ward des Diamanten.

(Die Edelsteine.)

Außerordentlich wirksam erscheint auch folgende Parallele in Saphirs wilden Rosen:

Holde Nacht, du Mohrenfürstin,
Hast um Hals und Haar und Wangen
Tausend Sterne, wie die Perlen
Und wie Diamanten, hangen.

Die Eigenschaften aber, denen der Diamant sein Feuer und sein Farbenspiel verdankt — Brechung, Dispersionsvermögen und Totalreflexion — teilt der edle Stein, ohne jedoch auch nur annähernd erreicht zu werden, mit den Wassertropfen, seien es nun Regen- oder Tautropfen oder Tropfen, welche Springbrunnen, Wasserfälle oder Mühlenräder umherspritzen oder seien es Tränen, die Leid oder Freud aus dem Auge hervorpreßt: für den Dichter lag ein Vergleich zwischen dem Diamanten und jenen Wasserperlen immer außerordentlich nahe und darum hat er auch schon oft von dieser Metapher Gebrauch gemacht. In Christian Ewald v. Kleists Elegie „Frühling" heißt es:

Wie blitzt die streifichte Wiese
Von demantähnlichen Tropfen,

und Freiherr v. Zedlitz singt:

Wie spielt das Licht durchs dunkle Grün so eigen,
Laub perlt und Gras vom mächt'gen Regenbade,
Und Diamanten tropfen von den Zweigen!

Anastasius Grün endlich mahnt:

Seht den Quell Demanten stäuben
Im Gebirg, wo frei er fleußt,
Doch verdämmt nur Mühlen treiben,
Stäub Demanten, Menschengeist!

So würden sich noch unzählige Beispiele finden lassen, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, unsere Dichter daraufhin zu durchblättern. Oft werden die Diamanten als „versteinerte Tränen" bezeichnet und dann zugleich zu den lieblich glänzenden Perlen, die gleichberechtigt neben den kostbarsten Juwelen stehen, in innere Beziehung gebracht. Bedeuten doch auch Perlen „Tränen", Tränen gefallener Engel verdanken sie nach einem orientalischen Mythus ihren Ursprung. Ich kann es mir nicht versagen, hier ein herrliches Gedicht aus Saphirs wilden Rosen zu zitieren. Es lautet:

Schenkt der Himmel eine Träne,
Ist's, daß sie zum Heil uns werde,
Denn sie wird zum hellen Demant,
Fällt sie in den Schoß der Erde.

Denn sie wird zur hellen Perle,
Fällt sie in des Weltmeers Schoße,
Denn sie wird zum süßen Ambra,
Fällt sie in den Kelch der Rose.

Solche Träne ist die Liebe,
Die der Himmel uns geschenket,
Und sie wird zum hellen Demant,
Wo sie in die Brust sich senket.

Und sie wird zur schönsten Perle,
Die der Schöpfung je entronnen,
Wenn sie fällt vom klaren Himmel
In das Meer der Lebenswonnen.

Doch sie wird zum reinsten Ambra,
Wenn sie fällt in Dichterherzen,
Duft und Lied wird aus der Träne,
Duft und Lied aus ihren Schmerzen.

Tiefe Innigkeit spricht auch aus folgenden Zeilen:

Die Träne ist zu allen Stunden
Ein Diamant, der unbewußt
Als leichter Zeuge funkelnd redet
Vom Reichtum einer Menschenbrust. (A. Schirmer.)

Aber nicht nur die flüssige Form des Wassers teilt mit dem Diamanten gewisse optische Eigenschaften und berechtigt daher den Dichter zu einer vergleichenden Zusammenstellung beider, auch das Wasser im festen Zustande, Schnee und Eis, namentlich dieses, ahmt, vom Feuer der Sonne umflutet, den funkelnden Glanz des edlen Steines nach, und da hierbei noch zu beachten ist, daß wir es beim Eis ebenfalls mit einem starren, harten Körper von kristallinischer Natur zu tun haben, so darf es uns nicht wundernehmen, daß auch das gefrorene Wasser und der Diamant dem Dichter oft Gelegenheit zu sinnvollen und anmutigen Parallelen boten.

Nachdem Albrecht v. Haller die Pracht der Alpenvegetation geschildert hat, fährt er fort:

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Tal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterirdschen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Ton mit funkelndem Kristall,
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die finstre Luft und strahlet überall.
O Reichtum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zu Berge.

Freiherr v. Zedlitz gestaltet den Vergleich individueller:

Sieh einen einzigen lichten Diamanten,
In seiner Herrlichkeit den Dachstein ragen,
Den eisgekrönten, mächt'gen Nekromanten,
Der in die Wolken scheint das Haupt zu tragen,
Indes den Fuß netzen des Sees Kristallen,
Die bis zu ihm smaragdne Wellen tragen ..... (Der Gosausee.)

Und an anderer Stelle desselben Gedichtes heißt es:

Zwar glänzt der Dachstein, wo er einst gestanden,
Ein Diamant von ew'gem Eis und Schnee;
Die Ahornkränze, die ihn sonst umstanden,
Umwinden noch den grün smaragden See.

Wie hier eine einzelne Berggruppe, deren „Eis- und Schneetalar" von der Sonne beschienen, in zauberhaftem Glanze erstrahlt, dem Diamanten verglichen wird, so öfters auch eine vor dem Wanderer aus der Ferne auftauchende große und berühmte Stadt mit ihren zahlreichen, vom Sonnenfeuer vergoldeten Turmspitzen. Wiederum ist es der zuletzt zitierte österreichische Dichter, der sich dieses Gleichnisses bedient. In den „Totenkränzen" findet sich die Stelle:

Ein Diamant im hellen, goldnen Schilde,
Erglänzet Avignon mit seinen Türmen . . . . .

Um seiner anmutigen Lage willen, die bezeichnet ist durch das Zusammentreffen eines Wiesen-, Feld- und Gartenparadieses mit der schweigenden, dem unbewegten Meere so ergreifend ähnlichen, in wunderbarem, braunrötlichem Dunste verschwimmenden Wüste, wird das altberühmte Damaskus als das „Auge des Ostens" bezeichnet; Stieglitz in seinen „Bildern des Orients" feiert es als den „Diamanten des Morgenlandes":

O Damaskus, leuchtend Auge,
Diamant des Morgenlandes,
O Damaskus, reinste Perle
Aus dem Schmuck des Flutenstrandes,

O Damaskus, o Damaskus,
Blühend Himmelszelt der Erde,
Welch ein mächt'ger Zauber webte
Das Gewand bei deinem Werde?

Aber nicht allein Härte, Farbe und Glanz, sondern auch die Seltenheit des Vorkommens hat man besonders berücksichtigt bei Erteilung des Titels „Edelstein"; denn

Menge macht den Wert geringer;
Wohl ein Diamant allein
Gilt für echt an deinem Finger.
Wo sie blitzen Strahl an Strahl,

Wird des Neides Augenqual
Ob sie aus Golkonda wären,
Sie für böhmisch Glas erklären.

(Rückert.)

Lange war der Diamant nur den Königen und auch unter diesen nur wenigen bekannt. Dieser Ansicht gibt auch Platen Ausdruck in den „Abbassiden":

Doch der Ort, wohin der Vogel trug ihn,
war das tiefe Tal der Diamanten,
durch der Felsenwände jähsten Abfall
unzugänglich jedem Erdensohne.
Nur mit List beraubt der Mensch und spärlich
diese Talschlucht ihrer Schätze; große
Klumpen Fleisches wälzen vom Gebirge
jährlich nieder ins Getal die Hirten;

dieſe Beute lockt das Raubgevögel,
die empor ſie fiſchen; doch am Fleiſche
bleiben einzelne Diamanten kleben;
lärmend jagen dann die Junggeſellen
jenen Tieren ihren reichen Fang ab.

Der Diamant iſt von den Dichtern noch in anderer Weiſe metaphoriſch verwendet worden. Wir haben die Reihe der Vergleichungshinſichten und Deutungsbeziehungen zwiſchen dem wertvollen Edelſtein und den Dingen und Vorgängen des menſchlichen Lebens noch lange nicht erſchöpft. Man begegnet auch geſchmackloſen Bildern, und jeder Dichter wird ſich darum immer zu prüfen haben, ob ſein Gleichnis gut und paſſend ſei. Wir erinnern an Friedrich Rückerts ſchöne Zeilen:

Was iſt ein Sinnbild? Was der ſchöne Name meint:
Ein Sinn mit einem Bild aufs innigſte vereint.
Ein tiefer Sinn, der in ein ſchönes Bild ſich ſenkt,
Ein ſchönes Bild, bei dem ein tiefer Sinn ſich denkt.
Schön ſei das Bild und klar, tief ſei der Sinn und wahr,
Und miteinander eins untrennbar ſei das Paar.

Und an die weiteren:

Wann iſt ein Gleichnis gut? Wenn man ſo weit es führt,
Als ſein Vermögen reicht, und man die Wirkung ſpürt.
Wenn es zu früh ſtehn bleibt, erſcheint es ſchwach und zahm.
Und wenn zu weit man's treibt, wird es bekanntlich lahm!
Die Näh' zerſtört den Schein, von fern iſt alles gleich,
In rechter Mitte nur iſt es beziehungsreich.

(Weisheit des Brahmanen. 121. 122.)

Der Erdgeiſt und Mephiſtopheles.

Von Dr. **Gerhard Heine** in Bernburg.

Der Prolog im Himmel beginnt mit dem Lobgeſang der Erzengel: in dem Anſchauen der unendlichen göttlichen Harmonie in Weltall und Erdenleben empfinden ſie Frieden und Seligkeit. Im Gegenſatz zu ihnen ſieht Mephiſtopheles im Erden- und Menſchendaſein nur Verwirrung und Unverſtand; und doch, auch er erſcheint unter dem Geſinde Gottes, ja dieſer ſelbſt gibt dem Menſchen dieſen Geiſt der Verneinung zum Geſellen, damit ſeine Tätigkeit nicht erſchlaffe. So erſcheint vom höchſten Geſichtspunkt aus geſehen auch das teufliſche Wirken als inbegriffen in den Weltplan Gottes. So verſteht ſich auch die Frage des Herrn: Kennſt du den Fauſt?, mit der er ſelbſt des Mephiſtopheles Aufmerkſamkeit auf dieſen lenkt: Fauſt ſoll aus dem tatenloſen Grübeln heraus zu kraftvollem Handeln und tätiger Liebe erzogen werden.

Nun erscheint Faust selbst in dem ersten Monolog, der den Urfaust einleitet. Er erblickt das Zeichen des Makrokosmus, und eine Ahnung der wunderbaren unendlichen Weltharmonie, von der auch jene Erzengel singen, überkommt ihn. Aber wie Mephistopheles im Gegensatz zu jenem erhabenen Gesange der Erzengel sein Unverständnis ausspricht:

Von Sonn und Welten weiß ich nichts zu sagen,

so kann auch Faust kein lebendiges Verhältnis zu jener alles menschliche Verstehen überragenden Harmonie des Universums finden: „Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!" Und wie Mephistopheles fortfährt: „Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen", so wendet Faust seinen Blick auf das Zeichen des Erdgeistes. Dieser erscheint ihm, „der Welt- und Tatengenius", die Verkörperung aller schöpferischen irdischen Kräfte, das Symbol mächtiger vorwärts strebender Entwickelung. Faust stürzt zusammen, der Geist verschwindet und ist auf Nimmerwiedersehen aus dem Stück verschwunden. Welche Bedeutung hat er und wie ist sein Verhältnis zu Mephistopheles?

Nur in zwei Szenen des Dramas wird auf diese Erscheinung Bezug genommen. Dies geschieht einmal in der Szene, die der ältesten Fassung des Dramas angehört, „Trüber Tag. Feld". Hier sagt Faust: „Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?" Sodann in der Szene „Wald und Höhle", die der Zeit der italienischen Reise angehört und ein Ausdruck der Wiedergeburt Goethes in Italien ist:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen.

— — — — — — — — — — — — — —

O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.

Es ist klar, daß in beiden Szenen eine enge Beziehung zwischen dem Erdgeist und Mephistopheles angenommen ist. So scheint das Dilemma zu entstehen, daß Mephistopheles entweder ein Bote der Hölle oder ein Gesandter jenes herrlichen Welt- und Tatengenius ist. Diese Frage hat

vielleicht am schärfsten Kuno Fischer durch eine Doppelantwort zu lösen gesucht: „Die Frage läßt sich aus dem Entwickelungsgange der Dichtung selbst mit Sicherheit entscheiden. Goethes Mephistopheles ist ein Doppelwesen, wie seine Fausttragödie eine Doppeldichtung: er vereinigt zwei heterogene Elemente, die sich zueinander verhalten, wie die beiden Dichtungen; er ist in der ersten ein irdischer, in der zweiten ein satanischer Dämon; dort steht hinter ihm der Erdgeist, hier steht ihm gegenüber der Herr; dort erfüllt er einen Auftrag, hier spielt er auf eigenen Gewinn und Verlust."

In verwandter, und doch wiederum eigenartiger Weise sucht Litzmann in seinem eben erschienenen Werke „Goethes Faust" dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Er folgert aus jenen beiden oben angeführten Szenen: „daß Goethe zur Zeit der Abfassung des Urfaust und des Monologes „Wald und Höhle" noch eine Einführung des Mephisto im Sinne hatte, nach der Faust an eine Verbindung Mephistos mit dem Erdgeist glauben konnte, womit nicht gesagt ist, daß eine solche nach jenem Plan wirklich bestehen sollte, während nach der jetzigen Gestaltung des Prologes nicht nur für den Leser und Hörer Mephisto als Diener des Erdgeistes ausgeschlossen ist, sondern auch Faust, so wie Mephisto sich ihm selbst vorgestellt hat, ihn gar nicht mehr dafür halten kann."

Diese Auffassung führt Litzmann zu der gewagten Hypothese, daß das Selbstmordmotiv des zweiten Monologes, das er dem ersten Plane zuschreibt, ursprünglich eine Brücke zu der Einführung des Satans habe bilden sollen. Dieser hätte in einer Erscheinung und mit einer Begründung, die den Glauben an einen Zusammenhang mit dem Erdgeist erwecken konnte oder mußte, sich an Faust herangemacht und diesen zu einer neuen Lebensprobe veranlaßt: diese Bewahrung vor dem Selbstmord erscheint Litzmann zugleich künstlerischer als die Wirkung der Osterbotschaft, worin er eine „tränenselige Resignation" findet.

Man sieht, zu welchen radikalen und verzweifelten Lösungen jene offenbare Schwierigkeit gedrängt hat.

Ist sie überhaupt in dieser Größe vorhanden? Und ist es notwendig, einen solchen Bruch in der Entwickelung des Dramas anzunehmen?

Es ist nicht der Fall. Ich bin zwar selbstverständlich mit jenen Forschern der gleichen Meinung, daß eine künstlerische Einheit dem Faust mangelt, daß seine Einheit vielmehr in der organischen Einheit der persönlichen Entwickelung Goethes, die sich in der Dichtung widerspiegelt, zu finden ist. Wie sich Faust aus dem genialen Stürmer und Dränger zu dem allgemeinen Typus des guten Menschen wandelt, der in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist, so macht auch Mephistopheles eine

Entwickelung durch von dem Spötter und Versucher, zu dem Goethes Freund Merck Züge hat hergeben müssen, bis zu dem diabolischen Vertreter der Hölle, der in Wahrheit eine Verkörperung des bösen Prinzips ist. Aber auch der Mephistopheles des Urfaust ist schon der Teufel, und die vollständige Unzulänglichkeit, mit der Kuno Fischer in seinem sonst so hervorragenden Werke „Goethes Faust" (2. Band S. 241 flg.) diese Anschauung zu widerlegen sucht, ist der beste Beweis dafür. So fragt sich also, ob Goethe an eine Einführung dieses Teufels durch den Erdgeist gedacht hat, und warum er etwa diesen Plan in der Folge hat fallen lassen.

Der Erdgeist steht allerdings im schroffsten Gegensatze zu Mephistopheles: jener die Verkörperung der schöpferischen Kraft und Entwickelung, dieser die Verkörperung der Zerstörung und Verneinung. Der Erdgeist gehört damit auf die Seite Gottes, sein Wirken ist Offenbarung und Verwirklichung der göttlichen Ideen und Kräfte:

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Nun würde der Gegensatz des Erdgeistes zu Mephistopheles ein vollständiger und ausschließender sein, wenn solches für das Verhältnis von Gott und Mephistopheles zutreffend wäre.

Dieses ist aber bekanntlich nach dem Prolog im Himmel nicht der Fall. Im Gegenteil. Der Geist der Verneinung und Versuchung ist ein Moment im Weltganzen, das nicht nur dem göttlichen Weltwillen keine Schranken entgegensetzt, sondern dazu dienen muß, den göttlichen Willen zu verwirklichen. Wenn Goethe einmal sagt, daß in seines Vaters Apotheke viele Rezepte seien, so könnte man mit Hinblick auf Mephistopheles sagen: „Auch Flaschen mit drei Kreuzen, auf denen venena geschrieben steht." Er ist: „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, und stets das Gute schafft." So wird, von der göttlichen Weltperspektive aus gesehen, der Geist der Verneinung zu einem Element der Bejahung.

Freilich, diese göttliche Perspektive ist zu erhaben, als daß die Dichtung die darin liegende Idee greifbar verkörpern könnte. Nur einmal, eben im Prolog im Himmel, erscheint Mephistopheles unter dem himmlischen Gesinde; dann aber verläßt der Dichter diesen allerhöchsten Standpunkt und lädt uns ein, ihm in das Erdgetümmel und Menschengetriebe zu folgen. Hier sehen wir nun nichts mehr von jenem dienenden Verhältnis, in dem das Böse zu Gottes Willen stehen muß; hier gibt es nur den grellen Gegensatz: hier Gott, und dort der Teufel.

Davon gilt es, die Anwendung auf das Verhältnis von Mephistopheles zum Erdgeist zu machen. Der Mephistopheles des Urfaust steht zum Erdgeiste in derselben Beziehung wie der Teufel der späteren Dichtung

zu Gott. Wie uns Goethe in der neuen Dichtung nur einmal die positive Beziehung des Teufels zu Gott zeigt, so deutet er in der alten Dichtung auch nur an, daß Mephistopheles im Grunde eine fördernde Wirkung in Fausts Entwickelung haben muß. Aber auch hier ist der Gedanke gleichsam nur der Ahnung zugänglich, so daß er einen gewaltigen Hintergrund für dieses sich entwickelnde Menschenschicksal geben kann; unsere Augen, die feste künstlerische Gestalten sehen sollen, gewahren nur den Gegensatz zwischen Mephistopheles und Erdgeist, und nur in den beiden angeführten Szenen werden wir vom Dichter an jenen überragenden Standpunkt der Betrachtung gemahnt. Wenn Goethe Faust die Frage an den großen herrlichen Geist richten läßt, warum dieser ihn an den Schandgesellen geschmiedet habe, der sich am Schaden weide und am Verderben sich letze, so wissen wir diese verzweifelte Frage in dem Sinne zu beantworten, daß auch aus diesem Schaden Segen für Faust emporwachsen und auch dieses Verderben sich nicht als endgültiges erweisen wird.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß Goethe schon bei dem ältesten Entwurf den Gedanken gehabt hat, Mephistopheles in Pudelgestalt einzuführen. In der oben schon angeführten Szene „Trüber Tag. Feld" sagt Faust: „Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt ... Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete den Verworfenen!" Dennoch liegt der Beweis dafür nicht in der Szene des Osterspazierganges, da diese Szene nicht einmal ihrem Plane nach für die älteste Zeit in Anspruch zu nehmen ist. Noch viel weniger aber zeigt sie — wie Kuno Fischer will —, daß es der Erdgeist ist, der Mephistopheles dem Faust zuführt. Ist vielleicht auch in der Tat anzunehmen, daß Goethe anfänglich den Gedanken gehabt hat, dieses darzustellen, so hat er es doch niemals ausgeführt; und dieser Gedanke hat sich wohl um so weniger einem bestimmten einheitlichen Plane eingegliedert, als ein solcher für den ursprünglichen Faust überhaupt nicht anzunehmen ist. Im Gegenteil! Auch Kuno Fischer kommt zu dem Ergebnis, daß die früheren Zeugnisse Goethes, welche die sichersten sind, „nichts von einem solchen ersten und fortbeständigen Plane wissen".

Geben wir nun als möglich zu, daß an eine Einführung des Mephistopheles als eines Boten des Erdgeistes gedacht war, und zwar ernsthaft, nicht wie Litzmann offen läßt: als Vorspiegelung, so fragt sich, warum dieser Gedanke nicht ausgeführt ist. Kuno Fischer begründet dies damit, daß die ursprüngliche Dichtung in diesem Punkte eine grundsätzliche Änderung erfahren habe, weil an Stelle des irdischen Dämons der Teufel getreten sei.

Für uns, denen der ursprüngliche Mephistopheles schon der Teufel ist, genügt diese Begründung nicht. Diese liegt vielmehr auf einem ganz anderen Gebiete und ergibt sich als Folgerung aus dem oben Ausgeführten.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, wie im „Prolog im Himmel" das mächtige Bedürfnis nach einem allumfassenden Monismus auch den Teufel dem obersten Herrn unterordnet. Ein ähnlicher Monismus hat von Anfang an den Mephistopheles dem Erdgeiste unterstellt. Wie tief das Bedürfnis nach solcher Einheit dem spinozistisch gerichteten Geiste Goethes war, zeigt der tiefe Herzenston, der innig und leidenschaftlich jene beiden Szenen der alten Dichtung durchzittert, in denen der Teufel als Bote des Erdgeistes erscheint. Mit diesen beiden Szenen ist Goethe aber auch bis an die Grenze der dichterischen Darstellbarkeit gegangen, die der Gedanke haben konnte.

Denn in Wirklichkeit ist jener erhabene Monismus, der das positive und das negative Prinzip unter einen Weltplan zusammenfaßt, doch nur der Ahnung zugänglich. Im Grunde ist er ein Postulat des Bedürfnisses nach Einheit in der Weltanschauung.

Ein anderes aber ist es, solche Ahnung hegen, solche Forderung aufstellen, und ein anderes, die Einzelheiten des Lebens und der Wirklichkeit darunter zu verstehen und zu deuten. Im Getümmel und Getriebe des Lebens sieht das sterbliche Auge immer nur den Gegensatz von gut und böse, von Entwickelung und Zerstörung, von Bejahung und Verneinung.

Mephistopheles und der Erdgeist sind auch in der ursprünglichen Fassung zu gegensätzlich, um gleichsam Hand in Hand aufzutreten. Die einzige Möglichkeit, um seine monistische Idee noch weiter als in jenen ursprünglichen Szenen zur dichterischen Darstellung zu bringen, hat Goethe im „Prolog im Himmel" verwirklicht: er hat die Szene gänzlich von der übrigen Handlung abgeschieden. Einmal nur hat er uns mit dieser Szene auf den erhabenen Standpunkt gestellt, von dem aus aller Erdenwirrwarr sich in Harmonie auflöst. Dann aber führt er uns zur Erde herab, und wir sehen nur noch Gegensätze. Unvereinbar mit dieser neuen Art der dichterischen Darstellung sind zwar jene alten Beziehungen zwischen Mephistopheles und dem Erdgeist; nicht unvereinbar sind sie aber mit der Idee wie der ursprünglichen, so auch der vorliegenden Dichtung.

Wer es versteht, daß der „Prolog im Himmel" uns eine Beziehung des Teufels zu Gott, das Leben aber nur einen Gegensatz beider zueinander zeigt, der sollte auch verstehen, wie Mephistopheles zum Erdgeist im Gegensatz stehen und doch zu gleicher Zeit als sein Bote erscheinen kann.

Auch für unsere Frage nehmen wir das Wort Viktor Hehns in Anspruch, daß der Faust liberal ausgelegt werden soll.

Wenn ich bei dieſer Entwickelung nur den erſten Teil der großen Dichtung im Auge hatte, ſo verlohnt wenigſtens ein kurzer Blick in den zweiten Teil, auf die Stelle, wo der Monismus des Prologs in ganz neuer Form zum Ausdruck kommt. In der klaſſiſchen Walpurgisnacht werden die ehrwürdigen Sphinxe von Mephiſtopheles aufgefordert, ein Rätſel aufzugeben. Sie geben die Antwort, Mephiſtopheles ſolle nur ſich ſelber ausſprechen, das werde ſchon rätſelhaft genug ſein. Für den frommen Mann ſei der Verſucher nötig, um die Kräfte zu üben und zu ſtählen, ſo wie einer im Fechtſaal mit dem Rapier auf einen Bruſtharniſch zu ſeiner Übung losſchlage. Dieſer Bruſtharniſch, dieſes „Plaſtron“ ſei der Teufel. Aber auch wenn er dem böſen Menſchen zum Böſen helfe, ſo könne auch dieſe Tätigkeit ſchließlich nicht den Weltplan Gottes ſtören, ſondern müſſe deſſen Zielen dienen.

Verſuch' einmal, dich innigſt aufzulöſen:
Dem frommen Manne nötig wie dem böſen;
Dem ein Plaſtron, asketiſch zu rapieren,
Kumpan dem andern, Tolles auszuführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüſieren.

„Der im Himmel wohnet, lachet ihrer“, ſagt der zweite Pſalm.

Ob Erdgeiſt, Gott oder Zeus — Mephiſtopheles iſt ihm untergeordnet, und dieſe Unterordnung iſt der Ausdruck des Goetheſchen Monismus.

Sprechzimmer.

1.

Zu Leſſings Nathan.

II, 1, 839 ff. (Saladin): Und dann: wer gibt uns denn die glatten Steine
Beſtändig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Imam denn
Geſpielt? —

Die Stelle iſt von den Herausgebern nicht immer richtig verſtanden worden. Noch Proſch in ſeiner Schulausgabe (Wien, Karl Graeſer) S. 133 bezeichnet die Stelle als ſchwierig und gibt eine verfehlte Erklärung, die man dort nachleſen möge. Die Verſe erklären ſich einfach, wenn man ſich daran erinnert, daß, da der Koran jede Nachbildung menſchlicher und tieriſcher Geſtalten verbietet, Saladin mit dem mohammedaniſchen Geiſtlichen nur mit glatten Steinen ſpielen durfte. Das hat auch ſchon Netolizka in ſeiner Schulausgabe (Leipzig, G. Freytag, 1895) geſehen. Allerdings würde der hiſtoriſche Saladin, der ein eifriger Moslem war, ſich eine Abweichung von den Vorſchriften des Koran nicht geſtattet haben. Saladin, wie ihn uns Leſſing ſchildert, hat aber große Ähnlichkeit mit ſeinem Neffen Al Kamil, welcher, wie ſein Gegner

Friedrich II. der christlichen, so der mohammedanischen Geistlichkeit wegen seines Freisinns verhaßt war (vgl. O. Jäger, Weltgeschichte 2. Bd. S. 296).

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Sprachliches aus der vorlutherischen deutschen Bibel.

angehören.

Noch Luther hat „angehören" regelmäßig mit dem Akkusativ verbunden. Nach Grimms Wörterbuch trat der Dativ im 17. Jahrhundert an die Stelle und gilt jetzt allgemein. Dies wird durch Angleichung an zugehören vermittelt worden sein.

Luk. 15, 12 schreibt die vorlutherische Bibel: „Vater, gib mir den Teil des Guts, der mich angehört." Daraus machen die späteren Ausgaben von 1483 an: „der mir zugehört." Luther schrieb: „der mir gehört." Hier sind alle drei möglichen Fälle vertreten.

auswendig.

Einen seltsamen Gebrauch dieses Wortes bietet die Tepler und Freiberger Handschrift der vorlutherischen deutschen Bibel Luk. 16, 14, wo es von den Pharisäern heißt, sie seien geizig gewesen, avari.

Hier hat die Freiberger Handschrift vzwendig, die Tepler auswendig. In letzterer ist es durch ark ersetzt; arck ist auch die Wiedergabe in der gedruckten deutschen Bibel vor Zainer, der es in geitig verwandelte. Wie erklärt sich dies auswendig? Könnte es von auswinden = extorquere kommen, wie wir jetzt „entwenden" gebrauchen? Oder ist eine andere Erklärung zu suchen?

Meier, Meierschaft, Meiertum, meiern.

Welchen Reichtum die deutsche Sprache besitzt, zeigt in der vorlutherischen Bibel Luk. 15, 1 ff., was wir jetzt das Gleichnis vom ungerechten Haushalter nennen. Dort hat der Herr einen „Meyer", und spricht zu ihm „gib Rede deins Maiertumbs", oder, wie es in den späteren Ausgaben heißt, „deiner Mayrschafft"; „wann jetzund magstu nit gemaiern", was in den späteren Ausgaben durch „mayr sein" ersetzt wird.

rufen.

Ob rufen mit dem Dativ oder Akkusativ verbunden werde, wird häufig gestritten; daß beide gleich gut möglich sind, dafür bietet die vorlutherische Bibel hübsche Beispiele. Da liest man Luk. 14, 12: So du machst ein inbiß oder ein abenteſſen, nichten wölst ruffen dem Freund oder dem Bruder noch den Mogen noch die reichen Nachbauren ... Wann so du machst ein Wirtschafft ruff die Armen, die Kranken, die Blinden, die Lamen. Dafür hat die Tepler und Freiberger Handschrift: so ruf dar den Armen und den Kranken, den Lamen und den Blinden; in der Tepler ist aber den (das ja auch Akk. Sing. sein könnte) viermal durch die ersetzt.

Ebenſo Luk. 15, 6: er rufft die Freund und die Nachbauren; in den beiden Handſchriften ſein Freunden und den Nachgeburen.

V. 5: ſy entzampt rufft die Freundin und den Nachbaurin. Erſt die ſpäteren Ausgaben haben hier den in die verwandelt.

ſchlachten.

Wie wenig denken wir mehr an die urſprüngliche Bedeutung der Wörter! Wir leſen in Luthers Bibel (Luk. 15, 27): Dein Vater hat ein gemäſtet Kalb geſchlachtet. Damit vergleiche man nun das vorlutheriſche: dein Vatter hat niedergeſchlagen ein faiſtes Kalb, ſo kommt einem ſofort zur Anſchauung, wie das Schlachten in Schlagen und Niederſchlagen eines Tieres beſteht. Statt „und derſchlachtz" in V. 23 ſchreiben übrigens die oberdeutſchen Ausgaben „tödtet es", ebenſo nachher V. 30 für „du haſt im derſchlagen ein faiſtes Kalb" „im abgetöttet". In Oberdeutſchland ſcheint alſo dieſer Sprachgebrauch etwas fremd geweſen zu ſein.

Wirtſchaft, wirtſchaften.

Hübſche Belege für einen jetzt verſchwundenen Gebrauch dieſes Wortes bietet die vorlutheriſche Bibel. In ihr heißt es z. B. Luk. 14, 13: wann ſo du machſt ein wirtſchafft (für das lateiniſche convivium); „oder ein abentezzen" fügt die Tepler und Freiberger Handſchrift erklärend hinzu. Oder im Gleichnis vom verlorenen Sohn K. 15: zu fürt ein feiſtes Kalb und derſchlachtz, und wir eſſen und wirtſchefften . . . und ſy begunden ze wirtſchefften . . . du gebt mir nye ein zicklin — Kitzlein ſetzen dafür die oberdeutſchen Ausgaben — daz ich hett gewirtſchefft mit meinen Freunden . . . Wann es gezam ze wirtſcheffen und ze freuen, oder nach den oberdeutſchen Ausgaben: man müſt aber wirtſchafften und Freud haben. Auch vom reichen Mann heißt es (K. 16): „und wirtſchefft teglich leuchtent" (splendide; ſpäter durch 'koſtlich' erſetzt). Kein Wunder, daß den Deutſchen Wort und Sache noch ſo anheimelt.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

3.

Die Sutte.

Hier, wo der zweite Pfarrer der Kirchengemeinde zum heiligen Geiſt heute noch offiziell als Sutten- oder Sudenprediger bezeichnet wird und als ſolcher alle Sonntage im Betſaal des Heiligen Geiſt-Spitals zu predigen hat, iſt es natürlich, daß von Zeit zu Zeit die Frage auftaucht, was man unter Sutte zu verſtehen habe. Eine Art offizieller Aufklärung hat Herr Archivrat Mummenhoff hier gegeben in der Feſtſchrift zur Eröffnung des neuen Krankenhauſes der Stadt Nürnberg 1898. Dort heißt es S. 122: Die von Schmeller wieder aufgenommene und in der 2. Auflage des Schmellerſchen Wörterbuchs von Frommann aufrechterhaltene Erklärung, welche Sutte als Krankenſtube erklärt, dürfte noch als die einfachſte und natürlichſte anzuſehen ſein. Dieſe Anſicht ſtützt ſich, wie geſagt, auf Schmeller, der wie Scherzius und neuerdings Lexer an einen Zuſammenhang mit Su't = Sucht, Krankheit glaubt

und zur Bestätigung seiner Erklärung einen lateinischen Stiftungsbrief vom Jahre 1487, der das Heilige Geist-Spital betrifft, sowie eine Urkunde, das hiesige Elisabethenspital betreffend, anführt. In beiden Urkunden wird Sutte mit stuba infirmorum wiedergegeben. Ferner ist in der Amberger Chronik von Wiltmeister vom Jahre 1783 S. 592 zu lesen: So müssen auch die Haus- oder Sudenköchinnen die Gesund- und Sudenstuben — offenbar Gegensätze — heizen, auskehren und waschen. Kurz vorher heißt es, daß den Pfriendern (Pfründnern) in der Suden des Sankt Lorenzspitals 10 Gulden gebühren. Eine weitere Stütze erhält die Ansicht Mummenhoffs dadurch, daß bei einem Nürnberger Dichter des 16. Jahrhunderts, Michael Beham, Sutte als ein Ort erscheint, wo gepredigt wird. Freilich gibt an dieser Stelle Sutte im Sinne von Pfütze auch einen guten Sinn.

Diplomatisch gerechtfertigt ist also die Ansicht Mummenhoffs und steht deshalb weit über den Phantasien derer, die glauben, das Wort komme von der nach Süden gerichteten Kanzel oder von der angeblichen Aufschrift des Altars S. V. D. d. h. sancto Vitae dicatum, geweiht dem Sankt Veit, dem Schutzpatron gegen manche Leiden, besonders gegen Veitstanz.

Dennoch glaube ich, daß mit dieser Erklärung noch nicht das letzte Wort gesprochen ist, sondern daß hier ein Fall von post hoc, ergo propter hoc vorliegt. Schon der Umstand muß stutzig machen, daß die Belege für die angenommene Bedeutung alle auf Nürnberg zurückgehen. Denn nach dem nahen Amberg und dem mit Nürnberg einst in steter Handelsbeziehung stehenden Prag, wo man ebenfalls unter Sutte die Krankenstube des Spitals verstehen soll, kann dieser Sprachgebrauch von hier aus verpflanzt worden sein. Am meisten Bedenken aber erregt, daß Sutte hier in einer anderen Bedeutung gebraucht ist, als sonst. Alle Lexikographen, natürlich auch Schmeller, kennen Sutte in der Bedeutung Suhle oder Lache und in diesem Sinne wird es heute noch im Volke gebraucht. Schon im Jahre 1741 hat Johann Leonhard Frisch in seinem deutsch-lateinischen Wörterbuch Sutte mit Kotlache, Pfuhl, lacus erklärt und dazu die kulturhistorische Bemerkung gemacht, die Lachen an den Flüssen seien in den meisten Städten am spätesten überbaut worden. Als Beispiel hiefür führt er mit einigem Zweifel das hiesige Heiliggeistspital an, das teilweise in einer morastigen Gegend liege. Herr Archivrat Mummenhoff hält es für gänzlich ausgeschlossen, daß man die Spitäler gerade in Sümpfen und Lachen, die sich am allerwenigsten für derartige Gebäude eigneten, sollte erbaut haben. Nun, das Mittelalter war in dieser Hinsicht nicht so skrupulös wie die Neuzeit; aber gewiß baute man nicht Spitäler absichtlich in sumpfige Gegenden, sondern weil eben gerade dort ein Bauplatz zur Verfügung stand. Der Platz, auf dem das hiesige Spital steht, war früher eine Wiese, die der Burggraf Friedrich IV. dem Patrizier Konrad Groß zur Stiftung des Spitals überlassen hatte, und liegt heute noch im Überschwemmungsgebiete. Wer sich an Ort und Stelle umsieht, wird finden, daß hier das Terrain gegen den Fluß zu abfällt, so daß sich das Abfallwasser aus der Nachbarschaft gesammelt

haben muß, weil der Uferrand etwas höher lag und den Abfluß hinderte. Nachdem nun einmal das Spital in der Sutte lag, vollzog sich die metonymische Gleichsetzung des Gebäudes mit dem Orte, auf dem es stand.

Dieser Sprachgebrauch, der sich beim Heiligen Geist-Spital gebildet hatte, wurde dann verallgemeinert und auch auf das hochgelegene Elisabethenspital und weiterhin auf das Amberger Spital übertragen.

Daß der sprachliche Vorgang so gewesen sein muß oder doch wenigstens so gewesen sein kann, beweist das Vorkommen des Wortes als Stadtteil in anderen Gegenden, z. B. in Bamberg unter dem früheren Karmelitenkloster Sankt Theodor, zu welchem die dortige Sutte so wenig eine Beziehung hatte, wie zum ehemaligen Benediktinerkloster Michaelsberg, dann in Ebern, Kulmbach und, wenn ich nicht irre, auch in Magdeburg, wo nirgends eine Spur auf ein Krankenhaus hinweist. Diese Stadtteile haben miteinander gemein, daß in ihnen das Abfallwasser der benachbarten höher gelegenen Stadtteile zusammenfließt und mangels eines genügenden Abflusses zeitweise stehen bleibt.

Und wie will man sich denn den häufig vorkommenden Familiennamen Suttner erklären? Schmeller stellt ihn zu sutor, aber woher soll das n kommen? Oder soll man sich die erstmaligen Träger dieses Namens als frühere Spitalinsassen oder als Nachbarn des Spitals denken? Kaum glaublich: es müssen die Bewohner der Sutte, einer sumpfigen Gegend, sein. Solche Stadtteile sind meist von kleinen Leuten bewohnt, die wenig Einnahmen und viele Kinder haben, die sich meist ohne Aufsicht auf der Straße umhertreiben. Daher sagt ein alter Bamberger Spruch:

Wer nit g'sehn hat in der Sutten a Kind,
Und nit g'spürt hat auf'm Domplatz an Wind,
Und ka Grobheit kriegt hat auf'm Kaulberg,
Der war nicht in Bamberg.

Nun, ein solcher Kindersegen weist doch wohl nicht auf ein Spital hin.

Nürnberg. **Spälter.**

4.

Ein Gedicht Lessings in J. P. Hebels Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes.

Im Jahrgang 1815 des Rheinischen Hausfreundes findet sich folgendes:[1])

Irrtum.

Der Hausfreund will auch wieder ein paar hochdeutsche Reime zum besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nämlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

---

1) Abgedr. in Hebels Erzählungen des Rheinischen Hausfreundes, zweite Abt., Leipzig, Dyksche Buchhandlung, S. 81 und Hebels Werke herausg. von O. Behaghel (Kürschners Nat.-Lit. 142. Bd.) 2. Teil S. 413, Nr. 253.

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?" — rief der Richter — „Handschuh aus!"
„Nein!" — sprach der Färber — „Brill' heraus!"

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm, denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sei kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

Der Verfasser der Reime, den auch Behaghel in seinen Quellenangaben nicht genannt hat, ist kein Geringerer als Lessing. Nr. 80 der Sinngedichte in Lachmanns Ausgabe der Schriften Bd. I, S. 16 lautet:

Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein!, ruft der Färber, Brill' heraus!

Es ist fraglich, ob Hebel Lessing als den Verfasser gekannt hat. Wahrscheinlich rühren die Änderungen nicht von ihm her, sondern er hat die Verse in dieser Form aus der mündlichen Überlieferung geschöpft. Sie sind zugleich ein Beweis dafür, wie sich beliebte Gedichte in mündlicher Überlieferung verändern.

Northeim. **R. Sprenger.**

Bücherbesprechungen.

Schulausgaben deutscher Klassiker.

A. Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Das Goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen von Franz Grillparzer. Zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Crohn. Mit dem Bildnisse Grillparzers. 1904. Preis 1,60 M.

G. E. Lessings Abhandlungen über die Fabel nebst einem Anhang: Fabeltexte und Briefe, die neueste Literatur betreffend. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von L. Lütteken, Königl. Seminarlehrer. 1904. Preis 1,50 M.

Prosaschriften von Goethe. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erläutert von A. Volkmer, Königl. Seminarlehrer. 1904. Preis 1,50 M.

Ein Verlag muß sehr Verschiedenes unter seine schützenden Fittiche nehmen, verschieden nicht nur durch die Art des Stoffes, sondern ebenso sehr durch die

Form der Behandlung. So weichen denn auch diese drei Ausgaben, namentlich die beiden ersten von der dritten durch die Art und Menge dessen, was die Herausgeber bieten, sehr voneinander ab.

I. Die von Crohn bearbeitete Ausgabe der Grillparzerschen Trilogie: das Goldene Vließ enthält zunächst ein Vorwort, sodann die vom Dichter selbst geschriebene Vorrede dazu, die meines Erachtens wegfallen konnte, da sie zum Verständnis der Dichtung gar nichts beiträgt. Dann folgen ohne alle Einleitung die einzelnen Teile der Trilogie: Gastfreund, Argonauten, Medea. Man kann trotz der mehrfach erschienenen Schulausgaben zweifelhaft sein, ob die Lektüre dieses Stückes in einer Klasse recht geeignet sei. Zwar sind auch Schulausgaben der Euripideischen Medea mehrfach vorhanden, an die man sich im Unterricht anlehnen kann, zwar läßt sich infolge der Bearbeitung der Sage durch Grillparzer, der in allen drei Stücken die Unheil anrichtende Macht des Goldenen Vließes hervorhebt, ein Vergleich dieses Gegenstandes mit dem Ring der Nibelungen und dem Nibelungenhort ziehen; auch aus Ovids Metamorphosen ist die Argonautensage dem Schüler zumeist bekannt; allein man muß sich doch fragen, ob die Fülle der Zeit, die schon allein das Lesen der fast 200 Seiten umfassenden Trilogie erfordert, sodann die Erläuterungen, Vergleiche, Besprechungen des dramatischen Aufbaues und dergl. wirklich diese uns Deutschen fernliegende und abstoßende Sage lohnt.[1]) Ich halte Sappho, Des Meeres und der Liebe Wellen, König Ottokars Glück und Ende und Libussa, eine Tragödie, die so scharfe Gegensätze zwischen den Bedürfnissen einer ideal gestimmten Seele und den unerbittlichen realen Forderungen des Lebens enthält, für weit geeigneter zur unterrichtlichen Behandlung als die genannte Trilogie. (Eine hierfür geeignete Ausgabe dieser Tragödie ist erschienen in Gräsers Schulausgaben klassischer Werke von dem auch sonst um die Erklärung Grillparzerscher Dramen verdienten Dr. A. Lichtenheld, Leipzig bei Teubner.) Sieht man aber von diesen Bedenken ab, so verdient die Sorgfalt und die Liebe, mit der sich der Verfasser seiner Aufgabe gewidmet hat, alle Hochachtung. Auf den Text der Dichtung, der einige meist sprachlich erläuternde Fußnoten enthält, folgt von S. 196—220 der Anhang, leider in sehr kleinem augenverderbendem Druck. Dieser Teil der Ausgabe enthält zunächst eine lichtvolle Übersicht über Grillparzers Leben und Werke, die zu den bereits vorhandenen Verehrern des Dichters neue werben soll. Mit dem Schlußurteil, daß Gr. der erste realistische Dichter der Neuzeit sein soll, sowie damit, daß er uns von Goethe und Schiller mit Kleist über Hebbel und Ludwig zu den bedeutenden Dramatikern der Gegenwart führen soll, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Welch ein Abstand zwischen ihm und dem Dichter der Maria Magdalena und des Erbförsters und gar zwischen ihm und Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann! Sehr wertvoll sind die beiden nächsten

1) Richtig urteilt Rudolf v. Gottschall vom Standpunkt des modernen Dramatikers: „Auch laßt die Klytämnestren und Medeen In ihrem Grabe ruhn, die mörderischen; Sie können nimmer unsre Zeit erfrischen Mit ihres Odems moderduft'gen Wehen." — v. G.: Sonetten an die deutsche Bühne.

Abschnitte: Entstehung, Aufführung und Aufnahme der Trilogie und: Der Stoff, seine Bearbeiter und seine Behandlung durch Gr. Im Abschnitt IV schildert der Herausgeber den Aufbau der Handlung, dem sich eng Abschnitt V: Zum tragischen Gehalt anschließt. Auch hier wird man das feine Verständnis des Erklärers für dramatische Entwickelung, das tiefe Eindringen in den Geist der Dichtung anerkennen müssen. Nur kann ich vom pädagogischen Standpunkte mich mit dem 4. Abschnitt nicht ganz einverstanden erklären, insofern als der Herausgeber dem Lehrer und Schüler die dankbare Aufgabe des Herausarbeitens der dramatischen Entwickelung vorwegnimmt. Ein gedrängter Überblick über Metrisches und Sprachliches, sowie Themata zu Aufsätzen über die Trilogie und ein genaues Verzeichnis der literarischen Hilfsmittel schließen die tüchtige und interessante Schrift ab. Bemerken will ich hierzu nur, daß es statt Julius Schmidt, Charakterbilder, Leipzig 1875: Julian Schmidt heißen muß, sowie daß von einer neuen Gesamtausgabe der Werke Grillparzers von Rudolf Franz, Bibliogr. Institut bis jetzt Band 1 und 2 erschienen ist.

II. Wenn schon diese eben besprochene Ausgabe nicht ohne Bedenken für die Lektüre in einer ganzen Klasse zu gebrauchen ist, eher dem Privatstudium des einzelnen Schülers überlassen werden möchte, so gilt dies noch weit mehr von der folgenden, ebenfalls bei Ferd. Schöningh erschienenen Ausgabe: Lessing, Über die Fabel und Literaturbriefe. Der Herausgeber hat dies selbst gefühlt und daher auf dem Titelblatt angegeben: Für den Schulgebrauch und das Privatstudium. Ich möchte mein Urteil dahin abgeben, daß Lessings Abhandlungen über die Fabel samt den Fabelproben aus Äsopus, Phädrus und den neueren Fabeldichtern: La Fontaine, Lichtwer, Lessing ganz dem Privatstudium einzelner Schüler zu überlassen sind. Der Lehrer lege in der Klasse kurz die geschichtliche Entwickelung der Fabel in der Literatur dar, erörtere ihr Wesen und die von Lessing gegebene Definition[1]) und teile dann einige Proben aus dem Buche mit. Auf diese Weise, aber auch nur so, wird sich das Werk im Klassenunterrichte recht nützlich erweisen. Der Herausgeber gibt zuerst S. 1—14 eine geschichtliche Entwickelung der Fabel, in der man nur die niederländische Abfassung des Reinhart: das holländische Gedicht Reinaert des Willem de Matoc vermißt, was als Grundlage der i. J. 1498 erschienenen plattdeutschen Übersetzung des bekannten Gedichtes Reineke Vos nicht fehlen durfte. Als Text ist die kritische Ausgabe der Lessingschen Werke von R. Boxberger in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" benutzt. Von S. 15—97 folgt dann der Wortlaut der Lessingschen Abhandlungen mit Fußnoten und nach Schluß eines Abschnittes jedesmal ein Gesamturteil über diesen. Hiernach kommen die bereits erwähnten Proben.

Eher als die Abhandlungen über die Fabel eignen sich die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" für die Behandlung im Unterricht, wenn sie auch kaum die Teilnahme finden dürften, die der Laokoon und einzelne Stücke der

1) Kurz und klar hat hierüber neuerdings geschrieben Viktor Kih, G. E. Lessings Leben und Werke S. 40—43. Halle 1904.

Hamburgischen Dramaturgie, insbesondere die das Wesen der Tragödie kennzeichnenden Abhandlungen über Weißes Richard den Dritten beanspruchen St. 73 ff. Der Herausgeber dieser Sammlung bespricht zunächst S. 134—38 in übersichtlicher Darstellung die Entstehung und Bedeutung der Literaturbriefe[1]), dann gibt er eine für den Literarhistoriker wertvolle, übersichtliche Gliederung der Literaturbriefe nach ihrem Inhalte, endlich folgt eine Auswahl der von Lessing selbst herrührenden Stücke von S. 141—264. Es ist hier nicht der Ort, auf den Inhalt dieser Briefe des genaueren einzugehen. Sie sind mit Takt ausgewählt, wenn auch nicht alles für jeden Schüler passend erscheint. Besonders interessant und lesenswert auch jetzt noch in den Schulen scheinen mir die Briefe 16 und 17, wo über Gottscheds Stellung in der Literatur und dessen Bevorzugung des französischen Theaters gehandelt und im Gegensatz dazu Shakespeares Vorzüge gepriesen werden, Brief 18 und 19 handeln über Klopstock und Fischart, Brief 36 und 43 über Logaus Bedeutung, Brief 48 und 51 über die nach dem Muster des englischen „Spectator" gebildete Wochenschrift: der Nordische Aufseher. — Noch etwas sei gesagt über die Anmerkungen. Lütteken schreibt auf S. 14 des Buches „Wiedergabe lateinischer und griechischer Zitate in der Übersetzung schien im Interesse solcher Schüler geboten, die keine Kenntnis alter Sprachen besitzen". Diesen Standpunkt kann ich nicht billigen. Wer Lessings Abhandlungen über die Fabel und noch mehr, wer desselben Mannes Literaturbriefe liest, muß über ein gewisses Maß antiker literarischer und sprachlicher Bildung verfügen. Leute, die nicht wissen, wer Plato war, denen Worte wie Extrem (S. 88 und 89 d. B.), Präzision erklärt werden müssen, sind für Lessing nicht reif. Auch wer Xenophon, Vergil und Horaz waren, wird erklärt S. 143 und 149. Über Shakespeare und seine Bedeutung wird der Schüler oder Leser S. 178 in 8 Zeilen unterrichtet!! Im übrigen ist nicht zu leugnen, daß die Anmerkungen überall Sorgfalt und gründliche Bildung des Bearbeiters verraten, so daß sich das Buch hauptsächlich zum Privatstudium strebsamer Schüler recht wohl eignen dürfte.

III. Wenn die eben besprochenen Schulausgaben eher zu viel als zu wenig in den Anmerkungen und Erläuterungen geben, so kann man von der folgenden: Prosaschriften von Goethe, ausgewählt und erläutert von A. Volkmer, das Gegenteil behaupten. In dieser werden gegeben Briefe von Goethe aus den Jahren 1765—1831 S. 1—46, Proben aus der Italienischen Reise S. 49—170, je zwei Aufsätze zur Kunst und Abhandlungen zu den Naturwissenschaften S. 173—194. Einleitungen und Anhänge hierzu gibt es nicht, ebensowenig Literaturnachweise. Nur ein kurzes Inhaltsverzeichnis findet sich am Ende. Dies ist um so wunderbarer, als die sonst so rührige Verlagsbuchhandlung von Schöningh es sich angelegen sein läßt, sorgfältige Arbeiter heranzuziehen. Selbst die Fußnoten sind sehr dürftig; so findet sich S. 105—114 nicht eine einzige; sie sind meist sehr kurz. Am wertvollsten ist entschieden die Auswahl

1) Vgl. über diese außer den größeren Werken von Danzel-Guhrauer und Erich Schmidt neuerdings Viktor Kiy a. a. O. S. 43—48.

aus der „Italienischen Reise", indem sie nur das allgemein Interessante heraushebt, das Tagebuchartige, was nur für den Dichter selbst von Interesse war, aus dieser Reisebeschreibung ausläßt. Aber wie reichhaltig fließt doch gerade für diese Reisebeschreibung die Literatur! Ich erwähne nur in der Heinemannschen Goetheausgabe die treffliche Bearbeitung der Italienischen Reise durch Robert Weber wie die tüchtigen Werke von Otto Harnack und Otto Kaemmel. Von alledem ist nichts zu spüren in dieser Ausgabe, der wir also einen tieferen Wert nicht beilegen können.

B. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Gräsers Schulausgaben klassischer Werke: Nathan der Weise. Ein Drama von G. E. Lessing. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Franz Prosch.

Die richtige Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig der Anmerkungen und Erläuterungen wird in diesem Werke der Gräserschen Sammlung geboten. Was der Bearbeiter weise verschweigt, zeigt den pädagogischen Meister. Die Einleitung IV—XV unterrichtet kurz über Entstehung, Aufnahme, Stoff des Dramas und seine Behandlung durch den Dichter, über Zeit und Ort der Handlung und die Bedeutung des Stückes in der Entwickelung des Dichters. Der Anhang enthält die Übersetzung der 3. Erzählung von Boccaccios Decamerone: Lessings Quelle, gibt dann Anmerkungen zum Personenverzeichnis des Dramas, die geschichtlichen Grundlagen hinsichtlich der Personen enthaltend, worauf dann einige meist sprachlich erläuternde Anmerkungen den Schluß bilden. Über den Aufbau und die Entwickelung der dramatischen Handlung, über das Wesen und die Art der Charaktere und ihr Verhältnis zueinander sagt Prosch nichts. Dies zu erörtern, überläßt er dem Lehrer. Und wir können ein solches Verfahren nur billigen. Wünschen wir dieser Ausgabe eine gute Aufnahme bei Lehrenden und Lernenden.

Freiberg. Prof. Dr. **L. Böhme.**

Prof. Dr. Johannes Geffcken, Das griechische Drama. Aischylos, Sophokles, Euripides. Mit einem Plan des Theaters des Dionysos zu Athen. Gr. 8°. (VI und 113 S.) Leipzig, B. G. Teubner, 1904. Geh. 1,60 M.; geb. 2,20 M.

Das vorliegende Buch bildet die 1. Abteilung des 6. Bandes jenes ausgezeichneten Unterrichtswerkes „Aus deutschen Lesebüchern", das Dichtungen in Poesie und Prosa für Schule und Haus erläutert und unter Mitwirkung namhafter Schulmänner von R. und W. Dietlein, Dr. O. Frick, Dr. H. Gaudig und Fr. Polack herausgegeben wird. Prof. Geffcken betont in dem lesenswerten Vorwort, daß bei der Abfassung seines Buches zwei Methoden, die in der Regel nicht zusammenarbeiten, vereinigt werden mußten: die rein historische Behandlungsweise und die ästhetische, und weiter führt er aus, daß das volle Verständnis eines poetischen Werkes sich notwendig auf diesen beiden Tätigkeiten aufbauen muß: die Ästhetik, von der historischen Kritik geleitet, die Kritik, von der Ästhetik durchwärmt, können nur in gemeinsamem Streben ihr Ziel er-

reichen. Dieser Gesichtspunkt ist gewiß so richtig und sachlich begründet, daß ihn jeder Lehrer, dem es darauf ankommt, seinen Schülern ein tieferes Verständnis für die Schönheiten poetischer Werke zu vermitteln, auch zu dem seinigen machen wird. So hat denn der Verfasser seine Aufgabe darin gesucht, die Kunstmittel der alten Tragödie in ihrer Entwickelung und Fortwirkung ins rechte Licht zu setzen und anderseits die Persönlichkeiten der Dichter, soweit es ging, zum geschichtlichen Bilde herauszuarbeiten. Als höchstes Ziel schwebt ihm dabei vor, ein Bild des dramatischen Lebens in Athen zu geben, indem er die einzelnen bedeutenden Werke der attischen Koryphäen möglichst nach ihrer geschichtlichen Folge, auch nach ihren Beziehungen zueinander behandelte. Der Wahrheit gemäß wird dabei von Geffcken erwähnt, daß er wiederholt, bewußt oder unbewußt, den Spuren des großen Meisters folgt, der durch seine umwälzenden, epochemachenden Forschungen gerade auf dem Gebiet des griechischen Dramas bahnbrechend gewirkt hat: U. v. Wilamowitz-Möllendorff; die Dankbarkeit, die die Kunde von der Tragödie ihm schuldet, sagt der Verfasser sehr richtig, verlangt, daß man von ihm nicht nur das wisse, was die Zeitungen über ihn sagen, sondern auch im einzelnen die Felder kenne, die sein Genius erleuchtet und erschlossen hat.

Jener verlockenden Aufgabe, die sich Geffcken, wie oben angedeutet, gestellt hat, unterzieht er sich nun mit großem Fleiße, anerkennenswerter Umsicht und äußerster Gewissenhaftigkeit. Einerseits ist es ein scharfer, alles sorgfältig abwägender, streng philologisch geschulter Verstand, anderseits ein warmes, schönheitsfreudiges, für die ewig unvergänglichen Schöpfungen der Antike sich begeisterndes Herz, die ihn bei der Abfassung seines Buches geleitet haben. Vor allem aber blicken wir überall in die Werkstatt eines ernsten Gelehrten, der nicht bloß den zu behandelnden Stoff, in diesem Falle das griechische Drama, souverän beherrscht, sondern auch in der modernen dramatischen Literatur wohl bewandert ist. Dies bezeugen namentlich die vielfach eingestreuten Hinweise auf Ibsen, Hauptmann und andere Dramatiker unserer Zeit; interessant in dieser Beziehung ist beispielsweise der Vergleich zwischen dem Todesgrauen Antigones und der Seelenstimmung der Agnes Bernauer, als diese vor dem Sprunge ins feuchte Element zurückschaudert, sowie der Vergleich mit „Hannele" und ihrer Furcht vor dem düsteren Geist mit dem Schwerte (S. 72).

Ein Kapitel, „Begriff des Klassischen" betitelt, eröffnet das Buch. Hier wird zunächst mit großem Freimut eine scharfsinnige Analyse des Begriffes Klassisch gegeben und zum Teil geradezu eine Umwertung desselben vorgenommen. Geffcken sucht dabei „die Nebel unklarer Begeisterung" zu zerstreuen und steht nicht an zu erklären, daß „mancher Sang der Odyssee unklassisch ist, wenig bedeutend gelegentlich Stücke der berühmten attischen Tragödiendichter, ja daß auch der größte Dichter Attikas, der Philosoph Platon, unbeschreibliche Längen zeigt — wie der Wilhelm Meister". Wir sollen also nicht in blinder Bewunderung einfach alles, was uns das griechische

Altertum überliefert, mit der Etikette Klassisch versehen, aber anderseits sollen wir bei unbefangener Betrachtung der Kulturgeschichte der Menschheit nie vergessen, „daß es Völker und Menschen und Epochen gegeben hat, auf denen der Blick der Gottheit segnend geruht hat, und daß eben die Gesamtheit aller dieser vielseitigen Leistungen, die Monopolisierung des hellenischen geistigen Lebens durch Athen während zweier Jahrhunderte in stetem Wechsel, bald der Tragödie, bald der Geschichtschreibung, bald der Philosophie, bald der Komödie aus dem Athen dieser Jahrhunderte doch eine auserwählte, eine klassische Stadt macht". In diesem Sinne preist ja auch Thukydides sein Athen (vgl. II, 41: *λέγω τὴν πᾶσαν πόλιν τῆς Ἑλλάδος παίδευσιν εἶναι*) und andere nennen die Stadt *πάντων τῶν ἀνθρώπων παιδευτήριον, πρυτανεῖον τῆς σοφίας, ἑστία τῆς Ἑλλάδος*; und wahrlich die Stadt war in geistiger Beziehung nicht nur für Griechenland, sondern für die ganze Welt vorbildlich, d. h. eben klassisch.

Diesem ersten interessanten Kapitel reihen sich nun folgende an:

II. Die Entstehung der attischen Tragödie.
III. Schauplatz des Theaters. Technisches.
IV. Das ältere atheniſche Drama. Phrynichos, Aischylos (erstes Auftreten des Sophokles).
V. Das klassische atheniſche Drama.
  1. Die Orestie. — Aischylos' Ausgang.
  2. Sophokles. Leben und Wesen.
    A. Antigone.
    B. Aias.
  3. Euripides. Sein Leben und seine Persönlichkeit.
    A. Alkestis.
    B. Medea.
    C. Hippolytos.
  4. Sophokles' Ödipus.
  5. Euripides' und Sophokles' fernere Tätigkeit und ihr Ausgang.
VI. Die Nachwirkung der attischen Tragödie.

Da es nicht möglich ist, alle diese reichhaltigen Abschnitte eingehend zu würdigen, möge es genügen, festzustellen, daß wir in den Hauptpunkten durchaus mit dem geschätzten Verfasser übereinstimmen. Eine besonders liebevolle Studie widmet er mit Recht der herrlichsten, reifsten Frucht der attischen dramatischen Poesie, jener Tragödie, die die Zeitgenossen zu einer derartigen Begeisterung hinriß, daß sie den Dichter zum Strategen im Samischen Kriege ernannten: der Antigone. Nachdem die Sage kurz skizziert worden ist, gibt Geffcken eine eingehende Entwickelung der ganzen lichtvollen Disposition des Stückes, erläutert seinen Aufbau und seine Technik, wobei er mit Recht die beiden retardierenden Momente, eingeführt durch das Auftreten des Haimon und des Teiresias, als besonders wirkungsvoll hinstellt, und beleuchtet dann nachdrücklich den Charakter der Hauptheldin. Dabei muß er sich natürlich auch mit der berühmten Stelle auseinandersetzen, die, seit alter Zeit eine crux der

Philologen, immer und immer wieder die Freunde der edelsten Frauengestalt der antiken Poesie mit Befremden erfüllt hat; es ist jene Überlegung, die die Heldin an der Schwelle des Todes anstellt, warum ihr die Sorge für den Leichnam des Bruders so viel wichtiger sei, als wenn es sich etwa um ein eigenes Kind, um einen Gatten handelte. Diese Stelle hat, wie der Verfasser richtig darlegt, schon früh die Geister stutzig gemacht, ja sie stieß Goethe so heftig ab, daß er gegen Eckermann die Hoffnung äußerte, ein tüchtiger Philologe möge sie mit überzeugenden Gründen aus der Welt schaffen. Und in der Tat ist seitdem eine Flut von Abhandlungen erschienen, die die betreffenden Verse als eine im Anschluß an die bekannte Herodot-Stelle (III, 119) entstandene Interpolation zu erweisen sich bemühten. Geffcken steht nun auf der Seite derjenigen, die jene Worte im Munde der Antigone als echt sophokleisch ansehen. Was seine Beweisführung anlangt, so geben wir ihm ohne weiteres darin recht, wenn er sagt: „Wir kennen das antike, d. h. das griechische Herz noch viel zu wenig, um zu sagen, welche Gefühle damals möglich waren und welche nicht", und einige Zeilen weiter: „Der antike Mensch ist ein so eigentümliches Gemisch von Gemüt und klarster, kühlster Überlegung, von erhabenen Empfindungen und Freude an Pointen, daß wir erst noch sehr viel mehr Beobachtungsmaterial sammeln müßten, ehe wir eine solche Stelle für absurd erklären" (S. 73/74). Gewiß, wir Menschen des 20. Jahrhunderts dürfen in unendlich vielen Punkten, an zahlreichen Stellen antiker Literaturwerke nicht unsere modernen Empfindungen sprechen lassen, aber Antigones Argumentation, die Geffcken selbst für ein fühlendes Weib ganz richtig als „sehr akademisch" bezeichnet, widerspricht doch völlig der ganzen bisherigen Charakterentwickelung der Heldin durch den Dichter. Dazu kommt, wie von anderer Seite auch schon richtig hervorgehoben worden ist, daß an jener Herodot-Stelle das Weib des Intaphernes „mit Wirklichkeiten rechne, während für Antigone das Räsonnement ein ganz künstliches sei". Jedenfalls hat uns Geffcken trotz alles aufgebotenen Scharfsinnes nicht von der Echtheit der betreffenden Antigone-Verse überzeugt.

Das letzte Kapitel schildert in schöner, liebevoller Darstellung „die Nachwirkung der attischen Tragödie"; hier wird mit Recht betont, daß, wie es über den „Hamlet" eine immerfort wachsende Literatur gibt, wie über Ibsens „Nora" eine ganze Schar moderner Seelenkündiger sich ereifert, dieselbe liebevolle Teilnahme auch die Antike von uns heische. „Das Altertum soll uns kein kaltes Dogma sein, sondern zur warmen inneren Erfahrung werden. Diese aber erwirbt man nur durch Hingebung, die oft zu einem Ringen des Geistes mit dem Geiste wird. So wird freilich die Gemeinde, die von antiken Menschen, ihrem Fühlen und Denken etwas hören will, sich mehr nach Qualität als nach Quantität charakterisieren. Das ist aber noch nie für eine Gemeinde ein Schaden gewesen." Mit diesen trefflichen, jedem wahren Freund der unsterblichen, ewig jungen Kunst der Alten aus dem Herzen gesprochenen Worten schließen die feinsinnigen, gehaltvollen, zum eigenen Nachdenken anregenden

Ausführungen Gefickens, die jedem Gebildeten, insbesondere auch dem Lehrer des Deutschen, eine hochwillkommene Lektüre bedeuten werden.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwartze.**

Ingeborg v. d. Lippe-Konow, Aus der Kinderzeit. Erzählungen. Autorisierte Übersetzung von Melanie v. Wolframsdorff-Baars. Mit Buchschmuck von A. Weßner. Halle a. S., Verlag der Gebauer-Schwetschkeschen Buchhandlung, 1903. 8°. 1 M.

Die norwegische Verfasserin schildert in den vorliegenden Erzählungen das uns Deutschen so wohlgefällige nordische Wesen in seiner ganzen Eigenart, so daß sie in ihren Schilderungen die beiden Hauptercheinungen desselben, Einfachheit und feinen Witz, zugleich berücksichtigt und so eine namentlich jungen Mädchen sehr angenehme Lektüre bietet.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Lüddecke.**

A. Furtwängler und H. L. Urlichs, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur. Im Auftrage des Königl. Bayerischen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten herausgegeben. Handausgabe. Zweite vermehrte Auflage mit 101 Abbildungen. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1904. Gr. 8° VIII, 183 S. In geschmackvollem Leineneinband M. 4,50.

Mit Freuden begrüßen wir die vorliegende zweite Auflage der „Handausgabe"!

Man erinnere sich, daß die große, die Schulausgabe der „Denkmäler griechischer und römischer Skulptur", fünfzig Bildertafeln (Größe 64:48 cm) in fünf Lieferungen zu je 20 Mark enthaltend, 1895—1898 erschien und in dieser Zeitschrift[1]) vom Unterzeichneten eingehend gewürdigt sowie in ihrer Verwendung im Unterricht besprochen wurde. Damals lagen erst drei Lieferungen mit dreißig Tafeln des herrlichen Werkes vor; die übrigen zwanzig folgten, und alsbald nach Vollendung des Ganzen schloß sich ihm im Sommer 1898 die Handausgabe in gr. 8° XI, 179 S. an; von dieser Handausgabe ist nun im Sommer 1904 die zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen.

In die Zeit zwischen diese beiden Auflagen fallen die plötzlich leidenschaftlich verfolgten neuen Bestrebungen um die Erziehung zur Kunst und die zwei ersten „Kunsterziehungstage" zu Dresden und Weimar, deren erster sich mit der bildenden Kunst beschäftigte, während der zweite der Dichtung gewidmet war.

Die Frage, ob die Kunsterziehungstage im Sinne der früher von uns vertretenen Bestrebungen wirkten, bez. wie sie sich dazu stellten, ist nicht abzuweisen und soll hier kurz beantwortet werden.

Daß die Kunsterziehungstage völlig Neues angebahnt haben, wird niemand behaupten, der die Entwickelung unseres Schulwesens in den letzten zwanzig

1) Jahrgang XI,9 = 1897 S. 545—591.

Jahren verfolgt hat. Was insbesondere die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" betrifft, so ist sie für eine lebensvolle Behandlung der deutschen Dichtung im Unterricht von jeher eingetreten. Hatte sie doch den Namen Rudolf Hildebrands auf ihre Fahne geschrieben, jenes Mannes, der schon vor nun fast zwei Menschenaltern als Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig nicht nur den Lebens- sondern auch den Kunstgehalt jeder Dichtung voll auszuschöpfen und seinen Schülern faßbar zu machen suchte, der fern von jeglicher Schablone und totem Regelkram vom Leben ausging und für das Leben arbeitete, dabei aber die höchsten künstlerischen und sittlichen Gesichtspunkte bei der Auffassung einer Dichtung nie außer acht ließ. In diesem Sinne wirkte die 1887 von Otto Lyon begründete „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", in der sich die langjährige stille, dieses Gebiet behandelnde Arbeit der deutschen Schule gleichsam abspiegelte. Der Kunsterziehungstag zu Weimar hätte da also an Vorhandenes anknüpfen können, anstatt für sich von neuem anzufangen.

Auch auf dem Gebiete der Erziehung zur bildenden Kunst im Unterrichte lagen seit Jahren ernste Arbeiten und Bestrebungen vor, an denen die Zeitschrift für den deutschen Unterricht ebenfalls nicht achtlos vorüberging.[1]) Die Fragen: Was bezweckt die Benutzung von Kunstwerken im deutschen Unterricht? — und: Welche Wege sind einzuschlagen, um das Verständnis solcher Kunstwerke beim Schüler anzubahnen? waren dabei eingehend erörtert und als Zweck der Kunstbetrachtung ein doppelter hingestellt worden[2]): „Zunächst ein rein schulmäßiger: Das Verständnis eines im Unterricht vorgetragenen und besprochenen Gegenstandes durch die Anschauung sachlich zu fördern." ... „Aber unmerklich und wie von selbst taucht hinter diesem nächsten, völlig praktisch-schulmäßigen Ziel ein zweites, höheres auf: durch lebendiges Anschauen, durch das Lesen an und aus dem Kunstwerk lernt der Schüler allmählich auch die Formensprache der Kunst, z. B. der plastischen, verstehen. Durch stete Übung werden Auge und Sinn geschult ... So erwacht mit der Zeit im Schüler wie von selbst die Fähigkeit, ein Kunstwerk zu verstehen, es erwacht in ihm Sinn für Linie, Komposition, Licht und Schatten, Ausdruck des Gesichts, der Bewegung und Gebärde, Harmonie — kurz, es wird ihm Sinn und Auge geöffnet, nicht nur für die Schönheit der Kunst, sondern auch nicht minder der Natur und des Menschen; denn sie alle wird er künftig mit anderen Blicken ansehen."

Der Kunsterziehungstag zu Dresden, anstatt an derartige vorhandene Bemühungen anzuknüpfen, schlug ganz andere Wege ein; er wollte von einer „schulgemäßen Behandlung" der Kunst überhaupt nichts wissen und das Verhältnis zwischen Schule und Kunst umkehren. „Man konnte — sagt Otto

1) Z. B. die Aufsätze von Konrad Lange „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend" (1892), von Rudolf Menge und anderen, die wir doch über den „Kunsterziehungstagen" ja nicht vergessen wollen. Man vergl. Sahr, „Das Bild im deutschen Unterricht" in dieser Zeitschrift VII (1893), 651—669 und desselben Verfassers „Griechische und römische Skulptur im deutschen Unterricht" ebenda XI (1897), 545—591, bes. den letzteren Aufsatz S. 545—550.

2) Vgl. XI, 551 ff.

Lyon in seinem Aufsatze „Der zweite deutsche Kunsterziehungstag in Weimar“[1]), in dem er den Grundirrtum nachweist, von dem man ausging — man konnte schon beim ersten Kunsterziehungstage bemerken, daß Künstler und Kunstgelehrte und auch einige in deren Gefolgschaft wandelnde Lehrer die Kunst als das Höhere und die Erziehung als das Niedere betrachteten. Und daher urteilte man mit hoher Miene über die Schule ab und verlangte ohne weiteres, die Schulmänner sollten von den Künstlern nicht nur die Vorschriften über die Kunst, sondern auch über die Erziehung in untertänigster Devotion entgegennehmen. Es ist aber gerade umgekehrt. Die Erziehung ist das Weitere, Umfassendere, Höhere; denn sie umfaßt alle geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte des Menschen, sie umfaßt nicht nur das individuelle, sondern auch das Gesamt-Ich; sie umschließt in der großartigsten Weise das ganze soziale, nationale, wirtschaftliche, geistige Leben eines Volkes und zuletzt der Menschheit. Und darum hat die Kunst der Erziehung zu dienen und nicht die Erziehung der Kunst.“

War so die Grundauffassung des Verhältnisses zwischen Kunst und Erziehung eine ganz verschiedene, so war es auch die Nutzanwendung. Die Kunsterziehungstage wollten nur der nationalen bildenden Kunst in der Schule Raum gewähren; der Berücksichtigung der antiken Kunst waren sie nicht günstig gesinnt.

Demgegenüber halten wir an dem oben dargelegten Standpunkte fest: einmal, daß sich die Kunst in der Schule dem besonderen Zwecke der Erziehung zu unterwerfen habe, und zweitens, daß die antike Skulptur dasselbe Anrecht habe, im Unterrichte berücksichtigt zu werden, wie die übrige Kunst, so weit sie in die Schule gehört, die der Renaissance und der Neuzeit, vor allem natürlich die heimische.[2])

Was die griechische und römische Plastik anbetrifft, so rede ich hier in erster Linie von ihrer Behandlung im deutschen Unterricht, d. h. von den Anstalten, die kein Griechisch treiben, wo also die Einführung in die griechische Gedanken- und Kulturwelt dem deutschen Unterrichte zufällt. So wenig wir in diesem Fache Schiller und Goethe und den deutschen Homer entbehren können, so wenig, meine ich, auch die griechische Kunst! Ich gehe hierbei, so paradox der Satz erscheint, lediglich von nationalen Gesichtspunkten aus: „Wir wollen . . . das Griechentum im deutschen Unterricht nur insoweit pflegen, als es ein wesentlicher und untrennbarer Bestandteil unserer nationalen Kultur geworden ist. Und daß es dies mit Schiller und Goethe geworden ist, wird niemand leugnen wollen. Was an Goethes und Schillers Griechentum ungesund und unnatürlich war, weil es zu weit ging und zur Verachtung des Heimischen führte, stoßen wir aus; pflegen wir dagegen das Gesunde, wodurch unserer Sprache und Anschauung

1) Zeitschrift XVII, 11 = 1903 S. 673—683.

2) Auf die nicht-antike Kunst hatte ich mich 1897 bezogen z. B. S. 551, 553, 556, 580, 588.

viel Edelgehalt zugeführt worden ist. In diesem Sinne also müssen wir alle durch das Griechentum hindurchgehen auf unserem Bildungsgange."[1])

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich auch die nachfolgende Besprechung der „Handausgabe" in zweiter Auflage aufgefaßt sehen.

Die Veranstaltung der „Handausgabe" seinerzeit war ein glücklicher Gedanke. Ja sie war eine Notwendigkeit und daher ein Verdienst! Die Verfasser bekennen ja auch im Vorwort zur ersten Auflage, sie erscheine „auf den einstimmigen Wunsch einer sehr großen Anzahl von Leitern und Lehrern höherer Unterrichtsanstalten in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz."[2]) Natürlich! Die Schulausgabe kann ihres Umfanges und Preises wegen nur im Besitz der Schule sein, aber als Ganzes weder in der Hand des Lehrers noch der des Schülers, die sie, sei es bei der Vorbereitung zum Unterricht, sei es bei der Wiederholung des Besprochenen brauchen. Beides war ohne die Handausgabe sehr erschwert — unmöglich war ferner ohne sie eine ruhige Vergleichung der einzelnen Kunstwerke, ein stilles Sichversenken in das Ganze, ein gründlicher Überblick über die Entwickelung der griechisch-römischen Plastik. Denn bei alledem kann man der Menge von tatsächlichen Einzelheiten nicht entraten, die die Texte bieten, noch weit weniger aber der beständigen Anschauung der Kunstwerke selbst. Erst dadurch, daß beides hier handlich und bequem beisammen und bei wundervoller Ausführung für einen äußerst niedrigen Preis zu haben ist, wurde in der „Handausgabe" ein unübertreffliches, leicht zugängliches Hilfsmittel zum Studium der antiken Plastik geschaffen, ein Hilfsmittel, das gar nicht warm genug zur Anschaffung in Schule und Haus empfohlen werden kann; auch als Geschenk, als Schulprämie usw. wird es stets ein Werk von dauerndem Werte bleiben.

So vielseitig auch die Verwendung der Handausgabe ist: für den Klassenunterricht bleibt nach wie vor die Schulausgabe unentbehrlich, schon wegen der Größe des Objekts, auf das bei der Arbeit in der Klasse die Blicke aller unbedingt gerichtet sein müssen. Über die stufenartig aufsteigende Reihenfolge der einzelnen Tafeln und die Art ihrer Benutzung verweise ich auf meinen Aufsatz von 1897[3]); was ich dort a priori ausführte, hat sich in der Praxis gut bewährt. Die Versuche, die ich seinerzeit in mittleren und oberen Klassen mit dem Bruckmannschen Bilderwerk machte, hatten recht befriedigende Erfolge. Vor allem wirkte die lebendige Anschauung der antiken Götterstatuen und Köpfe, in denen die Schüler bald lesen lernten, erfrischend und anregend; man freute sich im voraus darauf, wenn „Bilder" kamen und war gut bei der Sache. Auch zeigte sich, daß das so gewonnene innere Anschauungsbild samt den daran sich knüpfenden Vorstellungen und Gedankenreihen vom Gedächtnis recht treu festgehalten wurde. Ich kann also die Herren Fachgenossen aufs lebhafteste zur Benutzung des Werkes im Klassenunterricht er-

1) a. a. O. Zeitschrift XI (1897), 590f.
2) 2. Aufl. S. III.
3) XI, 553—556; 575—589.

mutigen. Mitteilungen über das, was sie dabei beobachten, wären sehr erwünscht; der Austausch der Erfahrungen und eine möglichst vielseitige Aussprache ist besonders da fördernd, wo es sich, wie hier, um ein noch verhältnismäßig neues Gebiet handelt, auf dem die Versuche eine Zeitlang immer noch etwas Tastendes an sich tragen werden.

Hat die Schulausgabe mit ihren Tafeln infolge der Größe und Reproduktionsart der Bilder unbedingte Vorzüge vor der Handausgabe, so kommen dieser wieder einige recht wesentliche Vorzüge vor jener zu, die aus ihrer Natur als handliches Buch sich ergeben, so vor allem der größerer Übersichtlichkeit. Man überblickt in der Handausgabe den reichen und weitschichtigen Stoff leichter als Ganzes und findet sich in ihm weit bequemer und schneller zurecht als in dem schwer zu handhabenden Tafelwerk. Dies ist vor allem die Folge der ausgezeichneten Gliederung der Handausgabe. In ihr ist der Stoff trefflich und übersichtlich in zehn Gruppen untergebracht, denen überdies jedesmal eine kurze allgemeine Einleitung voraufgeht. Hier werden die großen, zusammenfassenden Gesichtspunkte aufgestellt, von denen aus die ganze Gruppe zu beurteilen ist; so gewinnt man für die Einordnung des einzelnen Kunstwerkes in das Ganze unschwer die richtige Stelle. Es leuchtet ein, daß sich so für den Lehrer aus dem Studium der Handausgabe zwanglos ein vorzügliches Bild von der Entwickelung und Gesamtheit der antiken Plastik ergibt. Welchen Wert dies hat, wird so recht klar, wenn man bedenkt, daß doch nicht jeder Lehrer, der Deutsch zu geben hat und seine Klasse in die griechische Götterwelt — z. B. in O III bei Lektüre des deutschen Homer — einführen soll, die unbedingt nötigen Vorkenntnisse der antiken Skulptur mitbringen kann. Ist er nun in einer großen Stadt und sucht er sich diese Vorkenntnisse durch den Besuch des Antikenkabinetts oder des Gipsmuseums zu erwerben, so wird er von der Fülle der dort gebotenen Einzelheiten unbedingt verwirrt; wer aber in einer kleineren Stadt fern von jedem Museum lebt, ist erst recht verraten und verkauft. Hier ist nun die Handausgabe ein trefflicher, absolut zuverlässiger Führer: sie gibt gleich die enge, für die Schule bestimmte Auswahl. Durch ihr Studium wird jeder Lehrer, der Lust und Liebe zur Sache hat, auch wenn ihm die antike Skulptur bisher wenig vertraut war, sich sehr bald auf dem ihm neuen Gebiete heimisch fühlen, an der Hand der Texte wird er lernen, wie die Kunstwerke zu betrachten sind und was aus ihnen zu lesen und zu holen ist. Unschwer wird er dann das so Gewonnene und Gelernte seinen Schülern vermitteln und wird bei der nach lebendiger Anschauung allzeit dürstenden Jugend, die er vor die herrlichen großen Tafeln der Schulausgabe stellt, mehr Entgegenkommen und Dank finden als bei Vorlesung der schönsten Beschreibung eines griechischen Gottes ohne Bild!

Die Gruppen in der Handausgabe sind folgende:

1. Die altertümliche Kunst: 2 Tafeln (1, 2) und 1 Textabbildung.
2. Götterbilder aus dem 5. Jh.: 8 Tafeln (3—10) und 6 Textabbildungen.
3. Andere Skulpturen des 5. Jhs: 7 Tafeln (11—17).

4. Götterbilder des 4. Jhs.: 10 Tafeln (18—27) und 3 Textabbildungen.
5. Griechiſche Athletenſtatuen: 2 Tafeln (28, 29) und 4 Textabbildungen.
6. Grabmäler: 6 Tafeln (30—35) und 5 Textabbildungen.
7. Statuariſche Gruppen: 5 Tafeln (36—40) und 3 Textabbildungen.
8. Helleniſtiſche Kunſt: 2 Tafeln (41, 42) und 1 Textabbildung.
9. Hiſt. Kunſt der Römer: 3 Tafeln (43—45) und 3 Textabbildungen.
10. Griech. und röm. Portraits: 11 Tafeln (46—56) und 11 Textabbildungen.

Das wären im ganzen 56 Tafeln und 37 Textilluſtrationen mit insgeſamt 101 Abbildungen: es bedeutet dies gegen die 1. Auflage der Handausgabe ein Mehr von 40 Neuaufnahmen. Unter ihnen ſind 30 Bilder, die bisher überhaupt fehlten, und 10 neue Aufnahmen von bereits vorhandenen Bildern. Die 30 völlig neuen Bilder ſind überwiegend Textesabbildungen (26 Nrn.) und nur zum kleinſten Teil neue Tafeln (4 Nrn.). Dies iſt ganz berechtigt; denn es hat etwas Mißliches, die Tafeln, die doch mit denen der Schulausgabe übereinſtimmen ſollen, über letztere hinaus weſentlich zu verändern und zu vermehren. Nur in einem Falle bietet die neue Auflage etwas von der Schulausgabe völlig Abweichendes: die Ägineten-Tafel iſt weggeblieben und an ihre Stelle als Tafel 2 eine altertümliche Mädchenſtatue von der Akropolis getreten, da, wie Furtwängler ſagt, „über die Ägineten eine Publikation des einen unterzeichneten Herausgebers im Gange iſt, der hier nicht vorgegriffen werden ſollte“. (S. IV Vorwort.)

Die zweite völlig neue Tafel iſt der Diskobol nach Myron (Nr. 28), eine ſehr willkommene Ergänzung der 5. Gruppe, die in der 1. Auflage ohnehin etwas dürftig war und nur aus einer Tafel und zwei Textabbildungen beſtand; jetzt zählen wir zwei Tafeln und vier Textabbildungen, das ergibt ein beſſeres Verhältnis dieſer Gruppe zu den übrigen. Zwei weitere neue Tafeln (Nr. 34 und 35) zeigen 4 ſchöne Gruppen von dem herrlichen Alexanderſarkophag in Konſtantinopel, und 5 neue Textabbildungen mehrere Köpfe aus demſelben Werke mit aller wünſchenswerten Deutlichkeit, ſodaß die Zahl der Abbildungen dieſes wunderbar gut erhaltenen Werkes im ganzen auf 11 geſtiegen iſt; dem ſtanden in der 1. Auflage lediglich die beiden Geſamtanſichten des Sarkophages gegenüber. Die Einzelheiten konnte man bisher nur auf den großen Tafeln der Schulausgabe ſtudieren. Endlich ſind aus der einen Bildertafel der Markusſäule zu Rom zwei geworden, wodurch jede der 4 Abbildungen weſentlich größer und klarer wiedergegeben wird. Der ſonſtige Zuwachs an Textesabbildungen kommt hauptſächlich der letzten Gruppe zugute, den griechiſchen und römiſchen Portraits, der umfangreichſten des ganzen Buches.

Neben dieſem Zuwachs verdienen auch die verbeſſerten Aufnahmen ſchon vorher abgebildeter Kunſtwerke alles Lob; ich nenne von ihnen nur einige, beſonders auffällige: Tafel 13 zeigt jetzt weit ſchöner als früher die Meduſa Rondanini; den Grund gibt eine Anmerkung Furtwänglers (S. 40) an: „Ich habe, um die Rückſeite der Maske zu unterſuchen, dieſelbe

kurze Zeit von der modernen Marmorplatte abnehmen lassen; in diesem von jener Zutat befreiten Zustande erscheint sie in der neuen Aufnahme unserer Tafel." — Die Gruppe des Menelaos mit der Leiche des Patroklos (Tafel 37) ist jetzt nach der richtigen Ergänzung im Albertinum zu Dresden reproduziert, wo das erhobene Haupt des Menelaos dem Beschauer voll zugewendet ist, während in der früheren Wiedergabe nach der Wiederholung im Palazzo Pitti in Florenz der Kopf nach rechts gesenkt erscheint. Wichtig ist endlich die Neuaufnahme der marmornen Alexanderstatue der Münchner Glyptothek (Textabb. Nr. 34 S. 163). Die Herausgeber hatten in der Schulausgabe gelegentlich berichtet[1]), mit welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gerade bei Aufnahme dieser Statue zu kämpfen war: um so erfreulicher ist es, daß nun eine befriedigende Wiedergabe derselben geglückt ist! Der Unterschied zur 1. Auflage (S. 159) ist ganz bedeutend: hier unvermittelt nebeneinander stehende Lichter und Schatten, die kaum die menschlichen Proportionen genügend zeigen, in der neuen Auflage eine wohl ausgeglichene Beleuchtung, die das Ebenmaß des Körpers und vor allem die schöne Krönung desselben durch das edle Haupt aufs beste erkennen läßt.

Überblickt man, was in der 2. Auflage in Hinsicht auf den bildlichen Teil an Arbeit und Verbesserungen geleistet ist, so muß man den beiden Herausgebern und der Verlagsanstalt die höchste Anerkennung zollen.

Die Illustrationen der Handausgabe sind, wie noch bemerkt sein mag, sämtlich Netzdrucke und beruhen, wie die großen phototypischen Tafeln der Schulausgabe auf Aufnahmen nach den Marmororiginalen. Die wenigen Fälle, wo nach dem Gipsabguß reproduziert werden mußte, sind von den Herausgebern gewissenhaft angegeben. Die Netzdrucke sind aber technisch so ausgezeichnet, daß sich z. B. auf der 19. Tafel, Demeter von Knidos, das feinere Korn des parischen Marmors, aus dem der wunderbar beseelte Kopf der Göttin gebildet ist, deutlich von dem gröberen Marmor abhebt, der für den Körper der Statue verwendet wurde. Um die Wirkung dieses geradezu madonnenhaft schönen Antlitzes in Marmor zu würdigen, vergleiche man nur damit die (S. 56) daneben stehende Abbildung desselben aber ergänzten Demeterkopfes nach Gips!

Mit gleicher Sorgfalt wie der bildliche Teil wurden von den Herausgebern Furtwängler und Urlichs die Texte zu den Bildern durchgearbeitet und verbessert. Sie können als Muster einer Erläuterung gelten, die sich schlicht und streng an das tatsächlich Vorliegende und wissenschaftlich Gesicherte der bildlichen und literarischen Überlieferung hält. Unter sorgsamer Beachtung der unscheinbarsten Einzelheit beginnt sie mit dem Äußeren des Kunstwerkes, seiner Überlieferung oder Auffindung, um langsam und sicher zur Deutung der Auffassung, des tiefen Sinnes und hohen Wertes der Statue oder des Kopfes emporzuschreiten. Den zahlreichen antiken Belegstellen — neuere Autoren vermeiden die Verfasser möglichst anzuführen — ist, vielfachen Wünschen

1) Vgl. meinen Aufsatz 1897 S. 570.

entsprechend, die deutsche Übersetzung beigegeben. So wird die Herrlichkeit der antiken Skulptur und ihr volles Verständnis auch den weiten Kreisen erschlossen, die des Griechischen und Lateinischen nicht mächtig sind: ein nachahmenswertes Beispiel, sich von jeglicher fachlichen Engherzigkeit frei zu halten, geben die Herausgeber damit. Nur so können die Schätze der antiken Kultur all denen zugänglich werden, die danach dürsten.

Ein näheres Eingehen auf die Texte kann ich mir im Hinblick auf meine früheren Ausführungen[1]) ersparen. Im ganzen durften die Texte die alte Gestalt behalten, wieviel im einzelnen gebessert und hinzugefügt ward, lehrte der lohnende Vergleich längerer Proben in der 1. und 2. Auflage.[2])

Zum Schluß möchte ich den verdienten Herausgebern noch einen Wunsch für die 3. Auflage ans Herz legen: die Hinzufügung eines Namen- und Sachregisters, das das schnelle Nachschlagen der Einzelheit, die man gerade sucht und braucht, möglich macht. Die Brauchbarkeit des Buches gewinnt dadurch wesentlich!

Das Erscheinen der 2. Auflage gilt mir als erfreulicher Beweis dafür, daß trotz der Übertreibungen der Kunsterziehungstage frühere gesunde Keime der Erziehung zur Kunst sich unmerklich weiter entwickelt und gekräftigt haben: das ist auch das Rechte! In Erziehungsdingen ist nur durch bedächtiges organisches Fortschreiten etwas zu erreichen — der Sturmschritt führt da nicht zum Ziele!

Jetzt, nachdem der Begeisterungsrausch der Kunsterziehungstage verflogen und wieder etwas Ernüchterung eingetreten ist, darf wohl auch die alte, stille, vorsichtige Schularbeit für eine Erziehung zur Kunst wieder auf Beachtung rechnen. Auf Beachtung und Erfolg! Ja, ich hoffe, auf einen ganz anderen Erfolg als früher. Denn sicher ist das ein Hauptverdienst der Kunsterziehungstage, daß sie auch den Dumpfesten aus seiner Gleichgültigkeit gegen die Kunst aufgerüttelt haben. Wie ein Frühlingshauch ging ihr scharfer Wind über die deutschen Lande und trug weithin köstliche Keime der Anregung.

So werden wohl auch jedem Lehrer die Augen darüber geöffnet sein, daß es in dem alten Gleise nicht weiter ging und daß das Verhältnis der Schule zur Kunst noch nicht das rechte war. Auch die Kunst muß ein vollbürtiger Helfer am Erziehungswerk sein; auch ihr gebührt daher in der Schule ein würdiger Platz neben den anderen Erziehungsmitteln. Und da ist es denn ein weiteres großes Verdienst der neuen Bewegung, daß sie Künstlern und

1) 1897 S. 572ff.

2) Der Vergleich ergab, daß die meisten kleinen Versehen und Druckfehler der 1. Auflage in der 2. beseitigt sind. Aufgefallen sind mir in der 2. Auflage nur folgende Kleinigkeiten: S. 65 Z. 11 v. u. schreibt A. F. Virgil, H. L. U. dagegen S. 113 Z. 5 v. o. und S. 114 Anm. 1 Vergil: eine Einigung über die Schreibung ist gewiß leicht zu erzielen. S. 92 Z. 20 v. u. (1. Auflage S. 96) lies acht Männer (statt sieben), wie der Augenschein und auch die Beschreibung ergibt, nämlich (S. 93) 1+5 und (S. 94) +2; S. 93 Z. 2 v. o. lies die Sima (statt Simai), wie auch 1. Auflage S. 96 steht; S. 122 Z. 11 v. o. lies Klytaimnestra (statt —mestra: Schulausgabe und 1. Auflage S. 124); S. 151 Z. 16 v. o. lies nach Christi (statt vor Christi: 1. Auflage S. 148).

Verlegern den Mut gegeben hat, eine Reihe ausgezeichneter Hilfsmittel für die Erziehung zur Kunst zu schaffen. Ihnen allen stehe die Schule offen: Raum für alle Kunst in der Schule, soweit der Erziehungsplan es gestattet — also auch Raum für die griechische und römische Skulptur!

Ich bin überzeugt, daß die nächsten Auflagen der „Handausgabe" einander schneller folgen werden, und hoffe, dem trefflichen Buche in nicht zu ferner Zeit wieder zu begegnen.

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Kleine Mitteilungen.

Die „Frankfurter Zeitung" bringt in ihrer Nummer vom 11. Dezember 1904 in ihrem Literaturblatte einen vom Gymnasialoberlehrer Dr. J. C. Sprengel verfaßten Aufsatz: **„Ein Erläuterungswerk zur neueren deutschen Dichtung"**, aus dem wir folgendes wiedergeben:

„Der vorjährige Kunsterziehungstag hat sich an der Geburtsstätte unserer klassischen Literatur drei Tage lang sehr eingehend mit der Frage beschäftigt, wie die deutsche Sprache und Dichtung für die Erziehung der Jugend und damit unseres ganzen Volkes zu behandeln sei. Unter den mancherlei Verstiegenheiten, die bei dieser Gelegenheit laut wurden, fand die Anschauung Otto Ernsts breiten Widerhall, alle Erklärungen des Künstlerischen wären im Grunde vom Übel. Wie nun die Jugend und auch die erwachsene Menschheit zum reinen Genuß der Dichtung geführt werden solle, das haben die Kunstbegeisterten von Weimar freilich nicht verraten. Aber ein nicht zu übersehender Sachverständiger, der leider dort in dem schwärmerischen Taumel der Meinungen etwas allein stand, Rudolf Lehmann in Berlin, gab doch zwei nüchterne Tatsachen zur Erwägung: einmal, daß niemand der Schule die Aufgabe abnimmt, das Volk zur Kunst zu erziehen, und zum andern, daß der Genuß einer Dichtung bedingt wird durch das Verständnis. Dieses entspringt aber keineswegs von selbst aus der zwingenden Gewalt des Schönen, sonst hätte nicht im abgelaufenen Jahrhundert ein Ebers und J. Wolff solche ungeheuren Auflagen ihrer Talmiware erlebt anstatt eines Keller und Mörike, sonst würde man nicht einen Kleist und Hebbel geraume Zeit dergestalt übersehen haben und dafür in der trüben Flut des naturalistischen Dramas untergetaucht sein. Allerdings ergibt sich hieraus auch mit Notwendigkeit, daß die Schule ihre Pflicht der Geschmacksbildung gegenüber der Dichtung des 19. Jahrhunderts nicht oder wenigstens nicht genügend erfüllt hat. Es muß auch den in Weimar so überlaut gewordenen Klagen unumwunden zugestanden werden — ein so berufener Kenner wie der so früh verstorbene Stephan Waetzoldt hat dem aufs schärfste zugestimmt —, daß sie sich in der Verfolgung ihrer ästhetischen Aufgaben vielfach auf recht böse Holzwege verirrt hatte. Gegenüber der modernen Dichtung nun befindet sich die höhere Schule, um die es sich in erster Linie handelt, allerdings in einer besonders schwierigen Lage. Man fürchtet einmal, bei der knappen Zeit durch Eingehen auf die moderne Dichtung die Klassiker in ihren verbrieften Rechten ungebührlich zu verkürzen. Anderseits gingen bis in die neueste Zeit in der Wertschätzung der nachklassischen Poesie wie auch über die einzuschlagenden Wege der Behandlung die Meinungen oft recht weit auseinander. Das kam besonders auf einer rheinischen Direktorenkonferenz zum Ausdruck, die sich Mitte der neunziger Jahre mit dieser Frage beschäftigte.

Hier ist nicht der Ort, auf diese Fragen des näheren einzugehen. Es genügt festzustellen, daß sich während des letzten Jahrzehnts in der ästhetischen Würdigung der Dichtung des 19. Jahrhunderts eine wesentliche Klärung vollzogen hat. Sodann wird die Notwendigkeit, diese in die Schule einzuführen, von niemandem mehr ernstlich bestritten. Als ein vortreffliches Hilfsmittel zur Einführung in das Verständnis der neueren deutschen Dichtung ist nun das Erklärungswerk des in den Bahnen Rudolf Hildebrands

wandelnden, um die Hebung des deutschen Unterrichts auch anderweitig hochverdienten Dresdner Schulrats Otto Lyon mit Freuden zu begrüßen. (Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Leipzig und Berlin. B. G. Teubner. Heft 1 bis 14.) Und es sei von vornherein nachdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Sammlung nicht etwa ausschließlich Schulzwecke im Auge hat, sich vielmehr ebensosehr — ja wohl in noch höherem Grade an das deutsche Haus wendet und gerade da reichen Nutzen zu stiften vermag.

Als ein guter Griff darf es bezeichnet werden, daß die Ästhetischen Erläuterungen in Einzelheften von durchschnittlich drei Druckbogen Umfang (zum Preise von 50 Pf.) gegeben werden, deren jedes in der Regel sich mit einer einzelnen abgeschlossenen Dichtung beschäftigt. Die Erläuterungen haben den Zweck, zu liebevollem Verständnis der Dichtung des 19. Jahrhunderts hinzuführen, wobei das Künstlerische im Mittelpunkt der Erklärung steht — das Künstlerische im konkreten Fall als einheitliches Kunstwerk gefaßt, aber auch wieder ebenso als Bestandteil der gesamten Kunstentwickelung wie als Lebensäußerung der sich entwickelnden künstlerischen Persönlichkeit. So sollen am Einzelfall auch die Grundbegriffe des künstlerischen Schaffens sichtbar werden.

Das ist ein vortreffliches Programm, und in einer ganzen Reihe der bereits vorliegenden Hefte wird es verständig durchgeführt. Allerdings hat es im Anfang an einer wirksamen, zielbewußten Gesamtleitung des Herausgebers und einheitlichen Durchführung des Programms seitens einzelner Mitarbeiter stellenweise noch gefehlt. Einige Hefte sind zu sehr im Stofflichen stecken geblieben und lassen die wünschenswerte objektive Ruhe der Kritik vermissen. Ob es gerade angebracht war, Werke lebender Dichter, die noch in der Entwickelung stehen, wie z. B. Otto Ernst, ins Auge zu fassen, mag dahingestellt bleiben. Manche der lebenden, so Sudermann, gestatten ja schon heute ein einigermaßen abschließendes Urteil. Aber der richtige Gesichtswinkel kann da auch leicht verfehlt werden. Das zeigt sich bei dem der Lyrik Ferdinand Avenarius' gewidmeten Heft 13. Die darin vorherrschende, etwas jugendliche Begeisterung ist vielleicht nicht weniger auf Rechnung des um die Hebung des Kunstgeschmacks in Deutschland sicherlich verdienten Herausgebers des „Kunstwarts", als des lyrischen Dichters Avenarius zu setzen. In Heft 6 soll „Gustav Frenssen, der Dichter des Jörn Uhl" gezeichnet werden. Aber es bleibt bei einer etwas naiven ästhetischen Plauderei mit reichlich eingestreuten Proben. Gut gemeint, aber planlos und oft recht wenig belangreich. Von einem dichterischen Porträt, wie es der Titel verheißt, ist keine Rede. Auch die versuchte Parallele mit Sudermanns „Frau Sorge" ist in Äußerlichkeiten stecken geblieben.

Eine weit gründlichere Würdigung findet Sudermann selbst mit zweien seiner Hauptwerke durch G. Boettticher in Berlin. Die Vorzüge und Schwächen werden auf Grund sorgfältiger Analyse vorurteilslos abgewogen. In der Besprechung der „Frau Sorge" (Heft 3) sollte die Hauptschwäche des Romans, der Mangel an frei quellender Phantasie und das Vorwiegen des grübelnden Verstandes, der eine an sich treffliche Idee überspannt und förmlich zu Tode hetzt, noch deutlicher gekennzeichnet sein. Daß die Erzählung „zu den inhaltlich tiefsten und bedeutsamsten Romanen der Gegenwart gehöre", wird nicht jedermann zugeben. Recht wohl kann man sich dagegen mit dem sorgfältig abgewogenen Werturteil über die „Heimat" (Heft 14) einverstanden erklären.

Eine ganz prächtige, reife Arbeit liefert Julius Sahr in Heft 11 über K. F. Meyers „Jürg Jenatsch". Mit ebenso sicherer wie feiner Hand entwirrt er das vielfach verschlungene Gewebe der Handlung, beleuchtet zugleich das schöne Ebenmaß der Komposition und rückt die Gestalten der Dichtung in klare Beleuchtung, vorab die Entwickelung des Helden, dieses aus vulkanischer Leidenschaft und Selbstbeherrschung, aus überragender Genialität und kindlich sonniger Fröhlichkeit so seltsam gemischten Charakters.

Wilhelm Heinrich Riehl, der Begründer der kulturgeschichtlichen Novelle, wird als Dichter noch immer nicht nach Gebühr gewürdigt. Geraume Zeit waren die älteren Sammlungen seiner Novellen vergriffen und kaum zu bekommen; jetzt gibt es davon bei Cotta eine siebenbändige, billige Gesamtausgabe. Theodor Matthias in Zittau —

er ist u. a. durch seine treffliche Herderausgabe bekannt und nicht zu verwechseln mit dem später zu nennenden preußischen Ministerialrat gleichen Namens, der namentlich als pädagogischer Schriftsteller auch in weiteren Kreisen rühmlichst bekannt ist — hat schon kürzlich bei Cotta sechs Riehlsche Novellen in einer Schulausgabe vereinigt. In der Lyonschen Sammlung bespricht er (Heft 5) drei weitere Novellen, die zugleich einen Überblick über die Entwickelung des Dichters gewähren. Es geschieht in zweckmäßiger und anregender Form. Wo es sich um Kennzeichnung der Auffassung Riehls vom Wesen der Novelle handelt, hätte ich gern seine an Ludwig Richter gerichtete Widmung der „Geschichten aus alter Zeit" gelesen, in welcher der ganze heiteräugige, gemütvolle Riehl mit den knappen Strichen eines deutschen Holzschnittes vor unser Auge tritt.

Theodor Storm, der „deutsche Hauspoet", ist in Heft 4 mit seinem allbekannten Erstlingswerk „Immensee" und einer weiteren Novelle „Ein grünes Blatt" aus dem Jahre 1854 vertreten; er findet in Otto Ladendorf einen sachkundigen und geschmackvollen Ausleger, der neben der Analyse und Charakteristik auch auf die Kunstmittel und die tieferen Zusammenhänge des poetischen Schaffens gelegentlich hinweist.

Durch weitausholende und tiefbohrende Gründlichkeit zeichnet sich der Essay aus, den Rudolf Fürst in Prag über Meister Gottfried Kellers letztes Werk, den Erziehungsroman „Martin Salander" bietet (Heft 8). Mit klarem Überblick wird die Dichtung aus ihren literarischen, persönlichen und stofflichen Voraussetzungen abgeleitet, sodann nach ihrem Ideengehalt und in ihrer Technik geschildert. Da ist nichts zu wenig und nichts zu viel; man kann diese Erläuterungen ebensogut vor wie nach der Lektüre des Werkes lesen, und sie sind für die reife Jugend wie für anspruchsvollere Erwachsene lesbar und förderlich.

Wir kommen zu den noch ausstehenden dramatischen Werken. Grillparzers „Ahnfrau" hat Adolf Matthias eine lehrreiche und gefällige Abhandlung gewidmet (Heft 12), in der das „schöne Stück naiver Romantik", das in dieser Tragödie steckt, zu gutem Recht kommt. Es wird auf der einen Seite nachgewiesen, daß die Schicksalsidee zweifellos ein Mangel der Tragödie ist, anderseits aber auch wieder betont, wie der Dichter die Schwächen in der Verwendung des Schicksals durch echt poetische Behandlung — bis zu einem gewissen Grade, möchten wir einschalten — ausgeglichen hat. Die „Braut von Messina" aber dürfte, wie Karl Weitbrecht überzeugend nachgewiesen hat, mit den sogenannten Schicksalstragödien, also auch der „Ahnfrau", überhaupt nicht in einem Atem genannt werden.

Robert Petsch in Würzburg bespricht drei Dramen sehr verschiedenartigen Gepräges: Otto Ludwigs Makkabäertragödie (Heft 2), Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" (Heft 7) und Richard Wagners „Meistersinger" (Heft 10). Um mit den letzten zu beginnen — es handelt sich hier natürlich lediglich um eine poetische Würdigung des musikalischen Lustspiels. Gerade die aber erscheint recht wünschenswert, weil viele das Werk von der Bühne her kennen, dabei keineswegs überflüssig, weil es erfahrungsgemäß oft nicht verstanden wird. Man verkennt vielfach, daß Wagner in diesem Musikdrama dem Recht des Genies die Bedeutung der künstlerischen Tradition gegenüberstellt. Die sachlichen und auch die persönlichen Zusammenhänge der Handlung, ihre typische rein menschliche Bedeutung werden in lichtvoller Ausführung erörtert. Ohne etwas Wagnerbegeisterung geht es natürlich nicht ab: das gehört da gewissermaßen zum historischen Stil der Betrachtung. Ein in gewissem Sinne verwandtes Problem der Charakterentwickelung enthält Kleists Tragödie, deren aus gedrungenem Realismus und im besten Sinne romantischem Empfinden für die dämmerigen Tiefen der Menschenseele wundervoll zusammengesetzte Schönheit erst neuerdings besseres Verständnis findet. Ich habe schon früher neben Steigs bahnbrechenden Kleistforschungen namentlich auf Servaes' ausgezeichnete Biographie hingewiesen und möchte daran auch bei dieser Gelegenheit erinnern. Was Petsch gibt, erweist sich als eine recht erfreuliche Arbeit eigenen Standpunktes. Er entwickelt klar das dramatische Problem, das in dem Gegensatz zwischen einem starken subjektiven Eigenwillen und dem Vertreter lebendigen Staatsbewußtseins

wurzelt. In der Versöhnung dieses Gegensatzes schildert der Dichter den Ausgleich zwischen Kopf und Herz, nach dem er selbst sein ganzes Leben hindurch mit einem fast beispiellosen Kraftaufgebot gerungen, zu dem er sich freilich — wie ich im Gegensatz zu Petsch meine — zwar poetisch, doch nie völlig für sich selbst durchgerungen hat. Das die „Makkabäer" behandelnde Heft ist ganz in Form eines Durchblicks gehalten. Es setzt die Bekanntschaft mit Petschs bei Teubner erschienener Schulausgabe voraus, weshalb ich es mir hier versage, näher darauf einzugehen.

Man erkennt aus dem Vorstehenden, wie die ganze Sammlung gedacht ist, ihren möglichst weit gesteckten Umfang und die ungefähre Art der Behandlung; man hat auch bemerkt, wie verschiedenartig die vorliegenden Hefte aussehen und zu bewerten sind. Bleiben einige hinter den Erwartungen, die man auf den Namen des Herausgebers setzen durfte, zurück, so erfüllen doch die weitaus meisten vortrefflich ihre Aufgabe, der Schule wie dem Haus eine anregende, zuverlässige, bequem zugängliche und wohlfeile Führung durch die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts zu bieten. Ich wünsche deshalb dem Unternehmen einen recht gedeihlichen Fortgang."

Die Briefe des Lenoren-Dichters. Seit Adolf Strodtmann sein vierbändiges großes Sammelwerk „Briefe von und an Gottfried August Bürger" (1874) herausgab, ist jetzt gerade ein Menschenalter vergangen. In diesen dreißig Jahren sind etwa 300 weitere Briefe Bürgers ans Licht gekommen, die zum Teil gänzlich unbekannt, zum Teil nur fragmentarisch gedruckt worden sind. Manche von ihnen sind nur in Antiquariatskatalogen aufgetaucht, um dann wieder spurlos zu verschwinden. Wenn man bedenkt, wie unendlich mühsam es ist, diese neuentdeckten und in den verschiedensten und entlegensten Zeitschriften zerstreut gedruckten Bürger-Briefe zu übersehen, so muß man wohl unbedingt dem Wunsche einer Autorität, wie Professor August Sauer in Prag, beipflichten, der noch vor kurzem in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte ausdrücklich betonte: „Hoffentlich erhalten wir bald eine zweite, vervollständigte Auflage der Strodtmannschen Sammlung!" Wie wir erfahren, arbeitet ein jüngerer Forscher bereits seit längerer Zeit an dieser Neuherausgabe des Strodtmannschen Bürger-Werkes, Dr. Erich Ebstein (Göttingen, Weender-Chaussee 8), der bereits wiederholt neue Bürger-Funde in den literarischen Fachzeitschriften mit Geschmack und ausgezeichneter Sachkenntnis veröffentlicht hat. Dr. Ebstein schreibt uns: „Seit einer längeren Reihe von Jahren mit Arbeiten über Gottfried August Bürger beschäftigt, gedenke ich nunmehr, sämtliche Briefe Bürgers in einer umfassenden Publikation herauszugeben. Ich bitte daher alle öffentlichen Bibliotheken, sowie alle Sammler, mir freundlichst Mitteilung zugehen zu lassen von etwaigen in ihrem Besitz befindlichen Briefen, Gedichten oder sonstigen Handschriften von Bürger. Je reichlicher und tatkräftiger ich in meinem Unternehmen unterstützt werde, desto schneller und eher wird die Drucklegung in Angriff genommen werden können. Die mir übersandten Originale der Briefe erfolgen natürlich nach kürzester Frist unversehrt zurück, im Notfalle würde mir auch die Übersendung einer diplomatisch genauen Abschrift unter Beibehaltung der Orthographie des Briefstellers genügen." Wir möchten hinzufügen, daß es dem spürsinnigen Eifer des jungen Forschers gelingen möge, recht viel neues Briefmaterial von Bürger ans Licht zu ziehen und, etwa in einem Anhange oder chronologisch eingereiht, wie bei Strodtmann, auch die wichtigsten Briefe an Bürger, namentlich die seines originellen Verlegers Dieterich, in der neuen Publikation mit aufzunehmen. („Nat.-Ztg.")

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 8. Jahrg. 1905. XV. und XVI. Bandes 2. Heft. Inhalt: Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Ein programmatischer Versuch. Von Privatdozent Dr. Ottmar Dittrich in Leipzig. — Wielands

Cyrus. Von Oberlehrer Dr. Otto Ladendorf in Leipzig. — Amerikanische Bemerkungen zu Weißenfels' Bildungswirren der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ernst Sihler in Neuyork. — Aus der Jugendzeit der Fürstenschule Grimma und dem Leben des Martin Hayneccius. Von Prof. Dr. Paul Meyer in Grimma. — Das deutsche Mädchengymnasium. Von Oberlehrer Dr. Johannes Teufer in Schöneberg-Berlin. — Ein Gespräch mit Goethe. Von Prof. Dr. Otto Immisch in Leipzig.

Monatsschrift für höhere Schulen. IV. Jahrg. 3. und 4. Heft, März—April. Inhalt: Eine neue Schillerbiographie. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Erwägungen zur Verdeutschung grammatischer Kunstausdrücke. Von Direktor Dr. Koppin in Stettin. — Die Studientage in Pforta. Von Dr. F. Paulsen, Prof. an der Universität Berlin. — Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 16. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Die Aufgaben der deutschen Reifeprüfungsarbeiten an den sächsischen Realschulen von 1895 bis 1904. Von Oberlehrer Dr. Hörnig in Chemnitz. — Zur Würdigung deutscher Lesebücher. Von Dr. Konrad Wislicenus in Elberfeld.

—— 7. Heft. Inhalt: Die Zulassung der Oberrealschul-Abiturienten zum medizinischen Studium. Von Prof. Rich. Eickhoff. — Wege und Ziele der philosophischen Propädeutik. Von Reallehrer J. Quandt in Leipzig.

Archiv für Kulturgeschichte. III. Band. Heft 2. Inhalt: Nachrichten über Baudenkmäler sowie Kunst- und Kuriositätenkammern in einer handschriftlichen Reisebeschreibung von 1706. Von Konservator Dr. Alfred Hagelstange in Nürnberg. — Cagliostro in Straßburg nach der Schilderung eines Augenzeugen. Von Prof. Dr. Heinr. Funck in Gernsbach.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Band. Heft 2. Inhalt: Konrad Celtis' Gedichte in ihren Beziehungen zum Klassizismus und italienischen Humanismus. Von Guido Manacorda. — Zur Geschichte der Schicksalsdramendichter. Von Ludwig Geiger. — Vergleichende Studien zu Goethe: I. Zum „Ewigen Juden", II. Eine Parallele zum Faust, III. Die Laune des Verliebten und Gellert. Von Richard Maria Werner. — Ein brandenburgischer Regentenspiegel und das Fürstenideal vor dem großen Kriege. Von Karl Borinski. — Don Juan und Leontius. Von Ottokar Fischer. — Zur Datierung von Platens Aphorismen. Von Rudolf Schlösser.

Der Deutsche Schulmann. 8. Jahrg. Heft 2. Inhalt: Das Problem der „künstlerischen Erziehung". Von W. Dierks in Schale i. W.

—— Heft 4. Das Problem der „künstlerischen Erziehung". Von W. Dierks in Schale i. W. (Schluß). — Die Form der Diktate. Von G. Winkler in Pirna (Elbe).

Die Deutsche Schule. IX. Jahrg. 3. Heft. Inhalt: Zur Mannheimer Schulreform. Von M. Enderlin in Mannheim. — Soziale Frauenschulen. Von Prof. D. Dr. Zimmer.

—— 4. Heft. Inhalt: Zur Mannheimer Schulreform. Von M. Enderlin in Mannheim (Schluß). — Welche Hoffnungen setzt Schiller auf die ästhetische Erziehung des Menschen? Von Rektor R. Pohl in Friedland, Bz. Breslau.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1905. Heft 3. Vom Recht der Kunst auf die Schule. Von Tränckner.

—— Heft 4. Inhalt: Universitätsstudium der Volksschullehrer. Von Gurlitt. — Über die freien Niederschriften im Seminarunterricht. Von Wendt.

Pädagogische Studien. 26. Jahrg. 2. Heft. Ein Wort zur Simultanschulfrage. Von Prof. Dr. Thrändorf. — Herbarts Gedanken über das Verhältnis der Erziehung zum Staate. Von Dr. Hermann Popig. — Bedarf der Erzieher einer Ergänzung der philosophischen Ethik durch die christliche? Von Waldemar Baumgart.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XIII. Heft 2. Inhalt:

Der gemeinsame Unterbau der höheren Schulen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Von Vinc. Lößl.

Der Türmer. VII. Jahrg. Heft 6. Inhalt: Herrenrecht und Gesellschaftsrecht. Von Pastor a. D. Kötschke. — Menzel †. Von Dr. Karl Storck.

—— Heft 7. Inhalt: Johann Nestroy und das Wien seiner Zeit. Von Dr. August Stern-Wien. — Der Einzige und seine Liebe. Novelle von Timm Kröger.

—— Heft 8. Inhalt: Schiller. Gedicht von F. Lienhard. — Friedrich von Schiller. Von Dr. Paul Verbeck. — Schillers Läuterung. Von J. Höffner. Schillers Charakter und Persönlichkeit. Von Karoline von Wolzogen.

Der Säemann. 1. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Fachleute und Laien. Von Alfred Lichtwark-Hamburg. — Pestalozzi unser Führer. Von Paul Natorp-Marburg.

—— 2. Heft. Inhalt: Vom Kulturwert der deutschen Schule. Von Carl Götze.

—— 3. Heft. Inhalt: Amerikanische Schulen. I. Eine Volksschule in Neuyork. Von A. Pabst-Leipzig. — Vom deutschen Aufsatz. Von Otto Anthes-Lübeck. — Von neuen Wegen und Zielen der Lehrerbildung. Von M. Meyer-Hamburg.

—— 4. Heft. Inhalt: Zur Schulreform. — Soziale Gewissensfragen. Von Gertrud Bäumer. — Das Können unserer Gymnasiasten. Von Ludwig Gurlitt-Steglitz. — Wie kann in der Jugend das Verständnis für die geschichtlichen Vorgänge der Gegenwart geweckt werden. Von Bruno Gumlich-Charlottenburg.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1905. Heft 10 (Nr. 54—59). Inhalt: Die Willensfreiheit. Von Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrat a. D. — Aus den Lebenserinnerungen Rudolf von Delbrücks. (Reise nach Konstantinopel und Griechenland 1863.)

Das literarische Echo. VII. Jahrg. Nr. 12. Zweites März-Heft. Inhalt: Vom historischen Roman. Von Josef Oswald. — Zum Tode Hartlebens. Von Cäsar Flaischlen. — Historische Romane. Von Max Ewert. — Neues von Karl Henkell. Von Wilhelm Holzamer. — Barbey d'Aurevilly. Von Paul Wiegler. — Musikliteratur. Von Rudolf Louis. — Schlußreime. Von Otto Erich Hartleben.

—— Nr. 14. Zweites April-Heft. Inhalt: Drei Randglossen. Von Carl Spitteler. — Goethe-Schriften. Von Georg Witkowski. — Wilde, Wilde, Wilde. Von Max Meyerfeld. — Hochlandsromane. Von Karl Bienenstein. — Kunst und Zionismus. Von Max Osborn.

Neu erschienene Bücher.

Friedrich Hebbel, Agnes Bernauer. Herausgegeben von Dr. W. Haynel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 116 S.

Homers Odyssee und Ilias im Auszuge. In neuer Übersetzung von Dr. O. Hubatsch. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 165 S.

Rudolf Lehmann, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1.—5. Teil. Leipzig, G. Freytag, 1904.

Keller-Stehle-Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. 1.—3. Teil. 2. Aufl. Bearb. von Rudolf Lippert. Leipzig, G. Freytag, 1904.

Paul Heyse, Kolberg. Erläutert von Prof. Dr. H. Gloël. (Lyons ästhet. Erläut. deutscher Dichter des 19. Jahrh. 15. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 47 S.

Theodor Storm, Pole Poppenspäler, Ein stiller Musikant. Erläutert von Dr. O. Ladendorf. (Lyons ästhet. Erläut. deutscher Dichter des 19. Jahrh. 17. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 40 S.

Dr. Wohlrabe, Schillerbüchlein. Leipzig, Dürr, 1905. 160 S.

Franz Grillparzer, Die Ahnfrau, erläutert von Dr. F. A. Kilb. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1904. 202 S.

Theodor Körner, Zriny, erläutert von Dr. Karl Tomanetz. Leipzig, B. G. Teubner. 71 S.

Goethe, Götz von Berlichingen, herausgegeben von Dr. G. Frick. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 138 S.

Wolfram von Eschenbach, Parzival, herausgegeben von Friedrich Polack. 4. Aufl. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann, 1905. 73 S.

Dr. Ottmar Dittrich, Die Grenzen der Sprachwissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 20 S.

Dr. Richard Ausfeld, Deutsche Aufsätze für die höhere Mädchenschule. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 88 S.

Schiller, Die Räuber, herausgegeben von Dr. G. Frick. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1905. 160 S.

Prof. Dr. H. Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 5. Band, 4. Abtlg., 2. verb. Aufl. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann, 1905. 604 S.

Dr. Adolf Matthias, Die soziale und politische Bedeutung der Schulreform vom Jahre 1900. Berlin, Alex. Duncker, 1905. 36 S.

Dr. A. R. Prehn, Otto Borngräbers König Friedwahn. Schkeuditz, W. Schäfer, 1905. 52 S.

Johannes Meyer, Spiegel neudeutscher Dichtung. Leipzig, Dürr, 1905. 318 S.

Dr. Hans Hofmann, Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785. Berlin W. 35, B. Behrs Verlag, 1905. 167 S.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 1. Serie: Raffael, Rembrandt, Tizian, Dürer, Rubens. 1. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Prof. Richard Tieffenbach, Sophokles' Ödipus Tyrannos. Königsberg i. Pr., Hartungsche Buchdruckerei, 1905. 32 S.

E. Lemp, Schillers Welt- und Lebensanschauung. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1905. 300 S.

Johannes Meyer, Zur Umgestaltung des grammatischen Unterrichts in der Volksschule. Berlin W., Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 60 S.

Eugen Wolff, Schiller im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts. Jena, Herm. Costenoble, 1905. 172 S.

Prof. Dr. Ernst Müller, Schiller-Büchlein für Schule und Haus. Leipzig, G. Freytag, 1905. 191 S.

Dr. Alfred Schmidt, Schiller, wie er der große deutsche Volksdichter wurde. Altenburg, Theodor Unger, 1905. 32 S.

Adolf Bär, Charlotte von Lengefeld. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., 1905. 39 S.

Prof. Dr. Wilh. Rein, Kirche, Staat und Schule. Berlin SW. 61, Pan-Verlag, 1905. 29 S.

K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. 3. Teil, 2. verb. Aufl. Berlin W., Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 442 S.

Dr. O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- u. Übungsbuch. 1. Heft: Sexta. Berlin W., Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 91 S.

Otto Lyon, Handbuch der deutschen Sprache. 1. Teil: Sexta bis Tertia, 9. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 296 S.

Dr. Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 1. Band: Für die unteren Klassen, 13. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 495 S.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. 2. Teil, 11. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 559 S.

Prof. Dr. Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. 7. verb. Aufl. Berlin, Georg Bondi, 1905. 188 S.

Adolf Bär, Methodisches Handbuch der deutschen Geschichte. Teil 1: Die deutsche Urzeit. Gotha, E. F. Thienemann, 1905. 223 S.

E. Schädel, Das Sprechenlernen unserer Kinder. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1905 132 S.

Edwin Wilke, Deutsche Wortkunde. 3. Aufl. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1905. 368 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Die Echtheit der Loreleisage.[1])

Von **Karl Hessel** in Koblenz.

I.

Die Stelle, wo der Loreleifelsen ragt, ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert: es ist die engste Stelle des mittleren Rheinlaufes, es ist die tiefste Stelle des Rheines (30 m), es ist die schärfste Ecke, um die der Rhein herumlenkt, es ist die Stelle, wo das Treibeis sich regelmäßig stellt, es ist eine der Schiffahrt gefährliche Stelle, teils weil die Schiffe einander nicht kommen sehen, teils weil in der Nähe Untiefen und Klippen drohen, endlich ist es die Stelle, wo mächtiger als sonstwo am Rhein das Echo von den Felsen hinüber und herüber geworfen wird. Die Lorelei selbst aber schiebt sich wie ein wildes, steiles Vorgebirge tief in den Strom hinein. Darum ist diese Stelle zu allen Zeiten den Rheinfahrern aufgefallen, und noch heute wirkt sie mit einem geheimnisvollen Schauer, zumal bei trüber Beleuchtung, und gar wenn man hier Böller löst und unheimliche Donner durch das enge Felsental rollen. Langsam fährt dann das Boot, und alle Fahrgäste stehen und schauen voll Spannung, beinahe ängstlich, zur Felshöhe hinan. Ist eine Gesellschaft beisammen, die sich kennt, oder ist Musik an Bord, dann erklingt regelmäßig die Weise: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

Dieser Ort schreit förmlich nach einer Sage, die einen Erklärungsgrund des düsteren Gesamtbildes gibt, nicht das Dunkel lichtend, sondern es in eine Geisterwelt hebend, die es noch dunkler und geheimnisvoller macht. Und wie hier der Fels Sprache gewinnt und das vielfach hallende Echo unablässig auf unsere Fragen zu antworten scheint, so kann auch nur um diesen Widerhall selbst die Sage sich drehen, die wir zu hören begehren.

Schon der Name Lurelei, wie der Fels von den Umwohnern und Schiffern genannt wird, ist vielfach auf das Echo bezogen worden. Lei ist am Rhein das Wort für Fels, nicht bloß für Schiefer, und luren ist lauern. Dies Lauern deutet man gern so, daß der Fels selbst laure, aber ersetzen wir das Wort Lurelei durch Lauerlei oder Lauerfels, so ergibt sich sofort als die dem deutschen Sprachgefühl näherliegende Deutung, daß es einen

1) Die wichtigsten Ergebnisse der hier folgenden Untersuchung habe ich in der Kölnischen Zeitung vom 1. April 1904, Nr. 330 einem weitern Leserkreise kurz dargelegt **K. H.**

Fels bedeutet, wo man lauert. Auf was? Zunächst denkt man an auflauern in feindlicher Absicht. Der rheinische Antiquarius von 1744 spricht von einem kleinen Wachthaus, das unten am Felsen stehe, doch war dies zu unbedeutend und nicht so uralt, daß danach der Fels genannt sein könnte. Eher könnte man den altersgrauen, von Cohausen festgestellten Steinwall von 1 m Höhe, der noch heute auf dem Gipfel des Felsen sich hinzieht, mit dem Namen des Lauerfelsen in Verbindung bringen. Allein man lauert nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohr, und das Lauschen auf das Echo war seit uralten Zeiten nachgewiesenermaßen so gebräuchlich, das Echo überhaupt eine so auffallende und bezeichnende Eigenschaft gerade dieses Felsen, daß die Annahme naheliegt, der Berg sei so von den Schiffern und Umwohnern genannt worden, die gewohnt waren, immerwährend das Echo herauszufordern.

Aber die Sage? Wo bleibt die Sage? Im Jahre 1802 hat Brentano seinem Jugendroman „Godwi" eine Ballade von der Lorelei eingefügt, deren Inhalt der ist: Zu Bacharach wohnte eine Maid, die der Dichter bald Lorelei, bald nur Lore nennt; diese ward der Zauberei angeklagt, weil sie alle Männer in Liebe zu sich entzündete. Der Bischof ließ sich überzeugen, daß sie durch ihren natürlichen Liebreiz dies tue; sie aber verlangte trotzdem zum Tode verurteilt zu werden, und zwar weil der, den sie liebte, sie nicht wieder liebte. Des Bischofs Spruch war, sie solle von drei Rittern in ein Kloster geführt werden. Lore fleht, man möge sie noch einmal droben vom Felsen auf das Schloß ihres Liebsten blicken lassen. Oben angelangt, sieht sie auf dem Rhein ein Schifflein, darin ihr Geliebter steht; von Verzweiflung ergriffen, stürzt sie sich in den Rhein. Der Schluß ist völlig unklar, er lautet:

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab,
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Dreiritterstein:

Lorelei, Lorelei, Lorelei!
Als wärens meiner drei.

Ein Dreiritterstein ist heute an der Lorelei nicht mehr bekannt, der Name klingt auch zu modern-romantisch und paßt nicht in die große Reihe der Felsbenennungen in jener Gegend; es gibt z. B. Klosterley, Wirbeley, Flotzenrisser, Diebessteine, Galgenley, Weinsteinley u. a. in der Nähe der Lorelei. Die Ballade Brentanos hat lediglich den Sinn, den Namen Lorelei zu erklären. Brentano hat wohl zuerst das Wort Lure- als zusammenfallend mit dem weiblichen Namen Lore gedeutet, so daß Lorelei der Fels der Lore sein soll. Weil eine Lore sich dort hinabgestürzt hat, ward der Fels Lorelei genannt.

Wir können deutlich erkennen, wie Brentano zur Erfindung ſeiner Ballade gekommen iſt, nämlich durch das Volkslied, das in ſeiner eigenen Faſſung in des Knaben Wunderhorn ſo anhebt:

Stund ich auf hohem Berge,
Und ſah wohl über den Rhein,
Ein Schifflein ſah ich fahren,
Der Ritter waren drei.

Nach dieſem Volkslied verlobt ſich der jüngſte der drei Ritter mit dem Mädchen, und weil er ſein Verſprechen nicht hält, geht ſie ins Kloſter. Den Ritter reut ſeine Untreue, er ſucht nach der Verlorenen, und da er ſie im Kloſter findet, ſtirbt er aus Gram, und das Mädchen beſtattet ihn unter Tränen. Die Ballade hat damit gemein, daß das Mädchen von mehreren geliebt wird, nur nicht von dem, den es ſelbſt liebt, und daß ſie Ruhe im Kloſter finden ſoll. Die vierte Zeile des Volksliedes hat anſcheinend Brentano dazu geführt, einen „Dreiritterſtein" als Teil des Lureleifelſen oder als Klippe an ſeinem Fuße anzunehmen. Bei Brentano will Lore nicht ins Kloſter und zieht freiwilligen Tod im Rheine vor. Des Echos hat Brentano nicht gedacht, er hätte ja ſo leicht ſagen können, Lore habe durch ihren Geſang die Männer beſtrickt. Aber freilich, wie denn die Überleitung aufs Echo finden, da ſeine Lore doch ein Menſchenkind war, das nicht einmal zaubern konnte? Er hat auch ſeine, alles Wunderbaren entkleidete Geſchichte nicht Sage genannt, ſondern Ballade. Brentano ſelbſt hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er ſelbſt die Erzählung erfunden habe, wie ſeine Schwägerin, die Herausgeberin ſeiner Werke, ausdrücklich bezeugt, ebenſo noch 1862 Dr. Böhmer, der es aus Brentanos eigenem Munde hatte. Brentanos Gedicht, weder durch ſeinen ſo abgeriſſenen dunkeln Inhalt, noch durch eine anſprechende Weiſe empfohlen, iſt niemals in weitere Volkskreiſe gedrungen.

Neun Jahre ſpäter, 1811, hat der rheiniſche Geſchichtſchreiber Niklas Vogt aus Mainz in dem von ihm herausgegebenen „Rheiniſchen Archiv für Geſchichte und Literatur" in einer „Bildergalerie des Rheines" im ganzen 42 „Bilder" vom Rhein zuſammengeſtellt. Darunter befindet ſich folgendes „Bild":

Der Lurelei.

Unter dieſen ſieben Jungfrauen hebt ſich ſenkrecht in zerbrochenen Stücken der Lurelei mit wunderbarem Echo vom dunkeln und tiefen Fluſſe herauf. Die Stimme des Rufenden gibt ſich hier nicht, wie bei anderen Widerhallen, abgeprellt zurück. Es ſcheint vielmehr, als wenn der Laut aus dem Inneren der Felſen wie aus einer heiligen Halle hervorginge. Darum glaubte man auch, daß er hohl ſei. Dieſer Lurelei, oder vielmehr ſein Echo, ſoll

die Stimme eines Weibes sein, welche durch ihre außerordentliche Schönheit alle Männer bezaubert hat, nur den nicht, welchen sie selbst liebte. Sie entschloß sich daher, in ein Kloster zu gehen, wohin sie drei ihrer Liebhaber begleiteten. Da sie auf die Höhe des Felsen gekommen war, sah sie unten auf dem Rhein ihren Geliebten dahinfahren. Verzweiflungsvoll stürzte sie sich in den Fluß herab. Ihr folgten die Ritter in gleichem Gefühle. Man nennt daher auch den vorderen Felsen den Dreiritterstein. Er gibt dreimal den Laut wieder. (Dann kommt eine Fußnote, lautend): Siehe die Ballade davon von Clemens Brentano.

In dieser Erzählung von Vogt steckt zunächst Brentanos Ballade, nur wird bei Vogt das Weib nicht vor Gericht gestellt; die drei Ritter sind ausdrücklich als ihre Liebhaber bezeichnet, sie stürzen sich auch in den Rhein. Dieser Schluß ist wohl nur Ausdeutung des dunkeln Schlusses bei Brentano. Nun kommen aber die Punkte, worin Vogt über sein Vorbild hinausgeht. Er erwähnt zunächst die Volksmeinung, der Berg sei hohl. Daß diese Meinung im 17. Jahrhundert herrschte, ist mehrfach bezeugt, sie wird also auch zu Vogts Zeiten noch geherrscht haben. Sodann bringt Vogt diesen Umstand in Verbindung mit einem anderen Volksglauben, daß man nämlich den Widerhall für die Stimme eines Weibes halte.

Vogt will nicht den Namen des Felsen erklären, ihm heißt er eben Lurelei, nicht Lorelei, deshalb unterdrückt er auch den Namen jenes Weibes, der bei Brentano Lorelei und Lore lautet. Wohl aber gibt Vogt die volkstümliche Erklärung des Echos. Das hätte er mit einfachen Worten sagen können, allein um sein „Bild" weiter auszuschmücken, hat er es für gut befunden, die seit neun Jahren vorhandene Ballade Brentanos damit zu verquicken. Er hat dabei übersehen, daß es mit einem Echoweib unvereinbar ist, zugleich ein sterbliches Weib zu sein, die auf natürliche Weise ihren Tod gefunden hat. So wirkt seine Erklärung völlig unwahrscheinlich. Eine so großartige Naturerscheinung, wie das vielfache Echo, kann man sich unmöglich als Stimme eines Toten denken. Ist es eine Verwandlung oder ist es ein Spuk? Ist es Strafe? Ist es die Klage der Seele, die ihre Ruhe nicht finden kann? Ist es ein Stück von alledem? Vogt versucht nicht einmal, hier eine Überleitung zu finden.

Sechs Jahre später, 1817, hat Vogt seine „Rheinischen Geschichten und Sagen" herausgegeben, wo er in Band 3, S. 159 auch die Lurlei bespricht und dabei von dem dreifachen Echo daselbst einfach sagt, es sei kein Wunder, wenn der romantische Geist der Rheinbewohner den Ton als ein Zauberwerk betrachte und für die Stimme einer schönen Zauberin halte. Eine Sage, in der Art, wie die 1811 von ihm berichtete, bringt er nicht. Offenbar hat nun nach dieser Notiz bei Vogt im Jahre 1821 Graf Löben

eine „Romanze“ gedichtet, Lorelei überſchrieben, worin er aus Brentano den Namen Lorelei übernimmt, die Bezeichnung „Zauberfräulein“ aus Vogt, außerdem aus Vogt den viel wichtigeren Umſtand, daß das Echo die Stimme dieſes Weibes ſei, und zwar eine ins Verderben lockende Stimme. Nur der Schluß ſeiner „Romanze“ iſt unklar:

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel,
Drum ſcheu die Waſſertücke,
Denn Flut bleibt falſch und kühl.

Er will alſo dem Anſcheine nach die hoch oben auf dem Berg ſitzende Jungfrau als eine Waſſerfrau angeſehen haben, während doch das Waſſer der Nixen Element iſt, nicht die reine Himmelsluft auf der Bergeshöhe.

Um dieſe Zeit hat auch Eichendorff ſich an dem Stoffe verſucht. Bei ihm ſchaut ein Wanderer die ſtolz den Wald durchreitende Lore und bietet ihr ſeine Liebe an, da erwidert ſie, ihr Schloß ſtehe oben auf dem Felſen, er aber werde nimmermehr aus dieſem Walde kommen. Hier iſt alſo Lorelei ein „wildes Weib“, eine Waldfrau, deren Anblick todbringend iſt.

Wenig ſpäter, 1823, hat Heine ſeine Lorelei gedichtet. Auch er kannte die Darſtellungen ſeiner Vorgänger, auch er hat wie Graf Löben von Brentano den Namen Lorelei genommen, hat jedoch die Sachlage völlig geklärt, dadurch, daß er jede Andeutung fernhielt, als ſei unter der Lorelei ein Waſſerfräulein zu denken. Nixen umſchwimmen wohl einen Kahn und locken zu ſich in die Tiefe, wie Moritz v. Schwind das ſo ſchön gemalt hat, aber zu Heines Lorelei ſchaut der Schiffer hinauf in die Höh' und läßt ſich durch Nichtachten auf ſein Fahrzeug in den Strudel locken.

Man darf ſich die Verbreitung von Heines Lorelei nicht als zu ſchnell denken. Als 1835 der Düſſeldorfer Maler Begas ſein Gemälde „Lorelei“ ſchuf, genau nach Heine, da erregte dies Bild große Bewunderung. In einer begeiſterten Beſprechung in den rheiniſchen Provinzialblättern von Nöggerath wird geſagt: Es gibt ein Gedicht von Heine, das ſo lautet — und nun wird das ganze Gedicht abgedruckt — und hinzugefügt, ganz ſo habe Begas die Lorelei dargeſtellt.

Mittlerweile eroberte ſich aber doch Heines Lied mit der ſchwermütigen Weiſe von Silcher die Herzen, ſo daß durch dies eine Lied die Loreleiſage die bekannteſte und gefeiertſte Rheinſage von allen geworden iſt und es geblieben iſt bis auf dieſen Tag. Darum empfand man es geradezu als eine Art Entweihung, als eines Tages die Behauptung auftrat, die Loreleiſage ſei überhaupt keine Sage, ſondern eine Erfindung Heines. Alſo wieder ein Blatt aus Heines Dichterkranze geriſſen! ſo dachte man. Man ging weiter und bewies, Heine habe nur in die Weiſe eingeſtimmt, die

Brentano angeschlagen hätte. Es entwickelte sich nach und nach eine ganze Loreleiliteratur, als deren Ergebnis festgestellt wurde, die Loreleisage sei unecht. Hocker, Düntzer, Menzel, Alexander Kaufmann und viele andere ergriffen das Wort. Zwar Düntzer glaubte an die Möglichkeit, Brentano könne auf seinen Streifereien am Rheine eine seiner Ballade ähnliche Sage gehört haben; auch Simrock sagte kühn, die Sage, wie sie Brentano darstelle, könne leichtlich jahrhundertelang im Mund der Schiffer gewesen sein. So zu lesen in Simrocks malerischem und romantischem Rheinland. Auch Menzel versuchte die Sage zu retten, aber so ungeschickt, daß er z. B. behauptete, „Lore" sei eine in Schwanengestalt zum Wasser kommende Walküre, was ihm aber niemand glauben wollte. Doch mehr und mehr entschied man sich für die Unechtheit, so daß Alexander Kaufmann das Ergebnis der Untersuchungen dahin zusammenfassen konnte: „Daß die Lorelei ein poetisches Erzeugnis Brentanos, ist wohl mit vollster Gewißheit anzunehmen."

Wie harmlos und unbesehen dies Ergebnis, Brentano habe die Loreleisage erfunden, als Gewißheit hingenommen wurde, und welche Trugschlüsse man daran knüpfte, möge folgendes Zitat aus Picks Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung, Band 5, Seite 621, zeigen. Es heißt daselbst wörtlich: „Die rein lokale Personifikation des Echos zu einer Zauberin, die auf dem Felsen ihr Wesen treibt und durch süße Gesänge den Vorüberfahrenden ins Verderben, d. h. in den Strudel lockt, wenn sie auch in ihrer Ausschmückung erst von Brentano um 1800 erfunden ist (!)" usw. Hätte, wer diese Zeilen schrieb, Brentanos Ballade gelesen, so hätte er sofort erkannt, daß Brentano von all dem kein Wort gesagt hat. Auch ein so gefeierter Forscher wie Hermann Hüffer in Bonn, sagt in den Annalen f. d. Niederrhein, Band 56, in Alexander Kaufmanns Nekrolog: „Die bekanntlich von Clemens Brentano erfundene Sage von der Lorelei ... alles, was bis in die neueste Zeit von Berufenen und Unberufenen darüber geschrieben wurde, hat, ich könnte mich dafür auf das Urteil eines der ausgezeichnetsten Fachmänner berufen, den Ausführungen Kaufmanns nichts Wesentliches hinzuzusetzen oder entgegenzustellen vermocht."

Kaufmann sagt weiterhin, viele ältere Schriftsteller hätten sich eingehend über das Echo an der Lorelei geäußert, „von der Sage jedoch redet niemand!" fügt er hinzu. Vogt erst habe die Sage an das Echo geknüpft, Heine habe dann der Erdentochter des Brentano den Charakter der mittelalterlichen Wasserfrau gegeben. In der Sagensammlung der Brüder Grimm fehle die Loreleisage, und zwar mit allem Recht.

Ja, aber von welcher Sage will man denn, daß die älteren Schriftsteller reden sollen? Über diesen allerwichtigsten Punkt sind

wunderbarerweiſe alle bisherigen Forſcher ſich völlig unklar geblieben. Sie ſprechen ſtets von der Loreleiſage, aber jeder verſteht unter der Loreleiſage etwas anderes. Die meiſten halten ſich hartnäckig an die von Brentano erzählte Geſchichte. Andere ziehen auch Niklas Vogt heran. Aber daß bei Vogt die Sage in zwei gar nicht zuſammengehörende Beſtandteile auseinandergeht, das hat keiner beachtet. Vogt gibt erſtlich die Ballade Brentanos und loſe daran angereiht die Echoſage. Hier mußte man ſtreng ſondern, hat es aber nicht getan. Brentanos Lorelei gibt ſich dem unbefangenen Blick, wie wir ſehen, ſofort als erfundene Geſchichte, und er hat das ja auch ſelbſt wiederholt geſagt; das iſt ſo klar, daß man darüber gar keine Worte mehr verlieren ſollte. Scheidet man alſo, wie billig, Brentanos Ballade aus, ſo bleibt die Echoſage übrig.

Und was ſagen über dieſe Echoſage die älteren Schriftſteller? ſo fragen wir jetzt. Die Antwort iſt überraſchend und, denke ich, überzeugend.

II.

Die älteren Schriftſteller ſagen nämlich über die Echoſage der Lorelei folgendes:

Freher in ſeinem lateiniſch abgefaßten Buche „Origines Palatinae“, zu Heidelberg 1612 erſchienen, in dritter Auflage 1686, widmet dem Rhein, ſoweit er pfälziſches Gebiet durchfließt, im zweiten Teil ſeines Werkes, in Kapitel 18, eine Betrachtung, worin er auf etwa ſechs Seiten vom Rheinwein erzählt, von der Stadt Bacharach, dem Salmenfang, den Rheinfiſchen und dem „Lurlenberg“, der nachher bei ihm in einer deutſchen Randgloſſe „Der Lurelei“ heißt. Von allen Rheinbergen iſt überhaupt einzig und allein der Lurleifels von ihm mit Namen genannt. Der Beſchreibung dieſes Berges widmet er faſt anderthalb Seiten. Er beginnt mit Anführung einer Stelle aus Marner, der ſage:

Stad uf ſtad abe in wechſet win,
In dienet ouch des Rines grunt.
Der Ymelunge hort lit in dem Lurlenberg in bi.

(Flußauf, flußab wächſt ihnen Wein; ihnen dient auch des Rheines Grund: der Ymelungen Hort liegt bei ihnen in dem Lurlenberg.)[1] Freher ſagt

1) Beiläufig ſei bemerkt, daß die Stelle bei Marner den Zuſammenhang hat, daß er den Rheinbewohnern ihren Reichtum vorwirft, ſie nutzten den Wein und die Goldſchätze auf ſeinem Grund. Letzteres kann ſich alſo nur auf die im Mittelalter ſo blühende Goldwäſcherei am Oberrhein beziehen. Das Rheingold galt eben als der in dieſer Form langſam zutage tretende Nibelungenhort. Simrock hat durch ſorgfältige Unterſuchung der Handſchrift feſtgeſtellt, daß da ſteht „Burlenberg“, ein bei Breiſach liegender Berg, wo gerade die Goldwäſcherei beſonders in Betrieb war. Am Mittelrhein und bei der Lorelei iſt niemals Gold gewaſchen worden.

dann, er wisse nicht, woher der Name Lurelei komme, aber das weiß ich, so fährt er fort, „daß mitten unter den Bergen, die auf dem rechten Ufer etwas unterhalb von Wesel liegen, einige sind, wo das Echo durch neckische Rufe der Schiffer und Reisenden geweckt zu werden pflegt; früher hat man geglaubt, es hausten dort in den Lurleibergen Pane, Waldgötter und Bergfrauen (Panas, Sylvanos, Oreadas ibi habitare olim putarunt); das Echo wiederholt nicht bloß Töne und Rufe aufs deutlichste, sondern gibt sie vielfach zurück. Jenes bewundernswerte Echo — sagt Freher weiterhin — in den „montibus Lurleianis" mag wohl zu den Hauptzierden und Wundern des Rheines gezählt werden."

Daß Freher berichtet, nach dem alten Volksglauben sollten in den Lurleibergen Waldgötter und Bergfrauen hausen, ist von Alexander Kaufmann auch vermerkt worden, doch hält er es für nicht beachtenswert, weil der Ausdruck zu allgemein und unbestimmt gehalten sei. Wir aber halten trotzdem diese Stelle für hochwichtig, denn sie ist der urkundliche Beleg, daß die Volksmeinung, von der Vogt 1811 spricht, auch 1612 und früher geherrscht hat.

Aus den Dämonen und Teufeln, die bei Cäsarius von Heisterbach so vielfach vorkommen, macht Alexander Kaufmann nach Bedarf altgermanische Götter, Kobolde, Lichtalben und ähnliche Wesen, und zwar mit Recht. Und doch sind die Ausdrücke Dämonen und Teufel auch allgemein und unbestimmt. Entsprechend dem Zeitalter sind nun in einem gelehrten, lateinisch geschriebenen Werke des 17. Jahrhunderts ganz selbstverständlich die übermenschlichen Wesen des Volksglaubens mit klassisch-antiken Benennungen wiedergegeben; immerhin sind deutlich an dieser Stelle Berggottheiten gemeint, und zwar männliche und weibliche. Halten wir uns also einfach an die Tatsache, daß man 1612 und früher erzählt hat, es wohnten weibliche übermenschliche Wesen in der Lorelei, und das in engste Verbindung mit dem Echo gebracht hat.

Aber noch mehr. Freher zitiert sofort sechs Distichen des lateinisch-deutschen Dichters Konrad Celtes, der 1502 in seinen Liebeselegien vom engen Rheintal also erzählt:

Sed cum perventum est obliquae ad cornua vallis,
Quam rapidus vortex saevaque Syrtis habet:
Voxque repercussit specubus reboabit ab altis,
Fertur Sylvicolas quo habitare deos —

zu deutsch etwa:

Kommst du nun um die Ecken des vielfach gewundenen Tales,
Wild von Syrten durchtobt und von der reißenden Flut,
Siehe, da hallt die Stimme zurück von Felsengewölben,
Waldgeister wohnen darin, wie uns die Sage erzählt.

Es liegen alſo literariſche Zeugniſſe vor von 1811, 1612 und 1502, die übereinſtimmend berichten, der Volksglaube rede von Geiſtern, die in der Lorelei wohnten, und zwar werden 1612 ausdrücklich weibliche Berggeiſter, Oreaden, genannt. Warum ſuchte man nun gerade in der Lorelei ſolche Geiſter? Doch offenbar nur als Erklärungsgrund des berühmten Echos.

Dieſe drei Zeugniſſe ſind um ſo bedeutſamer, weil die Schriftſteller jenes Zeitraumes ſehr ſelten Sagen anführen, Legenden ausgenommen — auch die Reſte germaniſcher Mythologie ſtecken ja meiſt in Legenden —. So erzählt Tritheim von Rheinſagen im engeren Sinn nur die Mäuſeturmſage, die man füglich ja auch zu den Legenden rechnen kann. Der rheiniſche Antiquarius von 1744 gibt außer dieſer Sage nur noch die von der Teufelsleiter zu Lorch und von der ſcheintoten Frau Richmodis von der Aducht zu Köln. Bernard Moller aus Münſter erzählt 1570 in ſeinem lateiniſchen Gedichte Rhenus vom Siebengebirge, dort hetzten Poltergeiſter aller Art die armen Bewohner, ohne jedoch eine einzige Geſchichte davon zu berichten.[1]) So müſſen uns jene drei Belege als ungewöhnlich viele vorkommen, als ein Beweis, daß die Loreleiſage beſonders beliebt und bekannt geweſen iſt. Sind doch manche als echt anerkannte Sagen gar nicht literariſch bezeugt.

Die Volksſage, ſoweit ſie nicht als Heldenſage Taten von ſolchen ausführlicher ſchildert, iſt durchweg kurz, oft nur ein einziger Satz. Durchblättern wir Grimms Deutſche Sagen, ſo dünken ſie uns im Vergleich zu den wortreichen Märchen eine recht trockene Lektüre. So lautet auch die echte Loreleiſage ganz kurz, nur etwa ſo: „Man ſagt, das Echo im Lurleifelſen ſei die Stimme einer Bergfrau, die in dem hohlen Felſen ihre Wohnung habe.“ Das iſt wenig, aber es iſt völlig genug.

Es iſt im hohen Grade wahrſcheinlich, daß in dieſer Faſſung die Sage ſo lange ſich mündlich fortgepflanzt hat, bis dieſe Art der Überlieferung, etwa in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, durch den Einfluß von Heines, nicht Brentanos Lorelei verſchwunden iſt. Beſonders iſt die Behauptung Vogts in dieſer Hinſicht völlig glaubwürdig. Vogt hat 1811 als der erſte Rheinſagen geſammelt, hat ſie mit einziger Ausnahme der Sage von den feindlichen Brüdern bei Bornhofen ſchlicht und trocken erzählt und ſich nur ganz ſelten, wie hier, auf die Volksmeinung berufen. Vogt hat ſelbſt früher die Bornhofer Sage dramatiſch behandelt, und was er 1811 als Sage von Bornhofen gibt, iſt nur die Inhaltsangabe ſeines eigenen Dramas.

---

1) Man vgl. meine „Sagen und Geſchichten des Rheintals von Mainz bis Köln“. Bonn, Marcus und Weber, 1904. Nr. 160.

Alexander Kaufmann bezweifelt die Echtheit der Echosage besonders auch deshalb, weil die altgermanische Volksvorstellung das Echo als Stimme der Zwerge ansehe, die ja allerdings als die eigentlichen Bergbewohner gelten. Dagegen ist zu erinnern, daß doch nicht notwendigerweise jene vorchristliche Anschauung sich all die Jahrhunderte hindurch unverändert hat erhalten müssen. Durch das ganze Mittelalter kannte und liebte man die lateinische Literatur, besonders auch Ovids Verwandlungsgeschichten. Warum soll nicht unter dem Einfluß solcher klassischen Anschauungen die Volksmeinung in diesem Punkte sich dahin geändert haben, daß eine Waldfrau als das Echo verursachend angenommen wurde? Und wenn nicht im Mittelalter, so kann es ja in der Zeit des Humanismus geschehen sein. Wie oft wird in Volksliedern Frau Venus und Kupido genannt! Wenig oberhalb der Lorelei liegt im Rheinbett eine Anzahl Klippen, die „sieben Jungfrauen". An sie heftet sich die Sage, es seien sieben Fräulein von der Schöneburg bei Oberwesel gewesen, die ob ihrer Sprödigkeit in diese Steine verwandelt worden seien. Das ist auch ganz eine Verwandlung in Ovids Art! Übrigens liegt für diese Sage von den sieben Jungfrauen auch kein älteres literarisches Zeugnis vor als das von Vogt 1811, man hält aber die Sage trotzdem allgemein für echt; Simrock behauptet, er habe sie selbst aus dem Munde dortiger Schiffer als durchaus volkstümliche Erzählung gehört. Diese Sage hat mit der Loreleisage das gemein, daß beide an auffallende, für die Schiffer gefährliche Felsbildungen anknüpfen, so daß, wenn wir die Sage von den sieben Jungfrauen als Schiffersage bezeichnen dürfen, ganz dasselbe auch von der Echosage an der Lorelei gilt.

Daß nun das den Loreleifelsen bewohnende übermenschliche Wesen als Berggeist zu denken ist, nicht als Wassergeist, liegt schon in der Natur der Sache, da das Echo doch im Berge sitzt, nicht im Wasser. Frehers lateinische Namen sind in diesem Punkte durchaus nicht unbestimmt, denn sie gehen sämtlich auf Berggeister. Daß jedoch die neueren Forscher durchweg stillschweigend voraussetzen, es handle sich hier um eine Wasserfrau, hat auch die Sachlage verwirren helfen. Alexander Kaufmann nimmt sogar unberechtigterweise an, auch Heines Lied schildere eine Nixe. Gäbe es überhaupt Sagen von verlockenden Wasserfrauen, die im Rhein wohnen, dann wären solche Sagen sicherlich auch an den noch gefährlicheren Stellen des Stromlaufes zu finden, vor allem am Bingerloch, aber die echte Sage kennt leider gar keine Rheinnixen! Wohl berichtet das Nibelungenlied von Donauweibchen, im Mummelsee und anderswo wohnen Wassergeister, aber der Rhein hat merkwürdigerweise solche Geschöpfe erst seit den Tagen Richard Wagners beherbergt. Auch Heines Lorelei ist keine Wasserfrau; denn Heine hat völlig im Sinne der echten Sage gedichtet, sein Lied ist

die reinſte Ausgeſtaltung deſſen, was ſeit Jahrhunderten in der Volksſeele gelegen hat, ſeine Lorelei iſt übermenſchlich und gehört völlig zum Berg, den ſie bewohnt, nicht von ihm trennbar, die Bergſeele, die Oreade.

Vielleicht hat dieſer Dichter den richtigen Ton der Sage auch darum ſo rein getroffen, weil er das Lied nicht in der Abſicht gedichtet hat, damit die alte Sage wiedergeben zu wollen, ſondern um die trübe Stimmung, die ſein Herz ganz erfüllte, gegenſtändlich zu machen und dadurch los zu werden. Dies Lied iſt bei Heine das zweite Gedicht im Zyklus der Heimkehr und bildet mit dem erſten und dritten zuſammen die Einleitung zu dieſem Zyklus. Um die Lorelei im Sinne des Dichters zu verſtehen, iſt dies ſehr zu beachten. Der Dichter iſt nach Schluß ſeiner Studienzeit heimgekehrt, doch nicht an den heimatlichen Rhein, ſondern in das öde Lüneburg, wohin ſeine Eltern verzogen waren. Inzwiſchen hat ſich ſeine leidenſchaftlich geliebte Amalie verheiratet, er ſelbſt ſoll ins Examen und fühlt ſich dem nicht gewachſen, er iſt angſtvoll beklommen und ſagt im erſten Lied, Kinder ſängen im Dunkeln zur Bannung ihrer Angſt wohl ein Lied, ſo wolle er es jetzt auch machen, er ſei auch nachtumhüllt und ein tolles Kind. Und das Lied, das ſeine Angſt ſchildert und eben dadurch ſeine Angſt bannen ſoll, es iſt kein anderes als die Lorelei. In den wenigen Strophen dieſes Liedes ſtrömt er ſeine Sehnſucht nach dem für ihn verlorenen Rhein aus, ſeine Sehnſucht nach der für ihn verlorenen Liebſten, ſeine Angſt vor dem Scheitern ſeines Lebensſchiffes. Aber in die Gedanken an die Geliebte miſcht ſich das Gefühl, daß ſie es falſch gemeint habe, und all das fließt zuſammen in der Lorelei, jenem inhaltsſchweren Liede, das zugleich ein packend anſchauliches Naturbild iſt: die Lage des Felſen nach Weſten hin, die große Nähe der gegenüberliegenden, ſich gleichfalls bis dicht an den Rhein drängenden Berge iſt Urſache, daß gegen Abend die Sonne nur den Gipfel der Lorelei beſcheint, während der untere Teil des Berges ſchon in Nacht getaucht iſt. Der Gegenſatz zu den tiefen Schatten unten läßt das ſchon mit roten und goldenen Tönen gemiſchte Abendſonnenlicht oben beſonders wirkſam erſcheinen. Darum zeigt ſich nicht bei Mondſchein, ſondern zu dieſer Stunde die Lorelei in ihrem ſchönſten Glanze, zu einer Stunde, wo auch die Schiffahrt noch in vollem Gang iſt. Der Abendwind, der als ſcharfer Zugwind das gewundene Felſental durchzieht, bringt ſelbſt an warmen Tagen empfindliche Kühle. Und genau dieſe Abendſtimmung zeichnet der Dichter. Auf dieſes hochpoetiſche Schauen des düſtern abendlichen Rheinbildes folgt ſofort das Bild der Wirklichkeit in Lüneburg, ein Gegenſtück zur Lorelei, wo der Dichter am hellen Maitag ſelbſt hoch oben ſteht, aber auf der alten Baſtei, wo ſtatt des Rheines der blaue träge Stadtgraben zu ſeinen Füßen fließt,

wo nicht der Schiffer dem Felsenriffe zurudert, sondern ein Knabe im Kahne angelt und pfeift, und doch traurige Stimmung und Todeswunsch hier wie dort!

Wir haben also den echten Stammbaum der Loreleisage gesucht und gefunden. Wenn in der Wiener katholischen Literaturzeitung erzählt wird, Brentano habe um das Jahr 1800 mit Freunden eine Kahnfahrt an der Lorelei vorüber unternommen und habe in seiner träumerischen Weise plötzlich ausgerufen: Seht ihr die Jungfrau dort oben sitzen und ihre Arme nach uns ausstrecken! und wenn an diese Mitteilung die Bemerkung geknüpft wird: „Die Jungfrau Lorelei und ihre Sage war fertig und Brentano ihr Erfinder!", so ist diese Schlußfolgerung nach dem eben Ausgeführten mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Denn Brentanos Lorelei kommt im Stammbaum der Loreleisage durchaus nicht als Ahnfrau vor, sondern nur als angeheiratete Verwandte. Die Ahnenreihe führt überhaupt nicht durch Brentanos Lorelei. Die Lorelei, von der wir reden, ist das Echoweib, die Maid vom Berge, deren Stimme klingt wie lockender Harfenton. Einzig die Änderung des Namens Lurelei in Lorelei ist Brentanos Werk.

Dieser Sage tut schon 1502 Celtes in seiner Art Erwähnung und bezeichnet seine kurze Nachricht durch das Wort fertur ausdrücklich als Sage. Freher stellt die Sage 1612 ausführlicher dar, und Niklas Vogt berichtet sie 1811 als Volkssage seines Zeitalters, nur verwirrt er die Sache durch die unglückliche Vermischung mit Brentanos Ballade. Graf Löben hat wiederum die alte Sage so ziemlich herausgeschält, jedoch die Bergjungfrau in eine Nixe verwandelt, während Heine die Sage in ihrer echten Gestalt wiederhergestellt hat.

So lebte die Loreleisage jahrhundertelang als ein Aschenbrödel, wenig beachtet und dürftig, bis ein Prinz kam, der das arme, vergessene Kind mit einem goldenen Gewande bekleidete und ihm eine goldene Krone auf die goldenen Locken drückte, da strahlte sie denn in all ihrer Schönheit, von jedem bewundert und gefeiert und neubelebt, so daß sie wieder wie einst dem Wanderer ihr wundersames Lied ins Herz hineinsingt.

Kritiſche Nachleſe zu Schillers Wilhelm Tell.

Von Prof. Dr. **Edwin Rödder**, Madiſon, Wis.

(Schluß.)

Die pſychologiſche Berechtigung des Apfelſchuſſes haben Bellermann und Gaudig ausführlich und überzeugend erörtert. Ich möchte im Hinblick auf dieſe ausgezeichneten Arbeiten vor der Annahme eines Urteils Witkowskis (S. XII) warnen: „Es heißt den 'Tell' in ſeinem innerſten Weſen verkennen, wenn man die pſychologiſche Möglichkeit und Notwendigkeit der Vorgänge, insbeſondere des Apfelſchuſſes und der Ermordung Geßlers, überhaupt nur erörtert.“[1] Wenn Schiller es wirklich mit dem Motivieren leicht genommen hätte, ſo wäre an der Apfelſchußſzene viel Geſchrei und wenig Wolle; und wozu dann Tells Monolog in der Hohlen Gaſſe? Nein, Schiller hat die Pflicht des Dramatikers, auch dem Verſtand der Verſtändigen annehmbar zu machen, was als epiſch und märchenhaft ein kindlich Gemüt anſprechen mag, gründlich erfaßt und gewiſſenhaft erfüllt.

Wann faßt Tell den Entſchluß, Geßler zu ermorden? Sicherlich in der Apfelſchußſzene; die betreffende Stelle im Monolog iſt keine Selbſttäuſchung, wie Bellermann (S. 452) will; und ebenſowenig hat der Dichter, wie Düntzer (S. 290) meint, im Selbſtgeſpräch das Gelübde zu ſeinem Zwecke anders dargeſtellt. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß ſich in dieſer Augenblicke Höllenqualen Tells Charakter völlig ändert, daß ſich hier die Milch der frommen Denkart in gärend Drachengift verwandelt. Sicherlich aber iſt ſein Gelübde auch kein bedingtes, wie Damköhler (S. 690 ff.) es darſtellt; hier hat Bothe[2] das Richtige getroffen: die Abſicht ſofortiger Rache, ſollte er ſein Kind treffen, geſteht Tell ſelbſt ein, und ſie paßt vortrefflich zur Situation; die Abſicht jedoch, Geßler nur dann zu erſchießen, wenn er ihn nach dem Gelingen des Apfelſchuſſes doch noch zu verderben ſuchte, hat etwas allzu Geklügeltes und harmoniert nicht mit dem Wirbel der Leidenſchaft in der ganzen Szene. Da Tell durch die Verweigerung (ſagen wir lieber Nichtleiſtung) der Reverenz ſein Leben verwirkt hat, darf er, vor die Wahl geſtellt, entweder ſein Leben zu laſſen, oder nach dem Apfel zu ſchießen, den Vogt nicht ermorden, meint Damköhler. Aber erſtens empfindet Tell und empfinden alle anderen den Schuß als eine viel unmenſchlichere Strafe; zweitens iſt von einer Wahl keine

1) Es iſt überhaupt zu bedauern, daß dieſe für die weiteſten Kreiſe beſtimmte Ausgabe vorausſichtlich eine ganze Reihe alter und neuer Irrtümer verbreiten wird.

2) Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht 17, S. 340—46.

Rede, denn Tell bietet umſonſt ſein Leben an; und drittens überſieht Damköhler völlig, daß der Vogt bei Unterlaſſung des Schuſſes auch Walters Leben für verwirkt erklärt, daß alſo Geſetz und Recht hier gar nicht zur Sprache kommen, ſo ſehr Geßler ſich auch bemüht, die Rechtsformen beizubehalten. Während die übrigen ſich für Tell verwenden, — und über ihrer Fürbitte werden volle 77 Verſe (1904—1980) geſprochen, — muß Tell die fürchterliche Gewißheit kommen, daß zwiſchen ihm und Geßler Krieg bis zur Vernichtung ſein wird, daß Hedwig richtig geſehen hat, Geßler werde ihm den Anblick ſeiner ſchmählichen Schwachheit nie vergeben; alſo „er oder ich!“ Bei ſolcher Wahl ſchwankt kein Menſch, den der Dichter im Drama brauchen kann. Nochmals aber bietet das Schickſal Geßler die rettende Hand. Tell hat den erſten, ohnmächtigen Verſuch gemacht und fleht zum letzten Male um den Tod als Gnade anſtatt des Schuſſes. Geßler jedoch, der ihn um jeden Preis demütigen will, höhnt nun ſeinen Mannesſtolz, der ihn im Stiche laſſe, wenn es gelte, ſich ſelbſt zu retten.[1]) Nun iſt's vorbei; jetzt iſt keine Wahl mehr; der Schuß muß geſchehen; Geßler muß fallen; und er muß gleich fallen, wenn der erſte Pfeil das Kind tötet. Ich rette alle, ſagt ſich Tell, jawohl, und dir zum Trotz rette ich auch mich ſelber, ich kann's, und wehe dir, wenn ich fehle! Dieſer Gedanke klärt Tell das Auge und ſtählt ihm die Hand.

Von der Apfelſchußſzene an bieten ſich in Tells Handlungsweiſe keinerlei Schwierigkeiten mehr. Nur einmal fällt Tell aus der Rolle des Individuums, die ihm einſtweilen noch zukommt, als er nämlich Ruodi mit der Botſchaft, er ſei frei und ſeines Armes mächtig, an Hedwig und die Rütliverſchwörer ſchickt. Nicht als ob nicht ſchon hier Tell- und Volkshandlung zuſammengreifen dürften, — die Botſchaft könnte ja auch als Ermunterung auf Stauffachers Wort „Mit Euch ſind wir gefeſſelt alle und gebunden!“ (2091/2) gedacht ſein und würde dann ſehr ſympathiſch berühren, — aber im Monolog erinnert keine Silbe an ſeine Volksgenoſſen, und erſt im Augenblicke, wo er Geßlers letzte Pläne gegen die Freiheit vernimmt, durchzuckt ihn erleuchtend der Gedanke, daß ſein Pfeil nicht nur den Todfeind niederſtrecken, ſondern auch das Land erretten werde; allerdings denkt er auch hier patriotiſch und nicht politiſch.[2]) Der

1) „Du retteſt alle!“ kann ſich nicht auf die Umſtehenden beziehen, deren Fürbitte Geßler beſtrafen wolle; erſtens hat Geßler bis jetzt überhaupt nicht Aug' und Ohr für die andern; und zweitens wäre die Möglichkeit eines politiſchen Mordes gegeben, wenn ſich Tell hier durch Rückſichten auf die anweſenden Rütliverſchwörer beſtimmen ließe.

2) Düntzers Einwurf (S. 276/7), für Tells Charakter hätte es ſich beſſer geziemt, dem Fiſcher von ſeinem Vorhaben keine Andeutung zu geben, iſt zu entgegnen, daß man dann auch die Erkundigung nach dem Wege, die einen Plan einſchließt, und die vorzügliche, ſpannende Verbindung zwiſchen IV, 1 und 3 ſtreichen müßte.

Gedanke muß ihm hier kommen, wenn er nachher mit Recht sagen soll: „(Diese Hand) hat euch verteidigt und das Land gerettet", und die Eidgenossen ihn als ihrer Freiheit Stifter feiern dürfen; denn das könnte er nimmer sein, ohne wissentlich und willentlich den Feind der Freiheit aus dem Wege geräumt zu haben, oder dieser Freiheit fehlte alle innere Würde. — Die drei Zeilen 2793—95 („Du kennst den Schützen, — — du wirst dem Lande nicht mehr schaden"), die Bellermann (S. 460) streichen möchte, und deren Berechtigung verteidigt werden kann, weil Tell nach geschehener Tat sich nicht wie ein Meuchelmörder drücken darf (Düntzer, S. 304), und auch weil sich hier das neue Motiv zur Tat deutlich kundgibt (Gaudig, S. 466/67), verlieren alles Anstößige, wenn sie, wie es der Gebrauch der Meininger war, halblaut, d. h. als Selbstgespräch Tells gesprochen werden; nicht theatralisches Frohlocken, sondern tiefe ethische Befriedigung muß der Darsteller in die Worte legen.

Die Parricidaszene hat, soviel ich weiß, bis jetzt erst einen Verteidiger gefunden.[1]) Trotz großer Schönheiten im einzelnen soll ihr auch hier das Wort nicht geredet werden. Doch sei wenigstens beiläufig bemerkt, daß durch Streichung der Verse 3181—90 („Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände" — — — „So kann ich, und so will ich nicht mehr leben!") das Unangenehme der Szene erheblich gemildert würde; allerdings blieben auch dann noch einige Härten zu beseitigen. Tells Haltung dem unglückseligen Jüngling gegenüber verletzt umsomehr, als ja der Herzog von den Beweggründen Tells zu seiner Tat nichts weiß und nichts wissen kann und die Tötung Geßlers lediglich als Racheakt ansehen muß; wie schwer gerade die Wiederholung des Wortes Mord den Charakter Tells schädigt, wenn wir uns an den Wortlaut mehrerer Stellen des Monologs erinnern, hat schon Gaudig (S. 477) ausgeführt. — Noch ein Punkt sei kurz erörtert, da alle Kommentare stillschweigend darüber hinweggehen. Bekanntlich hat Goethe Eckermann gegenüber[2]) die Parricidaszene einen unbegreiflichen Fehler genannt. Diesen Ausspruch rechnet ihm Birlinger in der feuilletonistischen Einleitung seiner Ausgabe des Dramas[3]) hoch an, weil man sonst die Szene seinem Einflusse zugeschrieben hätte. Aber Goethe hat nicht immer so gedacht. In einem Briefe an Iffland vom 14. April 1804 sagt Schiller, auch Goethe sei mit ihm der Meinung, daß sich der Tell ohne diese Szene gar nicht denken ließe. Der von Eckermann

1) Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 1. Bd., 7. Aufl., Oldenburg und Leipzig 1898.

2) Gespräche, Band 2, S. 213.

3) Kürschners Deutsche National-Literatur, Band 145.

berichtete Ausspruch geht also auf einen Gedächtnisfehler des alten Goethe zurück.

* * *

Was den Charakter Geßlers anlangt, so war zu hoffen, daß durch Gaudigs lichtvolle Darstellung (S. 470) der Schererſche Märchentyrann ein für allemal abgetan sei. Nun hat er aber in Witkowskis Ausgabe (S. XIII) seine Auferstehung gefeiert. Einen Märchentyrannen konnte Schiller schon aus weiter oben gegebenen Gründen für sein Drama nicht brauchen. Wer in Geßler einen solchen sieht, verkennt gänzlich die politische Situation. Österreichs freundlich Werben ist umsonst gewesen; den Schweizern ist ihre alte Freiheit zu lieb, und an Luzern sehen sie zu deutlich, daß seine Herrschaft kein Segen ist. So versucht man es denn einmal mit der diametral entgegengesetzten Methode. Die Vögte werden in die Lande geschickt, um Recht zu sprechen, strenges, denn der Kaiser zürnet, — so legt es Tell aus, der mit dem Kaiser dafür nicht einmal rechtet. Geßler selbst, wie wir ihn im Gespräche mit Rudolf dem Harras kennen lernen, faßt seine Aufgabe schärfer; und er hat vom Kaiser, wo nicht bestimmte Weisungen über sein Vorgehen, so doch deutliche Winke über die zu erzielenden Resultate und unbegrenzte Vollmacht. Zugrunde muß er gehen, weil er den Charakter des ihm unterstellten Volkes durchaus unterschätzt, und durch seinen instinktiven Haß gegen des Kaisers ergebensten Untertan in den Waldstätten. Schon dem Tschudischen Geßler läßt sich nicht nachsagen, er sei ein Märchentyrann, — die Geschichte kennt leider solcher Märchentyrannen zu viele, und unsere eigene Zeit ist nicht frei davon! — und Tschudi gegenüber mußte der Dramatiker seinen Geßler schon deshalb systematisieren, um durch seinen Tod einen Ausschlag in der Sache herbeizuführen oder wenigstens wesentlich zu erleichtern.

Auf zwei meines Wissens noch nicht beobachtete Einzelheiten sei hingewiesen. Wie Geßler auf der Wiese bei Altorf erscheint, erblickt er den verhafteten Tell und sieht offenbar gleich seine Gelegenheit gekommen, sich an ihm zu rächen; dennoch wahrt er äußerlich die Formen des gerichtlichen Verfahrens; er gibt den Falken einem Diener und fragt Frießhardt „was hältst du diesen Mann?", obwohl er Tell sehr gut kennt, denn in V. 1866 nennt er ihn mit Namen, während dieser in des Söldners Bericht nicht gegeben ist. Unmittelbar vor dem Schuß bemerkt er den zweiten Pfeil, und würde nicht seine ganze Aufmerksamkeit durch den stürmischen Auftritt mit Rudenz in Anspruch genommen, so käme es vielleicht nicht zum Schusse; in seinem Ausruf „Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!" paart sich mit dem Erstaunen, daß Tell es doch über sich vermocht hat, das Entsetzen über die möglichen Folgen; daß ihm der zweite Pfeil gegolten hätte, fühlt

er mit dem Instinkt des Opfers, und nun ruht er nicht, bis ihm Tells Geständnis eine Handhabe bietet, sich des Gehaßten, wie er hofft, auf immer zu entledigen.

* * *

Der Junker Rudenz ist wohl die am wenigsten sympathische Figur des ganzen Dramas; und doch brauchte der Dichter auch eine solche Gestalt, und auch sie ist ein Wesen von Fleisch und Blut und keineswegs eine öde Rolle, wie sie Freytag nennt. Diesen Eindruck muß man freilich erhalten und zu einem oberflächlichen Urteil kommen, wenn nach einer auch von Freytag gerügten Gewohnheit der Schauspielleitungen die Rolle mit einer ganz minderwertigen Kraft besetzt wird. Unerläßlich für eine richtige Charakterisierung des Rudenz sind die Worte des Mannes, der ihn am besten kennt: „Die fremde falsche Welt ist nicht für dich; dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen" (Attinghausen, 850—852). Wichtig ist auch, daß Bertas ahnend Herz ihn anders gesehen hat, als er sich gibt, und daß sie ihn gern lieben möchte; denn bei Berta gibt ein sinnlicher Grund, wie etwa hohe Schönheit, nicht den Ausschlag. Wenn nur der Schauspieler seine Schuldigkeit tut, so gewinnen wir den Eindruck, daß die Gründe, mit denen Rudenz dem Oheim gegenüber seine Gesinnung zu rechtfertigen sucht, nur sein Gewissen betäuben sollen; und muß ich auch Gaudig (S. 430) beistimmen, daß der Dichter in der Bekehrungsszene Rudenz erst durch tiefe Reue und Zerknirschung zur Freude über das Wiederfinden seines Vaterlandes hätte führen sollen, so habe ich doch das bestimmte Gefühl, daß die wiedererwachte Liebe zu seinem Land und Volk keine schöne Illusion ist und er auch, falls Berta ihn nur auf die Probe gestellt hätte, Österreich für immer abgewendet wäre; ebenso glaube ich, daß er in IV, 2 doch zur Erstürmung der Burgen auszöge, seiner nunmehrigen Eidgenossen wegen, selbst wenn er plötzlich erführe, Berta sei frei.

Ich will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf die Bühnenbearbeitung des Wilhelm Tell von Heinrich Jantsch[1]) empfehlend hinzuweisen (womit ich aber nicht den eingestreuten, mitunter köstlich naiven literarischen Bemerkungen beipflichten möchte). Auch wer auf der Bühne einen mittelmäßigen Schauspieler die Rolle hat mißhandeln sehen, muß sich durch die von Jantsch gegebene Darstellung überzeugen lassen, daß selbst in II, 1 Rudenz verständlicher und weniger unsympathisch werden kann. Ein Drama aber sollte billigerweise beurteilt werden nach den Eindrücken, die es durch die denkbar vorzüglichste Darstellung erwecken kann.

1) Hendels Bibliothek der Gesamt-Literatur, 1120—1122. Halle a. d. S., o. J. (1898).

Ein Wort über Berta. Gegenüber der so oft ausgesprochenen Ansicht, sie sei eine Schweizerin, sollte — abgesehen davon, daß Rudenz sie als Österreicherin betrachtet, die sie auch den Landleuten in I, 3 ist — schon ein Blick auf V. 1619 „Die Seele blutet mir um Euer Volk" das Richtige herstellen. Berta ist Österreicherin der Verwandtschaft nach; ihre Güter aber, Lehen des Reichs, liegen in den Waldstätten, und Schweizerin ist sie auch nach ihrer Neigung, bis sie durch die Aufnahme in den Bund in V, 3 wirklich eine freie Schweizerin wird.

* * *

Bei Melchtal hatte der Dichter die Aufgabe, die Läuterung des Charakters vom affektisch Leidenschaftlichen zum sittlich Leidenschaftlichen vorzuführen. Die Zeichnung wird leider noch ganz am Ende durch einen Fehlstrich gestört. Entgegen Stauffachers persönlicher Mahnung auf dem Rütli, nicht Geschehenes zu rächen, entgegen Fürsts Aufforderung daselbst, womöglich kein Blut zu vergießen, will Melchtal an dem auf der Flucht eingeholten Landenberg blutige Rache nehmen, und nur die Barmherzigkeit des blinden Vaters vermag den Vogt zu retten. Der vom Dichter beabsichtigte Zweck hätte sich wohl auch ohne den Rückfall in die Stimmung, die Melchtal im ersten Akte beseelt, erreichen lassen. — Kennzeichnend für den jungen Demokraten ist der Ausdruck „die Bruneckerin" (V. 2881) für Berta, womit nicht etwa Kuonis „meines gnäd'gen Herrn, des Attinghäusers" (V. 51/52) in Parallele zu setzen ist. Melchtals heller Blick für bedeutsame Ereignisse beweist sein Verhältnis zu Rudenz vom Augenblicke an, wo er dem Bunde beitritt, besonders aber in der Szene nach Bertas Rettung; es ist nicht, wie Gaudig (S. 473) meint, ein Verhältnis von Person zu Person, sondern das Bündnis zwischen Edelmann und Bauer, dessen Dauer durch die siegreich bestandene Feuerprobe für alle Zukunft gesichert ist.

* * *

Ein paar Worte über Ruodi, den Fischer und Fährmann. Diese Gestalt war, ohne Andeutungen über den Charakter, durch die schon beigezogene Bemerkung Tschudis gegeben, nach der der Fährmann, der nächtlicherweile Tell nach Geßlers Tod von Schwyz nach Uri brachte, Mitglied des Rütlibundes war. Daß aber Schillers Ruodi, der tatenlose Schwätzer, mit auf dem Rütli erscheint und ins Geheimnis gezogen wird, erklärt sich nicht aus seinem Charakter, sondern lediglich aus dem ihm am Schlusse der Eingangsszene widerfahrenen schreienden Unrecht. An sich aber ist der Charakter einheitlich durchgeführt; und es ist schon aus diesem Grunde unbegreiflich, warum Joachim Meyer und nach ihm Buchheim und dessen Nachfolger in dem Ruodi am Eingang des vierten Aktes, der zudem außer demselben Namen denselben Beruf hat, mit auf dem Rütli gewesen und Vater eines Knaben namens

Jenni ist, einen anderen als den in der Eröffnungsszene des Dramas sehen wollen. Kein anderer, außer etwa Kuoni, Werni oder Baumgarten, könnte mit demselben Rechte Tell „den bravsten Arm, wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit", nennen; dazu muß er Tells Heldentat gesehen haben. Offenbares Unrecht geschieht Ruodi, wenn man ihm in IV, 1 zumutet, er sollte eigentlich dem bedrängten Schiffe Geßlers Hilfe bringen; denn „da ist nah und fern kein Busen, der ihm freundlich Schutz gewährte". Diese Worte stimmen freilich nicht zu ihrer Umgebung[1]); aber solange der Dichter das sagt, ist es für Ruodi der Entschuldigung genug. Immerhin hätte der Dichter besser daran getan, einem anderen als gerade Ruodi die Klage über das Schicksal Tells und des Landes in den Mund zu legen[2]); denn ein sympathischer Charakter ist Ruodi sicher nicht. Nichtsdestoweniger hat der gegen ihn erhobene, auf I, 1 gegründete Vorwurf der Feigheit keine unbedingte Gültigkeit. Je größer in der Eingangsszene die Gefahr der Errettung Baumgartens erscheint, je mehr Grund der Fischer hat, den Sturm und das Wüten des Sees zu fürchten, desto herrlicher hebt sich dagegen Tells Tat ab; und je feiger Ruodi sich angesichts einer minder großen Gefahr zeigte, um so weniger gelänge es dem Dichter, flammende Begeisterung für seinen Helden hervorzurufen. Es konnte also nicht in Schillers Absicht liegen, Ruodi wirklich als Feigling zu zeichnen.

5. Zur Erklärung einzelner Stellen.

Bühnenanweisung vor V. 37. Der Hirt, der Jäger und der Fischer treten hier mit Namen bezeichnet auf, während zuvor die beiden ersten — als typische Vertreter ihres Berufs (vgl. Gaudig, S. 363) — einfach als Hirte und Alpenjäger erschienen. Die Ansicht Düntzers (S. 135), der darin nur eine Ungenauigkeit des Dichters sieht, wird schon dadurch widerlegt, daß Schiller nicht lediglich ihre Namen setzt, sondern sie ausdrücklich als Ruodi, der Fischer; Werni, der Jäger; Kuoni, der Hirt, einführt.

1) Eben noch ist Kunz von Gersau hier gelandet; und wie käme auch Ruodi, der Fischer und Fährmann, zu einer Hütte an einem Ufer, das ihm keine Anlegestelle in allernächster Nähe böte? Um das Versehen zu beseitigen, müßte man etwa die Fischerhütte in einen Wartturm verwandeln und Ruodi zum Turmwächter machen.

2) Um die — freilich stark rhetorische — Ausdrucksweise des Fischers richtig zu beurteilen, vergesse man nicht, daß das Volk der Berge doch ein bischen anders spricht als das der Ebene, und daß dies ein ganz besonderer Anlaß ist. Ein neuerer und allerneuester Dramatiker behülfe sich hier wohl mit ohnmächtigem Gestotter. Ausgeschlossen scheint es auch nicht, daß Schiller hier mit Überlegung den Wortschwall des Fischers der gleich darauf folgenden bei aller Belebtheit edel einfachen Redeweise Tells gegenüberstellen wollte.

39. „Der Mytenstein zieht seine Haube an.“ Düntzer (S. 151) hält Verwechselung mit dem Mytenstock für unmöglich; vgl. dagegen Gaudig, S. 365/66 und S. 368/69, sowie Bellermann, S. 480/81. Die zur Zeit Schillers herrschende Begriffsverwirrung bezüglich des Namens, an der, wie Bellermann a. a. O. ausführt, auch Schillers Gewährsmänner, ebenso Goethe und der Isisrezensent teilnahmen, ist erst von neueren Geographen aufgehellt worden. Auch Platen sagt in seinem Jugendgedicht „Schweizerreise“ (1820): „Die Schwyzer Haggen und der spitze Myten“, wo Singular und Plural direkt die Plätze zu wechseln hätten. — Der wirkliche Mytenstein, heute allgemein Schillerstein genannt, ist 1859 dem Andenken des Dichters geweiht worden und nicht 1860, wie so mancher Kommentar sagt. Das beweist die Inschrift.

40. „Kalt her bläst es aus dem Wetterloch.“ Nach Schillers Quelle, Scheuchzer, verkündet ein lauer, dünstiger Wind aus dem Wetterloch den nahenden Regen. Schiller scheint an den dem Regen unmittelbar vorausgehenden kühlen Wind gedacht zu haben.

120—25. „So muß ich fallen in des Feindes Hand, usw.“ Wohl könnte, wie schon der Isisrezensent bemerkt, Baumgarten auf der Treib den besten Fußgängern entwischen, wieviel mehr noch Reitern, für die kein Weg ans Ufer führt. Das aber weiß doch nur jemand, der mit der Örtlichkeit aufs eingehendste vertraut ist. Das Empfinden des Zuschauers will es anders, und ihm ist auch nicht mit der Möglichkeit eines Entrinnens über die auf der Bühne sichtbaren Felsen gedient; auf dem Landwege kann der Flüchtling jederzeit eingeholt werden, und nur über dem See winkt ihm unbedingte Sicherheit.

227—29. „Doch schnell besonnen ich entgegn' ihm so: Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn, des Kaisers, und Eures und mein Lehen.“ Man will in dieser Antwort eine Zweideutigkeit erkennen, insofern als man konstruieren könnte: „meines Herrn und Eures Herrn“; man hat „Eures“ sogar schon auf „Lehen“ bezogen, was natürlich grammatisch unmöglich ist. Tschudis Ausdrucksweise könnte zweideutig sein („das Huß ist mins Herrn des Künigs, und üwer, und min Lehen“); aber auch hier spricht das Komma nach üwer gegen diese Auslegung, und noch mehr der Zusammenhang. Stauffacher durchschaut blitzschnell des Vogtes Absicht in der bösmeinenden Frage; wie könnte er ihn da noch durch irgendwelche Zweideutigkeiten reizen wollen? wo bliebe da die schnelle Besonnenheit? und wie reimte sich das mit der Unterwürfigkeit, die sich nach Stauffachers Wort gegenüber dem Vertreter des Kaisers gebührt? Der Sinn kann gar kein anderer sein als der: „Das Haus gehört dem Kaiser und Euch als seinem Vertreter, und mir gehört es als kaiserliches Lehen“; und diese Antwort bezeugt in der

Tat Geistesgegenwart. Zur geschichtlichen Erklärung des Vorganges verweise ich auf die oben angeführte Schrift Bernoullis.

296 ff. „Welchen Sturm gefährlicher Gedanken weckst du mir in der stillen Brust!“ usw. Stauffacher fürchtet sich nicht vor dem Kriege; daß er an das Kommen eines solchen gedacht hat, beweist der Satz (302/3): „Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen rufst du in dieses friedgewohnte Tal“, denn Gertrud hat noch keine Silbe von Kampf und Krieg gesprochen, sondern nur gesagt, man solle versuchen, sich des Druckes zu entledigen, und Gott werde der gerechten Sache gnädig sein; daß sanfte Mittel nicht ausreichen würden, mag sie wohl glauben, aber ihre Worte sagen das nicht bestimmt. Allerdings möchte Stauffacher den Krieg vermeiden, und zwar mit besonderer Rücksicht auf Weib und Kind. Sobald er sich überzeugt hat, daß Gertrud dieser furchtbaren Möglichkeit beherzt entgegensieht, ist er fest entschlossen, alles zu wagen. Seine Einwände dienen nur dazu, Gertrud auf die Probe zu stellen; und es bedurfte nicht erst der Worte seiner Gattin, ihm Mut einzuflößen, was doch auch von dem intellektuellen Stifter der Schweizer Freiheit gar zu gering denken hieße.

333. „Nach Uri fahr' ich steh'nden Fußes gleich.“ Der Föhnsturm der ersten Szene muß schon vorüber sein, da er hier nicht erwähnt wird und Stauffachers Weg von Brunnen aus über den See geht.

386 f. „Seht diese Flanken, diese Strebepfeiler, die stehn wie für die Ewigkeit gebaut!“ Charakteristischerweise bewundert der Steinmetz das Werk seiner Hände, obwohl er es haßt und verflucht (vgl. 377 „Den Hammer werf' ich in den tiefsten See“ usw.)

390 ff. Die Errichtung des Hutes muß trotz Düntzer (S. 99 f.) und Gaudig (S. 379) hier stattfinden, weil Tell, würde der Hut erst in III, 1 errichtet, nicht „aus Unbedacht“, sondern nur aus Unwissenheit handeln könnte. Vgl. hierzu das oben über Tells Charakter Gesagte.

415 ff. „Ihr wisset nun Bescheid.“ Hat sich Stauffacher schon unterwegs zwischen Steinen und Altorf Tell gegenüber ausgesprochen? Darauf weist das Wort Bescheid, in welchem Sinne man es auch nimmt. (Hier kann es im Zusammenhang nur heißen: Bescheid, wie es hier in Uri steht.) Das Folgende scheint dem zu widersprechen; Stauffacher hebt offenbar erst hier von seinem Vorhaben an. Besser hätte Schiller den Tell etwa die Bitte aussprechen lassen, die Sache nicht weiter zu erwähnen. — Was das Stillschweigen Tells und Stauffachers bei dem Hutgebote anlangt, das Gaudig (S. 380) beanstandet, so darf man wohl fragen: müssen sie wirklich gleich hier davon sprechen? Können sie nicht auch, Tell wundernd, Stauffacher empört, sowohl die Verkündigung des Gebots als auch die Bemerkungen der Werkleute mitanhören? Kann nicht Tell gerade mit dem

Worte „Ihr wisset nun Bescheid" darauf Bezug nehmen und eben deshalb so schnell hinwegeilen wollen, weil er eine Besprechung darüber mit Stauffacher zu vermeiden wünscht? Und müßte wirklich Stauffacher bei Fürst sofort von diesem Neuen, Unerhörten anheben? Hat er nicht weit Wichtigeres zu berichten? Auch ist sehr wahrscheinlich die ganze vierte Szene vor der Einschiebung des Hutgebots an seine jetzige Stelle entstanden, und der Dichter sah sich nicht veranlaßt, nachträgliche Änderungen daran vorzunehmen.

449. Das erste Auftreten Bertas hier ist nicht, wie Düntzer (S. 101) will, „ein späterer unglücklicher Zusatz", sondern eher wohl von früher her stehen geblieben, da die jetzige Szene II, 1 ursprünglich voranging. — Übrigens verdirbt Berta viel mit ihrem ersten Erscheinen, für sich wie für Rudenz, und der Zuschauer, mehr noch der Leser, wird den peinlichen Eindruck nicht leicht los.

594. „Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht." Fühlend: mit Gefühl, nicht wie die im vorhergehenden Vers genannte Pflanze; nicht = tastend.

640/41. „Es ist auf seinem Gipfel. Wollen wir erwarten, bis das Äußerste — (Melchtal): Welch Äußerstes" usw. Düntzer (S. 184) und Gaudig (S. 388, Anm. 1) mißverstehen die Stelle, im selben Sinne, wie Melchtal sie mißversteht. Gipfel und Äußerstes beziehen sich auf Melchtals Schmerz, nicht auf die Tyrannei; Stauffachers Worte sind eine halblaut an Fürst gerichtete Frage.

680. „Auch über euch hängt das Tyrannenschwert." Wenn dies eine klassische Erinnerung ist, so ist sie gerade im Munde Melchtals nicht gut angebracht. Es liegt jedoch eine Mischung zweier Bilder vor: erstens das Schwert des Mörders über dem Tyrannen, und zweitens das Schwert des Tyrannen über seinem Opfer.

697 ff. „Die Edeln drängt nicht gleiche Not mit uns." Nicht ganz richtig; vgl. V. 825 f., wo vom Spott der Fremdlinge gegen den Schweizer Adel die Rede ist; aber davon dürfte Stauffacher doch kaum wissen.

802 f. „Weh ihnen, die dem Volk die Augen halten" usw. Rudenz meint damit natürlich nicht Attinghausen, sondern die freien Bauern, denn 807/8 sagt er von ihnen: „Wohl tut es ihnen, auf der Herrenbank zu sitzen mit dem Edelmann."

890/91. „Die Kaiserkrone . . . hat für treue Dienste kein Gedächtnis." Natürlich nicht Schillers, sondern nur Rudenz' Ansicht.

Rütliszene. Warum treten Melchtal und seine Genossen in der hellen Mondnacht mit brennenden Windlichtern auf? Es ist wohl anzunehmen, daß sie durch gefährliche Schluchten gewandert sind: Lichter, wie nachher

das Hornsignal der Urner, passen nicht gut zu der Heimlichkeit und der Gefahr des Belauschtwerdens.

976. „Ein Regenbogen mitten in der Nacht." Daß Schiller sich die schöne Gelegenheit entgehen ließ, ein Wort über die symbolische Bedeutung des Regenbogens zu sagen, hat schon Düntzer bemerkt (S. 202). — Daß der Mondregenbogen am überlieferten Datum der Rütliversammlung unmöglich gewesen wäre, da der Vollmond erst vier bis fünf Tage später eintrat, sei nur der Kuriosität halber hierher gesetzt.

1061. „Ich war zu Sarnen und besah die Burg." Hierzu Düntzer (S. 204/5): „Diese überkecke Kühnheit möchte doch um so weniger als ein glücklicher Zug gelten dürfen, als Melchtal, wie wir noch in unserm Auftritt hören, mit einer Dirne auf Sarnen in naher Verbindung steht." Nicht Schloß Sarnen, sondern der Roßberg birgt Melchtals Geliebte; also läuft er in Sarnen keine Gefahr.

1140. Düntzer meint, der vorsichtige Fürst habe die Ratsschwerter eigens mitgebracht (S. 209, Anm. 3). So sieht es freilich aus; aber wie konnte Fürst wissen, daß man nach der Regel tagen würde? Ist es nicht vielleicht doch so zu denken, daß er sein und eines anderen Schwert hier darbietet?

1167 ff. „Hört, was die alten Hirten sich erzählen." Düntzer (S. 213) meint bezweifeln zu müssen, daß ein ausführlicher epischer Bericht hier am Platze sei. Demgegenüber sei hier angeführt, was Walzel a. a. O., S. XXXIV zu sagen hat: „Das Land, das Pestalozzi und Gotthelf geboren hat, dessen größter Dichter Gottfried Keller ist, liebt einen Tropfen Didaxis in dem Tranke, den der Künstler ihm reicht; und ebenso liebt es, seine große Vergangenheit erzählt zu hören; Stauffacher auf dem Rütli handelt echt schweizerisch, wenn er des längeren im Rat von den Taten der Ahnen berichtet."

1180/82. „Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen, nur eine Hütte stand am Ufer einsam, da saß ein Mann und wartete der Fähre." Für wen eine Fähre, wenn nur eine Hütte da war? Der Widerspruch steht schon in der Vorlage. Zugrunde liegt die falsche Ansicht, es sei seit undenklichen Zeiten der Weg nach Italien am Vierwaldstättersee vorbeigegangen.

1186. „entdeckten gute Brunnen." Anspielung auf den Ortsnamen.

1291 ff. Woher hat Düntzer zur Erklärung von Rösselmanns Vorschlag die Ansicht, die Geistlichkeit sei geschichtlich meist habsburgisch gesinnt gewesen (S. 206 und 218)? Findet sich das in Schillers Quellen? Mir scheint Bellermann (S. 495/96) das Richtige getroffen zu haben; nirgends zeigt Rösselmann auch nur einen Anflug von habsburgischer Gesinnung.

1312 ff. „Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz" usw. Die kurze Rede durchzieht ein Ton leichter Verlegenheit; veranlaßt ist diese

durch das Mißverständnis seiner Absicht und sein Bedauern über die unbedachte Wahl seiner Mittel.

1364. Die „große Frau zu Zürich" ist die mächtige Äbtissin des Frauenmünsters, nicht etwa die Mutter Gottes; die Schutzheiligen des Klosters waren Felix und Regula, nach der die Klosterfassen in Uri Regler genannt wurden. Düntzer (S. 222) hält eine genauere Bezeichnung für wünschenswert; die gibt aber doch der folgende Vers „Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist", zur Genüge.

1380 f. „Er wird's (sc. in Frieden weichen), wenn er in Waffen uns erblickt; wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet." Dies steht in auffallendem Gegensatz zu 1429 ff. („Nur mit dem Geßler fürcht' ich schweren Stand"), um so auffallender, da beide Reden Stauffacher zugeteilt sind.

1414 f. „Den Roßberg übernehm' ich zu ersteigen, denn eine Dirn' des Schlosses ist mir hold." Dies stimmt trotz Düntzers Einwurf (S. 224) zu V. 1061 (s. o.); warum soll nicht Melchtal entweder bei der Erstürmung beider Burgen anwesend sein, wie er es ja später tatsächlich ist, oder die ausgekundschafteten Geheimnisse andern bis ins kleinste mitteilen?

1439. „Man muß dem Augenblick auch was vertrauen." Dies hat Gaudig (S. 414) richtig ausgelegt; ich verweise auf seine Auslegung, weil einige neuere Erklärungen nichts mit der Stelle anzufangen wissen. Desgleichen sei noch hier bemerkt, daß der Rütlieid nicht Schillers Erfindung, sondern schon bei Johannes v. Müller zu finden ist (Gaudig, S. 420).

1494. Die hier genannten Knechte sind schwerlich Tells eigene; denn zu seinem Gewerbe braucht er keine.

1519 f. Düntzer (S. 234) hält Hedwigs Kenntnis von der Rütliverschwörung für unwahrscheinlich; aber ohne guten Grund; indem im stillen Freunde für den Bund geworben werden, ist die Einbeziehung der Frauen nicht nur möglich, sondern fast unvermeidlich.

1542. „Er geht, noch heute." Gaudig (S. 427) vermißt eine Beruhigung in Tells Antwort. Ich lege die Stelle so aus: „Weil er noch heute gehen wird, wird er mit Vorbereitungen aller Art zu tun haben und schwerlich mit mir zusammenkommen." — Die Unruhe und Besorgnis, die Hedwig besonders gegen Ende dieser Szene zeigt, charakterisiert sie aufs trefflichste als die Tochter des übervorsichtigen Walter Fürst; nur steigert sich Fürsts Mißtrauen und Ängstlichkeit bei ihr zum Ahnungsvollen, und außerdem ist sie eine bessere Menschenkennerin als ihr Vater. Zur Erklärung dieses Ahnungsvollen in ihrem Wesen hat man schon den Umstand herangezogen, daß sie Mutter sei, gegenüber der kinderlosen Gertrud; als ob die Mutterschaft das mit sich brächte, als ob Kassandra nicht Kassandra sein könnte, weil sie Jungfrau ist! Übrigens deutet für Gertrud der

Dichter nirgends an, daß sie kinderlos sei; Vers 322/23 („Es schont der Krieg auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege") besagt eher das Gegenteil, und noch mehr Melchtals Äußerung V. 672 „Ihr selbst seid Väter, Häupter eines Hauses."

1733 ff. „Wir passen auf umsonst." Aus dem Gespräch der beiden Söldner, meint Gaudig, könne man nur den Eindruck gewinnen, der Hut sei erst am Tage der Handlung aufgehängt worden, während in Wirklichkeit eine größere Reihe von Tagen verstrichen sein müsse. Es ist aber meines Erachtens gar nicht notwendig anzunehmen, daß Frießhardt und Leuthold vom Augenblick des Aufhängens des Hutes an zusammen Wache gestanden hätten; Frießhardts Bericht über seine vereitelte Hoffnung auf einen guten Fang, V. 1743 ff., deutet eher auf das Gegenteil: wäre das an diesem Mittag geschehen, so müßte es Leuthold doch wohl auch schon wissen. Der Widerspruch löst sich mit der Annahme, daß sich Frießhardts Bericht auf einen Tag bezieht, da er mit einem anderen Wache stand. Daß eine Ablösung der Wache stattfand, glaube ich auch aus Geßlers Frage an Frießhardt „Wer bist du?" (V. 1859) herauslesen zu müssen; einen ständigen Wächter müßte Geßler dem Namen und der Erscheinung nach kennen, da er selbst zu einem so wichtigen Posten sicher nur einen ausgelesen hätte, der nicht willens wäre, die Augen zuzudrücken und nicht hinzusehen, wie Leuthold von sich bekennt. Die Frage „Wer bist du?" ist nicht parallel mit der folgenden „und was hältst du diesen Mann?" Denn daß er diesen ohne jeden Zweifel kennt, wissen wir schon von Tell selbst.

1747/48. „kam just von einem Kranken her." Der Sigrist schellt mit dem Glöcklein nur, solange die Hostie noch im Ziborium enthalten ist. Die Worte sollten also lauten „ging just zu einem Kranken hin." Stellte sich Rösselmann mit dem leeren Ziborium vor die Stange, um seine Pfarrkinder aus der Verlegenheit zu ziehen, so würde seine ohnehin anstößige Handlungsweise (anstößig, wenn Frießhardt den Tatsachen gemäß und nicht etwa gefärbt berichtet) doppelt verwerflich.

1875—1878. „Du bist ein Meister — — auf hundert Schritte." Auch ich finde mit Düntzer (S. 251, Anm. 1) und Gaudig (S. 445), daß Schiller mit der auf Goethes Rat vorgenommenen Einfügung dieser vier Verse keineswegs eine Verbesserung gemacht hat; Geßler mußte hier schon einen Plan zur Demütigung Tells haben und nicht auf die Äußerung des Kindes hin der Eingebung des Augenblickes folgen. Die Entfernung von hundert Schritten vom Ziel war ohnehin schon ohne das rühmende Wort Walters gegeben, denn V. 1917/18 „Er rühmte sich, auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen" sowie 1937 „Du rühmst dich deines sichern Blicks" sind nicht erst auf Goethes Rat eingefügt worden; und daß Geßler nur

achtzig Schritte verlangt, um als gnädig zu gelten, deutet auf vorbedachtes Planen. Warum ſoll das dem Geßler des Dramatikers nicht ebenſo erlaubt ſein wie dem Tſchudis, bei dem auch nicht eine ſolche Motivierung ſeiner Forderung zu finden iſt? Daß ſich Geßler an Tell werde rächen wollen, fühlen wir mit Hedwig; daß es ihm darum zu tun ſein wird, den Schützen zu demütigen, vor deſſen ſtattlichem Gewehr er erblaßte, iſt auch nur natürlich; alſo wird er ſich dazu ſchon längſt einen Plan gemacht haben. Das beweiſen auch die eben angeführten Ausſprüche V. 1917/18 und 1937. Woher hat übrigens Geßler ſolche Kunde von Tell? Dieſer hat ſich gewiß nie derart gebrüſtet. Geßler will Tell wohl als ſträfliches Prahlen zuſchreiben, was irgend ein anderer rühmend von ihm ausgeſagt hat.

1973. „Man führt die Waffen nicht vergebens.“ Dies vergebens erklärt Buchheim in ſeiner Ausgabe des Dramas als = ſtraflos. Die Bedeutung aber iſt die gewöhnliche, nämlich = ohne Abſicht. Das Waffentragen iſt aber ſo weit, wenn es auch den Herrn des Landes beleidigt nicht verboten worden (Tell wäre ſonſt der letzte geweſen, der Waffen getragen hätte); alſo kann auch keine Strafe darauf geſetzt ſein. — Düntzer meint, Geßler wolle den Landleuten das Waffentragen wehren, wie Landenberg ihnen den Beſitz von Ochſen wehren wollte (S. 258). Von Landenberg iſt das aber gar nicht richtig; denn die Pfändung der Ochſen Melchtals war doch nur eine ſchwere Buße für einen Einzelnen und nicht der Anfang eines ſyſtematiſchen Vorgehens gegen alle; die Worte des Knechtes (V. 476 f.) aber ſind ſicherlich nur als „leichtfertige Rede des Unverſchämten“ und nicht als amtliche Erklärung des Vorgehens aufzufaſſen.

2098. „Mir wird Gott helfen.“ Dazu Düntzer (S. 268/69): „Sein ſchließendes Wort, Gott werde ihm helfen, ſpricht ſeine völlige Hoffnungsloſigkeit, aber auch die Ergebenheit in Gottes Willen aus.“ Hoffnungsloſigkeit verraten dieſe Worte ſicherlich nicht, wenn auch Tell nach V. 2220 ff. keine Hoffnung mehr hat. Dieſer Zuſtand kann aber ſehr wohl erſt ſpäter eingetreten ſein; hier iſt anzunehmen, daß Tell feſt auf Gottes wunderbare Hilfe baut.

Bühnenanweiſung vor 2099. Beim Verſuch, zu beweiſen, daß Bellermann (S. 495 f.) Schiller einen tollen Gewaltſtreich zumute, indem er Ruodi eine Hütte am öſtlichen Seeufer zuweiſt, verwickelt ſich Düntzer in mehrfache Widerſprüche und Ungereimtheiten. „Er führt uns an das öſtliche Ufer des Vierwaldſtättерſees unterhalb Gerſau bei Siſſigen“ (S. 115). Wie kann man nur dieſe beiden Orte zuſammenbringen? weil Kunz von Gerſau eben hier landet? „Ganz entſcheidend iſt es, daß Treib zu einem anderen Lande als Brunnen, Ruodi zu Uri gehört“ (S. 116). Was hat Brunnen damit zu tun? Siſſikon ſelbſt aber gehört noch zu Uri, um ſo

mehr also die Stelle, wo wir uns die Fischerhütte zu denken haben. — Daß ein Versehen hier vorliegt, aber eins ganz anderer Art, ist oben bei der Besprechung von Ruodis Charakter gezeigt worden.

2126. „Das seh'nde Auge ist geblendet." An Melchtals Vater ist hier nicht zu denken; freilich heißt es von diesem (V. 564), seine Stimme gelte was in der Gemeinde; aber abgesehen davon, daß der Zuschauer ihn längst aus den Augen verloren hat, kann er in diesem Zusammenhang nicht in Frage kommen. Düntzer (270, Anm. 1) meint es auf Attinghausen beziehen und geblendet als gleichbedeutend mit erblindet ansetzen zu müssen; dagegen aber spricht der Umstand, daß erstens man bei blenden immer an eine von außen her geübte Tätigkeit, nicht an einen sich unaufhaltsam vollziehenden Vorgang wie den des Erblindens denkt, und daß zweitens der Dichter, wenn er Attinghausen meinte, wohl eher „gebrochen" gesagt hätte. Auch Gaudig (S. 454) schließt sich Düntzer an und erklärt das sehende Auge = das Auge, das sah. Demgegenüber vertritt Bellermann (S. 496 f.) die Ansicht Riehemanns, daß sich der Ausdruck nur auf Rudenz beziehen könne, mit Beiziehung von Vers 840 („Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt!") und 2006 („Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen"). Das seh'nde Auge heißt also „das Auge, das sehen sollte"; niemand wird bestreiten, daß im nächsten Vers Schiller auch „der rettende Arm" hätte sagen können, ohne die Bedeutung zu verändern. „Nichts kann Ruodi ferner liegen als hier des jungen Erben zu gedenken, der längst von Österreich gewonnen ist", meint Düntzer. Eben darum, weil er, der Neffe Attinghausens, der natürliche Schirmherr des Landes, von Österreich gewonnen ist! Von seiner Bekehrung hat Kunz von Gersau dem Fischer offenbar nichts erzählt. — Ebenso originell wie gewaltsam erläutert Witkowski die Stelle (S. XVIII): „bedeutet nur, daß die Schweizer gleichsam durch die Tyrannei des Gebrauchs ihrer körperlichen Kräfte völlig beraubt sind". Warum nicht auch gleich „der Mund der Wahrheit" und „der Arm, der retten sollte" ebenso auslegen?

2135 f. Die Reminiszenz an Bären und Wölfe legt die Vermutung nahe, daß Ruodi etwas von den Reden auf dem Rütli behalten habe (vgl. V. 1263).

2196 f. „Sie haben einen guten Steuermann am Bord." Der ganze Zusammenhang ist gegen Düntzers Erläuterung der Stelle (S. 274): „Bald sieht der Fischer, daß das Schiff von einem guten Steuermann vorwärts gebracht wird."

2259. „vor die Felsenplatte." Rudolf Hildebrands Erklärung, „an der Felsenplatte vorbei" (Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht, Leipzig 1890, S. 113 ff.) hat nicht

die gebührende Beachtung gefunden; Düntzer freilich übersetzt Tschudis „für dieselb Blatten" richtig.

2288. Düntzer (S. 118) hält es — ohne den mindesten Grund — für unwahrscheinlich, daß Tell die Namen der Rütliverschwörer wisse.

Bühnenanweisung vor 2304. Die Botschaft nach Altorf über den nahen Tod Attinghausens muß sehr dringend gewesen sein, da selbst Melchtal, der Erzdemokrat, mitgekommen ist. Merkwürdig berührt die Abwesenheit des Geistlichen.

2316 ff. Hedwigs Vorwürfe gegen Tell klingen um so weniger berechtigt, als Tell noch vor kurzem die schönen Worte zu ihr gesprochen hat: „Lieb Weib, ich dacht' an euch; drum rettet' ich den Vater seinen Kindern" (V. 1529/30).

2337. Woher kennt Hedwig den Baumgarten? Tell selbst kannte ihn bei seinem ersten Auftreten nicht. Darf eine solche Bekanntschaft hier ohne weiteres vorausgesetzt werden?

2424. „Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag." Daß Walter der Enkel Fürsts ist, hat der Freiherr in V. 2386 erfahren; vom Apfelschuß muß er vor seinem letzten Schlaf gehört haben, da er hier davon weiß.

Bühnenanweisung vor 2453. Anstatt das wirkungsvolle Läuten der Burgglocke zu unterlassen, wie Düntzer (S. 284) wünscht, da Rudenz es auffallenderweise nicht bemerkt, wären besser des Junkers erste Worte anders zu fassen.

2462. „Die schwere, unbezahlte Schuld" erweist die folgende Frage „Schied er dahin im Unmut gegen mich?" ganz natürlicherweise als die Schuld der Dankbarkeit für seine Liebe; wie Buchheim a. a. O. es als „die Schuld der Landesbefreiung" erklären konnte, ist mir unerfindlich.

Akt IV, Szene 3. Eine Vergleichung Tells, wie er hier erscheint, mit dem Tell der Apfelschußszene, sowie eine Vergleichung beider Szenen im allgemeinen, wären höchst dankbare Aufgaben für Aufsätze, und es dünkt mich befremdlich, daß ich, soweit meine Erinnerung reicht, keines dieser Themata noch angedeutet gefunden habe.

2650. „Das Beste." Hierzu Düntzer (S. 295): „... seines Todfeindes ..., den er höhnisch, wie eben ein edles Wild, jetzt das Beste im ganzen Umkreis des Gebirges nennt, weil er keine größere Wohltat den Waldstätten erzeigen kann als die Befreiung von seiner Gewaltherrschaft." Hohn liegt Tell fern; und ebensowenig denkt er hier an die Befreiung seines Landes.

2653. Der Brautlauf ist kein Wettlauf mehrerer Nebenbuhler um die Braut (wann und wo hätte diese Sitte überhaupt existiert?), sondern ein Wettlauf des Bräutigams mit der Braut, ein Rest der alten Raubehe. (Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898, S. 179.)

2740—43. Die Beifügung ist nur erklärlich als Bestimmung des Wortes Wildheuer für Nichtschweizer; ein ähnlicher Fall wie der vom Isisrezensenten aus eben diesem Grunde beanstandete V. 729 als Erklärung zu Rütli. Ohne den Text zu verändern, könnte die Darstellung hier Rudolf als Ausländer einen fragenden Blick tun und Armgart diesen auffangen und die drei Verse als Erklärung beifügen lassen.

2822. „Das Land ist frei!" In welchem Augenblicke stirbt Geßler? Eine bei allem Grauenvollen mächtige Wirkung tut es, wenn Geßler im Todeskampfe bei diesen Worten nochmals krampfhaft aufzuckt und dann zusammensinkt.

Bühnenanweisung vor 2840. Warum ist Kuoni hier? Warum ist er, Rudenz' Knecht, nicht mit seinem Herrn zur Erstürmung der Burgen ausgezogen?

2853. „Haltet, Freunde! Haltet!" Denkt Fürst vielleicht, der Feind könne das verabredete Zeichen ausfindig gemacht haben und es als Täuschung gebrauchen? Dann hätte ihn der Dichter das sagen lassen sollen.

Bühnenanweisung vor 3105. Die Form zerstört statt verstört (von Düntzer S. 324 unrichtig erklärt) ist nichts weiter als eine „hyperhochdeutsche" Form des Schwaben Schiller, in dessen Jugendsprache sich auch „zerschieden" für „verschieden" findet; vgl. Behaghel, Die deutsche Sprache, zweite Auflage, Leipzig 1902, S. 67.

3110 ff. Hedwigs Unruhe in Gegenwart des Mönches ist zu erklären als das Zurückschaudern eines feinfühlenden Wesens vor der Berührung mit dem Verbrecher, nicht etwa als Angst, der Mönch könne ein gegen ihren Gatten ausgeschickter verkappter Scherge sein.

3242 ff. Die Schilderung der schaurig-schönen Gotthardstraße ist natürlich nicht als Parallele oder Kontrast zu der Darstellung der lieblichen Landschaft in I, 1 auf der Bühne zu denken, wie man so oft lesen kann. Das könnte höchstens auf den Leser, nicht aber auf den Zuschauer wirken.

Bühnenanweisung vor 3282. Daß Frauen und Kinder nicht genannt sind, ist nur ein Versehen der Bühnenanweisung, das wohl kein Spielleiter zu berichtigen versäumt.

* * *

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Sie hat wohl diese oder jene Schwäche bloßgelegt; sie hat aber wohl auch manche Schönheit unseres Dramas in ein neues Licht gerückt. Seine Schwächen aber hat ein jedes Meisterwerk. Und ein Meisterwerk der Weltliteratur ist und bleibt der Tell; einen zweiten zu schreiben, das vermögen seine sämtlichen Kritiker nicht.

Lautmalerei im Deutſchen.

Von Prof. Dr. **O. Weiſe** in Eiſenberg (S.-A.).

I.

Die beiden kurzen Aufſätze über Klangworte in der Zeitſchr. f. d. deutſch. Unterricht XVI S. 186 flg. und S. 652 flg. geben mir Veranlaſſung, mich etwas eingehender über das Weſen der Klangmalerei im Deutſchen auszuſprechen, um ſo mehr, als die Literatur über dieſe Erſcheinung noch außerordentlich dürftig iſt. Während „die Schallnachahmungen und Schallverba" im Litauiſchen kürzlich von A. Leskien eingehend behandelt worden ſind[1]), fehlt für die onomatopoetiſchen Gebilde unſerer Sprache noch eine ſpezielle Unterſuchung.[2]) Nun liegt es zwar nicht in meiner Abſicht, die Sache hier erſchöpfend darzuſtellen, doch möchte ich veranlaſſen, daß man ſich weiter damit beſchäftigt, und einige Steine zum künftigen Bau liefern.

Schon über den Umfang und die Ausdehnung, in der wir Lautmalerei im Deutſchen anzunehmen haben, iſt wiederholt geſtritten worden. Während die einen dieſe Spracherſcheinung auf wenige Worte eingeſchränkt wiſſen wollen, haben andere ihr ziemlich weite Schranken geſteckt und ſelbſt in Gebilden wie **Schmerz, Zorn** und **Haß, ſpitz** und **ſtumpf, bitter** und **ſüß** Beziehung zwiſchen Laut und Bedeutung angenommen; während die einen erſt in ziemlich ſpäten Schichten des Sprachlebens eine gewiſſe Neigung finden können, „den Objekten ſchildernd nahe zu treten", haben andere die Meinung verfochten, daß die Lautnachahmung zu den älteſten Mitteln der Wortbildung gehöre. Und auch jetzt ſind die Gelehrten noch keineswegs darüber einig, ob ſie bei dieſem oder jenem Ausdruck die Möglichkeit der Tonmalerei zugeben ſollen oder nicht. Man braucht zu dieſem Zwecke nur einen Blick in das Etymologiſche Wörterbuch von Fr. Kluge[3]) und in das Deutſche Wörterbuch von M. Heyne[4]) zu werfen und z. B. einmal den

1) Indogermaniſche Forſchungen von K. Brugmann und W. Streitberg XIII, S. 165—212.

2) In der Regel findet man höchſtens ein paar Seiten darüber in den ausführlichſten deutſchen Grammatiken, z. B. bei Grimm D. Gr. III, S. 307, oder in wiſſenſchaftlichen Werken wie in Pauls Prinzipien der deutſchen Sprachgeſchichte, 3. Aufl. S. 160 flg. und in Wundts Völkerpſychologie I, S. 302 flg.

3) Etymologiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache, 5. Aufl. Straßburg 1894.

4) Deutſches Wörterbuch, 3 Bände, Leipzig 1890 flg.

Buchstaben k aufzuschlagen. Wörter wie **kichern, klingen, klimpern, klirren, knacken, klatschen, knarren, knirren, knurren, knistern, knittern, Kuckuck, Klucke (Glucke), Kiebitz** erklären beide für Schallnachahmungen, bei anderen dagegen weichen sie voneinander ab. Bei **klopfen, krähen, krachen**, die Heyne für Tonwörter ansieht, unterläßt Kluge jegliche dahingehende Angabe, bei **kitzeln** und **klappern**, die jener gleichfalls „auf lautmalendem Grunde" gebildet sein läßt, erachtet dieser es für nötig, ein „vielleicht" hinzuzufügen. Es gilt daher vor allen Dingen, bestimmte Gesichtspunkte zu finden, die einen Anhalt zur Beurteilung der Frage liefern, wieweit man Tonmalerei anzunehmen hat.

Wenn es wahr ist, was Goethe einmal sagt (XXX, 102 Hempel), daß wir Deutschen das unabweisliche, täglich sich erneuernde, grundernste Bestreben haben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen, so ist es begreiflich, wie unser Volk dazu kommt, in zahlreichen Wörtern einen Zusammenhang zwischen Form und Inhalt unwillkürlich herzustellen. In der Tat ist die Zahl solcher Gebilde, die unsere Sprache aufweist, ziemlich groß. Verzeichnet doch schon Paul a. a. O. etwa zweihundert Ausdrücke, bei denen Lautmalerei tatsächlich vorliegt oder mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, und von ihnen entfallen allein auf den Anfangsbuchstaben k 46. Dies ist aber nur ein kleiner Teil im Verhältnis zu der großen Menge derer, die sich in den deutschen Mundarten finden. Denn unser Volk hat bei seiner gemütvollen Art und musikalischen Beanlagung von jeher gern die Töne, die ihm von der Außenwelt ans Ohr schlugen, in der Sprache wiedergegeben. Daher haben auch Schriftsteller, deren Ausdruck volkstümlich gehalten ist, die Lautmalerei geliebt. So begegnen wir in einem alten bayrischen Mirakelbuch (vgl. Schmeller, Bayrisches Wörterb. III, 47) Sätzen wie: „Wer ist, den nicht des Waldes **Brausen** und **Sausen**, der Bäume **Schnalzen** und **Krachen, Rixen** und **Brixen** erschreckt?" So treffen wir auch bei Dichtern wie Bürger Wendungen wie **mit Kliff und Klaff, hurre, hurre, hopp, hopp, hopp** u. a.[1]) Weit

1) E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 340: „So tief ist die Einbildungskraft des Volkes erregt, daß aus Lautmalerei Märchen und Legenden erwachsen sind. Man muß selbst in der Christnacht mitgefühlt haben, wie unter den Holzschuhen der zur Mette gehenden Landleute der hart gefrorene, knirschende Schnee jauchzend emporruft: **Christ! Christ! Christ!**" — Im 17. Jahrhundert ergingen sich die Pegnitzschäfer in allerhand Spielereien lautmalender Art, z. B. Siegmund von Birken und Klai. Ein solches Gedicht beginnt: „Es **kirren** und **girren** die Tauben im Schatten, es **wachen** und **lachen** die Störche im Matten, es **zitschert** und **zwitschert** der Spatz auf dem Dach, es **krächzet** und **ächzet** der Kraniche Wach', es **schwirren** und **schmirren** die Schwalben in Lüften, es **springen** und **klingen** die Adler in Klüften uff.

zurückhaltender darin zeigt ſich die verſtandesmäßige Kunſtproſa; hier wird ſelten einmal eine derartige Form eingemiſcht.

Die meiſten onomatopoetiſchen Gebilde, die wir kennen, gehören der nhd. Zeit an, doch können wir ſchon eine ganze Reihe aus der ahd. Literatur belegen. Dahin gehören zwizzirôn, **zwitſchern**, murmulôn, **murmeln**, wispalôn = mhd. wispeln, **liſpeln**, klopfôn, **klopfen**, chrachôn, **krachen**, chlaphôn, **kläffen**, flistiran, **ſchmeicheln**, flitarazjan, **ſchmeichelnd liebkoſen** (vgl. mhd. flitern, flüſtern, kichern), hiuwalôn, **heulen**, winisôn, **winſeln**, **jammern** (mhd. winsen), klingan, **klingen**, klingilôn, **klingeln**, brastôn, **praſſeln**, krizzôn, **kritzeln**, kizzilôn, **kitzeln**, zabalôn (mhd. zappeln), **zappeln** (vgl. spratalôn, **zappeln**) u. a. Sehen wir uns dieſe Wörter auf ihre Bedeutung hin etwas genauer an, ſo gewahren wir, daß ſie mit Ausnahme der beiden letztgenannten alle einen Laut wiedergeben, den lebende Weſen hervorbringen (z. B. zwitſchern) oder lebloſe Gegenſtände erzeugen (z. B. krachen). Doch hat man ſolche Gebilde von Haus aus nicht mit Bewußtſein geſchaffen in der Abſicht, einen beſtimmten Klang wiederzugeben, ſondern man hat triebartig Geräuſche der umgebenden Sinnenwelt nachgeahmt und erſt nachträglich mit den ſo entſtandenen Wörtern allerhand Bedeutungsabſchattungen verknüpft. Denn der Naturlaut, den der Menſch vernahm, rief unwillkürlich eine Artikulationsbewegung der Sprechwerkzeuge hervor.[1]) So kommt es, daß Lehngut unter den einſchlägigen Gebilden ſo gut wie gar nicht vertreten iſt; nur murmulôn geht vielleicht auf lat. murmurare zurück[2]), wobei dann das zweite r aus Wohllautsrückſichten in l verwandelt wäre wie bei Marmelſtein neben marmor und Turteltaube neben turtur.

Am ſicherſten können diejenigen Formen Anſpruch auf onomatopoetiſchen Urſprung erheben, bei denen in anderen indogermaniſchen Sprachen dieſelben oder ähnliche Laute zur Wiedergabe des gleichen Tones verwandt werden. Dies iſt z. B. der Fall bei **piepen**, dem ein lateiniſches Verbum pipire und ein griechiſches *πιππίζειν* zur Seite ſteht, ohne daß Entlehnung des einen Wortes aus dem anderen oder Urverwandtſchaft anzunehmen wäre. Jenes läßt die Bedeutung als unwahrſcheinlich erſcheinen, dieſes verbietet die Behandlung der p-Laute.[3]) Ebenſo verhält es ſich mit **klingen** und **Klang** neben lat. clangor und griech. *κλαγγή*. Denn wenn die Worte urverwandt wären, müßten die deutſchen Formen mit l (= hl) anlauten (vgl. lehnen mit clinare, laut mit *κλυτός*). Ferner gehören hierher **picken**,

1) Vgl. W. Wundt, Völkerpſychologie, 1. Bd. S. 318 flg. Leipzig 1900.

2) Kluge im Etymol. Wörterb. 5. Aufl. S. 264 ſagt: „entweder aus lat. murmurare oder eher eine einheimiſche onomatopoetiſche Bildung."

3) Bei Urverwandtſchaft müßte Lautverſchiebung eingetreten ſein.

hacken, ſtechen = an. pikka, aengl. pîcan, frz. piquer, ital. piccare, ebenſo **pappen**, eſſen neben lat. pappare, eſſen, **krähen**, dem ein aſl. grajati und ein lit. gróti, krächzen, entſpricht, und **kacken**[1]), das trotz ſeines ſpäten Auftretens in der Literatur wohl ſchwerlich entlehnt iſt, da auch in den ſlawiſchen Sprachen (böhm. kakati, poln. kakać) dem lateiniſchen caccare und dem griechiſchen *κακκᾶν* entſprechende Formen vorhanden ſind.

Gleichfalls auf Lautmalerei läßt es ſchließen, wenn Wörter, die einen Schall wiedergeben, in doppelter, nur wenig verſchiedener Form vorhanden ſind, ohne daß die eine lautgeſetzlich aus der anderen hervorgegangen ſein kann; z. B. gilt das von vielen Ausdrücken, die entweder mit p (b) oder pl (bl) anlauten. So ſteht neben mundartlich **pappern** gleichbedeutendes **plappern**, neben **panſchen planſchen**, neben **patſchen platſchen**, neben **pumpen, pumpſen, plumpen, plumpſen**, neben **paffen plaffen**, neben **piſpern pliſpern** (z. B. nordhäuſiſch bliſchbern, Hertel, Thüring. Sprachſch. S. 183), neben **puſtern** (wie ein Hahn, Hertel ebenda S. 187), **pluſtern** (ſcheu hin und her flattern von Hühnern, Hertel ebenda S. 183), neben **pauzen plauzen** (aufſchlagen, fallen); vgl. auch **pumpet** neben **plump, paff** neben **plaff; ſchattern** neben **ſchlattern** (ſchwatzen), **fitzen** neben **flitzen, Klucke** neben **Kücken**, franz. coq, ſkr. kukkuta; ebenſo alem. **pfnuſen**, ſchnauben = **pfuſen**, bayr. **pfnuttern** = **pfuttern, pfnurren** = **pfurren** und Hofmann-Krayer i. d. Zeitſchr. f. hochd. Mundart IV, S. 162.

Etwas anders geartet ſind ſchallbezeichnende Wörter, bei denen die gleichbedeutenden Doppelformen im Anlaut nicht nur teilweiſe, ſondern völlig abweichen, während ſie im übrigen übereinſtimmen. Hierher ſind Gebilde zu rechnen wie **lutſchen, nutſchen, zutſchen** (= an etwas ſaugen), **winſeln** und **pinſeln** (z. B. in Leipzig; vgl. Albrecht, Leipziger Mundart S. 183), **piepen** und **ziepen** (z. B. in Thüringen; vgl. Hertel, Thüring. Sprachſch. S. 264; vgl. **fiepen** bei Albrecht a. a. O., S. 113), **zietſchen, zwietſchen, fietſchen, quietſchen** (Albrecht a. a. O., S. 241 von dem hohen Laute kleiner Vögel), **buſchpern**, unruhig ſein = **wuſchpern, guſchpern, muſchpern** (ebenda S. 149). Solche Parallelformen können aber auch im Inlaute Konſonantenwechſel aufweiſen. Neben **klopfen** ſteht ahd. klokkôn, neben **knacken** (von Nüſſen) **knappen**, neben **klimpern klinkern**, neben **kleckern kläppern** (vgl. Albrecht a. a. O., S. 148). Das laute Kochen des Waſſers wird in den verſchiedenen Mundarten als **quabbern, quackern** oder **quaddern** bezeichnet, das Kollern des Hahnes als **kuckern, kuddern** oder **kurren** (vgl. lat. cucurrire), das geräuſchvolle Hin- und Herſchwanken des Waſſers als

1) Die Form iſt lautmalend gebildet wie die faſt gleichbedeutenden quattern und quatteln.

ſchwappern, ſchwackern oder ſchwaddern; neben alem. krappeln, auf Händen und Füßen kriechen ſteht bayer. kraxeln (vgl. alem. gratteln, mit kleinen Schritten mühſam gehen).[1])

Ein weiteres Zeichen lautmalender Bildung iſt bei ſchallbezeichnenden Wörtern das Vorhandenſein desſelben Lautes am Beginn und am Schluß des Stammes, alſo eine Art der Alliteration, die namentlich oft bei p-, k- und t-Lauten auftritt, ſich aber auch ſonſt belegen läßt. Von den zahlreichen Beiſpielen für dieſen Fall, die G. Gerland in ſeiner Schrift über Intenſiva und Iterativa, Leipzig 1869, S. 123, 133 und 144 zuſammenſtellt, hebe ich hier heraus tuten, dudeln, tattern, knacken, knicken, klecken, Klucke, pappern, poppern, puppern, piepen, pumpen, pimpeln, piſpern, präpeln, lallen, lullen (vgl. auch quaken, quieken, Glocke, kichern, krachen).

Ein charakteriſtiſches Merkmal für onomatopoetiſche Auffaſſung zahlreicher ſchallbezeichnender Verba von ſeiten des Volkes iſt auch die nahe Verwandtſchaft mit Interjektionen, mögen nun dieſe aus jenen entſtanden ſein oder umgekehrt. Wie im Litauiſchen dieſe beiden Wortkategorien häufig ineinander übergehen und z. B. neben barszkėti (klappern) die Interjektion bárkszt (bei Krachen, Praſſeln, Raſſeln) ſteht[2]), ſo finden wir im Deutſchen neben krachen ein krach! z. B. krach! brach das Eis. Ähnlich entſpricht dem litauiſchen plupt das deutſche plumps[3]) mit dem dazugehörigen

1) Dieſe Abweichungen erklären ſich daraus, daß die Vokale wegen ihres ſtarken muſikaliſchen Eigentons leichter feſtgehalten werden als die Konſonanten, die bei ihrer geringen Klangfarbe in den Ohren verſchiedener Hörer abweichende Eindrücke machen. Denn der Menſch iſt kein Phonograph, der die vernommenen Laute echoartig wiedergibt, ſondern ein phantaſiebegabtes Weſen, das ſie unter dem Einfluß des Naturvorgangs reproduziert. Übrigens finden wir dieſelbe Verſchiedenheit in der Behandlung von Selbſt- und Mitlauten im Reim der Volks- und Kinderlieder. So leſen wir ſchon im geſchichtlichen Volkslied auf Franz von Sickingen: Drei Fürſten hand ſich eins bedacht, hand vil der Landsknecht zuſammenbracht, für Landſtal ſeind ſie zogen mit Büchſen vil und Kriegeswat, den Franzen ſol man loben. Hier iſt wat auf bracht und bedacht gereimt, loben auf zogen uſf.; ebenſo ſingen die Kinder noch gegenwärtig: Backe, backe Kuchen, der Bäcker hat gerufen uſf. Übrigens iſt ganz beſonders oft ein Schwanken des Anlauts zu beobachten bei Verben, die mit einem Guttural beginnen, z. B. gackeln und kackeln, gäken (ſich erbrechen) und käken, gipſen (ſtöhnen) und kipſen, gickern (hell auflachen) und kichern, Gückelhahn und Kückelhahn, Glucke und Klucke, gullern (im Leibe) und kullern (heſſiſch). Vgl. auch Behaghel in Kluges Zeitſchr. f. d. Wortforſch. IV, S. 251: „Es kann der Wechſel auf verſchiedener Auffaſſung und Stiliſierung des Naturlautes beruhen."

2) Vgl. Leskien a. a. O. S. 183.

3) Es iſt beachtenswert, wie häufig im Deutſchen ſolche Interjektionen auf einen Ziſchlaut endigen, z. B. plumps, hops, plauz, klacks, klatſch, patſch, klaps, bums, pardauz (klatſch, patſch, pfitſch, pfutſch); für die gleiche Erſcheinung im Litauiſchen vgl. Leskien a. a. O. S. 181.

Zeitwort **plumpſen**. In gleicher Weiſe entſprechen ſich **plauz** und **plauzen**, **ach** und **ächzen**, **platz** und **platzen**, **ſchwapp** und **ſchwappen**, **huſch** und **huſchen**, **juch** und **juchzen**, **ſchnapp** und **ſchnappen**, **poch** und **pochen**, **hopp** und **hoppen**, **hops** und **hopſen**, **klatſch** und **klatſchen**, **patſch** und **patſchen**, **wutſch** und **wutſchen**, **puff** und **puffen**, **pick** und **picken**, bayeriſch **pfitſch** und **pfitſchen**, **pfutſch** und **pfutſchen** (Schmeller I[1], S. 326), **pfuch** und **pfuchezen**, **pfupfezen** (ebenda S. 307), **hurr**, **hurra** und **hurren**.

Weiterhin kann man mit einiger Sicherheit ſchallnachahmende Bildung annehmen, wenn bei Ausdrücken für Geräuſche entſprechende Formen in anderen Sprachen fehlen und die deutſchen Verba Laute enthalten, welche den Eindruck machen, als ob mit ihnen der vernommene Ton wiedergegeben werden ſoll. So finden wir **rr** beſonders verwendet in Wörtern, die das Zittergeräuſch mancher Tierſtimmen bezeichnen, z. B. **girren**, **gurren**, **ſchwirren**, **burren**, **ſurren** (vgl. **klirren**, **zirpen**), ſo **mm** in **ſummen** und **brummen** (vgl. **Hummel**), **ſch** und **ſ** zum Ausdruck des **Sauſens**, **Brauſens**, **Rauſchens** von Wind, Waſſer uſw. Die **k**-, **p**- und **t**-Laute werden gern genommen, um einen ſchlagartigen Ton auszudrücken; ſo beſitzen die deutſchen Mundarten für das deutlich vernehmbare Schmatzen mit den Lippen beim Tabakrauchen unter anderem folgende Verba: **paffen** (Leipzig), **blaffen**, **papſen** (Thüringen), **macken**, **wacken**, **mappen**, **ſchmappchen** (Heſſen). Für das Dahingleiten über die Eisfläche, das die Kinder auf Straßen und Teichen im Winter ſo gern mit den Füßen ausführen, ſtehen unſerer Sprache ſehr viele Namen zur Verfügung, denen es eigentümlich iſt, daß ſie am Beginn oder in der Mitte Ziſchlaute oder Gleitelaute oder beides enthalten. Hierher gehören

a) mit Ziſchlaut am Anfange:

ſchurren (thür., öſterr., oſtpreuß.) oder **ſchorren**
ſchuffeln (thür., heſſ.) oder **ſchufflieren**
ſchuppern (thür., heſſ.) oder **ſchubern**
ſchüttern (märkiſch)
tſchullern (lauſitz.) und **tſchillern** (vogtländ.)
tſchindern (ſchleſ.) und **ſchindern** (lauſitz.), ebenſo **tſchinnern** (ſächſ.)
ſchuweiten (ſalzung.), **ſcharmeien**, **ſchabeien**
ſchwunzeln (ſiebenbürg.)

b) mit Ziſchlaut am Anfang und in der Mitte:

ſchuſſeln (leipzig., naumburg.)
zuſcheln (altenburg.), **zutſchen** (ſalzung.) **zeſcheln** (lauſitz.) **zuſchern** (koburg.)
ſchuſcheln (leipzig.) und **ſchaſcheln** (tſchaſcheln ſächſ.)
tſchintſchern (ſchleſ., böhm., ſächſ.)

c) mit Ziſchlaut und Gleitelaut am Anfange:

ſchlieken (Duisburg im 16. Jahrh. nach A. Richter, Bilder aus d. d. Kulturg. II², 273)
ſchlickern (thüring., braunſchweig.), ſchlichtern (oberpfälz.)
ſchlittſchen (niederd.)
ſchliffen (baſeliſch), ſchliefen (luzerniſch)
ſchlipfezen (öſterreich.)
ſchlindern (weſtfäliſch)
ſchlittern (norddeutſch nach Pauls deutſchem Wörterb. S. 387) und ſchlitteln (zürich.)
ſchleimern (fränkiſch)
tſchmidern (oberſchleſ.)
tſchibeln, zibeln (ſchweizeriſch)
zwiefeln (ſchweizeriſch)

d) mit Ziſchlaut in der Mitte:

glitſchen (öſterreich.)
kaſcheln (ſchleſiſch)
hätſcheln (fränkiſch, vgl. Schmeller II², S. 59)
huſcheln (altenburg.)
hoſchen (bayeriſch; vgl. Schmeller II, 253)
ruſcheln (vogtländiſch), rutſcheln (öſterländ.)
ritſchen (elſäſſ.)
riſeln (ſteiermärk.), ruſeln (kärnt.)

e) mit Gleitelaut am Anfange und Ziſchlaut in der Mitte:

gliſſeken (braunſchweig.)
glinſen (oſtfriesländ.)[1])

f) mit Gleitelaut am Anfange und Naſal in der Mitte:

glännern (altenburg.) und klennen (pfälziſch)
glandern (halliſch, mecklenburg.) und klendern (elſäſſ.)

Wie hier die Konſonanten charakteriſtiſch ſind, ſo in vielen anderen lautmalenden Wörtern die Vokale. Am häufigſten begegnen uns in onomatopoetiſchen Gebilden a, i und u, nächſtdem e und o, am ſeltenſten die Diphthonge. Einen hohen Ton gibt man gern mit i, einen tiefen mit u wieder, einen hellen mit a, einen hohlen mit o. Dem deutſchen zirpen (heſſiſch auch zwilgen) entſpricht griech. *κρίζειν*, *τιτλίζειν* und *πιππίζειν*, lat. stridere und pipire, dem deutſchen murmeln lat. murmurare und susurrare; für den o-Laut bezeichnend ſind rollen, grollen, kollern und poltern, für den a-Laut krachen, knacken, platzen, knallen. Die Tür knarrt und der Hund knurrt; das Kind weint und der Wolf heult; das Papier knittert und das Gewehrfeuer knattert; die kleinen Füße trippeln und die großen trappeln, neben klitſchen ſteht klatſchen, neben quieken

1) Eine Anzahl von dieſen Wörtern findet ſich zuſammengeſtellt im Deutſchen Wörterbuch V, 247, andere bei Albrecht, Leipziger Mundart S. 208, die übrigen bieten die Wörterbücher der Mundarten an der entſprechenden Stelle im Alphabet.

quaken, neben kniſtern knaſtern.[1]) Der volle Ablaut tritt uns entgegen bei bimmeln, bammeln, bummeln (neben baumeln), ſchwippen, ſchwappen, ſchwuppen, riſcheln, raſcheln, ruſcheln u. a. So erklären ſich auch die auf Lautmalerei beruhenden Vogel- und Inſektennamen, z. B. Fink (engl. finch, it. pincione, lat. fringilla), Kiebitz, Grille (it. grillo), Klucke, Glucke (vgl. gluckſen), Hummel, Eule (lat. ulula), alem. Hätteli, Ziege („nach dem meckernden Naturlaut": Zeitſchr. f. hochd. Mundarten IV, S. 157) = thüring. Heppe (Hertel, Thüring. Wortſch. S. 118).

Nach dieſem Überblick über den Gebrauch der Vokale halte ich es für angezeigt, etwas ausführlicher auf einzelne einzugehen, zunächſt auf i. Deſſen häufige Verwendung zum Ausdruck hoher Töne können wir aus folgenden Beiſpielen erkennen: die Lerche zwitſchert, zwiſſeliert (thüring.), trillert, tiriliert, quinqueliert oder quinteliert, die Maus piept oder ziept (thüring.), der Hund winſelt, jimmert (oberheſſiſch) oder gillert (oberheſſiſch), das Pferd wiehert, hichezt (bayr.) oder hinnikt (Pauls Grundriß I², S. 882), die Schlange ziſcht oder kiſcht oder ſißt, das Inſekt ſchwirrt, die Taube girrt. Das Reden mit leiſer Stimme wird fliſtern (flüſtern), fliſpern, liſpeln, piſpern, wiſpern (ahd. wispalôn), ziſcheln, tiſcheln oder diſeln (ſchwäbiſch, bei Erbe, Schwäb. Sprachſchatz S. 26), ahd. auch zwizerôn (Graff V, 734) genannt, junge Mädchen kichern oder hittern (heſſiſch) oder kittern (Lenz, Handſchuchsheimer Dialekt I, S. 22) oder giecheln (Paul, Grundriß I, 882); vgl. ndd. gribbelgrienen, verſtohlen lächeln und mhd. smielen, lächeln. Kleine Kinder wimmern, gimmeln (Hertel, Thüring. Sprachſch.), plinſen (nordd. bei Paul, Deutſch. Wörterb.), grinſen, ningern (altenburg.), ninnern (Hertel a. a. O.), finzen; eine lange Zeit nicht geölte Tür fietſcht oder quietſcht oder kirkſt (thüring.), ein ſpringendes Glas klirrt, eine kleine Glocke (mundartlich auch Pinks genannt) klingt, klingelt, bimmelt oder pinkt (vgl. lat. tinnire). Pilpern heißt tropfenweiſe fallen (vgl. berliniſch piperlings, tropfenweiſe), pinkeln harnen, picken mit der Hacke an etwas ſchlagen = kippen in Handſchuchsheim (Lenz, a. a. O. I, 22). Ball ſchlagen wird in Thüringen kitzen oder kitſchen genannt (vgl. pitſchen, ſchlagen. pritſchen, ſchlagen, Kicks, Fehlſtoß beim Billardſpiel, Titſch, Fehlſchlag beim Ballſpiel, Zeitſchr. f. hochd. Mundarten III, S. 362), pfitſchen ſagt man ebenda von dem dünnen, hellen Geräuſch der ins Waſſer geſchlagenen Rute und fitſchen vom dahinſchießenden Pfeile, gigzen bei Hebel kreiſchen (mhd. gigezen). Klingende Münze heißt Bims, klirrender Kies Gnitt, kriſperig knirſchend.

1) Vgl. meine Äſthetik der deutſchen Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1905, S. 2flg. und Hoffmann-Krayer, Zeitſchr. f. hochdeutſche Mundarten IV., S. 154: (alemanniſch) „gâre knarren iſt Schallwort für tiefere Töne, wie gîre für hohe Töne".

Als Beleg für den Gebrauch des Lautes a wähle ich die Zeitwörter, mit denen die Mundarten das ſchnelle und häufige Sprechen gern bezeichnen, zugleich um an einem Beiſpiele die große Fülle ſolcher Gebilde im Volksmunde nachzuweiſen.[1]) Am verbreitetſten iſt dafür der Ausdruck **ſchwatzen**, doch finden ſich dafür (nach den das a umgebenden Konſonanten geordnet) unter anderen auch folgende Wörter:

1. mit Lippenlaut nach dem a:

klaffen (bayeriſch Schmeller II, 353, ahd. chlaphôn, engl. to clap)
waffen (ſchweizeriſch), **waffeln** (heſſiſch bei Vilmar Idiot. 433, Crecelius 888)
knaffen (fränkiſch nach Frommann, Mundarten II, 464)
raffeln (ſchweiz.), ſchwatzen
ſchnappen (heſſiſch, bayeriſch; mhd. snappen, Renner 16203; mittelnd. snapperen)
klappen (mittelnd.; **klappern** bei Heniſch, Dieſenbach u. a.) vgl. engl. clap, klappern, klopfen, klatſchen.
pappen (böhmiſch, Frommann, ebenda II, 235, Schmeller I, 290), **pappern** (altenburg.), **pappeln** (thüring.); vgl. Pappe, Peppe, Mund und engl. babble, ſchwatzen
plappen (alemanniſch; vgl. engl. to blab), **plappern** (altenburg.), **plafern** (Berner Mattenengliſch Kluges Zeitſchr. II, 56), vgl. mhd. blapzen, ahd. blabbizôn
ſchwappen (nordböhm. Frommann a. a. O., S. 238), **ſchwappeln** (thüring.)
rappeln (ſchwäbiſch D. Wb. 8, 118, ebenſo braunſchweig.)
wappeln (fränkiſch, Frommann a. a. O., S. 171)
happeln (beſ. weſtdeutſch; vgl. Lyons Zeitſchr. XV, 729)
labbern (thüring.)
ſabbern (leipzig., Albrecht, S. 194)
ſchlabbern (D. Wb. 9, 230)
ſchwabbeln (thüring., Hertel, S. 220; oberheſſ. Crecelius S. 760);
brabbeln (berliniſch), unverſtändlich reden = thüring. **brammeln**
wabbeln (bayeriſch, öſterr.), unverſtändlich reden;

2. mit k-Laut nach dem a:

gackeln D. Wb. IV, 1, 1128, **gackern** (fränkiſch, Frommann a. a. O., S. 463)
quacken, quackeln (oberheſſ. Crecelius S. 668, Heyne, D. Wb., S. 1223); niederl. quaken, ſchwatzen
ſchnacken (thüring., Hertel, S. 216);

3. mit t-Laut (auch tz und tſch):

ſchnattern, mhd. snateren, gemeindeutſch
klattern (bayeriſch, Schmeller II, 364)

1) Ich führe in der Regel nur eine Mundart als Beleg an.

tattern (thüring., Hertel, S. 242, oberheſſ. Hertel, S. 253); vgl. engl. tattle, ſchwatzen
rattern (thüring., Hertel, S. 193)
ſchwattern, mhd. swaderen, Lexer II, 1332, bayeriſch Schmeller II, 624, 652; vgl. ſchwadronieren
ſchattern (D. Wb. VIII, 2271, oſtpreuß., Friſchbier 2, 261)
quattern (leipzig., altenburg., oſtfrieſ.)
ſladdern (ndd. z. B. in Voſſens Gedicht „Winterabend", vgl. däniſch sladdertaske, ſchwed. ebenſo = Plaudertaſche, D. Wb. V, 978 unter Klappertaſche)
knattern (thüring., Hertel, S. 140)[1])
pladern (D. Wb. IV, 1, 3529; vgl. lat. blaterare, blattire)
ſchmadern (bayeriſch, Schmeller III, 465)
praten (Frommann a. a. O. VI, 363); vgl. engl. prate, prattle, ſchwatzen
platzen (oberheſſ., Crecelius, S. 875, D. Wb. VIII, 1923); platſchen (Fiſchart Garg. 118a, D. Wb. VII, 1901)
ſchmatzen, ſchmätzen (bayeriſch, Schmeller III, 478, Zeitſchr. f. hochd. Mundarten III, 72)

4. mit ſ-Laut:

klaſchen, plaudern (thüring. b. Hertel, S. 135; vgl. kärntniſch pleſch, poltern, bayeriſch kleſchen, klirren, engl. clash, gegeneinander ſchlagen, klirren)
waſchen, ſchwatzen (Schmeller IV, 189, Wiſchwaſch, leeres Gerede; Chr. Weiſe: aus der Schule waſchen, Kluges Zeitſchr. f. d. Wortf. II, 35)
praſchen, lärmen, viel ſchwatzen (nordböhm., Frommann II, 236, ſchmalkald., Vilmar, S. 306, oberheſſ. breſchen, Crecelius, S. 204)
quatſchen (altenburg.; vgl. leipzig. Quazig, Geſchwätz)
knatſchen (thüring., Hertel, S. 140)
klatſchen (D. Wb. V, 1023)
latſchen (leipzig., Albrecht, S. 159, heſſ., Vilmar, S. 238)
patſchen (Frommann VI, 131, Erbe, Schwäb. Wortſch., S. 26)
platſchen (oberheſſ., Crecelius, S. 171)
fratſcheln (kärntniſch nach Frommann II, 343)
tratſchen (thüring., Hertel, S. 246)
pla(n)tſchen (bayeriſch, Schmeller, Bayeriſches Wörterbuch I[1], 336); neben planken
watſchkern (ſchleſiſch, Weinhold, S. 108; oberheſſ. watſcheln, Crecelius, S. 896)
klabatſchen (oberheſſ.; bei Kehrein, S. 227, labatſchen, bei Hertel, S. 129, klamatſchen)
polatſchkern (ſchleſiſch, bei Weinhold, oberheſſ. polätſchen, Crecelius, S. 87, aber auch ballatſchen)
dillatſchen (thüring., Hertel, S. 82)
Vgl. mit Umlaut: rätſchen (bayeriſch Schmeller III, 171; prätzeln, D. Wb. IV, 1, 3539: Geprätzel, Schmeller I, 374; bretſcheln, ſchwatzen);

1) Hierher gehört auch engl. chatter, plappern, chatty, ſchwatzhaft.

danſchen, mit den Händen im Waſſer rühren, kneten, plaudern (thüring.)
quaſſeln, unverſtändlich reden (thür., Hertel, S. 188, D. Wb. 7, 2329)
praſſeln, prahlen mit Worten (altenburg.), ſonſt von knitterndem und krachendem Geräuſch [I, 33)
palaſſe, ſchwatzen (oberheſſ., Crecelius
braſken, großſprechen, rauſchen, durchs Gebüſch brechen (ſiebenbürg., bei Frommann VI, 54)

5. mit r-Laut:

ſchnarren mhd. snarren, im Renner 14351, mnd. snarren, ſchwatzen; vgl. Schnurre und mhd. snarz, Zwitſchern der Schwalben
knarren, **knärren**, nörgelnd tadeln (thüring., Hertel, S. 140, ähnlich **knarzen**, **knärzen**)
marren, unzufrieden murren von Kindern (oberheſſ. Crecelius, S. 579)
ſchmarren, ſchwatzen (ſchwäbiſch, D. Wb.; **Schmargler**, Schwätzer,

6. mit l-Laut:

lallen (allgemein deutſch, vgl. an. lalla, wie ein Kind hin und her ſchwanken)
kallen (ahd. challôn, mhd. kallen, ſchwatzen, ſingen, krächzen, engl. call, bayeriſch, Schmeller II, 288)
prallen, im älteren Oberdeutſch auf der Kanzel ſchreien, auf jem. losfahren, mhd. brallen
knallen (thüring. **anknallen**, derb anreden, Hertel, S. 139; vgl.

7. mit m und n:

brammeln, undeutlich vor ſich hin reden (thüring., Hertel, S. 72, leipzig.)
braſſeln, ſchwatzen (im Berner Mattenengliſch nach Kluges Zeitſchr. f. d. Wortf. II, 54)
daſkern, über etwas hin und her reden, wohl von daſken, dreſchen (Fürſtentum Lippe, Frommann VI, 56)
Vgl. auch **kneſſeln**, undeutlich reden (thüring., Hertel, S. 142), **dreſchen**, ſchwatzen, regnen, geſchäftig hin und her laufen (thüring.);

ulmiſch, Zeitſchr. f. hochd. Mundarten III, 58)
ſchlaren, ſchwatzen (lippiſch, Frommann VI, 478)
ſchnarbeln, ſchnell und unverſtändlich reden (oberheſſ., Crecelius, S. 751)
ſcharbeln (thüring.), dasſelbe
Vgl. mit Umlaut: **plärren** mhd. blerren, ſchreien, gedankenlos plappern;

altenburg. knellern, ſchlechten Tabak rauchen)
pallern, tief aus der Kehle die Worte hervorpoltern (Frommann II, 464)
ſalfern, ſchnell und unverſtändlich ſprechen (bayeriſch, Schmeller III, 139)
Vgl. mit Umlaut: **gelfern**, in hohen Tönen voll Zornes reden, auch **belfern** (Frommann II, 464)

pranzeln, eifrig ſchwatzen (oſtpreuß. Friſchbier II, 176b, **Gepranzel**, D. Wb. IV, 1, 3538).

Bei den meisten dieser Wörter ist der Stammvokal a kurz, doch herrscht hier keine völlige Übereinstimmung in den Mundarten, sondern in mancher Gegend finden wir statt der Kürze die Länge, z. B. findet sich neben pappern oft pâpeln. Ferner ist zu beachten, daß neben diesem a am häufigsten Explosivlaute und Spiranten vorkommen, seltener Liquiden und andere Laute. In zahlreichen Fällen werden durch ein und denselben Stamm verschiedene Geräusche bezeichnet, so außer dem Schwatzen das Klappern der Mühle, das Plätschern im Wasser, das Schwanken bewegter Flüssigkeiten, das Aufschlagen des Regens, das Küssen, das Geräusch der Lippen beim Rauchen u. a., sei es nun, daß Bedeutungsübertragung von dem einen zum anderen stattfindet, oder daß die einzelnen Klänge wegen ihrer Ähnlichkeit von Anfang an mit demselben onomatopoetischen Worte benannt worden sind. Nicht selten treten die hierher gehörigen Ausdrücke auch in gehäufter Zahl auf, so bei Hans Sachs 1, 520a: erst fingen sie an ein solches Schnadern, ein Schwatzen, ein Klappern und ein Dadern; ferner bei Rollenhagen im Froschmäuseler von Weibern und Gänsen zugleich: die kackeln und quackeln, klappen und lallen; bei Albertinus in der Narrenhatz 225: also tun die vollen Zapfer (Trinker) nichts anderes als schwatzen, klappern, schnattern, tatern; im Eselkönig 219: da entstand viel Disputierens, Schwatzens und Hetzens, Tadern und Schadern, Kläppern und Schnäppern.

Der u-Laut wird namentlich gern gewählt für dumpfe Geräusche, mögen sie nun von Menschen, Tieren oder leblosen Gegenständen ausgehen. Hierher gehören Wörter wie murren, knurren, schnurren, hurren, murmeln, mummeln, summen, brummen, thüring. grummeln (vom dumpfen Rollen des entfernten Donners), mucken, muckſen, gluckſen, ſchluckſen, mutteln (brummig tadeln), muttern, brutteln (dasſelbe alemanniſch), futtern (närriſch zanken), rumpeln, pumpeln; nutſchen, zutſchen, lutſchen, nullen, lullen, ſchnullen, zullen, nunneln, nuckeln, nuppeln, ſuckeln, die ſämtlich ſaugen bedeuten: puppern, pumpen, puffen, knuffen, lat. bullire, ruken (mhd. ruckezen), gulkern.

Naturgemäß ſind die meiſten der hier in Betracht kommenden Wörter Verba, doch fehlt es auch nicht an anderen Wortarten, namentlich an Subſtantiven. So wird die unter klatſchendem Geräuſch ausgeteilte Ohrfeige und überhaupt der hellklingende Schlag oft lautmalend bezeichnet, bald mit Watſche (oberheſſiſch = mhd. watze in ôrewetzelîn), Quatſche (berliniſch), Patſch (leipzig.), Klaps (thüring.), Platz (altenburg.), Kalaſche (Prügel, ſchleſiſch), Damſel (Ohrfeige, leipzig.), Schlappe (daſſ., älter nhd.), Wappche (heſſiſch), Schwappe (berliniſch), Flappe (heſſiſch), Tappe (thüring.), Knalle (Prügel, leipzig.), Rampes (Prügel, naſſauiſch), Lachſe (Prügel, leipzig.), Flachſe (daſſ., altenburg.), Knackſe (daſſ..

altenburg.), **Wamſe** (daſſ., heſſiſch) u. a.[1]) Ähnlich verhält es ſich mit dicken, breiartigen Maſſen, die auf die Erde fallend aufklatſchen und darum auch ſo genannt werden, wenn ſie ſich unbeweglich an einem beſtimmten Orte befinden. Der breite, dünne Kuhfladen heißt in Thüringen **Kuhpaps, Kuhpratſch** oder **Kuhplatſch**, in Handſchuchsheim bei Heidelberg **Platſcher**, im Rheinland **Blatter**, in Naſſau **Kuhquattel**, in der Schweiz **Danſch**; dickflüſſiger Brei wird in verſchiedenen Gegenden **Pamps, Paps, Stamps, Zamp, Pframpf, Klatſch** uſw. genannt, flüſſiger Straßenkot, der bei jedem Fußtritt einen hellen Ton von ſich gibt, **Patſche** (vgl. in der Patſche ſein), **Quatſch, Manſch, Quanſch, Schmatter, Schmant.**

II.

Die meiſten bisher behandelten Wörter bezeichnen ein Schallgeräuſch, das mit einer Bewegung verbunden iſt. Das **Sauſen** und **Brauſen** des Windes, das **Krachen** und **Knarren** der Äſte, das **Trapſen** und **Stapſen** der Füße, das **Klatſchen** und **Knallen** der Peitſche, das **Planſchen** und **Manſchen** der Kinder im Waſſer, das **Klappern** der Mühle und das **Plappern** des Mäulchens, ſowie zahlreiche andere Erſcheinungen ſind regelmäßig von Bewegungen beſtimmter Gegenſtände begleitet oder werden durch ſie hervorgerufen. Wie eng aber beide Vorgänge in der Volksphantaſie verknüpft ſind, lehrt der Umſtand, daß das Leben in der Natur auch ohne Geräuſch häufig lautmalend bezeichnet wird. „Wie jeder lebhaft erregte Beobachter einen Bewegungsvorgang, den er ſieht, mit Mienen und Gebärden begleitet, ſo und nicht anders haben wir uns auch jene Lautbewegungen zu denken, als Bewegungen, die, indem ſie die durch den Eindruck erregten ſubjektiven Gefühle ausdrücken, unwillkürlich auch den das Gefühl erregenden Vorgang ſelbſt nachbilden. Solche Mitbewegungen, an die ſich ſofort Übertragungen ſonſtiger Sinneseindrücke in Gebärdenbewegungen anſchließen können, ſind gerade ſo gut wie alle anderen urſprünglichen Gebärden unwillkürliche Akte, aber ſie ſind nicht bloße Reflexe, ſondern Triebhandlungen, in denen ſich die vorhandene pſychiſche Erregung äußert.“[2]) Überdies iſt der Eindruck für das Auge bei geräuſchloſen Vorgängen vielfach derſelbe wie bei den mit Geräuſch verknüpften Bewegungen. So wird das deutlich vernehmbare Hantieren mit Waſſer oder anderen Flüſſigkeiten in den Mundarten bald als **Matſchen, Mantſchen, Pantſchen, Plantſchen, Danſchen, Quatſchen, Pfatſchen**, bald als **Maddeln, Paddeln, Pladdern** bezeichnet; doch ſagt man auch, wenn die Kinder ſtill

1) Vgl. meine Abhandlung in der Zeitſchr. f. hochdeutſche Mundarten II, S. 38 flg.
2) Vgl. W. Wundt, Völkerpſychologie, Leipzig, 1900, I, S. 321 flg.

im Staube wühlen, daß sie **matschen, maddeln** oder **paddeln**, und wenn die Hausfrau das Mehl herumrührt oder den Teig knetet, daß sie **danscht**. Ebenso gelten die onomatopoetisch gebildeten Verba **schwappen, schwackern, wappen, wappeln, wackeln, quappeln, schwatteln** nicht bloß von der an das Gefäß schlagenden, unruhig hin und her schwankenden Flüssigkeit, sondern auch von Massen wie Gallerte, Gelee, Flammeri und Fleisch, die sich geräuschlos bewegen.[1]) Ähnlich verhält es sich mit den durch Ablaut des Vokals voneinander verschiedenen drei Verben **bimmeln, bammeln** und **bummeln**; sie können alle drei das Läuten von Glocken bezeichnen, aber auch das Hin- und Herschwanken von **bammelnden** Beinen oder das Hin- und Hergehen von **bummelnden** Menschen.[2]) Ebenso berühren sich ziemlich nahe **zwitschern** von Vögeln und **zwitzern** (schwäbisch) von der unruhigen Flamme des Lichtes, **quittern** schwatzen (D. Wb.) und **quittern** vom Flimmern der Sterne (Gegend von Göttingen), **flittern** und **flattern**.

Doch gibt es auch zahlreiche Verba, bei denen von einem Schallgeräusche irgendwelcher Art entweder überhaupt nicht oder nur in den seltensten Fällen die Rede ist, und bei denen gleichwohl Lautmalerei stattfindet, genau so wie im Litauischen, wo sich der onomatopoetische Charakter leichter feststellen läßt, weil dort die betreffenden Wörter eine besondere grammatische Form haben. Zunächst gilt dies von Lichterscheinungen, von der Beweglichkeit der Flamme, des Blickes u. a., z. B. lit. **szwist**, funkeln, **blikst**, flimmern, **blinkt**, aufblinken, **zwilkt** vom schnellen Blick, **zybt**, schnell aufleuchten, **blikt** vom schnellen Seitenblick usw., denen deutsche Verba wie **flimmern, flirren, flittern, glitzern, quittern, zwitzern, schillern, flinkern, flackern** entsprechen. Dann von ganz feinem Regen; wenn dieser fällt, so heißt es in Leipzig es **nieselt** oder **nisselt**, im Elsaß es **rieselt**, in Köln es **fiselt**, im Egerlande es **siefert**, in Thüringen es **fitzt, sickert** oder **stippert**, in Schwaben es **nibelt**.

Für die Bewegung der Backen beim Kauen sind Ausdrücke üblich wie **mammeln** D. Wb. VI, 1519, **mummeln** (thüring.), **mampfen** (schwäbisch), **mappeln** (altenburg.), **muffeln** (thüring.), **mumpeln** (thüring.); neben **zittern** stehen gleichbedeutend oder in ganz ähnlichem Sinne **tattern, betippern, schlottern, zappeln, rappeln, quatscheln** (thüring.; vgl. **verzwatscheln**), für Hinken kommen in Betracht die Wörter **knappen** (mhd. gnappen), **schnappen, humpeln, happeln, hampeln**, für Hin- und Her-

1) Dagegen werden die Adjektiva quabbelig, schwabbelig, patschelig, quatschelig, maddelig, mackelig, paddig, pumpelig in der Regel nur von Fleisch und ähnlichen Massen gebraucht.

2) Vgl. auch Klunker, herabhängende Bummel oder Quaste von klinken. Neben **bummeln** findet sich baumeln.

schwanken **taumeln**, schwäbisch **turmeln**, **torkeln**, **watscheln**, **quantschen** (vgl. lat. titubare), **holpern**, nordthüring. **toltern** (vgl. **stolpern**). Schaukeln heißt auch **kautschen**, **kaupeln**, **schunkeln**, **schumpeln**, **schackern**, **schappern**, **kockern**.[1]) Einen hastigen und unruhig hin und her fahrenden Menschen nennt man in Schwaben **Fappel** (vgl. **Schwappel**, haltloser Mensch), in Hessen **Quatter**, in Leipzig **Firle** oder **Hutschche**, fahrig, hastig heißt ebenda **firlig** oder **fipperig**, in Rochlitz **fispelig** (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 1901, S. 28). Dasselbe queckfilbrige Wesen bezeichnen Zeitwörter wie **wusseln** (schon im Simplizissimus), **busseln**, **wuschen**, **wutschen**, **witschen**, **fuspern**, **buspern**, **wispern**, **ruscheln**, **pfutschen**, **fucheln**, das Hin- und Herfahren mit der Hand über etwas **fitscheln**, **fummeln**, **nuddeln**, das rasche Entschlüpfen **huschen**, **wutschen**, **quutschen**. Für eilfertige, oberflächliche Arbeit finden sich in Gebrauch **fusseln**, **futteln**, **futschen**, **fuscheln**, **busseln**, **tschuppern**, **tschurren**, für tändelnden Zeitvertreib **kläppern**, **täppern**, **klettern**, **klempern**, **tempern**, **plempern**, **quackeln**.

Ähnlich verhält es sich, wenn das bunte Durcheinander von umherlaufenden Ameisen und anderen kleinen Tieren bezeichnet werden soll. Hier sind Ausdrücke in Gebrauch wie **wimmeln**, **wibbeln**, **kribbeln** (vgl. lit. kribždù, wimmeln), **krabbeln**, während das Durcheinandergeworfenwerden durch **wirbeln**, **zwirbeln**, **schwirbeln**, **zirbeln** bezeichnet wird. Selbst Empfindungen, die den Eindruck des Hin- und Herlaufens machen, wie das Jucken der Haut, werden lautmalend benannt. So hört man für dieses Gefühl in Thüringen **Kribbeln** und **Krabbeln**, so erklären sich auch onomatopoetische Gebilde wie **kitzeln**, engl. tickle, lit. kuttėti, mhd. **gickeln**, **prickeln**, lat. titillare.

III.

Zu diesen einfachen Wörtern kommen nun noch die zahlreichen mit Doppelung gebildeten, die ich in der Zeitschr. f. d. Wortf. II, S. 8flg. behandelt und in fünf Gruppen geteilt habe:

1. solche, in denen der Wortstamm einfach wiederholt wird, wie **Kuckuck**, frz. cricri, Hausgrille u. a.;
2. solche, bei denen die Wiederholung mit Vokalablaut verbunden ist, z. B. **Singsang**, **Wirrwarr**, **Mischmasch**, **Zickzack**;
3. solche, bei denen der anlautende Konsonant wechselt, z. B. **Hackemack**, **Kuttelmuttel**, **Schorlemorle**;
4. solche, in denen der erste Bestandteil am Schlusse gekürzt wird, z. B. **Schlampampe**, **Runkunkel**, **Menkenke** = **Schlampepampe** usf.;

---

1) Die drei letztgenannten in Thüringen besonders vom Schaukeln der Kinder auf den Knien Erwachsener.

5. solche, bei denen die erste Silbe am Schlusse wiederkehrt, z. B. **kikeriki, paperlapap, täterätä** u. a.

In ihrer Bedeutung stimmen sie mit den einfachen überein, doch gesellen sich noch einige Gruppen hinzu. Außer den Bezeichnungen von Geräuschen finden sich besonders häufig Ausdrücke für das Hastige und Übereilte, für ein Durcheinander, daher auch für Spiele, Mischgerichte und Mischgetränke, Durchstechereien, Zänkereien, Possen und für Menschen, bei denen etwas nicht in Ordnung ist. Indem ich für diese Doppelwörter auf obengenannten Aufsatz hinweise, benutze ich die Gelegenheit, hier noch eine größere Zahl in gleicher Weise gebildete nachzutragen, die ich zum Teil der Güte des Herrn Dr. D. Saul, Korrespondenten der Frankfurter Zeitung in Stuttgart, verdanke:[1])

1. Wörter mit gleichem Anlaut und wechselndem Vokal:

Chrippischrappis, wirres Durcheinander (Basel), Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 41: chripslichrapsli = Krimskrams, chripsichräpsi, Geschnörkel, kritziskrätzis, unleserlich Geschriebenes

Zizat, Durcheinander (hessisch) S.

Tschiritschari, sinnloses Geschnörkel (Frommann, Mundarten VI, 333)

Schnirkelschnörkel, Verschnörkelung (hessisch) S.

Blimiblami, Possen (Schmeller I, 236). Jemand ein **Blümelblamel** vormachen, Frankfurter Zeitung, Dienstag, d. 16. Juli 1901, Feuilleton aus Wien

kitzekatzegrob (hennebergisch nach Kluges Zeitschr. f. d. Wortf. IV, 317)

Fiselfasel, Faselei (holsteinisch, vgl. Regenhardt, Die deutschen Mundarten I, 114)

Schneckeschnickeschnack=Schnickschnack (Goethe, Klassische Walpurgisnacht)

Gickelgackel = Wischwasch (Lessing, vgl. Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 553)

Gigerlegagerle geht übers Ackerle: vom Fallen der Schneeflocken (Zeitschr. d. allgem. deutsch. Sprachv. XVII, 112)

Giggisgaggis, etwas Wertloses (Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 31, schweizerisch)

Fichtisfechtis, Fechtbewegungen (ebenda S. 42) [S. 42)

Dillisdallis, Hiebe, Schläge (ebenda

Knipisknopis, Schläge (ebenda S. 42)

Muffmaff, mürrischer Mensch = Muff (Crecelius, Oberhess. Wörterbuch S. 607, Hans Muffmaff mit dem Bettelsack, G. Freytag, Bilder aus d. d. Vergangenh. III, S. 62)

Zwitzizwatz, Übername einer unsteten Person (Hertel, Thüring. Wortsch. S. 295, Frommann, Mundarten VI, 403)

---

1) Die von diesem Herrn beigesteuerten schwäbischen und hessischen Ausdrücke habe ich mit S. bezeichnet.

Knippknapp, Mensch, bei dem es knapp hergeht (schwäbisch) S.

Wuwatz, Nachtgespenst (Frankfurt, S., vgl. thüring. **Mummanz**)

Bimmelbammel = Bammel, Angst (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 209)

Klindriklandri, spöttisch von einem schlechten Leiterwagen (Frommann, Mundarten VI, 333)

Blipenblap, du bist ein rechter Bl. (Lexer, Mhd. Wörterb. I, 310)

Milimaler, Kinderwort für Schmetterling (Schmeller II, 567), dafür schwäbisch Titimaler

Blindenblunden, Eulen im Kinderliede, S.

Pipenpapen, Samenfackeln des Teichschilfs, S.

wippenwappen, schwanken; bei Liliencron: die Grete wippwappt daher

Nicknack, freundschaftliche Bezeichnung der Zwillingsbrüder Friedrich und Konrad Haußmann im württembergischen Landtage, S.

Fritzfratz, Fritz im Kinderliede (Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? 2. Aufl. S. 153)

Ridelradelrumpel, Rätselname des Schornsteinfegers in der Sammlung von O. Frommel, Deutsche Rätsel, Leipzig 1902, Nr. 21

timpestempes, Simon Rot schreibt 1573: Physigunkus ist ein Spottwort gegen denen, die etwas in natürlichen Dingen und sonst wissen wollen und doch nichts ist, sondern timpestempes seind

klinkerklunker gehen, bummeln, schlendern (D. Wb. V, 1197)

Klunkerklanker oder **Klunklanker** = Klunker, Schaukel (Frommann, Mundarten V, 152, VI, 15)

gripsgraps mit raschem Griffe, S.

zippzapp machen, jemand zupfen, (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 209)

rippelrappeldürr (Frommann, Mundarten II, 192)

wigenwagen, hin und her wanken beim Gehen (schwäbisch, Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XV, 209)

timpentampen, schallnachahmend von der Falkenjagd (Lexer II, 1449 aus dem jüngeren Titurel);

2. Wörter, bei denen der Schluß des ersten Bestandteils unterdrückt ist:

Klunklanker, siehe oben Klunkerklanker

kunkankeln, unbestimmt und geheim reden über etwas (Frommann, Mundarten VI, 217)

Lambambes, alberner Mensch (hessisch) S.

Rampampen, Eingeweide (Regel, Ruhlaer Mundart S. 191 = hessisch Rampen bei Vilmar S. 314)

Springinkel, Springinsfeld, leichtfertiger Mensch, S.;

3. Wörter mit wechselndem Anlaut und gleichem Vokal:

Hogisbrogis, Wirrwarr (schweizerisch, Zeitschr. f. hochd. Mundarten III, 27; vgl. Hokuspokus)

Chrampelimampis, Durcheinander, ebenda, S. 41

Rauſchebauſch, eine Perſon, die mit Geräuſch einherfährt und laut arbeitet (ſchwäbiſch, Erbe, Schwäb. Wortſchatz S. 38)

Hitzblitz, heftig aufbrauſender Menſch (heſſiſch) S.

Zimſerlinſe, ſchmächtiges Frauenzimmer (heſſiſch) S.

Irrgewirr, Wirrwarr, S.

Hilkenzilk, voreiliger, zudringlicher Menſch (Frommann, Mundarten II, 230)

Matzplatz, Tölpel, Maulaffe, bei Chriſtian Weiſe, Zeitſchr. f. d. Wortf. II, 29

Puphup, Huppe, abgeſchälte Weide zum Blaſen für Kinder (plattdeutſch)

Puyhuy, wilde Schnepfe (Zeitſchr. f. d. Wortf. II, 30)

Uſchelbuſchel, vulva, S.

Scharivari, Springinsfeld, Menſch, der buntſcheckig in Kleidung und Geſinnung iſt (bayeriſch, Schmeller I, 386)

Bratzematz, unnötige, weitſchweifige Erzählung (heſſiſch, Vilmar)

Kuckemucken, Champignon (Schmeller II, 288)

Hackelpackel, Huckepack (heſſiſch) S.

huzebuz, mit jemand ſpielen, ihn zum beſten haben (thüring., Hertel, S. 125)

hurlipurli, in Haſt, Überſtürzung bei Goethe, Bürger, Immermann nach dem D. Wb. IV, 2, 1967

rupistupis, bunt durcheinander (ſchweizeriſch, Zeitſchr. f. hochd. Mundarten III, 43)

rumpistumpis, bunt durcheinander (ſchweizeriſch, Zeitſchr. f. hochd. Mundarten III, 43)

chrutisbutis, bunt durcheinander (ſchweizeriſch, Zeitſchr. f. hochd. Mundarten III, 43)

raudimaudi, bunt durcheinander (bayeriſch, Schmeller III, 50)

raudisſtaudis, bunt durcheinander

rumpeteſtumpete, mit Stumpf und Stiel (Schmeller III, 90 = ndd. rumpſtump, rheiniſch mit Rump(f) und Stump(f)

Hinkebink, ein Hinkender, D. Wb. IV, 2, 1444

Rübisſtübis (berniſch), mit Stumpf und Stil

heſtekeſt (oſtfränkiſch), diesſeits und jenſeits;

4. mit gleichem Anlaut und gleichem Vokal:

giebelgiebig, übermäßig freigebig (heſſiſch) S.

Vieles Einſchlägige leſen wir in Kinderverſen, z. B. heißt ein Rätſel vom Ei in plattdeutſchen Mundarten: **Hummelke Trummelke** lag up r Bank, Hummelke Trummelke fell von r Bank, et was kein Doktor inn ganzen Land, de Hummelke Trummelke we'er maken kann (vgl. R. Andree, Braunſchweiger Volkskunde, 2. Aufl., 1901, S. 493). Für Hummelke Trummelke findet ſich auch **Runzeldepunzel**, in Weſtfalen **Hüppelpüppelken**, in Oldenburg **Humpelkenpumpelken** (Strackerjahn II, S. 97), in Pommern **Entepotente**, in England Humpty Dumpty sate an a wall, Humpty Dumpty

had a great fall. Three score men and three score more cannot place Humpty Dumpty as he was before. Dafür ſagt man in Oberdeutſchland **Wirgelewargele** (E. Meier, Schwäbiſche Kinderreime Nr. 310).

Vieles findet ſich auch in den Dichtungen Wilh. Buſchs, z. B. die Jugend, die ſich ſchnell verſammelt, ſieht, daß dort etwas **bimmelbammelt**; doch die Käfer **kritzekratze** kommen raſch aus der Matratze; **Schnurrdiburr** oder die Bienen uſf. Eine Anzahl malaiiſcher Analoga verzeichnet Renward Brandſtetter in ſeinen Malaio-Polyneſiſchen Forſchungen II, Tagalen und Madagaſſen, Luzern 1902, S. 53ff. Dort werden außer Geräuſchen, die ſich wiederholen, wie klagen, bellen, tröpfeln, grunzen, zunächſt Wörter genannt, die ein Durcheinander ausdrücken, wie sayurmayur, allerhand Gemüſe, halobilo, Auflauf, harubiru, Verwirrung, sunbransanbran, mit ungekämmtem, verwirrtem Haar, aber auch geiſtige und ſittliche Begriffe, wie hezaheza, zaudernd, henahena, ſchüchtern u. a.

Sprechzimmer.

1.

Dreizehn bei Tiſche!

Der allgemein verbreitete Aberglaube, wonach von dreizehn Perſonen, die zuſammen bei Tiſche ſitzen, eine im Laufe des Jahres ſterben muß, ſcheint nach Wuttke, Der deutſche Volksaberglaube der Gegenwart, § 293, auf Deutſchland beſchränkt. Daß er ſich aber auch in romaniſchen Landen findet, beweiſen des Portugieſen Alberto Braga Dorfgeſchichten, überſetzt von L. Ey (Meyers Volksbücher Nr. 1258) S. 34: „Dreizehn iſt eine Zahl voll böſen Omens! Wenn dreizehn zuſammen zu Tiſche ſitzen, ſo muß einer im Laufe des Jahres ſterben.“ Von dem franzöſiſchen Schriftſteller Alphonſe Karr (1808—1890) wird ebendg berichtet, daß er nicht gern mit dreizehn Tiſchgenoſſen gegeſſen habe. Danach dürfte die von Mühlhauſe, Urreligion des deutſchen Volkes in heſſiſchen Sitten, 1860, ausgeſprochene und von Wuttke wiederholte Vermutung, daß dieſer Glaube mit der nordiſchen Mythe zuſammenhänge, wonach von den dreizehn Göttern in Walhall einer, Baldur, ſterben mußte, nicht begründet ſein.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Unter aller Kanone.

Bekanntlich wird dieſe Redensart vielfach im Scherze angewendet, um damit völlig unmögliche Schülerarbeiten zu charakteriſieren. Gelegentlich ſchulgeſchichtlicher Studien über das Kurfürſtentum Sachſen fand ich in einem alten Aktenbande einer ſtädtiſchen Lateinſchule folgende Erzählung: Die Schüler der Anſtalt waren im 18. Jahrhundert im Latein beſonders verwahrloſt und das

erregte den berechtigten Ingrimm der ſtudierten Väter der Stadt. Auf ihre Veranlaſſung hin ließ der Oberpfarrer in ſämtlichen Klaſſen ein Exploratorium nach Art des an den Fürſtenſchulen üblichen „Rektorextemporale“ ſchreiben, die Arbeiten einfordern, und machte ſich dann an die Korrektur. Das Ergebnis war ſehr unbefriedigend; denn in dem Berichte an den Stadtrat teilte er dann mit, daß er ſich „einen canon von fünf Cenſuren gemachet (optime, bene, sic satis, male, pessime), daß aber leider viele der Arbeiten ſo ſchlecht ſeyen, daß ſie nur als sub omni canone“ bezeichnet werden dürften. Canon war alſo die Zenſurenſtaffel und aus der lateiniſchen Redensart wurde dann die ſcherzhafte deutſche Verdrehung.

Leipzig. Prof. Dr. **Ernst Schwabe.**

3.

Manchem Leſer des „Egmont“ wird die etwas dunkle Stelle in der 2. Szene des 4. Aktes aufgefallen ſein, wo Alba von Oranien die Worte ſpricht: „Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn diesmal wider Vermuten der Kluge klug genug, nicht klug zu ſein“. Dieſe paradoxe Faſſung hat ſelbſt den Erklärern Schwierigkeiten bereitet. Die einen ſahen darin eine Selbſtverhöhnung Albas, die andern eine Äußerung des überlegenen Urteils Albas, der das Ausbleiben des Fürſten als eine Unklugheit bezeichnet. Wie nun ein neuer Erklärungsverſuch in der amerikaniſchen Zeitſchrift „Modern Language Notes“ ſehr wahrſcheinlich macht, handelt es ſich hier um eins der vielen Eier des Kolumbus. Das Wortſpiel beruht danach auf dem verſchiedenen Sinn des Wortes „klug“. Wenn man nämlich an der erſten und dritten Stelle dafür einſetzt „diplomatiſch“, ſo ergibt ſich der Sinn von ſelbſt. Da nämlich Oranien im Verhältnis zu dem ehrlichen Egmont als der größere Diplomat galt, ſo hatte auch Alba in dem vorliegenden Falle ſeinen Vernichtungsplan auf Oraniens politiſche Klugheit gebaut, wie die der fraglichen Äußerung Albas vorausgehenden Worte Silvas beweiſen. Nun ſieht ſich Alba durch Oraniens Entſchluß enttäuſcht und gibt dieſer Enttäuſchung ſo Ausdruck, daß er ſagt: Jetzt war der Diplomat ſchlau genug, einmal nicht den Diplomaten zu ſpielen. In der engliſchen Überſetzung kommt übrigens der Sinn ſofort deutlich heraus: „Orange was shrewd enough to recognize that this diplomacy was not wise“.

Berlin. **K. D.**

4.

Zu Schillers Klage der Ceres.

Schade, daß die Säkularausgabe von Schillers ſämtlichen Werken einen Fehler wieder hat aufleben laſſen, der endlich beſeitigt ſchien. Ludwig Bellermann hat in der Ausgabe des Bibliographiſchen Inſtitutes den vierten Vers der zweiten Strophe richtig geſchrieben:

Sandt' ich nach der Teuren Spur,

während die Säkularausgabe teuer als Adjektivum behandelt, alſo mit kleinem Anfangsbuchſtaben ſchreibt.

Der Einwand, daß eben, weil Tochter aus dem Vorhergehenden zu ergänzen sei, teuer als Adjektivum behandelt werden müßte, ist hinfällig; denn obgleich die Oreade teilnahmsvoll der Mutter, wie diese klagt, zugerufen hatte:

Deine Tochter kehret nicht,

so hebt doch ihre Klage, daß all ihr Suchen nach der Spur der Teuren vergeblich gewesen ist, gleichsam von neuem an, daß an eine grammatische Beziehung gar nicht zu denken ist. Außerdem aber hätte, wenn sie gelten sollte, dann auch die verlorne geschrieben werden müssen. Nein. Wie die Verlorne gebraucht Schiller auch die Teure substantivisch und setzt, was er sehr häufig tut, den Genitiv voran: durch der Erde Flur, nach der Teuren Spur. Und in der dritten Strophe des Eleusischen Festes wendet der Dichter bei dem Berichte über dieselbe Wanderung der Ceres wirksam dieselbe Stellung an:

Irrend nach des Kindes Spur.

Dresden. **Edmund Goetze.**

5.

Über den Einfluß Pindars auf Goethes Jugendlyrik haben sich die Goetheforscher bisher nur auf „Wanderers Sturmlied" geeinigt. Aber auch hier gehen ihre Meinungen über die Art des Einflusses auseinander. Im letzten Hefte der „Modern Language Notes" (Juni) sucht nun P. Reiff in der genannten Ode sowie in „Adler und Taube" die Pindarischen Spuren nach Form und Ideen festzustellen. Für jene kommt er zu dem Ergebnis, daß Pindar in „Wanderers Sturmlied" nur der poetische Exponent für Goethe gewesen ist, nicht die eigentliche Quelle. Das beweise die häufige Anwendung der Anapher, die Pindar nicht kennt, ferner die direkte Anrede an Zeus, die bei ihm auch nur selten ist, endlich die syntaktische Monotonie durch das Nebeneinanderreihen von koordinierten Sätzen, die bisweilen zu einem Telegrammstil zusammenschrumpfen. Alle drei Charakteristika finden sich aber nicht oder nur selten bei Pindar, um so häufiger aber bei den Anakreontikern, wie das erste, und bei Klopstock, wie die beiden letzten.

Auch die Ideen weichen bei Goethe stark von Pindars ab: während dessen Oden rein objektiv sind, ist „Wanderers Sturmlied" der Ausdruck des höchsten Subjektivismus. Die Vorstellung, daß Gott im Sturm allgegenwärtig sei, kommt zwar auch bei Pindar vor, aber nur zufällig, bei Klopstock aber ist sie fundamental (vgl. Dem Allgegenwärtigen von 37—44, 69—72; der Abschied von 5—9; Frühlingsfeier 57—60, 105 ff.). Auch das Wort „Genius" im Sinne von „führender Geist" entspricht nicht Pindars, sondern Klopstocks Auffassung, z. B. in den ersten Strophen der „Stunden der Weihe".

Danach haben wir es aber nicht mit einer Pindarischen Ode zu tun, sondern mit einem Gedicht, „in dem Reminiszenzen von Goethes Lektüre in den Klassikern und Klopstock zu einheitlicher Wirkung verbunden sind mit echten Sturm- und Drangimpulsen". Nachdem R. diese Argumente auch auf „Adler und Taube" angewendet und die Hypothese von Minor und Sauer, daß Goethe das „Enjambement" von Pindar übernommen habe, zurückgewiesen, kommt er zu dem Schluß, daß, „wenn Herder und Pindar Goethe wirklich von der

Wichtigkeit der poetischen Technik überzeugt haben, sie sich im besten Falle rühmen konnten, in dem Dichter einen Grundsatz wieder belebt zu haben, den er zeitweise aus dem Auge verloren hatte". Denn die Wertschätzung der Form war ein Hauptcharakteristikum der Anakreontischen Schule. Diese und Klopstock waren die treibende Kraft für die Entwickelung seiner Lyrik zwischen Straßburg und Wetzlar. Nur Goethes spätere Oden „Das Göttliche" und die „Grenzen der Menschheit" zeigen wirkliche Parallelen zu Pindar.

Berlin. K. D.

6.

Zum Kronprinzendank.

Vor kurzem hat die Vossische Zeitung und im Anschluß daran die 13. Nummer des Simplizissimus zu dem Dankschreiben des Kronprinzen für die ihm bei seiner Hochzeit dargebrachten Glückwünsche einige stilistische Bemerkungen veröffentlicht, die, abgesehen davon, daß der Verfasser keine unpassendere Gelegenheit, seine Weisheit an den Mann zu bringen, hätte wählen können, wegen ihrer Unrichtigkeit eine Zurückweisung verdienen.

Zunächst wird nach Schröder der Gebrauch von „derselbe" = „der erwähnte" als schlechtes Papierdeutsch bemängelt, als ob die Behauptungen Schröders hierüber absolute Gültigkeit beanspruchen könnten. Das ist aber nicht der Fall. Denn der gerügte Gebrauch ist seit Jahrhunderten in der Schriftsprache als richtig anerkannt. Das beweist schon die Existenz der Form „eben derselbe", weil „derselbe" für diesen Sinn nicht mehr ausreichte. Sodann kann man sehr leicht aus den süddeutschen Dialekten nachweisen, daß dieser Gebrauch tief im Sprachbewußtsein des Volkes wurzelt. Wie oft kann man Sätze hören wie z. B. Auf der Kirchweih hab ich ein Mädchen gesehn; die sel hat mir gefallen. Luk. 16, 29 übersetzt schon Luther: Laß sie dieselbigen hören. Endlich liefert die griechische Grammatik ein beredtes Seitenstück zu dieser Abschwächung der ursprünglichen Bedeutung: während der Nominativ αὐτός noch bedeutet „er selbst und kein anderer", haben die obliquen Kasus die Bedeutung von „er, sie, es".

Zweitens wird die Inversion der Wortstellung nach „und" beanstandet. Daß in Hauptsätzen das Subjekt die erste und das Zeitwort die zweite Stelle einnimmt, weiß jeder Schulknabe. Aber eine Abweichung von dieser Reihenfolge ist, wenn sie nicht häufig eintritt, wohl erlaubt, zumal, wenn man dadurch besondere Aufmerksamkeit erregen will. Auch ist diese Inversion seit Luther bei vielen Schriftstellern, namentlich in den Grimmschen Märchen, deren Deutsch anerkannt echt und gut ist, nachzuweisen.

Einen besonders groben Sprachfehler entdeckt dann der Verfasser jener Kritik in den Worten: eine Fülle herzlicher Glückwünsche sind uns dargebracht worden. Nun, daß sich das Prädikat nach dem Subjekt richten muß, weiß man auch am preußischen Hofe. Wer aber als so strenger Richter in stilistischen Fragen auftritt, von dem sollte man doch erwarten, daß ihm die Existenz der sogenannten constructio κατὰ σύνεσιν nicht unbekannt ist, die in allen Sprachen eine hervorragende Rolle spielt. Da der Gedanke unendlich hoch über der

Form steht, so muß sich diese auch nach ihm richten: Eine Fülle herzlicher Glückwünsche ist eben so viel als „sehr viele" Glückwünsche. Es steht demnach dem Schreibenden vollkommen frei, im Prädikat den Singular oder den Plural zu setzen.

Noch schärfer und noch ungerechter geht ein Nürnberger Blatt mit dem erwähnten Erlaß ins Gericht: es will statt „aus Anlaß" geschrieben haben „zu", weil man Glück wünscht „zu" einem Ereignis. Gewiß konnte so geschrieben werden; aber vom Standpunkt der Sprachrichtigkeit liegt durchaus keine Nötigung dazu vor; vielmehr muß im Gebrauch der Präpositionalausdrücke die größte Freiheit herrschen, wenn dem Schreibenden nicht die Möglichkeit genommen werden soll, diejenigen Modalitäten zu betonen, die ihm die wichtigsten erschienen. Ferner kanzelt der Kritiker des erwähnten Blattes die Voßische Zeitung ab, daß sie das Wort Kronprinzenpaar im landläufigen Sinn = Kronprinz und Gemahlin gebraucht, mit den Worten: „Das Kronprinzenpaar ist, so oft man auch diesem Ausdruck begegnet, ein Unsinn; denn ein Kronprinzenpaar sind zwei Kronprinzen, der Kronprinz und seine Frau dagegen sind das kronprinzliche Paar." Abgesehen von der häßlichen Wortbildung kronprinzlich, ist das Wort Kronprinzenpaar im obigen Sinne ganz im Geiste der deutschen Sprache gebildet; denn unter Paar versteht man zwei zusammengehörige Personen oder Sachen, die eine höhere Einheit darstellen. Ein Kronprinzenpaar ist eben ein Ehepaar, das nach dem Stande des Familienhauptes bezeichnet wird, nach dem Satze: a potiori fit denominatio.

Endlich erscheint jenem Kritiker das Wort „hiemit" als überflüssig und darum vom Übel. Allein dieses Wort ist keineswegs ein Flickwort, es ersetzt den breiteren Ausdruck „durch diese Bekanntmachung", und in einem solchen Schriftstück ist eine gewisse Fülle notwendig, wenn es nicht allzu dürftig erscheinen soll. Man sieht, daß bei genauerer Betrachtung alle diese Aufstellungen hinfällig sind; aber auch wenn sie besser begründet wären, hätten die Nörgler nicht das Recht, der lebendigen Sprache Fesseln anzulegen, denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.

Schließlich bedauert das Nürnberger Blatt, daß der deutsche Unterricht oft in ungeeigneten Händen sei. Nun wir wollen froh sein, daß er nicht Stilisten vom Schlage dieser Zeitungskritiker, die so wenig in das Wesen der Sprache eingedrungen sind, anvertraut ist. Die deutsche Sprache gleicht eben einer Harfe; wer auch immer hineingreift und wie auch immer, ruft einen Klang hervor und mag sich immerhin für einen Musiker halten; aber nur der Meister kann eine entzückende Melodie hervorzaubern.

Nürnberg. **Spälter.**

7.

Zur Erklärung der Xenien 347, 348, 349 und 357 des Unterweltszyklus.

Von den, wegen ihrer Schonungslosigkeit übrigens wenig erfreulichen Xenien, die dem unglücklichen G. Forster gewidmet sind, lautet die erste,

X. 347: „O ich Tor! Ich rasender Tor! Und rasend ein jeder Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!" Welches Weibes? Er. Schmidt (Xenien 1796, S. 215) entscheidet sich für Caroline Böhmer, die öffentlich im Moniteur als amie du citoyen F. bezeichnet worden sei. Hiernach jedoch erscheint sie zwar wohl als Gesinnungsgenossin des Freundes, aber nicht als Urheberin seines revolutionären Vorgehens. Es wird also schon bei der herrschenden Annahme bleiben müssen, daß Therese Forster, geborene Heyne, gemeint ist, die bei Zeitgenossen in dem Rufe stand, die politische Verführerin ihres Gatten zu sein (L. Geiger, „Therese Huber", S. 411), wie denn auch ihr Vater selbst sie beschuldigt, daß sie den Enthusiasmus Forsters mehr als gut sei, anfache (ebenda S. 69). Das Wort „Weib" also ist als „Eheweib" zu nehmen.

Dafür spricht auch X. 349, in welchem Forster unter der Maske des Agamemnon den Bürger Odysseus glücklich preist, daß seine Gemahlin bescheiden ihm Strümpfe stricke und keine drei Farben anstecke, scilicet wie die seine es ihm getan, die ihn verleitet hat, sich für die Sache der Revolution (durch Anheften der dreifarbigen Kokarde, wie durch Pflanzen des Freiheitsbaumes) zu erklären. Denn die Bezugnahme auf das ihm von seinem Weibe bereitete Schicksal liegt doch ohne Zweifel seinen Worten über das beneidenswerte Los, das dem Odysseus von seiten seiner Gattin gefallen sei, zugrunde. Redet er diesen ferner als Bürger an, so muß damit sicher eine Anspielung bezweckt sein; für eine solche aber bietet sich nur der französische Ehrenbürger Klopstock dar, von dessen Gattin, der verwitweten Frau von Winthem, es genügend war zu wissen, daß sie nicht aus dem Kreise häuslichen Wirkens heraustrat und sich keine Einwirkungen auf die Ansichten des bewunderten Gatten gestattete. Daß Agamemnon-Forster ohne Anspielung nur homerisch zu dem Gatten der treuen Penelopeia sprechen soll, wie Er. Schmidt a. a. O. annimmt, widerspricht den charakteristischen Worten des Xenions.

Wenn derselbe Gelehrte endlich es anderseits für möglich hält in X. 348 („Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet, Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaust?") das Zerreißen der Kokarde und das Wutgebrüll auf Klopstocks die Lobpreisung der Revolution widerrufende Odenungetüme und auf die Reue dieses Ehrenbürgers zu beziehen, so hieße das einen Lebenden in das Reich der Toten versetzen. Es kann auch dies Epigramm nur G. Forster gelten.

Den beiden Grafen Chr. und Fr. L. zu Stolberg, die sich selbst Dioskuren nannten, war in den Xenien ein ihren Unterschied von dem griechischen Brüderpaar spöttisch betonendes Epigramm zugedacht. Ein solches ist zunächst das aus der früheren Zeit der Xeniendichtung stammende des Nachlasses Nr. 63 mit der Überschrift „Dioskuren" in folgender Fassung: „Seine Unsterblichkeit teilt mit dem sterblichen Bruder der Halbgott, Euch hat das gleichere Los gnädig die Prüfung erspart." Sodann es ersetzend das bei der Schlußredaktion der Xenien verfaßte X. 357 des Unterweltszyklus mit der gleichen Überschrift:

„Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten zu finden. Aber beide seid ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich." Mit verblüffender Unbefangenheit werden hier die Stolberge wieder apostrophiert, obschon der Redende in der Unterwelt weilt, jene aber sich lebend in der Oberwelt befinden. Im übrigen hat das Epigramm im Schattenreich an Klarheit und Deutlichkeit eingebüßt. Scheint es doch nach den Worten des Pentameters auf den ersten Blick, als ob dem Hexameter die frappierende Anschauung zugrunde liege, daß das Totenreich der Wohnsitz Unsterblicher sei. Das Distichon geht, wie man wird annehmen müssen, zunächst von der Voraussetzung aus, daß mit der Namens- auch Wesensgleichheit für die neueren mit den antiken Dioskuren gegeben sei, so daß, wenn der Dichter gehofft zu haben erklärt, wenigstens einen von jenen gestorben im Hades unten zu finden, für den anderen sich die Annahme der Unsterblichkeit ergeben würde. Hätte er aber sogar beide daselbst angetroffen, müssen wir weiter ergänzen, um das „wenigstens einen" zu erklären, so würde mit wechselnder Sterblichkeit auch auf wechselnde Unsterblichkeit für beide zu schließen sein. Nun aber ist diese Voraussetzung unzutreffend; denn beide sind sterblich, leben darum miteinander und sind unter den Manen nicht zu finden.

Wernigerode. **Hermann Henkel.**

8.

Zu Heinemann, Goethes Mutter, S. 65.

K. Heinemann, Goethes Mutter (Leipzig 1891) S. 65 wird gesagt, daß Goethe durch Pistorius „Von dem Ursprung der Fehden" auf die Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen gekommen sei. Meines Erachtens kann aber das in dem Briefe der Frau Rat an den Schauspieler Großmann erwähnte juristische Buch kein anderes als Pütters „Vollständigeres Handbuch der Teutschen Reichshistorie" sein. Daß Goethe dieses Buch zugrunde legte, als er sich Klarheit über „die dunkleren Jahrhunderte" zu verschaffen suchte, wird — überflüssigerweise — belegt durch eine Stelle in den Ephemerides: „Unter dem jungen Ludwig circa 900 reißen die ersten Befehdungen ein. Besonders weltliche gegen geistliche. Pütter 60." Bei Pütter aber findet sich nun § 109 VII (leider kann ich nur nach der zweiten Auflage zitieren) folgende Stelle: „Auf der Reichsversammlung, da indessen der Kayser 1512 zu Trier und Köln gehalten, war in Ansehung der innerlichen Verfassung des Teutschen Reichs die wichtigste Beschäftigung, daß man 1) den noch immer tief eingewurzelten Überbleibseln des Faustrechts abzuhelfen suchte ..." Dazu die Anmerkung 7, in der zunächst eine Stelle aus R. A. 1512 zitiert wird, dann: „Darneben kann aber auch zur besonderen Probe dienen die Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen mit der eisernen Hand, eines zu Zeiten K. Max. I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers. Nürnberg 1731. 8." — Diese Anmerkung veranlaßte Goethe, sich die Lebensbeschreibung von der Stadtbibliothek in Frankfurt geben zu lassen. Pistorius aber war in dem gleichen Bande abgedruckt.

Die Stelle „ließ sich Götzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen" kann dann vielleicht dahin gedeutet werden, daß Goethe gern ein Exemplar der

Biographie in eigenem Beſitz haben wollte und ſich deshalb an den Nürnberger Verlag wendete.

Falſch ſcheint mir ferner die verbreitete Meinung zu ſein, daß Leſſing gering vom Götz dachte. Beweiſe dafür ſind mir: Sämtliche Schriften. 2. Aufl. herausg. von Maltzahn XII, Briefe S. 492, 2. Abſ. und S. 497, 2. Abſ.

Göttingen. Stud. hist. et phil. **C. Hering.**

9.

Urkundendeutſch.

Was iſt Rut(z)ſcherzins? R. iſt die früher bei Reallaſten übliche Buße der Zinspflichtigen bei verſpäteter Zinszahlung. Ein Leipziger Schöppenſpruch („September" 1602) betrifft u. a. ein ſolches „zu Michaelis, bei Sonnenſchein" zu leiſten geweſenes Gefälle, das „alle Tage, ſo lange ſie [die Zinsleute] ferner ſeumig, zwiefach" zu entrichten war; man vgl. „Sachſenſpiegel" I, 54, 2 und Grimm „D. W."

„Eine Urkunde wird vollzogen", d. h. voll gezogen. Auf den alten Kaiſerurkunden uſw. befindet ſich ein Monogramm mit einem von den übrigen Strichen abweichenden, dem Abſchlußzeichen.

„Ein Prozeß iſt anhängig", ſchwebt u. dergl., ſtammt aus der ſaumſeligen Zeit des Reichskammergerichts, da, wie es hieß, die eingelaufenen Akten mit einem dicken Stricke an der Decke befeſtigt wurden. Fiel ein Faszikel endlich herab, ſo war es — ſpruchreif.

Der „Etcetera" als Schimpfwort. Schimpfwörter ſchrieb man nicht aus. Im Protocollum judicale 1697 der Univerſität Leipzig (Rep. G. A. IX, 116) lieſt man z. B. (unterm 19. Oktober) „daß er ihn poſitive einen Etc. [Etcetera] geheißen". Auch Chriſtian Weiſe († 1708) ſchreibt „Der muß wohl ein etcaetra ſein, der eure Zier veracht".

Blaſewitz. Dr. jur. **Tdr. Diſtel.**

Bücherbeſprechungen.

Philip Schuyler Allen, Studies in Popular Poetry (= The Decennial Publications. Printed from Volume VII.) Chicago. The University of Chicago Press. 1902. 4°. 23 S.

Unter dem obigen Titel vereinigt Allen, der Instructor in German Literature an der Univerſität von Chicago, drei Studien, die in dem 7. Bande der Decennial Publications (1. Reihe) der genannten Univerſität veröffentlicht wurden. Dieſer 7. Band iſt der romaniſchen, germaniſchen und engliſchen Sprache und Literatur gewidmet. Von Allens Studien beſchäftigen ſich die erſte und dritte mit der deutſchen Literatur, die zweite mit der engliſchen. Dieſe Studie Old Ballads newly expounded (S. 8—12) erſcheint mir von den dreien als die wertvollſte. Der Verfaſſer bringt hier von zwei berühmten engliſchen Volksliedern, den Balladen Lord Randal und Lord Thomas and Fair Annet je eine neue Faſſung bei, die er ſo glücklich war, in Nordamerika aus mündlicher Überlieferung aufzufangen. Sie bilden eine willkommene Er-

gänzung zu den in Childs berühmtem großen Werk enthaltenen Fassungen. Mit ihnen vergleicht sie Allen, ordnet sie hübsch in sie ein und weiß ihre Vorzüge geschickt darzulegen. — Die Eingangsstudie behandelt Die Natur-Einleitungen und Natur-Beseelung im älteren deutschen Volkslied (S. 1—7). Sie ist reich an feinen Beobachtungen und Bemerkungen. Die Art der Behandlung möchte ich philosophisch nennen; sie hat gewiß manches für sich, dürfte aber kaum zu so sicheren Ergebnissen führen, wie die bei uns übliche philologisch-kritische. Diese geht statt von philosophischen Erwägungen von einer Fülle systematisch geordneter Einzelbeobachtungen aus und sucht aus ihnen allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen. Auch regt sich in dem, der z. B. mit Uhlands herrlicher Volksliedersammlung, seiner Abhandlung und seinen Anmerkungen vertraut ist, der Widerspruch gegen einzelne von Allens Behauptungen. — Heine und das Schnaderhüpfel (S. 13—23), die dritte Studie, enthält ebenfalls manches Beherzigenswerte. Sicher hat Allen darin recht, daß sich zwischen dem Schnaderhüpfel und der bei Heine so beliebten Stimmungsbrechung, dem Zerstören einer erst mit großer Kunst erweckten lyrischen Stimmung durch einen antithetischen Schluß Berührungspunkte ergeben; auch der Hinweis auf Wilh. Müllers tiefen Einfluß auf Heine ist dankenswert. Doch erscheint mir der Parallelismus zwischen Heine und dem Schnaderhüpfel immer nur allgemein und äußerlich. Auch das Volkslied und die alte deutsche Priamel weist Ähnliches auf. Der innerste Grund für Heines bis zur Manier ausgebildete antithetische Schlußwendung liegt aber, scheint mir, in seinem Charakter, seiner Hinneigung zum Zynismus, und da er der ganz große Dichter, als den er sich gab, doch nicht war, so fand er auch den Rückweg zur Natur nicht.

Allens Studien sind interessant und ein erfreulicher Beweis dafür, wie sehr man sich „drüben" jetzt mit unserer Sprache und Dichtung, der alten und der neuen, beschäftigt. Sie zeigen auch, welch beneidenswerter wissenschaftlicher Apparat dort auch den jüngsten Bildungs- und Studienstätten bereits zur Verfügung steht. Die ganze reiche Literatur zu den genannten Gegenständen wird von Allen zitiert bis auf Adolf Bartels' Literaturgeschichte, Büchers Arbeit und Rhythmus und Lyons Zeitschrift — und ausgestattet und gedruckt sind diese Decennial Publications der von John D. Rockefeller gegründeten Universität, daß man sie nur gern zur Hand nimmt!

Gohrisch b. Königstein. **Julius Sahr.**

Walther Eggert-Windegg, Eduard Mörike, Stuttgart, Verlag von Max Kielmann, 1904.

Ein wertvoller, tüchtiger Beitrag zur Mörike-Literatur, die seit vorigem Jahre, wo die gebildete Welt am 8. September den 100. Geburtstag dieses Fürsten im Reiche der Lyrik beging, in stetem Wachsen begriffen ist. Walther Eggert-Windegg weist in der Einleitung darauf hin, wie unsere neuromantische Zeit mit ihrer anerkennenswerten, tiefen religiösen Sehnsucht und ihrem Drang nach Verinnerlichung, nach Vertiefung des Gefühls und intensiverer Pflege der

Phantasie einem Dichter wie Mörike günstig und verständnisvoll entgegenkomme. Sodann stellt er ihn in Vergleich mit Goethe und erzählt schlicht und warm Mörikes Leben.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Dr. Oskar Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. 2. verb. Aufl. mit Bildern von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 140 S. Geschmackv. gebd. 2 M.

Oskar Dähnhardt, einer unserer besten Märchenkenner und geschmackvollsten Märchenerzähler, schickt zum zweitenmal sein schon beim ersten Erscheinen mit großem Beifall begrüßtes Werk „Naturgeschichtliche Volksmärchen" in die Welt hinaus und gibt dabei der Hoffnung Ausdruck, daß das Buch eine freundliche Stätte im deutschen Hause finden möge. Daß dieser Wunsch nicht nur völlig berechtigt ist, sondern gewiß auch in Erfüllung gehen wird, davon sind wir überzeugt.

Die neue Auflage zeigt sich in durchaus neuem Gewande. Während nämlich die erste die zweifache Bestimmung hatte, ein Buch für Schule und Haus und eine bequeme, wenn auch willkürlich ausgewählte Zusammenstellung für Freunde der Volkskunde zu sein, sind in der neuen Auflage die volkskundlichen Absichten aufgegeben; sie sollen, wie der geschätzte Verfasser uns mitteilt, auf neuer Grundlage, in einem umfassenden wissenschaftlichen Werke, das jetzt in Vorbereitung ist, zum Ziele geführt werden. Die vorliegende neue Jugend- und Volksausgabe dagegen hat alles, was dem Wesen eines deutschen Kinder- und Hausbuches zu widersprechen schien, beiseite gesetzt, wie z. B. die Varianten, Quellenangaben u. dgl. An Stelle dieses ausgefallenen Stoffes ist sehr zum Vorteil des Ganzen eine Reihe interessanter neuer Märchen eingefügt worden, von denen die meisten, aus fremden Sprachen übersetzt, hier zum erstenmal in deutschem Gewande erscheinen.

Es war ein äußerst glücklicher fruchtbringender Gedanke, gerade naturgeschichtliche Volksmärchen zu sammeln. Mit Recht ruft Dähnhardt in seinem Vorwort aus: „Einen Blick in das innere Leben der Völker zu tun, muß jedem Gebildeten ein reiner und erhabener Genuß sein. Wo aber offenbart sich die Volksseele? Nirgends deutlicher als in der Dichtung des Volkes, in seinen Liedern, seinen Sprichwörtern, seinen Sagen und Märchen. Und unter den Märchen wieder gibt es eine eigene Gruppe, die besonderer Beachtung wert zu sein scheint: es sind Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen." Diese Art von Naturforschung, so wird weiter ausgeführt, stammt freilich nicht aus dem denkenden Kopfe, sondern aus dem empfindenden Herzen; liebevolle Betrachtung der Natur und der im Volke schlummernde Künstlergeist, dichterisches Fühlen und obendrein, und nicht zum wenigsten, herzlicher, echter, sonniger Humor wirken zusammen zur Schöpfung solcher naturgeschichtlicher Märchen.

Daß nun Dähnhardt mit bewunderungswürdigem Fleiße und staunenswerter Belesenheit emsig und rastlos derartige Erzeugnisse einer regen Volksphantasie gesammelt hat, sehen wir nicht bloß aus dem am Schluß des Buches mit echt philologischer Gewissenhaftigkeit gegebenen Quellenverzeichnisse, das zwei volle Seiten füllt, sondern auch schon, wenn wir einen flüchtigen Blick in das Buch selbst werfen; denn sogar Märchen der Kreolen aus Luisiana in Nordamerika (Nr. 63), ferner solche der Somali (Nr. 76), der Bornu (Nr. 82), der Hottentotten (Nr. 80) u. a. Stämme werden dargeboten. Dabei leitet den Herausgeber bei seiner Auswahl stets ein feiner literarischer Geschmack, ein gesundes Urteil und eine reiche pädagogische Erfahrung, so daß wir wohl an keiner Stelle von einem Mißgriff in der Auslese der Stücke sprechen könnten. Das ganze umfängliche Material aber wird uns in einer schlichten, von aller geschraubten und gezierten Rhetorik sich freihaltenden, dabei so klaren und lichtvollen Sprache vorgetragen, daß jedes Kind den interessanten Ausführungen mit vollem Verständnis folgen kann. Im ganzen sind neunzig solcher naturgeschichtlicher Volksmärchen vereinigt worden, die in ihrer köstlichen Frische der Darstellung einen nachhaltigen Eindruck auf die jugendlichen Leser machen und diese gewiß beim Anschauen der verschiedenartigen Naturprodukte und Naturerscheinungen zu eigenem Nachdenken anregen werden. Wir können also zu unserer Freude auch diese neueste Veröffentlichung Dähnhardts als ein deutsches Kinder- und Hausbuch im besten Sinne des Wortes angelegentlich empfehlen, zumal da auch die mit dem Volkstum wohlvertraute Kunst Schwindrazheims, des verdienstvollen Verfassers der „Bauernkunst", in anheimelnder Weise die Wunder der Erzählungen und den Zauber der Natur veranschaulicht.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Jeanne Berta Semmig, Die Stadt der Erinnerung. Buchschmuck von Käte Waentig. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oscar Beck, 1905. geb. 1,80 M.

Ein köstliches, in graziöser, kristallheller Prosa geschriebenes Büchlein, das uns in Bildern voll Farbe und Plastik die Geschicke von Orleans schauen läßt. Jeanne Berta Semmig hat bereits durch ihre „Gedichte" und ihren Ghibellinensang „Enzio" (beide verlegt bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig und Berlin) sowie durch die Dichtungen, welche sie zu meinem „Dresdner Dichterbuch" (Dresden 1903, Wilhelm Baensch) beigesteuert, sich als ein hervorragendes lyrisch-episches Talent bewiesen. Dieser „Gruß an Orleans" ist eine neue Probe ihrer starken, vornehmen und feinen Kunst. Mag sie uns Jeanne d'Arc, die abtrünnige Hugenottin Marie Touchet oder die Marquise von Pompadour vor Augen malen: überall spüren wir die Hand der echten Dichterin, die uns unmittelbar hineinversetzt in die Seele ihrer Heldinnen und in die bunte, vielgestaltige Welt, die sie umgibt. Meine besonderen Lieblingsblumen in diesem Erinnerungskranze, den die Dichterin um die Stadt ihrer Geburt schlingt, sind die Prachtstücke: „Königin Brunhilde", „Jungfrau von Orleans", „Schleier

im Strome" und die „Brückenprobe". Möge sie uns noch manche Edelblume schenken aus dem taufrischen Rosenhag ihrer reinen, tiefen Poesie! Sie gehört zu den wenigen dichtenden Frauen, welchen der Genius der Dichtkunst den Weihekuß auf die Stirne gedrückt hat. Unter den vielen Berufenen — eine von den Auserwählten! Käte Waentig hat das Büchlein mit originellem Schmuck versehen.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Ludwig Bräutigam, Mein Heimatbuch. Verlag von Franz Leichter, Ohlau, 1905. 293 S. Preis 3 M.

Der treffliche Bremer Kunstschriftsteller Prof. Ludwig Bräutigam, einer unserer fruchtbarsten Publizisten und geistvollsten Kritiker, dürfte nur wenigen Lesern der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" ein Fremder sein. Bekannt ist er ja vor allem durch seine prächtigen, begeisterten und begeisternden Schriften über den Marschendichter Hermann Allmers, durch seine bei aller Knappheit äußerst gediegene, klare und anregende „Übersicht über die neuere deutsche Literatur von 1880—1902" (schon in 2. Auflage erschienen), sowie durch seine „Neue Kunstkritik", eine, wenn auch wegen ihrer stark persönlichen Färbung von mancher Seite angegriffene, so doch allgemein interessierende, fesselnd geschriebene Abhandlung. Bräutigam ist aber nicht bloß als Kritiker in literarischen Dingen ein „verständnisvoller, tüchtig beschlagener Sach- und Fachkenner, der mit warm begeistertem Herzen und gerecht abwägendem Kopf gerade und ehrlich heraus seine Meinung sagt", wie ein Beurteiler in der „Erwinia" ganz richtig betont, sondern er gehört auch zu den besten Vertretern einer wahren, echten, ungeschminkten Heimatkunst. Einen vollen Erfolg auf dieser Bahn bedeutete sein im Jahre 1902 erschienenes prächtiges Buch „Auf dem Heimwege", dem wir bereits in der vorliegenden Zeitschrift (XVI, S. 448—451) eine eingehende Würdigung zuteil werden ließen. Dasselbe Lob, das wir diesem Werke am Schluß unserer Besprechung mit den Worten widmeten: „Das interessante Buch Bräutigams mag allen denen, die ein gehaltvolles, gedankenreiches, eine eigenartige Schriftstellerpersönlichkeit verratendes Buch einer seichten Unterhaltungsliteratur vorziehen, aufs wärmste empfohlen sein: ein wahrer geistiger Genuß wird bei der Lektüre gewiß nicht ausbleiben" können wir mit Fug und Recht auch dem vor kurzem erschienenen Werke des geschätzten Verfassers, betitelt „Mein Heimatbuch", spenden.

Es ist ein verwandter Geist, der durch beide Bücher weht. In dem jüngst veröffentlichten führt uns Bräutigam in sein „Jugendparadies", nach Breitingen in Sachsen, wo er geboren ist und sechs schöne, sonnige, heitere Kinderjahre verlebt hat. „Mein anspruchsloses, stilles und schlichtes Heimatbuch bedeutet eine Heimkehr in meine alte Jugendheimat im sächsischen Lande, in dem meine Gräber sind" heißt es im Vorwort. Echter, würziger Heimatduft durchzieht daher das ganze Buch; der Verfasser weiß es aus eigener Erfahrung, welchen Wert das Wort „Heimat" für den Menschen hat. Er sagt ganz richtig: „Die, welche stets in ihrer Heimat geblieben sind, haben keine

Ahnung, mit welchem Zauber der Name des Geburtsortes für viele umwebt ist, die unstet durch die Lande gezogen sind, und die am eigenen Leibe es erfahren, wie durch die ganze belebte Schöpfung der Zug geht, daß alles Fremde, alles Zugewanderte bei dem Einheimischen es schwer hat" (S. 5). Darum ist er herzlich froh, als gereifter, welterfahrener Mann wieder auf der heimischen Erde zu stehen, die er als Knabe selbst mit bearbeitet hat; das Wort Luthers: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest" gilt auch für ihn. Und er ist stolz auf seine bäuerliche Abstammung; deshalb sucht er in dem frisch geschriebenen Abschnitt „Als Dorfjunge" nachzuweisen, „daß einem so gesunden Dorfkinde im Grunde das Los besser gefallen ist, als manchem verwöhnten Großstädter", deshalb zählt er mit wahrem Behagen auf, wie schön gar vieles im Leben des Dorfjungen war: das Mithelfen in der Heuernte, in der ich in der ersten Herrgottsfrühe mit großem Stolz die Morgensuppe den Mähern auf die taufrische Wiese brachte; die Teilnahme an der großen Treibjagd im Winter, bei der es zuweilen durch dick und dünn, durch Schnee und Eis ging, das Bauen der Wächterhütte auf unserem Gurkenfelde, das große Federnschleißen an langen Winterabenden, an denen es nach getaner Arbeit manchmal als Gipfelpunkt der Freude Kaffee und Kuchen gab, endlich als Höhepunkt im Dorfjungendasein die Hirtenjungenzeit im Herbst (S. 74).[1])

Diese urfrischen, naiven, ungekünstelten Bilder, zu denen wir auch das Kapitel „Vier Wochen Erntearbeiter" rechnen, diese sauber stilisierten, fein abgerundeten Schilderungen sind aber vor allem auch deshalb interessant und wertvoll, weil Bräutigam hier nicht allein als liebenswürdiger Plauderer sich zeigt, dessen herzigen Erzählungen man mit immer wachsender Spannung folgt, sondern weil er auch zugleich in geschickter, durchaus unaufdringlicher Weise allerlei treffliche pädagogische Winke mitgibt und Wahrheiten ausspricht, die zwar manchem vielleicht trivial erscheinen, die aber eben deshalb, weil sie noch nicht überall genügend berücksichtigt werden, nicht oft genug gesagt werden können. So wird jeder einsichtsvolle Lehrer gern und freudig den Worten auf S. 112 beistimmen, wo es heißt: „In der Zukunft wird es immer mehr erkannt werden, daß gegen das Abstumpfende im Einerlei der geistigen Be-

1) Gewiß wird es manchen unserer Leser, der noch das Glück gehabt hat, den Worten des unvergeßlichen Rudolf Hildebrand zu lauschen, sehr sympathisch berühren, wenn er hört, mit welch inniger Dankbarkeit auch Bräutigam des geliebten Lehrers gedenkt. „Wenn Hildebrand, heißt es auf S. 49, mit der ganzen innigen Gemütstiefe des begeisterten Forschers, der sich nicht bloß mit dem trockenen Vortrage über seine wissenschaftlichen Ergebnisse begnügte, sondern der überall sein warmherziges Ich einsetzte, mit leidenschaftlicher Überzeugung erklärte, daß er auch wünsche, als echtes Landkind, als rechter Dorfjunge, als ein gesunder Bauernknabe aufgewachsen zu sein, da jubelte es in mir auf ... In Hildebrands Kolleg saßen ja keine Fürstensöhne, keine Grafen und Herren, und auch stolze Vertreter feudaler Korps verirrten sich kaum dorthin, aber doch saßen zu seinen Füßen gar manche seine Stadtkinder, über die ich dann im stillen triumphierte, wenn der gefeierte Lehrer, der feinsinnige Sprachforscher gelegentlich die Erziehungsart und Lebensweise der Dorfjungen so herausstrich."

schäftigung in den mannigfachsten Berufsarten der sogenannten „Kopfarbeiter" nur zeitweilige produktive, körperliche Tätigkeit hilft, wochenlange Arbeit inmitten der „Männer der Arbeit". Daß damit nicht bloß für das Volksleben Kraft und Gesundheit gewonnen, sondern auch eine Annäherung und Aussöhnung zwischen den einzelnen Ständen herbeigeführt würde, soll hier nur flüchtig angedeutet werden."

Daß der Verfasser aber neben seiner sächsischen Heimat, in der außer den angeführten Skizzen auch noch die wohlgelungenen „Gestalten aus dem Wyhragaue" spielen, andere Striche deutscher Erde kennt, beweisen einerseits die Abschnitte „Heimattreue" und „Zwei Heimkehrende", deren Schauplatz das schöne Elsaß ist, anderseits das stimmungsvolle Kapitel „Teufelsmoorleute", in dem er uns nach seiner jetzigen norddeutschen Heimat führt. Auch in dem bereits oben erwähnten Werke „Auf dem Heimwege" finden wir ein Kapitel „Teufelsmoorleute". Während Bräutigam in diesem uns mit großer Meisterschaft all die intimen Reize jener eigenartigen, durch die Worpsweder Maler so berühmt gewordenen, weltabgeschiedenen Landschaft offenbart und uns die Bekanntschaft einer höchst originellen Persönlichkeit vermittelt, läßt er uns in der vorliegenden Skizze teilnehmen an einer stimmungsvollen Pfingstfahrt auf einem Torfschiff mitten durch das weite Moor durch den Oste-Hamme-Kanal bis hinab in die Lesum. Auch hier führt er uns mehrere charakteristische Typen von „Teufelsmoorleuten" vor, getreu seinem Bekenntnis, daß, wenn er das Moor durchstreife, die Heide durchwandere oder alte Bauernhäuser durchsuche, doch schließlich immer und immer wieder nur die Menschen es seien, um derentwillen er reise und zu denen es ihn hinziehe (S. 178).

Daß übrigens Bräutigam neben „heiter brennenden Farben" auf seiner Palette auch über tiefdunkle, ja schwarze Farbentöne verfügt, lehrt die Skizze „Die zweite Frau", in der ein erschütterndes Seelengemälde geboten und die „herzzerreißende Tragik eines verfehlten Männerlebens" uns enthüllt wird, sowie das Kapitel „Gib acht, daß sie dich draußen nicht zum Narren machen!"; hier schildert der Verfasser, anknüpfend an die goldenen Worte, die einst die Mutter P. Roseggers zu ihrem Sohne sprach, mit beredtem Munde, wie viele ihm bekannte „stille Dorfjungen, frische Heideknaben, urwüchsige Waldbauernbuben, schlichte Kinder vom Lande draußen zu Narren geworden und dann untergegangen sind, leiblich oder, was noch öfter eintrat, auch geistig" (S. 244).

Im letzten Abschnitt „Sachsen im Hochsommersonnenschein" versetzt uns Bräutigam nach dem lieblichen Hermannsbad in Lausigk, dessen Reize er mit begeisterten Worten preist, um das Kapitel schließlich ausklingen zu lassen in einer Huldigung für die sangesfreudigen „Pauliner", jenen in ganz Deutschland wohlbekannten Leipziger akademischen Gesangverein, dessen alte Herren gerade auf dem Rochlitzer Berge ihr Sommerfest feierten, als der Verfasser auf der Rückreise aus dem Bade sich dort befand.

Wir stehen am Ende unserer Besprechung und haben nur noch die angenehme Pflicht, das neue, mit großer von Herzen kommender und deshalb

auch zu Herzen gehender Innigkeit und Gemütstiefe frisch und impulsiv geschriebene Buch Bräutigams, aus dem uns überall ein starker Heimatsodem, ein urkräftiger, gesunder Erdgeruch entgegenweht, allen denen, die eine Heimat lieben, aufs wärmste zur Lektüre zu empfehlen.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Berthold Schulze, Neue Studien über Heinrich von Kleist. Heidelberg, Karl Winters Universitäts-Buchhandlung, 1904.

Man sollte meinen, daß durch Steigers und Rahmers Studien über Kleist nun bald hinreichend Licht auf die Kenntnis seiner schriftstellerischen Tätigkeit, seiner geistigen Richtung, seiner Stellung unter den gleichzeitigen Schriftstellern gebreitet wäre. Dem ist aber nicht so. Schulze hofft, daß Steigers Urteil über Kleists politische und geistige Richtung einer scharfen Nachprüfung unterzogen werde. Der Verfasser hat sich in seinen Studien auf die Zeit in Kleists Leben beschränkt, die jenen Berliner Kämpfen vorausliegen. Seine Arbeit gliedert sich in fünf Stücke, die u. a. über die Ehrung der Erbprinzessin von Oranien, über Kleist als den Sänger der Königin Luise, über seine dichterischen Anfänge usw. handeln. Im letzten Kapitel bringt Schulze interessante Studien zum „Prinzen von Homburg". Ich glaube mit dem Verfasser, daß seine Studien auch dazu beitragen können, die Auffassung Kleists zu klären, seine Stellung in der geistigen Welt zu bestimmen, ihn selbst auch uns menschlich näher zu bringen. Ich erinnere zum Schlusse daran, daß ebenfalls im Winterschen Verlage im Jahre 1900 von R. Warkentin ein Vortrag „Heinrich von Kleist in seinen Briefen" erschienen ist, der auch lesenswert ist.

Göttingen. Dr. **E. Ebstein.**

Isolde Kurz, Neue Gedichte. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1905.

Isolde Kurz, die sich mit ihren „Phantasien und Märchen" und „Italienischen Erzählungen" in die erste Reihe der modernen Dichterinnen gestellt hat, gibt soeben einen Band „Neuer Gedichte" heraus, welche die Vorzüge ihrer früheren aufweisen: ungekünstelte Natürlichkeit und sichere Gestaltungskraft. Gedichte wie „Bahnwärters Töchterlein" verdienen in deutschen Lesebüchern der Jugend vertraut zu werden.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Kleine Mitteilungen.

An alle Lehrer und alle Freunde des deutschen Schrifttums und Volksgesanges.

Ein Stamm deutscher Dichtungen zum Sagen und deutscher Volkslieder zum Singen muß gemeinsamer Besitz aller deutschen Kinder werden. Welche sollen das sein?

Ohne daß die Frage weiter eingeschränkt würde, etwa auf Zahl, Art, Umfang usw., sei sie hiermit öffentlich an alle Lehrer und an alle, die die deutsche Dichtung und Sangeskunst lieben, gerichtet.

Die unterzeichnete Schriftleitung ist bereit, die Antworten auf die Frage zu sichten und zusammenzustellen und bittet alle befreundeten Blätter um Nachdruck dieses Aufrufes.

Die Schriftleitung der Deutschen Schulpraxis.
Seminaroberlehrer Dr. R. Seyfert, Annaberg im Erzgebirge.

Zeitschriften.

Der Türmer. Inhalt des Dezemberheftes 1904: Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende. Von Johannes Dose (Fortsetzung). — Der Weihnachtsmann. Eine Weihnachtsgeschichte für Kinder und Erwachsene. Von Arthur Sewett. — Kunstgeschichten und Bilderkunst. Von Dr. Karl Storck. — Von deutschen Fürsten. Von Herman v. Petersdorff. — Theaterspiegel. Von Felix Poppenberg. — Ein Kapitel über unsittliche Literatur. — Türmers Tagebuch: Worte und Werte. — Herders Iduna. Von F. Lienhard. — Iduna oder der Apfel der Verjüngung. Von Herder.

Euphorion. 11. Band. 3. Heft. Inhalt: Zur Geschichte des Gaudeamus igitur. Von Carl Enders in Bonn. — Gryphius-Bibliographie. Von Victor Manheimer in Göttingen. I. — Auszug aus Briefen Christian Felix Weißes an Christian Ludwig v. Hagedorn. Mitgeteilt von E. Kirchner in Chemnitz. — Zur Geschichte des Göttinger Dichterbundes. Von Friedrich Lüdecke in Bremen. — Die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution. Nach ungedruckten Briefen. Von Felix v. Kozlowski in Halle a. S. I. — Uhland als Philhellene. Von Alfred Stern in Zürich. — Immermann und die „Eos". Von Werner Deetjen in Leipzig. — Jean Paul und Karoline v. Feuchtersleben. Von Franz Ilwof in Graz.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 4. Zweites November-Heft. Inhalt: Benno Rüttenauer. Von Detta Zilcken. — Aus galanter Zeit. Von Otto Julius Bierbaum. — Deutsche Russendramen. Von Ilse Frapan-Akunian. — Niederdeutsche Literatur. Von Ludwig Schröder.

—— Nr. 5. Erstes Dezember-Heft. Inhalt: Märchenkunst und Kunstmärchen. Von Bruno Wille. — Polnische Romane. Von Josef Flach. — Goethe-Schriften. Von Georg Witkowski. — Caroline Rudolphi. Von Franz Muncker. — Aus allerhand Gauen. Von Edmund Lange. — Die Vision des Kaisers. Von Selma Lagerlöf.

—— Nr. 6. Zweites Dezember-Heft. Inhalt: Zur Psychologie des Plagiats. Von Leo Berg. — Hundert Jahre Theater. Von Ferdinand Gregori. — Wiener Romane. Von Paul Leppin. — Lyrische Entdeckungen. Von Camill Hoffmann. — Zur literarischen Überproduktion. Von J. V. Widmann.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 43. Heft (Nr. 243—248). Inhalt: Ein Brief Luthers. Von Archivrat Dr. Wäschke (Zerbst). — Briefe der Frau Rat Goethe. Von Ludwig Geiger. — Ein Kulturkampf vor drei Jahrhunderten. Von E. P. Evans.

—— 44. Heft (Nr. 249—253. Inhalt: Theater-Monographien. Von Eugen Kilian. — Kultur und Kunst. Von Wilhelm Holzamer (Paris).

—— 45. Heft (Nr. 254—259). Inhalt: Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg. Von O. B. — Port Arthur und Sebastopol. Von Frobenius.

—— 46. Heft (Nr. 260—265). Inhalt: Schillers Humor. Von Hans Hofmann. — Zum fünfzigjährigen Jubiläum der „Chronik der Sperlingsgasse". Von S. S. — Pedanterie und Duldsamkeit in Sprachsachen. Von Prof. Oskar Brenner (Würzburg).

Neu erschienene Bücher.

Friedrich von der Leyen, Erzieher zu deutscher Bildung. Band 2: Friedrich Schlegel, Fragmente. Leipzig, Eugen Diederichs. 1904. 180 S.

Gustav Adolf Müller, Ein Liebeswunder. Novelle. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlnng. 128 S.

Dr. Richard Siegemund, Unser Lieblingsdichter (Friedrich von Schiller). Dresden, Alex. Köhler. 1905. 176 S.

Johannes Meyer, Deutsche Sprachübungen. Ausgabe A. 3. Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1904. 74 S.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch. Ausgabe A. 16.—18. Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1904. 200 S.

Prof. Paul Gerber, Wilhelm Raabe, Alte Nester. (Lyons Ästhetische Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. Nr. 19.) Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 44 S.

Henri Schoen, Hermann Sudermann, poète dramatique et romancier. Paris, H. Didier. 334 S.

Michael Zoller, Die ländliche Fortbildungsschule. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, A.-G. 1905. 43 S.

R. Edert, Geschäftsaufsätze. Ausgabe A in zwei Heften. 1. Heft. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1905. 93 S.

Dr. Rudolf Fürst, Adalbert Stifter, Studien. (Lyons Ästhetische Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. Nr. 20.) Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 44 S.

Keller-Stehle-Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. III. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag. 1904. 354 S.

Dr. A. Führer, Dr. A. Kahle, Dr. F. Kortz, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 1. Teil (Sexta) bis 5. Teil (Obertertia und Unterseknnda). Münster i. W., Aschendorff. 1904/05.

Colmar Schumann, Lübecker Spiel- und Rätselbuch. Lübeck, Gebr. Borchers. 1905. 208 S.

A. Bossert, Schopenhauer als Mensch und Philosoph. Autorisierte deutsche Bearbeitung von Dr. Friedrich Norden. Dresden, Carl Reißner. 1905. 383 S.

Bericht über die Verhandlungen der Tagung für volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete. (19.—21. März 1904). Leipzig, B. G. Teubner. 1905. 98 S.

Dietlein-Polack, Aus deutschen Lesebüchern. 3. Band, 6. Aufl. von Dr. Paul Polack. — 5. Band, 4. Aufl. von Dr. G. Frick. — 6. Band, 1. Abteilung. Das griechische Drama, bearbeitet von Johannes Gefficken. Leipzig-Berlin, Theod. Hofmann. 1904.

Prof. Dr. G. Matthaei, Beiträge zur Geschichte der Siegfriedsage. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Groß-Lichterfelde, 1905.

Johannes Meyer, Aus der deutschen Literatur. Dichtungen in Poesie und Prosa ausgewählt für Schule und Haus. 1. Band: Die älteste Zeit. Die mittelhochdeutsche Zeit. Berlin, Gerdes & Hödel, 1905. 512 S.

Johannes Meyer, Einführung in die deutsche Literatur. Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus. 1. Band: Die älteste Zeit. Die mittelhochdeutsche Zeit. Berlin, Gerdes & Hödel, 1905. 656 S.

Friedr. Blatz, Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. 7. Aufl. von Prof. Dr. Eugen Stulz. Karlsruhe, J. Lang, 1905 272 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Ein deutſches Drama: „Kleiſts Hermannsſchlacht“.

Von **E. Steffen** in Schwerin i. M.

„Grau, teurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.“
Fauſt, V. 1685.

Daß Kleiſts Hermannsſchlacht ein deutſches Drama iſt, das in erſter Linie iſt es, was mir die Feder zu dieſem Aufſatz in die Hand gedrückt hat. Wollen wir vaterländiſche Geſinnung in der deutſchen Jugend großziehen, ſo können wir der deutſch-nationalen Stoffe nicht entraten, und der deutſche Unterricht darf ſich dieſer ſchönen Pflicht unter den reichen Aufgaben, die ihm geſteckt ſind, nicht entziehen. Wäre der Unterricht denn noch ein deutſcher zu nennen, der nicht unter die vornehmſten Zwecke, denen er gewidmet, das nationale Prinzip ſtellte; oder wäre wirklich nur das ſein Beruf, ſprachliche Kenntniſſe und äſthetiſche Begriffe den Schülern zu vermitteln? Soll es der Geſchichte und Erdkunde allein überlaſſen werden, dem deutſchen Knaben und dem deutſchen Mädchen ins Herz zu pflanzen, was es heißt, ein Deutſcher ſein? Es iſt ein großes bedeutendes Bild, das die Geſchichte durch den Lauf der Jahrhunderte vor uns entrollt; ein Bild nicht minder erhaben, das durch die Reihen der Völker im weiten Raum der Erdgrenze die Beſchreibung unſeres Planeten dem Auge bietet. Dieſe wie jene halten einen ſcharf geſchliffenen Spiegel vor uns hin und zeigen uns in dem Gewoge der Menſchheit das eigene Ich der deutſchen Volksindividualität in ihren Taten, ihrem Leben, ihrem beſonderen Gepräge, wie ſie im Meer der Ewigkeit durch Vergangenheit und Gegenwart zeitlich und räumlich vorüberrauſcht. So ſchlägt der Unterricht der Hiſtorie und der Geographie an die Herzen der Jugend, die ſich ihm begeiſtert öffnen. Drängt ſich da, möchte man fragen, der dritte Gefährte nicht unberechtigt in ihre Mitte? Nach theoretiſcher Erwägung könnte es wahrſcheinlich ſcheinen, aus der Praxis des Unterrichts heraus aber wird das große Feld, das jene unbebaut laſſen müſſen, unmittelbar gegeben ſein: der deutſche Unterricht allein gewährleiſtet in der Zahl ſeiner Stunden (ſollte es wenigſtens!) das ſtatariſche Moment, das notwendig iſt, um eine gründliche Verarbeitung des Unterrichtsmaterials durchzuführen,

eine Verarbeitung, die das Gebotene gleichsam zu Fleisch und Blut werden läßt und das äußerlich Entgegengebrachte in einen inneren Besitz, in persönliches Eigentum wandelt. Der deutsche Unterricht allein gibt dem Schüler Raum und Zeit, die notwendig sind, sich von dem Lehrenden unterstützt innerlich mit den sittlich bildenden Faktoren des Unterrichts in tätiger Eigenarbeit auseinanderzusetzen und seine Persönlichkeit zu reifen. Ich möchte nicht, daß man mich hier mißverstände: Jene drei können einander nicht entbehren und es sollen nicht etwa zugunsten des einen Unterrichtsfaches die zwei anderen in ihrer Bedeutung herabgedrückt werden; keines der drei läßt sich in der hervorgehobenen Richtung durch die Gefährten ganz ersetzen, keines geht ganz in einem anderen auf, so sehr sie sich auch berühren. Gewiß nicht kann der deutsche Unterricht der bunten Vielseitigkeit und der Großartigkeit des historisch-geographischen Gemäldes entraten; aber ebensowenig darf der deutsche Unterricht, ohne die Erziehung vaterländischer Gesinnung aufs tiefste zu schädigen, dieser Aufgabe entfremdet werden. Wenn ich die geistigen Faktoren der drei Disziplinen vergleiche, so möchte ich die Charakterwesenheit mit Rücksicht auf das hier zur Frage kommende Ziel den drei Grundfaktoren des menschlichen Geistes gegenüberstellen: Ich erachte in der gegebenen Beziehung den Charakter der Geographie und der Geschichte für abstrakter als den der deutschen Lektüre — dies der Zweig des deutschen Unterrichts, um den in erster Linie es sich hier handelt. Alle drei beschäftigen zwar die Phantasie, die die lebendige Wirklichkeit zur Grundlage hat, so jedoch, daß die erste und zweite der unmittelbaren Beziehung auf den schöpferischen Willen ermangeln, während die deutsche Lektüre gerade diesen wesentlich in Bewegung und Tätigkeit setzt, indem sie den Schüler dazu veranlaßt, seine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, wodurch sie der Entwickelung und Bildung des Willens besonders nahe steht. Die Geographie zudem hat es nicht mit dem handelnden Leben zu tun, sondern nur mit den Ergebnissen, sowie mit den äußeren Umrissen desselben; die Betrachtung und Erkenntnis dieser muß daher eine vorwiegend logisch-abstrakte genannt werden, woneben die Historie, die den frischen Pulsschlag des Lebens in seinem höchst potenzierten Handeln zum Gegenstande hat, den beiden Schwesterdisziplinen durch die großartige Gewalt ihres Vorwurfes in der Erregung der Begeisterung weit überlegen ist und sich dadurch der fühlenden Seelenkraft an die Seite stellt. Der Geist der deutschen Lektüre zum dritten charakterisiert sich durch die ästhetische Unterlage als wesentlich phantasiebildend; er ist der Einbildungskraft gleichzusetzen: nicht jener, die von der Wirklichkeit abirrend, in unbegrenzte Ferne schweift, jener vielmehr, die sich an das lebendige Abbild alles Seins und Werdens in der künstlerischen Potenzierung und Zusammenfassung desselben anschließt

und aus dieser die Nahrung zieht, Willenskraft und Schaffenslust zu beleben und zu fördern. Begeisterung und Verstand mögen dem Willen eine spontane Richtung aufnötigen, aber seine Grundströmung und Handlungsfähigkeit beruhen auf der Einbildungskraft; diese ist der wichtigste Faktor der Willensbildung. Denn die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft schärft den weiten Blick; und ist es nicht dieser, der die Sicherheit und den festen Grund des Willens schafft, und damit zugleich die Befähigung des Individuums erhöht?[1]) Die hierauf abzielende erzieherische Tätigkeit ist nicht hoch genug einzuschätzen, wobei jedoch nie aus dem Auge gelassen werden darf, daß es sich um die an die Tatsachen angeschlossene, aus ihnen entspringende und auf sie abzielende Einbildungskraft handelt, nicht um chimärische Unbestimmtheit, die ungesunde Geburten einer phantastischen Traumwelt erzeugt. Diese Warnung mag besonders bei der Erziehung unserer Töchter Beachtung finden, wo nur zu leicht der Fehler hervortritt, daß zugunsten eines reichen Gefühlslebens ein Idealisieren ohne feste reale Grundlage hervorgerufen wird, wo die inhaltlose Phrase blüht und vor durchgeistigter Tiefe die wirkliche Welt mit ihren greifbaren Forderungen, Rechten und Pflichten verloren wird. Eine solche Erziehung ist geeignet ätherische Puppen ohne Saft und Kraft zu schaffen, Schmetterlinge, die über den Ernst des Wirklichkeitslebens hinwegtändeln; aber nimmer ist sie die rechte Bahn, gute deutsche Frauen in ihrer geraden Entwickelung zu fördern. — Soll der deutsche Unterricht diese Mission der Erziehung zu fruchtbarer Einbildungskraft und Willensneigung erfüllen, so ist seine Lektüre aufs sorgfältigste zu wählen; und wenngleich die Lehrerpersönlichkeit immer die Hauptsache bleibt und ein guter Lehrer selbst aus minder geeignetem Stoff einen gesunden Quell herauszuschlagen weiß, so ist das Material doch ein nicht zu unterschätzender Faktor, der auch den veranlagtesten Pädagogen unterstützt und ihm erst seine volle Wirksamkeit ermöglicht. Es ist deshalb auch bei der Pflege des vaterländischen Sinnes keineswegs gleichgültig, wie der Lesestoff gewählt ist: nur das Leben erzieht Leben, und abstrakte Erörterungen sind unfruchtbarer Same. Soll die junge Seele für das Vaterland glühen und sich begeistern, so muß das Vaterland selbst vor ihm lebendig werden: der Zauberstab der Phantasie muß die Schatten der Vorzeit ins bunte Leben der Wirklichkeit zurückberufen, daß wir uns unter sie mischen können und die Taten der Väter wie mit leibhaftigem Auge schauen. Es ist da nicht gleichgültig, ob von Vaterlandsliebe und fröhlicher Opfertat für Volk und Heimatsherd irgend-

1) Ich habe hier nach York von Wartenburgs Ausführungen („Napoleon als Feldherr" I Abschnitt 1) einen hervorragenden Spezialfall zu induktiver Verallgemeinerung benutzt.

eines Volkes gehandelt wird; es ist nicht gleich, ob die Jungfrau, oder Tell, oder Armin, oder Götz über die Bühne unseres von der Phantasie umwobenen Gedankenkreises gehen. Freilich wohl, der Patriotismus an sich ist nicht an die Nationalität gebunden; aber es bleibt doch ein anderes, ob ich den Patriotismus der Schweizer und Franzosen darbringe, oder ob ich mit festem Fuß mich auf den Boden des Vaterlandes stelle: jene sind in dieser Beziehung abstracta. Soll nicht alles Phrase bleiben, so muß die Sache selbst ins Innerste treffen, es müssen Figuren und Helden auftreten, die nicht nur ästhetische Gabe sind. Ein Drama wie die Hermannsschlacht von Kleist wird ein ander Feuer in den jugendlichen Herzen entzünden, als ungezählte Reden von patriotischer Hingabe oder Beispiele der ausländischen Geschichte. Heller glänzen die Blicke und höher hebt sich die Brust in naiv-kräftiger Begeisterung und Freude bei den deutschen Kernworten dieses Freiheitsdramas eines deutschen Vaterlandssängers. Und wenn wir jetzt Schillers Tell mit unseren Schülern lesen:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen usw.,

dann hat das Wort Fleisch und Blut gewonnen und ist aus der Sphäre idealer Phantasie in die reale Wirklichkeit gerückt; nun haben sie, wenn sie's sagen und denken, nicht ein Vaterland — sie haben das Vaterland, ihr Vaterland, sie haben Deutschland im Herzen. — Es sollte deshalb in keiner deutschen höheren Schule ein Schüler die Anstalt verlassen, dem nicht im Laufe der Zeit einmal zum wenigsten ein vaterländisches Drama in die Hand und ins Herz gegeben; denn mehr als in jeder anderen poetischen Gattung tritt der ästhetische Vorwurf im Drama lebendig wirkungsvoll hervor und zeigt dem geistigen Beschauer reales Handeln. Die deutsche Dichtkunst ist nicht arm an Werken dieser Gattung und bietet Auswahl für verschiedene Altersstufen und Lehrindividualitäten. Die feste Aufnahme eines vaterländischen Dramas in den Lehrplan der höheren Klassen unserer Vollanstalten ist ein nicht neues, immerhin aber noch nicht genügend anerkanntes, noch nicht genügend gewürdigtes Prinzip, und doch wird niemand verneinen wollen, daß die Pflege vaterländischer Gesinnung unter den erziehlichen Aufgaben der Schule einen der vornehmsten Plätze zu beanspruchen hat. Es handelt sich hier durchaus nicht einfach um den nationalen Standpunkt als Gegensatz zu partikularistischer Beschränkung oder kosmopolitischer Weitherzigkeit: in diesem Sinne kann der deutsche Standpunkt als durchgekämpft gelten, und es wird wenige Deutsche geben, die vor des großen Kanzlers Denkmal nicht ihren Kranz der Dankesschuld im Geiste niederlegen. Nach außen stehen wir fest; aber damit ist nur der kleinere Teil getan: die Einheit innen ist das Wertvollere,

die opferwillige Scharung um ein ſtarkes Reichspanier; ſie iſt die notwendige Ergänzung zur Wacht am Rhein und an den anderen Grenzen: ſie iſt im deutſch-nationalen Einheitsgedanken, wie ihn Bismarck vertreten, ein integrierender Teil. Die Intereſſenherrſchaft, die ſich heute auch im deutſchen parlamentariſchen Leben kundgibt, das ein Abbild in nuce des breiteren Volkslebens iſt, birgt nicht minder eine nationale Gefahr in ſich als die einſtige politiſche Zerſtückelung. Es iſt menſchlich, des eigenen Herdes und der Genoſſen zuerſt und aufs eindringlichſte zu gedenken! Aber wo die Vertretung geſonderter Faktionen zu tief einreißt, da wird ein kleinlicher Krämergeiſt um ſich greifen, der ganz vergißt, daß nur im Wohle der Gemeinſchaft das Wohl des einzelnen ſich entwickeln kann und nur in einem geſunden Geſamtkörper die einzelnen Organe geſund erhalten werden: allemal und ohne Ausnahme ſollten unſere Volksvertreter, ſollte unſer ganzes Volk das Wohl des Ganzen zuerſt im Auge haben und erſt auf dieſer Baſis die Perſönlichkeitswerte und Klaſſenforderungen zur Geltung bringen, wie es der Deutſche Kaiſer in ſeiner Görlitzer Rede am 28. November 1902 bei Einweihung der dortigen Gedenkhalle zum Ausdruck gebracht hat: „Die Freiheit für das einzelne Individuum, der Drang zur Entwickelung der Individualität, der unſerem Stamme innewohnt, iſt bedingt durch die Unterordnung unter das Ganze zum Wohle des Ganzen. Möge deswegen die zukünftige Zeit ein Geſchlecht heranwachſen ſehen, das in voller Erkenntnis dieſer Tatſachen in freudiger Arbeit Individuen entwickelt, die ſich unterordnen zum Wohle des Ganzen und zum Wohle des Volkes und des Vaterlandes.“ — Und dazu, um einen ſolchen Geiſt zu erziehen, braucht's der Taten, an denen ſich der empfängliche Sinn der Jugend hinaufranken, dem warmen Vaterlandsgefühle erſchließen kann, damit nicht nur eine gewohnheitsmäßige Hingabe anerzogen werde. Vielmehr ſoll eine wirklich warme Liebe aus dem: „Deutſchland, Deutſchland über alles!“ herausklingen, die fähig iſt, dem Vaterlande auch Opfer zu bringen, ohne ſcheel auf den Nachbar zur Rechten und zur Linken zu ſehen und mit ihm zu feilſchen, eine Liebe, die nicht nur im Liede ſingt: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand“, die auch im tatſächlichen Leben für das Vaterland etwas herzugeben imſtande iſt: Gut und Blut, alle beide. Dieſe Geſinnung, dies heilige Gefühl und die daraus reſultierenden Handlungen — welcher Art ſie auch ſein mögen —: das iſt Vaterlandsliebe, und in dem Sinne ſollen unſere deutſchen Mädchen wie ihre Brüder mit gleichem Rechte und gleicher Wärme einſtimmen in den Chor:

Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb' und Leben,
Mein deutſches Vaterland!

Mit und nächst dem Vaterlande huldigt Maßmann in diesem Liede dem Ahn der deutschen Helden, dem ersten Freiheitskämpfer germanischen Stammes, von dem die Geschichte uns Kunde gibt: in dankbarer Begeisterung weiht er sein heißes Fühlen dem freien herrlichen „Hermannsland", dem Lande Armins.[1]) Von diesem Helden singt und sagt der deutsche

1) Der Name Arminius, als allein durch die Überlieferung für den Führer der Hermannsschlacht gerechtfertigt, wird heute ausschließlich von der Wissenschaft anerkannt und gebraucht. Mit der Tatsache dieser Form nun lassen sich jedoch verschiedene Deutungen ihrer Entstehung verbinden. Da die Überlieferung jener Zeitepoche römisch ist, so ist begreiflicherweise auch die Wiedergabe der Namen jener Periode eine römische, und es handelt sich für uns nun darum, den germanischen Kern herauszuschälen; drei verschiedene Entwickelungsmöglichkeiten sind zu berücksichtigen:

1. Die lateinische Form ist nicht aus fremdem Ursprunge latinisiert, sondern sie ist original lateinisch. Es würde sich diese Annahme durch Armins Bruder Flavius stützen lassen, der sich — wie dem Namen nach — auch innerlich der germanischen Heimat entfremdete. Dabei ist anzunehmen, daß Flavius seinen Namen nicht etwa, wie gemeinhin erläutert wird, durch sein blondes Haar erhalten hat, sondern durch Adoption seitens eines Gliedes des sehr angesehenen Flaviergeschlechtes in Rom. Es würde hierzu Zürns Bemerkung (Zürn, H. v. Kleists Hermannsschlacht, Leipzig 1888. Vgl. dort Anm. zu I 242) stimmen, der eine „gens arminia" anführt. Wahrscheinlich hing alsdann diese Adoption mit der römischen Ritterwürde, welche Arminius besaß, zusammen.

2. Die Form ist inhaltlich germanischen Ursprungs, aber durch Übertragung des Sinnes dem Sprachausdruck nach gänzlich latinisiert. Ich würde diese Bildung einer Qualitätsapposition wie regius, egregius vergleichen mit der Bedeutung etwa: der Krieger, der Waffenstarke. Das n wäre in dem Falle euphonische Zugabe, das erste i aus a durch das i der folgenden Silbe assimiliert. Diese Darstellung würde die Verdeutschung Hermann stützen, so jedoch, daß hariman das Ursprünglichere und Arminius die Ableitung wäre. Der umgekehrte Vorgang ist abzulehnen, denn er müßte auf Formen wie warin, warmunt, waralt = der Wehrliebende, Wehrhand, der Wehrwaltende bei angemessener Übertragung des lateinischen Sinnes führen.

3. Die Form ist auch den Wortbildungselementen nach germanisch und nur durch graphische Transkription und römische Endung zu ihrem fremden Aussehen gekommen. Alsdann ist die erste Silbe als Tonsilbe wiederherzustellen: wir haben nicht wie bisher Armin, vielmehr Ármin zu betonen; mit der fremden Endung muß auch der fremde Akzent fallen. Ich muß gestehen, daß diese dritte Hypothese, wie sie mich am meisten anspricht, auch die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. a) Da das Römertum Armins nur ein vorübergehendes war, da er sich seinen Namen als ein Held der Germanen gegen die Römer gemacht: so würde sein alter germanischer Hauptname ein späteres römisches agnomen, bzw. eine Sinnübertragung durch sein natürliches Schwergewicht nach Gebühr in den Hintergrund gedrängt haben, und auch der römische Historiker konnte ihm kaum Berücksichtigung versagen. — b) Die Deutung eines germanischen Namens Armin vollzieht sich auf so zwanglose Art, daß sowohl die Heranziehung der kaum sehr bedeutenden

Liedermund am liebsten, wenn es gilt, des Vaterlandes Ruhm und Freiheit zu tönen: ihm auch klingt des Dichters Leier, der am Vorabend der Befreiungskriege sein deutsches Volk durch flammenden Racheſang zum neuen Kampf gegen den galliſchen Sohn der alten Römer aufrufen wollte und in den markigen Heldengeſtalten der Vorzeit ein Bild uns ſchuf von bitterer Not und hoffender Freiheitsahnung in Deutſchlands größter Drangſal. In doppeltem Sinne iſt Kleiſts Hermannsſchlacht ein nationales Drama durch die Verſchmelzung zweier gegenbildlicher Epochen unſerer vaterländiſchen Geſchichte. Sie gehört zu dem Beſten, was die deutſchen Dichter unter dem Fittich der patriotiſchen Muſe, unter ihrem rauſchenden Flügelſchlage geſchaffen; denn tiefer Gehalt und markige Schönheit vereinen ſich hier mit glühendem Patriotismus und Freiheitsdrang. Einzelne Ausſtellungen können den äſthetiſchen Wert dieſes Werkes in ſeinem künſtleriſchen Grundcharakter nicht dermaßen beeinträchtigen, daß Ortners[1]) vernichtendes Urteil gerechtfertigt wäre. Hier werden unweſentliche Punkte mit einem Nachdruck hervorgehoben und gerichtet, als ob nur das durchaus Vollkommene und das über jeden Einwand Erhabene für den Unterricht der Schule gutgeheißen werden könne: werden unſere Klaſſiker da ſtandhalten? Es wird der Tadel nicht geſcheut, ob er auch durch fehlerhafte Auffaſſung auf den ſtrengen Rezenſenten zurückfällt und ihn ſelbſt bloßſtellt. Nach ſolcher Art der Kritik kann es nicht befremden, daß die berechtigten, weſentlicheren Ausſtellungen mit beſonderem Eifer ergriffen werden, um den Stab über das ganze Werk in ſeiner Eigenſchaft als Erziehungsobjekt zu brechen und den wertvollen Einfluß, den es als Schulleſeſtoff zu üben geeignet, abzuleugnen. Das diesbezügliche Urteil gipfelt in dem Schlußſatze (S. 32): „Während daher andere das Studium des Dramas den Schülern dringend empfehlen zu ſollen glauben, ſcheint es mir bei ſeinen großen Schwächen kein Verluſt, ſondern ein Gewinn, wenn das Stück aus der Reihe der in der Schule geleſenen Dramen verſchwindet und durch ein beſſeres, gediegeneres erſetzt wird. Denn bei

gens arminia, ſowie die etwas umſtändlichere zweite Hypotheſe, gegen die überdies die eben unter a) gemachte Einwendung ſpricht, zurücktreten müſſen. Armin (arn Adler, wini Freund) iſt der Adlerfreund, der Adlergenoſſe: in dem Sinne wohl der Adlergleiche. Wie in warin iſt das anlautende w der Endſilbe zugunſten flüſſigerer Ausſprache geſchwunden; doch hat es zuvor ſeine aſſimilierende Kraft auf den voraufgehenden Naſal geäußert und ſeinen dentalen Charakter in einen labialen gewandelt: Arnwin wurde Armwin. Vgl. den ähnlichen Vorgang in Armbald, Ermbald.

1) H. Ortner, Bemerkungen zu H. von Kleiſts Hermannsſchlacht. Programm zum Jahresbericht des K. neuen Gymnaſiums zu Regensburg für das Studienjahr 1893/94.

Beurteilung eines Kunstwerkes haben wir nicht den patriotischen, sondern, neben dem sittlichen, lediglich den ästhetischen Maßstab anzulegen." — Was den Vordersatz betrifft, den Hinweis auf die Schwächen, so wird sich unten Gelegenheit bieten, die hervorstechenderen Einzelheiten, welche zu dieser Summe geführt, näher zu besprechen; in dem begründenden Nachsatze jedoch — das soll gleich hier klargestellt sein — ist ein wunderbarer Widerspruch enthalten. Gewiß ist vom künstlerischen Standpunkte der ästhetische Maßstab bei Beurteilung eines Dramas der ausschlaggebende; für den erzieherischen Wert eines Werkes sodann tritt neben ihn die Bedeutung des sittlichen Gehaltes. Wie aber kann Ortner letzteren dem patriotischen Charakter als etwas einander nicht Berührendes entgegensetzen? Sittlich und patriotisch stehen im Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen; nicht alles, was sittlich ist, läßt sich unter den Begriff patriotisch bringen, sicher aber ist der Patriotismus immer und überall als sittlicher Faktor einzuschätzen; oder sollte Ortner das Gebiet des Sittlichen mit dem Religiösen identifizieren? Gerade als sittlich bedeutsam, nicht nur etwa aus praktischen Gründen der Staatsraison soll das Vaterlandsgefühl in unserer Jugend gepflegt werden: der feste Anschluß an Land und Volk der väterlichen Heimat, die Hingabe an die große Gemeinschaft lassen in uns eine Kraft erwachsen, die über das Alltäglich-Kleinliche und Beschränkte des eigenen Ich hinausgeht und uns damit für einen erweiterten Wirkungskreis befähigt. Fest steht in der großen Welt, wer fest steht im Hause; und stark ist da draußen im Getriebe der Völker — ob ihn nach Nord oder Süd, West oder Ost das Leben führte — stark ist da draußen, wer stark und vertrauend mit seiner Liebe im heimischen Boden wurzelt. Hebung der sittlichen Persönlichkeitswerte, darin besteht zuletzt alle Erziehung: etwas über diese eine singulare Person Hinausgehendes der Jugend ins Herz zu pflanzen: Gott, Vaterland, Liebe, Kunst, Wissenschaft, Pflicht und Recht und was sonst an großen Trieben und Objekten unsere Seele zu fassen vermag.

Kleists Hermannsschlacht ist ein nationales historisches Drama, wie aus dem Titel unmittelbar hervorleuchtet; eine besondere Eigenart desselben ist jedoch, daß es diese Bezeichnung — wie schon geäußert — mit Beziehung auf zwei Epochen verdient. Des Dichters schöpferischer Blick hat den kongenialen Charakter beider Zeiten in ihrer Wesensverwandtschaft sicher erfaßt und zur Darstellung gebracht. Hier wie dort ist das innere Prinzip die spontane Erhebung deutscher Fürsten und Völker, um der politischen und sittlichen Vergewaltigung einer fremden Macht in Deutschland ein Ende zu setzen. Beide Kämpfe sind Freiheitskämpfe im besten Sinne des Wortes: es geht zuletzt nicht um diese oder jene Güter, mehr oder minder vergänglichen Wertes: es gilt die Freiheit schlechtweg, das

oberſte Gut ſittlichen Selbſtbewußtſeins, das die Würde des Menſchentums allererſt und zumeiſt begründet.

Nicht die Flur iſt's, die zertreten
Unter ihren Roſſen ſinkt;

ruft der Dichter in dem wilden Rachehymnus „Germania an ihre Kinder" den Genoſſen des bedrückten Vaterlandes zu:

Nicht der Mond, der in den Städten
Aus den öden Fenſtern blinkt uſw.

„Höhrem als der Erde Gut", fährt ſein vaterländiſcher Zornesſang fort, „Schwillt an dieſem Tag das Blut:

Rettung von dem Joch der Knechte,
Das, aus Eiſenerz geprägt,
Eines Höllenſohnes Rechte
Über unſern Nacken legt."

Das iſt der letzte bewegende Zweck: „Frei auf deutſchem Grunde walten!"

Die Freiheit iſt die Frucht des blutigen Sieges, die ſeine hoffende Seele heiſcht und in freudiger Zukunftsahnung ſchaut. — Rückſichtlich der Beziehung auf jene gegenwärtige Zeit iſt gegen das Drama der Vorwurf einer Tendenzdichtung erhoben worden: Ortner a. a. O. S. 27: „Die ganze Hermannsſchlacht iſt ihm ja nur ein (dünner) Schleier für ſeine Abſichten, das ganze Drama ein ausgeſprochenes Tendenzſtück, lediglich darauf berechnet, die Deutſchen zum Haß und zum Kampf gegen Napoleon zu reizen und zu entflammen." — Wollen wir vielleicht auch Arndts, Schenkendorfs, Körners Freiheitsrufen den Stempel der Tendenzdichtung aufdrücken? Sehr unangebracht gebraucht auch Zürn[1]) die gleiche Bezeichnung, um damit die Beziehung auf die derzeitigen Tagesereigniſſe — jedoch ohne Tadelsnuance — zum Ausdruck zu bringen. In gewiſſem Sinne könnte ja jede Dichtung von Wert eine Tendenzdichtung genannt werden: denn ein beſtimmtes Streben, ein Ziel, innere im Weſen der Handlung liegende Zwecke hat und muß jede gute Dichtung haben; aber in dieſem einfachen allgemeinen Sinne des Wortes tendere gebrauchen wir jenen Ausdruck heute nicht: der Begriff iſt durch die Moderne eingeengt und wird auf das Streben rückſichtlich ſtoffremder Zwecke angewendet, auf eine poetiſche Verkleidung von Prinzipienſtreitereien, auf eine Ausnutzung der äſthetiſchen Phantaſie zugunſten abſtrakt-logiſcher Erörterungen. Und weil dieſer eingeengte Sinn

1) Seine bereits oben in ihrem Titel zitierte, mit ſorgfältigen Anmerkungen und einem Anhang zuſammenfaſſender Erörterungen verſehene Ausgabe der Hermannsſchlacht hat ihre gebührende Empfehlung bereits durch G. Klee im 3. Jahrg. (1889) dieſer Zeitſchrift erhalten.

für die Auffassung des Wortcharakters „Tendenzdichtung" jetzt beherrschend ist, darum ist der Ausdruck hier übel gewählt und nicht am Platze. Es handelt sich in Kleists Drama um die ästhetische Verkörperung eines elementar-gewaltigen Freiheitstriebes, der sich aufbäumt gegen Druck und Fremdherrschaft und nach Rache schreit; es handelt sich in der durch Eigennutz und politische Ränke bewirkten Zerrissenheit des Vaterlandes um die Einigung und Aufrichtung eines starken nationalen Banners: „Vergebt! Vergeßt! Versöhnt, umarmt und liebt euch!" V, 415. Das sind nicht logische Subtilitäten, die der Dichter da in alle deutsche Gaue hinausruft: das ist warmes lebendiges Gefühl, spontane Begeisterung: der Pulsschlag wahrer Dichtung, der echte Kern ästhetischer Form, ohne welchen das Spiel der Phantasie leer und seelenlos erscheinen müßte. Zudem ist der lebendige Hauch, der den Dichter zu seinem glühenden Rache- und Freiheitssange begeisterte, nicht dem zu verkörpernden Stoffe als ein Fremdes aufgedrungen: er ist diesem seinem innersten Wesen nach kongruent und zugehörig. Beide Epochen, die der Künstler in seinem Werke zur Einheit gebunden, atmen denselben heiligen Zorn, denselben heiligen Drang: frei zu sein auf deutscher Erde! Darüber hinaus hat der Dichter sich nicht angemaßt, politische Wünsche zu gestalten: Freiheit und Einheit, die beiden vorweggenommen, behält er die Neuentwickelung der Zustände den Fürsten Germaniens in feierlichem Rate vor (V, 722ff.). Und darum, weil er sich von den Besonderheiten bestimmter politischer Verhältnisse fern hält, liegt in der Zeichnung der sittlichen Faktoren eine Allgemeingültigkeit, die dem Werke seine Lebensdauer nicht nur als historisches Denkmal einer vergangenen Zeit, sondern als eine lebendige Kraft aller Zeiten sichert, solange man noch die Worte Freiheit und Vaterland aufs deutsche Banner schreibt und das Schwert für sie zieht. Diese Reduktion der Zeitverhältnisse auf ihre allgemeingültigen inneren Werte war dann das zwingende Moment, das dem Dichter die Form der vergangenen Zeiten notwendig machte, um den ephemeren Erscheinungen des Tages ferner zu treten, wenn auch die Gegenwart, der Dichtung ihre Farben zu leihen, bestimmt blieb. So eilt in die Vorwelt der Schwung seiner Gedanken, einen objektiven Vorwurf zu erreichen, der die Glut seines Hasses in gemildertem Feuerstrahl lodern läßt und die ästhetische Form strahlend durchleuchtet, ohne sie zu versengen In dieser Verbindung zweier um achtzehn lange Jahrhunderte getrennter Epochen liegt die Rechtfertigung, ja fast die Notwendigkeit einer großen Zahl von Anachronismen. Das Kulturleben der Alten mußte in geistiger und materieller Beziehung gehoben werden, wenn es dem sittlichen Gehalte der späteren Zeit gerecht werden wollte; und warum auch, da wir uns doch moderne Ideen gefallen lassen — und ohne sie kann kein neugeschaffenes

antikes Drama Lebensfähigkeit beanspruchen; denn der große Dichter schafft aus dem Ideenkreise seiner Zeit heraus und würde sich seiner mächtigsten Grundkraft entäußern, wollte er ihn verlassen — warum wollen wir denn in Technik und Kostüm und überhaupt der äußeren Form des Gebarens so rigoros sein? vorausgesetzt nur, daß der wesentliche Charakter des Gegenstandes unserer Dichtung gewahrt bleibt. Und das ist er: der freie jagd- und kriegslustige Germane, der seine Götter ehrt und seine Frauen achtet, dessen Stärke auf einfacher Sitte ruht, tritt in treuer Natürlichkeit neben den verfeinerten Römer, dessen innere Bildung nicht gewonnen hat; denn mit der Steigerung der Intelligenz hat der Geist der Sitte nicht Schritt gehalten und ist gesunken. Gar so streng, wie es nach Ortner scheinen sollte, sind wir im Punkte der Anachronismen auch nicht: wo unsere Phantasie nur nicht verletzt wird, nehmen wir sie ohne zu murren in den Kauf, und Shakespeare verliert nicht durch die groben Verstöße geschichtlicher und geographischer Beziehung, die auch jener Zeit schon zum Bewußtsein gekommen sein müssen, gegen welche man jedoch liberaler war, als wir heute modernen Produktionen gegenüber. Seien wir gerecht und ziehen die Anschauungsweise auch der Kleistschen Zeit in Betracht, die weniger anspruchsvoll im Punkte historischer Treue, als Ortner — unter Betonung der Klassiker — zu denken geneigt ist; gegenüber diesen liegt im Verhältnis des romantischen Poeten zu seinem Stoffe eine Reaktion vor: ungebunden schaltet der Dichtergenius der Romantiker mit freier Willkür über dem Material, das sein Geist bearbeitet, dem er selbstherrlich schaffend und wählend gegenübersteht; der Zauberstab der romantischen Muse verstattet ihren Jüngern freien Raum, sobald sie der Phantasie nicht untreu werden. Musäus' Märchen mögen als Beispiel genannt sein, wie einem naiv einfachen Stoffe modern-romantischer Geist durch die Glieder gehaucht wird und die Form durchbricht. So muß der Vorwurf ungenügender Studien, den Ortner Kleist macht, unter diesem Gesichtspunkte zurückgewiesen werden, und es ist den Bemängelungen dieser Art bezüglich mythischer, geographischer, geschichtlicher Irrtümer wenig Berechtigung zuzugestehen. Die sprachlichen Rügen des weiteren können nicht anders als kleinlich bezeichnet werden und zeugen mehrfach von verständnisloser Tadelsucht.[1]) Nur vereinzelt treffen die Aus-

1) Als Beleg von Oberflächlichkeit der Arbeit und willkürlichem Sprachgebrauch werden S. 24 z. B. „fleuchst" und „fleucht" — im Wechsel als Formen von fliehen, bzw. fliegen durch Kleist verwandt — angeführt, wobei Ortner wunderbarerweise diese Formen als Bildungen des Verbums „fliegen" gerechtfertigter scheinen: „Die Formen fleuchst, fleucht gebraucht der Dichter nicht nur im Sinne von fliegen, sondern auch von fliehen." — Die alten nur noch poetisch gebrauchten Bildungsformen beider Verba lauten „fleuchst, fleucht", bzw. „fleugst, fleugt". Gelegentliche Vertauschung der Formen wird, abgesehen

stellungen die Wahrheit: der Derwisch (V, 606) ist ein in seiner fernabliegenden Beziehung nicht sehr glücklich gewählter Vergleich. Mißgriffe dieser Art sollen hier keineswegs vertuscht werden; doch welche Bedeutung können sie gegenüber dem Gesamtwert des Stückes beanspruchen? Der Schwur bei Himmel und Hölle als die Hereinbeziehung einer späteren Zeit stört mich, Ortner entgegen, wenig oder gar nicht, da er in der germanischen Mythologie Analogien hat und unserer gegenwärtigen Kulturanschauung entspricht; anders steht es mit den altgriechischen Beteuerungsformeln: beim Styx, usw. — nur die Geläufigkeit der alten Bildungselemente in jener, antiker Geistesgröße sich hingebenden Zeit ließe sich anführen, um ein Verständnis für die Neigung zu der räumlichen Verbreiterung ihrer Sphäre zu gewinnen; auch ist daneben eine Einwirkung Klopstocks möglich, worüber Näheres unten. Als höchst geschmacklos muß mit Ortner die Hexe von Endor angesehen werden; denn abgesehen davon, daß eine solche Beziehung auf die jüdische Tradition in Varus' Munde komisch wirkt, ist es besonders auch heute ein zu fern liegendes Gleichnis, und die größere Zahl unter uns wird erst im Gedächtnis und in der Bibel kürzer oder länger suchen, um den Fundort zu treffen; ein wirksames Bild oder Gleichnis aber muß unmittelbar die Empfänglichkeit der Phantasie anrühren. Hauptsache bezüglich aller dieser Einwendungen bleibt immer, daß die uns gebotene Handlung lebensvoll in ihren Ausführungen ist und der Gesamtcharakter der zu schildernden Zustände festgehalten wird; durch eingehende Forschung hätte Kleist seiner Zeit nur fremde Züge in das Bild getragen: unmöglich kann der Dichter dem Historiker Pfadfinder sein. In gewissen Grenzen muß einem modernisierten Gewande notwendige Berechtigung zugestanden werden: hat jemand schon Leonardo vorgeworfen, daß er Italiener im Abendmahle Christi gezeichnet? Wenn man zuletzt mit der Vorlage nicht auskommt, macht man sich die Fehler, die man widerlegen will, selbst zurecht; indes braucht das nicht Absicht zu sein: man verrennt sich einfach. Thusneldens kleines Lied,

---

von der Sinnverwandtschaft, im Niederdeutschen (in dessen Sphäre Kleist aufgewachsen) durch die spirantische Aussprache des auslautenden „g" und damit lautliche Gleichstellung beider Formen, befördert; indes auch obd. kommt gelegentlich Vertretung vor: sowohl von fliegen durch fliehen wie umgekehrt, selbst in anderen Formen als den oben angeführten, welch letztere durch ihre geringe Gebräuchlichkeit fremder geworden, was das Schwanken in ihrer Anwendung begreiflicherweise unterstützt. Ich zitiere die drei folgenden Beispiele nach Heynes Wbch.: Spr. Sal. 23, 5 „macht jm flügel wie ein adeler und fleucht gen himel". — Schiller 3, 167 „wenn Kinder dir entgegenfliehn". — Luther 5, 294b „das man das licht schewet und die warheit fleugt". — Über die Redensart „danach wird weder Hund noch Katze krähen", die Ortner mit souveräner Überlegenheit S. 25 zurückweist, vgl. meine früheren Ausführungen in dieser Zeitschrift.

das vor dem letzten Versfuß abbricht, um Überraschung und Entrüstung der Fürstin über die beleidigende Zudringlichkeit des Ventidius zu malen, wird von Ortner dahin interpretiert, daß das Schlußwort „drecken" ergänzt werden müsse; es wird dabei der Verwunderung Raum gegeben, daß sämtliche Herausgeber sich in tiefes Stillschweigen hierüber hüllen, und das selbstgeschaffene Bild muß die Epitheta „ganz unerträglich", „durchaus unwürdig" über sich ergehen lassen. Unwürdig ist allerdings, einem anderen solche ästhetische Geschmackwidrigkeit, die man selbst verbrochen, in die Schuhe zu schieben. Das Schweigen der Herausgeber erklärt sich einfach aus der Gleichgültigkeit der Sache; erst Ortner hat eine unerlaubte Waffe zum Angriff aus dieser Nachlässigkeit Kleists geschmiedet. Eine solche ist wenigstens der stärkste Tadel, der den Dichter hier treffen kann: er war eventuell selbst in Reimverlegenheit und hat die noch zu vollendende Strophe verkürzt gelassen, da sie seinen formalen Zwecken in dieser Fassung entsprach. Vielleicht auch ist ein Wort unterdrückt, das — ein sogenanntes Korn — in der folgenden Strophe Reimverbindung zu finden hätte und immer wieder je durch die folgende ihrerseits aufgenommen worden wäre. Unberechtigt jedenfalls ist Ortners Annahme, daß die Endzeile auf „Becken" und „stecken" reimen *muß*, warum nicht auf einen allenfalls noch folgenden Schlußreim d, der auch in einem ebenfalls zu ergänzenden achten Verse hätte vertreten sein müssen, womit wir das Reimschema erhielten: a, b, a, b, c, c, d, d (wogegen Ortner: a, b, a, b, c, c, b). Ortner hätte, wie mir jemand scherzend einwarf, gleichgut auch „lecken" reimen können: die Form ist grammatisch nicht weniger unberechtigt und wenigstens sinnvoller; am besten träfe bei der gestellten Reimvorschrift „gecken" zum Ausdruck der albernen eitlen Bewegung wie Absicht — zuletzt ist es ein Streit um des Kaisers Bart. Es mögen hier noch einige weitere Ausstellungen Ortners Platz zur Besprechung finden. Der grausige Befehl Hermanns an den durch schweres Schicksal niedergeschmetterten Teuthold wird als „unerträglich", „abstoßend" gekennzeichnet und Hermann als „roher Barbar" verdammt. Gewiß kann nur unter Völkern elementarer Kulturstufe solche Tat geschehen; aber von furchtbar elementarer Gewalt wird auch dort ihre Wirkung sein:

> Der Sturmwind wird, die Waldungen durchsausend,
> Empörung rufen, und die See,
> Des Landes Rippen schlagend, Freiheit! brüllen. (IV, 300 ff.)

Ich will an dieser Stelle von literarischen Bezügen alter Sagen absehen, die in den Augenblicken höchster Not vor solchen grausen Taten nicht zurückscheuten. Ich will mich auf die ästhetische Seite der Handlung beschränken

und da ist zu beachten, daß in erster Linie die bewegende Kraft zur Tat nicht diese selbst der ästhetischen Beurteilung unterliegt, das poetische Moment der Handlung ausmacht. Darum haben wir es hier weniger mit der barbarischen Wildheit der Tat zu tun, als vielmehr fällt die Gesinnung, aus der heraus die Tat geschieht, ins Gewicht: sie ist das Bedeutsame, das Nachahmenswerte. Ein imposantes Bild die Konsequenz dieser Handlung! Vgl. das angeführte Zitat, dem man die Worte eines anderen Sängers jener Tage an die Seite setzen möchte: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!" Wenn Ortner die Tötung Hallys durch den Vater als Heldentat auffaßt, kann die Zulassung der Zerstückelung ihres schmachbedeckten Körpers, um den ihr angetanen himmelschreienden Schimpf zu rächen, nicht berechtigt mit solcher Entrüstung angegriffen werden.[1]) Jedenfalls waren die Barbaren

1) Einer der Herausgeber der Kleistschen „Hermannsschlacht" Windel (vgl. Ortner, S. 12 Anm.) hat sich veranlaßt gesehen, die drei Hallyszenen für den Schulgebrauch einfach zu streichen. Ähnliches Zartgefühl verleitet Zürn im Anhange seiner „Hermannsschlacht" Vers 6 des Gedichtes „Germania an ihre Kinder" zu übergehen; warum, ist in diesem letzteren Falle nicht klar. Für wen die Lektüre jener drei Szenen und mehrerer anderer Hinweise im Drama auf sittliche Vergewaltigung seitens der Römer nicht als schädlich empfunden wird, für den ist auch in jener Strophe kein Arg zu finden. Erst durch den Inhalt der vorausgehenden sechsten Strophe erhält die siebente ihre volle Prägnanz und Wirkung. Man ist in diesen Dingen durch unsere gern alles Anstoßende verschleiernde Kultur zu einer weichlichen Praxis gekommen, die eher schaden als nützen kann; wir sind in den Worten feinfühliger geworden, um uns in den Taten desto mehr gehen zu lassen. In der Erziehung liegt doch wohl ein Fehler darin, die Jugend lieber verbotene Früchte kosten zu lassen, als ihnen mit Ernst und Wahrheit die sittlichen Aufschlüsse, soweit sie für den betreffenden Stand der Dinge und Personen angebracht, zu geben. Ich erkläre mich durchaus und ohne Vorbehalt prinzipiell gegen jene Ausgaben in usum delphini, die sich an dem geistigen Eigentume unserer Dichter vergreifen. Lest die Sachen — oder lest sie nicht, das steht zur Wahl; aber wenn ihr sie lest, lest sie ganz. Die Berücksichtigung kann der Autor verlangen; und es liegt die größere Gefahr bei diesen Dingen in der Verheimlichung. Wunderbar, daß man sich noch immer selbst über den Vorgang der diesbezüglichen Aufklärung hinwegzutäuschen sucht, da sie doch fast ein jeder an sich selber erfahren. Dinge, die von autoritativer Seite der reifenden Jugend in ihrer ethischen Bedeutung und Forderung ins Herz gelegt werden sollten, sind aus Natur zur Unnatur gemacht und treten auf heimlichen Schleichwegen an sie heran. Durch wen, wie, wo, wann diese Art Pseudovorsehung den einzelnen berührt, das bleibt im Dunkel, steht aber jedenfalls in keinem Zusammenhange mit den natürlichen Forderungen des betreffenden jugendlichen Individuums; sie wissen es alle, nur unerlaubt, und das wißt ihr, keiner wohl verschweigt es sich; ist das nun höhere Sittlichkeit? — Dies Wort sei an dieser Stelle an Eltern und Erzieher des Hauses gerichtet; den Lehrer öffentlicher Klassen berührt es nur insofern, daß er nicht falsche Scham in seinen Zöglingen voraussetzen und unterstützen soll. Ruhe und taktvolles Maß werden der Jugend das Gefühl der Sicherheit erhalten und befestigen. Wir geben unseren heranwachsenden Kindern damit eine bessere sittliche Grundlage für den Eintritt ins große Leben mit, als wenn wir alles unterdrücken und verdecken, um sie tastenden

hier weniger barbarisch als die Träger der Kultur! Die Schlußfolgerung zuletzt, die ganze Episode habe nicht den geringsten Einfluß auf die Haupthandlung zu üben vermocht, ist logisch nicht aufrecht zu erhalten: Zum ersten hat Ortner die Daten verwirrt; die Entscheidung erfolgt erst am zweitnächsten Tage, nämlich am 12. August, und die nächtliche Szene hat vor Anbruch des 10. stattgefunden. Demzufolge werden alle germanischen Völker westlich und südlich des Schlachtfeldes kampfbereit gerüstet stehen, wenn etwa zersprengte Heeresteile der Römer fliehend Rettung suchen sollten. Es ist zugleich eine nicht gering zu veranschlagende Sicherung für den Fall eines halben Erfolges, wie auch für jeden neu zu erwartenden Angriff seitens der Römer; noch war Pästus zu besiegen. Vergegenwärtigen wir uns den Fall in einer historischen Aktualität: Wäre 1812 das deutsche Volk wie ein Mann aufgestanden, Napoleon wäre nicht nach Paris zurückgekommen; die blutigen Tage von Leipzig und Waterloo wären nicht geschlagen. Wie schnell die Germanen im Drama Kleists ihre Pflicht begriffen, zeigt die 23. Szene des fünften Aktes. Ganz Germanien steht in Waffen, und bleibt auch für den Augenblick keine blutige Tat zu tun, darf das Schwert auch gesenkt ruhen, so mahnen nicht minder die Taten des Friedens, und das freudige Herbeieilen der Fürsten, wie die selbstlose Gesinnung Marbods und Hermanns, krönt und gewährleistet das Einigungswerk. — Das war das Ziel der „Hermannsschlacht" Kleists, und diese große Tat, die Armin ins Leben gerufen, deren letzten Schlußstein er eingefügt, sie sollte zu Unrecht seinen Namen tragen, weil Marbod im Drama den ersten Siegesruhm vorweggenommen und schon der Feinde Niederlage voll entschieden, die Hermann gänzlich zu zerschmettern kam? Hier verwickelt sich Ortner in einen merkwürdigen Widerspruch: „alle Bedeutung" soll „dem Haupthelden" durch diese Darstellung genommen sein, von dem er doch wenige Zeilen vorher mit Recht erklärt: „Er hat ja auch in der Tat das meiste getan." Vergegenwärtigen wir uns den nicht unähnlichen Fall bei Waterloo 1815: Auch Blücher kam erst zum letzten Stoß (freilich war dort die Niederlage noch nicht entschieden); vollständig ist sie jedoch in beiden Fällen erst durch die Ankunft der Verbündeten geworden, und jedenfalls ist sowohl Marbod hier, wie dort Wellington die Annahme der Schlacht (in jenem Fall Angriff, in diesem Verteidigung) erst akzeptabel

---

Schrittes hinausgehen zu lassen, daß sie sich den Pfad selber suchen; mancher, der jetzt irre geht, hätte den rechten Weg finden mögen, hätte er nur einen kleinen Halt und Wegweiser gehabt. Ist denn die Erziehung nicht dazu da, sicher und fest zu machen zum Wollen und Handeln und die sittliche Kraft eines jeden auf die zukommende Bahn zu lenken? Gibt es Dinge, die für den Erzieher zu hoch sind, um sie seiner Pflege und Sorge teilhaftig werden zu lassen?

gemacht durch das sichere Versprechen des Bundesfeldherrn: „Ich komme." Schon Tieck hat diesen Vorwurf gegen das Drama erhoben, daß eigentlich nicht Hermanns, sondern Marbods Schlacht das Schicksal der Römer entscheidet. Es ist dabei wohl zu beachten, daß ein Übergewicht der Waffen Armins unverhältnismäßigen Erfolg gegenüber seinen Kräften bedeutet hätte, wohingegen Marbods gewaltiger Rüstung ein bedeutender Waffenerfolg angemessen war. Es belegt dieser Zug aufs schlagendste des Dichters Verständnis und Sinn für das Tatsächliche, dem romanhaft übertreibendes Idealisieren fremd ist. Daß der geschichtliche Marbod nicht an der Waldschlacht des Jahres 9 teilgenommen, ist für das Drama nimmermehr ein Vorwurf, vielmehr ist seine Teilnahme an der Schlacht hier durch die Zusammenziehung der beiden Epochen bedingt und somit voll im Wesen des Dramas gelegen. Aus gleichem Grunde muß der Vorwurf Ortners, S. 21 Anm. 2, zurückgewiesen werden: Kleist setze geographisch genau begrenzte Staaten voraus, doch habe es in jener Zeit nur Völkerschaften mit unbestimmten Grenzen gegeben. Diese Rigorosität der Kritik würde auch mit Schillers historischen Dramen manchen Zusammenstoß zu gewärtigen haben, wobei weniger für diese als für jene zu fürchten steht. Das Wortspiel Iphikon, Pfiffekon, stimme ich Ortner bei, ist nicht sehr geistreich; an sich übrigens ist es von untergeordnetem Wert, durch welche Kriegslist die Römer irregeleitet werden.

Wichtiger als die bisher berührten Einwände gegen das Drama ist der Gesamtvorwurf des schon oft wiederholten Urteils, der ganze Stoff sei undramatisch und widerstrebe der poetischen Behandlung als Schauspiel seiner besonderen Eigenart nach. Zugegeben, der Stoff wäre seiner Natur nach für diese Form spröde und mehr für ein Epos geeignet, so müßte Kleists Dichtergenius doppelt anerkannt werden, der gegenüber allen Vorgängern, die den gleichen Stoff für die Bühne behandelt, der erste ist, welcher ein wirklich lebensvolles Drama geschaffen hat. Übrigens aber ist es kein zureichender Grund zur Zurückweisung einer Dichtung, daß ihr Stoff in einer seinem Charakter weniger ansprechenden Form verarbeitet ist, solange die fertige Schöpfung auf ästhetische Bedeutung Anrecht hat. Der ganze Vordersatz ist falsch. Es ist eine billige, oft nachgesprochene Phrase, daß dieser oder jener Stoff für diese oder eine andere Dichtungsgattung ungeeignet sei; es komme einmal der rechte Mann und man wird sich eines Besseren überzeugen. Jeder Stoff kann in jede Form gebracht werden, nur muß der Dichter ihm die rechten Seiten abzugewinnen verstehen. Diese Phrase bezüglich der Hermannsschlacht ist seit Klopstock in unserer Literatur geläufig geworden; nicht jedoch der Stoff der Handlung ist undramatisch, Klopstocks Dichtergabe war es, für ihn war diese poetische Gattung nicht

gelegen. Die Begründung der undramatiſchen Weſenheit des Stoffes nun iſt zweifacher Art: 1. heißt es, die Vernichtung des Feindes durch einen Naturprozeß iſt mißlich, denn die Niederlage geſchieht dadurch auf unſchöne Weiſe und der Beſiegte erregt unſer Mitleid; 2. Arminius iſt zu Beginn des Stückes ſchon ein fertiger Charakter, ihm fehlt die innere Entwickelung in den verſchiedenen Phaſen der Handlung.[1]) Darauf iſt ad 1 zu antworten: Ein Naturprozeß iſt keineswegs der Grund der Niederlage, vielmehr der geniale Blick Armins, der ſich die topographiſche Lage ſtrategiſch zunutze gezogen. Der „feuchte Mordgrund“ (V, 25) iſt nur der ſtille Verbündete des Cheruskers, das zwingende Moment des Kampfes bleibt durchaus das Schwert. Bemitleiden kann man die Truppen Napoleons I., die widerſtandslos dem Elend des ruſſiſchen Winters erlagen; hier aber wird eine Schlacht geſchlagen und wollen wir die vernichteten Legionen beklagen, ſo gebührt ihnen nicht mehr und nicht weniger Mitleid, als jedem Krieger, der, dem Rufe ſeines Kriegsherrn folgend, den Schlachtentod erleidet. — Bedeutenderer Art iſt das zweite Argument, denn es trifft den Kern dramatiſchen Lebens, von dem wir in der Tat Entwickelung und inneren, nicht nur äußeren Fortſchritt verlangen. Aber muß dieſe Entwickelung notwendig in einem Seelenprozeſſe des Helden beſtehen? Hier eben, in der Hermannsſchlacht, liegt ſie in der Handlung ſelbſt, die ihre eigene Schwerkraft gerade darin betätigt. Nicht wie wird Hermann ſich entſchließen, ſondern wird ſein Unternehmen gelingen, iſt der Knoten der Spannung. Sein Plan entwickelt ſich folgerichtig vor unſeren Augen: Akt I ſteht Hermann allein, allein in dem Bewußtſein der ganzen Schwere ſeiner Aufgabe, die ihn an den Rand des Abgrundes drängen mag; aber ſein Sinn iſt feſt und voll vertrauender Hoffnung. Akt II ſehen wir, wie die wachſende Bedrängung durch die Römer ihm das Bündnis mit Marbod aufzwingt, das ſich Akt III in ſeinem Plan folgerecht auf ganz Deutſchland ausdehnt. Akt IV bewährt ſich Hermanns Vertrauen auf Marbod, doch es tritt uns noch einmal die ganze Schwere des Unternehmens vor Augen (Monolog), die Gefahr des Mißlingens; da wird Akt V mit wuchtigem Keulenſchlag die große Macht der Fremdlinge getroffen, und ihr gewaltiges Heer zerſchellt. Gewiß lag der Plan in ſeinen Grundzügen ſchon zu Anfang des Stückes in Hermanns Berechnung feſt vorgezeichnet; aber faktiſch entwickelt er ſich vor unſeren Augen in ſeiner allmählichen Geſtaltung und Verkörperung; mag auch Hermanns Charakter gleich fertig in ſeinen Entſchlüſſen vor uns daſtehen, nicht Arminius heißt unſer Drama, ſondern die Hermannsſchlacht! Und ſie betätigt ihr inneres Leben

1) Ortner zitiert im erſten Fall eine diesbezügliche Ausführung Julian Schmidts, im zweiten Fall die Ausgabe F. Khulls (Leipzig 1893).

Szene für Szene bis zum Ende; sie hat ihre eigenen Bedingungen, die nicht nur der Brust Hermanns entkeimen. Hermanns Wille ist wohl der Hauptfaktor, der ihr die erste Lebensmöglichkeit gibt, aber er ist nur ein Faktor, neben dem nicht unbedeutende andere stehen. Gleich notwendig und für die ganze Unternehmung in ihrem glücklichen Ausgange Bedingung ist Marbods Antwort IV, 1. Szene, die einen Hauptpunkt der Spannung in sich schließt und wirksam die Schlußkatastrophe vorbereitet. Das Hauptmoment jedoch, das die ganze Größe der Unternehmung zur Anschauung bringt und Hermann fast als einen gewagten Spieler, der blindem Zufall sich in die Arme stürzt, erscheinen lassen möchte, ist die Szene, die das gewaltige Römerheer in seiner Adler Folge an unserem Blick vorüberführt. Wo diese Szene ihres imposant eindrucksvollen Charakters auf der Bühne entbehrt, da hat entweder der Regisseur nicht seine Schuldigkeit getan, oder die Bühnenmittel waren unzureichende. Ich möchte die Szene als den Mittelpunkt der ganzen Handlung bezeichnen: die Krisis. Es ist der lang erwartete gefürchtete Augenblick, wo die durch schlimme Vorboten angekündigte, den Schritt der Zerstörung schreitende, erdrückende Macht des Feindes in tatsächlicher Berührung mit dem kleinen Cheruskervolk gemessen wird. Diese Macht, die eine Welt sich unterworfen, sie gibt dem Auftreten und Gebaren des Varus wie des Ventidius erst die rechte Folie; sie läßt den Atem einen Augenblick stillestehen und stocken, ob nicht das blank geschliffene Beil der strengen Liktoren dem kühnen Mute der Cherusker den Lebenspuls durchschneiden wird. Das breite Gefühl römischer Sicherheit gegenüber dieser kleinen Macht scheint gerechtfertigt; Marbod ist die einzige Frage, die Varus sich stellt. Hier ist der Höhepunkt der kriegerisch-politischen Spannung, die kühn geplante List des Kleinen gegen den gewalttätigen Handstreich des Großen; wird jene einen Ausweg finden, bewacht von römischen Späheraugen und schwer bedroht im Teuersten, was Cheruskas Fürst und Volk besitzt? Hier tut sich zugleich der äußerste Gegensatz auch der sittlichen Kampfprinzipien auf: „Mit Gott für König und Vaterland!" und auf der anderen Seite „La gloire!" Das sind die modernen Ideen, die der heilige Chorgesang der Barden und das metallene Adlerbild der Legionen verkörpern. Und dieser Gegensatz erhält uns die ganze freudige Sicherheit: so muß das Freiheitswerk gelingen. Ortners Behauptung, S. 8 Anm. 1, daß die Handlung in Kleists Hermannsschlacht dramatischer Steigerung entbehre und nur epische Fortführung biete, muß nach den gemachten Ausführungen zurückgewiesen werden. Die Gliederung der Handlung bietet durchaus einen in sich abgerundeten Organismus dar, dessen inneres Leben sich in natürlicher Entwickelung und angemessener Spannung vor unseren Augen entrollt. Es ist oben bereits ein skizzenhafter Überblick über den

Gang der Handlung, insbesondere soweit Hermann beteiligt, nach ihrer Bewegung durch die Zahl der Akte gegeben; jetzt mögen auch die Einzelszenen gebührende Berücksichtigung finden. Eine klare Exposition gewährt uns voll Aufschluß über die Lage Deutschlands und seine politische Bedrückung durch die Römer (I, 1), die ihre Ansprüche auch auf das soziale Gebiet hinüberspielen (I, 2); Hermanns Gesinnung (I, 3) bildet das dynamische Moment in dieser Sachlage und leitet wirksam die Handlung zum zweiten Akte, der Kollision, über. Hier treffen die römischen Interessen auf den Lebensnerv des cheruskischen Volkes (II, 1), hier wandelt sich das Begehren des römischen Jünglings in Frechheit (2—8), und alles drängt zu der Entscheidung hin, der Hermanns Botschaft (9, 10) an Marbod die Wege bahnen soll. Der dritte Akt bringt das kritische Moment der Begegnung beider Parteiführer (III, 1, 2, 4, 5, 6) und zeigt in dem zwischen Scherz und Ernst gehaltenen Gespräche Hermanns mit Thusnelda (3) das volle rechtlose Gewaltregime der Römer, das auf des Schwertes Spitze seine Gründe stellt und auch sozial des Gegners Rechte niederzutreten sich nicht scheut. Akt IV zerstreut die Gefahr und wendet das Schicksal Cheruskas dem aufgehenden Waffenglück entgegen: Marbod wird gewonnen (1, 2); die Zucht der Römer, die den gemeinen Mann in unbekümmerte Sorglosigkeit einzuwiegen geeignet ist, entlarvt sich als oberflächlicher Schein (3—5) und die tote Ruhe lodert in Freiheitsflammen glühendem Hasse auf (6); der „Halsring" der Kette wird fühlbar gelockert (7), und erhält sich auch das Bewußtsein, daß der letzte Würfel noch nicht gefallen (8), so gewinnt doch die Zuversicht auf einen guten Ausgang die Oberhand, nachdem (9) der Feind des Hauses und der deutschen Sitte seines Nimbus beraubt, und wirkungsvoll drängt die 10. Szene dem drohenden Ausbruch des Kampfes entgegen, der in Cheruska und im Teutoburger Walde gekämpft werden wird. Die Exposition des Schlachttages (V, 1, 2), die Vorahnung des Ausganges (3, 4, 5), das sich nähernde Verderben (6, 7), die Ankunft Hermanns (8), der Abfall der Deutschen (9) steigern die Spannung der Schlacht, in der Fürsten und Völker (10, 11) in gleichem Triebe dem gemeinsamen Feinde die Brust bieten. Das Werk der Rache in seiner ganzen Größe und sittlichen Berechtigung kommt zum Ausdruck (12, 13), erhält die Sanktion der Götter (14) und veredelt sich in seinem Endziel als Einigungswerk der germanischen Stämme. 15—18 wird in grausiger Schauerlichkeit der soziale Feind niedergerungen, worauf die Entscheidung des Krieges 19—22 zur Darstellung kommt; 23, 24 gelten dem Neubau auf dem freien Heimatgrunde und gewähren einen siegreichen Ausblick in die Zukunft, die noch kampfesschwanger ihre Wolken am Horizont zusammenballt. Dieser Schluß verdient besondere Würdigung, indem das

Werk nicht in müder Siegesruhe sich abschwächt, sondern durch erneuten Ruf zu den Waffen die volle Kampfesstellung wahrt, die jenen Zeitumständen angemessen war, wie ja immer der gewaffnete Friede am schutzkräftigsten die Ruhe sichert. Man könnte das Werk in seiner frisch zuversichtlichen Kampfstellung die dramatische Wacht am Rhein betiteln. Ich weiß nicht, ob man nach dieser Übersicht noch von einer nur äußerlichen Fortleitung des Fadens zu sprechen berechtigt ist; ich finde keinen Anlaß dazu und muß gestehen, daß ich nicht anzugeben vermöchte, inwiefern Goethes Egmont etwa eine dramatischere Führung der Handlung bietet. Gegen dieses Trauerspiel sind weit eher bezüglich der organischen Einheit Einwendungen zu erheben; wenn man ohne Voreingenommenheit an beide Dramen herantritt, wird man die größere dramatische Kraft, die konsequentere Konstruktion dem Kleistschen Werke zugestehen müssen. Und ist etwa Egmont beim Eintritt weniger fertig als Armin? Man wird zugeben, daß letzterer vom Standpunkte bewegt handelnden Lebens jedenfalls den Vorzug der Aktivität hat, während Egmont in sorglosem Optimismus der gegnerischen Vergewaltigung völlig passiv gegenübersteht. Es muß hier ausgesprochen werden, daß man sich im Punkte literarischer Kritik vielfach einer traurigen Urteilslosigkeit hingibt, und während den großen Klassikern gegenüber das Recht der Kritik fast ganz zurückgezogen wird, ihren jüngeren Zeitgenossen und Nachfolgern auf der Bahn poetischen Schaffens mit unvernünftiger Strenge gegenübertritt, uneingedenk, daß die Spuren der Menschlichkeit, des Unvollkommenen *keinem* Werke aus Menschenhand mangeln können, daß es nur einen Schöpfer gibt, dessen Attribut die vollkommene Größe ist. Man soll mich nicht für einen jener Neuerer halten, welche die Klassiker als überlebt, als veraltet hinstellen — das sind sie nicht, noch immer stehen sie als leuchtende Sterne am deutschen Dichterhimmel da, als Größen, von denen unsere Neuen lernen, zu denen sie aufschauen sollen —; aber es ist nicht genug zu warnen vor jener gewohnheitsmäßigen Hingabe, die selbstverständlich bewundernd an sie herantritt und ohne zu prüfen schlechthin alles Gegebene als Muster aufstellt, um schließlich daraus Fallstricke und Fesseln für die neueren Dichtergenerationen zu schaffen. Man tut nicht nur diesen, man tut auch jenen damit unrecht, beraubt sie ihrer besten Wirkung. Es wird durch solch Verfahren ein Geschlecht herangezogen, das einesteils gewohnheitsmäßig im alten Geleise beharrt und jenen Geistesgrößen mit den Epitheta großartig, entzückend usw. seinen schuldigen Tribut abzutragen meint, teils aber einen vollständigen Bruch mit ihnen vollzieht und, erhaben über diese „Schulklassiker", in das strudelnde Fahrwasser der Modernen vollen Segels hineinsteuert. Und diese letzteren, das verkenne man nicht, sie sind unter den beiden diejenigen, welche das gesündere Blut in ihren Adern haben,

denn sie machen Front gegen die alte Gedankenlosigkeit, gegen die Schablone, in die die Mannigfaltigkeit des Lebens sich doch nicht hineinzwingen läßt. Warum werden sie nicht mehr den Alten gerecht? Weil man sie lehren wollte, ungerecht gegen die Neueren zu sein. Man hat beide zu ausschließend gegeneinander gestellt und die Jugend nicht genug zu dem Entwickelungsgedanken erzogen. Fülle und Reichtum des literarischen Lebens sind dadurch geschädigt, und noch vielmehr die, welche geistige Nahrung, Freude und Kraft aus ihnen schöpfen sollten. Muß die Jugend denn immer drei Schritt hinter der Gegenwart stehen? Stillstand ist Rückgang. Es ist eine ernste Mahnung für alle Lehrenden, daß es ihnen mehr als jedem anderen Stande zukommt im frischen Leben zu stehen und an den geistigen Fortschritten teilzunehmen, nicht zum mindesten an ihren Äußerungen in den literarischen Produkten. Das ist die gesunde Grundlage, auf der das freudige Streben erwächst, die Zöglinge teilnehmen zu lassen nach ihrem Verständnis, an dem tiefen Blick, den man hineintun darf ins gewaltige Werk der Schöpfung, das nicht stillesteht und nicht auf einmal geschehen, das Stunde auf Stunde und Jahr auf Jahr neue gewaltige Taten bewegt und verwirklicht. Selbst schauen, selbst urteilen und Gleiches im Schüler erwecken, daß er sich abwende von allem gedankenlosen Nachsprechen und nur das, was er sich innerlich geistig angeeignet hat, als wahres Eigentum empfinde, das ist die Basis gediegener Erziehung. Diese Fähigkeit, die das Kennzeichen jeder wirklichen Persönlichkeit ist, kann nicht unwesentlich gerade durch die Lektüre der Dramen gefördert werden, nur muß man nicht mit fertigen Schemata an die Werke herantreten[1]); nichts macht den Menschen untauglicher für das wirkliche Leben und seine irrationalen Größen. Gewöhnen wir es uns ab, jedes Drama nach einer fertig mitgebrachten Form zu beurteilen. Ein Drama ist ein Organismus und kann sehr verschiedenartig gestaltet sein, deshalb muß es ohne Vorurteil aus sich selbst heraus begriffen werden. Hauptfrage: Wirkt das Drama? und weiter: Warum, warum nicht? Von diesem Haupturteil werden die folgenden abhängig sein. Organische Einheit (ohne welche es kein Kunstwerk gibt) und Entwickelung der Handlung (ohne welche kein Leben und darum auch kein wahres Bild des Lebens), das allein ist notwendige Wesenheit, alles andere ist von der Individualität des Einzelfalles abhängig. Indem wir diese Art der Betrachtung betonen, die Singularität des Einzelwerkes hervorheben, wird nicht etwa der Sinn für dramatisches Verständnis eingeengt, und die selbständige Auffassung anderer Werke erschwert, als viel-

1) Jean Paul, Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Vorschule der Ästhetik“: „Jede Klassifikation ist so lange wahr, als die neue Klasse fehlt.“

mehr gehoben: wir lernen das dramatische Leben als ein wirkliches Lebendiges und nicht als ein mechanisches Räderwerk begreifen und schätzen, und die notwendigen Definitionen und Verallgemeinerungen verhüllen nicht mehr die bunte Mannigfaltigkeit der künstlerischen Gestaltungswelt. Aus der Form des Urteils leuchte stets der bewegende Geist! Nicht nur die Schale ist eine Hauptsache des Unterrichtes wie erzieherischen Werkes, der geistige Kern ist das Bleibende und vermag, wo nötig, eine neue Form zu entwickeln. Das Selbst-Schauen, -Begreifen und -Urteilen seitens der Schüler ist das Wesentliche, wollen wir nicht Maschinen an Gelehrsamkeit statt lebendiger Charaktere erziehen. Jene aber wird das wechselvolle Leben bald in ihrem regelmäßigen Gange hemmen, weil sie nur für bestimmte Geleise eingerichtet sind. — Sehr wichtig für das Verständnis des historischen Dramas ist es, das durch die Überlieferung gegebene Material von der freien Erfindung zu scheiden und die letztere nun in ihrem Werte für das Kunstwerk zu begründen; wir spüren dadurch den Zwecken und Absichten des Dichters nach und gelangen zu intimeren Standpunkten gegenüber der Dichtung. Das hervorstechendste Moment im gegebenen Falle ist die Bereicherung des kriegerischen Themas durch die Szenen zwischen Ventidius und Thusnelda, die nicht etwa nur den Zweck verfolgen, die Einseitigkeit des militärisch-politischen Schauspiels durch eine Nebenhandlung zu heben, nicht nur geschaffen sind, der Sprache der Liebe Eingang in das Stück zu gewähren und einer Frauenrolle Zugang in die Handlung zu ermöglichen. Ihr Schwergewicht beruht vielmehr darauf, daß eine breitere Basis des Interesses in ihnen geschaffen wird, indem das Kulturleben dem politischen an die Seite tritt und Rom sich nicht nur als der Bedrücker der Freiheit, sondern auch als der Feind altväterischer Sitte und Einfachheit offenbart. Die Wucht der römisch-gallischen Vergewaltigung erhält dadurch unwägbare Schwere, der Gegensatz wird verschärft und damit dem Drama größerer Nachdruck der Wirkung gesichert. Bedauerlich ist es, derselben durch Hinweis auf den unglücklichen Ausgang des Dichters Abbruch tun zu wollen, indem man seine exzentrische Gemütsart betont und auf sein trübes Lebensende hindeutet (Ortner S. 28ff.), das nicht anders als durch geistige Ankränkelung und Zerrissenheit erklärt werden kann. Man gebe nicht den Geschehnissen rückwirkende Kraft! Man erinnere sich bei Betonung der unharmonischen Elemente seiner Muse, daß die stürmischen Räuber und der sentimentale Werther aus der Feder bedeutendster Geistesheroen geflossen; man gestehe, daß Lenau darum nicht minder ein warmblütiger, lebensvoller Poet ist, weil er in Ober-Döbling geendet, und man begreife, daß Exzentrizität und geniale Dichterorganisation keineswegs sich in jedem Punkte ausschließende Potenzen sind.

Es seien im folgenden noch mehrere Einzelpunkte des vorliegenden Dramas berührt: einige literarische und historische Reminiszenzen, insbesondere die Hereinbeziehung der derzeitigen Gegenwart, die Charaktere, die formale Beschaffenheit, an erster Stelle aber das Verhältnis zu seinen literarischen Vorläufern. Diese waren für Kleists Hermannsschlacht nur stofflicher Art: dem inneren Gehalte nach trat an die Stelle einer allgemeinen historischen Beziehung hier das lebendige patriotische Prinzip. Nicht das Interesse der Pietät allein zu wissen, wie die Väter gewandelt und gehandelt, ist die treibende Kraft für des Dichters Griff in die Vorzeit: die Aktivität der Gegenwart war das schöpferische Agens, das lebendige vaterländische Gefühl, das seine Realität im innern Busen trägt und hier, nicht in alten Annalen, Gewißheit erhält. Schon Kleists Motto weist darauf hin, daß es ein anderer Geist war, der ihm die Leier in die Hand gedrückt, als jener archäologische Trieb einer klassisch-humanistischen Idealitätspoesie. Hier ist das innerste persönliche Empfinden, das nach Gestaltung ringt: das Herz schreit auf unter dem Druck der Fremden, der freie Deutsche bäumt sich gegen die Zwingherrschaft, gegen die Tücken eines neuen Imperators und seiner Schergen. Ein anderes ist die Begeisterung des Hains in ihrer sentimentalen Schwärmerei für alte Heldenhaftigkeit und dem äußerlich pathetischen Ton, ein anderes Kleists blutiger Rachesang, der in den Konturen einer längst vergangenen Epoche dem Schicksal seiner kampfdurchwehten Zeit ein künstlerisches Gegenbild entwirft. Das erste Arminius-Drama schuf Johann Elias Schlegel; der edle rhetorisch-pathetische Stil gemahnt an den Ton eines Corneille. Vorteilhaft jedoch sticht Kleists Darstellung von jenem literarischen Vorgänger ab; sie stehen zueinander wie Wort zu Tat, Rede zu Handlung. Die festere Handhabung des dramatischen Stils seitens Kleists leuchtet schon aus der Betitelung des „Dramas" hervor, wie er zuerst es genannt, wogegen Schlegel ohne inneren Grund ein Trauerspiel daraus macht.[1]) Die langen Reden geben dem Stücke Schlegels mehr den Charakter eines Lesedramas, und uns beschleicht während derselben unwillkürlich das Gefühl, daß der Hauptschlag vielleicht unterdes geschieht und die müßig Streitenden so doppelt umsonst ihre schönen Sentenzen drehen. Wortreiche Auseinandersetzungen über Ehre und Pflicht und Tugend fesseln vorübergehend, ohne dem Ganzen eine nachhaltige Kraft zu gewinnen. Anders Kleist: hier sind keine rhetorischen Phrasen, keine langatmigen Reden; hier ist keine lyrische Sentimentalität: Handlung, lebendige Wirklichkeit ergreift den schauenden Teilnehmer; denn die Wirklichkeit selbst hat den Stoff gefüllt und erweitert. Schon in jenem ersten Hermanns-Drama — das

1) Joh. Elias Schlegel: „Hermann, ein Trauerspiel".

verdient Erwähnung — wird der schlachtbegeisternden Kraft des Bardenliedes durch Sigmar Erwähnung getan. — Neben Schlegel gebührt vor Klopstock und Kleist Möser Berücksichtigung: „Arminius, ein Trauerspiel". Dieses Drama trifft inhaltlich mehr mit Klopstock, „Hermanns Tod", zusammen, insofern es sich um Armins Plan, auf Rom selbst zu gehen und Segests Verschwörung dagegen handelt, die Arminius sein Leben kostet und auch Segest den Untergang bringt. Den vornehmen Fluß der Schlegelschen Alexandriner hat Möser nicht erreicht. — Von allen Vorläufern Kleists gelten aber mit Recht als die bekanntesten Hermannsdichtungen Klopstocks 3 Bardiete: „Hermanns Schlacht" — „Hermann und die Fürsten" — „Hermanns Tod", welche ein breiteres Material als Grundlage haben und fast geflissentlich das deskriptive Moment bei Behandlung der alten Verhältnisse hineinziehen. Klopstock verfährt dabei mit einer an wissenschaftliche Arbeit gemahnenden Gewissenhaftigkeit und läßt es sich angelegen sein, dem Leser die nötigen ausführlichen Belege der alten Schriftsteller in Anmerkungen zugänglich zu machen. Seine eingestreuten Lieder, die ein Hauptmoment des Inhaltes bilden, gehen wie jene beschreibenden Reden zuweilen auf Parallelstellen historischer Schriften zurück. So ist das Lied vom Ur II, 1 eine wohlgelungene Verarbeitung der Quellennotiz aus Cäsars gallischem Kriege Bch. VI. Durch die besondere Art der Behandlung seines Materials hat Klopstocks dreiteiliges Werk einen lyrisch-epischen Charakter erhalten, der einer szenischen Darstellung sehr entschieden widerstrebt. Die Prosa der Reden gereicht der Natürlichkeit der Sprache zum Vorzug, wogegen man nicht umhin kann, die Heldenhaftigkeit derselben als eine mehr gemachte zu empfinden. In den Worten wie symbolischen Handlungen macht sich nur zu oft pathetische Hohlheit geltend, die uns zum mindesten gleichgültig läßt; dies Gefühl wird durch die Weitschweifigkeit der ganzen Anlage unterstützt und erhöht. Daneben soll nicht verkannt werden, daß die Poesie der lyrischen Teile große Schönheiten in sich birgt und auch der Dialog manches kräftige Wort, manchen gemütvollen Zug unserer Altvordern veranschaulicht und ihrer tatfrischen Tapferkeit zu ehrendem Andenken gereicht. Hier nun besonders kommt Klopstock für Kleists Drama in Betracht, weil er diesem in einem reichen Material die Grundanschauungen — modern gesagt das Milieu — für seinen dramatischen Vorwurf lieferte. Das ideelle Grundprinzip hat sich der kühne Freiheitssänger selbst gebildet, äußerlich-stofflich jedoch zeigt er sich bis auf einzelne Situationen von Klopstock abhängig. Dort fand er die Götterwelt der „Mana", „Braga", „Hertha", „Wodan" u. a., dort den heiligen Mond vorgebildet; Druiden opferten und die Barden sangen vom Hügel herab, den Mut der Kämpfer im Tal zu entflammen. Er empfing von ihm die klaren Umrisse des jagd- und

kriegliebenden Germanenvolkes in seiner Waldlandschaft mit dem gefährlichen Ur, jenem wilden Bewohner des älteren Deutschland, dem die mit Köcher und Pfeilen auf Jagd gezogene, mutige Thusnelda in berechtigter Sorge bei einer Begegnung entflieht (I, 11). Von Klopstock entnahm Kleist die stolze Siegesfreude, die das laute Festmahl nach frischem Kampf im Walde feiert und manchen anderen schärfer oder schwächer umrissenen Zug mehr. Der Streit der Fürsten gegen Hermanns Kampfplan ist in dem mißgünstigen Widerstreben der Fürsten des zweiten Bardietes vorgebildet, wie sie der Warnung Hermanns nicht trauen, der ihre Schwäche und der Römer Stärke für offene Feldschlacht ohne Voreingenommenheit abzuwägen weiß; dort auch schon tönt Hermanns versöhnendes Wort, das sich über alle Stammesgegensätze erhebt: „Was Katten, was Cherusker; wir sind Deutsche!" Und ebenfalls dort ist die schlichte, mannhafte Art Hermanns gezeichnet, der nicht viel über künftige Taten redet, aber mit fester Ausdauer und Entschlossenheit sie zu verwirklichen arbeitet; Hermann zu den Fürsten im zweiten Bardiete: „Mein Vater lehrte mich früh, und mein Herz lernte es schnell: Sprich nicht von dem, was du tun willst, tu's!" — In der Tat sagt Siegmar I, 2: „Man sagt nicht, was man tun will, man tut!" In sehr ähnlichem Sinne spricht Kleists Hermann IV, 197: „Es braucht der Tat, nicht der Verschwörungen." Ein anderer Widerhall ist der Streit über Recht und Gerechtigkeit zwischen Hermann und dem gefangenen Valerius (Hermanns Schlacht 11), wie er aus dem geharnischten Zwiegespräch Armins mit Septimius Nerva uns entgegentönt. Zu Bercennis spricht Armin (I, 14): „Ich zücke das Schwert gegen waffenlose Krieger nicht!" Anders verstand der Dichter der schweren Drangsalszeit das Recht des Unterdrückten und ruft den nicht zu bezähmenden Schrei der frei gewordenen Geknechteten:

Du weißt, was Recht ist, du verfluchter Bube,
Und kamst nach Deutschland unbeleidigt, usw. (V, 349, 50.)

Das ist die Realität und Konsequenz jenes heiligen Bardenliedes, dessen vorletzte Strophe noch einmal am Schlusse der Klopstockschen Hermannsschlacht kräftig austönt:

Wodan, unbeleidigt von uns,
Fielen sie bei deinen Altären uns an!
Wodan, unbeleidigt von uns,
Erhoben sie ihr Beil gegen dein freies Volk!

Haß und Liebe finden in der Klopstockschen Vorlage ihre ersten Motive, die zu elementarer Gewalt und Leidenschaft dann in Kleists Drama sich erweitern. „Heut", ruft Thusnelda I. Bard. 10, „muß kein Deutscher mehr sterben!", so auch singen die Chöre II, 7: „Kein deutsches Blut fließe von deutschen Lanzen in des Haines Bach", und so spricht Hermann (Kleist

V, 406flg.): „Es soll kein deutsches Blut an diesem Tag von deutschen Händen fließen!" Sein Ziel ist das Ziel und der letzte Ausblick auch des Helden in den Klopstockschen Bardieten: Rom und das Kapitol! Dabei beruft sich der letztere Dichter auf jene Äußerung des Dio Cassius: Augustus glaubte (nach der Schlacht bei Teutoburg), die Deutschen würden nach Italien und selbst nach Rom kommen. Eine andere Notiz Klopstocks zum ersten Bardiet soll die Vermischung griechisch-römischer und germanischer Vorstellungen im Drama rechtfertigen und sie möge in diesem Sinne als auch für Kleist maßgebend hier Platz finden: „Die alten Völker verehrten die Götter der anderen auch, ob sie gleich nur ihre eigenen anbeteten. Die Deutschen waren zu dieser Zeit mit den Römern so bekannt, daß nicht etwa nur Hermann ihre Sprache redete, sondern daß auch die Streitigkeiten der Deutschen darin geschlichtet wurden." — Klopstock macht allerdings maßvollen Gebrauch von der selbstgewählten Freiheit, doch mischt er nicht minder naiv wie Kleist die verschiedenen Volkselemente jener Zeit:

Mit Zorne denn! allein begleitet den Wagen Herthas,
Göttinnen, Töchter Jupiters! (I, 11 Chor d. Jungfr.)

und eine kurze Strecke weiter:

Zu Tausenden schweben nun die Schatten
Aus dem Haine Wodans
Hin nach Minos' dunkelm Throne. (Chor d. Jungfr.)

Es ist ein tapferes Volk, jenes Volk der alten Deutschen, das den „Blutring" nahm zur Mahnung des zu fällenden Feindes (Klopstock, Anm. zu I, 2 — Kleist IV, 57), und der Tapferen tapfersten konnte man wohl den kühnen Katwald, den jungen Fürsten der Marsen, loben, an den so sehr des geraden Kattenfürsten Art in seiner tapferen Vaterlandsliebe und seiner freudigen Bewunderung Hermanns gemahnt (Kleist I u. V), wie Hermanns Urteil über ihn IV, 185: „Wolf ist der einz'ge, der es redlich meint." Hier und da erinnert auch wohl ein Stück gespreizten Heldentums an den reichgepflanzten Boden, aus dem das Drama Kleists erwuchs; man vergleiche den Ton V, 22, wo sich daneben eine Verwandtschaft der Motive nochmals feststellen läßt: jener eigentümliche blutige Streit Fusts und Hermanns um das Vorrecht, im letzten entscheidenden Zweikampf Varus zu bestehen, ist in berechtigterer Situation Sz. 7 u. 8 des zweiten Bardietes vorgezeichnet. Es handelt sich hier um einen unblutigen Wettstreit, wer im Zweikampf mit einem gefangenen Römerhelden das Urteil der Götter über den Ausgang der von Hermann geplanten Angriffsart befragen soll.[1])

1) Hermann will die Waldschlacht, Überfall auf die abziehenden Römer; die eifersüchtigen Fürsten aber überstimmen ihn und setzen den Angriff auf das starke Römerlager durch. Der unglückliche Ausgang gab Hermann recht.

Fust, der Cimbernfürst, ist eine glückliche Erinnerung an die erste germanische Waffentat gegen römische Heere. „Du bist gerächt, o meiner Väter Blut!“ (I, 11) könnte hier Fust mit Klopstocks Hermann rufen. Gerächt jene Niederlage, gerächt auch die Schmach der Gegenwart, daß sie mit „Stab und Beil“ ins deutsche Vaterland gekommen (I, 1: Kleist III, 380). So sind „Cheruska“, „Teutoburg“, das ganze deutsche Land befreit: dies die Namen, wie sie ebenfalls Kleist von Klopstock übernommen. Jene Schlacht, die im felsenumgebenen Tale (Klopstock, Szenenanweisung I) geschlagen, wird durch Hermanns Worte (Kleist I, 249 f.) in kurzen lebhaften Strichen vor unseren Blicken entworfen. Auch unbedeutendere Umstände und weniger vortretende Züge der Situation sind festgehalten: die Helden lassen ihre blutigen Wunden saugen; wie Horst es Hermann (Klopstock III, 1 ff.) tut, so bietet Gueltar (Kleist V, 664) es diesem an, gleichsam um seine alten Fehle in neuer Treue auszutilgen. Nicht siegestrunken wie der Römer zieht der Cherusker in den Kampf: zum erstenmal wählt vor Beginn des Kampfes Siegmar I, 2 den heiligen Eichenzweig zum Kranz; auch Kleist gesteht es den Cheruskern II, 428 f. zu, daß sie nicht die prahlerische Gewohnheit haben, Sieg! schon vor dem ersten Keulenschlag zu rufen. Den edelsten Gegensatz aber beider Kämpfer, der ihren Hort im Streit und Todesgang, der ihre Zuversicht in Sieg und Triumph birgt und lebendig erhält: ihn hat Kleist in der 6. Szene des III. Aktes schön und einfach durch Thusneldens Mund ausgesprochen. Klopstock zieht hier Tertullian an: „Die kriegerischen Römer beten die Adler an, schwören bei den Adlern und ziehen sie allen Göttern vor.“ Und nicht minder schön als sein jüngerer Zeitgenosse läßt er die Barden singen:

Wohin, wohin entflogen die Adler,
Der Legionen Stolz?
Wohin, wohin entflogen die Götter . . .
Umsonst verbergt ihr euch in den Wasserstrauch,
Ihr müsset dennoch herauf zu Wotans Altar.

So ist Kleist Klopstocks Nachfahr als Sänger des trutzig-starken Armin; aber kraft seines dramatischen Genius hob er innerlich, wie in der äußeren Gestaltung den vorgefundenen Stoff zu bisher ungeahnter wuchtiger Gewalt. (Schluß folgt.)

Das klaſſiſche Altertum im deutſchen Unterrichte der höheren Schulen.

Von Dr. **Jakob Engel** in Magdeburg.

In einer Zeit, wie der unſeren, wo die exakten Wiſſenſchaften eine ſo überragende Bedeutung erlangt haben, wo ihre Großmachtſtellung ſich auch in den Anforderungen der Schule deutlich widerſpiegelt, in einer Zeit, wo es gilt, die wirkliche Welt zu verſtehen und auszuſprechen, ſcheint das Bedauern, daß die Uhr des alten Gymnaſiums mehr und mehr abläuft, eine gewiſſe Rückſtändigkeit der Lebensanſchauung zu verraten. „Scheint?“ werden alle Verfechter des utilitariſtiſchen Zweckes der Schule mit einer kleinen Modifikation eines Hamletwortes fragen. „Scheint?“ nein, hier gilt kein „Scheint“. Sie haben ſo unrecht nicht. Das Bedauern des Verfaſſers gilt ja auch nicht dem Umſtande, daß der Betrieb des altklaſſiſchen Sprachunterrichts auf Gymnaſien eine gewiſſe Einſchränkung erfahren hat, ſondern daß mit der Beſchränkung dieſes ehemaligen Monopols ſich auch die Pforten der Gymnaſien der gleißneriſchen Fee Polypragmoſyne, die auf Realgymnaſien ſchon Unheil genug ſtiftet, erſchließen, daß es mit der charakterbildenden Gründlichkeit, die bei aller Verkehrtheit in der Wahl des Objektes auf dem alten Gymnaſium gepflegt wurde, mehr und mehr zu Ende geht und daß mit der Erweiterung des gymnaſialen Repertoirs, mit der Vermehrung der Unterrichtsfächer größere Forderungen als bisher an die phyſiſche Arbeitskraft und an die geiſtige Spannkraft der Schüler geſtellt werden.

Alſo hinc illae lacrimae; im übrigen weine ich der alten Gelehrtenſchule keine Träne nach, ſo ſehr ich auch der Überzeugung bin, daß die Beſchäftigung mit dem helleniſch-römiſchen Altertum noch immer durchaus notwendig für das pädagogiſche Seelenheil der Schüler höherer Lehranſtalten iſt.

Worin liegt nun jene allgemein-bildende Kraft, die aus der Wanderung durch Alt-Hellas und Alt-Rom gewonnen werden ſoll?

Daß der Vorzug der klaſſiſchen Studien auf ſprachlich-formalem Gebiete liege, iſt nach den bisherigen Andeutungen ausgeſchloſſen, zumal ich auch die lateinloſen höheren Schulen der Segnungen des klaſſiſchen Altertums teilhaftig werden laſſen möchte.

Iſt es nun wohl der ſittliche Standpunkt, von dem aus obige Frage bejaht werden muß? Soll etwa die intenſivere Beſchäftigung mit einer Welt, die nicht mehr iſt, als eine Art Gegengift gegen den Amerikanismus

oder Mammonismus unserer Zeit dienen? Sollte die Versenkung in das Altertum etwa dazu berufen sein, dem idealen Momente gegenüber die hochgehende Wertschätzung der materiellen Güter auf das gebührende Niveau herabzudrücken? Das hieße den geistigen Erzeugnissen des klassischen Altertums und selbst den besten eine übergroße Ehre antun, und, der biblischen Literatur ganz zu geschweigen, die Leuchte, welche Shakespeare und die Koryphäen der deutschen Literatur aufgesteckt haben, allzusehr unter den Scheffel stellen; das hieße die Augen verschließen gegen die unsittliche Grundlage antiker Kultur, gegen die Institution der Sklaverei. Dabei kann nicht in Frage kommen, ob, wie Karl Jentsch in seinen Spaziergängen durch das klassische Altertum dartut, die Sklaverei in praxi meist sehr human geübt wurde, so human, daß selbst die neutestamentlichen Autoren sich nicht berufen hielten sie zu bekämpfen, oder ob die moderne Wertschätzung des Menschen in Kulturländern in praxi hinter der antiken zurücksteht.

Wenn es nun nicht der ethische Standpunkt ist, von dem aus die Frage ihre Lösung findet, ist es vielleicht der historische, wie ihn U. von Wilamowitz-Moellendorff im weitesten Sinne des Wortes in seinem viel umstrittenen griechischen Lesebuche vertritt? Ist es also der Hauptzweck der altklassischen Studien auf unseren höheren Lehranstalten, daß die Schüler geschichtlich sehen und das Gegenwärtige aus seinem Werden begreifen lernen, da ja noch immer, um mit Mommsen zu reden, griechisches Sinnen und römisches Denken die humane Bildung beherrschen? So hoch auch die Weckung des historischen Sinnes anzuschlagen ist, so glaube ich doch nicht, daß man darauf die Notwendigkeit des altklassischen Unterrichts in erster Reihe begründen kann. Von fundamentalerer Bedeutung erscheint mir vielmehr die Tatsache, daß keine Literaturepoche als gerade die, welche man das klassische Altertum nennt, ein idealeres Bild des Menschen liefert. Das Ideale ist hier in logischem Sinne zu verstehen als der Gegensatz des Allgemeinen zum Besonderen. Nirgends nämlich erscheint der Mensch, der nach Goethe doch das Hauptobjekt menschlichen Studiums sein soll, simplifizierter, lediger von allen Zutaten, womit die Verschiedenheit von Zeit und Ort das Menschengeschlecht bekleidet hat, als in den schriftstellerischen Schöpfungen Griechenlands und Roms, so groß auch der zeitliche Abstand von der goldenen Sonne Homers bis zu den Abendschatten des Tacitus ist. Unverhüllt oder doch nur wenig verschleiert zeigen die alten Schriftsteller an sich selbst und an ihren Gestalten die Haupttendenzen der menschlichen Natur. Das untermenschliche Stadium, auf dem gewisse Partien des alten Testamentes stehen, wie z. B. die Bücher Josua und Richter, ist fast auf der ganzen Linie überwunden, aber eine Entwickelung zum altruistischen

Übermenſchentum, wie es uns aus den neuteſtamentlichen Büchern entgegentritt, iſt noch nicht vollendet. Die griechiſch-römiſche Literatur trägt vielmehr die Signatur einer ſchönen Miſchung von wahrer Humanität und echter Natürlichkeit, die von der Schminke des Konventionellen eben kaum berührt ſind. In die Kenntnis des klaſſiſchen Altertums tiefer eindringen, heißt alſo ein wachſendes Verſtändnis vom eigenſten Weſen des menſchlichen Geſchlechtes gewinnen.

Um des genannten Zweckes willen kann der auf das klaſſiſche Altertum bezügliche Unterricht auf unſeren höheren Schulen nicht eindringlich genug ſein, aber damit iſt keineswegs geſagt, daß er auch nur an einer Kategorie derſelben eine hegemone Stellung einnehmen ſoll. Denn die Antike zum einzigen Maßſtabe machen und ſie damit zum erſtarrenden Dogma erheben, heißt ihre eigenſte Natur verkennen. Worin anders aber beſteht dieſe als in der Energie des Seins und Wirkens, in Leben und Anregung, gerade im Gegenteile einer chineſiſchen Vermauerung? Iſt nicht das Wort des Terenz „humani nil a me alienum puto“ ihr paſſendſtes Motto? In dieſem Sinne ſchrieb Goethe: „Man ſpricht immer vom Studium der Alten, allein was will das anderes ſagen als richte dich auf die wirkliche Welt und ſuche ſie auszuſprechen, denn das taten die Alten auch, da ſie lebten.“

Im altklaſſiſchen Unterrichte gebührt ohne Zweifel Hellas der Vortritt vor Roma, und Wilamowitz ſagt nicht zuviel, wenn er das Griechentum als die vollkommenſte Entfaltung und Darſtellung des menſchlichen Geiſtes bezeichnet. Aber gerade diejenigen antiken Bildungselemente, auf deren Verbreitung es beſonders ankommt, waren bis vor nicht langer Zeit Sondergut des humaniſtiſchen Gymnaſiums.

Eine epochemachende Änderung trat in dem Augenblicke ein, wo die preußiſche Unterrichtsverwaltung in die Obertertia der Realgymnaſien und Oberrealſchulen und in die erſte Klaſſe der Realſchulen den Homer in deutſcher Überſetzung und in die Primen der beiden erſten Anſtaltsarten die attiſchen Tragiker in deutſchem Gewande als Leſeſtoff einführte[1]), um, ſozuſagen, einem größeren Publikum das Paradies helleniſcher Dichtung zu erſchließen. Der deutſche Unterricht iſt es, dem die dankbare Aufgabe zugefallen iſt, die Schüler der genannten Anſtalten mit den Meiſterwerken griechiſcher Literatur vertraut zu machen. Erfüllt er nun dieſen Zweck in gleicher Weiſe wie der Unterricht, der die griechiſchen Urtexte zur Unterlage hat? Wenn man A. Baumeiſter, dem Herausgeber des bekannten Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre, glauben

1) Im Königreiche Sachſen wird der deutſche Homer bald in O III, bald in U II behandelt. Die griechiſchen Tragiker ſind für die Primen der Realanſtalten daſelbſt nicht obligatoriſch.

will, muß sich der nicht im Griechischen unterrichtete Schüler im Reiche Homers und der Tragiker ähnlich vorkommen wie ein Reisender im Ausland, der der dortigen Sprache nicht kundig ist. Gerade diese Partie der Einleitung des genannten Werkes riecht etwas sehr nach grünem Tisch. Da Probieren über Studieren geht, so sei es mir vergönnt aus der eigenen Praxis zu reden, zunächst von Homer.

Was haben die Besucher des humanistischen Gymnasiums in der Homerstunde vor den anderen voraus? Vorläufig bei der jetzigen Unterrichtspraxis nichts; sie würden aber oder werden etwas voraushaben, wenn man ihnen erst den verdeutschten Homer zur Nahrung geben würde, bevor man sie mit dem griechischen Original bekannt macht. Dann erst — und dies gilt auch in anderen Fällen — erhält der Urtext ein rechtes Interesse, dann erst erhält die Seele gleichsam Flügel, mit denen sie sich aus den niederen Luftschichten des Sprachlichen in die höhere Sphäre des Gedanklichen und Sachlichen aufschwingt.

In der Tat hat der Gymnasiast vor den anderen Schülern beim Homer nichts voraus als die akustische Annehmlichkeit, die das gelesene oder rezitierte Original bereitet. Aber in welchen Stücken ist der Fall umgekehrt? Den Zauber, unter dessen Bann uns die naive Ausdrucksweise des alten, ewig jungen Dichters stellt, kann auch die Übersetzung zustande bringen. Und selbst, wenn dem nicht so wäre, das rein Sprachliche ist doch nur von sekundärer Bedeutung; ich nehme Goethe zum Eideshelfer, der einmal sagt: Das Wirksamste ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird.

Wenn wir also den Poeten weniger auf sein Kleid hin betrachten als nach dem, was darunter steckt, wenn wir unsere Aufmerksamkeit also mehr auf den Inhalt des Dichtwerks und auf die Kunst des Meisters richten oder mehr Sachunterricht und weniger Sprachunterricht treiben würden, so glaube ich aus eigener Erfahrung wiederholen zu dürfen, daß der Unterricht, der den deutschen Homer zur Grundlage hat, unbedingt den Vorzug verdient. Der gymnasiale Homerunterricht kann bei der verhältnismäßig leichten Verständlichkeit des Urtextes noch am ehesten auf Sachliches eingehen, und doch fällt bei dem Betriebe auf humanistischen Anstalten allenfalls nur so viel Zeit für sachliche Dinge ab, daß diese und jene homerischen Altertümer durch Wort und Bild veranschaulicht werden können; so gut wie keine Zeit bleibt übrig für die sonstigen sachlichen Erörterungen, die der Gegenstand dringend erheischt, als da sind das Eingehen auf den Gesamtinhalt der Dichtung, auf die Charaktere der Hauptpersonen, die Frage nach der Komposition der homerischen Epen und der Nachweis verschiedener Schichten, der verschiedenen zutage tretenden Anschauungen des

Dichters oder vielmehr der Dichter in bezug auf ihre sittlich-religiösen oder geographischen Anschauungen oder in betreff der Wahl ihrer Kunstmittel.

Die Voraussetzung einer vollen Gedeihlichkeit dieses Unterrichtes ist natürlich, daß ihn nicht der erste beste Lehrer des Deutschen erteile, sondern nur ein solcher, der den Gegenstand von A bis Z beherrscht, der also seinen Homer in- und auswendig weiß und mit den Hauptwerken der einschlägigen Literatur sich innig vertraut gemacht hat. Darum dürfte es sich sehr empfehlen, daß auch auf Gymnasien Homer diese Art von Behandlung erführe; noch mehr aber würde es sich empfehlen für die humanistischen Anstalten, dem Beispiel des Realgymnasiums und der Oberrealschule bei der Behandlung der attischen Tragiker zu folgen.

Ich bin, hier angelangt, in der äußerst glücklichen Lage mich auf den ἑλληνικώτατος Wilamowitz berufen zu können, der sagt, daß das Verständnis der Poesie durch eine gute Übersetzung besser gefördert werde als durch das Ringen mit dem Urtexte. Wo aber wird mehr mit der Sprache gekämpft als in den Stunden, in denen die attischen Tragiker im Original behandelt oder vielmehr mißhandelt werden? Daß ihre sprachliche Seite zu große Anforderungen an die Fassungskraft der Primaner stellt, wird offiziell verblümt zugestanden, indem nach neueren Bestimmungen die Präparation wenigstens eine Zeitlang in der Klasse von Lehrern und Schülern gemeinschaftlich betrieben werden soll. Angesichts der gewaltigen sprachlichen Schwierigkeiten in den dramatischen Schöpfungen Athens hat das Festhalten der Schule am Original die Folge, daß die Behandlung der formalen Seite fast alle Zeit absorbiert, wenn man nicht der Ungründlichkeit geradezu Vorschub leisten will. Fürs Eingehen auf die Sache bleibt dann nur herzlich wenig Zeit übrig. Aus eigenster Erfahrung weiß man's, und die Bekenntnisse jetziger Gymnasialabiturienten bestätigen es aufs neue, daß weder die ästhetische, noch auch die historische Seite — historisch im umfassendsten Sinne — eines Sophokles oder Euripides in ihrem Bewußtsein auch nur annähernd zu ihrem Rechte gelangt angesichts der großen sprachlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten.

Der Gymnasialprimaner muß sich also gewissermaßen mit dem Einband des griechischen Dramatikers begnügen, und wenn es unter günstigen Umständen wirklich gelingen sollte, irgendeiner Tragödie auch sachlich gerecht zu werden, so bleibt bestenfalls die Kenntnis des Dichters nur eine partielle, denn der Unterricht in der alten, speziell griechischen Geschichte ist schon so überladen, daß die Lücke, die der philologische Unterricht gelassen hat oder hat lassen müssen, schwerlich ausgefüllt werden kann.

Wie ganz anders aber würden die Meister der attischen Bühne auf dieselben Primaner einwirken, wenn sie ihnen im Rahmen des deutschen

Unterrichts wie jetzt auf unseren Realgymnasien und Oberrealschulen vorgeführt würden. Während die griechische Stunde, die beispielsweise der Antigone oder dem Ödipus geweiht ist — dasselbe gilt aber auch mutatis mutandis bis zu einem gewissen Grade von der Behandlung Shakespeares im englischen und deutschen Unterricht —, während diese also in der Beschäftigung mit der sprachlichen Form des Dramas aufgeht, kommt in der deutschen Stunde, der ein griechischer Tragiker zugrunde liegt, auch das Künstlerische zu vollem Rechte; aber dabei darf es der mustergültige Unterricht auch nicht bewenden lassen, es muß auch ein breites Licht fallen auf die Entwickelungsgeschichte des Dichters, auf das Milieu, in dem er geschrieben hat, auf die Anregung, die er den Späteren gegeben hat. Ohne etwas vergleichende Literaturgeschichte darf es nicht abgehen.

Jedem Unbefangenen muß hier der Vorzug des Sachunterrichtes vor dem Sprachunterricht einleuchten. Warum aber sollte die preußische Unterrichtsverwaltung, nachdem sie einmal A gesagt, nicht auch B sagen, d. h. auch auf den humanistischen Gymnasien die attischen Tragiker dem fremdsprachlichen Unterricht entziehen und sie in den Rahmen des Deutschen einfügen? Warum soll sie überhaupt nicht alles dem altsprachlichen Unterrichte fernhalten, was bei der Größe der linguistischen Schwierigkeiten sachlich nicht zu der gebührenden Geltung gelangen kann? Thukydides und Plato z. B. würden entschieden besser in der Geschichte oder im Deutschen bzw. der philosophischen Propädeutik in quantitativer und qualitativer Hinsicht ihren Wert für die Schüler erkennen lassen als in der griechischen Stunde, wo an ihnen herumgestümpert wird.

Kurz und gut, mehr Sachunterricht: Einführung und Gebrauch von Übersetzungen statt derjenigen Originale, bei denen der Schüler wegen der sprachlichen Schwierigkeiten doch nur an der Außenfläche haften bleibt. So denkt, wie eben erwähnt wurde, der große Gelehrte Wilamowitz, so dachte auch Kaiser Wilhelm II., als er die Lehrziele ermäßigt wissen wollte und sich gegen den formalen Drill der Gymnasien aussprach. Die Berliner Schulkonferenz aber im Dezember 1890 brachte das bekannte Wort „Caesar non supra grammaticos“ in zweiter Auflage.

Man mag vom logischen Wert des Unterrichtes in den alten Sprachen noch so hoch denken, und kann doch die höchststehenden literarischen Produkte des Altertums für zu gut halten, um sprachlichen Experimenten als corpus vile zu dienen. Überhaupt möchte ich mit Nerrlich, dem Verfasser vom „Dogma des klassischen Altertums“, den Mittelpunkt des altsprachlichen Unterrichts nicht in der Lektüre erblicken, sondern in der streng systematisch und vorwiegend deduktiv zu lehrenden Grammatik. Nur solche Lektüre diene als sprachlicher Experimentierstoff, die nicht geeignet ist, das Interesse

eines Schülers in hohem Maße zu erwecken, wie etwa Phaedrus, Nepos, Cäsar, Cicero. Die Dichter aber und die höhere Prosa eines Tacitus oder auch Livius halte ich für zu schade, um unter das Joch des altsprachlichen Unterrichtes gespannt zu werden. Ähnliches gilt vom Griechischen; wenn die Schule Xenophon und den verhältnismäßig so leichten Homer im Urtext verstehen lehrt, so hat sie genug getan.

In erster Reihe des deutschen Unterrichtes Sache ist es, in die Literatur des klassischen Altertums einzuführen. Gewissermaßen die Fortsetzung und Ergänzung der Ilias und Odyssee ist die Aeneis Virgils. Diese Dichtung, die nicht so schlecht ist als ihr jetziger Ruf und die, politisch und kulturhistorisch betrachtet, von höchster Bedeutung ist, müßte zum Gegenstand des deutschen Unterrichtes der Untersekunda gemacht werden. Natürlich nicht zum ausschließlichen Gegenstande. Ein ganzes Füllhorn sachlicher und formeller Vergleiche mit Homer tut sich da dem Lehrer auf, zudem bietet der Unterschied der dichterischen Persönlichkeiten, das Milieu, aus dem heraus die Rhapsoden und Virgil gedichtet haben, reichlichen Stoff der Besprechung; allerdings müßte die Zahl der Unterrichtsstunden im Deutschen von Untersekunda an vier betragen, wenn das antike Geistes- und Kulturleben mehr als bisher erschlossen werden soll. Schon bei einer solchen Vergrößerung der Stundenzahl wäre der deutsche Unterricht imstande, zumal wenn er in derselben Hand liegt wie der Religionsunterricht, auch das Hesiodische Gedicht „Werke und Tage" mit den Schülern zu besprechen. In einer Klasse, deren religiöser Lehrstoff altisraelitische Religionsgeschichte ist, lassen sich zwischen dem griechischen Dichter, der wie einer von sittlichem Gefühl durchdrungen ist, und den ziemlich gleichaltrigen Propheten Israels und Judas höchst anregende Parallelen ziehen, zumal wenn man auch Partien aus dem Äschylus heranzieht, in dessen Denken die immanente Gerechtigkeit Gottes vorherrscht.

Die Obersekunda der Gymnasien und der beiden realen Vollanstalten behandeln im Geschichtsunterricht Alt-Hellas und Alt-Rom. Der Lehrer des betreffenden Faches hat da alle Hände voll zu tun, wenn er eine Skizze der politischen Geschichte beider Völker bietet und den Schülern die Hauptereignisse derselben beibringt. Da muß das Deutsche wieder helfend eingreifen, wenn die Altertumskunde Tiefe und Farbe haben soll. Plutarchs Biographien, die wegen ihrer sprachlichen Schwierigkeiten trotz ihres die Jugend hochgradig fesselnden Inhaltes wohl von allen Gymnasien verwiesen sind, sind hier die rechte Geistesnahrung, bald als Klassen-, bald als der Kontrolle unterworfene Privatlektüre. Dazu kommen in dieser Klasse noch zu charakterisierende Partien aus Thukydides und Livius, auch aus Horaz und Cicero. Gut, wenn der geschichtliche und deutsche Unterricht hier in

einer Hand liegt; aber wenn es auch nicht der Fall ist, so muß die Kontinuität dieser der Altertumsbetrachtung gewidmeten deutschen Stunden mit dem Unterricht in der Geschichte stets gewahrt bleiben.

In der Prima sollen die attischen Tragiker in deutschem Gewande, womöglich in chronologischer Ordnung, zu Worte gelangen. Auch Euripides, dessen Hippolytos und Rasenden Herakles Wilamowitz so schön übersetzt und noch schöner eingeleitet hat, darf hier schon um seiner kulturhistorischen Bedeutung willen nicht fehlen. Bei der Vorbildlichkeit, die Euripides für die Dramatik erlangt hat, dürfte es sich empfehlen, modernen Dramen von christlichen Dichtern die Privatlektüre Euripideischer Stücke zur Seite gehen zu lassen: wenn z. B. die Iphigenie Goethes auf dem Repertoir steht, darf die eingehende Betrachtung der Iphigenie des griechischen Dichters nicht fehlen; wenn die Auswahl deutscher Lektüre auf Grillparzers Medea gefallen ist, müssen auch Euripides und Ovid, der, selbst der Dramatiker einer verlorengegangenen Medea, im 7. Buche seiner Metamorphosen den tragischen Konflikt der kolchischen Jungfrau so gründlich behandelt hat, zum Worte zugelassen werden. Wenn, um mit diesem Beispiel zu schließen, auf „Die Braut von Messina" die Wahl gefallen ist, müssen außer dem Sophokleischen Ödipus unbedingt auch die Phönissen des Euripides, die Schiller übersetzt hat und denen er so viel verdankt, der Kenntnis der Schüler nahegebracht werden. Auch die Heranziehung Senecas, dessen Tragödien freilich nicht in billiger Übersetzung vorliegen, scheint mir um des Vergleiches willen und wegen ihrer großen kulturhistorischen Bedeutung[1]) geboten zu sein.

Es liegt nun die Frage nahe, ob etwa von Untersekunda an den Schülern eine Chrestomathie aus antiken Schriftstellern in die Hand gegeben werden soll. Die Schattenseite der Chrestomathien, die den Urtext bieten und durch die verschiedenen Literaturgattungen eine gewisse Unsicherheit im Gebrauche der Sprache aufkommen lassen, fällt in unserem Falle fort; doch auch ihre Lichtseite, daß sie ausgewählte Blumen bieten, um einen Begriff des ganzen Gartens zu erwecken, hört hier auf, eine solche zu sein. Bei der Billigkeit, für die jetzt auch gute Übersetzungen antiker Autoren zu haben sind, würde auch die beste und umfangreichste Anthologie einer gebundenen Marschroute gleichen. Wenn aber doch der Gedanke einer solchen Chrestomathie verwirklicht werden sollte, müßte gerade der entgegengesetzte Weg, den Wilamowitz in seinem griechischen Lesebuche eingeschlagen hat, betreten werden. In dieser Auswahl, der, wie A. Mathias gelegentlich sagt, das deutsche Kleid besser stehen würde, machen sich Histo-

1) Die Spuren Senecas in Shakespeares Dramen von Jak. Engel in den Preußischen Jahrbüchern, Band 112, Heft 1.

riker oder Männer der exakten Wissenschaft fast ausschließlich breit und den Dichtern und spekulativen Denkern ist nur insoweit ein Plätzchen vergönnt, als ihre Auslassungen einen aktuellen Beitrag zur Zeitgeschichte liefern. Das Umgekehrte aber muß die Schule verlangen: eine schulgerechte Chrestomathie müßte vor allem eine Auswahl aus den poetischen und philosophischen Meisterwerken enthalten, und dazu nur solche Partien aus Historikern oder Vertretern des exakten Wissens, welche in sichtbarer Weise den Weg zum Poetischen oder Philosophischen einschlagen.[1]) Dieser Gesichtspunkt soll auch maßgebend sein, wenn man nach größerer Freiheit, als die beste Anthologie bieten kann, verlangt.

Wenn aber die Vermittelung antiker Bildungselemente in erster Reihe Aufgabe des deutschen Unterrichtes sein soll, muß diesem eine breitere Basis geschaffen werden. Das humanistische Gymnasium und das Realgymnasium müßten nach dem Vorbild der Oberrealschule zunächst in Prima dem Deutschen vier Stunden einräumen, aber damit nicht genug: die Vierzahl deutscher Stunden muß in allen höheren Lehranstalten bereits in Untersekunda beginnen. Da bleibt natürlich nichts übrig, als daß andere Disziplinen sich einige Einschränkungen in betreff der Lehrzeit gefallen lassen müssen; in erster Linie die alten Sprachen, denen ja der deutsche Unterricht einen Teil ihrer Aufgaben abnimmt, und deren Lehrziele, wie angedeutet, vorderhand zu weit gesteckt sind. Aber auch der Mathematikunterricht wäre wohl in der Lage Opfer zu bringen. Aus den Reihen der berufensten Vertreter dieses Faches, von Hochschullehrern und Schulmathematikern, ist ausgesprochen worden, daß der mathematische Unterricht weniger auf die Erzielung von Wissen als von Können ausgehen müsse, daß er, um seine Aufgabe, logisches Denken zu lehren, seine Anforderungen viel niedriger spannen müsse. Bei einer solchen Erweiterung des deutschen Unterrichtes, wobei die wichtigsten geistigen Erscheinungen des Altertums zu ihrem Rechte gelangen, erhält derselbe auch ziffernmäßig eine gehobene Stellung, die er nicht mit anderen Disziplinen als nur der Mathematik, welche die Gesetze menschlichen Denkens am reinsten erkennen läßt, zu teilen hat.

Die alten Griechen und Römer, die so mancher Schüler als seine persönlichen Feinde betrachtet, würden sich bei rechter Beleuchtung in seine Schutzpatrone verwandeln, indem sie durch ihre Aufnahme in den deutschen Unterricht der Polypragmosyne das wohlverdiente Ende bereiten und dem Deutschen zu einer wirklich zentralen Stellung im Lehrgebäude der höheren Schulen verhelfen.

---

1) Vgl. O. Weißenfels: „D. griech. Lesebuch von U. v. Wil.-Moellendff." in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, herausg. von H. J. Müller. 57. Jhrg. Berlin 1903.

Freilich wird mancher mit Queſtenberg im Wallenſtein zu mir ſagen:

O daß Sie von ſo ferner, ferner Zeit,
Und nicht von morgen, nicht von heute ſprechen.

Was wäre aber, wenn die Hoffnung nicht wäre, und ſo hoffe ich auch, daß in logiſcher Konſequenz der ebengemachten Auseinanderſetzungen das Franzöſiſche und Engliſche in dasſelbe Verhältnis zum deutſchen Unterrichte treten werden, wie ich es in betreff des Lateiniſchen und Griechiſchen wünſche, daß nämlich alle Fremdſprachen wie Planeten das Zentralgeſtirn des Deutſchen umkreiſen werden. Aber noblesse oblige — höheren Anforderungen als bisher wird der Lehrer des Deutſchen ſchon von der O III an genügen müſſen, natürlich nicht im Sinne einer einſeitigen germaniſtiſchen Fachbildung, ſondern einer allumfaſſenden hiſtoriſchen Bildung, in welcher Breite und Tiefe in einem geſunden Verhältnis ſtehen müſſen.

Und — last, not least — auch ein ſittlicher Schaden wird durch die Einfügung des altklaſſiſchen Unterrichts in den Rahmen des Deutſchen in Wegfall kommen.

Daß Schüler zu Überſetzungen fremdſprachlicher Lektüre ihre Zuflucht nehmen, hat oft genug ſeinen Grund in einem Mangel an ſittlichem Ernſt oder einem Überfluß an Faulheit, aber ein mildernder Umſtand läßt ſich doch für die Delinquenten geltend machen. Soll der Durchſchnittſchüler nicht mit einer gewiſſen Voreingenommenheit einem Sprachſtoff gegenübertreten, da er in ihm aus Erfahrung nichts weiter als eine Unterlage zu ſprachlichen Exerzitien ſieht? Kann ſeine Intereſſeloſigkeit einem Autor gegenüber ſo verurteilt werden, von dem er weiß, daß er ihn nur tee- oder eßlöffelweiſe zu koſten bekommen wird?

Der Schüler würde ſich dem fremdſprachlichen Autor gegenüber anders ſtellen, wenn er ſein Werk ganz oder doch wenigſtens in größeren Partien kennen lernte. In deutſchem Gewande muß ihm Cäſar oder Salluſt oder Xenophon oder Homer, von welch letzterem ſchon ausführlich gehandelt iſt, zunächſt entgegentreten. Der Lehrer muß die betreffende Überſetzung nicht nur erlauben, er muß ſie verlangen. Er hat damit natürlich die hohe Pflicht, ſich zu vergewiſſern, daß der Zögling mit dem Inhalt ſeines Römers oder Griechen wohl vertraut ſei. Zur beſſeren Kontrolle iſt dem Schüler aufzugeben, kapitelweiſe den Inhalt der zu Hauſe geleſenen größeren Partien durch ein kurzes Schlagwort oder einen kurzen Satz ſchriftlich wiederzugeben. Liegt der Unterricht des Deutſchen und der betreffenden Fremdſprache in einer Hand, ſo läßt ſich dieſe Bereicherung durch ſachliches Wiſſen für den deutſchen Aufſatz fruchtbar machen, andernfalls muß man ſich mit daran geknüpften ſachlichen Bemerkungen begnügen.

Wenn die Übersetzungen so sanktioniert werden, wird der Schüler aufhören sie als bloße Eselsbrücke zu betrachten, und zwar in dem Maße, als die Schule ihre Anforderungen in Einklang mit der Vernunft setzt, d. h. je mehr sie dem aus der Literatur gezogenen sachlichen Wissen den Vorzug vor bloß sprachlichen Leistungen gibt.

Der Schüler, der beispielsweise den Inhalt der Sophokleischen Dramen oder den Aufbau des Odysseusliedes ordentlich kennt, ist weit reifer als ein anderer, der zwar den Urtext ohne erheblichen Anstoß übersetzen kann, aber über den sprachlichen Zaun hinwegzusehen noch nicht gelernt hat. Der erstere gleicht, um mit einer biblischen Wendung zu schließen, dem, der mit Menschen- oder Engelszungen redet, der letztere ist nichts weiter als ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Eine Nationalbühne für die deutsche Jugend.

Von **Friedrich Bernt** in Weimar.

„Solange das Theater Zeitvertreib des Volks, des wirklichen, wahren Volks bleibt, ist es nicht verloren, denn das Volk hat Phantasie, es läßt sich hinreißen und erschüttern, und der ihm einwohnende Instinkt für das Echte und Nachhaltige, den es hier, wie allenthalben, wo es als Gesamtheit urteilt, offenbart, schützt den Dichter, der etwas zu bringen hat, besser vor Verkennung und Mißhandlung, als der „gute Geschmack" der Halbwisser. Erst wenn es Zeitvertreib der gelangweilten Menschenklasse wird, die sich die allein gebildete zu nennen übereingekommen ist, und die nicht von den Mühen des Lebens, sondern vom Leben selbst ausruhen will, fängt es zu sinken an, dann sinkt es aber auch schneller, als es je zuvor stieg, denn wahrlich, alle Kunst ruht auf dem tiefsten Ernst... Zeitvertreib der „Gebildeten", Unterhaltungsmittel während der Verdauung ist das Theater aber jetzt so ziemlich überall geworden."

So schrieb Friedrich Hebbel 1843 in seiner Streitschrift „Mein Wort über das Drama". Sein Zeitgenosse Otto Ludwig stellte fest, es habe sich das Theater „von der Literatur losgerissen und sei von der Höhe einer Kunstanstalt, eines Weckers und Erhalters nationalen Sinnes, zum bloßen Amüsement herabgesunken". Für Nietzsche war das Theater ein „Unterhalb der Kunst".

„Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle" — so ist ein Aufsatz überschrieben, den ein Mann verfaßt hat, der wie ganz wenige mit großem Ernst und heißschlagendem Herzen das Schauspiel des Verfalls unserer besten Güter verfolgt und schmerzlich beklagt hat. Das

war Paul de Lagarde. Jener Aufsatz erschien erstmals 1885 in den noch immer zu wenig beachteten „Deutschen Schriften". Cornelius Gurlitt nennt ihn „jene kostbare Schrift, die allen Schulmeistern, wie den Soldaten die Kriegsartikel, alle Jahre vorgelesen werden sollte" (C. Gurlitt, Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, S. 505 flg.). Lagardes Ausführungen sind in der Tat unschätzbar; man möge sie, mit ihrer feinen Unterscheidung von Idealismus und Idealität, an Ort und Stelle nachzulesen nicht versäumen. „Nicht die Jugend", rief der große Göttinger Orientalist aus, „soll man anklagen, daß es ihr an Idealität mangle: die Männer, vor allem die Staatsmänner, tragen die Schuld, weil sie der Jugend die Ideale nicht bieten, an denen der Idealismus sich zur Idealität zu steigern vermöge." Und vorher: „Man hielt dem Volk, und mit ihm der Kunst einen Kehricht von Idealen als das Echte vor und mutete der Welt, der Jugend zu, wie die Lumpensammler in diesem Kehricht zu suchen, was sie brauchen kann... Das Ideal der Jugend ist der Mensch, der verwirklicht, was sie erstrebt. Nicht Worte, nicht Hinweise auf die Tugend früherer Zeit, sondern Männer, Taten sollen das Ideal sein; auf die sollen wir unsere Jugend hinweisen."

Eine entgötterte Welt, aus der die Ideale geflohen sind, hat Adolf Stern in seinem Meisterroman „Ohne Ideale" (1882) in Vollendung dargestellt. Die Klage, der Lagardes Betrachtungen galten, ist eben eine allgemeine. Sie beschäftigt den Politiker und wird vom Philosophen und Poeten erhoben. Es bleibt nur die Hoffnung, der Bismarck Ausdruck verlieh: „Ich hoffe für die Zukunft des Reiches auf die nicht verbitterte Jugend, auf das kommende Geschlecht." —

Wie kommen wir nun dazu, in einem Atem vom Verfall des Theaters und vom Schwinden des Idealismus zu sprechen, an die Theaterklagen eines Hebbel, Ludwig, Nietzsche zu reihen die Anschauungen eines Lagarde, Gurlitt, Stern, Bismarck über Verfall und Mittel zu neuer, kraftvoller Geltendmachung und Behauptung unserer idealen Güter?

Beide Materien möchten sich weniger fern liegen, als man zunächst anzunehmen geneigt ist. Das lehrt eine nach Ostern (bei Böhlau in Weimar) erschienene Denkschrift von 60 Seiten, die Adolf Bartels veröffentlicht hat unter der Überschrift: „Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend." Eine dünne Broschüre, aber ihr Inhalt eröffnet dem hoffenden Betrachter manche verheißungsvolle Aussicht. Die Denkschrift, worin sich der Verfasser der „Deutschen Dichtung der Gegenwart" über seinen Plan verbreitet, dürfte erweisen, daß dieser, entfernt von verstiegener Utopie, Lebenskraft besitzt und daß die Möglichkeit seiner Durchführbarkeit besteht, wenn einiger guter und redlicher

Wille dazu hilft und wenn nicht, wie in solchen Fällen oft, wo amtliche Teilnahme erforderlich ist, von grünen Tischen aus der gute Gedanke Bartels' vereitelt oder doch in einzelnem abgeschwächt wird. Geschieht das nicht, vereinen sich Hochgesinntheit und entschlossene Tat, dann ist dem Gedanken die Verwirklichung gewährleistet und ein wackerer Schritt getan nach der Richtung, in der unsere Besten wanderten und andere zu führen trachteten.

Eine Auseinandersetzung über Bartels' Vorschläge kann hier im einzelnen nicht stattfinden. Dazu bedürfte es eindringendster Versenkung in die Materie. An Stimmen maßgebender Männer zur Sache wird es auch nicht fehlen, sobald Bartels' Broschüre (die nur eine halbe Mark kostet) erst in weitere Kreise gedrungen sein wird. Hier möge heute nur kurz folgendes gesagt werden. Der Verfasser schickt ausführliche Betrachtungen voraus über den Tiefstand unserer Geschäfts- und Sensationsbühne, welcher die für die Kunst der Bühne Empfänglichsten ausschließt: feinere Menschen durch den Ekel am Treiben der Theaterspekulanten, die unbegüterten Volksmassen durch unerschwingliche Preise und dadurch, daß sie zu den Stunden der Aufführungen nicht selten beschäftigt sind. Bartels führt Hebbel an, der 1859 Tiecks Klage, unser Theater sei nun glücklich „ganz unten im Keller" angelangt, aufgenommen hat: „... denn nicht allein, daß die plattesten Machwerke den poetischen Produktionen den Zutritt verwehrten, das Publikum verlor auch die Empfänglichkeit für sie, und so ... dienten sie nur dazu, den Triumph der Gemeinheit zu erhöhen und in gewisser Art als einen wohlberechtigten zu bestätigen ... Man braucht nur fünfzigmal die „Grille" zu geben, um sicher zu sein, daß der „Prinz von Homburg" nicht gefällt, wenn man ihn folgen läßt. Sobald das ideale Drama aber auf dem Theater keinen Boden mehr findet, hat dieses auch aufgehört zu existieren!" — Ähnlich hat schon Schiller in der Vorrede zur Braut von Messina geschrieben: „Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen! Das Publikum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese besitzt es. Es tritt vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit; es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat."

Das ist nun die Absicht unseres Schriftstellers: das Vortreffliche geben will er dem Publikum. Und zwar da, wo es aufstrebend sich zum betrachtenden und wirkenden Menschen bildet, in der Jugend. Das aufsprossende Geschlecht

hat die Zukunft, ist die Zukunft, und in ihm liegt das Geschick der Nation verborgen. Sie kann werden zum Volk der öden Philistrosität, des selbstischen Materialismus, des gewissenlosen Streber- und Erfolganbetertums, sie kann auch werden, durch eine andere Jugend, zum Volk der germanischen Instinkte, der Treue gegen sich und die anderen, der stolzen Wahrhaftigkeit, der männlichen Selbstzucht, der Fähigkeit zur Selbstüberwindung und Hingabe an nicht persönliche Ziele. Im zweiten Falle wird vielleicht Fichtes Wort wieder wahr, das Skeptiker in unseren Tagen, wo männiglich das goldene Kalb umtanzt, nicht ohne jegliches Bedenken möchten gelten lassen: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend."

Wir alle wissen, daß niemand bestimmten Jugendeindrücken sich jemals entziehen kann. Der Jugend Eindrücke schaffen, die unauslöschlich in ihrem Inneren haften, die den an sich ideell Veranlagten in solcher Gesinnung fördernd bestärken, den Schwankenden emporreißen, das ist Bartels' Absicht und Meinung. Zu solchem Ende sollen in dem neu zu erbauenden Hoftheater in Weimar alljährlich sechs Festvorstellungen für Schüler aus allen Gauen des Deutschen Reiches gegeben werden. So sollen Hebbel, Grillparzer, Ludwig (von Älteren selbstverständlich Goethe, Schiller, Kleist, Shakespeare, Molière, Sophokles, Calderon, Racine, von Neuesten Wildenbruch) den männlichen und weiblichen Schülern höherer Lehranstalten nahegebracht werden, indem sie zu einer junggemuten Hörerschar sprechen. Die eminente, aber keineswegs noch gebührend genutzte Kulturatmosphäre, die in den drei Namen Weimar, Jena und überhaupt Thüringen beschlossen liegt, die Weihe, die sich jedem empfänglichen Gemüt mitteilen muß aus eigener Betrachtung der Räume, wo die Helden des Geistes geschafft und geendet haben, wo Schiller seinem Freiheitsdrang und seiner sittlichen Hoheit den unvergänglichen Ausdruck gesucht und gefunden hat, wo ein Goethe treu und fest seinem reinen Ziele nachstrebte, wo Liszt die musikbeflissene Jugend in das Reich geleitete, in dem er König war, — diese Atmosphäre, diese Weihe sind Momente von so erheblicher Bedeutung, daß es vielleicht keine Übertreibung ist zu sagen: wer der Jugend zu solcher Weihe hilft, verrichtet eine nationale Tat und erweist dem deutschen Volke eine Wohltat.

Wir stecken alle in einem argen Zwiespalt. Wir hören von Anfang an große Worte beträchtlichen Edelsinns, und wir sehen von Jugend auf, wie angebliche Germanen sich zu schmachvoller Lüge erniedrigen, hier knechtisch den Rücken krümmen, dort den Schwächeren vergewaltigen. Warum geht es nicht mit Geradheit und Wohlwollen? Pessimisten würden sagen: wo bliebe dann die Freude an der Qual anderer und eigener Erniedrigung? Dieser Standpunkt soll nicht weiter untersucht werden. Soviel steht fest,

daß das Bedürfnis nach Luxus einen sehr erheblichen Anteil an unseren übeln Zuständen hat. Dieser Luxus nun hat mit Deutschtum gar nichts zu tun. Er ist so ungoethisch und unschillerisch als möglich. Deutsch, goethisch, schillerisch ist Einfachheit im Inneren und nach außen. Was hieße es, der durch so trübe Eindrücke verwirrten Jugend gleichsam tröstend und festigend die dürftigen, ja ärmlichen Zimmer zu weisen, in denen jene Bescheidenen, Teuern gearbeitet und geschlafen haben: Schillers Arbeitszimmer, das Goethes, das primitive Goethe-Gartenhaus!

Wie es ermöglicht werden soll, alljährlich im Sommer 6000 Schülern deutscher höherer Lehranstalten zum Besuch von sechs Festvorstellungen der deutschen Nationalbühne in Weimar — die Gesamtkosten sollen 60000 Mark betragen —, teils durch Ersparnisse der Schüler selbst während des Jahres, teils durch Guttaten des Volkes und der Behörden, zu verhelfen, wie die Nationalbühne künstlerisch gestaltet werden sollte, das sei jeder gebeten selbst zu lesen, dem an der Zukunft der deutschen Bühne (denn es ist ohne weiteres klar, daß kein von Jugendbeinen an durch einen „Prinzen von Homburg" oder Hebbels „Nibelungen" erzogenes Publikum sich ein „Weißes Rößl" und ähnliche Machwerke wird bieten lassen), dem an der Zukunft unserer Kunst und unserer Jugend liegt. An dieser Stelle war nur eine „Anregung zur Anregung" beabsichtigt, ein Hinweis auf gut gemeinte und durchdachte Vorschläge, die in allgemeiner Debatte sicherlich noch manche Klärung und Ausgestaltung erfahren können und werden. Bekommen wir die deutsche Nationalbühne für die deutsche Jugend, so könnte das eine würdige Feier des hohen Mannes werden, der vor hundert Jahren körperlich ins Grab gesenkt wurde. Die beste Feier ist die Tat! sagte Goethe. Und gewiß würde der Dichter des Götz nicht minder wohlwollend als sein erhabener Freund von dem Rietschelschen Meisterstandbild vor dem Theater herabschauen, wenn frische Jugend, deren Auge blitzt, nicht lauert, von Straßburg so gut wie von Königsberg und Berlin sich um Denkmal und Theater tummelte und in den Musentempel einträte, um sich von den tief und prächtig hinströmenden Versen des Faust, von Tells treuherzig-selbstvergessener Vaterlands- und Menschenliebe, von des Marquis Posa hinreißenden Hymnen eines höchsten Ethos, von Kleists herber Größe und Hebbels starrem Wahrheitsdrang erheben und erschüttern zu lassen. Möglich, daß den beiden auf dem Denkmal da droben das besser behagen würde, als wenn die Söhne und Töchter besserer Häuser sich in „standesgemäßen" Modebädern „erholen" und zu jener abgelebten Blasiertheit und Mammonsschätzung ferner entwickeln, die, wie wir heute besorgt gewahren, das gewaltige, aber auch schwere Erbe der Väter zu gefährden drohen.

Volkstumspädagogik.

Von Dr. **Max Rosenmüller** in Dresden.

Die Erziehungslehre ist heute wieder einmal ein heißumstrittenes Feld. Der Ruf nach Reformen an Haupt und Gliedern ertönt von vielen Seiten lauter und lauter. Absolute Lobredner der guten, alten Zeit gibt's weder auf der einen noch auf der anderen Seite mehr. Das Gymnasium hat sich „modernen" Forderungen angepaßt und hat jüngeren Rivalen einen breiten Platz einräumen müssen, die Volksschule fortgeschrittener Erkenntnis nachgegeben, um dem ihr gesteckten Ziele näher zu kommen. Man kommt heute selbst in Tageszeitungen aus den Erziehungsfragen gar nicht mehr heraus. Und überall ist es immer wieder das eine Verlangen, das dem Leser entgegentönt: die Schule soll den Grund legen für die Heranbildung deutscher Männer und Frauen, das nationale Rückgrat schaffen. Aber hier sitzt der Haken! Kann überhaupt die Schule heute in dem nötigen Umfange und mit der gewünschten Vertiefung deutsche Gesinnung erzeugen oder wenigstens fördern? Erzeugen sicher nicht, wo das Elternhaus und das Milieu, dem der Zögling außerhalb der Schule angehört, versagen, fördern auch nur, wenn alle übrigen Erziehungsfaktoren in gleicher Richtung mitwirken. Und dann! Ist denn die Schule — gleichviel welche — heute überhaupt mit ihrer Arbeit gerade nach der nationalen Seite hin vorwiegend tätig? Wohl kaum. Die Schule soll humanistische, realistische, praktische, allgemeine Bildung vermitteln, fördern, erzeugen. So tönt es durcheinander, wenn man diese Frage aufwirft. Aufgaben und Ziele der Schule werden von den verschiedenen Kreisen und Berufsständen recht verschieden aufgefaßt, ja selbst die Wissenschaft gibt keine einheitliche Antwort. Daneben soll sie nationale Gesinnung wecken, erhalten und pflegen. Daneben! Als ob nicht darin die Hauptsache läge. In erster Linie soll und muß die Schule die deutsche Jugend zum bewußten Deutschen erziehen. Ja, das geschieht doch heute; in Geschichte und Geographie, im deutschen Unterrichte und in anderen Fächern weisen wir ja alle auf das nationale Element hin, fördern die Gesinnung, stärken das deutsche Empfinden, das nationale Bewußtsein. Und erreichen? Den deutschen Jüngling? Die deutsche Jungfrau? Vollkommen wohl kaum, sonst gäbe es nicht heute so viele, die nach nationaler Erziehung rufen zu müssen sich immer noch für verpflichtet halten. Sonst würden nicht gar so oft gerade aus den Kreisen derer, denen die Schule die besten Dienste geleistet zu haben glaubt, zornige Anklagen zu hören sein, Anklagen, deren Berechtigung selbst nach Abzug etwaiger persönlicher

Reizungen anerkannt werden muß. Woran liegt das? Vielleicht ist die Aufgabe des nationalen Erziehungswerkes und seiner Vertiefung zu wenig scharf umrissen, vielleicht fehlt überhaupt noch die Grundlage, die Erkenntnis, wozu man eigentlich erziehen müsse, wenn man „Deutsche" erziehen will. „Was ist denn deutsch?", das ist vielleicht die Kardinalfrage, die vorerst erledigt sein müßte, soll es nicht bloß beim Gelegenheitsnutzen, bei mehr oder minder äußerlicher Anerziehung nationaler Gesinnung bleiben.

Sollte nicht, wenn man erst genau wüßte, was deutsch ist, die Frage viel leichter zu beantworten sein, wie man die Erziehung zum Deutschen einzurichten habe? Damit aber wäre mehr gewonnen, als nur ein Ziel der Pädagogik, eine Basis für eine dauernd moderne Erziehungslehre wäre damit geschaffen, eine Volkstumswissenschaft, von der aus das ganze Erziehungswerk, zu wie vielen Sonderzwecken es dann auch weiter führen soll, einheitlich gestaltet werden könnte, von der aus es möglich wäre, die gesamte Pädagogik zu dem zu machen, was sie bisher nicht sein konnte, zu einer Lehre von der Volkserziehung eben auf Grund des deutschen Volkstums, wie die Beantwortung der Frage „Was ist deutsch?" es greifbar und wissenschaftlich unantastbar aus der Geschichte des deutschen Volkes herausschälen würde. Diese Frage zu bejahen und im Anschlusse daran die Grundlinien wenigstens einer „Volkstumswissenschaft" und der auf ihr zu erbauenden „Deutschtumspädagogik" zu entwerfen, unternimmt ein kürzlich erschienenes Schriftchen von Dr. H. Zimmer in Leipzig, „Volkstumspädagogik. Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler. 1904". Schon früher hat der Verfasser, den Fachgenossen als Herausgeber der Greßlerschen Klassiker der Pädagogik sowie als pädagogischer Schriftsteller bekannt, seine Ideen zum Vortrag gebracht, am prägnantesten in dem von ihm geschriebenen Abschnitte „Die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft" in H. Meyers deutschem Volkstum; in der vorliegenden Schrift aber wendet er sich im besonderen an die Fachwelt und den weiteren Interessentenkreis, um sein Programm der berufenen Kritik derselben vorzulegen. Der Standpunkt des Verfassers, der von den bisherigen, auch heute noch trotz aller Modifikationen allgemein gültigen Anschauungen grundsätzlich abweicht, läßt eine eingehendere Darstellung der entwickelten Leitsätze in dieser Zeitschrift gerechtfertigt erscheinen. Es sei darum der Inhalt des Werkchens hier referierend im wesentlichen wiedergegeben und damit vielleicht der Anstoß zu einer weiteren Diskussion gegeben.

Als pädagogisches Grundprinzip gilt seit den Tagen Herbarts die Philosophie. Auf seiner Philosophie, unter Heranziehung einer subjektiv spekulativen Ethik und Psychologie, baute der Schöpfer der wissenschaftlichen Pädagogik sein System auf, das man auch heute wohl noch als das herrschende be-

zeichnen kann, wenn auch seine Anhänger durch teilweise beträchtliche Meinungsverschiedenheiten in mehrere Gruppen zerspalten erscheinen. Freilich macht sich auch immer stärker eine Strömung geltend, die an Stelle der „veralteten" Herbartschen Philosophie ein neueres System, sei es das des Neukantianismus, E. von Hartmanns, Wundts, zur Herrschaft in der Pädagogik zu bringen bestrebt ist. Und auch die Stimmen derer mehren sich, die vornehmlich in der Erziehungslehre eine stärkere Berücksichtigung der Forderungen der Gegenwart verlangen, die, wie einleitungsweise schon angedeutet, das Ziel der Pädagogik in der Erziehung nicht zum allgemein sittlichen Menschen, zum Menschen überhaupt, sondern zum Deutschen erblicken, die also Vertreter einer nationalen Pädagogik sind. Aber — und damit kommen wir zum eigentlichen Inhalte der genannten Schrift — diese Bestrebungen haben doch ebenso wie jene der philosophischen Gegner der herrschenden Pädagogik die alten Grundlagen der wissenschaftlichen Erziehungslehre unberührt gelassen, auch sie bauen auf philosophischer Basis auf und behalten die pädagogischen Lehrsysteme insofern bei, als sie ihre modernen Forderungen lediglich in das vorhandene Lehrgebäude eingliedern, die nationale Pädagogik insbesondere unter Betonung gewisser, bisher nicht genügend beachteter Eigentümlichkeiten des deutschen Volkscharakters. An einen prinzipiellen Neubau einer „deutschen Pädagogik" in dem Sinne, daß man unter dieser die Beachtung und Verwertung sämtlicher deutscher Eigentümlichkeiten in einem geschlossenen System versteht, dachten sie nicht, und so kam man auch in der nationalen Pädagogik über Anläufe nicht hinaus. Eine wirklich „deutsche Pädagogik" wird aber gerade an dieser Stelle kritisch einsetzen müssen und wird die Frage aufwerfen: Sind die alten, bisher als gültig angesehenen Grundlagen des oder der pädagogischen Systeme noch brauchbar, oder, wenn nicht, was hat an ihre Stelle zu treten, um endlich eine allen modernen Ansprüchen, auch für die Zukunft, genügende Pädagogik zu schaffen?

Der Verfasser verneint die erste Frage. Die bisherige wissenschaftliche Pädagogik baut, wie schon gesagt, auf der Philosophie, gleichviel welcher, ihr System auf und erhebt die spekulative Ethik und Psychologie zu dem Range unentbehrlicher Hilfswissenschaften. Aber philosophische Systeme sind subjektiv, also wandelbar, sie können deshalb niemals als objektiver Maßstab für eine Erziehungslehre gelten. Dasselbe gilt von Ethik und Psychologie, soweit sie Teile irgendeines spekulativen philosophischen Systems sind. Ein dauernder Maßstab muß objektiv sein. Und da bietet nun die Volkstumswissenschaft ihre Hilfe an. Das Volkstum als „Summe der Wesensbesonderheiten eines Volkes, als die psycho-physische Mischung, die den Deutschen zum Deutschen macht" ist etwas Dauerndes, objektiv Feststell-

bares. Auf dem Grunde der Volkstumswissenschaft allein kann daher eine deutsche Pädagogik aufgebaut werden. Daraus ergibt sich zunächst, daß es eine Menschheits-, eine internationale Pädagogik nicht geben kann, weshalb man die Volkstumspädagogik als Deutschtumspädagogik schlechthin bezeichnen kann. Natürlich werden auch für diese Pädagogik Ethik und Psychologie von gleicher Bedeutung sein wie für die philosophische, aber auch hier herrscht ein prinzipieller Gegensatz. Hilfswissenschaften können diese nur sein, insoweit sie auf den Tatsachen der Erfahrung als evolutionistische Wissenschaften beruhen. Nicht die spekulative Ethik und Psychologie also, sondern die modern empirische wird die Deutschtumspädagogik als Helferinnen heranziehen.

Die moderne evolutionistische Ethik stellt zunächst als oberstes Ziel ein nur den besten und höchstgebildeten Geistern erreichbares Ideal auf und ist Menschheitsethik, solange eine speziell nationale Ethik noch nicht vorhanden ist. Nach beiden Richtungen modifiziert nun die Deutschtumspädagogik die ethischen Grundforderungen in ihrem ersten Satze:

> „Erziehe zu jenem von der modernen Ethik für die Gegenwart aufgestellten Ziele so weit, als dem Zögling als Durchschnittsdeutschen zu erreichen möglich ist."

Die Deutschtumspädagogik wirkt also von vornherein beschränkend, an Stelle des „tugendhaften" Menschen schlechthin setzt sie den Deutschen, der die ganz bestimmten modernen ethischen Forderungen so weit erfüllt, wie er dies vermöge seines Volkstums vermag.

Das Dauernde im Volkstum liegt aber nicht darin, daß dieses sich überhaupt nicht ändert. Es wandelt sich aber nur in sich selbst, entwickelt sich, ohne — wie die Philosophie — sein Prinzip zu wechseln. Allerlei äußere Einflüsse haben gewiß Wandlungen des Volkstums ebenso zur Folge wie innere Vorgänge im Volkskörper selbst, aber darum bleibt es immer als Sonderheit bestehen im Gegensatze zu dem Volkstum anderer Nationen. Es gibt zwar keine unveränderlichen Rassen, aber Rassenunterschiede bestehen dauernd. Die innere Entwickelung des Volkstumes führt aber, wie aus der Geschichte nachweisbar, im Laufe der Zeit entschieden zur Besserung desselben. Diese Besserung wissenschaftlich zu leiten, an der Ausmerzung völkischer Mängel und Fehler bewußt zu arbeiten, dazu vermag aber natürlich die Deutschtumspädagogik in reichstem Maße behilflich zu sein. Und so formuliert sie als ihr zweites Ziel die Forderung:

> „Die Erziehung soll dazu beitragen, ungute Volkseigenschaften zu unterdrücken, gute zu vervollkommnen."

Die Berechtigung dieses Satzes beweist erneut die moderne evolutionistische Ethik. Wir *wissen* heute besser als früher, was gut und schlecht

für den Deutschen ist, und daraus ergibt sich die Pflicht für die Pädagogik, die ja planmäßige Einwirkung auf andere zu deren Vervollkommnung sein will, diese Besserung anzubahnen und zu festigen. Daß sich dadurch der Inhalt der Deutschtumspädagogik wesentlich erweitert, liegt auf der Hand; neben ihrer pädagogischen hat sie damit eine bedeutsame Volkstumsaufgabe zu lösen.

Sind so die Ziele der Deutschtumspädagogik festgesetzt, so wird es sich weiter darum handeln, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen dieselben zu erreichen sind. Da wird sie zunächst warnend und einschränkend mit der Forderung auftreten:

> „Suche den Zögling auf keine Weise zu erziehen und zu unterrichten, die seinem Volkstum widerspricht",

um daran den positiven Rat zu knüpfen:

> „Benutze alle herrlichen Eigenschaften, die dein Zögling kraft seines Volkstums mitbringt, um ihn seinem hohen ethischen Ziele näher zu führen."

Dabei kann und soll aber niemals verlangt werden, diese Leitsätze in starrer methodischer Formulierung zu verwerten, vielmehr wird ihre Anwendung durchaus von dem vorliegenden Falle abhängen. Gerade dadurch wird eine ungemein vielseitige Wirkung erzielt werden können, wie der Verfasser an einem Beispiele, die Krüppelerziehung betreffend, ausführlich erläutert, und eine reiche Fülle von Spezialproblemen wird sich ungezwungen ergeben, die ihrer Lösung durch die Deutschtumspädagogik entgegensehen. So wird diese u. a. die harmonische Verquickung von Individual- und Sozialpädagogik zu erstreben haben, sie wird die Erziehung zur Persönlichkeit und zum Verständnis der Menschheit nachdrücklichst betonen. Die geographische Bedingtheit des Volkstums wird ebenso Berücksichtigung finden wie das dem Volke innewohnende Naturgefühl. Der Sprachunterricht wird an die deutsche Kulturgeschichte sich wenden müssen, um den Reichtum des deutschen Bilderschatzes als auf spezifisch deutschen Eigenschaften beruhend nachzuweisen; die aus der Geschichte zu gewinnende Erkenntnis der starken und schwachen Seiten des Deutschen wird den Patriotismus klären und stärken, und die angeborene Anhänglichkeit an die heimische Scholle wird von der anschaulichen Vertiefung der Vaterlandskunde tiefgreifende Förderung erfahren. Aus diesem Grunde verlangt die Deutschtumspädagogik mehr deutsche Geschichte und Geographie. Der deutsche Wirklichkeitssinn, die deutsche Tatkraft rechtfertigen die Forderung: Mehr für das deutsche Leben der Gegenwart lernen! Damit verschafft die Deutschtumspädagogik der Hygiene, der Gesetzeskunde und der Stenographie Anerkennung als wichtigen Bildungsfächern. Um noch kurz einiges zu nennen,

so wird die neue Pädagogik das Fragerecht der Jugend betonen, den Unterricht in der Natur fordern sowie die Frage der Jugendspiele von ihrem Standpunkte aus erneut ins Auge fassen. Die Bestrebungen nationaler Richtung werden beachtet werden müssen, das Verhältnis zwischen Schule und Kirche einer eingehenden Prüfung zu unterziehen sein unter Berücksichtigung der aus der Volkstumskunde gesammelten Erfahrungen. Auch die Forderung der ästhetischen Erziehung wird auf ihr Prinzip hin untersucht werden müssen u. a. m.

Dabei wird überall die Psychologie als moderne Erfahrungswissenschaft herangezogen werden und zwar als Gemeinpsychologie (Völkerpsychologie) ebenso wie als Individualpsychologie, wie sie denn überhaupt für die Behandlung aller Probleme der Deutschtumspädagogik als ordnendes Prinzip wird herangezogen werden müssen.

Damit wäre zunächst die pädagogische Theorie aufgestellt und die Möglichkeit bewiesen, sie ins Leben einzuführen und praktisch durchzusetzen. Ehe jedoch der Verfasser an die zusammenfassende Arbeit, an den Bau des Systems einer Deutschtumspädagogik selbst herantreten kann, bedarf es zunächst einer bedeutenden, aber unerläßlichen Vorarbeit historischer Natur, die in einer „Geschichte der deutschen Pädagogik" von ihm zu leisten wäre. Die Aufgabe einer solchen würde naturgemäß auch wieder eine zweifache sein, eine volkstumswissenschaftliche und eine pädagogische. In letzterer Hinsicht gilt es, die früheren Systeme, gleichviel welchen Charakters, zu durchforschen, die vom Deutschtum durchdrungenen oder erzeugten Teile desselben zu sammeln, zu sichten und in das neue System harmonisch zu verschmelzen. Die volkstumswissenschaftliche Aufgabe wird zunächst darin bestehen, eine wissenschaftlich ausreichende Antwort auf die Fundamentalfrage „Was ist deutsch?" zu geben, deren Beantwortung ja erst die Grundlage für die Deutschtumspädagogik zu liefern vermag. Notwendig ist diese letztere Arbeit, da bisher von der Volkstumswissenschaft, deren Anfänge auf L. Jahn, Möser, Goltz u. a. zurückführen, eine genügende Antwort und eine wirklich exakte Analyse des Begriffes nicht gegeben worden ist. Sie konnte nicht gegeben werden, solange die Forscher, in Vorurteilen befangen, nicht zur Ausbildung einer wirklich wissenschaftlichen Forschungsmethode gelangten. Die Fehler der bisherigen Betrachtungsweise, die erst Meyers Volkstum vermieden hat, das daher in der Volkstumswissenschaft einen bedeutsamen Platz einnimmt, waren kurz folgende:

Alle Forscher betrachteten einmal das Volkstum als unwandelbar, unterschieden nicht streng zwischen „auch-deutsch" und „nur-deutsch", wie sie auch den Unterschied zwischen scheinbar Gleichem bei den verschiedenen Völkern übersahen. Weiter verallgemeinerten sie voreilig, indem sie All-

gemeinheit sahen in Erscheinungen, die nur einzelnen Perioden, einzelnen deutschen Stämmen, einzelnen Ständen eigen waren. Endlich versäumten sie es, allgemeine Begriffe (z. B. Ausländerei) in ihre Faktoren zu zerlegen und so eine fruchtbare Differenzierung vorzunehmen.

Unter Vermeidung dieser Fehler und Mängel gedenkt nun der Verfasser, auf dem von Meyers Volkstum vorgezeichneten Wege weiterzugehen und an der Hand der Geschichte die psycho-physischen Besonderheiten des deutschen Volkes herauszuheben, die naturgemäß auf allen Lebensgebieten — Kultur und Literatur, Religion und Philosophie, Handel und Wandel, Politik und Recht, Erziehung, Kunst, Naturwissenschaft, Sprache — zu suchen sein werden, eine Absicht, welche seinem Programm über die Kreise der Pädagogik hinaus Interessenten in all denen erwecken muß, die an der Erkenntnis deutscher Eigenheit einen sonstwie gearteten Anteil nehmen.

Für die Beurteilung der auf solchem Wege gefundenen Volkstumsbesonderheiten wird dann wieder die evolutionistische Ethik die maßgebenden Normen zu liefern haben, denn sie lehrt einmal, die Zeit nach ihren ethischen Idealen zu beurteilen, und gibt anderseits den Maßstab für die Bewertung der Vergangenheit nach unserem Standpunkte, was vom Gesichtspunkte der allmählichen Besserung des Deutschtums für die Deutschtumspädagogik von höchstem Werte ist.

Nach diesen Grundsätzen wird „die Geschichte der deutschen Pädagogik" eine „allseitige und mit modern-wissenschaftlicher Methode arbeitende Entwickelungsgeschichte des deutschen Volkstums sein", die bis auf die jüngste Vergangenheit herabgeführt werden müßte. Erst auf Grund der so gewonnenen Erkenntnis wird es möglich werden, ein System der deutschen Volkstumswissenschaft abzuleiten. Als Periodisierungsprinzip für die Geschichte der deutschen Pädagogik wird sich ungezwungen aus der Ungleichmäßigkeit der verschiedenen Perioden bezüglich ihres Deutschtumsgehaltes die Einteilung ableiten lassen nach Perioden mit geringem und solchen mit höherem Volkstumsgehalt.

Mit dem Wunsche, daß recht bald eine Reihe überzeugter Mitarbeiter sich ihm zur Seite stellen möge, durch deren gemeinsame Arbeit unter seiner Führung der Aufbau der Volkstumswissenschaft wie der Deutschtumspädagogik sich allein vollziehen kann, sowie mit einem kurzen Hinweise, in welcher Richtung zunächst eine Mitarbeit erfolgen könnte und erwünscht wäre, schließt der Verfasser seine sicherlich beachtenswerten Ausführungen. Er verhehlt sich dabei nicht die Schwierigkeiten, die seinem Werke entgegenstehen und betont ausdrücklich, daß die Zeit, ein System der Deutschtumspädagogik aufzustellen und in allen Einzelheiten zu begründen und durch-

zuführen, noch nicht gekommen sei; aber er ist der gewissen Zuversicht, daß es ihm, da er sich auf dem rechten, kritisch nicht zerstörbaren Wege befinde, gelingen werde, sein weitangelegtes, lange Jahre der Arbeit forderndes Werk zu glücklichem Ende zu führen. Werden ihn die Gegner eines anderen belehren?

Sprechzimmer.

1.

Das physiologische Rätsel in Schillers Braut von Messina.

Beatrice[1]), die Braut von Messina, die Schwester der feindlichen Brüder, Schillers edle Frauengestalt, ist wie Lessings Emilia Galotti die schüchternste und die entschlossenste ihres Geschlechts. Und wie Lessings Emilia erlebt sie in der Kirche die Annäherung eines Liebenden, dessen Bild noch in der Erinnerung sie ängstigt; wie Lessings Emilia ihren Bräutigam Appiani durch den Mordplan des Prinzen verliert, so fällt auch Beatrices Verlobter Don Manuel durch die Hand des Nebenbuhlers Don Cesar.

Ähnlichkeiten genug, welche uns veranlassen können zu meinen, daß Lessings Emilia Galotti nicht ohne Einfluß auf Schillers Drama geblieben ist. Die engste Verwandtschaft beider Stücke aber liegt darin, daß Schiller wie Lessing eine ihrer Theorie von der Einheit der mitleiderregenden Handlung entsprechende Dichtung schaffen wollten. Wie Euripides die Tragik des Sophokles übertreffen wollte, so suchte Lessing, so suchte nach ihm Schiller das höchste Ziel der Tragödie zu erreichen. Es kam Schiller darauf an, den höchsten Grad der Rührung herbeizuführen und daher alles auszuschließen, was unsere Teilnahme vermindern kann, den blinden Zufall sowohl wie die blinde Notwendigkeit. Und doch, ist es nicht Zufall oder Schicksalsnotwendigkeit, daß Don Manuel und Beatrice sich zu lieben beginnen, daß Beatrice dem Begräbnis ihres Vaters beiwohnt, daß Don Cesar sie erblickt und von Liebe zu ihr ergriffen wird? Antwort auf diese Fragen geben die Erklärer nicht, und doch sind diese Fragen ebenso wichtig, wie die Antworten sicher, da Schiller nicht unterlassen hat, sie anzudeuten.

Zwar, daß Beatrice im Klostergarten weilt, erklärt sich daraus, daß ihre Mutter sie im Kloster heimlich aufziehen läßt; daß Don Manuel dort eindringt, erklärt sich aus seiner Jagdleidenschaft; daß Don Cesar Beatrice bei der Leichenfeier erblickt, erklärt sich aus seiner unvermeidlichen Anwesenheit; aber warum wird der Jäger Don Manuel beim Anblick des Mädchens in Nonnenkleidung von Liebe erfüllt? Und warum geht Beatrice trotz Abmahnung zur Feier des Begräbnisses? Und warum fühlt Don Cesar bei ihrem Anblick der Liebe Allgewalt?

1) „Die Beglückerin" nach der heiligen Beatrix (30. Juli).

Alle drei Vorgänge haben die gleiche geheimnisvolle Urſache, das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, welches in der Verwandtſchaft begründet iſt. Da nun die Schweſter und ihre Brüder von ihrer Verwandtſchaft nichts wiſſen, ſo ſind ſie ſich über die Bedeutung dieſes Gefühls nicht im klaren und halten es für das Gefühl der bräutlichen Liebe. Don Manuel geſteht (I, 7):

Tief in die Seele drückt ſie mir den Blick,
Und umgewandelt ſchnell iſt mir das Herz.

Beatrice ſagt ähnliches (II, 1):

Fremd kam er mir aus einer fremden Welt,
Und ſchnell, als wär' es ewig ſo geweſen,
Schloß ſich der Bund, den keine Menſchen löſen.

Don Ceſar ſagt (II, 5):

Fremd war ſie mir und innig doch vertraut.

Und ſein Bruder ſtimmt bei:

Wenn ſich Verwandtes zum Verwandten findet,
Da iſt kein Widerſtand und keine Wahl.

Über den dritten Punkt, Beatrices Wunſch, dem Begräbnis ihres Vaters beizuwohnen, ſpricht ſich Diego am deutlichſten aus (II, 6):

Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaubt' ich in dieſem Wunſche zu erkennen;
Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab.

Beatrice, die ſich dieſes Zuſammenhanges nicht bewußt iſt, ſagt zu Don Manuel (III, 3):

Die Begierde war zu mächtig!
Vergieb mir! ich geſtand dir meinen Wunſch;
Doch, plötzlich ernſt und finſter, ließeſt du
Die Bitte fallen und ſo ſchwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch böſen Sternes Macht
Mich trieb mit unbezwinglichem Gelüſten.
Des Herzens heißen Drang mußt' ich vergnügen.

Es wäre eine phyſiologiſche Frage, ob Schiller mit der Annahme eines ſolchen Verwandtſchaftsgefühls recht hat. Daß er, der als Karlsſchüler über die Philoſophie der Phyſiologie ſchrieb und in ſeiner Diſſertation den Zuſammenhang der tieriſchen Natur des Menſchen mit der geiſtigen behandelte, über dieſen Punkt ſeine beſonderen Gedanken hatte, iſt anzunehmen. Iſt nun dieſes ſympathetiſche Gefühl tatſächlich in der menſchlichen Natur ſo vorhanden, daß es auch zwiſchen unbekannten Perſonen ſich geltend macht, ſo dürfte ſeine Erklärung ſchwierig ſein. Einen äußeren Anlaß zum Gefühle der Sympathie bildet die Ähnlichkeit der Familienglieder. Schiller unterläßt nicht, darauf hinzuweiſen: Don Ceſar erblickt in Don Manuel die Züge ſeiner Mutter, dieſer erblickt in ihm die Züge ſeiner Braut (I, 5):

Don C. Ich seh' dich an, und überrascht, erstaunt
Find' ich in dir der Mutter teure Züge.
Don M. Und eine Ähnlichkeit entdeckt sich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rühret.

So belebt sich in Don Manuel der Eindruck, den er von Beatrices Aussehen unbewußt empfangen hatte. Der gleiche Vorgang tritt aber auch bei Beatrice ein. Sie sagt (II, 1):

Nur einmal sah ich sie, die mich geboren,
Doch wie ein Traum ging mir das Bild verloren.

Als Don Manuel sie später zur Rede stellt und von ihrer Mutter spricht, da erinnert sich Beatrice ihrer Erscheinung (III, 3):

Ich seh' sie vor mir, die Erinnerung
Belebt sich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt sich mir die göttliche Gestalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe seh' ich
Des weißen Halses edle Form beschatten!
Ich seh' der Stirne reingewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne
Erwachen mir.

Wie die zarten Fäden, welche die Menschen verbinden, sich von Herzen zu Herzen spinnen, kann nur ein Dichter sagen. Vielleicht ist es nicht ganz zutreffend, den Vorgang einen physiologischen zu nennen, denn er ist es nur in seinem Anfange und Schiller selbst wußte am besten, wo die physiologische Notwendigkeit aufhört und die menschliche Freiheit anfängt.

Friedenau. **H. Drahein.**

2.

Sein Ruf ist ein guter.

Die mißbräuchliche Verwendung von ein beim Prädikatsnomen, die Wunderlich, Umgangssprache S. 226 aus Sätzen wie „das ist ein Scharfer" herleitet, mag wohl eher von negativen Aussagen wie „Sein Ruf ist kein guter" ausgegangen sein. Statt zu sagen: das Geschäft ist kein angenehmes, kein leichtes (d. i. keines von den leichten usw., vgl. „Ein gutes Triolett zu machen, ist keine von den leichten Sachen"), kann man mit demselben Nachdruck, wenn auch etwas schwerfälliger, sich ausdrücken: Das Geschäft ist ein unangenehmes. So schreibt Goethe an Schiller 12. Februar 1802: „Das Bibliotheksgeschäft ist mehr ein unangenehmes als ein schweres", fährt aber geläufiger fort: „und hauptsächlich darum verdrießlich." Am lästigsten wird diese Redeweise beim Gebrauch von Mittelformen im Prädikat: „Wir erfahren, daß der Geschmack des Volkes ein sehr wechselnder war" (Wönig, Am Nil, Reclam 2888 S. 31), wo die verneinende Form „kein beständiger war" immer noch vorzuziehen wäre, wenn nicht einfach „wechselte" genügte.

Will man aber auch der Prosa Zugeständnisse machen, so sollte sich doch der Dichter solcher Weitschweifigkeit enthalten. Unerträglich störend erscheint

mir in Rud. Baumbachs Zlatorog 1892, S. 26 der Satz: „Geläng's ihm aber, dann freilich wäre sein Lohn ein großer."

Es war schwerlich ein Dichter von Gottes Gnaden, der folgenden Nachruf verfaßte, den ich auf einem der vielen Totenbretter in der Gegend von Zwiesel (an der Straße nach Klauzenbach und Rabenstein)[1]) fand:

Ruhe, Vater, sanft in Frieden,
Traurig bist du durch Mörderhand von uns geschieden.
Dein Verlust fällt unsern Herzen schwer,
Wir Kinder haben keinen Vater mehr.
Geliebt von allen, die ihn kannten,
Schlief er in Gottes Frieden ein.
Mög ihm jenseit dort das Erwachen ein
Recht freudenreiches sein.

Dresden. **Carl Müller.**

3.

Zu Goethes Erlkönig.

Eine zeitgenössische Anspielung auf Goethes 1781 veröffentlichte Ballade findet sich in den in erster Auflage Gotha 1782—87 erschienenen Volksmärchen der Deutschen von Karl August Musäus im ersten Abschnitte der „Libussa" (Ausg. v. Moritz Müller, Leipzig, Brockhaus 1868, II, S. 33): „Die schönen Bewohnerinnen der bejahrten Eichen, der Felsen, Klüfte und Grotten, auch des Schilfes in Teichen und Sümpfen, flohen vor dem Geräusche der Waffen und dem Wiehern der Streitrosse; selbst dem gewaltsamen Erlenkönig war des Lärmens zu viel, und er verlegte seine Hofstatt in entlegenere Wüsteneien." Bekanntlich gab Herder das dän. ellerkonge, Elfenkönig durch Erlkönig wieder, während Goethe daneben auch Erlenkönig, das auch bei Musäus erscheint, gebraucht, s. M. Heyne, Deutsches Wörterbuch I, 812.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Zu „Des Meeres und der Liebe Wellen".

In diesem Grillparzerschen Stücke spricht Hero im dritten Aufzuge, nachdem sie dem Leander zugestanden hat, daß er bereits am anderen Tage wiederkommen dürfe, folgende Worte (S. 70/71 der Stuttgarter Ausgabe von 1877):

Und kehrst du heim, Leander,
Das Meer durchschwimmend, nächtig, wie du kamst,
So wahre dieses Haupt und diesen Mund
Und diese meine Augen. Hörst du wohl?
Versprich es mir!

Wer vermag die richtige Bedeutung von „wahren" zu sagen, die Grillparzer vorgeschwebt haben mag? Und wer sagt mit Bestimmtheit, wessen Haupt, Mund und Augen gemeint sind? Man könnte versucht sein anzunehmen, „wahren" bedeute „nicht gefährden, nicht bloßstellen", dann wären

1) Ein älteres Brett daneben enthielt die Verse:
Ein vielfach Schweigen, tiefes Ach
Weinen dir die Eltern und Geschwister nach.

natürlich Haupt, Mund und Augen der Hero gemeint; aber weshalb Mund und Augen? Dann könnte man „wahren" = „bewahren, schützen" nehmen; aber weshalb diese Aufforderung an Leander: „Wenn du heimkehrst, schütze mein Haupt, meinen Mund, meine Augen?" Oder hieße es dann etwa: „... schütze dein Haupt und deinen Mund, und meine Augen?" d. h. „schütze dein Leben, halte Stillschweigen, und ...?" ja, weshalb „meine Augen"? — Ich meine: damit kommen wir nicht weiter. Oder ist „wahren" etwa „in der Erinnerung bewahren"? Also: „Gedenke meines Hauptes, meines Mundes, meiner Augen." Aber weshalb des Mundes, da sie ihm doch noch gar keinen Kuß gewährt hat?

Auch diese Erklärung behagt mir nicht recht. Erinnert man sich aber nun einer Stelle vorher (S. 67 u.), wo Hero den Leander warnt:

Kehr nicht den Weg zurück, auf dem du kamst,
Gefahrvoll ist der Pfad. —

so wird es, meine ich, nicht ferne liegen zu sagen, daß jene spätere Stelle den Sinn hat: „Wenn du dann den gefahrvollen Pfad übers Meer zurück mußt, so schütze und bewahre gut dein mir teures Haupt, deinen Mund, der mir so Liebes zu sagen weiß, und bewahre meine Augen vor dem schrecklichen Anblick (dich etwa ertrinken zu sehen)". Also „dein Haupt und deinen Mund und diese meine Augen"; so erklärt sich auch am besten das sonst etwas seltsame „meine", das Grillparzer sicher nicht nur dem Versmaße zuliebe eingefügt hat.

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

5.

Lesarten.

1. In Kleists „Käthchen von Heilbronn" Akt 2, Auftr. 3 (Mitte) heißt es nach gewöhnlicher Lesart: „Kleopatra fand einen, und als der sich den Kopf zerschellt hatte, schauten die andern." Hier gibt „schauten" nur in sehr gezwungener Deutung einen Sinn. Ich vermute deshalb, daß es scheuten heißen muß, von dem intransf. scheuen (vor etwas = scheu werden) und finde dies hinterher durch die Hempelsche Ausgabe bestätigt.

2. Wie ist in Uhlands „Ver sacrum" der Satz zu verstehen: „Die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut"? Ist „vertraut" hier Präsens (= dem sie ihr Vertrauen schenkt) oder ist es Partizip: dem sie vertraut d. h. verlobt (ist)?

3. In Schillers „Glocke" bieten auch neueste Abdrucke, z. B. H. Schelles Grammatik der deutschen Sprache für Ausländer, noch immer die falsche Zeichensetzung:

„Kocht des Kupfers Brei!
Schnell das Zinn herbei" usw.,

während doch schon seit mindestens vier Jahrzehnten das Richtige hergestellt ist: „Kocht des Kupfers Brei", d. h. wenn des Kupfers Brei kocht, dann schnell das Zinn herbei! Das Kupfer wird zuerst in den Gießofen getan, und wenn es schmilzt, wird das leichtflüssige Zinn zugesetzt.

Stolp i. P. H. Heintze.

6.

Ein Kinderreim u. a.

In Lindau i. B. und in ganz Schwaben ist unter den Kindern ein Spiel beliebt, das dem begleitenden Gesang nach auf irgendeinem Märchen oder einer Sage beruhen muß, die nicht mehr ganz klar zu erkennen ist. Die Kinder fassen sich an den Händen, gehen im Kreise herum wie bei Ringelreihe und singen:

Eisenklar
wie ein Haar
hat gesponnen sieben Jahr,
sieben Jahr sind um und um
und die N. N. dreht sich um.

Jetzt dreht sich das mit ihrem Vornamen bezeichnete Mädchen um, faßt aber wieder die Hände ihrer Nachbarinnen, die darauf die Kreisbewegung fortsetzen und jetzt singen:

N. N. hat sich umgedreht,
hat den schönen Kranz beschert.

Dann folgt sofort wieder der Anfang, wobei die Nächste zum Umdrehen kommt usw., bis alle mit der Front nach außen im Kreis stehen und sich dann ebenso auch wieder nach und nach einwärts gedreht haben. Weiß jemand die rätselhaften Verse zu deuten? — In Lindau ist auch eine eigenartige Variation des gewöhnlichen Versteckrufs „Kuckuck!" üblich; man ruft dort aus dem Versteck: „Guck' us!" d. h. „Gucke aus!"

Erlangen. Dr. **A. Seidl.**

7.

brēten.

Das in meiner Heimat, der Oberlausitz, überaus häufig gebrauchte Wort hat mich schon als Knaben zum Nachdenken über seine Etymologie veranlaßt. Dem Gebrauche nach deckt es sich mit „bringen", fertig bringen, z. B. in den ganz gewöhnlichen Wendungen „Dås brēt'ch ne, Ich war's ock schun brēten". Daß es etymologisch mit „bringen" nichts zu tun haben kann, war mir freilich bald klar, nicht aber seine Berührung bzw. Ableitung von berēt = bereit, paratus. Darauf wurde ich vielmehr erst aufmerksam durch den Vergleich mit dem Gebrauche des in Österreich (Böhmen) und Süddeutschland so üblichen „schaffen" und „richten". „Was schaffen'S'?" „Ich wer's halt schon richten" sind dem Süddeutschen bzw. Deutschböhmen sehr geläufige Wendungen. Und danach ergab sich nun für mich ganz von selbst der Vergleich mit dem lat. parare. Ganz ebenso, wie man in der Lausitz sagt „Mist breten" (naturalia non sunt turpia!) = breit machen, gebraucht man meiner Ansicht nach „Dås brēt'ch o" = das bereite ich auch, das schaffe, richte ich auch (hoc ego quoque paro).

Dresden-Plauen. Seminaroberlehrer **G. Böhme.**

Bücherbesprechungen.

Stefan George, Zeitgenössische Dichter-Übersetzungen. 2 Bände. Georg Bondi, 1905.

Stefan George bietet hier eine Reihe von französischen, englischen, dänischen, holländischen und italienischen Gedichten in trefflicher kongenialer Übersetzung. Der erste Band enthält Verse von Rosetti, Swinburne, Dowson, Jacobsen, Kloos, Verwey und Vernhaeren; der zweite solche von Verlaine, Mallarmé, Rimband, de Regnier, d'Annunzio u. a.

Diese vor wenigen Jahren noch nicht allgemein bekannten Dichtungen hat George durch Veröffentlichung in den früheren Jahrgängen der „Blüte für die Kunst" in Deutschland verbreiten helfen. An die älteren reiht er einige kaum bekannte jüngere. Der Verlag von Georg Bondi in Berlin hat die Bände geschmackvoll modern ausgestattet, leider sind sie aber in Lettern gedruckt, an die sich das Auge erst mühsam gewöhnen muß.

Dresden. Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

L. Kreutzer, Zehn Mecklenburgische Volkserzählungen. Rostock, Karl Boldt, 1903.

Ludwig Kreutzer gehörte zu den beliebtesten mecklenburgischen Kalenderschriftstellern, der den mecklenburgischen Volkston meisterhaft zu treffen verstand. Er hat größere und kleinere Erzählungen, sowie Bühnenwerke geschrieben, die oft in Dilettantenvereinen aufgeführt werden. Die kleineren einfachen und naturwahren Erzählungen, oft voll köstlichen trockenen Humors, haben ihm vor allem die Herzen des Volkes gewonnen. Der Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche und Mecklenburg-Strehlitzsche Kalender von 1903 (Wismar, Hinstorff) widmet dem im April 1902 verstorbenen Schriftsteller einen warmen Nachruf. Ludwig Kreutzer wurde am 12. Februar 1833 in Dömitz i. M. geboren. Da sein Vater, Lehrer und Organist in Dömitz, früh starb, mußte er sich durch eisernen Fleiß aus eigener Kraft für den Lehrerberuf vorbereiten. 1857 wurde er als Lehrer nach Parchim berufen, 1862 nach Ludwigslust. 1868 wurde er nach Zehlendorf im Amte Güstrow versetzt, wo er bis zum Herbst 1895 wirkte. Dann wurde er wegen eines Augenleidens pensioniert, das allmählich zur völligen Erblindung führte. Er verzog nach Neukalen, wo er am 9. April 1902 starb. Von den im Kalender erschienenen Erzählungen nenne ich: „De nige Amtsdeiner" (1902), „Die Bekehrung im Schnee" (1901), „Scheper Thoms und de Hunnertjöhrig Kalenner" (1900), „Wenn de Minsch Pech hewwen sall" (1899), „De Revolutschon in Düwitz", „'Ne Geschicht von 1848" (1898), „Hans Quast", „'Ne Wahlgeschicht" (1897), „In der Stadt, da ist gut leben, in der Stadt, da möcht' ich sein" (1896), „Jochen Dwaßmann und de Großherzog" (1895), „Alt Weib" (1894), „Der Pfeifen-Inspektor" (1893), „Des Ratsherrn Töchterlein" (1892) und viele andere. Aus diesen Erzählungen sind nun hier zehn der schönsten und charakteristischsten

ausgewählt. Der Rostocker Anzeiger 1902, Nr. 260 schreibt darüber: „Die Geschichten lesen sich so leicht und einfach, wie nur eine Volkserzählung sich lesen kann. Dabei sind sie trefflich unterstützt durch die Bilder Jöhnssens, der sich mit großer Liebe in die Eigenart mecklenburgischen Volkstums vertieft hat. Der alte Bauer Mastig mit seinem runden Hütchen auf dem derben Kopfe und dem langfaltigen Abendmahlsrock ist eine prächtige, dem Künstler überaus gut gelungene Figur, ebenso der „Landrieder" mit seinem prächtigen Dreispitz und seiner altertümlichen Uniform. Das Mecklenburger Land mit seinen prächtigen Waldungen, seiner strotzenden Feldmark und den behaglichen, mit Stroh gedeckten Dorfhäusern ist dem Künstler ganz vortrefflich geglückt. Wir können diese anspruchslosen, warmherzigen Erzählungen, in denen so recht eigentlich mecklenburgisches Blut fließt, aufs lebhafteste empfehlen. Sie sind vor allen Dingen sehr reich an Handlung und bieten in ihrer vornehmen Ausstattung, sei es gebunden oder broschiert, ein Schmuckstück für jeden Büchertisch."

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Hellenische Sänger in deutschen Versen von K. Preisendanz und Franz Hein, mit Zeichnungen von Franz Hein. Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. Preis 1 M.

Vielleicht erscheint es manchem als ein allzu kühnes Wagnis, manchem vielleicht auch als recht überflüssig, Proben altgriechischer lyrischer Poesie in deutschen Übersetzungen zu veröffentlichen in einer Zeit der großen weltbewegenden sozialen Fragen, in einer Zeit heißesten Ringens der Kulturvölker auf den verschiedensten Kampfplätzen des wirtschaftlichen Lebens, in einer Zeit der elektrischen Schnellbahnen und des unaufhaltsamen, staunenswerten Fortschrittes auf allen technischen Gebieten. Und in der Tat, haben wir jetzt wirklich noch Zeit und Stimmung für die Lektüre jener Ergüsse leidenschaftlich erregter Menschenherzen aus längst vergangenen Zeiten, haben wir heute wirklich noch Sinn und Verständnis für jenen zarten Duft, der den lieblichsten Blüten an dem uralten Baume griechischer Poesie entquillt? Wir antworten auf diese Fragen mit einem herzhaften, überzeugten: Ja! Traurig wäre es um unsere Bildung und insbesondere um unsere höhere Jugendbildung bestellt, wenn wir jemals, dem Drängen der Banausen nachgebend, die Antike vergessen und die herrlichen, unsterblichen Erzeugnisse des griechischen Genius als etwas längst Überwundenes zum alten Eisen werfen wollten. Daß auch Kaiser Wilhelm II. auf dem Boden des klassischen Bildungsideals steht, trotzdem dieser doch gewiß ein durchaus moderner Fürst ist, hat er erst kürzlich wieder betont, als er, auf seiner Frühjahrsreise nach den gesegneten Landschaften des Mittelmeeres begriffen, in Korfu auf die Begrüßungsrede des Königs von Griechenland antwortete und dabei von dem „ewig unerschöpflichen Born des klassischen Wissens und Könnens" sprach und mit beredten Worten dem Gedanken Ausdruck verlieh, „es gebe keinen deutschen Mann von Bildung, der nicht von jenen großen und den klassischen Altertümern genährten Idealen erfüllt sei und

dieselben heilig halte". Für diese anerkennenden Worte wollen wir unserem Kaiser von Herzen dankbar sein, um so mehr als schon oft gerade die Wucht seiner Autorität fälschlicherweise von Leuten für sich in Anspruch genommen worden ist, die das klassisch-humanistische Bildungsideal zertrümmern wollten.

Gerade aber in einer Zeit, in der von oft recht oberflächlich gebildeten, unreifen Geistern auf die Antike geschmäht wird, als habe sie uns, „die wir es so herrlich weit gebracht", nichts mehr zu sagen, ist es immer gut, wenn einmal wieder der Beweis erbracht wird, wie nahe unser Denken und Fühlen dem hellenischen verwandt ist, wie geschwisterlich nahe verbunden die Psyche des hellenischen und germanischen Volkes ist. In diesem Sinne will die vorliegende Sammlung wirken, in dieser Absicht werden uns sorgsam, verständnisvoll und mit feinem Geschmack ausgewählte Stücke der griechischen Lyrik vorgelegt. Natürlich streben die Verfasser nicht nach philologischer Genauigkeit oder wortgetreuer Übersetzung; es ist ihnen vielmehr darum zu tun, uns einen vollen Hauch hellenischer Lyrik spüren zu lassen und sie wollen uns einen tiefen Blick tun lassen in die Seelen jener alten Sänger, die, aus gleichem Stoff wie wir geformt, die reiche Skala aller Empfindungen und Stimmungen des menschlichen Herzens so unvergänglich schön und ergreifend widerzuspiegeln wußten. Homo sum, humani nil a me alienum puto, dies Wort gilt auch vom altgriechischen lyrischen Dichter. So ziehen denn in ausgewählten Proben an unserem geistigen Auge Kallinos, Archilochos, Tyrtaios, Mimnermos, Alkaios, Sappho, Anakreon, Ibykos, Pindar, Theognis u. a. vorbei, erlauchte, unsterbliche Namen am Himmel der griechischen Poesie.

Die antiken Metren haben fast überall dem unserem Ohre gewohnten Reime weichen müssen. Daß allerdings auch den antiken Rhythmen sich sehr wohl unsere elastische Muttersprache fügt, hat einerseits Geibel in seinem meisterhaften „Klassischen Liederbuch" anderseits auch die Herausgeber der uns vorliegenden Sammlung bewiesen. So haben sie im sapphischen Versmaße einige Lieder der lesbischen Sängerin sehr hübsch übersetzt; vgl. S. 22 „An Aphrodite" und S. 24 „Eifersucht":

Glücklich ist, glückseliger selbst als Götter,
Wer dir liebestrahlend ins Auge schauen,
Nahe dir vernehmen darf deiner Stimme
Lieblichen Wohllaut.

Hör' ich dein berückendes, sanftes Lachen,
Bebt mein Herz im Busen vor freud'gem Schrecken.
Nur ein Blick auf dich — und Entzücken läßt mich
Jählings verstummen.

Ja, auf meinen Lippen erstarrt das Wort mir,
Wilde Glut durchrieselt die müden Glieder,
Blind fast starrt mein Auge, das Ohr betäubet
Donnerndes Brausen.

Eis'ger Schweiß bricht aus, und schaudernd beb' ich.
Fahler noch denn welkendes Gras zu sehen,
Matt, beraubet aller Besinnung, möcht' ich
Sterben, vergehen.

Wohlgelungene Proben der Übersetzungskunst beider Herausgeber sind noch ein ἐμβατήριον des Tyrtaios (S. 12):

Auf in den Kampf, du Sparterschar,
Die Lanzen hochgeschwungen!
Frisch in Getümmel und Gefahr,
Bis Sieg und Ruhm errungen!
Daß der Soldat sein Leben schont,
Ist man in Sparta nicht gewohnt.

ferner ein Liedchen des Ibykos (S. 43):

Frühling und Liebessturm.

Frühling ist ins Land gezogen,
Und die Quittenbäume blühn.
Fröhlich rauschen blaue Wogen
Um des Gartens junges Grün.
An der schatt'gen Rebenlaube
Schwillt und rundet sich die Traube.

Doch das Herz hat keinen Frieden.
Wie der Thrak'sche Sturmwind braust,
Wenn er unter wildem Wüten
Donnernd durch die Lüfte saust,
Stürmt die Glut mir im Gemüte
— Deine Flamme, Aphrodite!

oder ein Trinklied des Alkaios (S. 20), das Vorbild der herrlichen Horaz-Ode (I. 9) Vides ut alta etc.:

Im Regen kommt nun Zeus gefahren,
Und Stürme brausen rauh und kalt.
Die Bäche rings von Eise starren,
Und weiße Lasten trägt der Wald.

Verscheuch' den Frosthauch aus dem Raume:
Fach' an die Glut und schenk' mir ein!
Dann laß ich mir's auf weichem Flaume
Bei vollem Becher wohlig sein.

endlich noch ein Lied der Sappho (S. 26):

Allein.

Schon ist Selenens bleiches Licht verschwunden
Und der Plejaden heller Schein.
Schon Mitternacht — es rinnen leis die Stunden,
— Ich aber bin allein — —!

Diese Proben mögen genügen, um bei unseren Lesern das Verlangen zu erregen, das treffliche Büchlein noch näher kennen zu lernen. Ein besonderer Reiz desselben liegt endlich noch in den beigegebenen geschmackvollen Bildern, die in glücklicher Weise eine Verbindung zwischen Antike und Moderne herstellen. Wir schließen unsere Besprechung mit dem lebhaften Wunsche, daß das kleine Werk recht viele Leser unter den Gebildeten unseres Volkes finden möge und damit vielen einen hohen ästhetischen Genuß verschaffe, der bisher zumeist nur den zünftigen Philologen vergönnt war.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Goethe en France, étude de littérature comparée von Fernand Baldensperger. Paris, Hachette & Comp., 1904. 392 S. gr. 8°. Preis 7 Frank.

Goethe in Frankreich? Wer die Stimmung der Franzosen gegen ihre rheinischen Grenznachbarn und so auch gegen deren Dichter und Denker nach dem großen Kriege 1870/71 aus Zeitungsberichten oder aus eigener Erfahrung kennen lernte, wird ungläubig bei diesen Worten den Kopf schütteln. Es liegt fürwahr für jene, die diesen Deutschenhaß in fanatischen Ausrufen zu vernehm

Gelegenheit hatten, etwas Paradoxes in dem Titel „Goethe en France", der das Buch des Lyoner Universitätsprofessors Fernand Baldensperger ziert und gewiß auch auf die deutschen Goethefreunde unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben wird. Einigermaßen mit den heutigen Verhältnissen vertraut, kann man nichts Wunderliches mehr darin finden, daß einem deutschen Dichter auf französischem Boden überschwengliche Bewunderung zuteil und jahrelanger Forscherfleiß eines französischen Gelehrten der ästhetischen und literarischen Würdigung eines Poeten deutscher Nation gewidmet wird. Das mag alle jene, die um die völkerfreundlichen Gefühle nicht mit Unrecht besorgt waren, wieder mit Beruhigung erfüllen. Mildere Anschauungen haben in Frankreich heute Platz gegriffen. In den Schulen werden die deutschen Schriftsteller und Dichter gelesen und zwar zu unserem Staunen nicht nur die Klassiker, sondern auch die Literatur über Goethes Tod hinaus. Heine, Scheffel, Auerbach, selbst Rosegger („Als ich ein Waldbauernbub war") und andere Namen prangen in den amtlichen Lehrplänen für die Lyzeen. Wie sollte da des Größten unter den Großen, Goethes, nicht mit besonderer Wertschätzung gedacht sein? Das vorliegende Goethebuch, das sich des Verfassers Arbeit über Gottfried Keller würdig anschließt, belehrt uns aber auch, daß dieser Enthusiasmus für Goethe in noch viel stärkerer Weise zu des Dichters Lebzeiten zum Ausdruck kam, daß das ganze Geistesleben des 19. Jahrhunderts kennbare Spuren des mächtigen Einflusses Goethes aufweist, daß aber diese Begeisterung für den deutschen Dichter je nach dem Geschmack der Zeit wechselte und daher in jenen Tagen, wo Frankreich die schwerste Demütigung erfuhr, in den haßerfüllten Herzen seiner Söhne erlosch.

Baldenspergers Buch ist daher keine Biographie, sondern eine Geschichte des Goetheschen Einflusses in Frankreich, nicht minder aber auch eine Geschichte des literarischen Geschmacks, der sich in der bald steigenden, bald sinkenden Verehrung und in der Bevorzugung gewisser Werke des deutschen Dichters klar widerspiegelt. Von allen Goetheschen Schöpfungen hatte der „Werther" den raschesten und andauerndsten Erfolg. Kurz nach dem Erscheinen rief die erste Übersetzung „Les passions du jeune Werther" Aubrys, eines Grafen von Schmettau, stürmischen Beifall wach. Man sah in Goethe den deutschen Schüler Rousseaus und in dem Werk, bevor man noch von der Wetzlarer Affäre Kenntnis hatte, lediglich eine glückliche Nachahmung der „Nouvelle Heloïse". Dreißig Jahre, ein ganzes Menschenalter, hielt dieser Wertherſturm in Frankreich an. Mehr als 40 Übersetzungen, meistens recht schlechte, erschienen innerhalb dieser Zeit. Und Goethes Roman — ce petit livre d'outre-Rhin, wie ihn die Franzosen nannten — erwies sich sogar als die das kräftig keimende Saatkorn Rousseaus fördernde Sonne. Nicht segnend aber darf man diesen Einfluß nennen, denn der Wertherismus zeitigte wie jede Kunst- und Geistesrichtung auch krankhafte Entartungen. So herrschte in jenen Tagen infolge der modegewordenen Wertherlektüre die Selbstmordmanie, gegen die in Wort und Schrift nicht nur einzelne Apostel, sondern auch ganze Körperschaften auftraten. Man schrieb Preise für solche Arbeiten aus, die

dagegen zielsicher zu Felde zögen, und wünschte den Werther mit seinem verderblichen Einfluß auf alle Stände zum Teufel.

Hand in Hand mit der Lektüre des Romans, feierten die Nachahmungen und Bearbeitungen des Stoffes, auch im Vaudeville, ernst und parodistisch, Triumphe, aber mit der Hingabe an das Werk ward das Verlangen immer reger, den Dichter selbst kennen zu lernen. Daher die vielen Weimarpilger, denen Baldensperger ein eigenes Kapitel „Les visiteurs français de Goethe" widmet. Bekanntes findet sich da neben Neuem. Viele kamen unter dem Kaiserreich auch als Flüchtlinge nach Thüringen. Fast alle äußern aber ihre Enttäuschung, nicht den Griesgram, als den sie sich den Autor des Werkes vorgestellt hatten, in Goethe wiederzuerkennen, sondern einen launigen Weltmann. Namentlich Mme. de Staël und J. J. Ampère können sich kaum darüber beruhigen. Auch Napoleons berühmter Ausspruch „Voilà un homme" ließe sich hiernach eher als die Stimme des Erstaunens, als die des Bewunderns deuten.

Der Einfluß des Werther erstreckt sich aber auch weiter durchs 19. Jahrhundert. Er wirft seine Schatten bis in die Zeit des Romantismus, bis in die Tage Musſets und Quinets, deren krankhafte Muse mit Recht „Le mal du siècle" genannt wird. In dieser Epoche ringt allerdings die fanatische Anhängerschaft des Werther gegen den Faustkult, der merkwürdigerweise nicht mit dem Erscheinen des ersten, sondern erst mit dem des zweiten Teiles der Tragödie in Frankreich beginnt. Aber da trifft der französische Geschmack seine Auswahl in Episoden und Einzelgestalten der gewaltigen Dichtung. Nicht nur französische Lyriker und Vaudevilliſten, sondern auch Maler, Bildhauer und, wie bekannt, Musiker bemächtigten sich des Faustſtoffes. Namentlich äußert sich besondere Vorliebe für die Figur des „Gretchens" in Liedern. Mit dem Faust, der seine Aufnahme in Frankreich hauptsächlich den Übersetzungen von Gérard und Stapfer verdankte, fand auch die Ahasversage in die französische Literatur Eingang.

Die übrigen Werke Goethes fanden weit geringeren Widerhall. Ja die „Iphigenie" und der „Egmont" gingen fast spurlos, was die Produktion betrifft, an dem französischen Geist vorüber, so sehr auch Mme. de Staël nicht als unbefangene Beurteilerin gerade diesen beiden Werken in De l'Allemagne rückhaltlose Bewunderung zollt. Die Stimmen der Kritik behaupteten aber, soweit sie sich vernehmen ließen, daß es doch keines deutschen Dichters bedürfe, um griechische Schauspiele darzubieten. Als Seitenstück zu diesem engherzigen Standpunkte mag erwähnt werden, wie der „Götz" nur deshalb Verurteilung erfuhr, weil sein häufiger Szenenwechsel der althergebrachten Regel von den drei Einheiten widerspreche. „Clavigo" aber, der ohnehin französischer Herkunft war, wurde ohne Schonung des Goetheschen Dialogs nach allen Unsitten literarischen Piratentums gebrandschatzt. Wenn ferner Goethes wissenschaftliche Arbeiten Leser in Frankreich fanden, so verdankten sie es einzelnen Besuchern, die, selbst auf diesem Gebiete Fachleute, mit Goethe aus dem gleichen

Interesse in Verkehr traten. Der „Wilhelm Meister", der bruchstückweise übersetzt wurde, hat keineswegs Schule gemacht, dagegen lassen sich die Einflüsse der „Wahlverwandtschaften" („Les affinités") im psychologischen Roman deutlich genug nachweisen und zwar schon in Stendhals „Rouge et Noir", in dem sogar ein Kapitel diesen Titel trägt. Nachhaltig hat Goethes Lyrik den jüngeren Dichtergenerationen, den „Impassibles" und den „Parnassiens", zum Vorbild gedient, bis die deutschen Kriegstrompeten den französischen Liederfrühling übertönten.

Einem Kapitel, das „La culture du moi" betitelt ist, sei besondere Beachtung geschenkt. Die darin ausgesprochene Ansicht, daß jeder Schaffende, der Künstler, der Gelehrte, der Dichter aus Egoismus an sein Werk gehe, stammt aus den Dialogues philosophiques Renans (1876), desselben Schriftstellers, der es ganz natürlich findet, daß Goethe seine Selbstbiographie, die als solche dichterische Mittel erfordert, „Dichtung und Wahrheit" genannt hat. Als man sich mit dieser Frage beschäftigte, war der Goethekult, die „Goetholâtrie", wohl auf ihrem Gipfel angelangt. Man sprach nur von dem sublimen, dem göttlichen, dem olympischen Goethe, selbst kurz nach dem Kriege fanden sich einzelne Schriftsteller, die rundweg erklärten: „Admirer Goethe, ce n'est point admirer l'Allemagne, encore moins la Prusse." Dagegen fehlt es auch nicht in jüngerer Zeit an Stimmen (z. B. G. Deschamps in einem Artikel „Le Pontife du dilettantisme allemand"), die sich gegen das flunkerhafte Vergrößern des Idols wenden.

Aus Baldensbergers eingehenden Betrachtungen gewinnt man den Eindruck, daß die Franzosen für Schiller lange nicht das lebhafte Verständnis wie für Goethe zeigten. Insbesondere die bilderreiche Sprache des ersteren, die gerade in der Übersetzung ihren Reiz und ihre Gewalt einbüßt, mag nicht wenig Schuld daran tragen. Man sieht aber, wie sich eigentlich der Einfluß Goethes auf das französische Geistesleben nur auf den „Werther" gründet. Der Faust fand ebensoviele Anhänger als Gegner. Und es ist Tatsache, daß gerade die größten Faustenthusiasten in Frankreich die Dichtung am schlechtesten und wenigsten verstanden haben. Sonst herrschte eine geradezu kleinliche Unwissenheit in bezug auf Goethe. Das beweist vielleicht schon die verschiedene Aussprache des Namens, die bald Goët, auf poète, bald Gueut, auf meute reimend, aber auch nicht allzu selten gout lautet.

Das Buch des geschätzten Verfassers wird dem deutschen Goetheforscher vielleicht mehr durch sein reiches bibliographisches Material, als durch die darin vom französischen Standpunkte aufgestellten Behauptungen nützen. Auch sind die darin zitierten Stellen aus Büchern und Zeitungen nicht immer von autoritativem Werte. Um den Nebentitel „Etude de littérature comparée" voll und ganz rechtfertigen zu können, hätte auch der französische Einfluß auf den Dichter Berücksichtigung finden müssen, ohne den, wie in der Einleitung trefflich gesagt ist, ein Goethe auch für die Deutschen eigentlich undenkbar wäre.

Znaim b. Wien. **W. A. Hammer.**

Zeitschriften.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 47. Heft (Nr. 266—271). Inhalt: Erziehungsromane. Von O. B. — Drei Goethe-Schriften. Von Ludwig Geiger (Berlin). — Klara Viebigs „Schlafendes Heer" (Studie zur Technik des modernen Romans). Von G. Herzberg.

—— 48. Heft (Nr. 272—277). Inhalt: Der Schlußband der Nietzsche-Biographie. Von O. B. — Zur Lichtenberg-Literatur. Von Alfred v. Mensi. — Dichter über Dichter. Von Albert Geiger. — Die deutsche Übersetzung der großen Goeschen-Biographie. Von Ludwig Geiger.

—— 49. Heft (Nr. 278—283). Inhalt: Roseggers „Frohe Botschaft". Von O. B. — Schillers Jugendfreunde. Von Hermann Fischer (Tübingen). — Ein neues Buch über Rubens. Von Carl Maria Cornelius (Freiburg i. B.).

—— 50. Heft (Nr. 284—289). Inhalt: Der junge Goethe. Von Karl Borinski (München). — Die Religion unserer Klassiker. Von Else Zurhellen-Pfleiderer.

—— Jahrg. 1905. Heft 1 (Nr. 1—5). Inhalt: Ein Neujahrswunsch Goethes. Von O. B. — Wilhelm von Humboldt über Charakterstudium und Charakterbildung. Von Robert Petsch. — Schiller im Urteile der Zeitgenossen. Von Ludwig Geiger.

—— Heft 2 (Nr. 6—11). Inhalt: Briefe von Henrik Ibsen. Von O. B. — Eduard Reuß und Heinrich Graf in ihren Briefen. Von E. Kautzsch in Halle a. S. — Essays und Erinnerungen von Theodor Gomperz. — Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland. Von Dr. Max Kemmerich in München.

—— Heft 3 (Nr. 12—17). Deutsches Leben in Südamerika. V. Von Wilhelm Lacmann. — Schiller auf der Krankenstube der Militärakademie und die Entstehung der Räuber. Von Rudolf Krauß.

—— Heft 4 (Nr. 18—23). Inhalt: Dr. Gustav Ludwig †. Von Dr. Fritz Rintelen. — Deutsches Leben in Südamerika. VI. Von Wilhelm Lacmann.

Der Türmer. 7. Jahrg. 1905. Heft 4. Inhalt: Religion und Christentum in Haeckels Lebenswundern. Von Dr. Fr. W. Foerster in Zürich. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende. Von Johannes Dose. — Gedanken einer Frau über Frauen. Von Augusta Bender. — Die homerische Welt. Von Prof. Dr. L. Gurlitt.

—— Heft 5. Inhalt: Die gelbe Gefahr. Von Paul Dehn. — Vor der Sündflut. Erzählung von Rungholts Ende. Von Johannes Dose. — Montesquieu. Von Eduard Engel.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Februar-Heft. Inhalt: Hans Kamp. Roman von Adeline Gräfin zu Rantzau. — Die alte Geschichte. Gedicht von Georg Busse-Palma. (Mit Vignette.) — Goya. Von Dr. Richard Oertel. (Mit 2 Einschaltbildern und 26 Textabbildungen.) — Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Aus den Memoiren von Fritz Reuters Franzos. (Mit zwei Bildnissen.) Von Dr. Edm. von Freyhold. — Hofnarren. Eine kulturgeschichtliche Skizze von Georg Buß. (Mit 13 Abbildungen in Tondruck.)

Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel. 3. Jahrg. Heft 3. Inhalt: Bekanntmachungen von Vereinen und Versammlungen. — Lehr- und Lernmittel. — Abhandlungen. Schulspaziergang auf Grund von Breull-Doering, Heimatkarte von Dresden und Umgebung. Von Dr. Carl in Dresden.

—— Heft 4. Inhalt: Bekanntmachungen von Vereinen und Versammlungen. — Lehr- und Lernmittel. — Abhandlungen. Die vier Jahreszeiten. (2. Abhandlung: Hölzels Anschauungsbilder.) Von Max Eschner. — Quellennachweis zu pädagogischen Zeitfragen: Die Simultanschule. Von H. Thierack.

Der Deutsche Schulmann. 7. Jahrg. Heft 12. Inhalt: Robinson und die Robinsonaden in unserer Jugendliteratur. Von A. H.

Pädagogische Studien. 25. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Dr. E. Meltzer, Die staatliche Schwachsinnigenfürsorge im

Königreich Sachsen. — Dr. Grimm, Einiges von der Kunst in der Schule. — 26. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Dr. Hermann Popig, Herbarts Gedanken über das Verhältnis der Erziehung zum Staate. — Marx Lobsien, Über Gedächtnistypen.

Alemannia. Band 5. Heft 3. Inhalt: Dr. Johannes Beinert, Deutsche Quellen und Vorbilder zu H. M. Moscheroschs Geschichte Philanders von Sittewald.

— Heft 4. Inhalt: Dr. Oskar Haffner, Anfänge der neuhochdeutschen Schriftsprache zu Freiburg im Breisgau. — Benedikt Schwarz, Ein Brief Lavaters.

Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus. Oktoberheft 1904. Inhalt: Das moderne Schulhaus und seine künstlerische Gestaltung. Von David Koch. Mit 12 Abbildungen — Sprache und Dichtkunst in der Schule. Nachklänge des Weimarer Kunsterziehungstages. Von Prof. Dr. Konrad Lange in Tübingen.

Kind und Kunst. 1. Jahrg. Heft 2. Inhalt: Kindliche Modellierarbeiten. Von Dr. Max Osborn, Berlin. — „Skaski", Russische illustrierte Kinder- und Volksmärchen. Von Johanna Kanoldt, Karlsruhe. — Die Puppe als Spielzeug für das Kind. Von Direktor Hans Boesch, Nürnberg. — Einige Grundfragen der Erziehung. Von Direktor Dr. Pabst, Leipzig. — Die praktischen Ergebnisse der kunstpädagogischen Bewegung. Von Dr. M. Spanier, Münster i. W. — Acht Gedichte. Von Gustav Falke, Hamburg, und Martin Boelitz, Nürnberg. — Zwei Märchen. Von Marie Czygan und M. Waldemar.

Aus den Sachsenlanden. Lieferung 2. Inhalt: Vom älteren Volkslied in sächsischen Landen. Von Prof. Dr. Julius Sahr. — Aus Sachsens theatergeschichtlicher Vergangenheit. Von Adolf Winds. — Die Entwickelung des Heerwesens in Sachsen. Von Max Dittrich. — Jagdschloß Moritzburg. Von Hans Stöhr. — Von Versailles nach Dresden. Von W. Kirchbach.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. 13. und 14. Bandes 10. Heft. Inhalt: Heraklit der Dunkle. Von Prof. Dr. Adolf Brieger in Halle a. S. — Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Prof. Dr. August Messer in Gießen. — Die neuere Theologie und ihre Bedeutung für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Schulen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Max Consbruch in Halle.

Monatsschrift für höhere Schulen. 3. Jahrg. 11. Heft. November. Inhalt: Realschulbildung und juristisches Studium. Von Prof. Dr. B. Kübler an der Universität in Berlin. — Was lesen unsere älteren Schüler? Von Oberlehrer Dr. Th. Herold in Düsseldorf.

— 12. Heft. Dezember. Inhalt: Erziehung zur Selbständigkeit. Von Oberlehrer Prof. Dr. L. Martens in Elberfeld. — Schillers philosophische Gedichte in der Oberklasse. Von Dr. R. Petsch, Dozent an der Universität Würzburg. — War Horaz Jäger? Von Prof. Dr. O. A. Hoffmann in Sondershausen.

— 4. Jahrg. 1. Heft. Januar. Inhalt: Freude an der Schule. Von Geh. Oberregierungsrat Dr. A. Matthias in Berlin. — Kleinstadt-Gymnasien. Von Oberlehrer Dr. P. Lorentz in Sorau. — Vom Kulturwert der deutschen Schule. Von Oberlehrer Dr. B. Baumgarten in Magdeburg.

Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band 12, Heft 4. Inhalt: E. Falch, Kritisches zum Unterrichtsprogramm für die deutsche Sprache an den bayerischen Industrieschulen. — W. Medicus, Gedanken zu einer Reform der Realschulen.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

R. Reinick als Erzieher.

Zur Hundertjahrfeier ſeiner Geburt.

Von Prof. Dr. **Leo Langer** in Villach.

Am 22. Februar des Jahres 1805 erblickte Robert Reinick in Danzig das Licht der Welt. Er hatte eine Doppelnatur, denn er war Maler und Dichter zugleich. Wohl klagt er ſelbſt über dieſe „gefährliche Nachbarſchaft“:

Ach, was iſt das für ein Grauſen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in einer Seele hauſen!
Nimmer gibt es ſchlimm're Wichter.

Doch iſt ihm damit nicht Ernſt; in Wahrheit haben dieſe beiden Seiten ſeines Weſens einander unterſtützt und ein großer Teil ſeines Erfolges iſt der maleriſchen Anſchaulichkeit ſeiner Dichtung zuzuſchreiben.

Reinick iſt vor allem Lyriker. Er hat mit Kugler, dem bekannten Kunſthiſtoriker, das „Liederbuch für deutſche Künſtler“ herausgegeben, er hat die „Lieder eines Malers“ geſungen, die durch die Randzeichnungen ſeiner Freunde Leſſing, Schadow, Achenbach, Schrödter, Steinbrück, Ehrhardt, Kretzſchmer, Plüddemann, Rethel, Hübner, Bürkner u. a. doppelten Kunſtwert erhielten, er hat zu Rethels Totentanze friedfertige Verſe gedichtet, ſeine „Lieder“, die zum erſtenmal im Jahre 1844 erſchienen, vereinigen ſtudentiſch munteren Frohſinn, zarte, keuſche Liebestöne in Mörikes Art, innige Naturlieder und düſtere Balladen, wie ſie die ſchwäbiſche Schule liebt, immer aber ſind ſie ſo klangvoll und melodienreich, daß die bedeutendſten Komponiſten durch ihre Sangbarkeit angelockt wurden; ich brauche bloß an Marſchner, Lindpaintner, Reiſſiger, Spohr, Kücken und Meiſter Schumann zu erinnern.

Den größten Ruhm aber hat ſich Robert Reinick als Dichter und Erzähler der Jugend erworben. Er hat im Jahre 1845 das „Illuſtrierte Abc-Buch für kleine und große Kinder“ und in den Jahren 1849 bis 1852 mit Bürkner den „Illuſtrierten Jugendkalender“ herausgegeben, er hat für die Kleinen Lieder und Fabeln erſonnen und ihnen prächtige Märchen erzählt. Alle dieſe Dichtungen liegen uns ſorgfältig geſammelt mit den reizenden Bildern der Originalausgaben und neuen künſtleriſchen Vollbildern geſchmückt, in einem ſtattlichen Quartbande vor, der unter dem Namen

„Robert Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“ soeben in 14. Auflage erschienen ist.[1]) Auf dieses Buch soll immer verwiesen werden, wenn wir jetzt daran gehen, Reinicks erziehliche Tätigkeit zu würdigen.

Reinick war zum Dichter der Jugend wie geschaffen. Denn er liebte die Kinder auch als Mensch, und „Onkel Robert“ war in Danzig eine beliebte Erscheinung. An ihm war alles unmittelbare Natur, seine Lieder quollen aus einer vollen, fühlenden Brust, er sprach mit den Kindern in seinem ungekünstelten Herzenston. Nur Gefühltes zu singen, war ihm die heiligste „Sängerpflicht“:

Willst du recht vom Leben singen,
Seiner Lust und seinem Schmerz,
Mußt du tief ins Leben dringen,
Öffnen ihm dein volles Herz.
Liebe muß dich ganz durchschwingen,
Viele Lust dein eigen werden;
Und manch großer Schmerz auf Erden
Muß zu deiner Seele dringen,
Muß dein armes Herz durchwühlen —
Du mußt fühlen!

Er singt, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet („Heraus“, „Laut und traut“), ein Vöglein gibt ihm folgenden „lustigen Rat“, den er gründlich befolgt:

Dichterlein, Dichterlein,
Treibe nicht Faxen;
Ist nur dein Schnäbelein
Zum Singen gewachsen,
Rührt sich's im Herzen dein,
Jauchz' in die Welt hinein!
Grübeln, du armer Wicht,
Tauget zum Singen nicht!

(Vgl. „Das übergelehrte Kind“, S. 138.)

Reinick fühlt sich selbst als ein Kind. Darum erhebt er die edle Forderung „Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!“ Darum ruft er „auf dem See“ die stolzen Worte aus: „Ich bin ein Kind! Wer will mich stören in meiner duft'gen Zauberwelt?“ Mit inniger Liebe zu den Kleinen schildert er uns „Das Kind am Abend“, das sich schläfrig an die liebe Mutter schmiegt und, ehe es schlafen geht, noch fragt: „Bist mir auch gut, lieb Vater, liebe Mutter?“

O Kindeseinfalt, wie erschließest du
In wenig Worten oft ein Paradies
Von Unschuld uns und reiner Frömmigkeit!

Und diese Liebe, sie lächelt uns wohltuend auch aus seinen neckischen Kinderreimen entgegen. So sagt er vorwurfsvoll zu dem kleinen „Steckenpferdreiter“ (S. 121):

1) Bielefeld und Leipzig bei Velhagen & Klasing 1905. M. 5. gbd.

Nun ist er heimgekehrt vom Ritt,
Was bringt Er denn den Kindern mit?
Er Schelm! Dran hat Er nicht gedacht?
Das Geld vertan, nichts mitgebracht!

Das „Weihnachtsfest" aber erfüllt ihn schon deshalb mit solchem Glücke, weil er betrachten kann „der Kindlein Mienen, von Licht und Lust beschienen". — In die Tiefe der Kindesseele zu schauen und ihre Geheimnisse zu ergründen, erscheint ihm als die hehrste Aufgabe. So zeichnet er die ahnungsvolle Kindesseele in seiner Ballade „Mondwanderung"; „Das Sturm-Roß" malt die Herzenspein des Sündenkindes, des Kindes rührende Einfalt und Schlichtheit tritt in dem Gespräche zwischen der Großmutter und der Enkelin zutage. Am liebsten aber versenkt er sich in das reine, klare, frohe Kinderherz, psychischen Rätseln geht er aus dem Wege.

Und weil kindliches Wesen seine ganze Dichtung verklärt, entnimmt er auch vorzüglich Bilder und Vergleiche aus dem Kinderleben. Der „schlafende Apfel" (24) mit seinen roten Bäckchen gleicht einem Kinde, er wird vom Winde aufgeweckt, die kleine „Wolke" „zog leicht und freudig wie ein blühendes, spielendes Kind durch den blauen Himmel" (28), die untergehende Sonne in der Erzählung von den „Nußdieben" wirft wie ein lustiges Kind, das eben zu Bette gehen will, die freundlichsten Blicke auf die Erde herunter (67). Besonders der Frühling ist ein lustiger Knabe („Zwei Sommerlieder" 111), während der Sommer schon ein gereifter Mann ist; die „Frühlingsglocken" läuten des schönen Lenzes Geburt ein (113):

Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!

Ihr Quellen all
Erwacht im Tal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Auch unser Dichter plaudert so gern mit den Kindern in seinem köstlichen Frohsinn. Alles singt und klingt und jauchzt und hüpft in Reinicks Liedern, alles strahlt und glänzt im hellen Sonnenscheine, unter duftenden Blumen. „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!" „Wohin mit der Freud'?" so ruft er wiederholt mit übervollem Herzen (114), in seiner Poesie herrscht kindlicher Übermut. Mag er die „Bremse" (26) auf ihren Fluchtversuchen verfolgen mit ihrem drolligen Summ und Wumm, mag er die Henne verspotten (40), die trotz ihres Gegackers schließlich ein taubes Ei legt, mag er den „närrischen Tanz" der wackelnden Gänse und Enten schildern (97) oder des Affen und Papageien Dünkel (66), immer führt der köstlichste Humor seine Feder. Das nächtliche Konzert der „Kätzchen" (46),

die Prahlereien des feigen Hasen (164) sind ebenso drollig wie des Knaben „großes Geheimnis“. Dieser will das Geplauder der Wellen erlauschen, er fällt in den Bach. Gefragt, was ihm dieser erzählte, erwidert er

Ein groß Geheimnis ist,
Was er mir sagte, wißt!
Er sagte: — Wißt ihr was? —
Das Wasser, das macht naß! (188)

Ergötzlich ist auch die Moralpredigt, die der brave Hund der unreinen Sau hält, indem er auf ihr pädagogisches Gewissen zu wirken sucht (77):

Hör, Frau Sau, nimm dich in acht!
Deine Kinder, eh' du's gedacht,
Werden — ich sprech', wie ich es meine —
Wenn's so fortgeht — rechte Schweine.

Humorvoll sind auch die Geschichtchen und Märchen. Liegt nicht eine köstliche Satire darin, wenn in der „Hühnerwirtschaft“ (118) Hähnel und Gockelmann in einen geschwisterlichen Streit geraten und Hähnel seinen Bruder einen dummen Jungen nennt, der darauf mit einer Forderung auf Sporen und Schnäbel erwidert? Ist es nicht grotesk, wenn die Wurst als Köchin selbst durch den kochenden Kohl läuft, damit dieser schmackhafter werde („Die Hausgenossen“ 129), oder das Wachtelhündchen den stolzen Hahn schildert und sich nicht genug wundern kann, daß er seinen Federbusch nicht, wie die Offiziere auf den Hut, sondern hinten an den Leib steckte (30)? Possierlich ist auch die steife Grandezza des Fürsten Nußknacker, dem sich bald die „Wurzelprinzessin“ anpaßt, die Heldin des schönsten Reinickschen Märchens (196).

Wackere Knaben und heitere Mädchen will der Dichter heranziehen, nicht verträumte und verspielte Puppen und Musterkinder, darum weht auch ein frischer Ton durch seine Lieder, darum sind auch frische, lebensmutige Gestalten in den Mittelpunkt seiner Märchen und Erzählungen gestellt. „Wachet auf! Wachet auf!“ ruft der Hahn, ruft die Sonne den schlafenden Kindern zu (147), in die freie Natur jagt der Dichter die Kleinen (154):

Scheint dir der Frühling ins Haus,
Mach dich auf! Lauf hinaus, lauf hinaus!

Ein wackerer Junge ist „Hans Lustig“ in der gleichnamigen Erzählung (156), schon als Kind stets heiter; er blickt mit seinen pfiffigen, klugen Augen munter in die Welt und bringt es auch aus eigener Kraft zu was Rechtem. Ein frischer, flotter Soldat ist der Held der „Waldmühle“ (49), er nimmt alles auf die leichte Seite. In dem finsteren Walde tröstet er sich damit, daß es sich im Schatten besser marschiere und der Tabak im Pfeifel nicht so flink verpafft und jedes Lied besser klingt; ohne Besinnen

nimmt er Besitz von der Waldmühle, aller Spuk kann ihn in seinem gesunden Schlafe nicht stören, seinen Humor, seinen gesunden Mutterwitz nicht trüben. Tatkräftig und frisch ist auch der fleißige Handwerksbursche in dem Märchen „Der Faule und der Fleißige" (36), der auf Schusters Rappen zu rechter Zeit in das Schloß des Glückes gelangt.

Als Erzieher bewährt sich Reinick auch dadurch, daß er ein Lobredner wird der Natur und ein Prediger des Tierschutzes, denn unter den Wundern der Schöpfung soll sich ein gesundes Kindesherz heimisch fühlen.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur!
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum' und Blütenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

„Der Jahreslauf im Kinderleben" (170) schließt sich innig an das Erwachen, Reifen und das Ersterben der Natur, vier reizende Wiegenlieder singt der Dichter, für jede Jahreszeit eines, und es lebt und webt frisch pulsierend um die Schlummerstätte des Säuglings (32). Zart und duftig schildert der Naturfreund den Frühling, den die „Frühlingsglocken" einläuten — „Schnee-, Mai- und Blauglöckchen" (113); er läßt den „Frühlingsruf" ertönen (64), schildert das Wohlige der „Mailuft" (113) und spendet dem Lenze noch viele poetische Gaben (78, 94, 125, 135, 154). In der „Wurzelprinzessin", einem Märchen von inniger Naturliebe, fabuliert er von dem zaubervollen Frühlingsfeste auf der Nußwiese (198), die arme Mutter der „Spitzenchristel" betet in dem „unermeßlichen Dome der Natur" (19) doppelt andächtig, „Die drei Schwestern" (148) aber, die wegen ihrer Habgier und Hartherzigkeit in einen Raben, eine Krähe und eine Elster verwandelt werden, sind so gefühllos, daß sie am herrlichsten Maientage mitten im Walde die Sonne nicht sehen, nicht die Wölkchen, die blühenden Apfelbäume, die singenden Vöglein und summenden Fliegen. „Badefreuden" (111) und „Ernteluft" (64, 93), „Sonntagsmorgen" (115) und „Morgenglück" finden lieblichen Ausdruck (147). Der Dichter weilt „abends im Walde" (79), um Erdbeeren zu suchen, und preist dessen Zauber so begeistert wie Eichendorff, er singt dabei ein frisches Liedchen (143):

Die Sonne schien so lustig drauß';
Es ging ein Kind durch den Wald zu Haus:
Trali, Trala! Wie sang es da!
Trali, Trala! Wie klang es da
So hell in dem grünen Walde!

Aber auch der Winter hat seine Freuden: Weihnachtsglück und Schneevergnügen (65, 137 u. ö.).

Allerlei Getier belebt die wechselnden Naturbilder; besonders gern betrachtet der Dichter die lieben Tiere des Hauses und Hofes, die dem Kinde am vertrautesten sind. Die Wiegenlieder (32) verweben liebevoll das Tierleben mit dem Leben des Kindes und seiner Vorstellungswelt: Singvögelein, Mäuschen, Fliegen und Häschen müssen die Kleinen in den Schlaf lullen. In den Sprüchlein spielen die vierfüßigen und gefiederten Genossen des „Bauernhofes" eine belehrende Rolle (40): die gackernde Henne, die mit vielem Geschrei ihr Legeamt rühmt, die miteinander geschwisterlich spielenden Täubchen, der heuchlerische Rabe, der den Tod des Regenwurmes beklagt, das treue Schwalbenmütterlein, das schmutzige Schwein, die plappernden Störche, die trotz ihrer Reisen nicht klüger werden, das knuspernde Eichkätzchen, der Sperling, die um die jungen Enten bekümmerte Henne, der dumme Hund, der schläfrige Pudel und die Stute, ihr Füllen anwiehernd. Auch in den „Ringelreihen" (106) und den „Reimen für kleine Kinder" wimmelt es von Fröschen und Fischen, Bachstelzen und Graumäuschen, von Mise-Kätzchen und Putt-Hühnchen, von Schäfchen und Schnatter-Entchen. Immer und überall verrät sich eine feine Beobachtung des Kleinlebens in der Natur.

Und die Tiere halten gute Kameradschaft mit den Kindern. Diese schmausten im Garten, nun spielen sie. Als sie zum Tische zurückkehren, finden sie diesen besetzt von einer „frechen Gesellschaft":

Jungfer Ent' und Fräulein Taube,
Madam Huhn, Herr Spatz, Herr Hahn
Nebst Familie waren da (96).

„Der Hahn" in seinem feigen Eigendünkel (127), die netten Familienszenen der edlen Sippe Hennings („Hühnerwirtschaft" 116), die drolligen Abenteuer der kleinen „Wachtelhündchen" (29) und deren dumme Streiche, „der faule" Junge, der seinen Spitz abzurichten sucht (185), das dumme „Kaninchen" (185), das sind malerische Genrebildchen. Und diese Tiere gebärden sich wie die Kinderchen. Das humorvolle „Käferlied" (163) erzählt von drei dummen „Käferknaben", Hühner und Wachtelhündchen sind recht ungeschickte Kinder, und von den Gänsen heißt es (126):

Nun wackelt einst von ungefähr
Frau Gans mit ihrem Mann daher
Und vor den lieben Eltern wandern
Die Kinderchen, eins nach dem andern.

Aus dieser Liebe zu dem Getier erwächst die ethische Forderung des Tierschutzes. Der sympathische Soldat in der „Waldmühle" liebte jedes Tier, „die Bewohner des Hauses, die Henne, die Katze, vornehmlich aber die Lachtaube hatte er lieb gewonnen. Sie waren freilich nichts anderes als Tiere, aber er hatte nun ein für allemal jedes Tier stets gern gehabt.

Auch den Kettenhund fütterte er treulich, selbſt den Eſel da draußen auf dem Hofe mochte er wohl leiden“ (55). „Hans Luſtig“ liebt den Pudel Mohr und nächſt dem Menſchen jedes Tier (156), Andres in den „Nußdieben“ fühlt, als er mehrere Nachtſtunden im Regen auf dem Nußbaume zubringen muß, trotz eigener Qual mitleidig, „wie es den armen kleinen Vöglein in ſolchem Regen zumute ſein muß“ (73), die Wurzelmännchen ſind große Vogelfreunde, die „Wurzelprinzeſſin“ aber verfolgt, als ſie als Fürſtin Nußknacker herzlos wird, jedes geflügelte Tier, in den Tagen der Reue nimmt ſie ſich dafür aller verwaiſten Vöglein an und zerreißt die Netze der Vogelſteller (199, 205, 208). „Die Hirſche im Wildgarten“ (77) klagen über den Verluſt ihrer Freiheit, „der Sperling am Fenſter“ (155) bietet der Mutter Gelegenheit, ihrem Kindchen Mitleid mit den darbenden Vöglein einzuflößen, die Knaben endlich beim „Vogelſchießen“ (128) nach hölzernen Zielen tröſten die geflügelten Sänger:

Ihr Vöglein in den Lüften
Ihr habet vor uns Ruh',
Kommt nur, ihr luſt'gen Pfeifer,
Und macht Muſik dazu!

Bewunderungswürdig iſt Reinicks Gabe, mit den Kindern in ihrer Sprache zu ſprechen, mag er Wiegenlieder ſingen oder höheren Flug nehmen. Immer werden die Kinder mit ihrem Intereſſe in die ſchlichte Handlung hineingezogen, durch Zwiſchenfragen und Einwürfe gefeſſelt — ſo im „Weihnachtsaufzug“ (65) —, er weiß ſie heiter zu ſtimmen oder die kindliche Anteilnahme durch zarte Naturbilder zu wecken. Klangmalereien und einſchmeichelnde Kehrreime tragen viel dazu bei, ſeine Liedchen in das kindliche Herz wirkſam einzuprägen. Stets wählt er eine dem Kinde vertraute Umgebung; Haus und Hof, Garten und Flur mit ihren gewohnten Erſcheinungen, Spielzeug und bekannte Tiere bilden das „Milieu“ ſeiner Kinderwelt, die er in traulichen, das junge Herz anheimelnden Situationen darſtellt. Unter dem früchtereichen Apfelbaume (24, 93), beim Soldatenſpiele (27), hoch zu Roß auf dem Steckenpferde oder gar auf einem lebenden Gaule (121, 144, 48), über die Bücher gebeugt und der „Verſuchung“ durch Vöglein, Sonne und Apfelbaum ausgeſetzt (94), mit dem Schneemann oder dem gelehrigen Pudel beſchäftigt, ſo ſtellt er ſeine Kindergeſtalten dar, immer friſch, luſtig und ungeſchminkt. Man höre:

Der Wagen voll Heu,
Der kommt von der Wieſe
Und oben darauf
Sitzt der Hans und die Lieſe.

Die jodeln und jauchzen
Und lachen alle beid'
Und das klingt durch den Abend,
Es iſt eine Freud'!

Und dieſe Kinder, mögen ſie auch noch ſo brav und geſittet ſein, ſind nie ſteife, altkluge Puppen; man braucht bloß das „Kindergeſpräch“

belauschen (98) oder an die „Spitzenchristel" in der gleichnamigen Erzählung zu denken, die im Gefängnisse trotz all ihres Leides des Erntefestes in der Heimat sich erinnert, das dort gerade gefeiert wird, und all der lustigen Spiele hinter der Ruine (17). Innig versenkt er sich in das Seelenleben des Kindes: wenn er den „Jahreslauf" seiner Spiele und Vergnügungen schildert (170), wenn er von der Schlacht der Holzsoldaten und Hampelmänner gegen die Wanderratten und die Wurzelmännchen fabuliert (196), vom Zauber der „Schilfinsel" (99), vom „Prinzen Goldfisch und dem Fischermädchen" (175). Bald plaudert er von der trauten Heimat und dann wieder von fernen Märchenwelten und Zeiten, wie im „Römischen Fuhrmanne" (25), wo er den Zauber der idealen Ferne voll und ganz auf die junge Welt wirken läßt.

Und es lösen sich auch plastische Kindergestalten aus seinen Liedern und Geschichtchen heraus: „Marie" (62), die Lebensretterin ihres Schwesterchens, die unschuldig verurteilte „Spitzenchristel" (10), der arme, mißbrauchte Andres in den „Nußdieben" (67). So streift er auch die Tragik im Kindesleben, selbst im schlichtesten Sprüchlein gelingt es ihm (41):

Täubchen im Sonnenschein,
Möcht' mit euch fliegen,
Stets so beisammen sein,
Wohnen in einem Schlag,
Spielen auf einem Dach,
Welch ein Vergnügen!
Viel arme Kinderlein
Haben kein Schwesterlein,
Haben kein Brüderlein,
Spielen so ganz, so ganz allein.

Und so ist Reinick auch kein pedantischer Moralprediger, seine Belehrung ergibt sich ungezwungen aus neckischen Liedchen, kurzen Sprüchlein, die aber nie einer anschaulichen Handlung entbehren, aus kurzweiligen Märchen und Geschichtchen. Geradezu klassisch ist z. B. die Art, wie er aus dem Ehr- und Nationalgefühle des deutschen Knaben seine Wahrheitsliebe als ethische Forderung ableitet, und nicht mit Unrecht ist daher Reinicks „Deutscher Rat" in dem erwähnten Sammelbande an die Spitze gestellt.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran.
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer,
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Und so kommt er allmählich, ganz ungezwungen zu der Schlußfolgerung:

Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

Der Dichter legt den Kindern die Liebe zu den Eltern an das Herz, indem er Kinder darſtellt, die von dieſer Liebe durchdrungen ſind. Ich erwähne nur „Hans Luſtig“ (158), die „Spitzenchriſtel“ (17), das ſchöne kindliche Liedchen „Der Mutter vorzuſingen“ (146), die ſchöne Elsbeth („Prinz Goldfiſch und das Fiſchermädchen“, 180), die ihre Schönheit für die Geneſung des Vaters opfern will, und eine Stelle in der „Waldmühle“, die mehr wirkt als eine lange Moralpredigt über dieſen Gegenſtand. Der ſonſt ſo heitere Soldat „ging auf den Zehen zu ſeinem Torniſter und holte einen Brief daraus hervor und las ſo andächtig darin, als wär's ein Gebetbuch. Den Brief hatte ſeine liebe Mutter ihm kürzlich von Hauſe geſchrieben. Die lange Pfeife ſtak ihm dabei noch immer im Munde, aber die brannte ſchon lange nicht mehr, ohne daß er es ſelbſt gemerkt hätte. Das kam ſelten in ſeinem Leben vor . . .“ (54). Und auch die ganze Fülle der Mutterliebe ſieht das Kind an den beſorgten Eltern der Liedchen, Märchen und Erzählungen, es lernt dieſes Gefühl auch bei den Tieren ſchätzen, es beobachtet das Schwalbenmütterlein im Neſtchen (42), die kummervolle Henne (42, 45), die fröhliche Stute mit ihrem Füllen (47).

So erhalten die Kleinen Einblick beſonders in das ländliche Leben, aber auch andere Stände und Verhältniſſe werden berührt; ſo werden die armen Spitzenklöppler im Erzgebirge in der „Spitzenchriſtel“ erwähnt.

Zu allen dieſen Eigenſchaften des Dichters tritt eine gläubige Frömmigkeit, die nichts Geheucheltes, nichts Gemachtes an ſich hat, und ſeine Lieder und alle ſeine Dichtungen durchdringt. Die Schönheit der Schöpfung, Lebensfreude und Arbeitsluſt ſollen ohne Zwang auch die Liebe zum Schöpfer erzeugen. —

So iſt Reinick zu einem edlen Erzieher der Jugend geworden und er brachte den Beruf dazu mit auf die Welt, er mit dem Kindesherzen und dem kindlichen Frohſinne. Er fleht im „Dichtergebet“: „Du, aller Wahrheit, alles Lebens Grund, Herr, mach mich wahr und freudig und geſund!“ Er hat ſich bis zum Tode den „Liebesglauben“ bewahrt:

Ihr tadelt mich, daß ich nur Luſt kann ſingen,
Indes die Welt vom Haſſe wird zerſpalten;
O glaubt: die Greuel, die auf Erden walten,
Sie wiſſen auch mein Inn'res zu durchdringen.

Doch wollt' ein Schmerzenslied mir nie gelingen,
Das Chaos nie zum Sange ſich geſtalten;
Des Haſſes wild-dämoniſche Gewalten
Zum Liebesreigen konnt' ich ſie nicht zwingen.

Ein deutsches Drama: „Kleists Hermannsschlacht".

Von **E. Steffen** in Schwerin i. M.

(Schluß.)

Bezüglich der Motive aus der Gegenwart leuchtet unmittelbar der Parallelismus der alten und der neuen Zeit, die Kongenialität Napoleons und Cäsars hervor, dessen Genius noch immer über den Heerestaten der Römer schwebte. Hier wie dort der Adler des Ruhmes das Symbol, dem die mutigen Scharen zur Unterdrückung fremder Völkerschaften folgen, und hier wie dort sammeln sich die Unterdrückten um die Altäre ihrer Götter[1]), ihrer Freiheit, und verbünden sich gegen den Bedroher ihrer Selbständigkeit, dem sie einzeln zu schwach zum Opfer gefallen. Neben diesem Hauptmoment, das grundlegend für die Gleichartigkeit der Charaktere und Tatsachen geworden ist, malt sich der Parallelismus in einer Vielzahl minder einschneidender Züge. Wenn wir denselben psychologisch zu deuten suchen, werden wir nicht nur das physiologische Moment der Blutsverwandtschaft gallisch-französischen und römischen Volkes einerseits, deutscher Nachkommen und germanischer Vorfahren anderseits hervorheben, wir werden zumeist den Kreislauf alles Geschehens betonen, der in unerschöpflicher Modifikation doch dieselben Motive immer wieder auf den Schauplatz der Ereignisse drängt: die gleiche Grundlage gebiert das Alte immer wieder neu, und diese Grundlage ist das Allgemeinmenschliche, die Stetigkeit der Forderungen unserer Natur, wie sie Fühlen und Wollen der kleinen Menschenbrust, der weitausgreifende Gedanke des menschlichen Hirns, verbunden mit bunter Einbildungskraft aufkeimen lassen und zur Tat drängen. Eine Unzahl Bilder hat die Phantasie des Menschen schon hervorgerufen und wird sie auch in den Tagen der Zukunft schaffen; aber die Verwandtschaft des Ursprungs verleugnet sich nicht in den Geschehnissen, die sie erzeugt: und was uns daher vielfach als künstlerische Antizipation erscheint und uns als eine dämonische Gabe, wie aus anderer Welt, Rätsel zu lösen dünkt, — es ist das geniale Vermögen des echten Künstlers in intuitiver Erfassung von Natur und Leben die Schranken des eingeengten Augenblicks zu überfliegen und mit dem Auge des Geistes die ewigen Wahrheiten lebendig zu sehen. An den Stoff gebannt wie der Alltagsmensch, ist ihm doch die Gabe verliehen, den Inhalt des Gewordenen und damit des Werdens ahnend zu begreifen und in der Kraft seiner Phantasie und sittlichen Impulse zu erfassen. Ein zweites Arkon, so stieg bald nach des Dichters Tode das

1) Vgl. die Ausführungen oben gelegentlich der Gliederung der Handlung.

blutige Leipzig herauf; verbündet die Fürsten der Deutschen, die beiden großen Nebenbuhler geeint, Teile der deutschen Truppen in Napoleons Lager, sie gehen über, und auch ein Aristan fehlte nicht. Im kalten Rußland hatte der unbesiegte Imperator seinen Teutoburger Wald gefunden, dort tat man nach dem Plane Hermanns I, 340 ff. u. 375 ff., wie eine barbarische Kriegführung ähnliche Situationen des öfteren in der Geschichte gezeigt (vgl. die Kreuzzüge und besonders des Vercingetorix Kriegsplan Bell. gall. VII, 14). Die eigene Verachtung jeder fremden Volksnatur, sie mußte dem unersättlichen Imperialismus, dort wie hier, selbst zuletzt ein Ende setzen, indem sie die Unterworfenen aufs tiefste empörte und die Volksleidenschaft in ihrer ganzen elementaren Gewalt aufregte und herausforderte. Durch eine entwürdigende politische Abhängigkeit ebenso wie durch wirtschaftliche Ausnutzung, ja Ausbeutung haben die erobernden Völker beider Zeitalter gleich sehr sich selbst befleckt, wie die Vergewaltigten mit Schmach bedeckt und die Sittenverderbnis des herabgekommenen eigenen Herdes als ein Danaergeschenk den Fremden dargebracht. Gewalttätig und brutal herrschte man auch als Freund, als der man sich eingeschlichen: denn als Freunde der Völker waren die gallischen Freiheitsverkündiger im Sturm der großen Revolution in die Nachbarländer gedrungen. Zuerst vielleicht nicht ohne innere Wahrheit im Munde idealistischer Schwärmer, ward diese Freundschaft bald zur verräterischen Maske. Sie nahm einen herrischen Charakter an; schon Cäsars Legaten waren ihrem wahren Wesen nach etwas anderes, als wozu der Titel sie berechtigte: im eigenen Lande war das befreundete Volk jetzt bewacht, und nötigenfalls erhielten die Wünsche dieser Aufpasser durch bereitwilligst zur Verfügung gestellte Hilfs- und Schutzkohorten besonderen Nachdruck. Bald wurde ein mächtiger Bundesgenosse der Eigennutz und die Eifersucht innerer Parteien, mit denen man den Grundsatz „divide et impera“ praktisch illustrierte, und um so schneller erreichte man das Ziel, wo es gelang, die Nachbarn der anzugreifenden Grenzvölker in das französisch-römische Interesse zu ziehen nach dem von Nietzsche ausgesprochenen Prinzipe unserer Zeit: „Unser Nächster ist nicht unser Nachbar, sondern dessen Nachbar — so denkt jedes Volk.“ (Jenseits von Gut und Böse Nr. 162.) War die Herrschaft im Lande erreicht, so wurde sie Provinz der Res publica, des großen Empire: dort unter Prokonsuln, hier unter Gliedern des Hauses Bonaparte. Auch abhängige gekrönte Vasallen gab es in beiden Zeitaltern, und wo ein Thronstreit ausbrach, wurde kaum versäumt, einen der Getreuen an die Spitze des Staates zu stellen. Das alles schildert Kleist in bunter Vielgestaltigkeit nach der Doppelvorlage, die ihm die Geschichte an die Hand gab; doch hat vorzüglich seine Gegenwart die Farben ihm geliefert. Wie Varus,

straften auch die Generale der Revolution zum besonderen Zweck der Disziplin, und um des Scheines willen der Gerechtigkeit, die Rädelsführer ihrer zügellosen Soldateska; und Napoleon, der in dem Lande des Nils zu Allah und seinem Fatum sich bekennt, blickt aus den Zügen des Varus, als dieser III, 322 ff. verkündet, daß sich dem Wodan sein Knie sogleich beim Eintritt in Germanien gebeugt. — Auch andere Begebnisse früherer und späterer Zeit sind in das Drama hineinverwoben, insbesondere bedeutsam Erinnerungen der germanischen Historie und Sage. Wer sieht nicht die Veleda des Drusus vor Varus auftauchen und, eine Stimme des Schicksals, ihm den jähen Untergang weissagen? wer erkennte nicht in Fust, dem Cimbrerfürsten, wie er Varus fällt, ein ehrendes Denkmal, das den ersten germanischen Siegern über römische Legionen hier gesetzt wird; des Varus historische Selbsttötung ist in V, 609 f. festgehalten. Auch Arioviſt, der kühne germanische Parteigänger cäsarischer Zeit, den schon Klopstock wiederholt als Kampfgenossen Siegmars erwähnt, bleibt unverloren; nur mußte er sich zugunsten lebhafterer Einbeziehung eine Verrückung in die Zeit des Siegmarsohnes Hermann gefallen lassen. Die Eiche des Bonifaz wirft ihre Schatten in die zweite und fünfte Szene des dritten Aktes und grausiger noch fallen solche aus der alten Kriemhildsage auf die reine Gestalt Thusneldens. — Ein Bild, unter das sich wechselnd verschiedenste Zeiten und Nationen vereinen lassen, bietet Thuiscomars Rede I Sz. 3 von dem Sueven Marbod, der Geld und Waffen von den Römern zum Kampfe wider ihre Feinde erhalten. Das ist die oft geübte Praxis der Völkerpolitik, hervorragend Ludwig XIV. verstand sich auf die Kunst, mit eigenem und fremdem Netz zugleich den Gegner zu umgarnen; auch England ist bezüglich der Subsidien ein klassisches Beispiel und hat schon oft der Welt gezeigt, wie man mit anderer Völker Blut persönliche Interessen aussicht und Fürsten sich zu Söldnerführern wirbt. — Aus den ältesten Zeiten Roms begegnen wir in Teuthold Virginius, der noch einmal das blutige Schauspiel aus den letzten Tagen der Tarquinier zu der Dezemvirn Zeiten auf das römische Forum zurückrief und Sittenstrenge mit Freiheitsliebe zu herber Größe verbindet. Auch Hallys Blut schreit nach Rache, und mit Erfolg wendet sich Armin an alle Gaue germanischen Stammes; den Deutschen im römischen Heereszug selbst sendet er seinen Aufruf zur großen vaterländischen Erhebung: mit Pfeilen läßt er ihn an ihre Lagerfeuer schießen. — So gab einst Cäsar dem jüngeren Cicero die Kunde vom Entsatz, da ihn die Nervier bedrohten, und belehrte den Boten: „Si adire non possit, ut tragulam cum epistula ad ammentum deligata intra munitiones castrorum abiciat." An Cäsar gemahnen auch die Schauer der Idus, die nach dem Nornentage unheildrohend aufsteigen.

Das maskuline Geschlecht, welches Ortner tadelt, ist ein verzeihlicher grammatischer Irrtum, den man kaum als „bedenklich" hinstellen kann, in Anbetracht der Tatsache, daß die meisten Wörter der lateinischen u-Deklination auf us Maskulina sind und der Gebrauch des Wortes, das deutsch meist ohne Kennzeichnung des Geschlechtes im Plural auftritt, ein sehr geringer ist; ich möchte annehmen, daß die Mehrzahl der Leser ohne Anstoß darüber hinwegliest. — Auf Shakespeare führt weiter die unheilkündende Alraune und findet in Macbeth' Hexen — auf solche hat Zürn kurz hingedeutet — und in den Geistern der Ermordeten, die dem schlafenden Richard III. nahen, ihre literarischen Vorfahren. Die Dreizahl der Hexen mag sich in der Dreizahl der Fragen, die die Alraune verstattet, erhalten haben; wie jene erscheint sie in menschenferner Einsamkeit, und geisterhaft plötzlich auch verschwindet sie. Noch andere Motive aus Shakespeares Richard III. werden in der Person Richmonds auf Kleists Darstellung gewirkt haben: wie Hermann stellt er seine gute Kampfessache unter höheren Schutz: V, 3 „O du, für dessen Feldherrn ich mich achte" usw. und geht in vertrauender Zuversicht der Schlacht entgegen, deren umsichtige Vorbereitung in der taktischen Aufstellung der Korpsführer (nach modernem Ausdruck) auch dem Zuschauer Sicherheit einzuflößen geeignet ist (vgl. Kleist V, 381 ff.). Besonders nahe berührt sich die Vorahnung Richmonds der gleichen Szene mit Hermanns Blick in den anbrechenden Morgen:

R. III. Die müde Sonne ging so golden unter,
Und, nach des Feuerwagens lichter Spur,
Verheißt sie einen schönen Tag auf morgen.

Hermannsschlacht IV, 330. Hermann, indem er einen Vorhang lüftet:

Ich denk', es wird ein schöner Tag heut werden.

Wie jener Geisterhauch Varus „des Lebens Fittich gelähmt", so werfen auch die nächt'gen Schatten „mehr Schrecken in die Seele Richards, als wesentlich zehntausend Krieger könnten". Das Pferd, nach dem der schwer Geschlagene ruft (III, 3 u. 4), wird ebenso von Varus als Retter in der Not ersehnt; doch ist der Sinn begreiflich hier gewandelt. — Reicher noch als in den Motiven hat Shakespeares Diktion auf Kleists Formgebung gewirkt. In der Kraft der dramatischen Bewegung, in dem Blick für das wirkliche Leben, in der Natürlichkeit der Darstellung kennzeichnet sich dieser als ein Schüler des großen Briten, dem er an Bilderkraft gleichkommt und in der Prägnanz des Ausdrucks, in der Redegewalt, in der Geradheit der Sprache nachstrebt. Auch im Wortspiel hat er sich nicht unwahrscheinlich nach jenem großen Vorbild versucht: vgl. II, 121 u. 124/25. Als ein formaler Einfluß, von Kleist II, Sz. 7 aufgenommen, muß die Neigung

der Klassiker, ein Lied einzuflechten und so das lyrisch-epische Moment dem dramatischen zu verbinden, gekennzeichnet werden; es wird hierdurch zugleich den jugendlich anmutigen Frauengestalten ein ästhetischer Reiz mehr verliehen. Diese Notiz mag zur Betrachtung der Charaktere überleiten.

Die Hauptfiguren des Stückes sind neben dem cheruskischen Fürstenpaar: Varus, Ventidius und der starke Marbod. Hermann ist der Träger der Grundidee unseres Dramas, der deutsch-national gesinnte Mann, der den Freiheitsgedanken in seiner reinsten Form darstellt (I, 387 ff.). Ein überwältigender Heroismus adelt diese große Seele: alles tritt zurück, selbst die unumschränkte Souveränität seiner kleinen Herrschaft, da es die Freiheit gilt. Ihr schlägt sein Herz den lautesten Schlag; kein Vorbehalt, kein kleinlicher Vorteilsgedanke entwürdigt das große Gefühl; nicht einmal als ein persönliches Gut erstrebt er dies höchste, letzte Ziel — er selbst will fallen, den Tod des Helden sterben und für den Enkel dann den künft'gen Sieg erhoffen. So ist er bereit, Gut und Blut für die Freiheit seines Volkes zu opfern. Die ganze Stärke dieser Liebe zum Vaterlande bricht I, 333 ff. durch, wo er begeistert den Krieg schaut, den er entzünden möchte gegen das feindliche Rom. Es ist ein kraftvolles Heldentum, das sich in Hermann verkörpert, ein Heldentum nicht nur der Tat: ein solches auch, wie Friedrich der Große es im Lager von Bunzelwitz zu bewähren hatte. „Sei's! Mein Geschick ist's, das ich tragen werde", entgegnet er dem Boten, der bang dem Gelingen des geheimen Planes entgegen in die Zukunft blickt. Es ist die Selbstsicherheit des starken Mannes, der durch ein Bündnis mit den Schwachen nur verlieren kann (I, 235 ff.), der aber auch in den Sturz seiner Hoffnungen niemand Fremdes mit hineinreißen mag; es ist das ehrliche deutsche Gottesvertrauen, das ihm die Kraft zu seinem Entschluß gibt und erhält:

Allein muß ich in solchem Kriege stehn,
Verknüpft mit niemand als nur meinem Gott. (I, 271 f.)

So steht er fest in Glück und Unglück, wie's ihm die Hand der Götter gibt (II, 459 ff.). Wir fühlen es bei einem jeden seiner wuchtigen Worte: Das ist der Mann, der das Vaterland retten wird. In der Tat entspricht die praktische Befähigung der Energie seines Charakters und dem idealen Fluge seiner Pläne und Hoffnungen (I, 308 ff. u. 366 ff.). Er kennt die Natur der Völker (I, 311 ff.), er hat einen scharfen, vorurteilslosen Blick für Geschick und Stärke der Germanen wie der Römer (I, 280 ff. u. 348 ff.). Er ist in der Kunst der Verstellung der gelehrige Schüler Roms gewesen, daß er selbst den verschlagenen Ventidius übertrifft und bei Freund wie Feind das Ansehen eines unbekümmert Arglosen hervor-

ruft, der sich von den Sorgen der Gegenwart nicht drücken läßt. In harmloser Einfachheit weiß er wie ungewollt sein Ziel durchzusetzen (IV, 314 ff.), und mit genialer Sicherheit entwirft er den kühnen Schlachtplan (II, Sz. 10), der der düsteren Parze die Schere in die Hand drückt und das ganze Römerheer vernichtet. Eine außerordentliche Umsicht, ein schneller Blick, der selbst aus geringfügigen Umständen und Nebendingen das Bedeutende herausliest, zeichnet ihn in allen seinen Handlungen und Unternehmungen aus. Mit unauffälliger Geschicklichkeit bricht er die spöttischen Zweifel der Fürsten an Ventidius' Siegesruhm ab (I, Sz. 2), um seine Huldigung noch einmal nachdrücklich zu betonen. Ebenso selbstverständlich weiß er nun die Römer zu entfernen, daß er mit den germanischen Gesinnungsgenossen allein und ihre Stimme zu den neuen Ereignissen höre. Er hat sein Auge und Ohr überall: was Thuiskomar ihm hier mitteilt, weiß er bereits — er sprach den Boten. Ihm entgeht nicht, wohin Ventidius — der ihn (II, Sz. 1) nach der offiziellen Zwiesprache verläßt — die Schritte lenkt; er sieht den leisesten Rauch, der den Weg der plündernden Brandstifter kennzeichnet usw. Ist etwas in der Zeichnung Hermanns versehen, so wäre es der Stich ins heroisch Verherrlichende, der ihm eine zu überragende Stellung unter den Mithandelnden einräumt. Er scheint fast aus ihrer Sphäre herausgehoben und es mag dies wohl neben der sehnsuchtsvollen Verehrung seiner Tat, die Kleist ihm zollte, ein Nachklang Klopstockschen Pathos sein. Abzulehnen aber ist der Vorwurf Ortners gegen Hermanns Persönlichkeit, der die Übertreibung der römischen Greuel (III, Sz. 2) als „unsittlich und darum unpoetisch" brandmarkt. Mag auch das Verfahren Hermanns in seiner wenig skrupulösen Art einigen Anstoß erregen: es ist die berechtigte Tat des Realpolitikers. Wäre sie „Lüge", wie Ortner sich ausdrückt, so müßte sie mit Recht verworfen werden: sie wird jedoch in Wahrheit dem Geiste der Tat gerecht und öffnet nur, indem sie die Potenz derselben steigert, den noch Zögernden die Augen; zugleich ist es ein zutreffendes Bild von dem Weg, den Fama tatsächlich nimmt. Will man vielleicht die vielberufene Redaktion der Emser Depesche eines wahrhaften, kerndeutschen Mannes auch als unsittlich hinstellen? Die Tätigkeit des Politikers ist hier eine ähnliche wie die des Künstlers, und diese letztere besteht — wie Nietzsche zutreffend sagt — in dem ungeheuren Heraustreiben der Hauptzüge, wodurch das Kleinliche mehr verschwinde (Götzendämmerung, Streifzüge eines Unzeitgemäßen, 8 u. 9). Das ist die einzig berechtigte Art der Idealisierung, wenigstens die einzige, welche die Kunst als ästhetisch begründet fordert, und es ist eine nicht gerade ganz neue, aber darum nicht weniger abzulehnende Aufgabe, welche Ortner dem Dichter stellt: er solle die geschichtliche Persönlichkeit „idealisieren, von

etwaigen Schwächen befreien". Das eigene unterstützende Eingreifen in die Zerstörungstat des Gegners, mit der Absicht, diesem alles zuzuschieben, muß auf die Rechnung des seinem Naturzustande noch nahe stehenden Volkes gesetzt werden. Stutzig macht Ortners zweite Bezichtigung des Helden, daß er auf Thusneldens Bitte für Ventidius unter pathetischen Worten ein nicht ehrlich gemeintes, scheinbares Versprechen gebe. Ich meinerseits verstehe die Szene dahin, daß es Hermann allerdings Ernst mit seinem Versprechen war, daß er jedoch weniger des Ventidius Leben zu erhalten gewillt ist, als vielmehr es dem Urteil und Willen der Thusnelda zu unterwerfen. Der Hauptakzent trifft IV, Zeile 417 nicht „Schwert", sondern es ist zu lesen:

Sein Haupt soll méinem Schwért, so wahr ich lebe,
Um dieser schönen Regung heilig sein!

Wir haben es mit einer Augenblicksregung Hermanns in seinen zärtlichen Worten IV, 415 ff. zu tun: er will nicht mit rauher Hand persönlich in das Empfinden der Gattin greifen, wo sie ein Recht auf tiefere Freundschaft zu haben meint und zuletzt die am meisten Beleidigte ist. Er drängt in der Tat für einen Augenblick den politischen und persönlichen Rachegedanken zurück und zögert die Entdeckung der Falschheit des Ventidius zu machen und die zarte Regung seines Weibes zu zerstören. Sie scheint ihm in der Reinheit ihres Gefühls, das selbst der Falschheit unschuldsvoll begegnet, ohne Arg zu ahnen, doppelt liebenswert, und er gibt sich dieser Stimmung mit Aufrichtigkeit und Wärme hin. Die Entdeckung doch zu machen, doch das Wahnbild, das Thusnelda gefangen hält, zu zerstören und den Schleier, der die Lüge deckt, zu zerreißen, ist er ihr, sich selbst und seinem Volke schuldig. Eine traurige Verzerrung liegt in Ortners weiterer Auslegung dieser Szene, welche die unendlich zarte Gemütsregung Thusneldens 496 ff. für einen Beweis heftiger Liebe zu Ventidius nimmt. Eine der schönsten poetischen Stellen des Dramas ist hier in den Schmutz gezogen. Wer den inneren Seelenvorgang in Thusneldens Brust wirklich erfaßt, der kann da nur voll den Worten Hermanns zustimmen, der niedersinkend ihr zuflüstert: „Thuschen! Mein schönes Weib! Wie rührst du mich!" In dem reinsten, edelsten Empfinden sittlicher Wahrhaftigkeit, in dem Vertrauen der Unschuld, die selbst rein nicht das Böse zu glauben vermag, hat sie die Huldigung des jungen Römers halb unwillig entgegengenommen und in gewissen Grenzen doch der jugendlichen Blüte Beifall gezollt, sich an der feinen Art erfreut. Welchen Sturm die ans Licht gezogene Falschheit, der Gifthauch der harmlos berührten schillernden Blume in diesem Gemüt entfesseln muß, was ihr untergeht in der Erkenntnis von des Ventidius unreiner Leidenschaft, wie herabgewürdigt sie

selbst sich fühlt durch das niedrige Spiel — das alles ist unendlich tief und wahrheitskräftig Vers 500/01 in Worte gefaßt:

Geh, geh, ich bitte dich! Verhaßt ist alles,
Die Welt mir, du mir, ich — laß mich allein!

In konsequenter Verfolgung jenes Vorwurfes schließt sich an ihn die völlig mißverstandene Auffassung der Worte V, 455 „Arminius will ich wieder würdig werden". Thusnelda, sagt Ortner, „will sich rein waschen von der Schuld, die sie durch ihre Liebe zu dem Römer auf sich geladen". Es muß nochmals betont werden: Thusnelda ist nach dieser Richtung ein sittlich einwandsfreier Charakter[1]) und durch tiefes reines Gefühl ausgezeichnet; worin sie dem Gatten sich entfremdet fühlt, der innere Vorwurf, der bei Entlarvung des niedrigen Römers in ihrer Seele erwacht, ist die Entfernung von vaterländisch-einfacher Sitte ihrerseits, das Wohlgefallen an der feineren Art der Fremden, das sich in ihr argloses Herz geschlichen; sie schrickt zurück, daß Anmut und gefällige Rede sie gefesselt, wie sie erkennt, daß nah verwandt mit dieser bestrickenden Umgangsform das hohläugige Ungeheuer verworfener Unsittlichkeit lauert, daß hinter dem Anstand des feinen Salontones ein Feind der guten deutschen Sitte und Wahrhaftigkeit sich versteckt. Der Verräter, der mir das getan, gehe unter! spricht's in ihrem Busen; die urgermanische Wildheit, die ungemäßigt jeder Kulturregung jetzt sich feindlich entgegenstellt, wird in ihr wach — eine fürchterliche Rache beschließt sie, und nur der sittliche Grundgedanke vermag eine mildere Beurteilung der schrecklichen Tat, die nun geschieht, hervorzurufen: sie will abtun, was falsch und fremd und Schein; sie will offene reine Wahrheit, die einfache Heimatsitte und Natur: Arminius will sie wieder würdig werden! (V, 455.) Nur in dieser einen Beziehung ist es zu verstehen, daß Hermann sein furchtbar gewordenes Weib als Heldin grüßt: es ist sein Dank, daß sie zum Bewußtsein der großen Zeit erwacht, daß alle weichliche Neigung in ihr verstummt; — groß aber war die Tat nimmermehr! Es ist schon von anderen hervorgehoben, daß trotz alledem eine psychologische Wahrheit in der Entwickelung, dem plötzlichen Umschlag der Gemütsstimmung Thusneldens ausgeprägt ist, und ich möchte in diesem Sinne auf die Verwandtschaft mit einer alten deutschen Sagengestalt hinweisen, da ein mildes, mit allem Liebreiz geschmücktes Weib, an dessen Wiege die Göttin der Anmut gestanden, zur wilden Rachefurie wird, die

1) Auch V, 504 f. ist nicht für mehr denn als Sympathie für die liebenswürdige Galanterie des Jünglings und die gepflegte Form in Umgang und Gebärde aufzufassen; die gesellschaftliche Zuvorkommenheit und Artigkeit waren die Blender, die des Venditius eigenstes Wesen nicht zum Durchschein kommen ließen.

selbst des eigenen Blutes nicht verschont. Es ist eine psychologische Wahrheit, die sich in allen Revolutionen wiederholt, daß ein schmachvoll niedergetretenes Gefühl, lang ertragene erniedrigende Entwürdigung des eigenen inneren Selbst sich mit fesselosem Ungestüm aufbäumt und alle Schranken der Sitten durchbricht und niederwirft. Es ist jedoch ebenso wahr, daß die wilde Zerstörungswut zugleich Selbstvernichtung ist, daß eine solche Natur sich verloren hat und untergehen muß; denn sie hat sich selbst jeden sittlichen Boden der Daseinsberechtigung entzogen. Wir können diese Entwickelung der Psyche verstehen, aber nie bewundern und darin liegt der ästhetische Fehler des Penthesileagreuels der Hermannsschlacht: Thusnelda konnte nach der ungeheuerlichen Tat nicht leben, nicht in dieser Gemeinschaft eines reinen hochgesinnten Helden; sie hatte ihren Untergang besiegelt und mußte ihm unwiederbringlich im Drama verfallen, wie Kriemhild durchs Schwert der Rache hingerafft wird, wie Penthesilea durch den eigenen Dolch dann stirbt. Die grelle Ausmalung der schauerlichen Szene muß zudem grausig wirken, so künstlerisch sie auch im einzelnen gestaltet ist: die kurzen Rufe des unglücklichen Ventidius, sein flehentliches Seufzen zu den Göttern und die rachegierigen Antworten der Thusnelda, wie sie sich an dem Untergange ihres Opfers weidet; beides spiegelt das hinter der Szene vor sich gehende Ungeheuerliche dem Auge des entsetzten Zuschauers wider. Diese barbarische Gräßlichkeit, die unmenschliche Leidenschaft der Rache trägt etwas Unästhetisches in der Gesamtanlage in sich; zudem hat persönliche Rache im Verhältnis zu dem Freiheitsdrang der großen Allgemeinheit immer etwas Herabdrückendes, und wo sie zur Rachsucht wird, Unschönes: das drückt auch hier den Kampf um die große Sache. Hätte sich der Entschluß der Thusnelda: Ventidius falle mit den andern! nicht, statt mit persönlicher Rachewut, verbinden können mit einem Gefühl eigener Hoheit, die sich weit über jene niedrige falsche Gesinnung stellt und mit dem Träger derselben nicht im guten — nicht im bösen zu tun mehr hat? Hätte nicht Thusnelda, statt sich das furchtbare Recht der Rache vom Gatten zu erbitten, ihm beipflichtend rufen mögen: „er falle als der erste von den Argen!"? Und wenn irgend Hermann etwa sie der Tat gesellen wollte, mochte sie zurücktreten: „ich will ihn nimmer mit den Augen sehen." Vielleicht blieb es ihr dann nicht erspart, doch selbst das letzte Wort zu sprechen: Ventidius flieht in seiner Todesangst zu ihr und ruft um Gnade, flehend ihre Kniee umfassend; dann durfte sie fest, ohne vor sich selber zu erröten, sich abwenden und ihn von sich stoßen: „Geh, ich verachte dich und dein Geschlecht!" Nach solcher Tat wäre der Ausklang nicht der Ruf Gertrudens gewesen: „die Gräßliche!" und Hermann hätte gern sein „Thuschen" als Heldin grüßen mögen, die ihm Wort gehalten

(V, 676f). Thuschen — der Name paßt nicht wohl zu dem rauhen Charakter jener Zeit und der Stellung der Frau in ihr; man muß sich dabei wieder zurückrufen, daß noch eine zweite Epoche für das Kolorit der Handlung bestimmend war, und diese mag die zärtliche Koseform, das neckende Spiel der Unterhaltung rechtfertigen. Die Szenen zwischen Hermann und Thusnelda bedürfen einer besonderen Diskretion seitens der Darsteller, wenn sie nicht unnatürlich wirken sollen. Das Moment der spottenden Neckerei darf nicht zu stark aufgetragen werden: der kräftige, der ernste Grundton darf nicht verloren gehen. Überhaupt ist die szenarische Anweisung „heiter" (z. B. III, Sz. 3) mehr als „aufgeräumt" zu fassen: erleichtert atmet Hermann von der Sorgenlast auf, als sein liebliches Weib ihm entgegeneilt; er möchte in ihrer Gesellschaft gern des schweren Druckes Last gemildert fühlen. Sein Wesen muß infolgedessen harmlose Natürlichkeit atmen und darf hier nicht mit pathetischem Nimbus umgeben werden. Es muß Thusnelden gegenüber ebenso wie in den Szenen mit den Fürsten die Überlegenheit Hermanns in vorsichtigen Linien zum Ausdruck kommen: die überragende Hoheit seines Geistes und Charakters könnte leicht dem Menschlich-Natürlichen Abbruch tun. Ganz besonders kann in dieser Beziehung II, Sz. 3 ein Mißgriff verletzen, wo Hermanns Verhalten gegenüber Ventidius' Zudringlichkeit durch falschen Eifer widerwärtig berühren müßte: es liegt dem Darsteller ob, die feinen Seelenregungen des Gatten nicht unter der harten Politik verkümmern zu lassen; es muß eine halb ängstliche Dringlichkeit in seinen Worten sich ausprägen — Zorn, wenn er der Falschheit des Ventidius beim gestrigen Jagdabenteuer gedenkt — Bitterkeit in den letzten Worten, die aus der menschlichen Sphäre herauszutreten drohen und mehr in Ventidius' Sinn und mit Verachtung dieser gesunkenen Römerweichlinge gesprochen werden. Ein mangelhafter Darsteller des Hermann bringt den Erfolg des ganzen Stückes in Frage; die bedeutende Gestalt — künstlerisch wie historisch — erfordert eine Kraft, die in das innerste Seelenleben des Menschenherzens einzudringen weiß, die in gleicher Vollkommenheit wie die heroische Sphäre auch die Wiedergabe der Verstandesschärfe, der sicheren, geistigen Entschlußkraft und die zärtliche Gemütstiefe zu beherrschen hat. Durch die Verwischung des einen oder anderen Zuges muß das Porträt des Hermann leiden und die geniale Zeichnung wird verzerrt und schief vorgestellt. Der Hermann darf eine Glanzrolle jedes guten Schauspieler-Psychologen abgeben in seiner künstlerischen Vereinigung des idealistischen und realistischen Momentes. — Anders steht es mit dem Charakter der Thusnelda; hier ist der wunde Punkt des Stückes von Ortner getroffen: doch ist es keine Verwundung zum Tode, die Lebenskraft des Dramas ist stärker und über-

windet die Schwäche. Mit Recht tadelt Ortner, daß zwei „grundverschiedene Charakterzüge" in Thusnelda vereinigt sind: hier die „Wildheit und Rachsucht der Barbaren", dort das „Spiegelbild der französisch gesinnten Damen aus der Zeit des Dichters". In der Tat bildet dieser Charakter keine Einheit: die jagdgewohnte, im schnellen Klettern sicher geübte Figur der alten Germanen paßt schlecht zum modischen Spielzeug und es ist ein Widerspruch, beide — in der Anlage des Stückes liegenden — Situationen an eine Person zu binden. Kleist hat es vielleicht zugunsten der dramatischen Ökonomie unternommen, zwei sehr verschiedene Grundströmungen des weiblichen Wesens in ein Strombett zu leiten, wo sie doch nie zu ebenmäßigem Flusse gelangen können; wir sehen bald die eine, bald die andere den Vorrang behaupten. Das bringt ästhetisch einen Riß in diese Figur: man kann nicht Gretchen und Iphigenie zugleich sein. Der Dichter wollte die germanische Kraft und die leichtere Anmut der Empire-Salons verbinden, hoheitsvolle Größe und spielender Liebreiz eines unbefangenen blumenhaften Daseins sollten sich vereinen: das war nicht zu erreichen und ist nicht erreicht. In jener Zeit konnte innere Größe den Drangsalen des Vaterlandes nicht fern bleiben, die Sorge um den Ernst der Zeit mußte auch dem lieblichen Geschöpf mit dem Schleier ihrer trüben Wolken das Haupt umziehen, wenn anders jenes Wesen auf Tiefe Anspruch machte. In Thusnelda tritt uns zuerst ein kraftvolles, mutiges Weib entgegen, das den kühnen Jagdkampf ohne Sorge der Lebensgefahr aufsucht; aber wir vergessen das stolze Weib in dem kindlichen Geplauder der späteren Szenen und nur der tiefe sittliche Ernst ihrer Haltung gegenüber Ventidius (II, Sz. 8) gemahnt an die erste Begegnung. Sie fühlt sich bedrückt durch das Spiel mit dem — wie sie meint — unschuldsvoll unerfahrenen Jüngling, das ihr um unbekannter äußerer Staatsrücksichten willen durch Hermann aufgezwungen ist; sie will nicht die Ursache einer schmerzlichen Enttäuschung für Ventidius werden, nicht eine Leidenschaft nähren, die sie verwerfen und zerstören müßte. Sie fühlt sich doppelt bedrückt, ihr eigenes warmes Fühlen durch kalte politische Zwecke ausgenutzt zu sehen, die ihrer Seele fremd sind und denen sie als dem Geschäft des Mannes nicht näher treten mag. Der Ernst der Zeit ist ihrem heitren Sinne fern. Fast verwundert sehen wir dem leicht spielenden Scherz die stolze Liebe des Gatten gepaart, der dem Weibe seiner „Sehnsucht und Ehrfurcht" doch nicht gestattet teilzunehmen an dem, was seine Tiefen bewegt. Sie geht neben ihm her als ein ahnungsloses Engelchen, dessen Blick nicht über die Grenzen des Hauses reicht und in seinem Frieden das Blut und die Tränen nicht sieht, die draußen fließen. Jedes innere Verhältnis zu den Leiden des Vater-

landes fehlt ihr. Hermann trägt sein Bangen und Hoffen für Deutschlands Wohl und Wehe allein, die Gattin steht in harmloser Sorglosigkeit dem Innersten seiner Seele fern. Und wie groß hat gerade jene Zeit Gemüt und Verständnis des Weibes für die Schicksale des Vaterlandes, für den Gang der Geschichte verwirklicht! Ein Jahr nach seiner Hermannsschlacht ging dem Dichter der „Stern" der Königin Luise auf, „die stets der Hoffnung Fahne vorgetragen", trotzdem die Wunde auch ihr Herz durchschnitt: so singt er ihr den letzten Huldigungssang, den sie nicht lange überdauern sollte —

Wir sah'n dich Anmut endlos niederregnen,
Wie groß du warst, das ahndeten wir nicht.

Sollte solche Größe dem Drama unentfremdet bleiben, so ließ sie sich nicht mit dem leichten Flitterspiel äußerlicher Oberflächlichkeit verbinden; die Unnatur dieser Vereinigung trägt das Mißlingen in sich selbst. Notwendig mußte eine zweite Frau an bedeutender Stelle in der Erfindung vorgesehen werden, und ich behaupte, dies würde die dramatische Ökonomie nicht geschädigt als vielmehr gefördert haben, insofern eine gebührende Scheidung der weiblichen Charaktere die Prägnanz ihres Ausdruckes erhöht hätte und in der Kontrastierung eine gewissere Wirkung verheißen mußte. Es wäre eine zu weit gehende Einmischung, wollte die Kritik sich in positive Einzelheiten der hieraus folgenden Ausführung einlassen: denn sie würde die ganze Anlage der Handlung damit umgestalten; doch darf immerhin darauf hingewiesen werden, daß eine Schwester Armins die Rolle der Thusnelda mit Glück entlastet haben würde, — der heiter unbefangene Sinn der einen hätte durch die Einführung des Schwestercharakters sein künstlerisches Gegenspiel erhalten, wobei es in der Hand des Dichters gelegen, den Heroismus der Gesinnung, die starke Seelengröße gegen die schmiegsam-weicheren Formen des Innenlebens und den arglos leichten Sinn einer heiteren Unbekümmertheit so oder so auf die beiden weiblichen Gestalten zu verteilen. Jene Mischung in Thusneldas Charakter bleibt ein Unding, es ist ein psychologischer Fehlgriff, wie es daneben sittlich eine willkürliche Unterlassung ist, die Frau aus dem Rahmen des vaterländischen Freiheitsgedankens fernzuhalten und ihr nur eine äußerliche Beziehung zu gestatten: auch des Weibes Busen schlägt höher bei den Worten „Vaterland" und „Freiheit", und die sittliche Hoheit, deren der Charakter der Frau fähig ist, findet ihre Grenze nicht in der Liebe. Wie in der alten Zeit stand die deutsche, die germanische Frau auch 1813 der großen Bewegung des Volkes, dem heiligen Schlachtenkampf unmittelbar nahe. Nie ist die deutsche Frau — als eine Gesamtheit gefaßt — in

großer Zeit, in schweren Kriegsstürmen, da man zuletzt immer um Freiheit und Recht die Wage wägt, teilnahmlos gelassen an ihnen vorübergegangen, so unschuldig sorglos als hier Thusnelda, die nur Zeitvertreib und stilles Glück des engsten Heimatkreises zu kennen scheint. Es wäre jedoch kleinlich, wollte man aus diesem einen — immerhin nicht leichtzunehmenden — Vorwurfe der Dichtung einen Fallstrick schlingen; das Werk ist von viel zu überragender Schönheit, künstlerisch-ästhetisch wie sittlich-patriotisch, als daß der psychologische Widerspruch dieses einen Charakters, sein Zurückbleiben hinter der Wirklichkeit des Lebens den Nerv des Dramas durchschneiden könnte. Es ist auch keine Gefahr vorhanden, Thusnelda werde etwa in den leichten Zügen ihres Charakters ein übles Vorbild unserer Jugend sein, die einen auf den Pfad der Schwäche leiten, die anderen Geringschätzung für das Geschlecht der Schwestern lehren. Dem wird auf beiden Seiten der Anhalt entzogen, sobald man das innere Wesen Thusneldens zu klarer Erkenntnis fördert, das sittlich Berechtigte von den schwachen und schwarzen Kontrasten sondert und darüber hinaus die großen bedeutenden Züge ihres Charakters aufzuspüren unternimmt. Mädchen und Knaben mögen erkennen, daß, wenn auch in der Wirklichkeit Typen solcher spielenden gedankenlosen Oberflächlichkeit und modischer Äußerlichkeit, wie sie hier zu Unrecht dem heroischen Charakter der Thusnelda aufgedrängt sind, begegnen, sie beim Dichter zu verbessernde Verzeichnungen sind. Sie mögen es erkennen zur eigenen Bildung und zur rechten Schätzung der umgebenden Mitwelt, in der jedoch lieblich anmutige Naivität und schmiegsame Hingabe nicht etwa mit leichter Schmetterlingslaune verwechselt werden dürfen. — Neben Hermann treten die anderen Fürsten Deutschlands und charakterisieren die verschiedenen Schattierungen der Kämpfer für und gegen das Vaterland: der freiheitsliebende tapfere Wolf, der mutig ohne Zögern sein gutes Schwert für Heimat und Herd in die Wagschale wirft; der vorsichtig zurückhaltende Thuiskomar, der erst, wo's an die eigene Haut ihm geht, den Schild erhebt, doch andere ruhig leiden sehen konnte; so möchte Dagobert, der Marsenfürst, die Stunde der Gefahr zum mindesten für eigenen Vorteil nützen; und Selgar, Fürst der Brukterer, würde das einheitliche Freiheitswerk tatlos gefährden, ehe er sich in der Heimat den gegen ihn erhobenen Ansprüchen fügte; Gueltar und Fust dann, die, nur gezwungen, dem Auslande Dienste leihen und seine Kriege führen; zuletzt Aristan mit seinem hochstrebenden Übermute, der sich dem Feldzeichen des Vaterlandsfeindes selbst gegen dieses ohne Scham gesellt und blind vertrauend treu ihm bleibt bis ins Verderben. Ein bedeutenderer Charakter als diese alle, welche Hermann und ihm mehr zur Folie dienen, ist der germanische Recke Marbod, in seiner Darstellung

IV, Sz. 1 eine künstlerische Musterleistung. Er ist ein edelsinniger, großmütiger, willensstarker Held ohne jedes übertreibende Moment, eine abgerundete natürliche Persönlichkeit. Die umsichtige Berechnung der Tatsachen und Motive gibt seinem Bilde eine ansprechende realistische Färbung. Ortners Tadel ist hier sehr unzutreffend; die Rolle ist keineswegs „eine sehr untergeordnete", sie ist vielmehr von außerordentlicher Wirksamkeit und Kraft, indem Marbods Entscheidung die Vollständigkeit der Katastrophe bewirkt. Kleists Marbod ist eine Individualität im besten Sinne des Wortes. — Hiergegen wird Varus mit Berechtigung von Ortner als Typus gekennzeichnet; anders als dieser sehe ich jedoch im vorliegenden Falle keinen Tadel in der typischen Führung der Rolle: es war des Dichters Absicht so und mit Recht. Varus darf nicht in scharf umrissener Persönlichkeit hervortreten; denn nicht er, sondern Rom selbst ist der Gegner Hermanns, der in großen Strichen voll gelungen von Kleists Künstlerhand getroffen ist. Varus ist, wie Zürn a. a. O. zutreffend bemerkt hat, einem Unterführer des napoleonischen Genius nicht unähnlich, welcher seinen Generalen die Ziele steckte und sicheren Gehorsam erwarten durfte: Varus ist nur ein Rüstzeug in der Hand des imperatorischen Rom, wie alle anderen Sendlinge desselben. Er ist der Krieger, der nicht rechts oder links schaut, dem Befehl des großen Augustus skrupellos und ohne Grübeln unterworfen; daß er „fast durchweg passiv", ist die Konsequenz der treibenden Kraft, die hinter ihm steht: der römische Koloß ist's, der mit seinem hoc volo aller Welt seine Gesetze vorschreibt, alle Völker unter seinen Willen zwingt — seine Schwerkraft ist's, die uns für Hermann zittern läßt. Neben ihm ist Ventidius der geschmeidige Diplomat, der seine Sendung mit privaten Interessen und eigenen Wünschen schlau zu verbinden weiß. Hat er eigene Individualität, so ist es nur nach dieser letzten Seite; bezüglich seiner diplomatischen Handlung ist er ebenso wie Varus nichts weiter als Organ. Es fehlt in der Vertretung Roms nicht der brutale Söldner, der allen Leidenschaften des Krieges frönt, wenn er auch nicht unmittelbar, sondern nur in den Berichten Dritter auftritt. Septimius Nerva endlich ist der vornehme Römerheld untadeliger Gesinnung, und es verdient größte Anerkennung, daß Kleist sein sittlicher Haß nicht ungerecht, nicht blind gemacht, daß er ihn die Seelengröße sehen und würdigen ließ, wo er sie fand — auch am Feinde. Septimius ist's, der noch in sich verkörpert, daß es einst ein Ruhm war, ein Römer zu heißen, daß einst Roms sittliche Größe mit der politischen sich verschwisterte. Trotzdem — auch er muß dem Schwert der Deutschen fallen; denn er ist ein Glied der großen Macht des Unrechts und keine gute Einzeltat vermag ihn zu rechtfertigen.

Die syntaktische Eigenart des Kleistschen Stils bekundet sich in gedrungener Kürze und dadurch geförderter bedeutungsvoller Prägnanz. Zu den Einzelmitteln, die dieser Wirkung dienstbar sind, gehören in erster Linie die zahlreichen Dativobjekte als Ersatz einer gebräuchlicheren Präpositionalergänzung: I, 130, 131, 232, 241; II, 94, 161, 224, 455; III, 69, 354f., 368, 381; IV, 15, 43, 353, 362; V, 247, 362, 420, 552, 686 — und damit ist die Zahl noch nicht erschöpft. Die Partizipialsätze tragen zu dem gleichen Charakter seiner Schreibart bei: I, 296 und 297; III, 129, 312; IV, 300; V, 425f. mögen als Beispiele dienen. Bezeichnend ist auch der nicht selten auftretende wirkungsvolle Chiasmus: vgl. I, 283, 379ff.; II, 40ff., 418f.; III, 198f. Diese vorgenannten Mittel verleihen Kleists Stil eine Präzision, die an das Lateinische gemahnt und durch Einwirkung des Cäsarischen Stils gefördert sein könnte, durch die Commentarii de bello gallico jenes Autors. Auch weitere stilistische Eigentümlichkeiten, geeignet, die Ausdrucksfähigkeit zu steigern, möchten auf jene Quelle zurückdeuten, so der gern bei Länderbezeichnung gewählte appositive Genitiv I, 185 u. ö., besonders aber die freie Stellung verschiedener Satzglieder zur Hervorhebung ihres Inhaltes: sehr häufig ist die Trennung der Apposition von ihrem Beziehungswort I, 11, 44, 51, 374; II, 7 und 8, 133; IV, 150f., 430f. usw.; ebenso die Entfernung der relativen Pronomina von ihrem übergeordneten Nomen IV, 449, 450 u. a. St.; Verrückung des attributiven Genitivs sowie adverbialer Nominalbestimmungen und Stellung der Adjektive hinter ihr Substantiv, was ihnen bedeutendere Nachdrücklichkeit verleiht III, 297; I, 52, 53; III, 163f., 436f.; V, 355. Andere Satzteile schließen sich dieser Verschiebung zugunsten der Akzenterhöhung an: III, 193. Ähnliche Wirkung hat die mehrfach auftretende reflexive Konstruktion in passivem Sinne[1]): V, 686, desgleichen die Vorrückung des modalen Hilfszeitwortes im Nebensatze, wodurch ein matter Abfall der verbalen Länge verhindert wird: III, 397, 411. Eine Anlehnung an lateinische Redegewohnheit im Wortausdruck wäre I, 213: „So nehm' ich ihn in meinen Grenzen auf." Die Kongruenz mit der herangezogenen Sprache liegt auf der Hand: „in finibus meis." Vielleicht schließt sich auch die öftere Verwendung des dativus ethicus dem Lateinischen an: I, 153; IV, 204, 270, 310, 404. — Einige weitere syntak-

1) R. Weißenfels bemerkt in Herrigs Archiv LXXX, 3: „Über französische und antike Elemente im Stil H. v. Kleists" außerdem zu dieser Erscheinung: „Neben der energischen Kürze ein zweites Moment in der reflexiven Konstruktion ist eine gewisse Belebung des leblosen oder abstrakten Subjekts derselben. Dasselbe wird dadurch aus der Sphäre des Leidens bis zu einem gewissen Grade in die der Tätigkeit emporgehoben, es tritt in eine engere, lebendigere Verbindung mit dem Verbum, als sie durch das Passivum ausgedrückt wird."

tische Eigentümlichkeiten Kleists werden noch in den folgenden Ausführungen über seine stilistischen Ausdrucksmittel herausgehoben werden; hier, wo jetzt vorzüglich die inhaltsreiche Präzision und wirkungsvolle Bedeutsamkeit der Sprache zu betonen war, werden wir unmittelbar zu der in schlagkräftiger Kürze auftretenden, sentenzenähnlichen Gedankenform geführt. In scharfer Umrissenheit treten mit epigrammatischer Bestimmtheit sichere Treffer der speziellen Situation des Dramas neben Aussprüche allgemeingültigen Wertes. Hier wie dort umrahmt die abgerundete ästhetische Form in ihrem künstlerisch geprägten Guß einen festen klangvollen Gehalt, dessen Glockenerz, wo es berührt wird, klaren Schalles aus dem Borne der Ewigkeit seine Stimme in die Weite tönt von Recht und Sittlichkeit, von Pflicht und Treue. Das ist nicht nur Phrase: es ist Gesinnung dahinter! Die Geschlossenheit und Kontraktion des Ausspruches verstärkt das eindrucksvolle Moment des Inhaltes zu unwiderstehlicher Gewalt der Rede[1]): I, 69 ff., 72 ff., 140 ff., 206 ff., 271 f., 396 f.; II, 464 ff.; III, 232 f., 353 ff., 450 f.; IV, 145 f., 167, 405 ff., 534—537, 539 f. Und wie mit schmetternder Drommete Ton werden diese letzteren Worte gleichsam wieder aufgenommen in dem fröhlichen Kampf- und Siegesruf am Schlusse des Aktes 548 und 549. V, 123 f., 230 f., 345 ff., 373 ff., 406 f., 415, 419 und 420, 450, 564 f., 601 f., 615 ff., 697 und 698, 754, 765 ff. Manch Kernwort ließe sich den hier aufgeführten noch einreihen und, aus dem Rahmen der Handlung gelöst, zu selbständiger Dauer herausheben; hier mag es an der obigen Auswahl sein Genügen haben. — Abgesehen von der klaren Prägnanz des Ausdruckes gewinnt durch diese Kraft der Sprache auch das dramatische Leben; denn die scharf pointierte Zusammenfassung der Situation, insbesondere wirkungsvoll am Szeneneingang und -ende, gibt einen bildkräftigen Umriß der Handlung, eine äußerst plastische Gestaltung des einzelnen, das durch die erweiterte Beziehung innerlich bereichert und befruchtet wird. Neben der Prägnanz und Schlagkraft des Ausdruckes, welche den markigen Heldenton und die klare Gedankenform wirkungsvoll zur Geltung bringen, fesselt Kleists Sprache durch eine eindrucksreiche plastische Bildlichkeit. Mit springender Lebendigkeit treten die Sprachformen vor uns und erhalten in der besonderen Verwendung ein Stück frischer Ursprünglichkeit zurück; wir lernen manches Wort von neuem

1) Montaigne in einem seiner Essays gebraucht das in dieser Beziehung nicht schlecht gewählte Bild einer Trompete mit ihrem kräftigen Herausschmettern des Tones aus dem engen Kanal, in den die Stimme hineingezwungen: so auch schalle aus der festen Form der Poesie schärfer und kräftiger der in sie hineingepreßte Ausspruch hervor und treffe uns in lebhafterem Anprall. (Bch. I, Kap. 25 „Über die Erziehung der Kinder".)

schätzen und neu durchdenken, das uns früher ein kaum beachtetes mechanisches Instrument der Rede war: vgl. I, 30 und 183 Schelm, schelmisch; I, 12 ungroßmütig; I, 45 vermählen; zu III, 406 vgl. Goethes Faust I, 3075; IV, 378 rücksichtslos. Hierhin gehört auch die Dativergänzung statt Akkusativobjektes: IV, 304; V, 73 — wodurch gleichsam der mittels der Tätigkeit zu bewirkende Zustand vorausgenommen wird und schon als perfekt zur Veranschaulichung kommt; einen analogen Vorgang zeigt das Gotische in Ulfilas Bibel, z. B. Matth. 5, 15 (Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel,) sondern auf einen Leuchter = „ak ana lukarnastaþin". Unter den malenden Lauten nehmen die alliterierenden die vornehmste Stelle ein: I, 2, 73, 130, 137; II, 14, 31; III, 233, 312; IV, 253, 255, 408; V, 11 f., 230, 305, 348, 385, 393, 403, 415, 541, 565, 597 ff. Ihre Zahl ließe sich mit Leichtigkeit verdoppeln und verdreifachen. Daneben treten vereinzelte onomatopoetische Klangwirkungen: IV, 300; V, 21, 488, 491 u. a. Außerordentlich wirkungsvoll dienen die schmückenden Adjektiva dem malenden Momente: I, 5 und 6, 76, 85, 100, 139, 147, 174, 230, 236, 290, 298; II, 19, 188, 262, 336, 402; III, 163 und 164, 421; IV, 37, 478; V, 197, 521, 546, 768 und 769 — und ungezählte mehr. Ähnliches erstrebt an verschiedenen Stellen die Apposition: I, 2; II, 14; III, 44; IV, 151 usw.; desgleichen der attributive Genitiv: I, 83, 249 f.; II, 205 f. als Beispiele. — Es soll hier nicht übergangen sein, daß Kleist sich zuweilen im Ausdruck vergreift; zu wild, ungefeilt, roh sind manchmal die Formen gewählt und festgehalten. Es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß unser Drama Schwächen birgt, die sich bei verstärkter Sorgfalt hätten vermeiden lassen; aber man übertreibe sie nicht aus vorgefaßter Meinung. Es mögen die berechtigten sprachlichen Ausstellungen[1]) hier Platz finden: Kürzungen zugunsten des Rhythmus geben in der Artikelelision zu Härten Anlaß: „in Staub" III, 161 und V, 662; ebenso die aus gleichem Grunde kontrahierte Akkusativform „ein" I, 394, die so als ein Nominativ erscheint. Unter den Formschwankungen und -Anomalien fällt III, 292 „bevor behalten" auf; V, 162 sind die „Uren" schwach dekliniert, im übrigen immer gemischt; Scheitel ist teils als Maskulinum teils als Femininum konstruiert; zu „fodern = fordern" vgl. Goethes Iphigenie,

1) R. Sprenger-Northeim (vgl. Januarheft 1904 d. Zeitschr.) sieht in den Worten „vom Amt, das du dir kühn erhöht", H. Windel seiner Angabe nach folgend, eine Schwierigkeit der Auslegung und bisher von den Herausgebern meist umgangene Erklärungsbedürftigkeit. W. möchte „erhöht" durch „erwählt" verbessern, Spr. „Amt" durch „Mal" ersetzen. Ich begnüge mich, in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen zu haben, ohne weiteres Eingehen für nötig zu halten. Die poetische Wendung ist flüssig lesbar und verständlich.

wo dieselben Formen im Wechsel stehen. I, 191 „Vesten" statt des allein Sinn gebenden „Westen" (im Gegensatz zu 179) dürfte auf Mißverstehung und Unleserlichkeit des Manuskriptes zu setzen sein. Daß Tiecks erste Ausgabe (der nach Zürn nun verlorenen Handschrift) des Werkes, Berlin 1821, nicht druckfehlerfrei ist, scheint mir III, 327 zu belegen, wo die sonst richtig gegebene Namensform Quintilius „Quitilius" lautet. Unschön ist der Ausdruck „Gaunerstreich" I, 36, abstoßend in seiner an das Tierische gemahnenden Färbung der Vergleich II, 127 wie V, 514, wenig geschmackvoll die bildliche Anwendung „geschirrt" III, 344. Das Gesuchte in Heranziehung eines „Derwisch" V, 606 ist schon oben erörtert; das Gleichnis soll vermutlich in seiner verächtlichen Beziehung zugleich das Verwunderliche einschließen. V, 632 „heulend" tritt in der konsequenten Ausmalung der Situation aus dem Bereich des Ästhetischen heraus; poetisch ist das Wort nur im Sinne einer elementaren Gewalt (Sturm, Rachefurien usw., vgl. III, 65) anwendbar, nicht aber zum Ausdruck der Schwäche, wo es vielmehr etwas von den verschwenderischen Kraftworten und den Gefühlsüberschwang der Stürmer und Dränger zurückruft. Übersieht man diese an Zahl geringfügigen Ausstellungen, so kann ihre Anführung weniger ein Vorwurf sein, als vielmehr eine Rechtfertigung gegenüber der Anschuldigung flüchtiger Arbeit. Äußerst selten sind versfüllende Verlegenheitswendungen, wie z. B. die Doppelbeteuerung II, 119, und auch die Nornen III, 178 dürften mit einigen ähnlichen mehr hohl pathetischen Götterschwüren zu den Flickwörtern zu zählen sein. Die Sprache ist, bei allem auf Kleistscher Eigenart beruhenden Feuer, eine dem Thema entsprechende, die in ihrer hinreißenden Diktion doch das Natürliche nicht verletzt und uns ebensosehr durch die realistische Wahrheit ihrer Darstellungskraft fesselt, wie sie uns durch den idealen Schwung ihrer Gedanken und Worte aus den Alltagskreisen in die reine Sphäre des Ästhetischen erhebt. — Den größten Schmuck der Kleistschen Rede bilden die eingestreuten Gleichnisse und Bilder, die seiner Sprache die plastische Anschaulichkeit vielgestaltigen Lebens in den verschiedensten Farben verleihen. Sein Reichtum in immer neuen, sicher treffenden Verbindungen kann unerschöpflich genannt werden und nicht ein geringer Ruhm ist es, daß dieser parabolischen Ausdrucksform jedes Unnatürliche fern bleibt, sowohl in der Form wie in der Sache selbst. Skizzen und Gemälde von schärfster Umrissenheit ziehen an unserem Auge vorbei und verstärken die Wucht der Ereignisse. Der Eindruck, den diese bildergeschmückte Rede nicht verfehlen kann, beruht zunächst auf der engen Anlehnung an den heimischen Boden, an das Leben der Handelnden, wodurch sie einen Teil ihrer charakteristischen Eigenart bildet und diese zu um so größerer

Eindringlichkeit belebt: Wald, Jagd, Waffenwerk, die Elemente und Naturkräfte, Tiere in symbolischer Beziehung sind der unversieglichen Fülle seiner bunten Gemälde dienstbar und reihen sich in Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit aneinander. Selbst abgegriffene Münze versteht Kleist in der Präge seines Künstlergenius in voller Frische wieder in Kurs zu bringen (I, 352 ff.), wie dies schon gelegentlich der Wahl seines bildlichen Wortausdruckes oben hervorgetreten. Es sind Reliefs nicht nur von wirkungsvollster Plastik, die die Hand des Künstlers formend gestaltet, sondern sie sind auch von einer tiefinnerlichen Schönheit, die ihresgleichen in unserer Literatur suchen; die bedeutendsten müssen hier aufgeführt werden: I, 2 ff., 15 f., 72 ff., 145 ff., 174 ff., 317 ff., 320 ff., 333 ff., 359 ff., 370 und 371; II, 12 ff., 29 ff., 462 und 463; III, 129 ff., 207 ff. und 215 f., 337 ff.; IV, 117 ff., 265 ff., 298 ff., 338 ff., 363 ff.; V, 20 ff., 24 ff., 111 f., 123 f., 209 f., 270 ff., 308 f., 347 f., 356 f., 375 f., 397 ff., 414, 588 ff., 601 f. und zuletzt das aus drei Mustern in eins gewebte Stück 765 ff. Von ergreifender Gewalt ist Marbods symbolische Handlung IV, 139 ff., und in furchtbarer Größe schließt das Bild der rächenden Gerechtigkeit IV, 150 ff. jene Szene. — Die gekennzeichneten Vorzüge werden durch einen überragenden zur Einheit gebunden: durch die dramatische Energie, das kräftige Eigenleben der Handlung, die sich mit innerer Konsequenz und Wahrheit zu ihrer Vollendung entwickelt. Die dramatische Energie hat ihren Hauptlebensnerv in der folgerichtigen Gliederung der Handlung, die auf der natürlichen Spannung und der fortschreitenden Bewegung der Szenen beruht. Nichts Überflüssiges darf den Gang der Handlung längen, ohne zu ermüden; nichts Gesuchtes, Sensationsbedürftiges aber auch darf ihn überreizen und seinem inneren Zweck entfremden, ohne der Harmonie des Ganzen und damit der nachhaltigen Wirkung Abbruch zu tun. Bereits oben ist auf die Gliederung des Dramas eingegangen; es erübrigt einige weitere noch nicht erörterte Punkte hier zu bezeichnen, die das dramatische Leben fördernd unterstützen und in ihrer realistischen Färbung, die doch nirgends den idealen Kern verleugnet, der Wirklichkeit annähern. Es hat in der Tat die Schönheit in Form wie Gehalt der Dichtung ihre unvergänglichen Züge aufgeprägt durch die Hand dieses Poeten von Gottes Gnaden, den zu früh ein düstres Schicksal dem Vaterlande und der Kunst entriß. Was die Wirkung der Dichtung stets zu einer eindrucksvollen gestaltet, ist die Natürlichkeit der Sprache, die trotz der wohlgewählten Form den Beteiligten wie selbstverständliche gewohnte Rede von den Lippen fließt. Dies hat seinen Hauptgrund darin, daß der Dichter stets den charakteristischen Ton der Situation, Umgebung, Persönlichkeit zu treffen weiß, daß er ein unendlich feines Gefühl für den verschiedenen Ausdruck hat. Ein

anderer Typus stellt sich in dem Sprachstil der römischen Galanterie, ein anderer in der kräftig einfachen Geradheit der germanischen Rede dar. In ersterer Beziehung ist besonders charakteristisch der Brief des Ventidius an die Kaiserin Livia: eine kleines Kabinettstück bezüglich seines schildernden Inhaltes; man könnte an die Übersetzung eines wirklichen Briefes glauben, so natürlich römisch fließt die leicht plaudernde Rede horazisch nuanciert in spielender Glätte dahin. Ein kleiner Spiegel römischer Sitte, läßt er unser Auge einen Blick auf jene Zeit werfen, die als lebendige Wirklichkeit aus dem Rahmen des Schreibens springt und ihre bewegten Gestalten in Handlung treten läßt: Phaon, der Krämer, und das leichte Rom jener Tage bieten sich als ein Bild des Kontrastes zu germanischer Natursitte und Kraft. Würdig stellen sich diesem Berichte alle jene in die Rede der Handelnden eingeflochtenen Beziehungen auf nicht szenarisch vorgeführte Tatsachen an die Seite. Gleich der Eingang der Exposition Szene 1 belegt, wie lebendig und doch ungesucht aus dem natürlichen Zusammenhange heraus das erklärende Beiwerk der Darstellung von Kleist gestaltet wird. Unmittelbar führt er uns durch Wolfs Rede direkt in die volle Handlung ein; wenn die erste Szene an uns vorübergezogen, sind wir bereits Herr der Situation und völlig heimisch im Milieu des Stückes. Ebenso geschickt schließt sich die zweite Szene an, die uns in den Resultaten einer wildfröhlichen germanischen Jagd diese selbst gleichsam noch hinterher durchleben läßt. Wie hier, so auch später fließt alles, was zur Aufhellung der Situation gegeben wird, ungezwungen und am rechten Platze in die Äußerungen der handelnden Persönlichkeiten ein: nirgends hat man das unbequeme Gefühl, daß diese Aufschlüsse nur für den Zuschauer gegeben werden; sie sind stets der Situation eng verbunden. Besonders geschickt nach dieser Richtung sind die Gewalttaten der Römer in die Handlung verwebt und die Beziehungen Marbods zu seinen Stammesgenossen wie zu den Römern. Unsere Augen sehen III, Sz. 1 den Zug der Römer in den Worten Hermanns und seiner Cherusker, und um so wirksamer, als diese Art der Darstellung, die Phantasie unendlich anregend, ihr zu selbständiger Betätigung Gelegenheit bietet. Mit gleicher Geschicklichkeit ist der Dichter unnatürlichen Schlachtbildern ausgewichen in dem richtigen Gefühle, daß das Schlachtgewoge auch durch Auge und Mund irgendwelches Beobachters von der Bühne herab sich nicht zur rechten Anschaulichkeit für uns gestalten könnte: zu wild ist diese Schlacht, zu lang, um in wenigen Minuten sich durch Worte zeichnen zu lassen. Der dramatischen Ökonomie Gehör gebend, schiebt Kleist in diese Kampfeslücken einen anderen Kampf ein, dessen unbarmherzige Wildheit in entsetzlicher Wahrheit das unversöhnliche Rachegefühl der Germanen enthüllt, wie's hier und in dem Teutoburger Wa-

gleich blutgierig sich Bahn bricht. Es ist schon oben bei Besprechung des Thusneldencharakters die packende Kraft dieser Szenen einer wahnwitzigen Rachetat nach ihrer ästhetischen Darstellungskunst gewürdigt worden, welche nur leider durch die furchtbare Gräßlichkeit des Vorwurfes an rechter Kunstwirkung gehindert wird. Diese Unterdrückung undramatischer Szenen und ihre charakteristische Spiegelung in den Worten der Handelnden, um auf diese Art nicht voll darstellbare Situationen hinter der Szene aufs lebendigste zu zeichnen, zeigt den praktischen Blick und Griff des Dichters, der seine Phantasie mit den Schranken der gegebenen Darstellungsmöglichkeit in angemessenen Einklang zu setzen versteht und dadurch aufs neue Kraft und Natürlichkeit des Dramas erhöht. Ihnen gerecht zu werden, ist auch die freie Handhabung der Verse bestrebt: besonders charakteristisch sind die katalektischen Verse (I, 47, 65; II, 123; IV, 444 u. 445 usw.), deren rhythmische Pause Raum für die Unterbrechung der natürlichen Rede bietet, ohne irgendwie den Fluß der metrisch geformten Diktion zu stören. Wir haben es hier mit einem iambischen Rhythmus in freier Handhabung der Verslängen zu tun, und es ist deshalb sehr unangebracht, über längere und kürzere Verse zu mäkeln, nachdem man sich erst selbst eine Norm dafür gesetzt hat. Warum soll es dem Dichter nicht gestattet sein, den Rhythmus in freier Ungezwungenheit auf und nieder wogen zu lassen, bald in kürzeren, bald in länger auslaufenden Wellen? Auch hier ist das einzige Maß nicht etwa das Metronom, sondern das Prinzip innerer Wahrheit und Rechtfertigung; das ist die Scheibe, auf die wir zu zielen haben, und ihr Zentrum wird hier durch zwei Fragen ins Schwarze getroffen. Bleibt der Charakter der Verse sich selber treu? und zum andern: Ist die Wirkung dieses so gestalteten Rhythmus eine ästhetische? — Niemand wird beide Fragen anders als mit Ja beantworten können. Diese freie Beherrschung des Verses erleichtert Kleist eine kräftige Führung des Dialogs, insbesondere wo dieser in lebhaftem Durcheinander die bewegte Rede zu schnellerem Fortgange steigert; ein Spiegel der inneren Erregung, schallen hier die Worte herüber und hinüber, sich gegenseitig verkürzend und doch wieder aufnehmend, ohne daß die entfesselten Elemente das ästhetische Gefüge sprengten. Einer Aufführung diesbezüglicher Stellen bedarf es nicht; sie bieten sich in einer großen Anzahl von Szenen selbstverständlich dar. Neben dem lebhaft fortschreitenden Momente, das der Dichter auch in der Führung der Einzelreden zu betätigen weiß (vgl. die grammatisch-stilistischen Ausführungen oben), fehlt es dem Kleistschen Stil nicht weniger an Mitteln, der Notwendigkeit des Retardierens Genüge zu tun, wo die Würde und das Gewicht des Augenblickes es erheischen. Hier kommt z. B. die sehr häufige Wiederaufnahme der Subjekte durch ein Pronomen in

Betracht; auch die mehrfach angewandte repetitio wirkt in diesem Sinne: I, 81 f., 189 ff.; II, 67 f.; III, 85 ff.; IV, 293 ff., das furchtbar einschneidende fünffache „15", 534 f.; V, 369 ff. Höchst wirkungsvoll als retardierendes Moment ist der einigemal auftretende Parallelismus; vgl. die markigen Bündnisworte Marbods:

Zu Worten hätt' ich keine Zeit gehabt;
Mit Taten würd' ich ihm die Antwort schreiben! IV, 145 f.

Desgleichen Hermanns heroische Erklärung seines opferwilligen Standpunktes IV, 534 f., und hervorragend schön der Chor der Barden V, 369 ff.; auch V, 615 ff. ist zu nennen. Am Ende sei ein stimmunggebendes Moment noch besprochen, das in seiner Zusammenschließung früherer und späterer Situationen die innere Einheit des Dramas und damit seine energische Wirkung zu erhöhen geeignet ist: es ist dies Beziehung einzelner Reden, Handlungen, Umstände — halb geheimnisvoll, teils ohne daß ein direktes Abzielen der Beteiligten vorläge, und wie von unsichtbaren geistigen Fäden umwoben, was einen inneren Zusammenhang in der sich entrollenden Entwickelung herstellt, auch wo keine äußere Verknüpfung vorliegt. Man könnte es sokratisch als ein Dämonium charakterisieren: I, 143 ff. und 248 ff. und 333 ff.; II, 15 ff. und 20, 146 ff. Auch das Lied II, 198 ff. birgt eine feine allegorische Beziehung zur Handlung, 295, 426 ff.; III, 130 f., 215 f. und 238 ff., 372; IV, 138, 330 f., V das Auftreten der Alraune 111 und 112. Alle diese Momente werfen ihre Schatten lang ausgreifend vorauf auf eine unbekannte Zukunft. Teils sind es die Pläne und hoffnungsvollen Entwürfe oder die Befürchtungen der Menschen, die hier ihre Phantasie vorwegschicken; teils auch ist es ein ahnungsvolles Vorausdeuten mit leise nachzitterndem bangen Erwarten, wie das Geschick die Fäden aneinander knüpfen wird; an einzelnen Stellen mag es geradezu scheinen, als ob schon alles bestimmt in den Sternen und als ob, was geschieht, dort von der Hand der Schicksalsgötter eingezeichnet stände mit unauslöschlichen Lettern.

So sind durch den Dichter vom ethischen wie ästhetischen Standpunkte die nötigen Vorbedingungen gegeben, die dem Drama nachhaltigen Eindruck vor Leser und Zuschauer verschaffen müssen; dem künstlerisch befähigten Darsteller fällt es zu, die hinreißende Diktion der Sprache und Handlung, die Kraft der sittlichen Impulse in ihrer ganzen Größe zum Ausdruck zu bringen und nicht durch ungeschicktes Vordrängen der Mängel und weniger gelungenen Teile des Werkes den gewaltigen Gesamteindruck schädigend, ihm Abbruch zu tun. Eine gleiche Aufgabe hat der Lehrer; obwohl es ihm zukommt, die Fehlgriffe des Dichters herauszuheben und nicht zu verdecken, so muß die Beleuchtung der schwächeren Punkte doch stets von dem

flammenden Lichte des genialen Grundgehaltes überstrahlt werden. Und dann muß das Werk wirken, wofern sich methodische Sicherheit und Kongruenz der Gesinnung in der Persönlichkeit des Lehrenden und zur Bürgschaft des Erfolges seiner eigenen Kraft vereinen. Verhallen soll die Klage Kleists:

Wehe mein Vaterland, dir! Die Leier, zum Ruhm dir, zu schlagen
Ist, getreu Dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt. (Motto.)

Verhallen soll der schwermütig gerechte Vorwurf seiner Worte in dem begeisterten Danke der Nachwelt. Uneigennützig entschlossen, in kühner Tatkraft taucht das Geschlecht der Befreiungskriege vor uns auf aus dem Rahmen der Dichtung, die unter Druck und Not einer drangsalschweren Zeit die treue Leier eines deutschen Mannes in klagender Trauer und sieghafter Hoffnung getönt: „zum Ruhm" des Vaterlandes, das die Kraft der Befreiung und die Stärke der Einheit fand in dem heißen Ringen bei Leipzig und Waterloo und gefunden hat zwei Menschenalter nach des Dichters unglückseligem Hingang: gefunden hat auf den blutigen Feldern des Sieges zu Königgrätz und Gravelotte. Da ward das Wort zur Wahrheit:

Vergebt! Vergeßt! Versöhnt, umarmt und liebt euch! V, 415.

und Wahrheit soll es bleiben!

Die Lüneburger Heide in der neueren Malerei und Dichtkunst.

Von Prof. Dr. **Ludwig Bräutigam** in Bremen.

Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle.
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale.

Theodor Storm, der Altmeister der Heidedichtung, ist es gewesen, der, wie sein hier genanntes Gedicht „Abseits" mit bekundet, die Heide für die Dichtkunst entdeckt hat, Neuland für die Kunst. Seit Jahrzehnten stehen die berühmten Strophen in deutschen Lesebüchern, aber erst vor kurzer Zeit ist dies wunderbare Heidegedicht für eine Singstimme meisterhaft komponiert worden, so daß es nun in der Musik Paul Scheinpflugs auch in die vornehmen Konzertsäle einziehen wird.

Neben seinen Gedichten hat Th. Storm auch in seinen erzählenden Poesien die Heide verklärt, namentlich in seiner Novelle „Ein grünes Blatt",

die der beste neuere Schilderer der Lüneburger Heide[1]), R. Linde, das „hohe Lied" der holsteinischen Heide nennt. Und die von allem Märchenzauber umflossene Gestalt der Regine, die fern am Immenzaun beim Urahn wohnt, ist die Verkörperung der Heimatheide.[2])

Aber wie hoch der Dichterruhm Th. Storms stieg und wie viel Verbreitung seine Schriften fanden —, die Heide blieb nach wie vor das verkannte, verachtete, verlästerte Land, das eigentlich nicht wert sei, von Gottes Sonne beschienen zu werden. Bezeichnend ist da ein Gedicht eines Bremer Dichters, Friedrich Rupertis, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der alten Hansastadt sich großer Anerkennung erfreute. Er gibt in den Versen „Heideland" eine düstere, starre Schilderung des öden Landes und hebt dann hervor, daß auch über dieser toten Au des Himmels Wölbung spiegelrein und blau ruhe. Weiter weiß er nichts zu sagen! Er würde es vielleicht ganz in Ordnung finden, wenn dort in dem gottverlassenen Reviere die Sonne überhaupt nicht schiene.

Auch die Dichtungen der A. v. Droste-Hülshoff, der großen Heidepoetin, ihre prächtigen Gesänge: Das Haus in der Heide, Hirtenfeuer, Am Hünenstein, Der Heidemann, Der Knabe im Moor und wie sie alle heißen, änderten wenig an der verächtlichen Bewertung der Heide in der großen Öffentlichkeit und in der Kunst. Und daß Dichter wie Hermann Allmers solche Lieder sangen: „Heidenacht", am schönsten in Musik von Eduard Rößler gesetzt, verhallte in einer Zeit, in der unsere Sänger im 19. Jahrhundert in aller Welt „zum schönen Süden übers Meer" bis zum Wüstensand umherstreiften, nur nicht in der Heimat.

Und wie es in der Dichtkunst war —, genau so verhielt es sich in der Malerei.

Der Hamburger Chr. Morgenstern hatte längst die Schönheiten der Lüneburger Heide aufgefunden und sie auf eigenartigen Bildern festgebannt, aber unsere übrigen deutschen Maler waren mit anderen Aufgaben beschäftigt. Es war jene Zeit, in der der französische Maler Courbet auf der Kunstausstellung 1869 in München gesagt haben soll, ob denn alle diese Leute, diese Aussteller, keine Heimat hätten.

Ja, es war wirklich so. Sie liebten keine Heimat. Sie waren Allerweltsmaler. Überall waren sie daheim, nur nicht in der deutschen Heimat.

Und doch! Verzeihung!

---

1) Vgl. Dr. R. Linde, Die Lüneburger Heide. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing.

2) Vgl. Dr. O. Ladendorf, Th. Storm. Immensee und Ein grünes Blatt Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner.

Eine heißgeliebte Heimatstätte besaßen sie doch!

„Italia!“ tönt es tausendfach. „Heil dem, der dich betreten!“
So rufen bis zum jüngsten Tag die Künstler und Poeten,

singt Hermann Allmers einmal.

Und so galt bei seinen Genossen nur der Maler für voll, der für das Sonnenland des Südens schwärmte.

Wie wurde der im Januar 1905 hochbetagt verstorbene Valentin Ruths, einer der ersten, die dann die Heide gemalt haben, von den Anhängern dieses Italienertums ausgelacht, als er 1855 etwa in Rom erklärte, daß die Lüneburger Heide schließlich mehr Naturpoesie habe als die römische Campagna und er seine als Barbarei verschrieene Ansicht näher zu begründen suchte! — —

Aber nun im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts dieser Umschwung in der Bewertung der Lüneburger Heide! Heute ist sie nahe daran, wie auch R. Linde näher ausführt, das modernste Wandergebiet in Deutschland zu werden. Heute reichen an den landschaftlich schönsten Punkten wie in Wilsede, dem höchsten Punkte der Hochheide, oder wie in Fallingbostel, dem „Paradiese der Heide“, die alten Herbergen nicht mehr aus, so daß wie im zuletzt genannten Orte neue — das treffliche „Hotel zum Böhmetale“ — gebaut werden müssen. Heute haben sich in keiner Gegend Deutschlands so viel Malerkolonien als in der Heide gebildet.

Im Oktober 1903 landete ich abends in Bispingen, drei Stunden nordöstlich von Soltau. Im ersten Gasthof hieß es wie in der Hochsaison im Harz oder in Thüringen: „Alles besetzt!“ Bei ihnen, sagte man, wohnten Professoren aus München. Im zweiten Gasthofe wäre vielleicht noch Platz, dort seien die „Malerlehrlinge“. So war's noch im Oktober!

Und weit im Spätherbste 1904 saßen wir im „Hotel zum Böhmetale“ in Fallingbostel, das allerdings für Heideverhältnisse eine Perle ist, abends wiederholt mit zwölf bis fünfzehn Fremden zusammen, mit lauter Heidewanderern oder Heidegästen.

Den Pfadfindern unter den Malern: Christian Morgenstern und Valentin Ruths folgten zahlreiche andere. R. Linde nennt neben den Worpswedern: Kauffmann, Bracht, Schuch, Rodeck, die drei Koken aus Hannover, Kallmorgen, Schwinge und auch einen der größten H. Zügel.

Ungezählte müßten noch erwähnt werden, besonders auch Köster und Irmer.

Einer der Vorgänger der Worpsweder ist L. Bokelmann gewesen, der 1874 als Direktor der Berliner Akademie starb. Im Jahre vorher hatte er noch mitten in der Lüneburger Heide das große Bild gemalt: „Aus-

teilung des Abendmahls in der Kirche zu Selsingen." Und er soll es eigentlich gewesen sein, der die Worpsweder auf die eigenartigen Schönheiten des Moores und der Heide, seiner alten Heimat — er stammte aus St. Jürgen bei Bremen — aufmerksam gemacht hat.

Einer der ersten, die sich nicht begnügten, flüchtig im Sommer das Heideland zu durchstreifen, sondern sich inmitten seines Gebietes anzusiedeln, war Georg Müller vom Siel, der seit 1896 im weltfernen, aber durch tausenderlei Schönheiten verklärten Heidedorfe Dötlingen im Oldenburgischen wohnt und dort eine Reihe von vornehmen Kunstwerken geschaffen hat, Bilder wie: Heidelandschaft mit Schafen, Herbst in der Heide, Bauerngehöft, Aussicht vom Petersberge, Landschaft an den Goldbergen u. a. (Vgl. Ein Neuland für die Kunst von L. Bräutigam. Deutsche Heimat. 4. Jahrgang. 10. Heft.)

In Zeven hatte sich W. Feldmann angesiedelt. Voran gingen in der Heidemalerei namentlich Hamburger und Hannoveraner. Die Vertreter der dritten großen Heiderandstadt, Bremen, folgten erst später; aber eine stattliche Schar ist nun auch dort zu nennen.

Bernhard Wiegandt, dessen Standquartier im Sommer in den letzten Jahren Fischerhude bei Bremen war, erregte vor einigen Jahren mit seinem großen Gemälde: In der Heide bei Niederhaverbeck berechtigtes Aufsehen.

Ernst Müller-Scheeßel war auf dem ersten niedersächsischen Trachtenfeste zu Scheeßel im Herbst 1904 gut vertreten, und Gemälde von G. Bardenheuer und Sophie Wenke fanden auf einer kleinen Heidemalerausstellung neulich im Lessingverein zu Bremen Anerkennung.

Eines der schönsten Heidebilder „Erika", von Henseler, schlicht, einfach, aber unnennbar treu und schön, stand neulich im Leuwerschen Kunstsalon zu Bremen.

Wie reich auch auf diesem Gebiete die Heimatskunst in den letzten Zeiten erblüht ist, davon gibt besonders auch die von den Brüdern Freudenthal 1895 begründete Zeitschrift „Niedersachsen" Kunde, in deren letzten Jahrgängen durchschnittlich etwa dreißig Maler und Zeichner den künstlerischen Buchschmuck lieferten, darunter eine ganze Reihe von bewährten Kräften, die sich auch sonst als Heidemaler einen Namen geschaffen haben. Diese Heimkehr der Maler in die Heimatheide hat eindringlich und anschaulich geschildert Diedrich Speckmann in seinem schlichten, aber treuherzigen Buche: Heidjers Heimkehr. Ein junger Mann aus der Heide ist in die Fremde gezogen, um in München Maler zu werden; aber so sehr er sich mit allerhand fremden Stoffen abquält —, mit keinem Bilde hat er Erfolg. Da hat er den guten Einfall, in die alte Heimat zurückzukehren, unerkannt

und fremd. Und hier weist ihm sein alter Dorflehrer schließlich auch den rechten Weg für die Kunst, lenkt ihn hin auf alle die ungezählten Schönheiten des stillen Landes, auf die dunklen Föhrenwälder, die alten gemütlichen Bauernhäuser aus Fachwerk mit den Pferdeköpfen am Giebel, die sturmfesten, wetterzerzausten Eichen, die weißzarten Birken, auf die in allen Farbentönen wunderbar erglühende Heide, auf die wortkargen, ernsten Menschen mit ihren stillen gefurchten Gesichtern, die der Menschheit noch manches zu sagen hätten, was man draußen selten noch fände: von stiller Sammlung der Seele, von Herzensfrieden. In warmherzigen, beredten Worten gibt hier Speckmann, anknüpfend an Ludwig Richters Buch: Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, gleichsam die Lebensbedingungen, den Grundton und Grundcharakter der neueren Heidemalerei an.

Diese neue Heidekunst hängt mit dem Erwachen der neuen Heimatkunst zusammen, die im Gefolge und gleichsam auch als Ergänzung der modernen Kunst aufkam. In dem neuen Realismus und Naturalismus offenbarte sich das in der Menschheit immermehr wachsende schärfere Sehen.

Dann aber erscholl etwa 1893 auch im Gegensatz zur Weltstadtkunst der Ruf: „Los von der Großstadt!" Die neue Heimatkunst entwickelte sich, die zwar einzelne bereits wieder für abgetan erklären, aber deren gesicherte Ergebnisse bestehen bleiben werden.

In Speckmanns Erzählung wird es nun so dargestellt, als ob diese Heimkehr der Maler, der Künstler, von einem alten treuherzigen Heidjer, einem stillsinnigen alten Dorflehrer ausgegangen sei. Das ist poetisch sehr reizvoll, entspricht aber keineswegs der Wirklichkeit. Diese ganze neue, so großartig aufblühende Heidekunst, dieser wunderbare Dichter- und Malerfrühling ist nicht in der Heide entstanden, hat sich nicht in ihr organisch entfaltet, sondern ist umgekehrt doch von der Stadt, der Großstadt aus in die stille Heidewelt getragen worden. Auch das schlummernde Heide-Aschenbrödel konnte sich nicht selbst erlösen, sondern mußte von einem fremden Prinzen wachgeküßt werden.

Auch unter den neueren Heidedichtern sind bei weitem die meisten Großstadtdichter. In ihnen kommt die Sehnsucht des modernen Städters nach der stillen Keuschheit der ewigtreuen Natur zum Ausdruck. Ganz das gleiche, was im Schlußteil des Schillerschen Hymnus an die fromme Natur im „Spaziergang" erklingt, ist der Grundton der neueren Heidedichtung: Heimkehr in die Jugendheimat!

Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück,

diese berühmten Worte Schillers könnten wir als Motto über die neuere Heidedichtung setzen. Sehnsucht ist die Seele unserer Zeit und der modernen

Literatur und Lyrik, sagt K. E. Knodt im Vorworte zu seiner trefflichen Gedichtsammlung: Wir sind die Sehnsucht.

Sehnsucht ist auch die Seele vieler neuerer Heidegedichte.

Von den nennenswerten Heidedichtern der neueren Zeit sind nur wenige zu bezeichnen, die in der Heide ihre wahre und einzige Heimat haben.

Viele haben draußen in der Welt erst sich auf die Schönheiten der Heide besonnen.

O wie ich dich lieben lernte,
Du Heimat, die mich gebar,
Da ich von dir mich entfernte
Und in fremden Landen war.

(Franz Evers, Heimatwege.)

Draußen in fremden Städten sind diese Heidedichter durch Vergleichungen erst inne geworden, was sie an der alten Jugendheimat gehabt haben.

Dort in den großen Städten,
Da lag meine Seele in Bann.

(Franz Evers, Seelenjubel.)

Bereits 1890 gab August Freudenthal einen Sammelband heraus: Die Heide. Nicht weniger als 93 Dichter haben hier Beiträge geliefert. Wer es noch nicht wußte, konnte schon damals aus diesem reichhaltigen Buche erfahren, daß die früher so geschmähte und gelästerte Heide mehr besungen worden ist als jede andere Gegend Deutschlands, der vielgepriesene heilige Rheinstrom mit inbegriffen.

Den Ehrennamen des Heidedichters erhielt zuerst August Freudenthal, der von Bremen aus mit unentwegter Hingabe für die Lüneburger Heide eingetreten ist. Außer dem schon genannten Sammelbande „Die Heide" sind hervorzuheben sein Gedichtband, dann die verschiedenen Bände: Heidefahrten, in denen er Land und Leute schildert, und endlich die Gründung der Zeitschrift „Niedersachsen", die sein Bruder Friedrich Freudenthal heute noch als Mitherausgeber leitet.

Auch das Wirken Friedrich Freudenthals ist fast ausschließlich der Heide gewidmet, und eine stattliche Reihe von Werken liegt von ihm vor: die Gedichtbände: In Lust und Leed und Heidekraut und Ginster; ferner die Erzählungen: In de Fierabendstied, Sonderlinge und Vagabunden, Unnern Strohdach, Wied und fied, Der Cambridge-Dragoner u. a. Heidegeschichten und neuerdings Lienhop u. a. Geschichten.

Seitdem August Freudenthal 1890 „Die Heide" herausgab und alle die Heidedichter zusammentrommelte, ist nun aber erst eigentlich die Zeit für die Heidedichtung gekommen. Und über diese neuesten Heidedichter, die bei Freudenthal noch nicht genannt sind, soll hier ein Wort noch gesagt werden.

Da ist zunächst der größte Lyriker unserer Tage: Detlev v. Liliencron. Wer nur über ihn schreibt, erwähnt auch seine Stellung zur Heide. Am schönsten hat ihn für mich Grotthuß in seinen Problemen und Charakterköpfen geschildert, wenn er über Liliencron sagt: Die eigentliche, die Herzensheimat Liliencrons ist die Heide. Dort träumt er, nach der Jagd auf einem Hünengrabe eingenickt, vom König Ringelhaar, der sich mit goldenen Locken über ihn beugt; dort erscheinen ihm das Leben und der Tod in ihren wechselnden Gestalten; dort wachsen und blühen ihm wild die Freuden der Liebe wie das braune Heidekraut. Und dann führt Grotthuß die schöne Stelle an:

„Die Heide. Sie blüht. Was ist da zu sagen?
Du Aschenbrödel der Natur, du Menschentrost,
Du seliger Hort der Einsamkeit, wie lieb'
Ich dich, wie lieb' ich dich . . ."

In verschiedene neuere Gedichtsammlungen — vgl. besonders „Vom goldenen Überfluß" — sind Liliencrons „Heidebilder" übergegangen, kurze Strophen, die so recht in der ganzen „Liliencron-Weise" gesungen worden sind, Verse von schlagender Kürze, größter Anschaulichkeit, bei der charakteristische Merkmale in wirklich greifbare Nähe gerückt sind. Die drei kleineren Gedichte könnten die Überschriften tragen: „Hochsommer in der Heide", „Herbst" und dann „Winterstimmung", aber Liliencron meidet solche Gespreiztheit. Die Verse sprechen eben für sich, ohne Fingerzeige und Wegweiser.

Die drei kleinen Meisterwerke, so eine Art von reizendem Triptychon, wie es auch in der neueren Malerei Mode geworden ist, sind von einer Eröffnungsstrophe eingerahmt, in der er den größten Vorzug der Heide streift, den nämlich, daß sie „vor dem Menschengraus" schützt, und dann von einem Schlußgesange, der gleichsam das Motto für die Heide bildet, von den stimmungsvollen Worten:

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt, du stilles Land.

Auch bei dem mit Liliencron befreundeten Hamburger Dichter G. Falke kommt die Sehnsucht des Großstädters nach dem stillen Frieden zum Ausdruck. Der hochstehende Dichter beneidet einen der ärmlichsten, unscheinbarsten, kleinsten, die auf Heidegrund erwachsen: einen stillen Hirtenbuben. Das erzählt Falke in köstlicher Art in dem Gedicht „Im Schnellzug". Im Schnellzug erfüllt ihn die Hast des Lebens. Alles ein Hetzen und Drängen. Und draußen im Lande wunderbare Friedensfülle. Und nun vollends die beseligende Einsamkeit, als der Zug durch die blütenblaue

Heide stürmt! In wenigen Strichen zaubert er uns das merkwürdige Land vor die Seele. Und sein Blick bleibt bei einem Knirps haften, der faul wie ein Dachs sich bei seinen Gänsen sonnt. Der weiß ja gar nicht, wie gut er's hat. Aber Falke schließt verblüffend ab mit den sehnsuchtsvollen Worten:

O Junge, hast du's gut! Ich wollt',
Ich läg dort auf dem Bauche,
Indes der Zug vorüberrollt,
Und gaffte nach dem Rauche.

Die im Jahre 1895 gegründete Heimatzeitschrift „Niedersachsen", die nun ungezählte Heidedichtungen vornehmer und geringerer Art gebracht hat, bot als erstes Gedicht damals „Heimatwege" von Franz Evers. Besser konnte die reiche Dichtergalerie nicht eröffnet werden. Eine schönere poetische Verklärung des niedersächsischen Heimatlandes gibt es nicht, wenn es da im Anfange heißt:

Es duftet die blühende Heide
Im niederdeutschen Land, —

und wenn der prächtige Gesang mit den herrlichen Worten ausklingt, die jedem echten Niedersachsen zu Herzen gehen müssen:

Du Land mit tiefen Gemüten,
Dein Sommer glimmert und gleißt.
Deine Bienen umsummen die Blüten:
Möge dich Gott behüten,
Du niederdeutscher Geist.

Franz Evers, der tiefe Mystiker, der dunkle Abgrundsgrübler, der alle verschleierten Geheimnisse belauscht und alle verborgenen Fernen durchreist, ist nichts weniger als kleinbürgerlicher Heimatsänger, aber er muß doch als ein echter Heidedichter aus neuester Zeit mitgenannt werden. Außer „Heimatwege" hat er noch dreimal die beseligende Rückkehr aus der wilden Welt in den Heidefrieden besungen, in: „Kraft der Heimat", in „Seelenjubel", in dem er aufjauchzt:

Nun hab' ich die Heide durchwandert
Zwölf Stunden und wohl noch mehr.
Es jubelt in meinem Blute;
In seligem Übermute
Zieht meine Seele einher

(Hohe Lieder.)

und in den schlichten, aber innigen Versen:

Und wieder ein Gang durch die Heide,
Ein Gang im Glück.

(Erntelieder.)

Ein kleines Meisterstück landschaftlicher Malerei sind die kurzen acht Verse aus den „Ernteliedern“:

Ginstergold und rote Heide,
Regungsloser Sommertag usw.

in denen wunderbar die große Stille, die weihevolle Ewigkeitsstimmung der Heidelandschaft getroffen ist:

Keine harten Laute stören:
Alles dehnt sich klar und weit.
Und du kannst das Atmen hören
Schlafender Unendlichkeit.

In „Abend am Heidestrand“ findet er dafür neue Worte:

Du wanderst weiter und weiter ...
Dein schweigsamer Begleiter
Ist nur die Ewigkeit.

(Hohe Lieder.)

Wie aus lindem Frühlingsduft gewoben, zart und keusch wie erste reine Liebe ist „Jugend“, ein im Volkston gehaltener Sang von einem Hirtenknaben und einer jungen Dirn.

Und der Wind kam von der Heiden,
Und küßte ihres Kleides Saum ....
Die beiden, die beiden
Träumten ihren ersten Traum.

(Hohe Lieder.)

Es ist aber nicht bloß das Stille, Weiche, Sonnige, Verträumte der blühenden Heide, was Evers kennt, auch das Düstere, Schwere, unendlich Trostlose und Beängstigende ringt sich in ihm los, die Stimmung, die die Heide im Herbst erweckt. Vgl. sein gleichnamiges Gedicht und besonders „Am Teufelsmoor“. (Hohe Lieder.)

Die höchste Bedeutung hat die Lüneburger Heide von jeher für die Bevölkerungserneuerung in den Randgroßstädten Hamburg, Hannover und Bremen gehabt. Darauf weist auch R. Linde besonders am Schluß seines Heidebuches hin, wenn er sagt, daß seit vielen Jahrhunderten die überschüssige Volkskraft der Heide nach den Randstädten abströmte, für die das stille Land eine Art Mutterboden ist.

Auf diese Tatsache weist Evers hin, wenn er in „Heimatwege“ Heinrich den Sachsen, den Löwen von Bardowiek, besingt und hinzufügt:

Solch Heer von Überwindern,
O Heimat, ist dir entstammt —
Und ich weiß, daß in deinen Kindern
Eine werdende Zukunft flammt.

Daß in unserer Gegenwart in der Heidedichtung eine ungeahnte Segensfülle ausgebeutet wird, ein Höhepunkt, ein Hochmittag erreicht worden ist,

beweisen zwei neue Gedichtbände, die ausschließlich der Heide gewidmet worden sind: H. Benzmann, „Meine Heide“ und Franz Diederich, „Die weite Heide“. Der erstere hat die Pommersche Heide im Auge, in der er in dem Gesange „Heidemärchen“ den geheimnisvollen Zauber einer farbenleuchtenden Abendstimmung mit mildem poetischen Dufte zu zeichnen weiß. Man muß allerdings die Heide kennen, ihr ins Herz geschaut haben, wenn man die feinen Bilder des Dichters, seine abgeklärte Anschaulichkeit, seine tiefe Empfindung verstehen will.

Alles aber nun, was in der heutigen Heidedichtung in Betracht kommt, wird durch Diederichs Buch überragt, schon durch den Umfang. Andere sind auch Heidedichter, Diederich ist der Heidedichter unserer Tage. Viele betreiben, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Heidedichtung so als „Nebenbeschäftigung“, Diederich lebt und webt in der Heide, all sein Dichterschaffen wurzelt ausschließlich in ihr. Wohin wir blicken in dem köstlichen Buche „Die weite Heide“ streut Diederich sprachliche Schönheiten aus: neue, eigentümliche Wortbildungen, reizvoll poetische Bilder, tiefsinnige Gleichnisse. Dabei ist alles wirklich geschaut, wahrhaft erlebt, tief empfunden. Viele der Schauplätze der Dichtungen von der Hochheide bei Wilsede bis zur Ahlhorner Heide bei Wildeshausen in Oldenburg, vom Lummenlande bei Osterholz-Scharmbeck bis Ostenholz an der Aller lassen sich für den, der das Land kennt, verfolgen. Alles Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne. Auch Diederich sucht wie alle, die ein geheimes Sehnen in die Heide zieht, dort Stille, Frieden, Einsamkeit, qualferne Räume tiefer, tiefer Märchenruh. Diederich ist, wie auch bereits seine namentlich durch die Komposition P. Scheinpflugs bekannt gewordenen „Worpsweder Stimmungen“ zeigen, einer der allergrößten Landschaftslyriker, dessen „weite Heide“ einen ausführlichen Artikel allein verdiente.

Von neueren Heidedichtern nennt R. Linde noch Karl Woermann, Arthur Fitger, Ulrich Klein, Paul Engelhardt, H. Steinvorth, Hermann Löns. In einem Artikel über die Heidepoesie spricht Dr. Eick, abgesehen von der älteren Dichtung, nur von H. Busse und Ludwig Klages. Aber ungezählte Dichter aus der Gegenwart haben auch Heidegedichte veröffentlicht. Auch eine Volksdichterin in der Lüneburger Heide gibt es, Marie Kupfer in Schneverdingen, die einen Band Gedichte herausgegeben hat.

Und Georg Ruseler, der bekannte Oldenburger Dichter, führt uns in seinem „Wunderborn“ mit seinen niedersächsisch-friesischen Balladen, in solchen heroischen Gesängen wie „Ricklingen“, auch hinaus auf die Heide, um uns zu zeigen, wie heldenhaft auch Jungfrauen in dem stillen Lande sich wehrten.

Wer die Dichtung über die Lüneburger Heide noch näher kennen lernen will, als durch meine kurze Skizze, der muß die nette bereits in neun Jahrgängen vorliegende Zeitschrift „Niedersachsen" zur Hand nehmen. Da wimmelt es von Heidedichtern, von denen man sagen kann: die Heide sang für sie, in ähnlichem Sinne, wie R. Wagner seinen Hans Sachs von vielen Frühlingsdichtern sagen läßt: Der Lenz, der sang für sie.

Ein besonderes Kapitel wäre noch dies: Heideerzähler. Diedrich Speckmanns Buch: Heidjers Heimkehr nannte ich schon. Über K. Söhle und sein neues Buch Schummerstunde mit seinen Heideerzählungen habe ich neulich im „Litt. Echo" geschrieben. Und ein ganz eigentümlicher treuherziger Heideerzähler, Wilhelm Schaer, erringt immer mehr Ansehen, das beweisen seine Bände: Heimatliebe, Sachsentreue, Am Herdfeuer und Der Schatz im Moor mit ihren mildabgetönten landschaftlichen Bildern, ihren stillen Menschen, ihrer tiefinneren Gesamtstimmung.

Heute ist die Lüneburger Heide im Begriff, sagt R. Linde, die am meisten moderne Landschaft zu werden. Für die Malerei und fast noch mehr für die Dichtkunst steht sie bereits schon an erster Stelle unter allen deutschen Gauen. Es könnte eine wunderbar feine Gedichtsammlung werden, womöglich eine der besten Anthologien überhaupt, wenn einer die in den letzten fünfzehn Jahren so reich emporsprießenden Blüten der Heidepoesie in einem Bande vereinigen und eine Verlagshandlung für eine gute Ausstattung sorgen wollte.

Otto Ludwigs „Das Fräulein von Scuderi".

Von **Rosa Schapire** in Hamburg.

Es war kein Zufall, der Otto Ludwig in den Jahren 1846/47 veranlaßt hat, E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scuderi" dramatisch umzugestalten.

Neben Shakespeare, mit dem die feinsinnige, geistig rege Mutter ihn schon frühzeitig bekannt gemacht hat, haben die Werke der Romantiker, Tieck und Hoffmann, den größten Einfluß auf den noch nicht konfirmierten Knaben ausgeübt. Die Bilder aus dieser Zauberwelt waren so stark, daß Jahre nachher, um 1834, Hoffmanns Novelle „Signor Formica" für den Entwurf von Ludwigs gleichnamiger komischer Oper benützt wurde.

Aber der Grund, der ihn zu jener düsteren, geheimnisvollen Novelle Hoffmanns „Das Fräulein von Scuderi" zog, lag tiefer. Etwas Gemeinsames hatte der Dichter gefunden, das ihn an Hoffmanns unheimlichen Goldschmied René Cardillac fesselte. Es war der Zug des sich selbst nicht

Genugtunkönnens, des Nichtfertigwerdens, und vielleicht hat keine der Gestalten, denen Otto Ludwig Leben gegeben hat, etwas gesagt, das so sehr an Selbstbeichte gemahnt wie jene Worte des Goldschmieds an den Maler Martin:

> Das Schöne wird nie fertig; immer könnt' es noch schöner sein. Und Ihr, ein Künstler, sprecht von Fertigsein?

Otto Ludwig, der in schwerem Ringen mit sich selbst Entwurf über Entwurf seiner Bernauer-Tragödie fertigstellt, der dem Stoffe immer neue Seiten abgewinnt, ohne zur endgültigen Redaktion zu schreiten, hat das Schöne kaum anders gefaßt, als René Cardillac es definiert:

> Eines Schönern Abglanz,
> Das Ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.

Meister Renés Worte:

> Der fadste Hans, der nicht sein leichtes Handwerk
> Begreift, spricht man von Kunst, da reckt er sich
> Und reißt sich selber zur Bewunderung hin
> Mit weisem Urteil und mit Lob und Tadel.
> Und hätt' er nur nichts Besseres zu tun,
> Er würd' uns zeigen, wie man's machen muß.

finden sich ähnlich formuliert in einem zeitlich freilich etwas zurückliegenden Briefe Ludwigs an Karl Schaller vom 3. März 1840 aus Leipzig, jener Stadt, wo so viel Bücher gemacht werden, „weil die Leute so langweilig sind". Es heißt dort voller Groll über das Leipziger Literatentum:

> Jeder Gelbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht ... Und hat man nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren, als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa ... und gießen ihr Gift darüber hin.

In seiner ersten dichterischen Schaffensperiode, wo ihm „das Vague der Musik nicht mehr genügt, wo er Gestalten haben muß", wie er seinem Tagebuche anvertraut, drängt es ihn, seine Gestalten von seinem eigenen Herzblut trinken zu lassen. Er greift nach Stoffen, in denen er sich selbst oder einen Teil seines Ichs geben konnte. So entsteht 1844 der Plan zu einem historischen Drama in Prosa „Friedrich II. von Preußen", das die kritischste Situation in Friedrichs Leben, die Zeit zwischen der Schlacht von Torgau und der Rückeroberung von Schweidnitz, zum Inhalte hatte. Der Dichter, der selbst so viel gelitten hatte, identifiziert sich mit dem Könige, der den Schlägen des Geschickes Trotz bot.

Angesichts dieser Tatsachen und angesichts des Umstandes, daß es Otto Ludwig, wie er wiederholt bewiesen hat, nicht gegeben war, dem Publikum Konzessionen zu machen, möchte ich weniger Gewicht darauf

legen, als Adolf Stern, der liebevolle Biograph Ludwigs, daß sein Drama „Das Fräulein von Scuderi" unter dem Drange entstanden ist, „endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirksames Werk zu schaffen".

Wenn das Drama unter diesen Gesichtspunkten geschaffen worden ist, so hat Otto Ludwig seinen Zweck nicht erreicht. Es entstand, wie schon bemerkt, in den Jahren 1846/47, 1849 legte er es Gutzkow, dem damaligen Dramaturgen der Dresdner Hofbühne, vor. Dieser nahm das Drama günstig auf, hielt aber eine Bearbeitung für nötig, und Ludwig, der damals bereits ganz im Banne seines „Erbförster" war, konnte sich hierzu, sowie zu einer Veröffentlichung überhaupt nicht mehr entschließen. „Das Fräulein von Scuderi" ist zum erstenmal in den Nachlaßschriften von 1865/69 erschienen.

Bei Ludwigs Schaffensart: er sieht Gestalten in einer bestimmten Stellung vor sich, die gewaltsam fordern, festgehalten zu werden und erfindet dann erst die Fabel, ist es so naheliegend, daß er einem anderen das rein Stoffliche entlehnt, daß es sich erübrigt, Hypothesen über seine Beweggründe aufzustellen. Charakteristisch für ihn ist, wie er den gegebenen Stoff umgestaltet hat. Den Inhalt von Hoffmanns Erzählung hat er getreu übernommen, aber er hat die Charaktere verinnerlicht, ausgebaut, er hat ihnen ihre tiefsten Geheimnisse abgelauscht und ihnen eine tragische Größe gegeben, die sie bei Hoffmann nicht haben.

Hoffmanns Novelle bildet einen Teil der Rahmenerzählung „Die Serapionsbrüder". Nachdem Silvester sie den versammelten Freunden erzählt hat, ergehen diese sich in Erörterungen über den Gegensatz zwischen Drama und Erzählung. Mit einem nicht mißzuverstehenden Hinweis auf „Das Fräulein von Scuderi" findet Lothar,

> daß selbst der Versuch, den Stoff einer Erzählung zum Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß.

Vielleicht hat gerade diese Bemerkung Ludwig zum Widerspruch, zum Nachprüfen gereizt.

Hoffmanns Quelle war der ehrwürdige Nürnberger Chronist Wagenseil, der mit „angenehmer Courtoisie" von der geistreichen alten Hofdame, die er in Paris besucht hat, berichtet. Ein „bell humor hatte eine Supplikation in Versen gleichsam an den König im Nahmen aller Verliebten zu Paris aufgesetzet". Wenige Tage darauf erscheint die Antwort der „Beutelschneider" „von der man aber bald in Wissenschaft kommen, daß die Fräulein von Scudery solche aufgesetzet .... daß eben die Galane keine Ursach hätten sich groß zu beklagen —", da sie ja doch mit leeren Händen zum Liebchen gehen. Selbst die geheimnisvolle Schmuckübergabe findet sich bei Wagenseil, aber sie ist dort ein Scherz der Herzogin von Montansier.

Am Hofe Ludwigs XIV. nahm man es mit der Not bedrängter Galane nicht allzu schwer; Hoffmann faßt Fräulein von Scuderi tiefer und erfindet den geheimnisvollen René Cardillac zu dieser Episode. Unter Otto Ludwigs Händen vertieft sich der Charakter der alten Hofdame noch mehr, und was in Wirklichkeit Scherz war, wird bei ihm zum Ernst, der eines sozialen Hintergrundes nicht entbehrt.

Die Chambre ardente wurde 1682 aufgelöst, und Hoffmann, dessen Erzählung „wahrhaft serapiontisch ist, weil sie auf geschichtlichem Grund gebaut, doch hinaufsteigt ins fantastische", wählt das Jahr 1680 als Zeitpunkt. Otto Ludwig verfährt mit dem historischen Hintergrunde viel freier und läßt sein Drama „Anfangs des 18. Jahrhunderts" spielen, um die Aufhebung der Chambre ardente mit dem Tode der Scuderi (1701) in Einklang zu bringen.

Die Spannung des Lesers ist bei Hoffmann viel größer, als bei Ludwig. Das seltsame Dunkel löst sich in der Novelle erst im letzten Augenblicke durch Oliviers Beichte. Bei Otto Ludwig dagegen sind wir schon im 2. Akte über René Cardillacs Charakter im klaren, und so könnte es fast erscheinen, als wenn Hoffmann als Dramatiker, Ludwig als Epiker verfahren wäre. Und doch hat Ludwig mit seinem Scharfblick erkannt, daß das Tragische und Ergreifende: die Vorgänge in René Cardillacs Seelenleben von Hoffmann nicht ausgeschöpft wurde. Was bei Hoffmann Handlung ist, setzt er in Schilderung um, während Vorgänge lebendig an uns vorüberziehen, bei denen sich Hoffmann auf Schilderung durch Dritte beschränkt.

In sehr anschaulicher Weise — die Erzählung setzt damit ein — spielt sich bei Hoffmann vor uns ab, wie Olivier Brusson in nächtlicher Stunde Einlaß heischend an Frl. von Scuderis Tür pocht, um der Dame den Schmuck im Auftrage seines Meisters zu übergeben. Bei dieser Gelegenheit will er seinem bedrängten Herzen Luft machen, denn nur durch die Scuderi glaubt er einen Ausweg aus jenem furchtbaren Dilemma finden zu können, in dem er sich als Mitwisser von Cardillacs Geheimnis befindet. Die Martinière, die treue Dienerin der Scuderi, öffnet ihm das Tor, aber durch sein aufgeregtes Gebaren aufs äußerste erschreckt, verweigert sie ihm den Zutritt zur geliebten Herrin. Die Maré-chaussée erfüllt in diesem Augenblicke die stille rue St. Honorée mit Waffengeklirr, und Olivier ergreift die Flucht, ohne die alte Dame gesprochen zu haben.

Diese Szene verlegt Otto Ludwig, als der Vorgeschichte angehörend, in die Exposition (1. Akt 2. Szene) und läßt die Martinière Serons, dem Arzt und Freunde der Scuderi, das nächtliche Abenteuer mit wenigen Worten erzählen.

Bei Hoffmann erleben wir die Szene, wie die Scuderi das geheimnisvolle Kästchen am nächsten Morgen übernimmt, den Schmuck findet und fassungslos in Tränen ausbricht, weil die „Unsichtbaren" ihre Worte

Un amant qui craint les voleurs
N'est point digne d'amour

dahin gedeutet haben, daß sie mit ihrem schändlichen Treiben einverstanden sei. Ratlos sucht sie die Marquise de Maintenon auf, diese empfiehlt, Cardillac holen zu lassen, und

als sei er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf weniger Zeit in das Zimmer.

Wieder verlegt Otto Ludwig diesen Vorgang als unwichtig hinter die Szene und begnügt sich mit einer kurzen Schilderung. An Stelle jener graziösen Verse setzt Ludwig den etwas gesuchten Vierzeiler:

Liebe sei der Helmschmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen,
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert geliebt zu sein.[1])

während er den Brief der „Unsichtbaren" von einigen Kürzungen abgesehen wörtlich von Hoffmann übernimmt.

Aber des Rates der Maintenon bedarf es nicht, die Scuderi hat aus eigenem Antriebe Cardillac, in dem sie den Verfertiger des Schmuckes mutmaßt, holen lassen. Sie hofft von ihm zu erfahren, für wen das Geschmeide ursprünglich bestimmt war, um es dem rechtmäßigen Besitzer erstatten zu können. Und Cardillac tritt nicht, „als sei er auf dem Wege gewesen", sofort ein, sondern wir werden in hübscher Weise und gleichsam unabsichtlich, ehe Cardillac aufgetreten ist, mit seinen Lebensgewohnheiten — er steht im Geruch der Frömmigkeit — vertraut gemacht. Erfahren wir doch, daß Baptiste ihn in Saint Sulpice überrascht habe, und der Goldschmied in zwei weiteren Kirchen seine Andacht verrichten müsse.

Wie sehr aber unterscheidet sich Cardillacs Auftreten bei Ludwig von der gleichen Szene bei Hoffmann! Bei Ludwig leben wir die ganze Qual dieses Mannes mit, er will der Scuderi den Schmuck schenken, weil er dadurch den bösen Geist, der ihn zum Morde treibt, glaubt bannen zu können, und doch ergreift ihn beim Anblicke seiner Juwelen das Verlangen, sie zu behalten. Immer wieder reicht er dem Fräulein den Schmuck hin, wenn er ihn aber, wie es in den szenischen Angaben heißt, „in der Hand hat, reut's ihn und er zieht ihn zurück". Nur durch schleunige Flucht macht Cardillac diesem Kampfe ein Ende. Bei Hoffmann

1) Diesen Vers hat Hoffmann wörtlich bei Wagenseil entlehnt.

gebärdet er sich wie ein Sonderling, bei Ludwig wie ein von Dämonen Gefolterter. Auch der Eindruck, den er auf die Zurückbleibenden hinterläßt, ist bei Ludwig viel stärker. Die Scuderi, wenngleich erschrocken, geht bei Hoffmann ohne weiteres auf der Maintenon Scherze ein, die in ihr die Goldschmiedsbraut sieht und sie über die Pflichten einer guten Hausfrau belehren will. Den Auftritt bringt die Scuderi „in gar anmutige Verse, die sie am folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas". Könnte die Scuderi, die bei Ludwig so ergriffen ist, diesen Vorfall wohl auch gleich dichterisch ausbeuten? Was sie in Renés Gegenwart empfunden hat,

mehr war's als Widerwillen — Grauen war's, war Schauder.

Damit schließt der erste Akt. Während Hoffmann sich in seitenlangen Schilderungen der Zustände in Frankreich ergeht, füllt die Exposition bei Ludwig die 1. Szene des ersten Aktes. Diese Schilderung ergibt sich in der natürlichsten Weise, indem Serons Miossens, der nach längerer Abwesenheit nach Frankreich zurückkehrt, über die seltsamen Ereignisse unterrichtet. Drei Momente bilden die Vorgeschichte:

1. die Gründung der Chambre ardente,
2. der Scuderi Vierzeiler, der die Runde durch Paris gemacht hat,
3. die Mitteilung über die geheimnisvollen Morde.

Und gleich setzt die dramatische Handlung ein, da Miossens das Wagnis reizt, den Kampf mit dem Mörder aufzunehmen. Die Fäden der Handlung spinnen sich in den bereits besprochenen Szenen weiter, indem die Scuderi durch die Übergabe des Schmuckes in die Handlung, in der sie eine so wichtige Rolle spielen soll, hineinverflochten wird.

Für den zweiten Akt hat Ludwig kaum eine Szene bei Hoffmann gefunden. Der ganze Aufzug baut sich aus Vorgängen auf, die sich Ludwig entweder aus den Charakteren ergeben haben, oder aus neu geschaffenen Situationen, die sich dem Rahmen des Ganzen aufs glücklichste einfügen und klares Licht auf die handelnden Personen werfen.

Bei Hoffmann sehen wir die Liebenden, Madelon und Olivier, kein einziges Mal vor der Katastrophe zusammen, während Ludwig jene reizende Szene in Cardillacs Werkstatt erfindet, wo Madelon umsonst in Olivier dringt, ihr sein Vertrauen zu schenken. Sie empfindet sein verändertes Wesen, aber sie forscht vergebens nach dem Grunde.

Dann treten Personen auf, die durchaus auf Ludwigs Erfindung beruhen, so die geschwätzige Caton, von der wir bei Hoffmann nur hören, daß sie „eine Person von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig" ist. Caton, die sprechen muß, „wenn sie der Geist regiert", macht uns mit all

dem Aberglauben vertraut, der in den Köpfen jener Menschen spukt und infolge der grauenvollen Ereignisse die seltsamsten und üppigsten Blüten treibt. Sie ist es auch, der Oliviers aufgeregte Art auffällt, die zuerst den Mörder in ihm sieht, Degrais herbeiruft und so entscheidend in die Handlung eingreift.

Dagegen haben weder Lejean, der verarmte Goldschmied, dem Cardillac hilft, noch der Maler Martin — zwei Figuren, für die Ludwig bei Hoffmann auch nicht die leiseste Andeutung gefunden hat — für die Handlung selbst Bedeutung. Sie dienen ausschließlich dazu, Cardillacs Eigenheiten zu illustrieren und ihn uns menschlich näher zu bringen.

Ebenso haben Baptiste und die Martinière, die treuen Diener der Scuderi, manchen neuen Zug bekommen, und in diesen komischen Szenen verrät sich Shakespeares Einfluß.

Wieder geht die Handlung einen Schritt weiter: Jérome, Miossens Diener, fordert den bestellten Schmuck im Auftrage seines Herrn. Durch geschickte Fragen erfährt Cardillac, daß der Schmuck für die Geliebte des Grafen bestimmt sei und ihr am nächsten Abend gebracht werden soll. Sofort reift sein Entschluß, am Grafen zum Mörder zu werden, da er sich vom Schmucke nicht trennen kann. Auch das ist ein Vorgang, von dem wir bei Hoffmann wohl ganz allgemein hören, der sich aber nie vor uns abspielt.

Dann folgt Cardillacs Beichte vor Olivier. Er sucht ihm begreiflich zu machen, warum er sich — und sei es auch durch Mord — den Schmuck, den er geschaffen hat, wieder aneignen muß. Nach einer solchen Szene sucht man bei Hoffmann vergeblich. Hoffmann genügt es, daß Olivier der Scuderi (und auch dem Leser) den Schlüssel zu Cardillacs Charakter gibt, als er ihr sein Geständnis ablegt, während Degrais mit Bewaffneten in einem Nebenraume auf ihn wartet, um ihn bei Tagesanbruch ins Gefängnis zurückzuführen. Was dort Schilderung durch einen Dritten ist, wird bei Ludwig zu lebendiger Handlung, die sich vor unseren Augen abspielt und uns mitreißt.

Aber in Cardillacs Beichte verflicht sich bei Ludwig als erregender Faktor ein neues, die Handlung förderndes Moment: Cardillac beklagt, der Scuderi den Schmuck geschickt zu haben. Olivier weiß, was einem solchen Bedauern zu folgen pflegt, er eilt in die Wohnung der alten Hofdame, um sie zu beschwören, am nächsten Tage den Schmuck Cardillac unter irgendeinem Vorwande zurückzuschicken. Wieder gelingt es ihm nicht, der Scuderi sein Herz zu öffnen, denn die Wache, von der erschreckten Martinière herbeigerufen, folgt ihm auf dem Fuß, und er vermag sich nur durch eilige Flucht zu retten.

Diese Szene korrespondiert mit jener bei Hoffmann, wo Olivier den Schlag der Glaskutsche der Scuderi auf dem Pontneuf aufreißt und die zu Tode erschrockene Dame beschwört, Cardillac den Schmuck zurückzuschicken.

Dies Bild hat sich Ludwigs derart bemächtigt, daß er nicht davon lassen kann und es an gänzlich verkehrter Stelle anwendet. Bei Hoffmann hat Oliviers Vorgehen einen Sinn: er weiß, daß die Scuderi in Lebensgefahr ist, er sieht und warnt sie. Welchen Sinn hat es aber, wenn Olivier, wie wir bei Ludwig aus dem Berichte der Martinière erfahren (I. Akt 2. Szene), nachdem er der Scuderi des Nachts den Schmuck gebracht hat, am nächsten Morgen ihren Wagenschlag aufreißt, und wie die Frauen vor Schreck aufschreien, stöhnend vom Trittbrett gleitet? Offenbar gar keinen, denn Olivier hätte sich sagen müssen, daß er durch dieses Vorgehen das Fräulein nur erschrecken kann, — das gelingt ihm denn auch im vollsten Maße. Dazu kommt noch — und das haben Hoffmann sowie Ludwig umgangen —, daß Olivier sich den Zugang zur Scuderi nicht auf so gewaltsame Weise zu erzwingen braucht. Ihre Güte ist bekannt, jeder Unglückliche hat Zutritt zu ihr, um wieviel mehr aber Olivier, den sie als Anne Guiots Sohn (Anne Guiot war eine arme Jugendgefährtin und Dienerin der Scuderi) mit offenen Armen empfangen würde.

Bei Hoffmann hören wir erst, als Olivier bei der Scuderi ist, von Anne Guiot. Das ist jedenfalls Ludwigs Art vorzuziehen, bei dem wir ganz unvermittelt und technisch wenig geschickt von Anne Guiots Existenz erfahren. Nachdem sie über zwanzig Jahre verschollen ist, ist es doch ein gar zu sonderbarer Zufall — ein Traum —, der das Fräulein plötzlich auf sie zu sprechen bringt. Man fühlt Ludwigs Absicht, auf diese Beziehungen vorzubereiten, zu deutlich „und man ist verstimmt".

Im dritten Akt der gleiche Fall wie im zweiten: wieder Szenen wie die zwischen Cardillac und Miossens, die auf Ludwigs freier Erfindung beruhen und dazu dienen, glänzende Streiflichter auf Cardillacs Charakter zu werfen. Dann folgt Cardillacs düsterer Monolog. Der Gedanke an den bevorstehenden Mord erfüllt ihn in solchem Maße, daß der ganze Vorgang sich vor seinem geistigen Auge abspielt, und wir mitzuerleben glauben, wie sich der Mörder auf das ahnungslose Opfer stürzt. Aber Olivier ist Cardillacs Kampf nicht entgangen, er folgt dem Meister, um einen Mord zu verhüten — doch es kommt anders als Cardillac gedacht hat. Miossens, auf den es abgesehen war, hat einen Panzer unter seinen Kleidern angelegt, daran gleitet Cardillacs Waffe ab — Miossens wirft sich auf den Mörder, verwundet ihn tödlich, und Olivier trägt den Sterbenden in seine Werkstatt. Dieser Kampf spielt sich hinter den Kulissen ab, vor uns dagegen Cardillacs grausige Sterbeszene und Degrais'

Eindringen mit den Bewaffneten. Der Verdacht fällt sofort auf Olivier, dieser verwickelt sich in Widersprüche, da er den wahren Sachverhalt nicht verraten will, und wird verhaftet, während Madelon ohnmächtig zu Boden sinkt. Auch bei dieser Szene, die den dramatischen Höhepunkt bildet, hat Ludwig in Handlung umgesetzt, was bei Hoffmann nur Schilderung ist und in drei verschiedenen Berichten auf uns kommt.

Unter Tränen schildert Madelon der Scuderi den Tod des Vaters und die Verhaftung des Geliebten. Den Verlauf der Verhaftung und Oliviers befangene Antworten erfahren wir aus La Regnies ironisch gefärbtem Bericht an die Scuderi, während Olivier ihr die tatsächlichen Vorgänge auseinandersetzt. Wie sehr die Wirkung durch diese Dreiteilung geschwächt und verzettelt wird, wie sehr Cardillacs erschütternde Sterbeszene — er ringt mit dem Tode und noch verfolgt ihn das Phantom des Schmuckes — Hoffmanns Berichten an innerer Kraft überlegen ist, leuchtet ohne weiteres ein.

Bei Hoffmann eine ausführliche Darstellung, wie der Zufall die Scuderi in dem Augenblicke vor Cardillacs Haus bringt, wo Brussons Verhaftung vor sich geht, und wie sie sich Madelons annimmt; Ludwig verlegt diesen Vorgang hinter die Szene. Der vierte Akt setzt damit ein, daß Madelon bereits im Hause der alten Dame ist, und diese von ihrer Unschuld und damit auch von der ihres Geliebten überzeugt, setzt alle Hebel für Oliviers Freilassung in Bewegung.

Da übermittelt ihr Degrais Oliviers Bitte, ihr sein Geständnis ablegen zu dürfen. Einen Augenblick schwankt sie aus Furcht, die Chambre ardente wolle sie als ihr Werkzeug gebrauchen, aber im nächsten schon sagt sie sich, daß sie ohne Oliviers Geheimnis preiszugeben, vielleicht doch etwas für ihn tun kann. Olivier, den Degrais mitgebracht hat, wird sofort hineingeführt, und sie erkennt mit Entsetzen den Mann in ihm, der sie gewarnt hat. Im Glauben, daß der Mörder selbst vor ihr stehe, weigert sie sich sein Geständnis entgegenzunehmen. Ist er der Mörder, so ist Madelon seine Mitschuldige, und ihre Tränen gelten nicht dem Tode des Vaters, sondern der Furcht vor der Entdeckung. Ihr Glauben an die Menschen bricht zusammen und sie klagt verzweifelt:

Meine Welt ist mir zerbrochen,
Meine Welt voll hoher edler Gestalten;
Die Scherben stechen mir die Seele wund!

Aber Madelons Schmerz rührte sie im gleichen Augenblicke aufs neue, sie läßt Degrais und Olivier eilends zurückholen, um letzteren zu hören.

Der Umschwung der Scuderi ist bei Ludwig durchaus überzeugend durchgeführt. Man vergegenwärtige sich, daß ihr Degrais' Aufforderung,

Olivier zu sprechen, ganz unerwartet kommt, und ehe sie noch Zeit gehabt hat sich zu fassen, steht Olivier vor ihr. Versagt ihr auch für einen Augenblick der Mut, so ist sie im nächsten schon Herr über sich selbst.

Anders bei Hoffmann, wo die Scuderi es sich bei La Regnie als Gunst erbittet, Olivier sprechen zu dürfen. Muß ihr nicht bei La Regnies Bericht, bei den erdrückenden Beweisen, die gegen Olivier sprechen, die Frage aufsteigen: Und wenn er doch schuldig wäre? Da darf es ihr, die sich sonst so klug und gefaßt benimmt, eigentlich nicht passieren, daß sie ohnmächtig wird — ein billiges Verlegenheitsmittel — und sich weigert, den Gefangenen zu sprechen. Erst auf Degrais' Drängen — denn die Chambre ardente hofft auf diese Weise hinter das Geheimnis zu kommen — gibt sie Olivier später Gelegenheit, ihr seine Beichte abzulegen.

Ludwig hat dadurch, daß er beide Momente verschmolzen hat, das Wesentliche der Handlung beibehalten und ihr eine größere innere Wahrscheinlichkeit gegeben.

Oliviers Beichte ist bei Ludwig wesentlich kürzer als bei Hoffmann, da wir ja bei ihm mit der ganzen Vorgeschichte vertraut sind. Aber die Wirkung bleibt dieselbe: die Scuderi will Olivier retten und muß sein Geheimnis wahren. Nun beginnen die Fäden sich zu entwirren: Miossens, dem ihre Anteilnahme an Oliviers Schicksal bekannt ist, gesteht ihr, daß er Cardillac getötet habe, und sie eilt zum Könige, um ihm, nicht aber der Chambre ardente, Oliviers Geheimnis anzuvertrauen und seine Freilassung zu bewirken.

Diese Szene, die wir bei Hoffmann miterleben, spielt sich bei Ludwig hinter den Kulissen ab, und im 5. Akte finden wir die Scuderi krank infolge der gehabten Aufregungen in ihrem Zimmer. Aber sie darf jetzt nicht krank sein. Während sich alles zu Oliviers Gunsten gewendet zu haben scheint, tritt plötzlich ein Umschwung ein: Frau von Maintenon will nichts mehr für ihn tun, und dem Könige hat man vorgespiegelt, daß das Volk Oliviers Tod verlange, während es in Wahrheit seine Befreiung und die Auflösung der Chambre ardente fordert. Da kann nur eine helfen: Fräulein von Scuderi. Sie tut es trotz ihrer Krankheit, trotzdem sie sich den größten Gefahren aussetzt, denn sie nimmt den Kampf mit La Regnie auf und sagt dem Könige eine Wahrheit, die er nicht hören will. Und sie siegt, aber sie erreicht nicht nur Oliviers Befreiung; weit über diesen Einzelfall hinaus geht, was sie getan hat: die Chambre ardente, Frankreichs Fluch, wird aufgelöst.

Die Liebenden verlassen Frankreich auf des Königs Befehl. Die alte Hofdame aber hat sich zuviel zugemutet; während ihr das ganze Volk als seiner Befreierin zujubelt, fühlt sie die Schatten des Todes. Nach dem

sozialen Ausblick, den Ludwig hier eröffnet, sucht man bei Hoffmann vergeblich.

Bei Hoffmann liegen „mehrere Monate" zwischen dem Augenblicke, wo die Scuderi den Schmuck bekommen hat und der Warnung, die Olivier an sie ergehen läßt. Mit anderen Worten ausgedrückt, heißt das, daß Olivier Monate hindurch um Cardillacs Treiben gewußt und nichts getan hat, um dem zu steuern. Das belastet ihn in sehr bedenklicher Weise, denn man muß bei Cardillacs Inanspruchnahme und seinem Charakter schließen (wenngleich Hoffmann nichts darüber äußert), daß in dieser Zeit Verbrechen begangen wurden, an denen Olivier durch sein Mitwissen zum Mitschuldigen wird. Und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre — darf Olivier um seiner Geliebten willen Frankreichs Bevölkerung von einem Wahnsinnigen ermorden lassen? Er muß, ganz gleich auf welche Weise, Mittel und Wege finden — Zeit genug hat er dazu —, um Cardillac unschädlich zu machen.

Bei Ludwig liegt der Fall anders, erst seit acht Tagen weiß Olivier um das Treiben des Meisters, und daß er in dieser kurzen Zeit noch zu keinem Entschlusse gekommen ist, ist begreiflich. Eines nur steht ihm fest: er muß jeden weiteren Mord verhindern, auch wenn er oder Cardillac daran zugrunde gehen sollte. Durch den an sich geringfügigen Umstand der kürzeren Zeitdauer wird Olivier bei Ludwig von jeder Schuld frei und sein Charakter geläutert.

Noch einmal setzt Ludwig eine kürzere Zeitdauer an, als dies bei Hoffmann der Fall ist, und wieder trägt dies zur Belebung der Handlung bei. Beinahe ein Monat liegt bei Hoffmann zwischen der ersten und zweiten Unterredung, die die Scuderi mit dem Könige hat. In dieser langen Zeit hätte der arme Olivier längst von der Chambre ardente zu Tode gefoltert werden können! So viel Zeit läßt sich Ludwigs Fräulein von Scuderi nicht. Kaum zwei Tage — genaue Angaben findet man darüber bei Ludwig nicht, aber diese Frist ergibt sich aus dem Gange der Handlung — scheinen zwischen der ersten und zweiten Unterredung, die die Scuderi mit dem Könige hatte, verstrichen zu sein. Dies der beste Beweis, um wieviel energischer sie bei Ludwig die Sache ihres Schützlings verficht.

Die ersten drei Akte des Dramas spielen sich innerhalb 48 Stunden ab. Die Handlung setzt am Abend bei der Scuderi ein, der nächste Morgen findet René Cardillac in seiner Werkstatt, und am Abend des folgenden Tages holt Miossens den Schmuck, Cardillacs Ermordung und Oliviers Verhaftung folgen dann Schlag auf Schlag.

Sechs Tage liegen zwischen dem dritten und vierten Akte, die die Scuderi in Oliviers Interesse benützt. Die Handlung innerhalb des

vierten Aktes: die Unterredung der Scuderi mit Degrais, Oliviers Beichte, Miossens' Bericht und der Scuderi Beschluß, sich an den König zu wenden, spielt sich in rascher Aufeinanderfolge ab. Zwischen dem vierten und fünften Aufzuge liegen, wie bereits erwähnt, höchstens zwei Tage, und die Ereignisse im fünften Akte selbst gehen ohne Unterbrechung dem Ende entgegen.

Bei Hoffmann ist die Scuderi die Heldin der Erzählung — ist sie es aber auch bei Ludwig? Dem Namen nach wohl, aber unser Interesse wird von dem alten Hoffräulein auf den dämonischen Goldschmied hinübergeleitet, und während der ersten drei Akte tritt er kaum von der Szene ab. Bei Hoffmann dagegen erscheint er nur ein einziges Mal — in der Szene bei Frau von Maintenon — persönlich vor uns. Namentlich aber hat ihm Ludwig ganz neue Züge geliehen. Cardillac ist bei Hoffmann ein düsterer Sonderling, dessen Wesen dadurch gedeutet wird, daß seine Mutter von unwiderstehlicher Begierde nach funkelnden Steinen ergriffen, den Verlockungen eines Kavaliers nachgibt. Die Leidenschaft der Mutter vererbt sich auf den noch ungeborenen Knaben, und als er Goldschmied geworden ist, fängt er damit an, den kaum abgelieferten Schmuck zu stehlen, und schließlich schreckt er selbst vor Mord nicht zurück.

Den Zug der Vererbung übernimmt Ludwig wohl, aber nicht durch eigene Schuld ist Cardillacs Mutter gefallen, sondern sie, die Frau eines Leibeigenen, wird das Opfer der frechen Lust des Grafen, und der Verführer erschlägt den betrogenen Ehemann. Nicht nur Begier nach glänzendem Geschmeide saugt Cardillac mit der Muttermilch ein, sondern auch

Haß auf alle, die genossen,
Ohne zu schaffen.

Diebstahl genügt ihm nicht, er, der Plebejer, verlangt nach dem Blute derjenigen, die die Peiniger des Volkes sind. Der erste, der unter seinen Streichen fällt, ist eben jener Graf, der Mörder seines Vaters. Auch Hoffmanns Goldschmied mordet nicht wahllos, auch er weigert sich für Menschen zu arbeiten, deren Tod er nicht will, aber wen verschont er? Den König und die Marquise de Maintenon. Muß man da nicht annehmen, daß sich bei ihm ein Gefühl der angestammten Loyalität gegen das Königshaus regt, denn sonst wirft sich Cardillac „ohne Unterschied, mag es nun ein reicher Bürgersmann oder ein vornehmer Herr vom Hofe sein", ungestüm an den Hals seiner Besteller. Ludwigs Goldschmied übt sein seltsames Gericht nur gegen den Adel, und wenn er sich weigert für den König zu arbeiten, so bleiben wir über seine Beweggründe nicht im unklaren. Der „Bürgerkönig" ist ihm nur der geheime Förderer seiner eigenen Pläne

Die große Ratte, die die kleine frißt.

Ein Stück seines Ich ist ihm sein Geschmeide; der Gedanke, daß

Diese Himmelsfunken,
Die süßen wonn'gen Tropfen meines Herzbluts

für galante Zwecke dienen sollen, bringt ihn zum Äußersten. Und doch gibt es Augenblicke, wo er sich trotz all seiner erklügelten Sophismen schuldig fühlt, und er kennt die Qualen der Verzweiflung, der Leidenschaft, die stärker ist als jeglicher Vorsatz.

Aber nicht nur René Cardillacs, auch der Scuderi Charakter hat Ludwig vertieft. Sie tritt bei Hoffmann trotz ihrer Herzensgüte in viel lauerer Weise für Olivier ein. In scherzhafter Form bringt sie Oliviers Geschichte vor Ludwig XIV. vor und läßt beinahe einen Monat verstreichen, ehe sie wieder etwas in Oliviers Interesse wagt. Und als sie dies tut, droht ihr nicht die geringste Gefahr, sie kommt nicht aus eigenem Antriebe, sondern von Frau von Maintenon gerufen, und Oliviers Befreiung erscheint beinahe mehr als ein Akt des Königs, der ihn La Regnie entrissen hat, denn als das Verdienst der alten Dame.

Ganz anders bei Ludwig. Ohne etwas von ihren Reizen einzubüßen, ist das immer heitere alte Fräulein weniger Hofdame und mehr Mensch. Ihr dichterisches Talent, das bei Hoffmann eine wesentliche Rolle spielt, wird hier zur harmlosen Gabe. Sie ist entschlossener, selbständiger, gefaßter. Oliviers Rettung ist ganz allein ihr Werk, und

Der Mutigste
In Frankreich wagt nicht

was sie unternimmt, als sie La Regnie Trotz bietet, und den König, der Oliviers Untergang beschlossen hat, zwingt, sie anzuhören. Sie bezahlt ihr Vorgehen mit dem Leben, denn ihre Kraft ist zu Ende. Bei Hoffmann hören wir nichts von ihrem Tode, Ludwig hat empfunden, daß die alte Dame sich nicht selbst überleben darf, und was bliebe ihr nach diesem Akte des Heroismus noch zu tun übrig?

Bei Hoffmann kann man sich der Empfindung nicht erwehren, daß Madelons Ähnlichkeit mit der La Vallière nicht wenig zu Oliviers Befreiung beigetragen hat. Diesen Zug behält Ludwig bei, Miossens, Serons, dem Kammerdiener des Königs fällt diese Ähnlichkeit auf, aber daß auch Ludwig XIV. sie merkt, geschweige denn sich davon in seinen Entschlüssen leiten läßt, wird mit keiner Silbe angedeutet. (Es liege denn in seinem Befehle, daß das junge Paar Frankreich verlasse.) Oliviers Befreiung ist nicht der Ausfluß einer momentanen Laune des Königs, geht nicht auf verliebte Erinnerungen zurück, sondern folgt ausschließlich aus einem endlichen Siege der Gerechtigkeit.

Trotz engſter Anlehnung an Hoffmann, ſoweit der Inhalt in Frage kommt, iſt Ludwig bei der Verinnerlichung der Charaktere, der Motivierung der Konflikte ganz ſelbſtändig vorgegangen. Es iſt ihm aber nicht gelungen, ſein Drama auf der Bühne einzuführen, und er war ſich, wie aus ſeinen Briefen an Gutzkow erſichtlich, der Fehler des „Fräulein von Scuderi", der großen Längen in den Monologen durchaus bewußt. Auch Lewinskys Verſuch, das Drama auf der Bühne einzuführen, hatte keinen Erfolg. E. von Wildenbruch und W. Buchholz haben aber mit ihrer Bühnenbearbeitung des „Fräulein von Scuderi" Otto Ludwig einen ſchlimmen Dienſt geleiſtet.[1])

Und doch bietet Ludwigs Drama viel mehr als rein literarhiſtoriſches Intereſſe und ſollte billig der Vergeſſenheit entzogen werden. Es bezeichnet nicht nur einen Grenzſtein in der Entwickelungsperiode eines unſerer größten Dichter, ſondern birgt eine Fülle des Schönen und Pſychologiſch-Intereſſanten.

Sprechzimmer.

1.

a) Zeckſpielen.

In meiner Jugendzeit war eins der bevorzugteſten Kinderſpiele das „Zeckſpiel" (Haſchen). Ein Knabe verfolgte die anderen und mußte verſuchen, einem von dieſen einen leichten Schlag auf die Schulter zu geben, wobei er das Wort „Zeck" zu ſagen hatte. Dann hatte der ſo berührte Knabe den „Zeck" und mußte nun die anderen haſchen. Für „berühren, anrühren" kannte man in meiner Heimat (zwei Meilen nördlich von Berlin) nur den Ausdruck „anticken" oder „antecken". Ich vermute daher, daß „Zeck" mit der Wurzel „teck" zuſammenhängt, und daß dieſe auf tac, θιγ zurückgeht.

b) Sich „buzzen."

Waren beim Murmelſpiel mehrere Kugeln vor der „Kute" ſtehen geblieben und wurden ſie dann durch eine andere getroffen und in das Loch hineingetrieben, ſo hieß es: Die Murmeln haben ſich „gebuzzt". In der Kinderſprache hatte ſich alſo wohl noch das alte bôzen (vgl. bôz-Kugel = Kegelkugel) erhalten. Es iſt mir nicht bekannt, ob jetzt noch jener Ausdruck von Kindern irgendwo angewendet wird.

c) „Kläun".

Eine Metatheſis wie in ahd. erila neben elira (Erle, Eller) zeigt das Wort Kläun für Knäuel.

---

1) Wildenbruch läßt den Goldſchmied im III. Akt plötzlich wieder aufleben, während ſich Buchholz begnügt hat, den V. Akt teilweiſe zu ſtreichen.

d) „Hagel" für Havel.

Zu meiner Verwunderung hörte ich einſt, wie ein märkiſcher, aus der Havelgegend ſtammender Arbeiter die nördlich von der Havel Wohnenden als „Öwerhagelſche" bezeichnete. Nachträglich erfuhr ich, daß in manchen Havelдörfern der Fluß ganz allgemein „Hagel" genannt werde. Aus einer Urkunde vom Jahre 1548, in der Joachim II. von Brandenburg die Privilegien der Stadt Bötzow (jetzt Oranienburg) erneuert (Riedel, Corp. dipl. Brand. I, 12 S. 260), geht aber hervor, daß jene Namensform ſchon ſehr alt iſt; denn es heißt a. a. O. „Item auf der Hagell". Ein Gegenſtück hierzu bildet das aus Jugum entſtandene Wort „Jaufen" (Paß bei Sterzing in Tirol). Vgl. auch Kopenhagen = Kaufhafen.

e) „Wolborg".

Noch vor 30 Jahren beſtand in meinem Heimatsorte die Sitte, vor der Walpurgisnacht im Garten eine Puppe aufzuſtellen, die man als „Wolborg" bezeichnete. Ein anderer aus der heidniſchen Vorzeit ſtammender Brauch beſtand darin, daß man ſich an die im Nachbargarten mit dem Umgraben des Bodens beginnenden Frauen heranzuſchleichen und ſie mit Waſſer zu begießen ſuchte. Anderswo mögen dieſe Bräuche auch heute noch nicht ausgeſtorben ſein. Daß ſie ſich aber in nächſter Nähe von Berlin ſo lange gehalten haben, iſt eine weitere Beſtätigung dafür, wie zähe das Volk an uralten Bräuchen feſthält, auch ohne deren urſprüngliche Bedeutung zu kennen.

f) „Werden" für gehen, reiſen uſw.

Noch heute ſagen die Landleute in den nördlich von Berlin gelegenen Dörfern nicht: „Ich fahre nach Berlin", ſondern: Ich werde nach Berlin. Oft hörte ich, daß die Leute einen fremden Hund von ihrer Hofſtelle fortſcheuchten mit den Worten: Werſchte bi jau! (Wirſt du bei euch! [Vgl. chez vous] = Gehſt du nach Hauſe!)

g) „Döſen", „döſig".

In Berlin hört man vielfach den Ausdruck: „Mir iſt ganz döſig (düſig)" d. h. „ich bin wie betäubt, halb im Schlafe". Auch das Verb „herumdöſen" (wie im Schlaf umhergehen) wird häufig angewendet. In einer Worterklärung zu Hebels „Alemanniſchen Gedichten" (5. Orig.-Ausg. 1820) fand ich nun: „doſe" = ſchlummern und als Diminutiv dazu „düſelen" = ſchlummern, halbſchlafend gehen. Vermutlich gehört auch das Wort „Duſel" (im Duſel ſein = betrunken, in halber Betäubung ſein) zu dieſer Wortgruppe. Auch das rätſelhafte, echt Berliner Schimpfwort „Duſſel" (ſſ zu ſprechen wie franz. z), d. i. etwa Dummkopf, ließe ſich auf denſelben Stamm zurückführen. In meiner Heimat wurde in demſelben Sinne die plattdeutſche Form „Dötel" gebraucht.

Als Verſtärkung für döſig iſt das Wort „rammdöſig" anzuſehen. Eine Erklärung für die erſte Silbe vermag ich nicht zu geben. Mangels einer anderen paſſenden Herleitung denkt man zunächſt an: „Ramm-ler". Und in der Tat könnte man den Zuſtand eines balzenden Auerhahns oder jedes

anderen Geschöpfes während der Brunstzeit recht treffend als „rammdösig" bezeichnen. Gleichwohl glaube ich selbst nicht recht an die Wahrscheinlichkeit meiner Erklärungshypothese.

Berlin. Dr. **Nagel.**

2.

Zu Jahrg. 17 S. 569 der Zeitschrift.

„Im Stiche lassen" bedeutet: die auf den Feind gestoßene oder geworfene Lanze im Stiche d. h. in der Wunde lassen, sie nicht herausziehen, also preisgeben. Vgl. z. B. Odyssee 22, 95 mit 271.

Herford i. W. Prof. **Ernst Meyer.**

3.

Zu Schillers Wallenstein.

Lager 11. Auftr. 193 ff. (854 ff.)

Erster Arkebusier. Der Herzog ist gewaltig und hochverständig;
Aber er bleibt doch, schlecht und recht,
Wie wir alle, des Kaisers Knecht.

Wachtmeister. Nicht wie wir alle! Das wißt Ihr schlecht.
Er ist ein unmittelbarer und freier
Des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer.

So lautet der Text in Bellermanns kritisch durchgesehener und erläuterter Ausgabe von Schillers Werken 4. Bd. S. 60, wo man aber, wie ich auch in den meisten Schulausgaben des Stückes, eine Bemerkung über die eigentümliche Stellung des Genitivs vermißt. Daß aber eine Erklärung dieses Gebrauches nötig ist, beweist u. a. A. Funke in seiner Ausgabe des Wallenstein (Paderborn, Ferd. Schöningh 2. Aufl. 1891, S. 43), welcher die Verse folgendermaßen wiedergegeben hat:

Er ist ein Unmittelbarer und Freier,
Des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer.

Er faßt also Unmittelbarer und Freier als Substantiva. Vockeradt in seiner Ausgabe (Münster i. W. 1901) S. 43 hat zwar die Überlieferung wieder hergestellt, aber ein Komma nach freier gesetzt, wodurch die Zusammengehörigkeit der Adjektiva unmittelbarer und freier mit dem Substantivum Fürst undeutlich wird. Merkwürdigerweise findet sich dieses falsche Komma auch in der Ausgabe von Ludwig Fränkel (Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1902) S. 46, obgleich hier richtig bemerkt wird: „des Reiches", nach dem Gebrauche des 17. Jahrhunderts in freier Weise zwischengestellter Genitiv. Fränkel verweist dazu auf Lessings Nathan I, 1, 98: „Ohn alle des Hauses Kundschaft ... drang er kühn der Stimme nach." Um einen nachgestellten Genitiv, der durch das Versmaß veranlaßt ist, handelt es sich dagegen in der dort ebenfalls angemerkten Stelle aus Goethes Hermann und Dorothea I, 108:

Als wir nun aber den Weg, der quer durch das Tal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.

Zum Beweise, daß Schiller hier in bewußter Absicht die Sprache des 17. Jahrhunderts nachgeahmt hat, verweise ich auf einige Stellen, die sich in

Joseph Kehreins Grammatik der deutschen Sprache des funfzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts (2. Ausg. Leipzig, Otto Wigand 1863) 3. Teil S. 272 finden: „die jämmerliche der Glieder zerreißung ... zu dem alten der gantzen Welt Glauben A. 227a. im gantzen meines vatters hauß D 1. Kön. 22, 15. Auß großer meins gemüts begir. Vehe, Gesangb. 22. Frei ist natürlich hier mit unabhängig synonym, wie im Tell V. 230 ff.:

Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand und also frei
Hinleb', als ob er Herr wär in dem Lande.

Wir wissen, daß, während der Wachtmeister hier die „fürstliche Libertät" Wallensteins betont, dieser, abgesehen von seinem persönlichen ehrgeizigen Streben, bemüht war, die Unabhängigkeit einzuschränken und die „kaiserliche Majestät" zu erhöhen.

Northeim **R. Sprenger.**

4.

Wie und als.

Was sich ein Schriftsteller gefallen lassen muß, zeigte mir kürzlich eine Aufführung von Fuldas Übersetzung des „Geizigen" von Molière im Bonner Theater. Da heißt es im fünften Auftritt des zweiten Aufzugs (S. 248 in „Molières Meisterwerken", Stuttgart 1892): „In diesem Punkte ist er schlimmer als ein Kannibale", und was wagte der Darsteller des La Flèche statt dessen zu sagen? „schlimmer wie ein Kannibale" kam es von seinen Lippen. Böses Beispiel aber verdirbt gute Sitten, und so konnte die Darstellerin der Frosine nicht umhin, in dem folgenden Auftritt gleichfalls ein richtiges „als" durch ein falsches „wie" zu ersetzen, als sie sagen sollte (S. 251): „machen Sie sich beileibe nicht jünger, als Sie sind." Und einige Wochen darauf verbesserte auch der Darsteller des Narren im „König Lear" die Tiecksche Übersetzung in der fünften Szene des ersten Aktes, indem er sagte: „obgleich sie dieser nicht ähnlicher sieht, wie ein Holzapfel einem Gartenapfel", während im Buche statt des „wie" ein „als" steht. Und in den „Zärtlichen Verwandten" stellten sich dann zwei verschiedene Schauspieler ebenfalls in solchen Gegensatz zum gedruckten Texte. Gibt es denn kein Heilmittel gegen diese Sprachlässigkeits-Seuche? Gewiß, es gibt eins, wenn nur alle Lehrer in allen Schulen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dafür sorgen wollten, daß der Unterschied zwischen dem gleichstellenden „wie" und dem andersstellenden „als" dem Schüler in Fleisch und Blut übergeht, und nicht meinen, sie dürften die Verwechslung beider namentlich beim Komparativ schon durchschlüpfen lassen, weil einmal der Zug der Zeit, die Sprachentwickelung dahin neige, das „als" beim Komparativ durch „wie" zu ersetzen. Alle Achtung vor der Sprachentwickelung! aber beruht diese nicht auf Lässigkeit und Denkfaulheit? Denkfaulheit aber — meine ich — sollte tatkräftigst bekämpft werden, und wenn das in diesem Falle geschieht, so werden wir auch

siegreich bleiben und unser Sprachgefühl nicht so sehr abstumpfen lassen, daß es einen feinen, bewährten, leicht zu fassenden Unterschied nicht mehr festhalten könnte. Wenn der Franzose genau zwischen comme und que zu scheiden versteht, und der Engländer zwischen as und than, sollte der Deutsche zu gleicher Unterscheidung in seiner Sprache wirklich zu träge sein?

Bonn. Dr. J. Ernst Wülfing.

Bücherbesprechungen.

Dr. E. Stemplinger, Horaz in der Lederhos'n. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1905. 53 S., geb. 1 M. 20 Pf.

Daß Horaz, der alte und doch ewig junge römische Poet, der es so köstlich verstanden hat ridendo dicere verum, bis auf den heutigen Tag nicht bloß die eigentliche Gelehrtenzunft der klassischen Philologen beschäftigt, sondern fast alle wahrhaft Gebildeten, die das Glück gehabt haben, einmal den Klängen seiner Leier zu lauschen, dauernd zu fesseln vermag, davon zeugt die geradezu staunenswerte Literatur, die ihm gewidmet ist. Eine wahre Flut von Gesamt- und Einzelausgaben seiner Dichtungen, Monographien der verschiedensten Art, Kommentatoren aus alter und neuer Zeit, knappe und ausführliche kritisch-ästhetische Würdigungen und last not least eine Fülle von Übersetzungen in den mannigfachsten Zungen suchen das Verständnis für diesen einzigartigen Dichter immer von neuem zu erschließen; ist er es doch auch gewesen, der unter den römischen Dichtern des glänzenden Augusteischen Zeitalters neben Vergil ohne Zweifel den kräftigsten und nachhaltigsten Einfluß auf die poetische Literatur der modernen Völker ausgeübt und sie in besonderem Maße angeregt und befruchtet hat. Kein Wunder also, daß man namentlich seine prächtigen Oden schon frühzeitig in alle Kultursprachen übersetzt hat, jene Oden, die, mögen auch manche Kritiker einwenden, daß des Römers poetische Begabung, der Reichtum seiner Phantasie, die wahre und ungekünstelte Glut der Empfindungen nicht im vollen Umfange an seine leuchtenden Vorbilder der äolischen Lyrik heranreichen, doch unstreitig ein monumentum aere perennius auf dem Gebiete der literarischen Produktion aller Völker und Zeiten bedeuten.

Die Oden des Horaz hat man übersetzt in Prosa, im Urversmaß, in Reimen, in reimlosen Versen; man hat sie christianisiert, imitiert, travestiert, paraphrasiert, und trotz allem leben sie immer noch. So heißt es im Vorwort eines jüngst erschienenen Büchleins, das den sonderbaren Titel trägt: Horaz in der Lederhos'n. Der Verfasser, Dr. E. Stemplinger, fährt dann fort: „Ch. Beys steckte den Horaz in das Harlekingewand eines lustigen Zeitgenossen Mazarins, Cerutti modelte seine Römeroden in kraftvolle Präludien der französischen Revolution um, Morgenstern wandelte ihn zu einem echten Berliner Poeten modernster Richtung, Ad. Brandt ließ ihn im Mecklenburger Platt gemütliche Weisheit predigen. Warum soll da nicht auch einmal der biedere Horaz sich in die

kurze Wichs werfen, mit Wadelstrumpf, Bergschuh und grünem Hütl angetan in Oberbayerns Mundart singen? Warum sollte er nicht die Sabinerberge mit den Schlierseern, den Sorakte mit dem Wendelstein, den Albaner- mit dem Spitzingsee, das Digentia- mit dem Leitzachtal vertauschen? Vielleicht tritt manchem, dem der Römer in der Toga auf der Schulbank ein steifer, frostiger Gesell erschien, der oberbayrische Horaz menschlich näher!"

Also ein oberbayrischer Horaz! Auf den ersten Blick gewiß ein seltsam anmutender Gedanke, doch sehen wir einmal zu, wie Stemplinger seine Aufgabe zu lösen sucht. Im ganzen hat er dreiundzwanzig Oden und eine Epode übersetzt und hat sich bemüht, bei der Auswahl der Dichtungen möglichst jedem Geschmack Rechnung zu tragen. Mit großer Virtuosität ist es ihm gelungen, einerseits den rein lyrischen Inhalt der betreffenden Oden auszuschöpfen, anderseits die derb-komischen, satirischen Wirkungen der Horazischen Poesie zu voller Geltung zu bringen. Besonders hübsch ist, um nur einige Beispiele herauszugreifen, die Übertragung der Mäcenas-Ode (I, 1), die drastisch mit der Schilderung eines Automobilfexes beginnt (S. 7), oder I, 9 (Vides ut alta), wo nicht nur die Stimmung der oberbayrischen winterlichen Landschaft wunderbar naturgetreu getroffen ist, sondern auch der ländlichen Freuden, als da sind Jagen, Schuhplatteln, Fensterln, in ergötzlicher Weise gedacht wird (S. 16). Wohlgelungen ist ferner die herrliche Ode I, 22 (Integer vitae), die verheißungsvoll beginnt (S. 19):

Wer recht a saubers G'wissen hat,
Der braucht koa Messer nöt, koan Stecka,
Der hängt koa Amadeilln an Hals,
Der braucht vor koan Schandarm derschrecka!

oder III, 21 (O nata mecum), wo aus der pia testa ein „Flaschen Enzian" geworden ist, von dem selbst der wütendste Alkoholgegner „nöt gnua kann derwischen" (S. 45).

Einen vollen Eindruck aber von Stemplingers eigenartiger Übersetzungskunst mögen zwei Proben bieten, die wir unverkürzt mitteilen. Zunächst die Übersetzung der Ode II, 10 (Rectius vives, Licini), jenes trefflichen Preisliedes der aurea mediocritas (S. 30):

So mitten durch.

Um's Leben is, hob mas oft scho denkt,
Grad wia ums Bergsteig'n z'toa;
Nöt auffirenna wia verruckt,
Nöt rasten jeden Stoa.

So mitten durch — so is grad recht,
Da wirst as grad derrat'n,
Nöt alleweil Erdäpfel grad,
Nöt alle Tag an Brat'n.

Der Blitz der schlagt am liabsten ei
In Kirchatürm und Bam,
Und tuat dös Weder no so wild,
Der Zwergbam rührt si kam.

Ans Schlimme denk, wenn alles g'rat't,
Im Unglück hoff' nur zua,
Wenns heunt dös schiachste Weder hat,
Is schö morg'n in der Fruah.

Und geht's dir heunt hundshaari schlecht,
Morg'n g'winnst a's große Los,
Wer recht geduldi warten ko,
Hat's Leb'n erst sakrisch los.

Als zweite Probe wählen wir III, 9, das berühmte Lydia-Duett, jene „Perle Horaziſcher Liebespoeſie, ein Meiſterſtück des Wohllautes in Sprache und Rhythmus, ein vollendet harmoniſches Kunſtwerk auch in der knappen Fügung der feinen Glieder“[1]):

Trutzg'ſang'l.

Anderl: Solang, daß du mi gern g'habt haſt,
Haſt nia mit andre plauſcht,
Neamd buſſelt haſt als mi alloa,
Hätt' i mit gar koan tauſcht.

Lies'l: Solang mei Bua mir treu blieb'n is,
Nöt andre hat verlangt,
Da hob' i in der Dummheit g'moant,
I hätt' mei Glück derfangt.

Anderl: Ja mei, und s' Miadei g'fallt mir halt,
Wenn's neckiſch s' Köpferl draht;
Heut laſſat i mi köpfa glei,
Wann's ihr was helfa tat.

Lies'l: Akrat ſo guat g'fallt mir der Sepp,
Der gar ſoviel afdraht;
Heut hängat i mi zwoamal af,
Wann's eahm was helfa tat.

Anderl: Was ſagats, Dirndl, wann uns d' Liab
Z'ſammbandeln tat wiar eh'?
Wann i zum Miadei ſagat iatzt:
I mog di nimmer, geh!?

Lies'l: Is a da Sepp a ſaubrer Burſch,
Und kannt' i Bäurin wern,
Und biſt du wia-r-a Wetterfahn',
I hab di do ſo gern.

Der eigentümliche Stimmungsgehalt und poetiſche Zauber der Horaziſchen Oden, den der Überſetzer meiſt recht glücklich wiedergibt, wird nun noch in geſchickter Weiſe beeinflußt und gehoben durch eine Reihe allerliebſter, mit keckem, flottem Stift hingeworfener Illuſtrationen, die dem ſchmucken Bändchen noch einen beſonderen Reiz verleihen.

So wird gewiß auch in dieſer auf den erſten Blick, wie ſchon geſagt, etwas ſeltſam anmutenden Form der alte „biedere Horaz“ zu den zahlloſen alten Freunden, die ihn immer noch lieben und verehren, wenn ſie auch, gebleicht von der Fülle der Jahre, längſt ſchon der Schule entwachſen ſind, ſich manchen neuen Freund erwerben; ſo werden „dem menſchlichſten aller Römer, dem feinfühligſten Geiſt im Kreiſe der Auguſteiſchen Dichtergenoſſen, wie Otto Ribbeck (a. a. O. S. 175) treffend ſagt, teilnehmende Leſer nicht fehlen, ſolange die Nacht der Barbarei nicht alle edlere Bildung begraben hat“.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

1) Otto Ribbeck, Geſchichte der römiſchen Dichtung. II. S. 124.

Hüser, Die sogenannte Bauersprache der Stadt Warburg. Beilage zum Jahresbericht über das Gymnasium zu Warburg. Ostern 1903. 26 S. gr. 8°.

Die älteste Zusammenstellung Warburger Statuten, die wir kennen, geht ihrem ursprünglichen Bestandteile nach auf das 15. Jahrhundert zurück. Sie steht auf ganzen Papierbogen, die in ein Druckformular eingeheftet sind. Letzteres trägt von der Hand und mit der Unterschrift Rosenmeyers, der sich durch Erhaltung und Sammlung von Urkunden um die Geschichte seiner Vaterstadt hochverdient gemacht hat, die Aufschrift: „Einige Sazzungen der städte Wartbergh aus dem 15ten Jahrhundert", die Urkunde selbst die Überschrift: Dyt sint de saite der Stede wartbergh. Zu Ende der 8. Seite steht: Item dusse vorgeschr. Artikele schal ein itlich Borger und unse middewoner by den broken vorgeschr. holden und wy willet eynen ytliken borger edder ynwonner wen men schottet edder wen es noit is by sinen eyden vragen eff he dusse saite und statuta geholten hebbe so vorgeschr. is. Und dar wette seck eyn iwelick inn to berichtende und to bewarende.

Hüser nimmt an, daß hier der Abschluß der ursprünglichen Zusammenstellung war, der Text wird aber noch auf der folgenden Seite von derselben Hand und auf anderen Seiten noch von verschiedenen Händen fortgesetzt. Zwischen den einzelnen Artikeln sind größere und kleinere Zwischenräume gelassen, die zum Teil von späterer Hand ausgefüllt sind, auch auf dem Rande sind Zusätze. Die „Statuta Warburgensia anno 1628 renovata et 2 da. vice 1687" sind auf Quartbogen geschrieben und in Pappdeckel gebunden. Sie handeln in 26 Nummern vom Bierbrauen, reinischen und frombden Weinen, Brandtwein, Weinkauffen und Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchengengen und Traktiren deß Gefatters, Gerichtstagen, Vormundschafft, Geraden und Hergewehr, Kauffen und Verkauffen gewibbelten gutz[1]), Bürgern, Beywohnern und Bürgergelde, verdechtigen frombden Personen, gestollenen und Verdachtigen güteren, Klockenschlage zu feynde oder feuersbrunst, Guter bereidter Wehrschaft, Müntz und Außwechsell, Saltz, Hockern und Marktmeistern, Außkauf der Wullen, Oly, Specke, Eisen, Kornes, Garnes, Ledder und Hoppe, Tagelohnern, Bethlern und Armen, Holtinge und Holtzordnung, Temporal Meyerzahl der Lenderey und Hoffen, Wiesen und Hoffen, Schaden Lenderey und Hoffen, Drischen und Wieden, Hirten und Schweinen. Der Text ist vielfach durchstrichen, überschrieben, mit Zusätzen späterer Hand am Rande versehen. Neben vielen Artikeln findet sich entweder ein legatur oder omitt. cessat. Auch wird in Randbemerkungen auf eingelegte lose Blätter hingewiesen. Während das Verhältnis der Saite zu den Stat. ren. nicht zu ersehen ist, beruht die Warburger Bauersprache aus dem Ende des 18. Jahrhunderts unverkennbar auf den Stat. ren.

1) Den Ausdruck erklärt der Verfasser aus „wicbilde got" in einer Urkunde von 1312. Noch älter ist wicbilede, daneben wigbelde und wichbilde. Aus wicbelde wurde wibbelde in dem Ausdruck, „wybbelde gud" der Saite, wie es aus der Bestimmung zu verstehen ist: Item so en schal neymand hoffland garden noch lenich wybbelde gud hebben he en sy unse borger.

Das Format des Manuskripts ist das der Stat. Die erste, im übrigen leere Seite hat die Aufschrift: Stadt Warburger Statuta oder die sogenannte Bauersprake 1799. Januar. Es ist kein offizielles Exemplar, sondern eine Abschrift, die sich im Besitze einer Warburger Familie befindet. Der Schreiber des größeren Teiles spricht S. 37 in einer Anmerkung von seinem fünfzigjährigen Alter und hat, wie Hüser vermutet, in städtischen Diensten gestanden. Aber an einer anderen Stelle (S. 125) sagt der Schreiber von sich, daß er 1766 Deputatus des Rates (für den Holzverkauf) gewesen sei. Er kann also mit dem ersten nicht identisch sein. Die Bauersprache wird nun auf S. 4 ff. ihrem ganzen Inhalte nach unter Beibehaltung der nicht gerade ansprechenden Ausdrucks- und Schreibweise mitgeteilt. Die Anmerkungen, die im Manuskripte von dem Schreiber den einzelnen Artikeln beigefügt sind, lassen bisweilen tiefe Blicke in das damalige Leben und Treiben der Landstadt tun. Hüser macht noch darauf aufmerksam, wie diese Anmerkungen zeigen, daß dort in jener Zeit nichts weniger als die Glückseligkeit des goldenen Zeitalters zu suchen ist. Die vom Herausgeber unter „Rückblicke" gemachten Zusätze enthalten u. a. diejenigen Abschnitte, die aus den Stat. renov. in die Bauersprache nicht übergegangen sind. Nach ihnen ist auch der Text der letzteren vielfach verbessert; die Abänderungen sind einfach durch Klammern bezeichnet. S. 4 ff. ist nun abgedruckt: Erster Artikul: von Bier Brauen, S. 7 u. 8 Statutum 2 dum.: Von reinischen und fremden Weinn uff. bis Statutum 9: Von Hergewäde (S. 17 u. 18), das ich hier als Probe abdrucke: Das Hergewäde soll gleichfals den (dem) Einwonenden nägsten Bluts-Freunden (Freunde) von der (?) schwert Magen, da der verstorbene Vatter gleicher Gestalt keine Kinder verließe, zugestellt und derselbe allein mit einem Kleyde nägst den (dem) Besten abgelegt und abgewilliget werden Da aber auf beyden diesen Fällen — Geräde und Hergewede — Kinder und Leibs-Erben, Es wäre Sohn oder Tochter, vorhanden, soll weder Gerade oder Hergewehr gegeben noch ausgefolgt werden. Die Zeit solches zu bitten, wie von Alters Herkommen, ist vom Tage der Wissenschaft 4 Wochen.

Anmerkung: Über beyde Posten. Die beyde Posten 8 u. 9 was Gerade und Hergewäde bedeuten soll, finde ich in Hübners Worterbuche so ausgelegt: Vor alters war in Westphalen das Recht, daß wan der Mann aus der Ehe verstarb, daß dan der verstorbene Vatter, wenn der auch nicht mehr lebte, der noch lebende älteste Bruder Ein neues Kleid von der Wittib, sie möchte von ihren Mann seel. so viel Kinder haben wie Sie wolle, Ja solte ihre ganze Vermögen darzu gehen, gegeben werden. Indem dieses nun hart schiene, So wurde solches im Reichs-Abschiede 1544 festgesetzet, daß das nägste beste Kleid, was der verstorbene hinterließe, die Wittib heraus solte geben. Endlich 1611 wurde abermal im Reichs-Abschiede festgesetzt, daß wenn der Verstorbene Kinder hinterließe, beydes aufhören sölte, sowohl von Seiten Mann als Frau. Bis endlich Fürst Hermann Werner das Landes-Edict herausgabe. Vom der Zeit kennt mán dieses uralte Gesetz nicht mehr.

Im Anhang (S. 19—26 inkl.) druckt der Herausgeber noch drei Urkunden ab: I. Von Hergewede und Gerade, II. De grote Breff darynne beyde Stede einredlich worden 1436, III. Ver Einigung deß Rhatß Mit der gemeinheit in Jacht unde Klockenschlag ꝛc. de Ao. 1438. Der Behandlung der übrigen Artikel der Bauersprache, die eine Fortsetzung dieser Arbeit bilden soll, sehen wir mit Interesse entgegen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 11. Heft. Inhalt: Über das Verhältnis der pädagogischen zur theoretischen Psychologie. Von Mittelschulrektor Großer in Breslau. — Wörter, die lebendig wurden. Ein Beitrag zur Lösung des Aufsatzproblems. Von F. Gansberg in Bremen.

Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 12. Heft. Inhalt: Über das Verhältnis der pädagogischen zur theoretischen Psychologie. Von Mittelschulrektor Großer in Breslau (Schluß). — Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur im 18. Jahrhundert. Eine Buchbesprechung von Karl F. Sturm in Meerane. — Wörter, die lebendig wurden. Ein Beitrag zur Lösung des Aufsatzproblems. Von F. Gansberg in Bremen (Schluß).

Pädagogische Monatshefte. Zeitschrift für das deutsch-amerikanische Schulwesen. Inhalt: Das Kind in der Literatur. Von L. von Dobrzynska. — Aufbau im Sprachunterricht. Von Julia Pulitzer. — Aus dem Tagebuch eines deutsch-amerikanischen Schulmeisters. 6. Schule und Haus. Von C. O. Schönrich. — Zur Sprachgeschichte im deutschen Unterricht des Lehrerseminars.

Pädagogisches Archiv. 46. Jahrg. Heft 11. Inhalt: Prof. Dr. H. Schoen, Die diesjährigen Festvorstellungen im römischen Theater zu Orange. — Eine schwierige sittliche Kontroverse des Schullebens.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1904. Heft 11. Inhalt: Brügel, Moderne Volksbildungsbestrebungen (Fortsetzung). — Heft 12. Inhalt: Brügel, Moderne Volksbildungsbestrebungen (Schluß).

Neu erschienene Bücher.

Lyon und Polack, Handbuch der deutschen Sprache. Ausg. C. 1. Teil: Für Präparandenanstalten. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 240 S.

O. Lyon und W. Scheel, Handbuch der deutschen Sprache. Ausg. D. 1. Teil. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 228 S.

Otto Lyon, Literaturkunde für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten. Handbuch der deutschen Sprache. Ausg. E. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 96 S.

Edith Freiin von Cramm, Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege 1804—1813. Berlin, Egon Fleischel & Co., 1905. 239 S.

Dr. F. A. Schmidt, Anleitung zu Wettkämpfen, Spielen und turnerischen Vorführungen. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 128 S.

A. Hermann, Ratgeber zur Einführung der Volks- und Jugendspiele. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 91 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

Schillers Entwurf zum Demetrius.

Von **A. Zippel** in Leipzig.

Wenn Schillers früher Tod „unendliche Sehnſucht“ erweckt, „jedem, der die rühmliche Tat von rühmlichen Taten gekrönt wünſcht“, ſo wird dieſes Gefühl beſonders lebhaft beim Hinblick auf ſeinen unvollendeten Demetrius. Das Fragment, das nach Hettners Ausdruck „an dramatiſcher Kraft das Größte iſt, was Schiller gedichtet hat, ja zu dem dramatiſch Größten aller Zeiten gehört“, bricht in der Mitte des 2. Aktes ab. Wie hatte Schiller ſich den weiteren Aufbau des Dramas gedacht? In welchen Rahmen ſollte die Handlung gefaßt werden? Welche Entwickelung ſollten die Charaktere nehmen? Wie dachte Schiller das tragiſche Problem zu faſſen, und von welchen Kunſtprinzipien war er geleitet?

Die Beantwortung dieſer Fragen, die ſich jedem Verehrer des Dichters aufdrängen, konnte lange Zeit nur auf Grund eines ſehr dürftigen Materials verſucht werden. Im Morgenblatt 1815, dann im 12. Bande ſeiner Schillerausgabe hatte Körner unter dem Fragment einen Auszug aus Schillers Aufzeichnungen in teils wörtlicher, teils freier Wiedergabe veröffentlicht. Dieſe knappen Mitteilungen wurden 1840 durch Hoffmeiſter in ſeinen Supplementen zu Schillers Werken erweitert.

Eine Veröffentlichung des ganzen Entwurfs verſuchte erſt 1876 Goedeke im 15. Bande ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe von Schillers Werken. Bei der Anordnung dieſer aus freieſter Phantaſie- und Geiſtestätigkeit gefloſſenen, für eine Veröffentlichung keineswegs berechneten Aufzeichnungen wurde Goedeke durch den Grundſatz, „vom Allgemeinen ins Spezielle zu gehen“, vielfach irre geführt. Die vorliegende Reihenfolge wurde willkürlich verändert, Zuſammengehöriges zerriſſen, bei äußerlich Getrenntem blieb der innere Zuſammenhang unerkannt. In den folgenden Jahren erſchienen nur einzelne Beiträge[1]) zur Erweiterung oder Richtigſtellung des Demetrius-Nachlaſſes. 1894 aber gab G. Kettner im 9. Band der Schriften der Goethegeſellſchaft (1895 in Schillers dramatiſchem Nachlaß

1) 1885 Lier: Abſchrift der Bauernſzenen aus Böttigers Nachlaß. 1890 Minor: Szene zwiſchen Demetrius und Lodoiska, durch Beſprechungen von H. Düntzer und B. Suphan in Seufferts Vierteljahrſchrift als Diktat Schillers erwieſen.

Bd. 1) eine umfassende und sorgfältige Veröffentlichung der Schillerschen Aufzeichnungen. Es sind der Hauptsache nach Schillers eigene Handschriften, wie Kettner sie im „Goethe-Schiller-Archiv" vorfand. Abschriften, von Schillers Diener Rudolf, Charlotte von Schiller und Caroline von Wolzogen angefertigt, sind zur Ergänzung von Lücken herbeigezogen, auch einige im Privatbesitz zerstreute Blätter berücksichtigt, so daß uns das Material in Kettners Ausgabe vollständig vorliegt. Die Anordnung ist unter möglichster Berücksichtigung der überlieferten Reihenfolge und nach künstlerischen Gesichtspunkten getroffen.

Kettner gruppierte die Aufzeichnungen in der Weise, daß die schon vollendeten Partien beginnen und die „Vorstudien" den Beschluß machen.

I. Das Fragment:
   a) 1. Akt und Szenen des 2. in vermutlich endgültiger Fassung (die letzten beiden unvollendet);
   b) Szenen aus dem ursprünglichen 1. Akt und ein Teil der 1. Szene des 2. in älterer Fassung.

II. Skizzen und Entwürfe:
   a) Skizzenblätter;
   b) ausgeführtes Szenar;
   c) Entwürfe zu Akt I und II.[1])

III. Vorstudien:
   a) Studienheft;
   b) Collectanea.

Die chronologische Reihenfolge der Gruppen ist natürlich die umgekehrte. Wir dürfen uns diese letzteren folgendermaßen auf die dem Demetrius gewidmete Arbeitszeit verteilt denken:

Nachdem Schiller sich am 10. März 1804 „zum Demetrius entschlossen" (s. Schillerkalender), beschäftigte er sich mit den von ihm selbst bezeichneten Quellen und notierte, was ihm für seine Zwecke wichtig schien. Dazwischen gestaltete sich die Handlung schon in seiner Phantasie, tauchten ihm charakteristische Züge der Personen des Dramas und Bilder dessen, was man auf der Bühne schauen würde, auf. So entstanden die Kollektaneen und das Studienheft, vielleicht auch schon dieses und jenes Skizzenblatt.

Nach der Unterbrechung durch die Berliner Reise vom 26. April bis 21. Mai wurde in ähnlicher Weise fortgearbeitet, dann aber ein Szenar angelegt, das bestimmt war, die bisherigen Ergebnisse möglichst zusammenzustellen.

1) Dem obigen Grundsatz entsprechend hätte hier die umgekehrte Reihenfolge gegeben werden müssen.

Wieder trat eine Unterbrechung ein durch Beschäftigung mit der Prinzessin von Celle (s. die Notiz im Kalender vom 12. Juli 1804) und eine heftige Erkrankung während seines Aufenthalts in Jena am 24. Juli. Erst nach der Aufführung der „Huldigung der Künste" am 12. November wendet sich Schiller wieder dem Demetrius-Plan zu.[1]) Ende November macht er Auszüge aus Olearius.[2]) Die Skizzierung des Dramas wird fortgesetzt, viel Mühe verursachen Schiller besonders bei so geschwächter Kraft die Samborszenen. Auf dem Umschlag des Szenars ist der Stammbaum der Romanows aufgezeichnet, den Schiller im Studienheft (auf dem Umschlag) notiert hatte. Man kann wohl daraus (mit Köster 193)[3]) schließen, daß während der Ausarbeitung des Szenars das Studienheft beiseite gelegt wurde, was ja ohnehin wahrscheinlich ist. Auch jetzt erwägt Schiller noch neben Demetrius Warbeck, wie Szenar 115 beweist (bei Goedeke durch Fortlassung des 2. Teiles undeutlich). Durch körperliche Leiden wurde Schiller im Dezember 1804 und Januar 1805 abermals an einem frischen Erfassen des Stoffes gehindert. Daß er sich aber in dieser Zeit dem Demetrius ausschließlich zugewendet hatte, beweist der Plan der Gesamtausgabe seines „Theaters" in dem Brief an Cotta vom 13. Dezember 1804. Hier ist von seinen zahlreichen Plänen nur der Demetrius aufgeführt.

Nachdem er einen Versuch gemacht, sich „zu Demetrius in die gehörige Stimmung zu setzen" (an Goethe 14. Januar), bringt der Februar neue Krankheitsanfälle. Erst am 27. März kann Schiller Goethe berichten, daß er „wieder Posto gefaßt habe und im Zuge sei". In diese Zeit fällt die Durchsicht der Entwürfe und die Ausarbeitung des Fragments.

Wir halten also im allgemeinen die Reihenfolge: „Studien und Kollektaneen, Skizzen, Szenar, Entwürfe, Fragment" fest, doch aber so, daß zwei oder auch drei dieser Gruppen zeitweilig nebeneinander hergehen.[4])

---

1) Vgl. Schillers Brief an Körner vom 4. September über seinen leidenden Zustand, vom 11. Oktober über sein Schwanken zwischen zwei Plänen, vom 20. Dezember über den Eindruck, den die Liebenswürdigkeit der Erbprinzessin auf ihn gemacht.

2) Nach den Ausleihebüchern der Weimarer Bibliothek entnahm Schiller das Buch am 28. November.

3) Anzeiger f. d. A., 23. Besprechung der Kettnerschen Ausgabe von Schillers dramatischem Nachlaß.

4) Was die chronologische Anordnung der einzelnen Teile einer jeden Gruppe betrifft, so hat Köster (S. 190 flg.) durch Beobachtung gewisser Kennzeichen, wie die Bezeichnung der späteren Lodoiska, Entwickelung des Motivs von dem fabricator doli, wahrscheinlich gemacht, daß im Studienheft eine Verschiebung der Reihenfolge durch nachträgliche Einfügung von neun Bogen (S. 129—164 der Handschrift, S. 209—235 bei Kettner) stattgefunden habe. Auch für die Skizzenblätter nimmt er auf Grund ähn-

Es soll zunächst versucht werden, den weiteren Aufbau des Dramas aus Schillers Aufzeichnungen zu schließen. Dabei betrachten wir den im Fragment vorliegenden 1. Akt, sowie die Klosterszenen des 2. als abgeschlossen und setzen mit der 1. unvollendeten Szene des 2. Akts ein. Es scheint angemessen, für unseren Versuch die Szenenfolge zugrunde zu legen, die Schiller im Szenar Seite 11 flg. des Manuskripts (121 flg. bei Kettner) als Fachwerk über die rechten Seiten setzte (s. Lesarten 299), offenbar in der Absicht, hier eine Übersicht über das Drama zu geben. Schiller ist mit dieser Arbeit nicht fertig geworden (S. 163, wo für sechs Szenen nur die Überschriften gegeben sind). Auch für die bereits ausgefüllten Szenen werden die bezüglichen Stellen aus den übrigen Aufzeichnungen Ergänzungen bieten.

Indem wir nun das „Fachwerk" aus Studienheft, Skizzenblättern und Szenar (für die ersten beiden in Frage kommenden Szenen auch aus dem Fragment) ausfüllen, sehen wir die einzelnen Szenen und mit ihnen das Drama entstehen und gewinnen eine Vorstellung von dem kühnen Bau, den Schillers Phantasie geschaut hat.

An den Monolog der Marfa schließt sich, durch ihre begeisterten Worte vermittelt (99), die unvollendete Szene

Demetrius an der russischen Grenze.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[1]	Szenar
Den Ausgangspunkt bietet 229 eine historische Notiz (aus Müller[2])	Beginn der Ausmalung der Szene 99. Die Szenerie, der Grenzpfeiler, Kosaken bieten sich	142 ausführlichere Schilderung der Szenerie. Grenzpfeiler; Demetrius begrüßt sein Reich. Reflexion über sein Unternehmen. Anrufung Gottes, dem er seine gerechte Sache anheimstellt.

1) Erwähnung der Szene als „dramatisch interessant" 221; außerdem 204, 218, 221. 227 ist sicher auch dieser Vorgang gemeint.

2) Sammlung Rußischer Geschichte. Petersburg 1760.

1) Erwähnung der Szene als Hauptstation 88, als Szene in Akt II 88.

licher Beobachtungen — Bezeichnung „Bruder der Lodoiska" oder „Casimir", „Marinas Schwestern" benannt oder nicht benannt, die Verwendung der flüchtigen Russen, des Kleinods, Liebe oder Ehrgeiz als Motiv der Marina — eine von Kettner abweichende Reihenfolge an. — Daß die Namengebung als chronologisches Unterscheidungsmerkmal nicht immer zuverlässig ist, scheinen folgende Gegenüberstellungen zu zeigen: 227 (Studienheft) „Casimir"; 84 (Skizze 1) Z. 8 „Casimir, Lodoiskas Bruder", Z. 20 „Lodoiskas Bruder"; 121 (Szenar) Lodoiskas Bruder. — 232 (Studienheft) heißt der fabricator doli „Utrepeia", 156 (Szenar) „X". — In der Phantasie des Dichters schon benannte Personen können gelegentlich auch unbenannt erwähnt werden. — Über die Motive der Marina s. u.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
Bd. V 220): Demetrius tritt mit 5000 Mann in Rußland ein; 200 (aus Müller V 230/31): er fordert den Himmel auf, ihm nach der Gerechtigkeit seiner Sache beizustehen. Die Bedeutung der Szene markiert 207: Demetrius schwankt; 238: Demetrius am Rubicon.	an, ein Bauer begegnet Demetrius. Er erhält ein glückliches Omen. Begleiter sind die Russen aus Akt I, der Kosakenhetman, Lodoiskas Bruder, der Woiwode, ein Diak.	141[1]) sind geographische Angaben hinzugefügt. Züge aus Demetrius' Vergangenheit werden gezeigt, indem er sich erinnert, die Gegend als entlaufener Mönch gesehen zu haben. Orientierung über Demetrius' gegenwärtige Lage durch Gespräch über den Zustand der russischen Grenzen. Fortschritt der Handlung: Kosaken bieten sich an. Manifeste und Agenten werden ausgesendet, Dispositionen über den Feldzug getroffen. Die Desna wird überschritten, das Heer teilt sich und rückt in zwei Abteilungen vor. Die überall durchgehenden Motive sind im Fragment ausgeführt.

1) Vermutlich Nachtrag zu 142; siehe Kettners Bemerkungen in „Lesarten" S. 302.

Demetrius begrüßt sein Reich, er reflektiert über sein Unternehmen. Daneben finden sich in den Skizzenblättern und im Szenar Andeutungen zu einer weiteren Ausfüllung der Szene. (s. 143: Soll diese Szene nicht auch zu irgendeiner Handlung benutzt werden? Es muß so viel geschehen, es ist so viel zu zeigen.) Inwieweit Schiller davon Gebrauch gemacht haben würde, muß dahin gestellt bleiben. Zu beachten ist, daß die Szene ausdrücklich als „kurz" bezeichnet ist (142); auch würde ihr von vornherein festgestellter Hauptzweck, den Moment der Entscheidung darzustellen (Demetrius schwankt, Demetrius am Rubicon), durch Hinzufügung vieler Einzelzüge verdunkelt worden sein. Man möchte sich als Abschluß der Szene nach der Entscheidung eine kurze Disposition des Feldzuges denken.

Den Fortgang des nun beschlossenen Unternehmens zeigt die folgende Szene:

V Manifest in dem Dorfe vorgelesen.

Studienheft	Skizzenblätter[1])	Szenar
Ausgangspunkt: 229 historische Notiz über das Manifest und den Glauben des gemeinen Volkes. Dies 200 schon motiviert und dramatisch verwertet: die Lust am Außerordentlichen; die Hoffnung der Menge gewinnt Spielraum, die Weiber besonders werden gerührt; 239 kommt der Schulz und Dorfrichter dazu; 219: Effekt des Glaubens an sich und des Glaubens anderer wird dargestellt.	1) Erwähnung der Szene 85, 88, 103.	zeigt die Entwickelung der Szene in der Phantasie des Dichters bis zu größter dramatischer Lebendigkeit. (Seite 40 des Manuskripts ist, wie öfters die linke, zuerst freigelassene Seite, Nachtrag zu 41.) 144, 10 flg.: die vorrückende Armee bringt ein Dorf in Alarm. 144, 19 flg.: ein Dorf ist auf der Flucht, ein zweites kommt in Alarm, ein drittes ist unentschlossen. — Endlich 145: zwei nach entgegengesetzter Richtung (zu Boris und Demetrius) fliehende Dörfer treffen sich in einem dritten.

Das Fragment, das die letzte Form festhält, zeigt erst einige der hier erwähnten Züge. Statt des Popen 145 liest der Posadnik das Manifest. Die Teilnahme der Frauen tritt nicht so stark hervor, wie es im Szenar und von vornherein beabsichtigt schien. Die Gegensätze sprechen sich zunächst in lebhaftem Wortwechsel aus und sollten wohl zu dem 145 erwähnten Handgemenge führen. Der Eindruck des Manifestes wäre „zur Tat geworden, ein Fortschritt für Demetrius und gegen Boris wäre gemacht" worden (143). Über das „wie" fehlt eine Andeutung. Die konträren Kräfte, die bei der Entscheidung des Volkes mitwirken, sprechen sich schon im Fragment deutlich aus. Zur Veranschaulichung der unglücklichen Lage des Volkes unter Boris' Regierung und der Hoffnungen, die es auf Demetrius setzt, sowie zur Charakteristik der Bevölkerung, in die sich nach 144 komische Züge einmischen sollten, hätte wohl noch manches geschehen müssen.[1])

1) Siehe besonders die Auszüge aus Levesque und Olearius, Collectanea Nr. 26 bis 29 S. 251—259.

Hier verläßt uns das Fragment, und das Szenar bietet durchschnittlich die entwickeltste Form.

Es folgt:

Lager der Borisowischen Armee.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
Ausgangspunkt: 201 historische Notiz über die (Müller 252 gekennzeichnete) schwankende Haltung der Armee und ihrer Führer vor Kromi. Über die den letzteren zugedachten Rollen, wie über die Untätigkeit und Verräterei des Heeres finden sich Andeutungen 204, 207, 208, 209, 229, 230, 234. Soltikow ist überzeugter Anhänger des Demetrius.	100 wird der Moment für die betreffende Szene bestimmt. Die Zustände im Lager des Boris werden vor Demetrius' Ankunft in Tula gezeigt; ob vor oder nach dem Tode des Boris ist noch unentschieden.	(117 Spaltung unter den Anführern; Soltikow neigt sich auf Demetrius' Seite) tritt der äußeren Darstellung etwas näher durch Überlegung der zu wählenden Umgebung, — Festung oder freies Lager? — durch Bestimmung des Zeitpunktes, — vor Boris Tode, — Schilderung der Armee, — mächtig, aber unzuverlässig, — endlich durch Festsetzung des Fortschrittes in der Handlung, der zugleich die folgende Szene einleitet. Ein wichtiger Posten wird besetzt, den Demetrius nicht umgehen kann, den er deshalb auch unter nachteiligen Umständen angreifen muß. Die unter den Führern und dem Heer wirkenden Motive — Rivalität, Bestechung, Glaube usw. — werden 146, 7 flg. und 24 flg. erwogen. Ein Ansatz zur Ausführung liegt nicht vor, es sei denn die Erwähnung eines Eilboten, der an Boris abgesandt wird, um ihn ins Lager zu rufen, oder eines Boten, der die Kunde von Boris' Tode bringt.

Es folgt die Szene

Demetrius geſchlagen.

Studienheft

Ausgangspunkt: 229 hiſtoriſche Notiz (Müller 234/236), wonach Demetrius 1605 bei Rylsk geſchlagen und von den Ruſſen gezwungen wurde auszuharren. Die Läſſigkeit der Armee und die ſchonende Haltung Soltikows wenden den Krieg zugunſten Demetrius' (Müller 243). Die beiden Teile der Szene: Mißerfolg und glückliche Wendung ſind feſtgehalten in den Szenentabellen 204 und 208.

Skizzenblätter

83 notieren zwei entſprechende Szenen:

Demetrius auf ruſſiſchem Boden; wechſelndes Glück.

Demetrius im Beſitze eines Platzes als Eroberer.

Szenar

147 ſtellt zwei Möglichkeiten der Veranſchaulichung dieſes Glückswechſels auf:

1. Demetrius iſt gefangen, „bringt aber die Feinde herum", daß ſie ihm huldigen;

2. ſeine Lage iſt verzweiflungsvoll, er wird aber durch ſeine Umgebung am Aufgeben der Unternehmung (147, 15 durch Selbſtmord) gehindert. Es folgt der Übergang in einen glücklichen Zuſtand durch Soltikows Anſchluß. Ein hoffnungsreicher Erfolg (ſiehe 83 „Eroberung eines Platzes") ſchließt den Akt.

Auch dieſe Szene iſt nicht zu beſtimmteren Umriſſen gediehen. Die Situation, in der Demetrius vorgeführt werden ſollte — auf der Flucht, in einem unhaltbaren Ort, von ſeinen Truppen verlaſſen, zurückgeſchlagen —, wird eben nur erwogen 147, 20—24.

Nach der oben mitgeteilten Bemerkung befinden wir uns alſo hier am Schluß des 2. Aktes.

Schon die Bemerkung auf der erſten Seite des Studienhefts: „Boris redet die Glücksgöttin an, mit Bitterkeit" — läßt erkennen, daß die Kataſtrophe des Boris Schiller von Anfang an als ein bedeutſames Motiv vor Augen ſtand. 207 iſt Boris unter den „intereſſanten Figuren" aufgezählt, 220 ſeine Situation und ſein Untergang „höchſt dramatiſch" genannt.

Boris in Moskau. Boris ſtirbt.

Studienheft

Ausgangspunkt: 199 hiſtoriſche Notiz (Müller 248) über Boris' Verzweiflung und Tod, nachdem er die mönchiſche

Skizzenblätter[1])

1) Wiederholen 84, 88, 92, 99 die angegebenen Motive.

Szenar[1])

117 zeigt ſchon deutliche Gliederung.

148 zeigt die Borisſzenen der Ausführung nahe. Ge-

1) Erwähnt die Szene 115, 116.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
Kleidung angelegt; wiederholt 230. Es folgen Notizen über seine tüchtige, wenn auch durch Verfolgung seiner Feinde entstellte Regierung (Müller 42 flg., 111 flg.). — Bei der Erwähnung der Szene 334 treten hervor die sich überbietenden Hiobsposten, die Unterredung mit Axinia.		legentlich tritt Dialog auf. Boris' Vergangenheit, seine jetzige Lage, seine Umgebung, seine Herrscherwürde und Größe im Unglück, die milde Seite seines Wesens im Verkehr mit Axinia werden gezeigt. Fortschritte der Handlung sind: Gradation der Unfälle (149), Anzeichen der Untreue in der Umgebung des Zaren, sein Entschluß zu sterben, seine letzten Befehle, der Abschied von Axinia. — Mit großer Sorgfalt ist die Charakteristik erwogen (s. u.).

Nach Boris' Tode tritt Romanow auf, dessen Ankunft man mit Bangen entgegensah. Auch diese frei erfundene Rolle ist früh in Aussicht genommen. 207 ist Romanow als „interessante Figur", 209 „Romanow, der edle Jüngling" als theatralisches Motiv erwähnt, 220 Romanow und Axinia als „rührende Episode" mit auf das Pro des Stückes gesetzt.

b. Romanow und Axinia.

Studienheft	Skizzenblätter[1])	Szenar
Als Ausgangspunkt kann gelten 230 historische Notiz (Müller 250), daß Hiob und die Bojaren nach dem Tode des Boris seinem Sohne Feodor gehuldigt hätten. Diese „Begebenheit" wird durch die Einführung Romanows zur persönlichen Tat.[1]) 212, 213 ist die Romanow zugeteilte Rolle	1) 84, 85, 100 bestätigen durch Andeutungen das Gegebene.	153 ist das im Studienheft Gegebene anschaulich gemacht. Romanow sendet einen Boten voraus, der aber zu spät kommt, um Boris zu retten.[1]) Romanow kommt und schwört Feodor den Eid an der Leiche des Boris. Die Liebe zu Axinia spricht sich aus. — Die Szene ist

1) S. Kettner XLIX.

1) Dieser Zug vielleicht aus Müller 247: eine schwedische Gesandtschaft, die Boris Hilfe anbieten will, trifft zu spät ein.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
ausführlich erwogen und bis zur Verschwörung gegen Demetrius durchgeführt. Er läßt Feodor als Zar anerkennen. Eine Szene mit Axinia folgt. Romanow geht zur Armee, um sie womöglich dem Feodor zu erhalten.		als „sanft rührend" bezeichnet. (Romanows weiteres Wirken für die Familie des Boris ist frei skizziert.)

Das Auftreten Romanows und sein Aufbruch zum Kriegsschauplatz leitet zur zweiten Szenengruppe des 3. Aktes über.

Demetrius in Tula

ist schon bei Müller 263 als eine Station hervorgehoben, die den entschiedenen Erfolg des Demetrius bezeichnet.

Studienheft[1])	Skizzenblätter[1])	Szenar[1])
Ausgangspunkt 201 die entsprechende historische Notiz Müller 263, aus der sich 206 die Darstellung des höchsten Glückes in der Laufbahn des Demetrius entwickelt: das Glück trägt ihn in hohen Wogen zum Thron. 209 seine Popularität und Liebenswürdigkeit. 204, 208, 209: er erhält die zarische Kleidung.	100: Beginn einer Ausgestaltung. Hinreißendes Glück des Demetrius. Er schickt Abgesandte an Marfa. — Er hat Mühe, die Polen in Schranken zu halten. Eine Zusammenkunft mit Axinia wird erwogen, wobei er sie gegen die Kosaken und das Volk schützen würde.	gibt 154 eine breitere Ausführung. Demetrius ist gütig wie die Sonne. Bei der Nachricht vom Tode des Boris zeigt er eine edle Rührung. Er spricht davon, das knechtische Bezeigen der Russen abzuschaffen. Die Personen in seiner Umgebung behandeln die Russen mit Verachtung. Er aber ist voll Huld und Gnade. Er sendet zu Marfa und Marina. Man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte, er empfängt die zarische Kleidung. Nur die Unterwerfung von Moskau steht noch aus, wobei Romanow im Spiel ist. Die Szene ist als „weich und schmelzend" bezeichnet.
1) Erwähnung der Szene 218: Auftritt des Demetrius, 234: Hauptszene 20.	1) 85, 88, 92 Erwähnung der Szene.	1) Erwähnt die Szene 115, 106, wiederholt das Gegebene 118.

Die nun folgende Szene enthält nach dem Szenar 115 die „Haupthandlung", nämlich den „Glücks- und Sinneswechsel des Demetrius". Sie ist nach dem Studienheft von vornherein als Mittelpunkt des Stückes gedacht. — Eine historische Notiz, die man als Ausgangspunkt bezeichnen könnte, findet sich in Schillers Aufzeichnungen nicht. Doch konnte De Thon, Histoire universelle, den Schiller schon bei der „Geschichte des Abfalls der Niederlande" benutzte, XIV 456 den Gedanken erweckt haben, Demetrius als einen betrogenen Betrüger hinzustellen.[1]) Die Darstellung des Demetrius bei Levesque (Histoire de Russie. Hambourg et Brunswick 1800.) hat Schiller jedenfalls darin bestärkt, wenn nicht den Gedanken erweckt.

1) S. Köster 188 gegen Kettner XVII.

§ Demetrius erfährt seine Geburt.

Studienheft[1])

206 Kern der Szene: einer entdeckt Demetrius seine wahre Geburt. Dies bringt eine schnelle unglückselige Veränderung im Charakter des Betrogenen hervor, der Entdecker wird das erste Opfer derselben. — 220 bezeichnet die Peripetie als besonders dramatisch.

Ein Monolog, dem Inhalt nach wie 101 flg., ist 222 erwähnt. Ort Moskau, Balkon des Schlosses. (Nach Lesarten 307 ist dies spätere Zufügung.)

Schuisky, der an der zarischen Geburt des Demetrius zweifelt, wird verurteilt.

1) S. Szenentabellen 205, 208. Theatralische Motive 209. 13. Auftritt des Demetrius 218.

Skizzenblätter[1])

Die Wendung seines Schicksals als Hauptstation g 83. Der „Suborneur" als interessantes Bestandstück 84. 101 flg. sind die 206 gegebenen Grundzüge entwickelt: Demetrius verstummt, tut dann einige Fragen. Der Botschafter fordert seinen Lohn. Demetrius stößt ihn nieder.

Es folgt ein Monolog des Demetrius, in dem er den Entschluß ausspricht, sich als Zar zu behaupten.

Die Eintretenden sehen den Zaren

1) S. Hauptstationen 83.

Szenar[1])

155 flg. zeigt die Szene der Ausführung nahe; zum größten Teil Dialog. Situation: Demetrius entdeckt einen Bekannten aus der Kindheit unter der Menge und schickt alle anderen hinaus, um sich des Wiedersehens zu freuen. Ein Dialog bereitet den Bericht über die wahre Herkunft des Demetrius vor. Der Bericht folgt.

Ungeheure Veränderung. Sein Schweigen ist furchtbar und von einem schreckhaften Ausdruck begleitet. Demetrius fragt nach Mitwissern des Geheimnisses. X beruhigt ihn. (Ursprünglich folgte hier: Er braucht noch die Vorsicht, sich Dokumente herausgeben zu lassen. Dies ist gestrichen.) Hier

1) S. Stationen 115. 118 ist die Szene skizziert wie im Studienheft.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
	mit dem Dolch, er ahnt, was sie dabei denken. Sein böses Gewissen zeigt sich darin, daß er despotischer handelt. Urteile über diese Veränderung: der Geist des Basilides scheint in ihn gefahren.	läuft die Skizze in eine Reflexion über die Motivierung des Mordes aus, den Demetrius begeht (s. u.). Nach 116 würde sich ein Monolog des Demetrius anschließen.

Das Motiv des fabricator doli (nach Vergil, Äneis II 264) macht mehrere Wandlungen durch: es ist ein Religionseiferer 206, ein Geistlicher 214, 216, 217, der Mörder, dem ein Geistlicher hilft 217. Er zeugt vor dem Reichstag unaufgefordert für Demetrius 228; er kommt schon im 1. Akt vor, er steht Demetrius wie ein unerkannter Genius zur Seite 206. Dagegen „bleibt die Maschine verborgen bis auf den Moment, wo Demetrius in Moskau soll einziehen" 206, 208. Bei letzterem ist Schiller geblieben.

Die Enthüllung seiner Geburt fand vor einer Szene statt, „in der er den Glauben an sich selbst nötiger hat, als je" 101. Diese folgt nun:

Marfa kommt mit Demetrius zusammen.

Studienheft	Skizzenblätter[1]	Szenar[2]
Ausgangspunkt 202 historische Notiz (Müller 288): Die feierliche Einholung der Marfa, wobei Marfa und Demetrius die Freude des Wiedersehens von Mutter und Sohn zur Schau tragen. Der Zeitpunkt steht noch nicht fest: 203 Anm. 1: vor oder nach dem Einzug? 222: sollte sie nicht früher ankommen? 205 geschieht die Einholung Marfas im 4., die Zusammenkunft	1) Erwähnen die Szene 85, 92.	157—160 beinahe fertiger Prosaentwurf, im Hauptteil Dialog. Gliederung in drei Auftritte. 1. Marfa im Gespräch mit Olga, Demetrius erwartend; ihre Hoffnung ist gesunken. Die finsteren Blicke und kriegerischen Anstalten vermehren ihre Zweifel. Trommeln verkünden das Nahen des Demetrius. Sie zittert, schwankt.

1) Erwähnt sind Auftritt 1 und 2 = 116, ausgeführt Auftritt 1—3 118/19.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
mit Demetrius im 5. Akt, also nach dem Einzug in Moskau. 208 beides im 5. Akt. 201 historische Notiz über den Empfang der Abgesandten von Moskau; sie werden gering geschätzt, von den Polen und Kosaken geneckt und von dem Zaren übel angesehen (Müller 263).		2. Demetrius und Marfa. Sie versuchen sich einander zu nähern, die Natur spricht nicht. Demetrius, der die Stimme der Natur weder zwingen, noch erlügen will, spricht zu Marfa als Fürst und Staatsmann, schildert ihre beiderseitige Lage und die des Reiches; er fordert von ihrer Einsicht, daß sie ihn als ihren Sohn anerkenne. Zugleich bittet er sie, das Notwendige mit Neigung zu tun, wie auch er ihr wahre kindliche Ehrfurcht erzeigen will. Marfa, im Tiefsten erschüttert, bricht in Tränen aus. Hier bricht die Szene ab; anzuschließen ist aus 119: 3. Jetzt öffnet sich das Zelt, und das Volk erblickt Mutter und Sohn vereint. 119 folgt der Empfang der Abgesandten Moskaus, das nach 118 durch Revolution für Demetrius gewonnen ist. Sie werden finster, mit Vorwürfen empfangen. Der Patriarch wird abgesetzt.

Man darf zweifeln, ob Schiller die eben genannte Szene ausgeführt hätte. Die Wirkung der Szene mit Marfa wäre abgeschwächt, eine andere Stimmung hervorgebracht worden.

Nach dem Studienheft 201, 212, 213 wäre auch die Revolution in Moskau zugunsten des Demetrius zu zeigen. Entsprechende Szenen hätten im Drama kaum Platz gefunden. Eine Orientierung war schon in den Borisszenen gegeben. Berichte hätten vermutlich das übrige getan.

Es folgt der

10 Einzug in Moskau.

Studienheft[1])

Ausgangspunkt 201 historische Notiz (Müller 280 flg). Das Gedränge der Zuschauer, die Schiffbrücke, der plötzlich ausbrechende Sturm als böses Omen, Demetrius' argwöhnische Aufmerksamkeit auf die Gesinnung des Volkes.

Andeutung über prächtige Inszenierung 220: der Einzug ist unter den „sinnlich prächtigen Darstellungen" aufgezählt.

1) Erwähnung der Szene als theatralisches Motiv 209, als 14. Auftritt des Demetrius 218.

Skizzenblätter

101 Zusammentreffen mit Axinia nach dem Einzug in Moskau. „Schmerz unglücklicher Liebe bei höchster Gewalt."

Szenar

160 nennt Schiller den Einzug in Moskau die „Hauptszene des Stückes in Rücksicht auf stoffartiges Interesse". Eingeleitet wird sie durch Gewalttätigkeiten an der Familie des Boris, durch Kundschafter des Demetrius. Das Düstere und Schreckliche mischt sich in die Freude.

Glänzender Prospekt der Stadt, die Zuschauer auf Dächern und Türmen, die Schiffbrücke verdoppelt den Zug, Triumphbogen. Demetrius erscheint zu Pferde. Polen und Kosaken führen den Zug. Das Ganze trägt kriegerisches Gepräge und gleicht mehr dem Einzuge eines Eroberers. Ähnlichkeit mit dem Krönungszuge der Jungfrau von Orleans ist zu vermeiden.

Ein Ereignis unterbricht den Zug. (Der Sturm 201? Axinia fleht Marfa um Schutz 119?)

Hier sollte sich also die „Koexistenz entgegengesetzter Zustände" zeigen, die Schiller als einen Vorzug des Stückes rühmt 221. Demetrius erscheint auf der Höhe des äußeren Glückes als Zar eines gewaltigen Reiches, während seine innere Unseligkeit sich in der düsteren Stimmung der prächtigen Szene symbolisch ausspricht.[1]) Sie ist die Ouvertüre für die nun folgende Szenengruppe:

1) Über den hierher gelegten Aktschluß s. u.

Demetrius als Zar im Kreml.

119 ſcheint eine Volksſzene in Ausſicht genommen, in der Zusky eine Verſchwörung zuſtande bringt. Im übrigen liegen nur Motive vor.

Unzufriedenheit der Ruſſen und Verſchwörung. Zusky.

Studienheft

203 hiſtoriſche Notizen aus Müller 302—310.

Demetrius bemüht ſich um Erweiterung des Reiches. Er verſpottet ruſſiſche Sitten, beleidigt die „Strelzi". — 206: Die Polen brauchen ihn als ihr Werkzeug. Bei der Erwähnung dieſer Partie in den Szenenfolgen 205, 218 treten folgende Momente auf:

Demetrius' finſterer, argwöhniſcher und despotiſcher Geiſt. Seine unglückliche Neigung zu Axinia. Verachtung ruſſiſcher Sitten. Übermut der Polen. Dazu 210 Anm. 3 und 211: Demetrius ärgert die Ruſſen durch ſeine Humanität und Leutſeligkeit. Es iſt ſein Unglück und nicht ſeine Schuld.

222: Erwähnung zweier Verſchwörungen. Nach der erſten wird Zusky auf Bitten der Marfa begnadigt (Treuer, Einleitung zur Moſcovitiſchen Hiſtorie uſw. Leipzig 1720, S. 270).

Skizzenblätter

101 Demetrius' Verhältnis zu Axinia. „Dieſe Nebenhandlung füllt den 4. Akt aus zwiſchen ſeinem zariſchen Einzug und der Ankunft der Marina."

Szenar

119 ähnlich wie 101.

161 ordnet dieſe Motive etwas genauer. Verhängnisvoll für Demetrius werden: Seine Neigung zu Axinia. Seine Vernachläſſigung Marfas. Die Übermacht der Polen und ſein Verſuch, ſich los zu machen. Seine innere Unſicherheit, die ihn zu despotiſchem und gelegentlich ungerechtem Handeln treibt. Seine Verſuche um die Förderung ruſſiſcher Bildung. Die Vernachläſſigung ruſſiſcher Sitten.

Zusky bringt eine Verſchwörung zuſammen 119.

Die folgenden Szenen sind im Szenar 163 nur durch Überschr angedeutet, die ihre Reihenfolge bestimmen.

1) Die Ankunft der Marina.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[2]	Szenar
204: Sie führt die Katastrophe herbei (Müller 322/323). Marina kommt mit feindlicher Gesinnung, legt's darauf an, ihn zu beherrschen, verläßt sich auf ihre Polen. Sie dissimuliert mit ihm.		119, 120. Demetrius ihr entgegengegangen. S scher, kalter Empfang, sie aber trefflich zu diss lieren weiß. Sie besteht einer schnellen Vermähl Wenn der Zar fort ist, sie die tödlichen Befehle instruiert die Polen.

1) NB Szene erwähnt 205, 208, 209, 224, 240.

2) S. Szenentabelle 89, 92.

2) Romanow.

Studienheft[1]	Skizzenblätter	Szenar
212: Er kehrt zurück, findet Xenia in des Demetrius Gewalt, verschwört sich mit den Bojaren. 240: Sein Schmerz geht in Wut über.		120: Romanow kehrt kleidet zurück, er sucht Xe

1) S. Szenentabelle 22.

Es folgt

Xenia getötet.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[2]	Szenar
Fehlt 214. 215. Einleiten 216. 219. 222. 227. 235. 240: Xenia wird durch den erschlichenen Kuß		120: Sie stirbt her „Bringst du mir den ? E sei willkommen! stürzt. es sei die Z Hure!“

1) S. Szenentabelle 22.

2) S. Szenentabelle 89, 92.

Romanow hat eine Erscheinung.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[1]	Szenar
205: Romanow erhält ein Orakel.[2] Dagegen 235: Rebellion bricht aus. Romanow ein Hauptführer.		120: Romanow wird zum Throne berufen. Er soll sich nicht mit Blut beflecken, sondern seine Zeit erwarten.

1) S. Szenentabelle 227.

2) Da auf einer linken Seite 124 zwischen den zusammenhängenden Partien 117—123, 125—127 stehend, ist es möglicherweise späterer Nachtrag (S. 304).

1) S. Szenentabelle 89, 92.

Daß Schiller die beiden vorstehenden Szenen festgehalten hätte, kann man um so sicherer annehmen, als sie spät auftauchen und erst im Szenar festere Gestalt gewinnen.

Demetrius und Marina nach der Vermählung und Krönung.

Wie es scheint, beabsichtigte Schiller nicht, die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst vorzuführen, obwohl er die Katastrophe (gegen die Geschichte) daran schließen wollte.[1] Als Szene wird das Fest nur aufgeführt Studienheft 205, 218 („beim Hochzeitsfest"), 235 und Skizzen 89. Im übrigen findet sich nur die obengenannte Szene. Eine historische Anknüpfung war hier nicht gegeben. Die Motive der Szenen entwickeln sich aus Schillers Auffassung des Verhältnisses von Demetrius und Marina. Demetrius hat den Tod Axinias erfahren und ist mit zerrissenem Herzen Marina zur Trauung gefolgt, 120.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
204 Hauptmotiv: Sie läßt ihn merken, daß sie ihn nicht für den wahren Demetrius hält.		120: Marina schmeichelt ihm; sie gesteht ihm, daß sie ihn nicht für den Iwanowiz hält und ihn nie dafür gehalten hat. Dann läßt sie ihn allein. Er bleibt allein und sucht sich zu betäuben.

Demetrius und Casimir.

Eine Szene, in der vor Demetrius' zerrissenem Gemüt die unschuldige Jugendzeit wieder aufsteigt, war früh in Aussicht genommen. Die Gestalt

1) S. den ursprünglichen Titel „Bluthochzeit von Moskau" im Dramenverzeichnis, Anhang zum Schillerkalender.

des Vertrauten hätte anders eingeführt werden müssen, da Casimirs Auftreten an die gestrichenen Samborszenen geknüpft ist.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[1]	Szenar
221, 239: Demetrius erinnert sich wehmutsvoll des armen Mädchens, das ihn liebte. Der Bruder der Lodoiska gibt Anlaß zu einer rührenden Situation.	84: Ausführlichste Skizze. Demetrius fragt nach seiner Jugendgestalt wie nach einem Fremden. An diese „süßschmelzenden Erinnerungen" knüpft sich hart und schneidend die furchtbare Gegenwart.	120: Szene mit dem Bruder der Lodoiska.

1) S. die Szenentabellen 218, 227, 235.

1) S. 85: Lodoiskas Bruder ist als „interessante Figur" erwähnt.

Rebellion. Casimir opfert sich.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
218, 224: Rebellion, Casimir getötet.	84: Lodoiskas Bruder stirbt in der Verteidigung des Demetrius.	121 ausgeführteste Form: Man irrt sich anfangs über die Ursache des Tumultes (Müller 348). Flüchtige Polen hereinstürzend rufen: „Rettet euch!" Demetrius entspringt mit dem Degen. Verschworene suchen ihn. Lodoiskas Bruder opfert sich.

Von hier ab bietet das durchgeführte Szenar wieder die entwickeltste Form.

Marfa und Demetrius. Demetrius und die Rebellen. Demetrius tötet sich selbst.

Demetrius rettet sich zu Marfa. Daß diese die Entscheidung herbeiführt, war, wie in den historischen Berichten, schon in dem Studienheft festgestellt.

Studienheft[1]	Skizzenblätter[1]	Szenar[1]
Ausgangspunkt für die folgenden Szenen	1) S. Szenentabelle 92.	121 ist die Szene genauer skizziert, so daß die

1) S. die Szenentabellen 205, 208, 209, 227, 235.

1) Erwähnt 116.

Studienheft	Skizzenblätter	Szenar
199 die historische Notiz (Müller 354—358): er ist schon so weit, daß er die Empörer herumbringt, aber im entscheidenden Moment abandonniert ihn die Zarin Marfa. 222 ist das Verhältnis zwischen Marfa und Demetrius seit dem Einzug erwogen.		drei obengenannten Auftritte deutlich werden. 1. Demetrius beschwört Marfa, ihn für ihren Sohn zu erklären. 2. Verschworene stürzen herein; Demetrius imponiert ihnen, so daß sie wirklich wanken. 3. Zusky tritt herein und schilt ihn einen Trugner. Marfa desavouiert ihn. Er wird erstochen und „fällt edel". 164—166 fügt folgende Einzelheiten hinzu: Die Gründe, mit denen Demetrius die Zarin für sich gewinnen will. — Das Mittel, durch das er (neben seinem kühnen Auftreten) auf die Rebellen wirkt: er gibt ihnen die Polen preis. Die Zusammensetzung des Rebellenhaufens: Strelzi und Kaufleute. Einer tut eine einleitende Frage. Demetrius macht Marfa zur Bürgin seiner Versprechungen. — Marfa soll das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sei. Beide Teile reden auf sie ein. Der Palast füllt sich, und Waffen sind auf Demetrius gerichtet. Marfa wendet sich ab. Rufe: „Verräter, Betrüger, stirb!"

Marina rettet sich. Schluß des Stückes.

Daß Marina sich aus der Falle zieht, ist schon 208 festgestellt. In den weiteren Studien und Skizzen bleibt der Punkt ohne Ausführung;

doch zeigen die Szenentafeln, daß dieser Ausgang festgehalten ist. Szenar 116: Marina wickelt sich heraus. 121: Sie entzieht sich verschlagen dem Tode. Dies ist 166 dahin ausgeführt, daß sie Demetrius verleugnet, das Mitleid der Russen als eine Betrogene für sich zu erregen sucht, endlich durch Verheißung eines Lösegeldes frei wird.

Zusky schickt sich an, den Thron zu besteigen. Historischer Ausgangspunkt für den Schluß 255 (Olearius, Reisebeschreibung 1656, S. 232). Auf der leeren Bühne erscheint ein zweiter Betrüger, den man schon als einen kecken Abenteurer kennt. Er hat sich die zarischen Siegel verschafft und wird die Rolle des Demetrius wiederholen, wobei er unter anderem auf die Mitwirkung Marinas rechnet. Sein Monolog schließt das Stück.

Der Bau des Dramas steht trotz mancher Unklarheit im einzelnen in seinen Hauptzügen deutlich vor uns.

Wir unterscheiden fünf Szenengruppen, Momente, wo die Handlung verweilt, und die bestimmte, ausgeführte Gemälde sind, eine eigene Exposition haben und ein für sich vollendetes Ganze bilden (114). Schiller nennt als solche den Reichstag, das Nonnenkloster, die Katastrophe des Boris.[1]) Wir fügen hinzu: „Demetrius in Tula" und die Katastrophe: „Demetrius bei Marfa".

Im 4. Akt ist eine ähnliche Gruppierung nicht zu erkennen. Eine feste Szenenfolge fehlt, denn mehrere von Schillers Angaben in den Szenentabellen: „Demetrius als Tyrann, verliert die Liebe und das Glück", „Brutalität der Kosaken", „Unzufriedenheit der Russen" usw. sind nicht als Szenen zu verwenden, sondern wie Gruppe[2]) (158) bemerkt, als Farben auf der Palette. Als Szenen scheinen gedacht eine Unterredung mit Axinia, mit Hiob, die Ankunft der Marina, eine Volksszene, die zur Verschwörung führt[3]), der Tod Axinias, Romanows Vision. Die Höhe bildet die Ankunft Marinas, vorher liegt die Darstellung des Verhältnisses zwischen Demetrius und Axinia und des wachsenden Zwiespaltes zwischen Demetrius und seiner Umgebung, zwischen Polen und Russen; nachher die Verschwörung, die Ermordung Axinias und Romanows Vision. Ob hier eine feste Gruppierung eingetreten oder ob die Handlung „stoßweise" abwärts geeilt wäre, muß bei der unentwickelten Gestalt des uns vorliegenden Entwurfs unentschieden bleiben.

Zwischen jenen gleichsam festen Massen finden sich flüssige, die zur raschen Fortführung der Handlung, zur Schilderung der Situation oder

1) „Lager", „Dorf" können wegen ihres geringen Umfanges zu diesen „Hauptgruppen" nicht gerechnet werden. 2) Schillers Demetrius. Berlin 1861.

3) Vielleicht sollte diese mit der Ankunft Marinas und der Rückkehr Romanows verbunden werden, wie Kettner LVI annimmt.

Stimmung dienen und die Hauptgruppen verbinden. So ſtehen zwiſchen dem Reichstag und der Kloſterſzene der Auftritt zwiſchen Demetrius und Sigismund und die Auftritte der Marina, zwiſchen der Kloſterſzene und der Kataſtrophe des Boris die flüchtigeren Bilder „Demetrius an der Grenze", „Manifeſt, in dem Dorfe vorgeleſen", „Lager des Boris", „Demetrius geſchlagen und ſiegend". Die Kataſtrophe des Boris und Demetrius in Tula werden durch die Szenen des Romanow und ſeinen Aufbruch zum Kriegsſchauplatz verbunden. Vor der Hauptſzene der Kataſtrophe liegt „Demetrius und Marina" als letzte Stufe der fallenden Handlung, „Demetrius und Caſimir" als Stimmungsbild; nach derſelben Marinas „Herauswickeln" als Siegel auf ihr Charakterbild, das Auftreten des zweiten Demetrius, in dem ſich ſchon „die Nemeſis für den Sieger (Schuisky) ankündigt".[1])

Die Peripetie des Stückes iſt vom Dichter überall mit unzweifelhafter Deutlichkeit angegeben, ja ſie iſt wohl das erſte geweſen, was ſich ſeiner Phantaſie darbot und ſein Intereſſe feſſelte. Es iſt der Moment, in dem Demetrius ſeine wahre Geburt erfährt und die „ungeheuere Veränderung" mit ihm vorgeht. Dicht davor liegt die Höhe: Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks (vgl. 206, 110, 118). Dieſer Annahme ſcheint allerdings Schiller ſelbſt zu widerſprechen, wenn es 114 heißt: „Der am höchſten hervorragende Punkt oder der Gipfel der Handlung iſt der Einzug des falſchen Demetrius als wirklicher Zar in Moskau mit dem Bewußtſein, daß er ein Betrüger. Auf dieſe Partie fällt das höchſte Licht der Darſtellung. Bis dahin iſt alles Streben und Hoffnung, von da an beginnt die Furcht und das Unglück." Dieſe Bemerkung als eine vereinzelte unbeachtet zu laſſen[2]), wird kaum angehen, zumal ſie im Szenar, alſo unter den ſpäteſten Aufzeichnungen ſteht. Vielmehr hat man wohl eine doppelte Höhe und Peripetie anzunehmen. Tula bedeutet die Höhe für die pſychologiſche Entwickelung, Moskau für den äußeren Erfolg.[3]) Die dazwiſchen liegende Marfaſzene gehört für das innere Erlebnis zur fallenden Handlung, während ſie äußerlich einen Fortſchritt zum Ziel bedeutet.

Die oben erwähnten Hauptgruppen verteilen ſich auf die fünf Akte in der Art, daß auf den 3. Akt, der die Höhe umſchließt, zwei derſelben fallen, Akt I, II und V je eine enthalten. — Die Akteinteilung iſt allerdings in den Aufzeichnungen ſehr ſchwankend, ſogar die Zahl der Akte

1) Kettner LXI.

2) So Franz II 6. (Geſichtspunkte und Materialien zur Behandlung von Schillers Demetrius in Prima. Progr. Halberſtadt 1892.)

3) So Stein (Schillers Demetrius-Fragment und ſeine Fortſetzungen. Progr. Mühlhauſen i. E. 1891, 1894). II 7flg. Er zieht zum Vergleich die Jungfrau von Orleans heran, bei der für den äußeren Erfolg die Höhe im Krönungszuge liegt, während für ihr inneres Erleben die Peripetie ſchon in der Szene mit Lionel eingetreten iſt.

wechſelt. Zunächſt hatte Schiller ein fünfaktiges Drama in Ausſicht genommen (Studienheft 204—205, 208, 209, 227, 230—231), wobei Höhe und Peripetie in IV, alle Szenen in Moskau in V lagen. Es folgte die Einteilung in vier Akte (Studienheft 234/35[1]), Skizzenblätter 83, 88—89, 91—92), wobei der Inhalt der früheren drei erſten Akte in Akt I und II zuſammengezogen war. Hier lag Höhe und Peripetie im III. Darauf überlegte Schiller eine Teilung der Szenen in Moskau, die der 4. Akt allein nicht wohl faſſen konnte; (Andeutung 84 22 flg., 96 Anm. 1, 101 7—12), und ſo bleibt es, wie im Szenar 116—121. Endlich wird der 1., reſp. der 1. und 2. Akt durch Streichung der Samborſzenen entlaſtet (ſ. 168 Anm. 2 und die Szenentabellen 131, 170). — Die Folge der Szenen und ihre Verteilung auf die einzelnen Akte iſt ebenfalls Schwankungen unterworfen. Daß der Reichstag bald in II, bald in I ſteht, iſt nur bis zum Wegfall der Samborſzenen von Bedeutung. Für die wechſelnde Stellung der Kataſtrophe des Boris (am Ende von II 209, 88 und Anfang von III 92, 117, am Ende von III 204, 208, 230) können wir uns auf die Einteilung des Szenars und die Bemerkung über den Abſchluß von II berufen (ſ. o.). Akt III ſollte durch Boris' Kataſtrophe eröffnet werden. Daneben ſteht die Gruppe Demetrius in Tula: das aufleuchtende neben dem untergehenden Geſtirn. Schon dieſe Kontraſtwirkung ſpricht für unſere Annahme. — Nach dem Entwurf würde auch der Einzug Demetrius' in Moskau noch in den 3. Akt fallen; dieſe Anordnung ſcheint dadurch geſichert, daß dieſe Szene überall einen Aktſchluß bildet: des 4. bei der erſten Einteilung in fünf Akte (205, 208, 230), des 3. bei vier Akten (235, 83, 89, 92), des 3. auch bei der letzten Einteilung in fünf Akte (119). Es bleibt trotzdem zweifelhaft, ob Schiller dieſe Anordnung beibehalten hätte. Die Schlußſzene hätte, zumal bei der Breite, die ihr zugedacht war, den ſchon ſo umfaſſenden Akt ungebührlich ausgedehnt. Außerdem wäre ein zweimaliger Ortswechſel nötig geworden (Moskau—Tula—Moskau). An einem bedeutſamen und effektvollen Aktſchluſſe fehlte es ohnehin nicht, da die Marfaſzene mit ihrem tableauartigen Schluß — Demetrius und Marfa zeigen ſich dem Volk — dieſen in vorzüglicher Weiſe geboten hätte. Durch Verlegung der Szene auf den 4. Akt aber wäre für die fallende Handlung ein äußerſt ſtimmungsvoller, die unwahre und unheilbrütende Situation ahnungsvoll andeutender Eingangsakkord gewonnen. Dies wäre um ſo wichtiger, als dieſer Teil des Dramas der intereſſierenden Momente ohnehin beſonders bedarf. Eine ſolche effektvolle und bedeutſame Eröffnung hätte dann jeder der fünf Akte: Der Reichstag, das Kloſter, Boris' tragiſche Situation, der düſter-prächtige

1) Die Zuverläſſigkeit der Striche iſt hier zweifelhaft, ſowie auch die Bedeutung der Ziffern.

Einzug, die unheimliche Vermählungsszene am Anfang des 5. Aktes. — Daß Schiller letzteren Aktanfang beabsichtigte, geht allerdings aus den Aufzeichnungen nicht hervor. Alle entsprechenden Stellen sind unsicher.[1]) Ob die kurzen Striche 209 Akteinteilung bedeuten, ist mit Rücksicht auf die übrigen Akte höchst zweifelhaft. 227 ist die Abgrenzung trotz der Zahlen 1—5 kaum als Akteinteilung aufzufassen. (Der Reichstag fehlt hier! Akt II enthält nur die Katastrophe des Boris. S. Köster 195.) Das Szenar 120—121 enthält zwei Striche[2]), die uns die Wahl für den Anfang von V lassen. Wir entscheiden also nach inneren Gründen. Die Hochzeitsfeier bietet einen natürlichen Einschnitt. Sie gehört zur Katastrophe (vgl. den früheren Titel „Die Bluthochzeit zu Moskau") und schließt sich mit dieser am natürlichsten von den übrigen Szenen ab.

Das Drama würde sich also folgendermaßen aufbauen:

	Akt I.
I. Exposition.	1. Die Reichstagsszenen: a) der Reichstag beschließt Demetrius zu hören. b) Demetrius' Bericht. Bitte um Hilfe zur Erwerbung des Thrones. (Erregendes Moment.)
II. Steigende Handlung. A. Vorbereitung des Unternehmens.	c) Debatte; die Auflösung des Reichstages verhindert die offizielle Unterstützung des Demetrius. d) Anerbieten der polnischen Großen und der Kosaken zu freiwilliger (privater) Unterstützung. 2. Kleinere Szenen. a) Sigismund gibt Demetrius Ratschläge; Verlobung mit Marina. b) Marina trifft ihre Verabredungen mit Odowalsky. c) Sie gewinnt den niederen Adel und d) die Unterstützung ihres Vaters.

1) Es finden sich folgende Anfangsszenen für den 5. Akt:
205 Demetrius und Marfa } bei fünf Akten,
208 Demetrius als Tyrann }
235 Monolog }
83 Demetrius im Kreml } bei vier Akten.
89 Romanows Vision }

2) Siehe Lesarten 300.

Akt II.

B. Marfa wird gewonnen.

1. Die Kloſterſzenen:
   a) Stimmungsbild für die Exiſtenz Marfas.
   b) Der Bericht des Fiſchers.
   c) Marfa faßt während der Unterredung mit Hiob den Entſchluß, die Sache des Demetrius zu fördern.
   d) Sie ſpricht in einem Monolog ihre Hoffnungen aus.

C. Demetrius' erſte Erfolge.

2. Kleinere Szenen:
   a) Demetrius an der Grenze, empfindet die Schwere ſeines Unternehmens, beſchließt aber es durchzuführen.
   b) Das Manifeſt im Dorfe verleſen; die Landbevölkerung wird gewonnen.
   c) Im Lager des Boris zeigt ſich die Schwäche des Feindes.
   d) Demetrius iſt geſchlagen, wird aber durch dieſen Mißerfolg nicht bewogen, von dem Unternehmen abzulaſſen. Der Übertritt des Soltikow bezeichnet eine glückliche Wendung.

Akt III.

D. Die Gegenpartei unterliegt.

1. Die Kataſtrophe des Boris.
   a) Er tritt als Zar auf, aber ohne Zuverſicht.
   b) Die Unglücksbotſchaften ſteigern ſich. Unterredung mit Hiob.
   c) Boris trifft ſeine Dispoſitionen und nimmt von Axinia Abſchied.

2. Übergangsſzene:
   Romanow ſchwört mit den Bojaren dem Sohne des Boris den Huldigungseid.

III. Höhe und Peripetie.

3. Demetrius in Tula.
   a) Er tritt als Herrſcher auf, empfängt Zeichen der Unterwerfung; man bringt ihm die zariſche Kleidung. Er ſendet nach Marfa.

IV. Fallende Handlung.

A. Umschlag in der Stimmung des Helden.

b) Demetrius erfährt seine Geburt und tötet den fabricator doli.

c) Er beschließt in einem Monolog, sich als Zar zu behaupten.

d) Er gewinnt Marfa zur stillschweigenden Anerkennung seiner Echtheit.

Akt IV.

B. Der innere Zwiespalt wird sichtbar.

1. Einzug in Moskau. Dabei erste Begegnung mit Axinia (?).
2. Demetrius im Kreml, hält seine Würde durch Strenge aufrecht. Streit der Polen und Russen. Demetrius entfremdet sich beide Parteien.
3. Er sinnt auf Untreue gegen Marina. Unterredung mit Hiob.
4. Die Ankunft der Marina befördert eine Verschwörung, die Zusky unter den unzufriedenen Russen erregt. Rückkehr Romanows, der an derselben teilnimmt.
5. Axinias Tod.
6. Romanows Vision.

Akt V.

C. Demetrius vollständig gesunken.

V. Die Katastrophe.

1. Vorspiel der Katastrophe:
   a) Marina eröffnet Demetrius nach der Vermählung, daß sie ihn nie für den Iwanowiz gehalten.
   b) Demetrius, innerlich gebrochen, blickt in der Unterredung mit seinem Jugendgefährten auf die Zeit der Unschuld zurück.
   c) Die Verschworenen dringen ein, Casimir fällt als Opfer seiner Treue.
2. Demetrius bei Marfa.
   a) Er fleht sie um ihren Beistand an.
   b) Er stellt den Rebellen gegenüber für einen Augenblick sein Ansehen wieder her. (Retardierendes Moment.)

c) Schuisky verlangt Marfas Schwur. Beide Parteien reden auf sie ein.
d) Sie verleugnet Demetrius, dieser fällt.

3. Schlußszenen.
a) Marina rettet sich.
b) Ein zweiter Betrüger tritt auf.

Über die Art der Ausführung des oben skizzierten Dramas stellt Schiller in wiederholten dramaturgischen Bemerkungen seine Forderungen auf. Wir betrachten diese im Zusammenhange mit dem bereits Geleisteten.

Zunächst handelt es sich um eine „glückliche Eröffnung der Handlung" (236). Nach wiederholten Überlegungen über die Art, wie Demetrius im ursprünglichen 1. Akt vorgeführt werden solle, um das Interesse soweit möglich zu erwecken[1]), erkennt Schiller, daß bei Eröffnung des Stückes durch den Reichstag „eine glänzende Exposition gewonnen" wird (168 Anm. 2). Das Drama beginnt nun mit einer unvergleichlich „lebhaften Handlung" und „der Held des Stückes ist der Gegenstand" (90).

Danach eilt das Stück „mit einem kühnen Machtschritt" auf den höchsten und bedeutungsreichsten Moment hin (83). Demetrius' kühne Zuversicht, Marinas Ehrgeiz, der unruhige Tatendurst der Polen drängen auf Moskau zu. „Jede folgende Bewegung bringt die Handlung um ein Merkliches weiter", Bild auf Bild fliegt vorüber, und „mit Schwindeln blickt der Held des Stückes am Ende auf die ungeheuere Bahn, die er durchlaufen hat" (114). „Das Glück hebt ihn in hohen Wogen zum Thron" (118).

Dabei ist überall für einen engen Zusammenhang gesorgt. Der Sprung vom polnischen Reichstag zum russischen Kloster wird durch Klarheit des Ganges der Handlung gut gemacht (98). Die letzten Worte Marfas führen die Phantasie des Zuschauers zu Demetrius zurück. Während der Borisszenen „hört man gleichsam den Demetrius immer näher und näher herandringen" (149). Für die weiteren in Moskau spielenden Szenen hätte sich die Verbindung noch leichter ergeben. — Die größte Sorgfalt aber widmet Schiller der Motivierung und inneren Verknüpfung der Begebenheiten. „Der Faden der Handlung" muß auch bei rasch wechselndem Dialog und raschem Szenenwechsel „recht entschieden durchlaufen", alles „faßlich und klar sein" (226). „Befriedigend für den Verstand" muß dargetan werden, wie der Betrug, auf dem die Handlung basiert, verübt und glaubhaft ge-

1) 237: Die „ungeheuere Peripetie" soll den Anfang machen; doch aber soll Demetrius vorher schon „das größte Interesse eingeflößt haben". 90, 7 ist eine doppelte Peripetie in Aussicht genommen: vom Glück zum Unglück (Ermordung des Palatius) und vom Unglück zum Glück (Entdeckung der zarischen Geburt).

macht werden konnte (205, 215, 238). Hiermit ist der Gesichtspunkt gegeben, der Schiller besonders wichtig war: Die Vorbereitung der Katastrophe. Die Keime zu ihr sind von Anfang an gegeben: Die Beweise der Echtheit des Demetrius sind zugleich Beweise des Betruges. Die „fingierte Geschichte" kann durch ein Wort in die „wahre" verwandelt werden (231, 232, 179). „Die Braut, die das Glück bringt, bringt auch das Unglück" (204), und in dem Beistand der Polen, der Demetrius auf den Thron hebt, liegt auch der „Keim der Katastrophe" (132). Vordeutend bezeichnen die drei Ratschläge, die der weise Sigismund Demetrius gibt, die Gründe seines Falles: er verachtet die russischen Sitten, er hält den Polen nicht Wort, er vernachlässigt die Zarin Marfa. Dies alles liegt zunächst „in der Knospe"[1]; aber wie der Zuschauer in Warbeck „am Ende des 1. Aktes anfangen darf in Unruhe zu kommen" (134), so wird er im Demetrius durch die Worte Marinas beunruhigt, die einen Zweifel ihrerseits ausdrücken. Die Unruhe wird auch im 2. Akte durch Marfas Erklärung, Demetrius anerkennen zu wollen, nicht beseitigt, da man fühlt, daß weniger Überzeugung als Leidenschaft diesen Entschluß diktiert. So ist die Katastrophe angedeutet, wenn auch zunächst die fröhliche Sicherheit des Helden und die anscheinend günstigen Umstände die Hoffnung zur herrschenden Stimmung machen.

Die so fest in sich verbundenen Übergänge sollen in „Handlungen erscheinen und so wenig wie möglich von bloßen Reden vorkommen" (226). Alles soll sich „sinnlich darstellen" (143). So läßt uns Schiller die Stellung des Demetrius zu seinen Bundesgenossen in der Reichstagsszene erleben, so entsteht vor unseren Augen der Entschluß Marfas, den Prätendenten zu unterstützen, so hätte sich, wie die Aufzeichnungen uns vermuten lassen, der Glückswechsel des Boris und die tragische Wendung im Geschick des Helden greifbar gestaltet. Aber freilich zeigen die ausgeführten Teile des Dramas, daß zu dieser „sinnlichen Darstellung" eine bedeutende Breite nötig gewesen wäre. „Es muß so viel geschehen, es ist so viel zu zeigen" (143). —

Es mag hier kurz darauf hingewiesen werden, in welcher Art die Fortsetzer des Demetrius versucht haben, den Stoff „ins Engere zu ziehen". Ein Hauptmittel ist die Verschmelzung der Boriskatastrophe mit Demetrius' Erscheinen in Moskau, das zugleich die Höhe und Peripetie umfaßt (so bei Kühne, Gruppe, Zimmermann und im Anschluß an Kühne auch in der neuesten Fortsetzung von Weimar). Ferner werden Hochzeits-

1) Warbeck 120, 144 (Schillers dramatischer Nachlaß herausgeg. von Kettner, II): Die Handlung ist eine aufbrechende Knospe, alles liegt schon darin und entfaltet sich nur in der Zeit. — Ähnlich in der Prinzessin von Celle 220—221.

feier und Katastrophe zu einer Szene verbunden (bei Kühne, Gruppe, Sievers, Weimar; Zimmermann zieht die zur Katastrophe gehörenden Auftritte in eine Szene nach der Vermählung zusammen). Außerdem sind die Lagerszenen gestrichen bei Kühne, Gruppe; die Boriskatastrophe wird nur berichtet bei Sievers.[1]) Eine Konzentration der Handlung wird allerdings erreicht, besonders in der „an Überstürzung grenzenden Kürze"[2]) der Kühneschen Darstellung. Aber es geschieht auf Kosten der Herausarbeitung des tragischen Problems (durch Wegfall des Boris, des Casimir, Verwischung des Verhältnisses zu Axinia und Marina) und besonders auf Kosten des „allgemeinen welthistorischen Konflikts, in dem das Schicksal des Demetrius eine Phase bildet". „Das welthistorische Gemälde ist in den Rahmen einer kleinen Intrigentragödie gezwängt."[3]) Auf jenes aber war es bei Schiller abgesehen. (Schluß folgt.)

Cnit 756

Definitionsübungen in Prima.

Von Oberlehrer Dr. **Georg Frick** in Halle a. S.

Vorbemerkung: Die freundliche Beachtung, die unsere im 5. Hefte des 17. Jahrganges dieser Zeitschrift veröffentlichten Definitionen gefunden haben, ermutigen uns, hier noch zwei weitere Proben aus solcher unterrichtlichen Arbeit zu geben. Zu jener Beachtung rechnen wir auch den laut gewordenen Widerspruch. Wenn von einer besonders autoritativen Stelle aus ihnen der Vorwurf der Breite gemacht wurde, so geben wir diesen gern zu. Doch mag wiederholt betont werden, daß es sich um Versuche an einer Oberrealschule handelt, deren Schülern mancherlei durch den deutschen Unterricht vermittelt werden muß, was an den humanistischen Anstalten selbstverständlich und nach langer Tradition den alten Sprachen zufällt oder — zufallen sollte. Im übrigen verweisen wir hinsichtlich des Vorbildes und allgemeinen Ganges unserer Untersuchungen auf die a. a. O. S. 272 gegebenen einleitenden Bemerkungen.

Der Begriff des Schönen.

I. Locatio:

1. Genus commune und propius: das Schöne eine Eigenschaft; man unterscheidet sinnliche (konkrete) und unsinnliche (abstrakte)

1) Maltitz schließt sich Schillers Plan genauer an; dieser kommt aber in der kraftlosen Darstellung nicht zur Geltung.

2) Rudolph (über Schillers Demetrius. Herrigs Archiv 1865) S. 180.

3) Harnack, Schiller. Berlin 1905, S. 412.

Eigenschaften. Das Schöne, eine sinnliche Eigenschaft, gehört in die Erscheinungen der Sinnenwelt. Die Sinnenwelt zerfällt in das Reich der Natur und das Reich der Geschichte (auch der menschlichen Erzeugnisse); daraus: das Naturschöne, das Geschichtlich-schöne und das Kunstschöne.

2. Genus proximum: die Sinnenwelt ist wahrnehmbar mit den Sinnen; das Schöne wahrnehmbar nur mit den edleren Sinnen (Auge, Ohr und Tastsinn).
3. Distinctio. Aufgabe der Untersuchung nicht die schönen Einzeldinge, sondern das Schöne an sich, wodurch jene schön werden; zu unterscheiden vom verkehrten gewöhnlichen Sprachgebrauch: schön = nützlich, brauchbar, angenehm, z. B. schönes Wetter; hier ist nur die Rede vom Schönen im höchsten, philosophischen (ästhetischen) Sinne, koordiniert dem Wahren und Guten.

II. Expositio:

1. Die Teile: a) Objekt: das Schöne; b) Subjekt: der Betrachter.
2. Notae essentiales und differentia specifica.

Empirische Methode; Beispiele aus der Wirklichkeit: Natur (schönes Landschaftsbild, schönes Roß); Geschichte (schönes Greisenantlitz); Kunst (schöne Kirche, schönes Gedicht). Was ist allen diesen Gegenständen gemeinsam, wie ergeht es uns ihnen gegenüber?

a) Das Objekt.

1. Die Form nehmen wir zuerst wahr. Bestandteile derselben: Linien, Flächen, Massen, Farben, Licht und Schatten (Beleuchtung, Modellierung). — Ebenmaß und Vollendung der einzelnen Teile, Zusammenstimmen der Verhältnisse des einzelnen zum Ganzen, Symmetrie, Harmonie; Fluß und Schwung der Linien usw. Rhythmus.

Grund des Wohlgefallens an schöner Form:

1. Physiologischer Grund: Wirken der Sinnenwelt auf unsere Sinne; Übereinstimmung beider. Gegensatz: unangenehme Verletzung unserer Sinne durch Mißtöne oder Mißformen.
2. Geistiger Grund:
   - α) aus dem passiven Verhalten der Seele: der Rhythmus vollendeter Formen erzeugt durch Rhythmus der angeregten Sinnestätigkeit auch rhythmische Seelentätigkeit, z. B. Musik.
   - β) aus dem aktiven Verhalten der Seele: die Formvollendung erscheint Symbol, Abbild des Frohgefühls, Wohlgefühls, der Befriedigung, der geistigen Freiheit,

nach der wir uns alle sehnen, als Ausdruck einer anderen, höheren Welt gegenüber der wirklichen, friedlosen, gehemmten.

2. Der Inhalt. Ist er überhaupt da? Ist das Schöne nicht nur ein Spielen mit anmutigen Formen?
   α) Inhalt ist da, denn sonst nicht erklärlich die uns ganz erfassende innere Andacht; Erregung des geistigen Lebens setzt geistiges Leben voraus.
   β) Rhythmus ist Fluß und Erzeugnis einer bewegenden Kraft, die dahinter steckt.

Also: Inhalt = geistiges Leben.

Welcher Art ist dieses geistige Leben?

1. Empirisch nachweisbar am Kunstschönen. Hier der geistige Inhalt: die Gedanken- und Empfindungswelt des Künstlers, sein Ideenbild, sein Ideal, das er in die Schöpfungen hineinlegt und durch die schöne Form hindurchleuchten läßt. Die Kunst eine Sprache in Stein, Farbe, Ton; Erscheinung des Idealen in sinnlicher Form.
2. Welcher Art bei dem Naturschönen?
   α) Gedanken des göttlichen Künstlers, des Schöpfers. (Beweis durch Analogie.)
   β) Was offenbart sich im Naturschönen? Leben, erloschenes in der unorganischen Natur, tätiges in der organischen; zurückzuführen und allein zu erklären aus einer höheren Urquelle des Lebens, einer absoluten Lebensquelle = Gott (empirischer Beweis).

Also Natur = Offenbarung der Gedanken Gottes, das Naturschöne = göttliche Gedanken in leiblicher Gestalt.

Anmerkung: Die wirkliche Welt zeigt oft die Kehrseite zum Schönen, das Häßliche in Bildern des Schreckens, Grauens, der Vernichtung, der Unvollkommenheit im Kampfe der Elemente, der Organismen (vgl. „Werthers Leiden" I, 18. August). Hinweisung auf eine Zukunft der Erlösung, Befreiung, Verklärung, Röm. 8, 21 f.; Offenb. Joh. c. 21.

3. Geschichtliche Schönheit (im Handeln und Treiben der Menschen). Die Geschichte zeigt nicht nur Gottesgedanken, sondern auch Menschengedanken; denn sie ist die Sphäre der Freiheit des menschlichen Willens. Das Schöne tritt uns entgegen, wenn der Wille Gottes und des Menschen übereinstimmen (vollkommenste Lösung in der Erscheinung Christi), es fällt zusammen mit dem Sittlich-Guten. — Dies Schöne kann direkt dargestellt werden, aber auch indirekt durch die Selbstvernichtung des Bösen, wenn dadurch der Sieg des Guten, d. i. des göttlichen Willens, der göttlichen Gerechtigkeit um so stärker hervortritt (Epos, Drama, z. B. „Richard III.").

3. Welches ist das innere Verhältnis von Inhalt und Form? Das einer Immanenz (z. B. glühendes Eisen), einer untrennbaren Durchdringung von Inhalt und Form; jedes zum Begriff des Schönen unerläßlich; Sinnliches und Geistiges verschmelzen sich in vollkommenster Weise zur Einheit, so daß man weder Sinnliches als solches noch Geistiges als solches unterscheidend trennen kann (Laokoon = durchgeistigter Stein, aber auch = versteinerter Geist).

Wie ist diese Durchdringung von Inhalt und Form entstanden?

1. Ist der Inhalt das Erzeugnis der Form? — Nein, weil Lebendiges nicht von Leblosem erzeugt werden kann.
2. Hat der Inhalt (geistiges Leben) die Form erzeugt? Zusammenfallend mit:
3. Beide sind Erzeugnisse eines anderen Dritten, des Willens. (Prozeß der Entstehung: Künstler, seine Ideenwelt, die schöne Form.) Es wirkt sich der vollkommene Inhalt (Ideal) die schöne Form.

Unterschied der Schönheitserscheinungen je nach dem Grade des Gehaltes und des Verhältnisses von Inhalt und Form. Drei Möglichkeiten:

1. Abgewogenheit, völliges Gleichgewicht von Geistigem und Sinnlichem: das Einfach-Schöne, z. B. Bild eines Kindes, einer friedlichen Landschaft, Epos, antike Statue usw.
2. Wenn der geistige Gehalt die Form zu überragen scheint, die endliche Form durchbricht und uns über sie erhebt: das Erhaben-Schöne, z. B. Bodetal, Hochgebirgslandschaft, gotischer Dom, durchfurchtes Greisenantlitz, Tragödie.
3. Die Form überwiegt den Inhalt: führt zum Häßlichen (Kröte, Zwerg) oder zum Komischen (Geck).[1])

b) Das Subjekt. Wie beschaffen muß das Subjekt sein, damit das Schöne auf den Betrachter wirkt?

Empfänglichkeit

1. nach der Naturanlage, Vorhandensein des Organs für Schönheitsaufnahme: der Phantasie, mit der wir die in der Form verborgene geistige Welt schauen.
2. nach der erlangten, gewonnenen Bildung, Läuterung, Klärung der Phantasie durch Übung, Studium usw. Kunst des Sehens.
3. in der Freiheit von störenden, zerstreuenden Einflüssen (Furcht, Schrecken, Ermüdung).

1) Über das Komische als eine wesentliche Gattung des Ästhetischen wird am besten besonders nach Abschluß der Lektüre von Lessings „Minna von Barnhelm" gehandelt.

Höchste Empfänglichkeit die des Künstlers: produktive Phantasie, geniales Schönheitsschauen mit dem Vermögen auch das Schöne wiederzugeben. (NB. Bedeutung des Zeichenunterrichts!)

Wie ergeht es nun dem empfänglichen Beschauer schönen Gegenständen gegenüber? Erregung von Wohlgefallen, Behagen, Freude, reiner Befriedigung, Bewunderung, Erhebung, Begeisterung, Hingerissensein, Andacht, also Erregung und Erhebung unseres inneren Lebens, Erhöhung des Lebensgefühles. — Es überkommt uns eine Sehnsucht nach der vollkommenen, ein Heimweh nach der verklärten Welt, also oft auch Mischung von Erhebung und Leid.

III. 1. Descriptio: Auszug aus der Expositio.

Genus proximum: Erscheinung der Sinnenwelt, soweit sie erkennbar ist den edleren Organen.

Teile: Objekt: { Form: Harmonie und Rhythmus / Inhalt: Geistiges Leben } Immanenz.

Subjekt: Phantasie; — Erhöhung des Lebensgefühles.

2. Nominaldefinition: Schön abzuleiten von schauen (ahd. scôni, was wohl geschaut wird, angenehm ins Auge fällt), drückt zunächst die Form des Schönen aus, deckt aber auch den ganzen Begriff.

Englisch: beautiful (ahd. fol = voll): vollendet schön, das was die Schönheit ausmacht; fair = frei von Fehlern und Flecken, hell, licht, offen, ehrlich (= sittlich gut, s. zu II, a, 2, 3).

3. Andere Definitionen: Bei der unendlichen Fülle von solchen seit Aristoteles bis in die jüngste Zeit verzichten wir auf die Wiedergabe einzelner, zumal sie zumeist nur im Zusammenhange des Ganzen zu verstehen sind.

4. Die Definition selbst. Das Schöne ist (not. essent. des Subjekts: die von unserer Phantasie) zu voller (diff. specif. des Subjekts: Befriedigung und Erhöhung des Lebensgefühles) (Nominaldef.: angeschaute Immanenz einer (Objekt, Teil I.: vollendeten Form), welche als (not. essent. u. diff. specif.: harmonische Einheit) in der Mannigfaltigkeit erscheint, — und eines (Objekt, Teil II.: geistigen Inhaltes), welcher als (not. essent. u. diff. specif.: ideales Leben (in Natur, Geschichte und Kunst)) sich erweist.

Der Begriff der Beredsamkeit.

I. Locatio:

1. Genus commune: Sphäre des geistigen Lebens. 1. Erscheinung des Einzellebens = Eigenschaft, Fähigkeit des Redens; — 2. Erscheinung im Gesamtleben eines Volkes = Literatur.

2. Genus propius: Berührung mit der Wissenschaft, aber nur entfernter dem Inhalte nach; mit der Kunst hinsichtlich der Form; mit dem Staatsleben, der Kirche unter dem Gesichtspunkte des Inhaltes (politische, kirchliche Beredsamkeit).
3. Genus proximum: zwischen Wissenschaft und Kunst stehend, zu dem Gebiete der sog. anhängenden Künste (wie Geschichtschreibung, Landschaftsgärtnerei, Schauspielkunst).
4. Distinctio: zu untersuchen nur die Beredsamkeit im kunstvollen, edelsten Sinne.

II. Expositio:

1. Die Teile ergeben sich aus der Praxis: a) Redner; b) Rede; c) Zuhörer.
2. Die Notae essentiales und differentia specifica.
   a) Der Redner: große Redner zeigen uns eine angeborene, geniale Befähigung; diese Anlage muß entwickelt werden:
      1. des Geistes nach der wissenschaftlichen Seite hin; Aneignung von Kenntnissen:
         α) allgemeine Bildung (z. B. Bismarck),
         β) besondere wissenschaftliche (Jurist, Theologe).
      2. des Gemütes; reife Ausbildung des Innenlebens, des Herzens durch die Schule der Erfahrung; Vertiefung, Verinnerlichung, Reife (Charakterreife).
      3. der ganzen Persönlichkeit als getragen von angeborenem und erworbenem Seelenadel.

Das ist dem Redner gemeinsam mit dem Dichter, Geschichtsschreiber, anderen Personen. Was ist nun die differentia specifica des Redners? Daß er seine persönlichste Empfindung, seine Seele bloßlegt im Wort, also Wahrhaftigkeit, Übereinstimmung der Rede mit dem Wesen der Persönlichkeit.

Dazu die leibliche Seite: Ausdruck der Würde des Redners durch Haltung, Gesten, Kleidung usw.

b) Die Rede (die vollendete Rede): Ausdruck der ganzen Persönlichkeit, des ganzen idealen Innenlebens nach Reichtum und Tiefe; Spiegelbild und Abdruck desselben.
   1. Der Inhalt: verschieden nach den verschiedenen Gattungen, als politischer, richterlicher, kirchlicher Rede; diff. specif. bewegtes Seelenleben, echtes Pathos als Ausdruck der Wahrhaftigkeit.
   2. Die Form: künstlerisch schön, so daß sie den Ideengehalt vollkommen durchleuchten läßt; durchsichtig klar in allgemeinem

Aufbau und Gliederung; ästhetische Beherrschung der Sprache in Periodenfügung, Satzbau, Wortstellung.

Immanenz von Inhalt und Form; vgl. Macaulay: die Beredsamkeit des Demosthenes sei eine von Leidenschaft (Pathos) durchglühte Logik (Form; Immanenz); in der Umkehrung: die Beredsamkeit eine von der Logik geleitete Leidenschaftlichkeit.

c) Die Zuhörer (wir selbst): was erfahren wir an uns durch die Rede? (empirische Methode).

1. Wir werden gefesselt durch die künstlerisch vollendete Form (z. B. auch durch das Organ); Wohlgefallen daran; Wirkung ästhetischer Art.
2. Wir empfangen nachhaltige Eindrücke, eine bleibende Stimmung; Anregung unseres inneren Lebens, Erhöhung unseres Lebensgefühles.
3. Wir nehmen mit hinweg sittliche Entschließungen und innere Vorsätze, Gelübde zum Zweck der Umsetzung in Taten, also Bestimmung des Willens (differ. specif.), und zwar
   α) des allgemeinen sittlichen Willens,
   β) des bestimmten Willens: Freisprechung oder Verurteilung, Annahme oder Verwerfung eines Antrages.

Also die Beredsamkeit nicht mehr auf dem Gebiete des Ästhetischen, sondern des Ethischen, ihr Zweck nicht nur Darstellung des Schönen, sondern Leitung zum Sittlich-Guten.

III. 1. Descriptio. (Auszug aus der Expositio):

Genus proximum: anhängende Kunst.

Teile: 1. Redner: innere Wahrhaftigkeit.

2. Rede { Inhalt: bewegtes Seelenleben, Pathos. / Form: durchsichtige Klarheit. } Immanenz.

3. Zuhörer: Wille zu sittlichen Entschlüssen.

2. Nominaldefinition: Beredsam = Fähigkeit zu reden; lat. eloquens = der mit dem Worte herauskann; daher franz. éloquence, éloquent; ähnlich engl. utterance = Fähigkeit sich auszudrücken, hängt zusammen mit out, also germanische Wurzel mit romanischer Endung; auch sonst immer auf das Romanische zurückgehend (orator, rhetor), da eine kunstvolle Beredsamkeit sich erst ausbilden kann bei einer Literatur.

3. Andere Definitionen: Die bedeutsamen Äußerungen der Alten, namentlich Ciceros, liegen dem Schüler der Oberrealschule zu fern, und moderne sind uns nicht begegnet.

4. Die eigene Definition: Die Beredſamkeit iſt die auf (not.) angeborener (essent.) hervorragender Begabung und auf (not. essent.) vielſeitiger und tiefer Bildung des Geiſtes und des Gemütes beruhende Befähigung, mit der ſittlichen Macht und (diff. specif.) Würde der ganzen vom Adel der Geſinnung und innerer Wahrhaftigkeit (Teil I.) getragenen lebendigen Perſönlichkeit durch (Teil II.) kunſtvolle Beherrſchung der Sprache (diff. specif. Teil III.) auf den ſittlichen Willen der Hörer überzeugend zu wirken.

Zur richtigen Betonung einiger Stellen in deutſchen Gedichten.

Von Oberlehrer Dr. **Linde** in Helmſtedt.

Die Wichtigkeit richtiger und ſinngemäßer Betonung liegt auf der Hand, und die Erzielung einer guten und ſinnentſprechenden Betonung wird eine Hauptaufgabe bei unſeren Leſeübungen im deutſchen Unterrichte ſein müſſen. Recht betonen kann aber nur, wer die betreffende Stelle oder den betreffenden Abſchnitt auch recht aufgefaßt hat, und ſo iſt eine richtige Betonung beim Leſen zugleich ein zuverläſſiger Maßſtab für das Verſtändnis der geleſenen Stelle ſeitens des Leſers. Nun iſt es aber an manchen Stellen durchaus nicht immer gleich erſichtlich, welches Wort zu betonen iſt, welches den Hauptton, welches aber nur einen Nebenton erhält, und welches gar nicht betont werden darf (vgl. Palleske, Kunſt des Vortrags, Stuttgart 1880, S. 100 ff. in dem Abſchnitte „Von der Betonung"), wie dies in unſerer Zeitſchrift 16. Jahrgang (1902) S. 373 von Schuller an einigen Beiſpielen gezeigt iſt. Auch dürfen wohl die von Palleske a. a. O. angeführten Beiſpiele als bekannt vorausgeſetzt werden, namentlich die von ihm aus Schillers Taucher angeführte Zeile:

als wollte das Meer noch ein Meer gebären,

wo ſich Palleske mit Recht unter Verwerfung der Betonungen „noch ein Meer" oder „noch ein Meer" für „noch ein Meer" entſcheidet.

So wird man denn an mehr als einer Stelle eingehend mit ſich und anderen zu Rate gehen müſſen, welches an der jedesmaligen Stelle die rechte und welches die falſche Betonung iſt, und mit Beziehung hierauf ſei es geſtattet, im folgenden an einigen Stellen eine leicht ſich einſtellende und

vielfach bemerkte falsche Betonung zurückzuweisen und die allein richtige und sinngemäße festzustellen.

Im „Arion" von August Wilhelm Schlegel wird der Eingang des Gedichtes:

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt' in seiner Hand

meist so gelesen, daß in der zweiten Zeile auf das Wort „Zither" ein größerer Ton gelegt wird, als wenn dies das wichtigste Wort der Stelle wäre. Und doch ist dies nicht richtig. Nicht die Art des Instrumentes soll betont werden, etwa im Gegensatze zu anderen musikalischen Werkzeugen, sondern der Dichter hat sagen wollen, daß der Meister der Töne aus den Saiten der Leier göttliche Harmonien zu entlocken verstand, und daß also das sonst inhaltsleere, tote und stumme Instrument in seiner Hand Fülle und Leben bekam, mit einem Worte gesagt, sich „belebte", so daß er mit ihm die Geister zu ergötzen vermochte. Auf lebt' ist also der Ton zu legen und nur

die Zither lebt' in seiner Hand

möge mit allem Ausdruck und Nachdruck gelesen werden.

Auch an einer Stelle in Schillers „Klage der Ceres" vermag ich die allgemein übliche Betonung nicht für recht zu halten und erachte eine andere als mit dem Sinne des Gedichtes übereinstimmender; ich meine die beiden ersten Zeilen der Schlußstrophe:

O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!

Wer hier auf das Wort „froh" einigen Nachdruck legen und es dementsprechend betonen will, ist nicht ganz im Unrechte, da „froh" beim Lesen gewiß etwas hervorgehoben werden muß; aber es ist durchaus nicht das wichtigste Wort im Satze, vielmehr liegt der Hauptnachdruck auf dem Worte „so". Würde man „so" nicht betonen, so würde es nur den Nachsatz einleiten, und man müßte annehmen, daß die Göttin in den vorausgehenden Strophen ihre Begrüßung des Frühlings motiviert habe und nun in der Schlußstrophe abschließend darauf zurückkomme, in dem Sinne etwa: „So laßt euch denn froh begrüßen" usw. Aber die klagende Ceres, und dies ist sie in der ersten Hälfte der Ballade, denkt noch nicht an eine Begrüßung des Frühlings; versunken in ihren Kummer um den Verlust der geliebten Tochter, hat sie es kaum bemerkt, daß er erschienen ist; und als sie endlich, aus ihrem Schmerze aufschauend, all die Frühlingspracht um sich herum wahrnimmt, auch da ist es noch zunächst kein froher Gruß, den sie „den Kindern des Frühlings", den Blumen, darbringt; nur Klagen, bittere Klagen kommen über ihre Lippen, und wir hören ihren Wunsch, sterben zu können, um im Tode mit der geliebten Tochter vereint zu werden:

Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach, sie sind der Mutter Qual!

Erst die ihren Schmerz besiegende und sich tröstende Mutter, erst die wieder der Welt und den Aufgaben, die sie in ihr zu erfüllen hat oder erfüllen will, sich zuwendende Göttin, wie sie im zweiten Teile des Gedichtes erscheint, erst sie vermag es über sich, den Frühling froh zu begrüßen. Handelt nun so das Gedicht bis zur letzten Strophe nur von dem Wechsel ihrer Stimmung, von dem Übergange von der Klage zum Troste, so kann im Anfange der Schlußstrophe auch von einer Begrüßung des Frühlings nur die Rede sein, wenn mit irgendeinem bedeutungsvollen Worte dazu übergeleitet wird, sonst würde man den Zusammenhang zwischen ihrem Stimmungswechsel und dem Gruße an die Blumen gar nicht verstehen. Diesen Zusammenhang aber stellt das stark betonte „so" her; „so", d. h. unter der von mir soeben geäußerten Voraussetzung „laßt euch froh begrüßen, Kinder der verjüngten Au!"

Ebenso habe ich in Goethes „Hermann und Dorothea" im fünften Gesange bei Vers 59 und 60:

Denn nach langer Beratung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.

immer nur so lesen oder zitieren hören, daß man in der zweiten dieser Zeilen „der Verständ'ge" stark betonte. Auch hier wird eine genaue Prüfung der Stelle zeigen, daß dies nicht die richtige Betonung sein kann.

Gewiß gibt es viele Dinge, bei denen nur nach längerer oder kürzerer Beratung der Verständige und Einsichtsvolle das Rechte erfassen wird. Daneben aber auch gibt es Verhältnisse, die in ihrem Verlaufe von Umständen abhängig sind, die kein Mensch, auch der verständigste und klügste nicht, im voraus übersehen kann; ja ein langes Beraten, bei dem man sich alle Möglichkeiten des Ausganges vorstellen wollte, würde den Menschen in seinem Entschlusse nur immer mehr beeinträchtigen. In einem solchen Falle kommt man entweder vor vielem Bedenken gar nicht zum Handeln, oder irgendein Ereignis reißt uns plötzlich zum Entschlusse fort, und es gilt nun das Gewählte mit Geschick und Verstand mutig durchzuführen. So nur kann es gemeint sein, wenn Goethe kurz vorher (Vers 57) sagt:

Der Augenblick nur entscheidet
über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke . . .

oder „den Entschluß nach langer Beratung" nur „ein Werk des Moments" nennt.

Im vorliegenden Falle handelt es sich um Hermanns Verlobung. Lange schon ist es der Wunsch der Eltern, auch Hermanns eigenes Verlangen,

die Braut sich zu erwählen, aber noch immer nicht ist die Rechte erschienen, und schon muß sich Hermann von der Mutter sagen lassen (IV, 206):

Und es wirket die Furcht die falsche zu greifen am meisten.

Da endlich (V, 45 und 46):

hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.

Nach alledem erscheint es nicht angängig „der Verständ'ge" stärker zu betonen, da Hermann gar nicht mit dem Verstande gewählt hat, vielmehr nur sein Herz hat sprechen lassen (V. 54); es würde also gar keinen Sinn haben, „der Verständ'ge" durch den Ton hervorzuheben, vielmehr muß „ergreift" den Hauptton erhalten, denn in einem solchen Falle „ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte", d. h. er kann es nicht durch Nachdenken und Erwägen aller Umstände mit Hilfe seines Verstandes herausfinden, sondern muß „den rechten Augenblick" (IV, 204 heißt es dafür „die rechte Stunde") abpassen und nun zugreifen und handeln.

Daß nun aber Goethe das Wort „ergreifen" in diesem Sinne aufgefaßt und deshalb auch betont wissen wollte, wird die Betrachtung einiger Stellen zeigen, die erkennen lassen, daß der Dichter gerade dies Wort gern gebraucht und im Gegensatze zu einem verstandesmäßigen Auswählen angewandt hat.

Schon an der angeführten Stelle des vierten Gesanges aus Hermann und Dorothea (V. 206) ist es nicht ganz ohne Nebenbedeutung, wenn er „die falsche zu greifen" (statt zu wählen oder ähnlich) sagt.

Noch bedeutender ist das Wortspiel mit „Greif" im zweiten Teil des Faust (II, 533 ff.):

Mephistopheles.
Und doch, nicht abzuschweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif.
Natürlich! Die Verwandtschaft ist erprobt,
Zwar oft gescholten, mehr jedoch gelobt:
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden ist meist Fortuna hold.

Ebenda I, 61 f.:

Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Ebenso im ersten Teile des Faust V. 1418:

Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen.

Ebenda V. 1662 ff. das bekannte:

Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.

Auch Schillers Wort (Wallensteins Tod II, 2):

Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht.

kann zum Vergleiche dienen, und wenn es im deutschen Sprichworte (Simrock, Sprichw. S. 17) heißt:

Andere sehen zu, er hat zugegriffen.

so ist auch aus ihm die Wichtigkeit des Wortes „greifen" ersichtlich, und man möge fortab deshalb auch bei Goethe a. u. St. nur lesen oder lesen lassen:

Denn nach langer Beratung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.

Wenn in demselben Gesange des Gedichtes weiter unten (V. 88) der Apotheker von sich sagt:

Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen,

so neigen jugendliche Leser wohl dazu „ich" stärker durch den Ton hervorzuheben; es ist aber falsch, es kann an unserer Stelle nur den Nebenton haben, da es dem Apotheker hier nicht darauf ankommt, seine Person herauszustreichen, sondern er will sagen, daß er sich durch das, was man ihm über Dorothea mitteilen würde, nicht so leicht betrügen lasse, da er die Worte anderer „zu schätzen", d. h. „sie richtig zu beurteilen" (Keck, Ausgabe von Hermann und Dorothea S. 46 Anm.) wisse; es muß also heißen:

Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen.

Ebenda V. 25 ist natürlich zu lesen:

Nein, der Mann bedarf der Geduld usw.

nicht der Mann, da nicht von dem Manne im allgemeinen die Rede ist, sondern vom Landmann im Gegensatze zum Kaufmann, von dem der Dichter kurz zuvor gesprochen hat, V. 15, wo es allerdings hieß:

Niemals tadl' ich den Mann, der immer, tätig und rastlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet.

Aber gleich danach wird schon zu dem Gegensatze übergeleitet, V. 19:

Aber jener ist auch mir wert, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.

Und so ist auch V. 25 „der" Pronomen, nicht Artikel.

Schon die angeführten Beispiele, die sich leicht vermehren ließen, zeigen, wie man auf Schritt und Tritt auf eine gute und sinngemäße Betonung wird achten müssen und wie recht Palleske hatte, wenn er gerade über diesen Gegenstand so eingehend sich ausgelassen hat.

Das Dativ-e.

Von Oberlehrer **Böckelmann** in Herford.

Eine tausendmal aufgeworfene und nie befriedigend beantwortete Frage der deutschen Grammatik, die auch in weiteren Kreisen auf Interesse rechnen kann, betrifft die Berechtigung des Dativ-e's bei den stark abgewandelten Hauptwörtern männlichen und sächlichen Geschlechts. Was ist richtig: dem Mann oder dem Manne, dem Eigentum oder dem Eigentume, dem Landtag oder dem Landtage? Die Regeln, welche die Grammatiker darüber aufstellen, befriedigen meines Wissens sämtlich nicht. Wenn Engelien in seiner gründlichen Grammatik der neuhochdeutschen Sprache lehrt: „Alle Wörter, die im Genitiv ein **es** anhängen, haben ein Dativ-**e**; diejenigen dagegen, welche ein bloßes **s** annehmen, hängen im Dativ kein **e** an", so ist mit der Regel nicht viel anzufangen. Das ist ja allerdings richtig: Wörter, die nur **s** und niemals **es** annehmen, haben auch im Dativ kein **e**, so: der Adler, des Adlers, dem Adler; das Rätsel, des Rätsels, dem Rätsel. Es sind dies die mehrsilbigen Wörter auf **e, el, en, em, er, chen** und **lein**. Bei diesen ist aber auch gar kein Zweifel vorhanden und für uns Deutsche keine Regel nötig. Aber bei den übrigen läßt uns Engeliens Regel im Stich, weil der Gebrauch auch im Genitiv schwankt. Man sagt zwar gewöhnlich: „Des Mannes", aber wohl stets „er ist Manns genug", man gebraucht Tags und Tages. Wie ist in solchen Fällen der Dativ zu gestalten? Überdies stimmt die Regel nicht überall, denn man sagt zwar nur „des Tisches", aber doch auch „bei Tisch, auf meinem Tisch"; man bildet nur die Form „des Herbstes" und doch den Dativ „dem Herbst". Umgekehrt sagt man gewöhnlich „des Königs", aber niemand wird darum „dem Könige" als falsch bezeichnen wollen. Zudem muß ja auch die Einschränkung gemacht werden, daß das Dativ-**e** in präpositionalen Verbindungen ohne Artikel meist verschwindet. Niemand bringt „von Orte zu Orte" über die Lippen, es heißt stets: „von Ort zu Ort, von Jahr zu Jahr, aus Geiz, mit Dank, zu Fuß", doch besteht auch hier kein festes Gesetz; denn man sagt gewöhnlich „bei Tage", dagegen wieder „bei Tag und Nacht"; „mit Leib und Leben," aber „bei Leibe nicht". Auch die Regel, daß man das Dativ-**e** vor einem vokalisch anlautenden Wort zur Vermeidung des Hiatus fallen lasse, ist willkürlich und bedeutungslos. Engelien nennt das Beispiel: „Dem Geiz ergeben"; allein ebenso oft wird man hören: „dem Geize ergeben" und anderseits „vom Geiz verleitet". Kurz, des Schwankens und der Unsicherheit ist kein Ende.

In solchen Fällen greift man zu Wustmanns vortrefflichem Büchlein „Allerhand Sprachdummheiten." Da liest man auf S. 5 in betreff des Genitivs (ob Berufs oder Berufes, Amts oder Amtes): „Darüber läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen. Oft kommt es auf den Wohlklang der einzelnen Wörter und vor allem auf den Rhythmus der zusammenhängenden Rede an." — Also gar keine feste Regel, sondern völlige Subjektivität! Das musikalische Gefühl des einzelnen soll bei jedem Wort, nein, in jedem einzelnen Fall entscheiden! Dann fährt Wustmann fort: „Sehr zu beklagen ist es, daß immer mehr die Neigung um sich greift (teils von Norddeutschland, teils von Süddeutschland), das Dativ-e ganz wegzuwerfen und zu sagen: „Vor dem König, in dem Buch, aus dem Haus, nach dem Krieg, im Jahr, im Recht, im Reich, im Wald, am Meer (statt Könige, Buche, Hause, Kriege, Jahre, Rechte usw."). Er meint, „daß der im Vergleich (NB.!) zu der älteren Zeit schon stark verkümmerte Formenreichtum unserer Deklination dadurch immer mehr verkümmert", und fordert „man sollte das Dativ-e überall sorgfältig schonen, in der lebendigen Sprache wie beim Schreiben, und die Schule sollte alles daransetzen es zu erhalten".

Wustmann will also den Formenreichtum der älteren Sprache möglichst bewahren. Auch sonst habe ich die Meinung vertreten hören, der in dem Dativ-e in die Erscheinung tretende Reichtum der Sprache sei nützlich, weil man der Wortform sogleich ansehe, was sie zu bedeuten habe, welcher Kasus es sei. Allein abgesehen davon, daß dies keineswegs immer zutrifft — die Formen Freunde, Rechte z. B. können ja auch Formen des Plurals sein — genügt denn nicht der vorgesetzte Artikel oder die Dativform des vorausgehenden Pronomens oder Adjektivs völlig, um den Kasus klar zu stellen „dem Freund, meinem Recht, gutem Wein"? Und selbst wenn in Wendungen wie „mit Freund und Feind" der Dativ nicht sofort zum Bewußtsein kommt, was schadet's, wenn nur die Klarheit des zum Ausdruck zu bringenden Gedankens keine Trübung erfährt? Überhaupt ist es mit dem Reichtum der Sprache ein eigen Ding; man könnte hier von einem embarras de richesse reden und braucht nur an die Einfachheit der englischen Deklination zu denken, um die Armut einer Sprache in bezug auf Endungen als Reichtum zu empfinden. Wustmann spricht selbst von einem verkümmerten Formenreichtum. Was hilft es uns, daß im Gotischen und Althochdeutschen volltönende Endungen unserer Sprache Wohlklang und Reiz verliehen haben? Ist das, was uns davon geblieben, soweit es sich um entbehrliche Bestandteile handelt, des Schweißes der Edlen wert, um es künstlich zu erhalten? Den gotischen Dativen gasta und fiska entspricht Gaste und Fische, aus dem althochdeutschen Dativ sunju ist Sohne geworden;

ein tonloſer kurzer e-Laut iſt an die Stelle wohlklingender Endungen getreten, und ich behaupte, daß dieſe Laute den Wohlklang unſerer Sprache beeinträchtigen. Man vergeſſe nicht, daß das Deutſche ſo wie ſo eine ganze Unzahl tonloſer Silben enthält, die ſich wie ein grauer Faden durch unſere Rede hinziehen und weit davon entfernt ſind, das Deutſche wohlklingender zu machen. Schon Simrock klagt über den ſchädlichen Einfluß des wuchernden, farbloſen e. Man greife irgendeinen Satz heraus, und man wird die Wahrheit dieſer Anſchauung beſtätigt finden. Warum ſollen wir das Schleppende, Klangloſe in unſerer Sprache unnütz vermehren?

Wer die um die Palme ſtreitenden Formen des Dativs an ſich betrachtet und vorurteilslos vergleicht, der wird, wenigſtens in bezug auf die einſilbigen Wörter, an beiden Eigenſchaften finden, die je nach den Umſtänden als Vorzug gelten können. Im Anfang des bekannten Liedes „Ach, ſäh' ich auf der Heide dort" begegnen uns beide Dative „dem Sturme" und „dem Sturm". Der erſte iſt gedehnter, gewichtiger, weicher und bedächtiger; der zweite kürzer, beſtimmter, kräftiger, lebhafter. In vereinzelten Fällen ſcheint die Kürze der flexionsloſen Form etwas Hartes an ſich zu haben, jedoch nur bei manchen einſilbigen Wörtern auf b, d und g wie im Grab, nach dem Tod, auf dem Berg. Allein auch hier ſprechen Gewohnheit und ein gewiſſes Vorurteil mit; denn die gleichlautenden Formen des Nominativs und Akkuſativs haben nichts Hartes für unſer Ohr, auch gebrauchen manche Landſchaften dieſe einſilbigen Dative gewohnheitsgemäß, und hier wie in der gebundenen Rede nehmen wir an ihnen nicht den geringſten Anſtoß. Man denke nur an: „Ich bin vom Berg der Hirtenknab" und im Taucher: das erfaßt' ich behend und entrann dem Tod", ferner „aus dem Grab, aus der ſtrudelnden Waſſerhöhle hat der Brave gerettet die lebende Seele". Von dieſer kleinen Gruppe abgeſehen, bei der man das e dulden könnte, aber nicht fordern ſollte, ſind die zahlloſen einſilbigen Dative durchaus wohlklingend: zum Heil, im Schlaf, bei gutem Lohn, aus demſelben Stoff, im Stroh, zum Glück, aus bloßem Geiz, vor deinem Geiſt, im finſtern Tal, am äußerſten Meer. Die flektierten Formen haben dagegen leicht etwas Schwerfälliges und Schleppendes, was namentlich bei den mehrſilbigen Wörtern der Fall iſt und ganz beſonders bei denen, die den Ton nicht auf der letzten Silbe haben. Man vergleiche ſelbſt: vor dem Geſetze und vor dem Geſetz, in weißem Gewande und in weißem Gewand, im Urwalde und im Urwald, am Ausgange und am Ausgang, bei dieſem Hauptworte und bei dieſem Hauptwort, im Herzogtume und im Herzogtum, im gleichen Verhältniſſe und im gleichen Verhältnis, im Unglücke und im Unglück, am Abende und am Abend. Dieſer an ſich ſchon bedeutſame Nachteil des Dativ-e's ſteigert ſich wegen der oben

erörterten Überfülle tonloſer Silben noch um ein Bedeutendes in der zuſammenhängenden Rede, beſonders wenn das Dativ-e mit einer folgenden tonloſen Silbe zuſammenſtößt. „Wir haben im Frühling geſät und im Herbſt geerntet“ oder: „Er hatte am Nachmittag im Wald gearbeitet und war am Abend zu Haus geſehen worden“ klingt ſicherlich beſſer, als wenn man die Subſtantiva flektiert. Die e-loſen Formen des Dativs verdienen daher entſchieden den Vorzug; es gilt nur die Macht der Gewohnheit, wo ſie ihnen widerſtrebt, zu überwinden.

Wuſtmann behauptet dagegen, die Sprache erhielte, namentlich wenn das e bei einſilbigen Wörtern überall weggeworfen würde, etwas Zerhacktes, und meint, ein einziges Dative-e könne unter klapprigen einſilbigen Wörtern Rhythmus und Wohllaut herſtellen. Leider bringt er keine Beweiſe, um die Richtigkeit ſeiner Behauptung darzutun. Ich beſtreite ſie und glaube das Gegenteil beweiſen zu können, ſoweit es nicht ſchon bewieſen iſt. Wuſtmann vergißt ganz die oben erwähnten artikelloſen Verbindungen mit Präpoſitionen: von Ort zu Ort, mit Mann und Maus, in Wald und Feld. Was iſt an dieſen Formen auszuſetzen? Wer will ferner behaupten, daß z. B. in Goethes Sänger die einſilbigen Dative irgendwie häßlich wirkten? „Was hör ich draußen vor dem Tor, was auf der Brücke ſchallen? Laßt den Geſang vor unſerm Ohr im Saale widerhallen.“ Wenn Wuſtmann recht hätte, ſo ſollte man annehmen, daß unſere Dichter für die doch Wohlklang und Rhythmus oberſtes Geſetz ſind, die Form ohne Dativ-e vermieden; aber das Gegenteil iſt der Fall. Ich habe aufs Geratewohl eine Reihe unſerer beſten Dichtungen daraufhin geprüft und bin zu folgendem Ergebnis gekommen. Das Lied von der Glocke enthält 29 flexionsloſe Dative und nur 20 mit e. Im Handſchuh ſtellt ſich das Verhältnis auf 7 zu 5, in Goethes Sänger auf 5 zu 3, im Eingangsmonolog des Fauſt ſogar auf 12 zu 1, in der Schwäbiſchen Kunde auf 9 zu 2, in Einkehr auf 1 zu 3, im blinden König auf 11 zu 3 und im Poſtillon auf 5 zu 2, woraus ſich ein Geſamtverhältnis von 79 zu 39 ergibt. Es iſt ja ſelbſtverſtändlich, daß unſere Schriftſteller das Dativ-e im Vers oft nicht entbehren können, und es mag auch ſein, daß ſie es in der Proſa häufiger gebrauchen, dies iſt eben das Herkömmliche; wenn wir aber ſehen, daß die flexionsloſen Formen in den beſten Dichtungen doppelt ſo häufig vorkommen wie die flektierten, ſo kann man unmöglich behaupten, daß ſie dem Wohllaut unſerer Sprache ſchädlich ſeien und ihrem Rhythmus weniger entſprächen. Wir müſſen vielmehr annehmen, daß das Feingefühl unſerer Dichter zu dem entgegengeſetzten Reſultat gekommen iſt.

Nun pflegen die Freunde des Dativ-e's die Pietät gegenüber den ehrwürdigen Reſten der Vergangenheit für ſich ins Feld zu führen. Sehr

ſchön; aber verdient denn nur die tote Sprache unſeres Volkes Pietät, nicht auch die lebendige, nach neuer Geſtaltung ringende? Man gönne ihr doch das bißchen Freiheit der Entwickelung, das einer modernen, durch Schrift und Druck gefeſſelten Sprache noch bleibt. Oder iſt es nicht deutlich genug erkennbar, worauf die Sprache hinaus will? Die vollen Endungen des Gotiſchen und Althochdeutſchen ſind ſchon in der folgenden Periode verkümmert und ſogar abgeſtorben. Das Flexions-**e** verſtummt im Mittelhochdeutſchen oft bei Wörtern mit kurzem Stammvokal. Das Wort kil Kiel, Schiff z. B. flektiert faſt gar nicht, da es nur im Gen. Sing. kils (nicht kiles) und im Dat. Plur. kiln (nicht kilen) hat. Das Mittelhochdeutſche geht alſo zum Teil noch weiter als das Neuhochdeutſche; aber auch dieſes zeigt deutlich das Beſtreben, ſich der überflüſſigen und unſchönen Anhängſel zu entledigen. Das beweiſen die Wörter auf **e**, **el**, **er** uſw., die überhaupt kein Dativ-**e** mehr dulden; das beweiſen ferner die feſtſtehenden Verbindungen mit Präpoſitionen, in denen das **e** wegfällt; das beweiſt endlich der Umſtand, daß das Volk und unſere beſten Schriftſteller auch ſonſt maſſenhaft die flexionsloſen Formen in Anwendung bringen und ſie in der gebundenen Rede bei weitem bevorzugen. — Ein gewichtiger Zeuge gegen Wuſtmann iſt endlich — dieſer ſelbſt. Er iſt von ſeiner Tendenz nicht voll und ganz durchdrungen. Formen wie dem Verhältniſſe, dem Eigentume, dem Offiziere wirken auch nach ſeiner Meinung ſchleppend, und er weiſt darauf hin, daß dieſelben Formen als Plural weniger häßlich klingen. Ja, woran liegt das? Offenbar daran, daß uns das natürliche Sprachgefühl dieſe **e**-Laute im Dativ als überflüſſig und daher läſtig empfinden läßt. Zudem wendet Wuſtmann in ſeinem Buch die **e**-loſen Dative unwillkürlich und zwar überraſchend häufig an. Sogar in demſelben Satz, in dem er den Wegfall des **e** ſo lebhaft beklagt, fließt ihm ein „im Vergleich“ in die Feder, und auf einer der erſten Seiten, die ich zu dieſem Zweck aufſchlug, fanden ſich ſogleich drei Beiſpiele. Man lieſt bei ihm am Anfang, zum Schluß, dem natürlichen Gefühl, dem relativen Fürwort, ihrem alten Geſicht. Dieſe und zahlreiche andere Belege bezeugen hinlänglich, daß Wuſtmanns Forderung bei ihm ſelbſt an ſeinem natürlichen Schönheitsſinn und an der Macht der ſprachlichen Entwicklung ſcheitert. — Immerhin iſt nicht zu verkennen, daß das Beſtreben, das dem Untergang geweihte Dativ-**e** zu erhalten, Erfolg gehabt hat. Es gibt Univerſitätsprofeſſoren, bei denen die Kandidaten ihre Prüfungsarbeit ſchließlich auf das Dativ-**e** hin durchſehen und dieſe Überreſte einer vergangenen Epoche gewiſſenhaft anhängen, wo ſie vergeſſen waren. Auf unſeren Schulen iſt es nicht anders, wohl die meiſten Lehrer machen ihren Einfluß in derſelben Richtung geltend. Auch Schriftleiter und Schriftſetzer ſcheinen vielfach in

dieſem Sinn geſchult zu ſein, denn ſelbſt bei Aufſätzen, die der Beſeitigung des Dativ-e's das Wort reden, paſſiert es einem, daß die beſagten Schlußlaute in der Redaktion oder Druckerei wo nur irgend möglich angeklebt werden. Heißt das nicht geradezu der geſunden Entwicklung künſtlich entgegenarbeiten? Man ſollte dem Strom der natürlichen Entwicklung folgen, ja ihn fördern, ſtatt ihn zu hemmen; man ſollte den Heerbann der deutſchen Schule gegen das Dativ-e aufbieten, nicht zur Erhaltung ſeines kümmerlichen Daſeins. Unſere Sprache würde dadurch an Kürze und Beſtimmtheit, an Wohllaut und Kraft nur gewinnen. Wer wird die dürren Blätter des Winters feſthalten wollen, weil ſie uns im Frühling mit ihrem Grün erfreuten?

Der verdiente Verfaſſer von „Allerhand Sprachdummheiten" erklärt in ſeinem Vorwort, um die deutliche und derbe Sprache ſeines Buches zu begründen, es ſei in Anbetracht der herrſchenden Sprachverwirrung die höchſte Zeit, daß neben die beſchreibende Grammatik die geſetzgebende trete. Wohlan, hic Rhodus, hic salta! Weg mit dem Dativ-e! Das ſei Geſetz!

Sprechzimmer.

1.

Eigentümlichkeiten der Mundart in Stolp i. Pom.

1. Im Anſchluß an die im vorigen Jahrgang beſprochene Wendung „ſich ſpielen" weiſe ich auf einen ähnlichen Gebrauch hin, der mir hier aufgefallen iſt. Man ſagt von jemand, der für ſich hinlacht oder in ſich hineinlacht „er lacht ſich". Das heißt nicht, er lacht über einen Witz, eine Perſon, einen komiſchen Vorgang mit anderen, ſondern er lacht ſich etwas oder was, er bereitet ſich mit dem Lachen ein Vergnügen, eine Befriedigung. Mit Weglaſſung des Objekts etwas oder was verbindet man lachen mit dem Dativ ſich. Vielleicht ſchwebt dabei das reflexive Zeitwort „ſich freuen" vor.

2. Das Wörtchen „was" ſtatt „etwas" hört man in Verbindung wie: Wir wollen noch was ſpazieren gehen; ihr müßt noch was arbeiten; bitte, nehmen Sie noch was Salat. Daß es ſchön klingt, kann man nicht behaupten.

3. Die Deminutivſilbe -chen oder -ken wird als Zeichen der Höflichkeit und Liebenswürdigkeit an alle möglichen Wörter, ja ſelbſt an ganze Sätze gehängt. Z. B. frage ich eine alte Frau aus dem Arbeiterſtande: Wohnt hier Herr N.? Antwort: Neeken, nee. Wo wohnt er denn? Dat kann ik Sie nich ſogenken, dat weeß ik nichken. Oder ich ſelber werde von einem Handwerker gefragt: Nachen, Herr Direkterchen, wie geht's?

4. Will man ausdrücken, daß eine Sache ſich von ſelbſt entwickelt oder ein Gegenſtand ohne viel Mühe und Koſten fertig wird, ſo ſagen auch gebildete Leute „ſich bemachen". Z. B. kaufen Sie nur dieſe Gans, die be-

macht sich von selbst. Das hört sich für Fremde recht komisch an, die Einheimischen nehmen daran keinen Anstoß.

5. Schön, oder wie das niedere Volk sagt, scheen bezieht sich nicht immer im Sinne von hübsch auf äußere Wohlgestalt, sondern auch auf innere Vorzüge. „Ein scheenes Kind" ist zunächst gemeint als ein braves, wohlerzogenes, begabtes Kind.

6. „Verärgern Sie sich die Wunde nicht." Das heißt, machen Sie die Wunde nicht schlimmer. Das Zeitwort verärgern ist von arg abgeleitet, und arg ist = schlimm, böse, aber in anderem Sinne als in dem Eigenschaftswort ärgerlich.

Stolp i. Pom. Direktor **Spiecker.**

2.

Ein Faß Honig in Lukas 24.

Die von Eggesteyn in Straßburg um 1470 und von Pflanzmann in Augsburg um 1473 gedruckten deutschen Bibeln erzählen ihren Lesern, daß die Jünger auf die Frage Jesu, ob sie nichts zu essen hätten, ihm „ein teil eins gebraten visches und ein vaß honiges" gebracht hätten; die Günther Zainer (um 1473) folgenden Ausgaben machen daraus „ein honigsam". Dies „vaß" ist nichts als ein heiterer Druckfehler für „raß", wie es in der ersten gedruckten Ausgabe (von Mentel in Straßburg um 1466) heißt oder „ein roches honig" wie die Handschriften von Tepl und Freiberg schreiben. Unter Rasz (VIII, 154) und Rosz, Roosz, Rost, m. u. n., Roosze f. (Sp. 1286) gibt das Grimmsche Wörterbuch über das alte Wort für „Wabe" Auskunft. Da diese lehrreiche Belegstelle dort fehlt, wird sie wohl hier angeführt werden dürfen. Im Schwäbischen heißt ein wabenartig aussehendes Schmalzbackwerk Rose, was auch noch damit zusammenhängen wird.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

3.

Volksetymologisches: Kanal.

Wenn wir in Schleswig als Knaben — in den fünfziger und Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — ein rechtes Vergnügen hatten, jubelten wir: Was für ein Kanal! und waren wir heimgekehrt, berichteten wir unseren Angehörigen, was für einen Kanal wir gehabt hätten. Wir Knaben wußten untereinander, was wir mit „Kanal" meinten, und die Erwachsenen verstanden uns, wenn wir davon sprachen. Nach langer Trennung von meiner Vaterstadt fiel mir das Wort, das ich außerhalb Schleswigs nicht wieder gehört hatte, wieder ein. Sobald ich über seine Entstehung nachdachte, kam ich auf die Vermutung, es möchte eine Verdrehung aus Karneval sein, und eine andere Erklärung ist mir bis zur Stunde nicht eingefallen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege haben ja genug fremde Kriegsvölker, die vom Karneval mit seiner ausgelassenen Lust von ihrer Heimat her zu erzählen wußten, auch in Schleswig in Quartier gelegen. Ist meine Vermutung richtig, so machte sich das Volk in Schleswig die Sache mundgerechter, indem es für

das fremde Wort „Karneval" das ihm bekannte ähnlich klingende „Kanal" einsetzte. Bedenkt man dabei, daß der alte schleswig-holsteinische Kanal in den Jahren 1777—1784 erbaut worden ist, würde diese Tatsache erklären, warum das Wort „Kanal" dem Volke damals so besonders nahe lag.

Rendsburg. Prof. Dr. **Hermann Gidionsen.**

4.

Zu Zeitschrift XVIII, 3, S. 207:

„Ein zuer Wagen". Vielleicht interessiert die Mitteilung, daß man hier nicht nur diesen Ausdruck, sondern auch den anderen „aune Laternen" = brennende Laternen gebraucht. Man kennt hier den Befehl für den Kutscher: „Komm' um 10 mit zuem Wagen und aunen Laternen und bring' mich um" (fahr' mich zurück). In meiner Heimat (Neuvorpommern) spricht man übrigens auch von einem „Zuwagen".

Elberfeld. Dr. **Hintzmann.**

5.

Steinels Sprachbaukasten.

(Hergestellt in der Schulbankfabrik von Albert Munzinger in Kaiserslautern.)

Im Anschluß an die Methoden, die Satzlehre graphisch darzustellen, hat Oskar Steinel mit diesen Baukasten den hübschen Versuch gemacht, den Bau des Satzes auch äußerlich aufzulösen in einen Bau, der vor den Augen des Schülers durch Zusammensetzen der einzelnen Bausteine entsteht. — Es liegen zwei solcher Baukasten vor: Nr. 1 für die Redeteile, Nr. 2 für die Satzteile, beide können auch miteinander verbunden werden.

Die einzelnen Redeteile (Substantiv, Attribut, Pronomen usw.) sind durch Form und Farbe der Bauhölzer unterschieden; ebenso entsprechend die Satzteile (Subjekt, Prädikat usw.). „In den Aufbauverhältnissen spiegelt sich gleichzeitig die innere Struktur des Satzes, der Grad der Abhängigkeit" der einzelnen Satzteile. Gute Gebrauchsanweisungen sind den Kasten beigegeben, nach denen sich der aufmerksame Schüler sehr wohl zurechtfinden kann. Kasten und Steine (Hölzer) sind sauber geschnitten und gefärbt, zudem so einfach, daß sie die Schüler selbst mit Laubsäge, Messer und Pinsel jederzeit ergänzen können.

Unzweifelhaft bieten diese Sprachbaukasten einen neuen und reizvollen Weg, auf dem der Schüler zum Verständnisse des inneren Zusammenhanges in der Satzlehre kommen kann. Besonders kleine Schüler (Volksschüler und höhere Schüler in den unteren Klassen) werden die Kasten gern und mit Nutzen verwenden; dem Lehrer kann durch sie die Aufgabe wesentlich erleichtert werden.

Der Preis (3 M. für Nr. 1, 2 M. für Nr. 2) ist vielleicht ein bißchen hoch. Wenn solche Lehrmittel nicht billig hergestellt werden können, dringen sie erfahrungsgemäß nicht oder nur schwer durch. 3 M. gibt der mit so vielen Ausgaben geplagte Familienvater nicht gern aus, wenn es nicht sein muß. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß diese Baukasten, auch wenn sie mittelbar nur den Ernst des Verständnisses fördern, doch schließlich als Spiele

gebraucht werden sollen. Und wenn der Zweck recht erreicht werden soll, so müßte sich ein solcher Kasten in der Hand jedes Schülers befinden, damit der Wettbewerb und die Freude am eigenen Werk die kleinen Baumeister noch mehr anspornen könnte.

Gerade weil dieses neue Mittel so vortrefflich geeignet ist, den Schülern spielend Klarheit und Freude über die ihnen sonst meist recht unsympathische Lehre zu geben, ist den Baukasten die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Anklam. **Adolf Stamm.**

6.

Ein Gegenstück zu Goethes Beurteilung von Hans Sachs.

Ztschr. XVIII, 210.

Der dankenswerte Hinweis R. Sprengers auf eine günstige Beurteilung, die über Hans Sachs vor Goethe veröffentlicht worden ist, erinnert an einen entgegengesetzten Fall in der neuern englischen Literatur, der den einen oder den anderen Leser dieser Zeitschrift interessieren könnte. Auch dort gibt es nämlich einen Dichter, der seines Zeichens ein Schuhmacher war, Joseph Blackett, † 1810 in Seaham. Lord Byron erwähnt ihn zweimal, immer mit hinlänglichem Sarkasmus, in English Bards and Scotch Reviewers und in einem Epitaph for Joseph Blackett, late poet and shoemaker. Letzteres beginnt:

Stranger! behold, interr'd together
The souls of learning and of leather.
Poor Joe is gone, but left his all:
You'll find his relics in a stall.

In diesem Tone geht es weiter. Sonderbar war es, daß J. Blackett seine Erfolge den Empfehlungen der Miß Milbank, der späteren Lady Byron, mit zu danken hatte. Die Dame war aber damals dem Lord ganz fremd.

Kassel. **W. Kohlschmidt.**

7.

Zu Goethes Faust.

I, 880. Mir zeigte sie ihn (den Geliebten) im Kristall.

Eine genaue Beschreibung des Vorgangs beim Kristallschauen findet sich in den Deutschen Sagen der Brüder Grimm I Nr. 119. Goethe kann eine der alten Quellen dieser Erzählung bekannt gewesen sein. Zu vgl. ist auch der Artikel Krystallenkiker im Mnd. Wörterb. II, 571.

II, 1236 (5848) nennen sich die Gnomen:

Den frommen Gütchen nah verwandt.

Schröer hält noch mit Simrock, Mythol. 3. Ausg. S. 437, die Gütchen für Wassergeister. Gütgen, coballus, kommt 1508 vor. S. Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterb. I, 963. Man vgl. Ernst Göpfert „Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius, Straßburg, Trübner 1902, S. 41: „Gütlein n. ein gespenstisches Wesen, das man sich als Berg-, Wald- oder Feldgeist vorstellt, auch als Güttel, Gittel und Jüdel bezeichnet." Ebd. S. 11: „Es lässet sich offt auch das Bergmännlein u. Cobelt oder Gütlein darin sehen."

Northeim. **R. Sprenger.**

Bücherbesprechungen.

Werke über deutsche Literatur.

1. Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. Mit 9 Bildnissen und einer Schriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag. 120 S.

2. Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke. Von August Ehrhard, Professor an der Universität in Clermont-Ferrand. Deutsche Ausgabe von Moritz Necker. Mit Porträts und Faksimiles. München 1902. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. Preis 6,50 M. (elegant geb. 7,50 M.). 531 S.

3. Friedrich Hebbels Epigramme. Von Dr. B. Patzak. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker, o. ö. Professor an der Universität München. XIX. Berlin. Verlag von Alexander Dunker. 1902. Einzelpreis 3 M., Subskriptionspreis 2,50 M. 110 S.

4. Henrik Ibsen von Roman Woerner. In 2 Bänden. 1. Band 1828—1873. München 1900. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 404 S.

5. Richard Wagner als Erzieher. Von Dr. Alexander Wernicke. Langensalza. Verlag von Hermann Beyer & Söhne, Herzogl. Sächsische Hofbuchhändler. 1899. Preis 1 M. 128 S.

6. Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners. Von Dr. Wolfgang Golther, Prof. an der Rostocker Hochschule. Charlottenburg (-Berlin) 1902. Verlag der „Allgem. Musik-Zeitung" (Paul Lehsten). 112 S.

7. Dr. Siegmund Benedict. Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur. Rostock. In Kommission bei H. Warkentien. 1902. 118 S.

Es ist stets ein ehrenvolles Zeugnis für ein Volk, wenn es das Gedächtnis der Männer, die um seine sittliche oder ästhetische Förderung sich verdient gemacht haben, feiert. So ehrte sich das deutsche Volk im Reiche nur selbst, indem es die Feier des 100jährigen Todestages unseres Schiller allerorten so herrlich gestaltete; so hat auch der deutsche Volksstamm in Österreich nicht vergessen, den 100. Geburtstag zweier seiner Söhne zu feiern, auf die als Dichter das gesamte deutsche Volk mit Freude und Stolz blickt; ich meine Adalbert Stifter und Nicolaus Lenau. Das Werk des Österreichers Hein über Adalbert Stifter habe ich in dieser Zeitschrift eingehend besprochen; das obengenannte von Eduard Castle (1) ist ebenfalls einer ehrenden Beurteilung wert. Castle hat sich schon früher um Lenau verdient gemacht durch seine zweibändige Ausgabe der Werke Lenaus, die auch einen biographischen Abriß des Dichters enthält, erschienen bei Max Hesse,

ferner durch seine Abhandlung über Sophie Löwenthal, eine von Lenaus Lieben[1]), sowie durch mehrere Aufsätze in der Zeitschrift „Euphorion" Bd. III und IV über Lenaus „Savonarola". Die Schrift ist Jacob Minor, dem Lehrer des Verfassers, gewidmet. Es kann schon hieraus entnommen werden, daß es dieser mit seiner Arbeit gründlich genommen hat. Mit großem Fleiße ist nicht nur die ganze Literatur, die sich auf Lenau, sondern auch auf die österreichischen Dichter der letzten 100 Jahre bezieht, zusammengetragen; bloß einen Hinweis auf Wilhelm Scherers Vorträge und Aufsätze, Berlin 1874, die von den deutschen Dichtern Österreichs handeln, habe ich vermißt. Das Milieu, aus dem Lenau hervorwuchs, ist mit aller Sorgfalt bis auf das Wiener Porzellan und die Trachten herunter geschildert; den Lebens- und Liebesverhältnissen des Dichters wird eifrig nachgegangen, und zu diesem Zwecke sind außer einem Bilde des Dichters aus den späteren Lebensjahren vor dem Titel Bilder der exzentrischen Mutter des Dichters, seiner Großeltern, seiner Stuttgarter Liebe: Lotte Gmelin, als Kind, seiner Freundin Emilie v. Reinbeck, der Sängerin Karoline Unger, vor allem der Konzipistengemahlin Sophie v. Löwenthal, die Lenau am längsten gefesselt hat, und als deren Ehrenretter sich Castle aufwirft, dem Texte eingefügt. Was nun diesen selbst betrifft, so handelt er freilich weit weniger von den Werken Lenaus, als von seinem Leben. Nur „Faust", der allerdings in enger Beziehung zu des Dichters Verhältnis zu Sophie steht, wird ausführlicher besprochen, ebenso „Savonarola" und die „Albigenser", während die lyrischen Gedichte und Balladen Lenaus wohl genannt, aber auch nur genannt werden. Hier mußte der Verfasser, der doch offenbar dem Herzen des deutschen Volkes seinen Helden zur Jahrhundertfeier seiner Geburt näher bringen wollte, mehr geben; denn zweifellos liegt doch auf den zuletzt genannten Gebieten Lenaus Hauptstärke. Auch über den lieblichen Romanzenkranz: „Klara Hebert" sollte Castle noch mehr sagen als er getan. Der Stil des Verfassers könnte zuweilen unbeschadet seiner Begeisterung für den Dichter ruhiger und sachlicher, weniger überschwenglich sein. Diese Überschwenglichkeit zeigt sich namentlich S. 76 flg., wo Castle von des Dichters Liebe zu Sophie v. Löwenthal spricht[2]) und dann am Schlusse „Deutschland war Hamlet — das junge, wie das alte, und während jenes blitzende Fronten von Brillantfeuerwerken gegen Staat und Kirche und Familie losbrannte, arbeitete sich dieses aus den unergründlichen Tiefen der Naturphilosophie, aus mystischen Verzückungen, aus einer neue Fesseln schmiedenden Begriffsseligkeit heraus zu einer realeren Auffassung des Lebens im Sinne Comtes oder Schopenhauers. Für diesen Teil der Nation ist Lenau der dichterische

1) Nord und Süd 1899, Heft 265, S. 121/135.

2) In dem Abschnitt VI Heilige Liebe (!) sagt er: Mystische Sinnlichkeit und sinnliche Mystik fließen in dieser Zeit zu einer wahren Lebensdichtung in Lenaus Liebe ineinander und geben ihr einen ausgesprochen heiligen Charakter. Die Sehnsucht seines Herzens ward ihm der Kern der ganzen Schöpfung; aus Sinnenrausch hob er sich zur Betrachtung des Ewigen: liebt er ja ihren süßen Leib so sehr, nur weil er herumliegt um die schönste, beste, allersüßeste Seele auf Erden.

Repräsentant (warum nicht Vertreter?); er ist es für die gesamte Frauenwelt Süd- und Norddeutschlands, welche die Husarenattacken gegen Sitte und Sittlichkeit nicht mitmachen wollte; er ist es für die jüngere Dichtergeneration Deutsch-Österreichs mit ihren starken Talenten und ihren schwachen Persönlichkeiten". Trotz dieser Ausstellungen können wir das Werk, das für jeden, der sich mit dem Leben des unglücklichen Dichters näher beschäftigen will, wertvoll ist, empfehlen. Es zerfällt in folgende acht Abschnitte: Wiener Kultur im Zeitalter Franz' I., Jugendeindrücke, Schwaben (Verbindung mit Gustav Schwab und der schwäbischen Schule), Amerika, Faust, Heilige Liebe, Dämonen, Zusammenbruch. Reichliche Anmerkungen und ein Register schließen das Buch ab. Die Zitate aus Werken des Dichters sind nach der Ausgabe von Castle gegeben.

Wenn das eben besprochene Werk über Lenau im Stil nicht frei ist von Überschwenglichkeit und einer gewissen Sucht, geistreich sein zu wollen, so ist das Werk über Grillparzer (2) von diesen Mängeln ganz frei. Klar und natürlich, in würdiger Sprache ist das Werk gehalten. Die rührige Becksche Verlagsbuchhandlung, in der die auf lange Zeit mustergültige Goethebiographie von Bielschowsky erschien und die gediegene Schillerbiographie von Karl Berger zu erscheinen begonnen hat, die ferner auch das tüchtige Werk Volkelts: Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen in ihrem Verlag hat, hat nun ein neues Werk über den größten dramatischen Dichter Österreichs veröffentlicht — ein Kunstwerk, das wie die beiden Lebensbeschreibungen unserer beiden Dichterhelden die einzelnen Kapitel des Buches wie Bildwerke oder Gemälde deutlich in der edelsten Sprache vor unseren Blicken aufführt. Diese Eigenschaft ist um so wunderbarer und um so mehr anzuerkennen, als tatsächlich zwei Gelehrte daran gearbeitet haben. Denn der deutsche Herausgeber des Werkes: Necker hat keineswegs nur eine wortgetreue Übersetzung des französisch geschriebenen Buches besorgt, sondern dieses selbständig, aber mit Zustimmung des ihm befreundeten französischen Herausgebers Ehrhardt bearbeitet, auch einiges hinzugefügt. Wir bezeichnen die Namen der Herausgeber kurz mit E.-N. Das Werk zerfällt in neun Kapitel. Das erste spricht über des Dichters Leben und Persönlichkeit. Das traurige und unerquickliche Verhältnis zu Katharina Fröhlich wird von einer neuen Seite beleuchtet. Grillparzer war erblich belastet. Die Verhältnisse im Elternhause drückten schwer auf den unglücklichen Dichter. Seine Mutter tötete sich in einem Anfall religiösen Wahnsinns, ein Bruder Adolf ertränkte sich; auch der jüngste Bruder zeigte Wahnsinnsspuren. Vielleicht hielten ihn, so meint der Verfasser (S. 4), diese Umstände ab, eine Ehe einzugehen. Und dann kam noch ein anderer Grund hinzu, den Laube berichtet als Äußerung des Dichters: „So wie es Leute gibt, die ein ins Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei; ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen."[1]) Die vielen Enttäuschungen in den

1) Laube, Franz Grillparzers Lebensgeschichte, Stuttgart 1884. S. 174.

besten Jahren des Dichters, die vielen Ehrungen am Schlusse seines Lebens werden uns ebenfalls in diesem Kapitel berichtet. Ein teils anziehendes, teils abstoßendes Bild entwirft E.-N. von des Dichters politischen und religiösen Ansichten im Kapitel 2: Der Altösterreicher. Erfreulich wirkt des Dichters Kampf gegen das Konkordat:

Um recht tugendhaft zu leben, Will ich meinen Diener zur Macht erheben,
Mir bei jedem sündhaften Streben eine Ohrfeige zu geben

seine Begeisterung für Radetzky, mit dem ihn herzliche Freundschaft verband, seine Abneigung gegen magyarische Anmaßung, seine Anerkennung Bismarcks: „Man hat den Ungarn auch alles bewilligt! Wir brauchten fünf Jahre einen Bismarck — der würde schon mit ihnen fertig werden." Aber „ein wahrer Abgrund trennte in seinen Augen die Österreicher von den Deutschen des 19. Jahrhunderts. Der Wankelmut der Deutschen wäre unglaublich, und das käme daher, weil ihre Doktrinen, anstatt sich auf die Wirklichkeit zu stützen, nur aus Worten bestünden, die der Wind davonblasen könnte. — — Auf diese Wissenschaft der Schwätzer und hohlen Köpfe, auf diese die Gehirne verdrehenden Utopien begründeten die Deutschen ihren Stolz". Hier sieht man deutlich, daß Grillparzer seine Zeit nicht mehr verstand.

Mit hohem Genuß wird man dagegen das dritte Kapitel: „Grillparzers literarische Ansichten" lesen. Dieses ist ein würdiges Seitenstück zu den schönsten Partien des Bielschowskyschen Werkes über Goethe. Die vom Verfasser aus des Dichters Werken hervorgehobenen Stellen: Über „Sammlung" des Künstlers, über künstlerischen Individualismus, über poetische und prosaische Wahrheit verdienen gelesen und wieder gelesen zu werden. Überhaupt ist es ein Verdienst E.-N.s, daß er den Dichter möglichst selbst reden läßt. Interessant ist es, von Grillparzers Abneigung gegen die Volkspoesie zu hören. E.-N. sagt darüber: Grillparzers Geringschätzung der Volkspoesie ist nicht bloß eine Folge seines ästhetischen Individualismus, sondern stimmt auch zu der allgemeinen Richtung seines Naturells. Sie entspricht der Strenge, mit der er auf politischem Gebiete die Lehre von der Volkssouveränität verurteilt. S. 113 flg. Die Menge soll nicht selbst der Dolmetsch ihrer Erlebnisse zu sein versuchen. Das soll sie jenen überlassen, die mitten im Volk stehend ihm durch ihre Erziehung, sowie durch die Fähigkeit überlegen sind, die Poesie, die im Volke nur unbewußt bleiben kann, auszuheben, um ein Kunstwerk daraus zu schaffen. Ein solcher Dichter war Raimund. S. 116. Selbst das Nibelungenlied, das einzige Werk der älteren deutschen Literatur, wovon Grillparzer mit Achtung spricht, hat ihm nicht jene Fülle, welche die wahre Schönheit der Dichtungen ausmacht; es erzählt, macht aber nicht anschaulich.

Ob nun das Nibelungenlied Ein episch wirkliches Gedicht?
Man hört zwar alles, was geschieht, Allein man sieht es nicht.

Des Dichters Ideale waren die Griechen, Lope, Calderon, nicht das deutsche Volkslied oder Volksepos.

Musiker haben mir gegenüber geäußert, sie wünschten einmal Grillparzers Ansichten über Musik zusammengestellt zu sehen. Der Erfüllung dieses Wunsches

widmet E.-N. ein ganzes Kapitel IV. „Vergessen, daß Grillparzer Musiker war, das wäre gerade so viel, als wenn man vergäße, daß Michel Angelo auch Dichter oder Goethe Naturforscher war.“ Die Urteile des Verfassers über Wien als Musikstadt, die eigenen musikalischen Versuche des Dichters[1]), besonders über die Musik in seinen Dramen, sein Verhältnis zu Beethoven seien hier besonders hervorgehoben. Aber das Musikdrama hatte an Grillparzer einen entschiedenen Gegner. In heftigster Weise tadelt der Dichter die Gunst, die Wagner beim König von Bayern genoß; davon zeugt folgendes Epigramm: Die Agnes Bernauer, Eine Baderstochter, Warfen die Bayern in die Donau, Weil sie ihren Fürsten bezaubert. Ein neuer Salbader bezaubert euren König: Werft ihn, ein zürnender Landsturm, Nicht in die Isar, doch in den Schuldturm! — Nun erst, nachdem E.-N. die Familien-, die politischen Verhältnisse, die auf den Dichter gewirkt haben, dargelegt, sowie seine literarischen Ansichten und sein Verhältnis zur Musik, geht der Verfasser über zur Darlegung der dramatischen Wirksamkeit der Bedeutung Grillparzers. Dieser gelten nicht weniger als alle fünf folgenden Kapitel; wohl zu beachten ist, daß E.-N. die Lyrik, sowie die Epigramme nicht besonders behandelt, daß er vielmehr diesen Teil der dichterischen Wirksamkeit Grillparzers ebenso wie dessen Novellen und Selbstbiographie in den vorhergehenden Kapiteln bespricht. E.-N. spricht naturgemäß in Kapitel V zunächst über die Schicksalstragödie und die „Ahnfrau“. Er gibt sich möglichste Mühe, die Vorzüge dieses Dramas, das die Kritiker, wie auch Platen seinerzeit als Schicksalstragödie abfällig beurteilten, hervorzuheben.[2]) Nachdem er Schillers „Braut von Messina“ gewissermaßen als Mutter der Schicksalstragödie bezeichnet, den Inhalt von Werners „24ten Februar“, von Müllners „29ten Februar“ und der „Schuld“ entwickelt, geht er ausführlich auf die Entstehung der Grillparzerschen Tragödie und die Darlegung ihres Inhalts ein. E.-N. findet den Hauptunterschied dieser Tragödie von denen Werners und Müllners darin, daß das Schicksal in der „Ahnfrau“ nicht wie bei diesen beiden Dichtern durch ein wunderbares Zusammentreffen von Ereignissen, durch Zufälle und prophetische Träume, durch Flüche, die den Willen hemmen und entwaffnen, sich äußert; es wirkt auch nicht an festgesetzten Terminen (an bestimmten Monatstagen). Vielmehr ist es eine Art von immanenter Gerechtigkeit, gleich jener, von der die Heilige Schrift spricht.

1) In dem Aufsatze von A. Chr. Kalischer: Grillparzer und Beethoven, Nord und Süd, 56. Bd. 1891, S. 80 werden von den Kompositionen des Dichters genannt: 1. die Horazische Ode „Integer vitae“ für tiefe Stimme mit Klavierbegleitung in D; 2. das Heinesche Lied: „Du schönes Schiffermädchen“ in G; ein Gesangsstück für Baßstimme mit Klavierbegleitung in As-moll: „Kampf ist das Leben, immerwährender Streit.“

2) Vgl. G. Witkowski: Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts, Leipzig, Verlag von Teubner 1904, wo in kurzer, klarer Weise der Unterschied der Grillparzerschen „Ahnfrau“ von der Schicksalstragödie dargelegt ist. Günstig urteilt über dieses Stück auch Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur 1883, S. 697.

Man soll, wie Grillparzer selbst sagt, an den biblischen Spruch von der Strafe des Verbrechens an den Kindern bis ins siebente Glied denken „und ihr habt einen Akt geheimnisvoller Gerechtigkeit statt eines Schicksals vor euch". Man sieht also, Grillparzer hat die Schicksalsidee in das religiöse Gebiet hinübergespielt. Die Personen des Stückes, die den Namen Borotin tragen, sind die Nachkommen nicht des alten Stammes, sondern die Frucht einer ehebrecherischen Liebe der Ahnfrau. Die Seele der Ahnfrau wird erst dann Ruhe finden, wenn die Ordnung durch das Verschwinden der in Sünde geborenen, durch Sünde gediehenen Familie wiederhergestellt sein wird. Doch in einem, und zwar sehr wichtigen Punkte gleicht das Grillparzersche Drama den Schicksalstragödien, wenn es auch von so plumpen äußeren Zufällen, die das Schicksal des Menschen bestimmen, sich freihält; ich meine in dem erdrückenden Gefühl von der Vergeblichkeit aller Anstrengungen, das Glück zu erringen, denen gegenüber man die Arme wie ein Besiegter sinken läßt, in dem schwülen Ton, der sich unheimlich durch das ganze Drama hindurchzieht und wie ein Alp auf dem Zuschauer und Leser lastet. Ein Verdienst des Verfassers muß ich bei dieser Gelegenheit noch hervorheben, daß er nach meiner Ansicht zuerst den Zusammenhang der Tragödie: „Die Ahnfrau" mit den Lebenserfahrungen des Dichters schon in früher Jugend in den düsteren Räumen des elterlichen Hauses darlegt, so daß also die „Ahnfrau", um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, als eine Art von Beichte zu betrachten ist.

Mitten in den Neuerungen der Romantik blieb Grillparzer den Überlieferungen Winckelmanns und Lessings treu. E.-N. weist nach, welche Fülle von dramatischen Entwürfen Grillparzer dem klassischen Altertum entnahm. Von denen, die zur Ausführung kamen: „Sappho", „Das goldene Vlies", „Des Meeres und der Liebe Wellen" urteilt E.-N.: „Ein Strahl antiker Schönheit ruht auf diesen Werken. Sie lassen uns Sätze antiker Weisheit hören. Aber sie sind weit davon entfernt, nur kalte Nachahmungen griechischer Vorbilder zu sein." A. W. Schlegels blutlose Griechendramen und Hölderlins sentimentale Schöpfungen stellt er weit darunter; eher vergleicht er sie mit den Dramen Racines, die vom Feuer starker Leidenschaft beseelt sind. Wem sollte hier nicht sofort Phèdre mit ihrem echt südländischen Temperament einfallen? Doch zieht er die Griechendramen Grillparzers denen Racines vor. „Farbe und Charakteristik, die im 17. Jahrhundert zurückgedrängt waren, strahlen bei ihm in vollem Glanz. Seine Sprache ist weniger abstrakt und weniger abgemessen als die Racines. Sie hat die Pracht und Fülle des Stiles der großen Wortkünstler des 19. Jahrhunderts." Daß E.-N. hier (S. 236) nicht an Goethes „Iphigenie" erinnert, kann wundernehmen. Als Tragödie der Entsagung sieht E.-N. die „Sappho" mit Recht an, hervorgegangen aus den schmerzlichen Erfahrungen des Dichters mit Katharina Fröhlich. Es ist hier ebenfalls wie in der „Ahnfrau" ein Bekenntnis des Dichters niedergelegt. Fesselnd und wahr ist der Vergleich, den E.-N. zwischen „Sappho" und Goethes „Tasso" zieht. Dagegen bewegt er sich in einer Art von Wider-

ſpruch, wenn er S. 250 ſagt, daß uns Grillparzer nicht überzeugt, daß Sappho ſchuldig und des Todes wert ſei, und dann S. 253: Das Unglück, das Sappho überfällt, als ſie alle Freuden vereinigen zu können glaubt, iſt die Nemeſis, die ein Zuviel an Glück beſtraft. Muß denn überhaupt in jeder Tragödie eine tragiſche Schuld ſein? Iſt nicht mit dem Begriffe der poetiſchen Gerechtigkeit oft arger Mißbrauch getrieben worden? Welche Schuld hatte Desdemona, welche Romeo und Julia, welche Kandaules? Man vergleiche das, was über die wahren metaphyſiſch-religiöſen Aufgaben der Tragödie der bekannte Dramaturg Alfred v. Berger geſagt hat.[1]) — Was nun die zweite der griechiſchen Tragödien: „Das goldene Vlies" betrifft, ſo iſt nicht zu leugnen, daß E.-N. mit großem Scharfſinn dem Ideengang und den Abſichten des Dichters in ihrer Einheitlichkeit nachgeſpürt hat. Als die Grundidee ſieht er den Gedanken an: Auf das Verbrechen folgt Unglück, das Unglück treibt zum Verbrechen. Das „goldene Vlies" zeigt uns die Menſchen von dieſem furchtbaren Räderwerk erfaßt. Wie die Mehrzahl der Grillparzerſchen Tragödien läßt es uns dem Schauſpiel der Freiheit beiwohnen, die der Notwendigkeit unterliegt. — Eins aber hat der verdiente Verfaſſer außer acht gelaſſen: das Unbefriedigende und Unwahrſcheinliche des Schluſſes. Die Argonautenſage in ihrer Geſamtheit mag ſich zur epiſchen Behandlung eignen, wie dies Pindar (4. Pyth. Ode), Apollonius von Rhodus und Valerius Flaccus getan, nicht aber für die dramatiſche. Schon der Schluß der Euripideiſchen Medea hat etwas Abſtoßendes, wie ſie nach der Kindermordſzene nur auf ihre Sicherheit bedacht iſt. Indes war der antike Tragiker an den Mythus gebunden, und das kann zur Entſchuldigung dienen. Noch weit mehr muß es aber das moderne Bewußtſein beleidigen, wenn Medea am Schluſſe der Grillparzerſchen Trilogie, nachdem ſie ihren Gatten unendlich mehr gekränkt hat durch ihre teufliſche Rachſucht als er ſie, ihm unter die Augen zu treten wagt und ihm Kraft zum Ertragen des zu allermeiſt von ihr verſchuldeten Unglücks wünſcht mit den Worten: Trage, dulde, büße. Mag dieſer Schluß der Trilogie großen Bühnenkünſtlerinnen wie einer Wolter eine dankbare Aufgabe gewährt haben, abſtoßend und unwahrſcheinlich bleibt er immer. Die Entwickelung des Ideenganges in „Des Meeres und der Liebe Wellen" iſt durchweg fein und ſinnig, ebenſo wie die Beziehungen es ſind, die der Verfaſſer in der Darlegung des Charakters der Hero zu dem eigenen Lebensideal des Dichters hervorhebt.

In Teil VII, überſchrieben: Die nationalen Dramen, tritt naturgemäß das Drama: „König Ottokars Glück und Ende" in den Vordergrund der Betrachtung. Ausführlich ſpricht E.-N. über die Geſchichtsauffaſſung des Dichters, der ein Gegner der Hegelſchen Geſchichtsphiloſophie war wie Schopenhauer[2]) und der Gervinus als den Typus eines ſchlechten Hiſtorikers

1) Dramaturgiſche Vorträge von Alfred v. Berger, Wien 1891. 2. Aufl. S. 71 flg.

2) Vgl. Kuno Fiſcher, Geſch. der neueren Philoſophie, Bd. 8: Arthur Schopenhauer, S. 455 flg., Schopenhauer von J. Volkelt, S. 245.

bezeichnet, „der seine Leser unter dem Scheine der Tiefe durch das eintönige Grau seiner abstrakten Gedanken führt und sich ohnmächtig zeigt, die Erzählung anziehend, ein Porträt treffend zu gestalten". Die Bedeutung der Individuen in der Geschichte, die auch Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte sehr zurücksetzt, hebt Grillparzer besonders hervor. Welche Stellung nimmt nun die Tragödie: „Ottokar" gegenüber den „griechischen Tragödien" des Dichters ein? E.-N. sagt, daß, während diese subjektiv und pessimistisch gehalten sind und von persönlichen Erlebnissen ausgehen, Grillparzers Poesie nunmehr objektiv geworden sei. Durch seine Verlobung mit Katharina Fröhlich wäre er nicht mehr von seinem Schmerze ausschließlich eingenommen, sondern er konnte es unternehmen, das Leben anderer zu schildern, Freude an der Gestaltung des Schauspiels der äußeren Welt finden. Ob dies richtig ist, bleibe dahin gestellt; der Hauptgrund für die Erwählung der Ottokartragödie dürfte wohl die glühende österreichische Vaterlandsliebe des Dichters gewesen sein. E.-N. gibt ausführlich an, welche Personen Grillparzer anregten zur Wahl dieses Stoffes, und nennt hier besonders die in Wien gehaltenen Vorlesungen A. W. v. Schlegels sowie des Freiherrn v. Hormayer Veröffentlichungen der geistigen und künstlerischen Besitztümer Österreichs. Ausführlich spricht er über die Reimchronik, die von Ottokars Taten handelt, wie über die Dichter, die vor Grillparzer diesen Helden sich erwählten. Als leitenden Gedanken, auf den Grillparzer alle Teile seines Stückes zurückführt, sieht E.-N. den Konflikt zwischen dem Recht und dem Hochmut. Die außerordentlichen Erfolge hätten den Böhmenkönig zum Glauben gebracht, daß es für ihn keine Schranken gäbe. Er, E.-N., vergleicht Ottokar mit Napoleon; er hätte auch Wallenstein zum Vergleiche heranziehen können. Welchen Verdruß das Stück dem Dichter brachte, indem man in ihm allerlei politische Anspielungen witterte, erörtert E.-N. S. 346 flg. Ich übergehe hier die Behandlung der beiden folgenden nationalen Dramen des Dichters: „Ein treuer Diener seines Herrn" und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg."

Das VIII. Kapitel ist überschrieben: Märchen und Lustspiel. Der Verfasser bespricht die drei Theaterstücke: „Melusine", bekanntlich von Konradin Kreutzer, Beethovens Freund, in Musik gesetzt, „Der Traum ein Leben" und das Lustspiel: „Weh' dem, der lügt." Mit Recht sieht E.-N. in der Wahl dieser Stoffe die Hinneigung des Dichters zur Romantik. „Seine Romantik hielt er in Zucht, aber er erstickte sie nicht." Interessant ist es, wie Grillparzer den „Freischütz" von Weber so heftig bekämpft, der, seiner Meinung nach, die Ausdrucksfähigkeit der Musik hatte übertreiben wollen — wir haben ja schon gesehen, wie Grillparzer über R. Wagner urteilte —, doch vom Strom volkstümlicher Dichtung, die eben durch Webers unsterbliche Musik mehr als durch Kinds Text ihren beredtesten Ausdruck fand, fortgerissen wurde. — Als Quellen für das dramatische Märchen: „Der Traum ein Leben" gibt der Verfasser an außer dem bekannten Stücke von Calderon: „Das Leben ein Traum" noch den Anfang von Mozarts „Zauberflöte" für den zweiten Aufzug des

Stückes, Lopes Los Donayres de Matico (die Scherze des M.), Maximilian Klingers Geschichte Giafars des Barmeciden und besonders Voltaires Erzählung: Le Blanc et le Noir. Daß im „Traum ein Leben" Grillparzer mehr Gewicht auf die Handlung als auf die Seelenmalerei legte, daß er, um einen anderen Ausdruck zu gebrauchen, die psychologische Entwickelung nicht zu ihrem vollen Rechte kommen ließ, dürfte unzweifelhaft sein. Immer wieder predigt hier Grillparzer die Lehre, die sich durch so viele seiner Dramen zieht, daß das Glück nur in der Beschränkung der Wünsche und im inneren Frieden liegt, nicht im Streben nach irdischer Größe. Diese Lehre verkünden Jason, Ottokar, Rustan. Das einzige größere Lustspiel des Dichters: „Weh' dem, der lügt", ist, wie E.-N. nachweist, aus seinem tiefsten Abscheu vor jeder Heuchelei und Unwahrheit hervorgegangen. Für die Literaturgeschichte hatte es die verhängnisvolle Bedeutung, daß es das letzte vom Dichter selbst veröffentlichte Theaterstück war, da es bei seiner Erstaufführung am 6. März 1838 im Burgtheater — ausgezischt wurde. Alle noch übrigen Bühnenstücke verschloß der Dichter in seinem Pulte. — Den geschichtsphilosophischen Sinn des Verfassers zeigt deutlich Kapitel IX: Dramatische Fragmente; insbesondere gilt dies von seiner Beurteilung des Fragments: „Hannibal". „Der Fortschritt ist öfters nichts anderes als das Vergessen der verstandesmäßigen Errungenschaften der Kultur und die Rückkehr zu instinktiven Zuständen. Scipio trägt den Sieg bei Zama davon, weil er auf — alte, aus Roms frühester Zeit stammende Taktik zurückgreift. Tiefes Einvernehmen mit der Natur, treue Bewahrung ehrwürdiger Überlieferungen, das sind für Grillparzer die Wege, auf welchen die Völker Glück und Macht erlangen." (S. 455). Sehr ausführlich ist „Esther" vom Verfasser behandelt. Nicht nur, daß er zum Vergleiche die Dramatiker immer heranzieht, die denselben Stoff behandelten: Lope und Racine, er schildert auch jeden Charakter dieses Stückes, das doch bekanntlich Fragment ist, sehr ausführlich. E.-N. sieht in diesem Stücke eine „kaum verschleierte Satire" auf den Wiener Hof des 19. Jahrhunderts, gleichwie Racine zur Zeichnung der Umgebung Ahasvers den Hof von Versailles zum Modell nahm. Daß Grillparzer das Stück nicht vollendet, sieht E.-N. als ein Glück für die Person und den Ruhm des Dichters an: für die Person insofern, als es unklug gewesen wäre, die höfische Welt, die der Dichter schon durch sein Lustspiel gegen sich aufgebracht, noch mehr gegen sich zu erzürnen; für den Ruhm des Dichters, weil die auf dem Theater nötige Einheit des Eindrucks gelitten hätte, bei einer Heldin, die uns erst als ein Ideal von Anmut bezaubert, dann auf Abwege gerät und schließlich Widerwillen einflößt.

In Kapitel X: Des Dichters Abschied behandelt E.-N. die beiden Dramen Grillparzers, die erst nach seinem Tode zur Aufführung kamen: „Die Jüdin von Toledo" und „Libussa". Geistreich und anregend wie das ganze Werk sind auch die Bemerkungen, die der Verfasser über das erste Drama macht. Er sieht in der Drohung des Königs Alfons VIII., sich an

die Spitze seines Volks zu stellen, um die Schlösser der ungehorsamen Granden zu zerstören, eine Beziehung auf die Anklagen des Wiener Hofes gegen den ungarischen Adel, der den furchtbaren Aufstand von 1848 hervorrief; er vergleicht die Jüdin mit Carmen von Merimée. Aber der Verfasser hebt die Schwächen des Stückes zu wenig hervor; insbesondere die verfehlte Zeichnung des Hauptcharakters, der erst von schwärmerischer Liebe für die buhlerische Jüdin befangen, nach der abscheulichen Lynchjustiz, die das Volk gegen sie verübt, erst auf Bestrafung des Frevels denkt, dann aber davon absieht, als er den häßlichen Leichnam der ehemaligen Geliebten erblickt, sondern nur fordert, daß jeder seinen Frevel im Maurenblute waschen soll. Diese Haltlosigkeit des Königs wirkt ebenso abstoßend, wie die hündische Treue des Banchanus in dem Stücke: „Ein treuer Diener seines Herrn." Daß die „Libussa"[1]) jetzt immer mehr Anerkennung findet, ist ein erfreuliches Zeichen. Schon Sauer hat die wunderbare Rhetorik namentlich im letzten Aufzug des Stückes gerühmt und auch Witkowski[2]) hebt die Vorzüge dieser Dichtung ebenso hervor wie E.-N. In der Tat, die hohen Ideen von Idealismus und Realismus, hier verkörpert in zwei Personen: Libussa und ihrem Gemahl Primislaus, die idealen Forderungen der Böhmenkönigin, welche nur will, daß ihr Volk in freiwilligem Gehorsam, in liebevollem Vertrauen zu seinem Fürstengeschlecht, in engem Anschluß an die Natur sich fügen soll und von einem Recht und Gesetz nichts wissen mag, und die realen Forderungen des Primislaus, der im Zusammenleben in der Enge der Stadt das Heil der Zukunft erblickt: diese Ideen, sage ich, sind es, die noch auf lange Zeit die Welt bewegen werden und sie sind es, die diesem Drama dauernde Bedeutung sichern. Wie anziehend übrigens diese schönste aller tschechischen Sagen von Libussa und ihrem Geschlechte auf Künstler wirkt, überhaupt auf ideal gerichtete Seelen, das zeigt besonders Moritz v. Schwinds herrliches Bild: König Krokus, Libussas Vater und die Waldnymphe.[3]) Ein Schlußwort Moritz Neckers, das auch die Mängel und Schranken des Grillparzerschen Genius hervorhebt, beendet das ausgezeichnete Werk, ein würdiges Seitenstück zu Volkelts Schrift: Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Der Druck ist sehr schön; daß die zwanzigbändige Ausgabe von August Sauer in der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur dem Werke zugrunde gelegt ist, sollte, um Unklarheit zu verhüten, gesagt sein.

Nachdem wir bisher zwei Werke über österreichische Dichter besprochen, wollen wir jetzt kurz eine Schrift (3) über einen Dichter beurteilen, der zwar kein

---

1) Das Werk: „Libussa" in der deutschen Literatur von Dr. Em. Grigorovitza, Prof. in Bukarest, Verlag von Alex. Dunker in Berlin, soll hier wenigstens erwähnt werden.

2) A. a. O. S. 25. „Libussa" muß als symbolische Dichtung immer mehr Anerkennung finden, je weiter die Erkenntnis sich ausbreitet, daß die höchsten Aufgaben der Poesie nur im Bereiche des Symbolischen liegen.

3) Vgl. Moritz v. Schwind von Friedrich Haack S. 88 flg.[1] in den Künstlermonographien, erschienen bei Velhagen & Klasing.

Österreicher von Geburt, doch in diesem Lande nach langen Irrfahrten in den ersehnten Ruhehafen eingelaufen ist: Friedrich Hebbel. Es ist höchst verdienstlich, daß Dr. Bernhard Patzak die Epigramme des großen aus Dithmarschen stammenden Dichters einer ausführlichen Würdigung unterzogen hat; an einer solchen Arbeit fehlte es bisher, wo Hebbel fast nur als Dramatiker in Abhandlungen betrachtet wurde. Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Lyrik Hebbels, die er selbst zeitlebens für das Beste seines Geistes erklärte, und die das tiefe Gemüt des Nordfriesen meist ohne die herben Seiten der Dramen offenbart, einmal eingehend gewürdigt würde. Hoffentlich führt, wie er im Vorwort versprochen, der dazu ganz geschaffene, in der Munckerschen Schule methodisch gebildete Verfasser sein Vorhaben aus. Zugrunde gelegt sind dem Werke Patzaks die von Felix Bamberg herausgegebenen Tagebücher und Briefe, sodann die von Hebbel selbst besorgten: Neuen Gedichte (Leipzig 1848) als Sammlung II (Sg. II), die „Gesamtausgabe" als Sg. III und der Gedichtband der von E. Kuh und A. Glaser in Hamburg herausgegebenen „Sämtlichen Werke" als Sg. IV.[1]) Die Schrift Patzaks zerfällt in zwei Teile von nahezu gleichem Umfang. In Teil 1: Zur Entstehungsgeschichte der Hebbelschen Epigramme, ist in sehr mühevoller Arbeit die Zeitfolge dieser Dichtungen auf Grund der in den Tagebüchern und Briefen gegebenen Bemerkungen ähnlichen oder gleichen Inhalts geordnet. Auf diese Weise erhält der Hebbelforscher ein Bild der psychologischen Entwickelung und der Studienrichtung des Dichters. Immer ist der Verfasser bemüht, bestimmte Gedankenkreise, auf die Hebbel seine Aufmerksamkeit in den verschiedenen Lebensjahren verwandte, herauszuarbeiten. Daß hier mitunter auch Ungleichartiges zusammengestellt werden mußte, liegt auf der Hand. Wenn sich im ersten Teile der Schrift der Verfasser mehr als Philologe zeigte, so tritt im zweiten: Die Eigenart der Hebbelschen Epigramme, nur der Ästhetiker auf. Hier gilt so recht das: Inter folia fructus. Nicht nur aus den Epigrammen, die in die Gedichtsammlungen aufgenommen, sondern auch aus den Sprüchen, die sich in den Tagebüchern und Briefen, wie in Werners Nachlese zu Hebbels Werken finden, gewinnt Patzak eine wohl und klar geordnete Kunst-, Lebens- und Weltanschauung des Dichters. Das Wesentlichste der Kunstansicht des Dichters faßt er zusammen in folgendem richtigen Gedanken: Es war ihm nicht wie einem Goethe verliehen, „die Schönheit vor der Dissonanz, die Traumschönheit, die von den widerspenstigen Mächten und Elementen des Lebens nichts weiß, nichts wissen will", zu gestalten, sondern er suchte „die Schönheit, die die Dissonanz in sich aufnahm, die alles Widerspenstige zu bewältigen wußte", zur Darstellung zu bringen. „Auf diesem Standpunkt löst sich, so

1) Die kritische Ausgabe der Werke Hebbels von Richard Maria Werner in Lemberg samt den Briefen und Tagebüchern ist noch nicht vollendet. Das als Vorläufer hierzu erschienene Werk: Hebbel, ein Lebensbild von R. M. W. im Verlage von E. Hofmann & Ko. in Berlin gibt über Hebbels lyrische Gedichte und Epigramme nur dürftige Andeutungen.

sagt Hebbel, alles auf, was in meinen Produktionen jedem anderen dunkel und seltsam erscheinen mag. Wie schwer er auch zu erringen, wie viel schwerer ihm noch zu genügen sei: er ist der allein gültige." (S. 58 flg.) Im einzelnen haben wir noch zu bemerken, daß der Verfasser keineswegs seinen Dichter überschätzt. Er nennt dessen Epigramme lediglich in Verse gebrachte Denkergebnisse aus oft jahrelang weiter gesponnenen Gedankenreihen. Doch gilt dies freilich mehr oder minder von allen Epigrammen; sie mögen herrühren, von wem sie wollen. Sie stehen hart an der Grenze zwischen Poesie und Prosa. Daß der Dichter dem Christentum überhaupt feindlich gegenüber gestanden hätte, ist eine Behauptung, die anfechtbar ist (S. 72), wie dasselbe Urteil, das über unsere klassischen Dichter gefällt worden ist.[1]) Gewiß finden sich Stellen in ihren Werken und Briefen, Stellen, die darauf hindeuten oder wenigstens hinzudeuten scheinen, daneben aber andere, die das Gegenteil beweisen. So ist es auch mit Hebbel, von dem wir neben abstoßenden Ausfällen gegen unsere christliche Religion doch die herrlichsten Worte über das Vaterunser besitzen, und Gedichte, wie „Der blinde Orgelspieler", die den reinsten Gottesfrieden atmen. Das harte Urteil Patzaks über Platen, da wo das treffliche Epigramm Hebbels: „Villa reale a Napoli" mit einem Epigramme Platens: „Die Insel Tino bei Palmaria", verglichen wird, ist nicht berechtigt. Patzak sagt, daß das Platensche Epigramm wie ein Theaterprospekt wirke. Doch stehen diesem einen andere gegenüber, wo sich Form und Inhalt harmonisch verschmelzen. So „Villa Ricciardi", „Villa Patrizi", „Askoli" und andere. Im übrigen wünschen wir, daß das schöne Werk Patzaks recht viele Leser finden und recht viele Forscher dazu anregen möge, den reichen Gedankeninhalt der gesamten Hebbelschen Werke in Poesie und Prosa lebendig zu erfassen.

Von Hebbel, dem Dichter des Problems, wie man ihn mit Recht genannt, hat entschieden der größte der nordischen Dramatiker Henrik Ibsen gelernt, wenn er auch dadurch, daß er sich über die bestehenden Kunstgesetze hinwegsetzt, über Hebbel hinausgeht.

Über Ibsen handelt ein Werk, das seltsamerweise in demselben Verlag erschienen ist wie Bielschowskys „Goethe" und Ehrhardt-Neckers „Grillparzer". Bemerken will ich noch, daß Ehrhardt schon früher ein Buch über Ibsen geschrieben: „Henrik Ibsen et le théâtre contemporain", Paris 1892. Man vergegenwärtige sich solche Gegensätze wie Goethe und Ibsen! Das Werk Woerners (4), von dem bisher nur Band 1 erschienen ist, ist hervorgegangen aus seiner Habilitationsschrift: „Henrik Ibsens Jugenddramen." Es behandelt allerdings nur die Zeit vom Jahre 1828, dem Geburtsjahre des Dichters, bis 1873. Es schließt also die auf der deutschen Bühne am meisten gegebenen Stücke: „Die Stützen der Gesellschaft", „Ein Puppenheim", „Ein

1) Vgl. jetzt Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben. S. 176—182. Berlin 1905.

Volksfeind", „Gespenster", „Wildente" u. a. von der Besprechung aus. Merkwürdigerweise ist auch das erste der in Prosa erschienenen Dramen: „Bund der Jugend", 1869, in Woerners Werk nicht erwähnt. Die Einleitung behandelt die Entwickelung der norwegischen Literatur seit 1814, dem Jahre der Lostrennung Norwegens von Dänemark, und fußt auf den Werken nordischer Literarhistoriker: L. Dietrichson: „Omrids afden norske Poesis Historie I: Norges Bidrag til Faelles literaturen" (Kjöbenhavn 1866) und Henrik Jaeger: „Illustreret norsk literaturhistorie". Drei Zeiträume werden unterschieden. 1. Die patriotisch unkritische Zeit unter andauernder Herrschaft des platten Rationalismus von der Trennung von Dänemark bis zu Wergelands und Welhavens Auftreten 1814—1830. — 2. Der Streit um die Bedeutung und das Wesen des Nationalen, von Wergelands und Welhavens Auftreten bis zu Wergelands Tod 1830—1845. — 3. Bis zur Entdeckung des Sagastils durch Ibsen und Björnson 1845—1857. Gegenseitige Annäherung von Volk und Literatur, Herrschaft der Volksdichtung, Emporkommen des Realismus. Der Einfluß Wergelands und Welhavens auf Ibsen wird namentlich hervorgehoben, ebenso der des früh verstorbenen Aasmund Olafsson Vinje. Hierauf geht der Verfasser zur Besprechung der bis zum Jahre 1873 reichenden Dramen über. Fußnoten gibt er im Gegensatze zu Ehrhardt in dem Werke über Grillparzer nicht, dafür reichhaltige Anmerkungen am Schlusse S. 369—400. Wie stellt sich nun der Verfasser zu der Frage nach der Bedeutung Ibsens und seinem Werte insbesondere als dramatischer Dichter? Er gesteht offen zu, daß einer ruhigen, bloß ästhetischen Auffassung und Würdigung der Werke Ibsens ihr herausfordernder Inhalt und ihre revolutionäre, über hergebrachte Kunstregeln sich hinwegsetzende Form hinderlich sei und manchem in bestimmten ästhetischen Ansichten Aufgewachsenen die Unbefangenheit des Urteils trübe. Auch er selbst hat sich zu einer vorurteilsfreien Prüfung erst allmählich hindurchgerungen. Da das Werk noch nicht abgeschlossen ist, so ist es nicht nötig, alle Kapitel desselben hier zu besprechen. Wir greifen drei Abschnitte heraus. Der zweite behandelt die Erstlingstragödie Ibsens. Sie führt den für seine Richtung auf Faules und Krankhaftes bezeichnenden Titel: „Catilina". Die Hauptquellen über Catilina und die nach ihm benannte Verschwörung: Cicero und Sallust hat Woerner gründlich studiert. Interessant sind vor allem die Vergleiche, die er zwischen der Erstlingstragödie Ibsens und Schillers zieht. Den Inhalt des Werkes entwickelt Woerner genau. Auch auf Sprache und Stil dieses Erstlingswerks geht der Verfasser liebevoll ein, selbst auf das Metrum, aber stets in engster Verbindung mit dem Inhalt. Doch vermißt er noch manches an dieser Tragödie. „Er (Ibsen) verschmäht das geschichtlich gegebene Gegenspiel, verzichtet auf einen klar vorgezeichneten, theatralisch wirksamen Antagonisten, wie Cicero und überträgt das Werk der heimlich durch die Handlungen der Menschen waltenden Nemesis, einer „Rachegöttin" in Person, die sich ohne Umstände und Umschweife zu seinem Zwecke verwenden ließ." Kurz und treffend bezeichnet Woerner das Wesen der

Ibsenschen Dramen. „Um zwei Pole, das Individuum und die Gesellschaft, drehen sich — seine sämtlichen Dramen." In „Catilina" ebenso wie in den norwegischen Dramen handelt es sich jedoch nur um den einen Pol, das Individuum. Die Gesellschaft ist zwar vorhanden, aber sie kommt nicht wie in Ibsens modernen Dramen zur vollen Geltung einer Macht, mit der das Individuum den ungleichen Kampf aller gegen einen auszufechten hat.

Als zweites Drama greifen wir „Peer Gynt" heraus Als Vorbilder dienten dem Dichter nach Woerners Darlegung Paludan-Müllers „Adam Homo", ein episches Gedicht in ottave rime, wie auch Byrons: „Don Juan". In bewußten Gegensatz stellt sich Ibsen hier zu seinem Landsmann Björnstjerne Björnson in dessen Bauernnovellen: „Synnöve Solbakken" und „Arne". In jedem Punkte sollte dem glänzenden Schein bei Björnson die heilsam-unerfreuliche Wirklichkeit gegenübergestellt werden. Thorbjöre in Björnsons Stück steht Peer Gynt bei Ibsen gegenüber. Ibsen sucht in Peer Gynt das Wesen und die Wurzel der besonderen norwegischen Lüge darzulegen. Neben diesen Stoffen wurde der Dichter noch angeregt durch P. Chr. Asbjörnsens Feenmärchen: „Norske Huldre-Eventyr og Folkesagn". Das zweite in ihnen enthaltene Märchen von Peer Gynt schließt mit den Worten: Der Peer Gynt, das war einer, ein richtiger Lügenschmied und Aufschneider. Der erzählte auch die ältesten Geschichten so, als wäre er selbst dabei gewesen. Das Ringen mit dem Krummen, das im Stücke symbolisch verwertet ist, das ganze Spuk- und Koboldwesen der ersten drei Akte stammt daher. So weit geht Woerners Darlegung. Ich aber füge hinzu, daß das Spuk- und Koboldwesen sich noch weiter im Stück fortsetzt, ja daß Ibsen den nordischen Grimm zu übertrumpfen scheint. Im fünften Aufzuge treten: Knäuel, trockene Blätter (vom Winde fortgewirbelt), Klänge in der Luft, Tautropfen, geknickte Halme redend auf!! Auf die Inhaltsangabe der einzelnen Aufzüge durch Woerner können wir hier nicht näher eingehen. Erwähnen wollen wir aber, daß er die klaffende Lücke zwischen Akt I—III und IV klar hervorhebt. Der unverbesserliche Tagedieb und Träumer der drei ersten Akte soll es durch eigene Tatkraft zum reichen Schiffsreeder gebracht haben. Hier haben wir es also mit einem höchst undramatischen Salto mortale zu tun. Nach unserem Urteil hätte Ibsen besser getan, diesen Stoff episch zu behandeln statt dramatisch.[1]) Ich kenne allerdings die szenische Einrichtung des Stückes nicht, möchte aber annehmen, daß an ihr viel gegenüber der ursprünglichen Fassung durch den Dichter umgemodelt werden muß. Außer den oben angeführten Unmöglichkeiten der sprechenden Knäuel usw. kommt als Hindernis für die theatralische Aufführung noch hinzu, daß der Held in jeder Szene des 154 Seiten bei Reclam umfassenden Dramas auftritt, so daß ein Schauspieler diese Rolle in dieser Fassung kaum bewältigen dürfte.

---

1) Einen ähnlichen Gedanken spricht übrigens auch Carl Weitbrecht aus, Deutsche Literaturgesch. des 19. Jahrh. II, 140, indem er Ibsen mit seiner mehr epischen als dramatischen Technik Wirkungen erzielen läßt.

Weit klarer in der Anlage als „Peer Gynt" und auch freier von Symbolik und Allegorie ist das Drama, das mit Goethes „Faust" verglichen worden ist: „Brand". Woerner nennt es mit Recht die Tragödie des Idealismus S. 174. Er vergleicht es mit Molières „Misanthrope", jener Komödie, die hart an das Tragische streift, deren Held, wie Goethe sagt, wir in Konflikt mit der sozialen Welt sehen, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umherziehen kann. Wenn aber Molière in diesem Stücke sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger offenbart als je ein Dichter, so haben wir es in dem Helden des Ibsenschen Stückes mit einem Starrkopf zu tun. Woerner weist nach, daß die Gestalt des norwegischen Pfarrers Lammers, der seine Familie in Elend und Not stürzte, um seinen Willen durchzusetzen, für Brands Gestalt vorbildlich gewesen wäre. Durch den Mund eines Pfarrers und auf religiösem Gebiete hoffte der Dichter bei seinen Landsleuten am meisten wirken zu können. „Das Religiöse dient nur zum Prüfstein, an dem das Gold des echten Willens am besten bewährt wird." Brand opfert sein Kind, das nach ärztlichem Rat nur im Süden genesen kann, und hält es in Norwegen fest, weil ihn von dort sein seelsorgerisches Gewissen nicht ziehen läßt; das Kind stirbt. Sein Weib Agnes opfert geduldig alles, was an das Kind erinnert, sogar das letzte Häubchen, um das fast erstarrte Kind einer Zigeunerin zu umhüllen, und sie tut es willig, wie es uns wenigstens der Dichter darstellt. Aber sie bricht nach dieser Opfertat tot zusammen. Wie hier Brand seine Familie preisgegeben, um seinen Willen durchzusetzen, so will er auch von der durch seine Veranlassung erbauten Kirche nichts wissen, da sein Vorgesetzter, der Propst, nicht so denkt wie er in religiösen Dingen. Brand schleudert am Tage der Kirchweih die Schlüssel der Kirche ins Meer. Der Schluß des Dramas ist wieder höchst phantastisch: Der Tod Brands wird durch das verrückte Zigeunerweib Gerd herbeigeführt, das durch einen Schuß eine Lawine ins Rollen bringt, die beide begräbt. Diesen Schluß tadelt Woerner mit Recht, der im übrigen bei seinem Helden Ibsen zu viel Licht, zu wenig Schatten sieht. Neugierig kann man sein, wie sich der Verfasser mit Dramen wie „Die Stützen der Gesellschaft", „Gespenster", „Nora" in dem noch ausstehenden zweiten Bande seines Werkes abfinden, ob hier das Lob den Tadel überwinden wird oder umgekehrt.

Wie man Ibsen eine zähe germanische Kraftnatur, wenn auch mit allem Eigensinn und aller Starrköpfigkeit, genannt hat, so zeigt sich diese Natur jedoch ohne diese Fehler in Richard Wagner. Wagner ist neben Dürer und Shakespeare einer der großartigsten Vertreter des germanischen Geistes, denen es weniger auf das Harmonisch-Schöne als auf das Charakteristische ankommt. Von Richard Wagner als Erzieher handelt das geistvolle und mit Begeisterung weckender Hingebung geschriebene Werk des Dr. Alexander Wernicke (5), der schon im Jahrgang 1898 dieser Zeitschrift S. 204 flg. einen für seinen Helden wirkenden Aufsatz: „Gebührt Richard Wagner ein Platz in der deutschen Literaturgeschichte?" veröffentlicht hat. Es ist schwer, auf

engem Raum ein Bild von der Fülle der Ideen zu geben, die Wernicke in dieser Schrift enthüllt. Daß er nicht immer Neues bietet, sondern Gedanken anderer Forscher und Denker in sich verarbeitet, gereicht ihm und uns nur zum Nutzen. S. 36 sieht der Verfasser Wagner vor allem als Vertreter einer heimischen Kultur an: „Goethes Heilige (Iphigenie) schreitet im Griechengewande einher und Schillers Heilige trägt Frankreich die Oriflamme voran; es sind heimische Geschöpfe auf dem Boden der Fremde. Noch blieb die, von Goethe und Schiller zwar bezeichnete, aber noch ungelöste Aufgabe übrig, diese heimische Kultur auf ihrem heimischen Boden in Kunstwerke zu gestalten. Diese Aufgabe hat Richard Wagner gelöst und zwar in der Formung, zu der die Entwickelung der Dichtkunst und der Tonkunst hindrängte, im Musikdrama." Freilich ist zu beachten, daß Wagner in „Rienzi", „Tristan und Isolde", „Parsifal" nicht germanische Stoffe behandelt hat und daß anderseits Goethe im „Götz" und „Faust" auf deutschem Boden gewachsene Gestalten und Deutschfühlende geschaffen hat. Von „Tristan und Isolde" sagt ja auch der Verfasser, der für das deutsche Haus und die deutsche Schule schreibt, mit Recht S. 127, daß es für die Schule nicht günstig ist, „weil weder die Weltanschauung des Werkes, noch das Gleichnis, an dem diese gezeigt wird (Wunschlose Liebesruhe), für den Schüler verständlich ist, ihm auch nicht verständlich werden soll". Worin liegt nun aber das Erzieherisch-Wertvolle des Musikdramas? wird man fragen. Wernicke erörtert dies durch einen eigentümlichen Gedankengang. Er geht aus (S. 17) von Schillers Worten in der „Huldigung der Künste": Was ahnungsvoll den tiefen Busen füllet, Es spricht sich nur in meinen Tönen aus. Dann fährt er fort: Es gibt eine Grenze, an welcher das Wort für die Deutung des Inneren der handelnden Personen versagt, hier tritt der Ton helfend ein. Darum erschließt uns die Musik das „Unsagbare"[1]) im Drama. Dieses „Unsagbare" steht aber hinter der ganzen Handlung, die wir mit Augen sehen, und muß demnach auch als ein Ganzes zum Ausdruck kommen. Damit erhält im Musikdrama, welches alle Künste zu harmonischer Wirkung verbindet, die Musik ihre sichere Stelle. „Sie tönt, und was sie tönt, mögt ihr dort auf der Bühne schauen." „Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter, Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus." Und nun kommt der Verfasser zum Schlusse, daß unter allen Kunstwerken das Musikdrama in künstlerischer Aufführung (!) die erzieherische Wirkung der Persönlichkeitsbildung am besten zu lösen vermag. Dies ist nun freilich zweifelhaft. Jenes Unsagbare hat mit der Persönlichkeitsbildung, die vor allem die Gegenwart mit ihrem „Kampf ums Dasein" fordert, doch nur indirekt zu tun; weit eher wird diese Aufgabe die reine Poesie lösen. Es ist mindestens von seiten des Hörers ein sehr hoher Grad allseitiger ästhetischer Bildung nötig, damit jenes Ziel durch das Musikdrama erreicht werden kann. Dagegen stimmen wir ganz mit dem Urteile des Ver-

1) Vgl. Arthur Schopenhauer von Joh. Volkelt über Wagners Verhältnis zu Sch. S. 284.

fassers überein, der am Schlusse seiner Schrift sagt: „Die Pflichten der Erziehungsschule Wagner gegenüber sind erfüllt, wenn der Schüler bei seinem Eintritte ins Leben begriffen hat, welche Stelle Wagner in der Reihe unserer deutschen Meister einnimmt und wenn es ihm zum Herzenswunsche geworden ist, sobald als möglich einem Festspiele in Bayreuth beizuwohnen." In der Tat müssen wir sagen, daß, wenn das Bewußtsein und Verständnis für Wagners Bedeutung in künstlerischer, sittlicher und nationaler Hinsicht und für des Dichterkomponisten unablässiges Ringen nach Vollkommenheit nach dieser dreifachen Seite im Zögling geweckt ist, dies eine erzieherische Wirkung zur Persönlichkeitsbildung, wenn auch nicht die höchste haben wird. Wir empfehlen diese gehaltvolle Schrift insbesondere allen Lehrern höherer Schulen.

Wie Wernicke, so ist auch Wolfgang Golther in seiner Schrift: Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners (6) ein beredter Verkünder des Ruhmes von Richard Wagner. Er ist, wie Max Koch, Professor der deutschen Philologie an einer deutschen Universität. Wie dieser in seiner mit Vogt herausgegebenen Deutschen Literaturgeschichte und in seinem in der Sammlung Göschen erschienenen Werke gleichen Namens sich als begeisterter Anhänger Wagners bekennt und die Bayreuther Festspiele als das Höchste bezeichnet, was der Kunst am Ausgang des 19. Jahrhunderts zu erzeugen gelang, so nennt Golther Wagners Ringdichtung ein unvergleichliches Heldenschauspiel. Es ließ sich von dem gelehrten Verfasser des „Handbuchs der deutschen Mythologie" nicht anders erwarten, als daß er alles, was Wagner aus nordischen und älteren deutschen Quellen, wie auch aus neueren deutschen Dichtungen verwendet hat, gründlich erörtert.[1]) Aber dabei bleibt Golther nicht stehen. Er sagt: „Es liegt mir ebenso daran zu zeigen, was Wagner nicht vorfand, sondern neu hinzufügte. Und das ist eigentlich das meiste." In der Einleitung bespricht Golther natürlich auch alle Werke, die den gleichen Gegenstand wie er behandeln. Nur die beiden gediegenen Schriften Ernst Kochs: Die Nibelungensage nach ihren ältesten Überlieferungen ergänzt und kritisch untersucht. Grimma 1872[2] und Richard Wagners Bühnenfestspiel „Der Ring der Nibelungen" in seinen Verhältnissen zur alten Sage wie zur modernen Nibelungendichtung betrachtet. Gekr. Preisschr. Leipzig 1875, habe ich vermißt. Die harten Ausfälle gegen Hebbels Nibelungen wird mit mir gewiß auch mancher andere gern wegwünschen. Er, Golther, nennt es ein für sein Gefühl ganz unglückliches dreiteiliges Trauerspiel. Noch schlechter kommt freilich Jordan weg, der, nach Golther, in roher äußerlicher Weise die gesamte nordische und deutsche Überlieferung durcheinander warf in seinem stillosen „Nibelungenepos", das Golther ebenso vom rein poetischen wie sagengeschichtlichen Standpunkt durchaus verwirft. Offenbar hat Golther vollständig den Grundgedanken Jordans, der ja die Nibelungensage im Geiste unserer Zeit erneuern wollte,

1) Vgl. auch den Artikel „Richard Wagner" in der Allgem. deutschen Biogr. von Franz Munker S. 558 flg. über die Studien Wagners zum Nibelungenringdrama.

verkannt.[1]) Doch diese Ausstellungen können dem Werte des ganzen Werkes keinen Eintrag tun, das in klarer, plastischer Weise den dramatischen Gehalt des Wagnerschen Nibelungenrings in seinen einzelnen Teilen wiedergibt. Als ein Muster von Klarheit hebe ich hervor aus dem Abschnitt: Siegfried S. 73 die Stelle: Schwert, Kampf mit dem Lindwurm und Hortgewinn, Erweckung der Walküre — mit diesen kurzen Worten ist die Handlung der 3 Aufzüge und 3 Eddalieder, die ihnen zugrunde liegen, angegeben. Das eben besprochene Werk Golthers ist hervorgegangen aus Vorlesungen an der Rostocker Hochschule; in demselben Rostock ist die Schrift (7) von Benedict erschienen: Die Gudrunsage in der neueren deutschen Literatur. Auch darin gleichen sich beide Schriften, daß sie Hebbels und Jordans Nibelungen (S. 118 bei B.) heftig befehden. Im übrigen sind sie nach Inhalt und Art der Darstellung grundverschieden. Nach einer kurzen Einleitung spricht Benedict über die Übersetzungen des Gudrunliedes. Fast alle werden abgekanzelt, am besten kommt noch die von Paul Vogt weg. An zweiter Stelle bespricht der Verfasser die freien Bearbeitungen der Sage. Unter diesen hebt er am meisten die von Rudolf Baumbach hervor, die freilich nur das tragisch endende Schicksal Horands und Hildes behandelt. Den breitesten Raum nimmt der 3. Teil ein: Dramatische Bearbeitungen. Unter diesen finden die von Johann Schöpf und Mathilde Wesendonk, Richard Wagners Freundin, die meiste Anerkennung. Freilich ist der Begriff: Anerkennung auch hier nur relativ zu verstehen. So ist denn das Ergebnis des Werkes, an dem die Sorgfalt in der Zusammentragung des Stoffes entschieden anzuerkennen ist, nur ein negatives: Übersetzer und Bearbeiter der Sage haben ihre Aufgabe nicht zu lösen vermocht.

In gleichem Verlag wie die Schrift von Benedict erschien ebenfalls zu Rostock i. M. ein gut geschriebener und ansprechender Vortrag des dortigen Universitätsprofessors Lindner, den wir unter Nr. 8 hier gleich erwähnen: Zur Geschichte der Oberonsage, Rostock 1902. Der Verfasser führt hier denselben Gedanken durch, den er schon in seiner Arbeit: Über die Beziehungen des Ortnit zu Huon de Bordeaux, Rostock 1872 und in seinen

---

1) Ganz anders urteilt Ernst Koch in dem 1872 erschienenen Werke S. 3: Jordan ist der Sage bis in ihre entlegensten Quellen nachgegangen; er hat die verschiedensten teils in Deutschland teils im skandinavischen Norden überlieferten Variationen der Sage benutzt und seiner dichterischen Intuition haben sich in wahrhaft wunderbarer Weise die unzähligen Einzelheiten zu einem durch und durch harmonischen Ganzen zusammengefügt. Wer durch Jordans Dichtung nicht erwärmt, ja begeistert wird für die Nibelungensage, der wird es nimmer. Auch Max Koch, Deutsche Literaturgesch.[1] S. 719 urteilt weit maßvoller als Golther: Jordans Nibelungen und Simrocks Amelungen übertreffen an Bedeutung alle epischen, wie Wagners und Hebbels „Nibelungen" alle übrigen dramatischen Versuche der Rückgewinnung altgermanischer Sage und mittelhochdeutscher Epen für die neuere Literatur. Und obschon M. Koch die Mängel der Jordanschen Dichtung, insbesondere das Hereinziehen der Darwinschen Zuchtwahl hervorhebt, so trägt doch auch nach M. Koch Jordans Werk den Stempel gewaltiger Dichterkraft und entfaltet im einzelnen erschütternde Größe.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte Bd. XV, Heft 3 erörtert hat, daß Ortnit ungefähr i. J. 1230 entstanden, eine Nachahmung des H. d. B. sei, „weil ohne eine solche anzunehmen im O. die Verwandlung des schwarzelbischen Charakters des Alberich in lichtelbischen unerklärbar wäre, wogegen sie in den auf französischem Boden entstandenen Dichtungen durch die Verbindung Oberons mit den Feen begreiflich erscheint.“[1]) Bei einem Vortrage ist Kürze eine Hauptsache; manches würde vielleicht der Verfasser in einer längeren Abhandlung noch weiter ausgeführt haben. Doch hat er es an sorgfältigen Literaturnachweisen nicht fehlen lassen.

Freiberg in Sachsen. Prof. Dr. **Lothar Böhme.**

Edmund Weißenborn, Homers Ilias und Odyssee in verkürzter Form nach Johann Heinrich Voß bearbeitet. 2. Bändchen: Odyssee — 2. vielfach verbesserte Auflage, Leipzig und Berlin, Teubner 1904.

Auch unter den der griechischen Sprache unkundigen Freunden der Dichtung möchten manche gerne die Gedichte Homers kennen lernen und einen Blick in die berühmte Welt griechischer Sagenpoesie tun, die für die Hellenen des Altertums die Hauptquelle ihrer Bildung war. Aber die Länge hält sie ab: wer mag mehr als 10000 Hexameter lesen, die zweifellos viel Uninteressantes enthalten! Da hat Professor Edmund Weißenborn in Mühlhausen abgeholfen, indem er schon vor mehr als zehn Jahren die Ilias und 1895 auch die Odyssee in verkürzter Form und vielfach verbesserter Übersetzung herausgab. Die Odyssee erschien 1904 in zweiter Auflage. Der Verfasser ist mit der Kürzung sehr herzhaft verfahren, und das allein konnte helfen: aus den etwa 12100 Versen bei Voß sind bei Weißenborn rund 4700 geworden, also nahezu zwei Drittel weggefallen. Man kann dem Verfasser, wenn man sein Verfahren näher prüft, nur beistimmen und das Geschick, mit dem die Ausschnitte vollzogen sind, anerkennen. Ganz ausgeschieden sind fünf Gesänge: Der 2., 3., 4. (Telemachs Reise nach Pylos und Sparta)[2]), 11. (Das Totenreich) und 20. (Die Ereignisse vor dem Freiermord); die anderen sind so stark gekürzt, daß der Gesang durchschnittlich nur 200 Verse hat (bei Homer-Voß 500) und die höchste Verszahl 331 ist (bei Homer-Voß 847). Der Wegfall von Stücken wie Voß 10, 80—132 (Odysseus bei den Lästrygonen) 10, 490—574 (Kirke sendet Odysseus zu Teiresias), 15, 221—285 (Theoklymenos-Episode), 15, 300—495 (Gespräch zwischen Odysseus und Eumaios), 16, 351—451 (Gespräch der Freier), 24, 1—203 (Die Seelen der Freier in der Unterwelt) bedeutet keinen Eintrag für die Poesie, vielmehr eher einen Gewinn. Weniger zu billigen scheint uns die Auslassung von Voß 9, 467—472, wodurch im

1) Andeutungen ähnlicher Art finden sich in der preface to Wright's edition of a Midsummer Night's Dream p. XV. Oxford, At the Clarendon Press 1894: Oberon the fairy King first appears in the old French Romance of Huon of Bourdeaux (oder Bordeaux), and is identical with Elberich the dwarf King of the German story of Otnit? (wohl Ortnit?) in the Heldenbuch.

2) Geschickt ausgeglichen durch Einschiebung von Vers 17, 208 hinter Voß 16, 350.

folgenden eine Undeutlichkeit entsteht; denn wenn nicht gesagt ist, daß Odysseus und die Seinen von Polyphems Gestade ins Meer hinausfahren, wie soll man da die Worte „Als ich so weit nun war, wie die Stimme des Rufenden reichet, Rief ich laut" dahin verstehen, daß Odysseus vom Meere aus ruft? Noch weniger vermögen wir uns damit einverstanden zu erklären, daß Weißenborn den hinter 10, 278 mit Recht weggelassenen, weil dort widersinnigen Vers Voß 9, 483 auch hinter 10, 306 getilgt hat (Voß 9, 540), wo er geradezu für das Verständnis unentbehrlich ist. (Vgl. dazu Faesi zu 9,483.) Und warum sind die beiden Verse Voß 9, 25 und 26 ausgeschieden, die auch bei Faesi durchaus nicht als unecht verdächtigt sind? Diese Verse sind für die bekannte Ithaka-Leukas-Frage von hoher Bedeutung und fallen in dieser Streitfrage für Dörpfelds Hypothese schwer ins Gewicht; denn die geographische Angabe:

„Ithaka liegt in der See am höchsten hinauf an die Veste
Gegen den Nord; die andern sind östlich und südlich entfernet"

stimmt Wort für Wort zu Leukas und widerstreitet dem, was wir heute Ithaka nennen, völlig.

Einige Wendungen dürfen sich nicht eben Verbesserungen des Textes bei Voß nennen: wenn Weißenborn 10, 232 Odysseus sagen läßt: „Tausend Entwürfe und Listen tat ich erwägen", so geben wir der passiven Wendung bei Voß 9, 422: „Tausend Entwürf' und Listen wurden ersonnen" trotz des griechischen „ὕφαινον" bei weitem den Vorzug. Auch Weißenborns Ausdruck 11, 52: „Packe dich flugs aus der Insel hinweg" ist als undeutsch zu verwerfen; Voß sagt 10, 72: „Hebe dich eilig hinweg von der Insel", das ist deutscher und poetischer. Das homerische „ὑπέρθυμοι θεράποντες" (16, 326) übersetzt Voß mit „Die stolzen Diener" entschieden sinngemäßer als Weißenborn (17, 184) mit „hochherzige Diener".

Im Gebrauche der Namen und in deren Formen herrscht bei Weißenborn keine Einheitlichkeit. Fast durchaus nennt er den Sohn des Odysseus mit voller Endung Telémachos und gebraucht den Namen in griechischer Betonung; so auch 2, 26; öfters aber liest man Télemach und muß die erste Silbe betonen; so gleich 2, 47. Vgl. auch 18, 31 und 35. Den Namen des phäakischen Herolds Pontonoos gebraucht Voß wie Homer stets mit dem Ton auf der zweiten Silbe; so auch Weißenborn 6, 164 sowie 14, 26 und 29; aber 6, 160 muß man die erste und letzte Silbe betonen. Hier ist mit der Umstellung: „Misch' einen Krug, Pontonoos, uns . . ." sofort geholfen). Und da in den Überschriften der Gesänge die uns geläufigere Form Penelope statt Penelopeia gewählt ist, so dürfte in der zum 12. Gesang auch Sirenen statt Seirenen stehen. Vers 1, 136 und 137 aber enthalten einen grammatischen Fehler; denn in dem Relativsatze: „dessen weißes Gebein wohl im Regen schon modert, Liegend am Strand, oder wälzet die salzige Woge im Meere" ist „Gebein" erst als Subjekt gebraucht, muß aber dann zu „wälzet" als Objekt ergänzt werden. Voß sagt 1, 162 und 163 richtig: „Dessen weißes Gebein vielleicht schon am fernen Gestade Modert im Regen, vielleicht von den Meereswogen gewälzt wird."

Das Büchlein enthält am Anfang eine Abbildung der Homer-Büste, am Schlusse ein Namenverzeichnis (4 Seiten). Das Beste aber ist die Einleitung (13 Seiten), die zunächst Homer, dann die vor der Odyssee liegenden Ereignisse und zuletzt den Wert der Dichtung für unsere Zeit behandelt. Dieser dritte Teil zeigt, wie die Odyssee ein hohes Lied der Liebe und Treue ist, wie sie uns das Walten der ewigen Gottheit über allem Tun der Menschen, Zartheit der Empfindung, Adel der Gesinnung, reine, edle Menschlichkeit lehrt in den leuchtenden Vorbildern edler Männlichkeit und echter Weibestugend, die alle Proben bestehen. „So predigt schon dieses älteste Epos, daß alle Herrlichkeit irdischer Güter und sinnlichen Genusses nichts ist gegen die idealen Güter echter, herzinniger Güte und Treue; daß die Selbstsucht, die Beschränkung auf das eigene sinnliche Wohlbefinden und den eigenen Vorteil eine trostlose Freude ist; daß das Menschenherz aber erst weit wird, vollen Inhalt und reiche innere Befriedigung gewinnt, wenn es für die Nächsten lebt, sich auf die Liebe der teueren Angehörigen stützt, im Vaterlande wurzelt, für das Volk und Vaterland mit schafft und in den Banden der Familie, der Heimat und des Volkes und Vaterlandes den festen Anschluß gewinnt an das große Ganze der Menschheit." „Auch uns bleibt das Höchste im Leben wie in der Kunst und im Ringen der Völker das, was es auch dem Homer war, die sittliche Weltordnung, und diese Ideale und diese Gesetze werden bleiben, solange die Menschheit existiert, denn sie sind die innersten Normen unseres Wesens, der Gehalt und Inhalt der reinen, edlen Menschlichkeit. Was Homer einst von Tugend, von Glauben, von Liebe und Treue sang: diese Sterne Homers, siehe, sie leuchten noch uns!"

Das sind treffliche Worte! Möchte doch in diesem Geiste Homer gelesen und vor allem auf unseren Schulen erklärt werden, statt daß man des Dichters an hohen Gedanken so reiches Werk zu einem Mittel für die Betrachtungen grammatischer Regeln und sprachlicher Absonderlichkeiten erniedrigt! Uns ist das herrliche Schlußwort von Schillers „Spaziergang" bei der Homer-Lektüre auf der Schule nie klar geworden. Und weil zu wünschen ist, daß es jedem klar werde, empfehlen wir Weißenborns verkürzte Odyssee-Verdeutschung und insbesondere ihre treffliche Einleitung zur Lektüre und danken dem Verfasser dafür, daß er einen so leichten und genußreichen Zugang zu den Schätzen der Homerischen Dichtung geschaffen hat.

Dresden. Dr. **Bassenge.**

Robert Harborough Sherard, Oskar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Mit Porträts und Faksimiles. Deutsch von Hermann Freiherrn v. Teschenberg. Minden i. W., J. C. Bruns Verlag, 1903. 8°. 222 S.

Die gegebene Übersetzung ist zwar geschickt und fließend, der Inhalt dagegen nur mit Vorsicht aufzunehmen, da Verfasser durchgehends von rein persönlichen Beweggründen geleitet wird und noch dazu den Hauptgegenstand des Themas nur oberflächlich berührt, obwohl er sonst seinen Helden im

ganzen Buche überschwenglich lobt. Man wird, wenn man Oskar Wildes grobe geschlechtliche Verirrungen und die deswegen und auf Grund einiger anderer verwerflicher Taten über ihn verhängte zweijährige Kerkerhaft in Betracht zieht, gar nicht über den eigentlichen Grund aufgeklärt, warum der geniale Mann von seinen eigenen englischen Landsleuten verlassen wurde, so daß er fast völlig vergessen in Paris starb. Verfasser spricht zuweilen allerdings, aber nur ganz allgemein, von Verirrungen und anomalen pathologischen Zuständen Wildes, ohne sich darüber eingehender zu verbreiten.

Als persönliches Freundschaftsdenkmal mag das Buch, dessen äußere Ausstattung übrigens recht gut ist, Anerkennung finden, darüber hinausgehende Bedeutung wird es schwerlich beanspruchen können.

Wollstein. Dir. Dr. **Karl Löschhorn.**

Luthers Werke. Herausgegeben von Pfarrer D. Dr. Buchwald, Professor Dr. Kawerau, Professor D. Julius Köstlin, Professor D. Rade, Pfarrer Ew. Schneider u. a. Dritte Auflage, 8 Bände, elegant gebunden je 3,25 Mk., geheftet je 2,50 Mk. Berlin W 35, Verlag von C. A. Schwetzschke und Sohn, 1905.

Es ist ein hochverdienstvolles Unternehmen dieses Luther-Werk, welches in einer guten wohlfeilen Ausgabe Luthers Schriften zum Gemeingut des deutschen Volkes machen will. Verkörpert sich doch in Luther unser Volkstum in klarer Gestalt. Und wir Deutschen von heute haben in der Tat notwendig, uns immer wieder selber zuzurufen: „Denke daran, daß du ein Deutscher bist!" Und so gehört diese Luther-Ausgabe in jede Hausbibliothek und in die Bücherei der Volksschule wie der höheren Schule, u. z. nicht um dort bedeckt mit Staub stehen zu bleiben, sondern um beständig von Hand zu Hand zu wandern. Die Lehrer der Religion und des Deutschen haben oft Gelegenheit, aus dieser frischen, urgesunden Quelle zu schöpfen und die jungen Seelen zu tränken. Der Ausgabe liegen die Jenenser, Erlanger und Weimarer Ausgaben zugrunde. Der Text ist in engem Anschluß an diese unter möglichster Wahrung der Schreibweise und Eigenart Luthers hergestellt. Die einzelnen Luther-Schriften sind mit einer knappen, gut orientierenden Einleitung versehen, welche von der Feder allgemein anerkannter Luther-Forscher herrühren wie D. Dr. Buchwald, Dr. Kawerau, D. Julius Köstlin und D. Rade. Die ersten beiden Bände enthalten reformatorische Schriften. Bd. 3 und 4 bringen polemische, Bd. 5 und 6 erbauliche, Bd. 7 und 8 vermischte Schriften. Durch diese Luther-Ausgabe wird erfüllt, was einst am Luther-Jubiläum Karl Gerok erwünscht und ersehnt:

Martin Luther, Mann von Erz,
Feuergeist und Felsenherz,
Horch, das Festgeläute ruft:
Steig empor aus deiner Gruft!

Dresden. Lic. Dr. **Warmuth.**

Zeitschriften.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. (Hamburg-Großborstel.)

Band 1. Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas. Mit Bildnis Kleists, 7 Vollbildern von Ernst Liebermann und Einleitung von Dr. Ernst Schultze. Preis gebunden 90 Pfg.

Band 2. Goethe: Götz von Berlichingen. Mit Bildnis Goethes von Lips und Einleitung von Dr. Wilhelm Bode. Preis gebunden 80 Pfg.

Band 3. Deutsche Humoristen. 1. Band: Ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. 221 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 4. Deutsche Humoristen. 2. Band: Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Heinrich Zschokke. 222 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 5. Deutsche Humoristen. 3. Band: Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyth, Helene Böhlau. 196 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 6/7. Balladenbuch. 1. Band: Neuere Dichter. 495 S. Preis gebunden 2 Mk.

Band 8. Hermann Kurz: Der Weihnachtsfund. Eine Volkserzählung. Mit Einleitung von Prof. Sulger-Gebing. 209 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 9. Novellenbuch. 1. Band: C. F. Meyer, Ernst von Wildenbruch, Friedrich Spielhagen, Detlev von Liliencron. 194 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 10. Novellenbuch. 2. Band (Dorfgeschichten): Ernst Wichert, Heinrich Sohnrey, Wilhelm von Polenz, Rudolf Greinz. 199 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 11. Schiller: Philosophische Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. 230 S. Preis gebunden 1 Mk.

Band 12 und 13. Schiller. Ausgewählte Briefe. Mit Einleitung von Prof. Eugen Kühnemann, Rektor der Königlichen Akademie in Posen. 2 Bände. Jeder Band etwa 230 S. Preis gebunden je 1 Mk.

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. (Hamburg-Großborstel.)

Heft 1. 50 Gedichte von Goethe. Mit Bildnis Goethes. 95 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 2. Schiller: Wilhelm Tell. Mit Bildnis Schillers. 190 S. Geheftet 30 Pfg., gebunden 70 Pfg.

Heft 3. Schiller: Balladen. Mit Bildnis Schillers. 108 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 4. Schiller: Wallensteins Lager. Die Piccolomini. Mit Bildnis Schillers. Etwa 230 Seiten. Geheftet 30 Pfg., gebunden 70 Pfg.

Heft 5. Schiller: Wallensteins Tod. Mit Bildnis Schillers. Etwa 250 S. Geheftet 30 Pfg., gebunden 70 Pfg.

Heft 6. Brentano: Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Mit Bildnis Brentanos. 60 S. Geheftet 15 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 7. E. Th A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. Mit Bildnis Hoffmanns. Etwa 120 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 8. Fr. Halm: Die Marzipanliese. Die Freundinnen. Mit Bildnis Halms. Etwa 110 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Heft 9. Reuter: Woans ick tau'ne Fru kamm. Mit Bildnis Reuters. 61 S. Geheftet 15 Pfg., gebunden 50 Pfg.

Heft 10. Max Eyth: Der blinde Passagier. Mit Bildnis Eyths. Etwa 65 S. Geheftet 20 Pfg., gebunden 60 Pfg.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 15. 1. Mai 1905. Schiller-Heft.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1905. 17. Heft (Nr. 95—99). Inhalt: Aussprüche Schillers. — Der erste internationale Archäologenkongreß zu Athen. Von H. B. — Fichte. Von M. Rieß.

Die Experimentelle Pädagogik. 1905. 1. Band. Heft 1/2. Inhalt: Zur Einführung. Von E. Meumann und W. A. Lay. — Examen und Leistung. Von Max Lobsien. — Neue Erfahrungen über Intelligenzprüfungen an Schulkindern. Von E. Meumann.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Josef Martin, Die Redeübungen. Jahresbericht des k. k. Kaiser Franz Josef-Staatsgymnasiums in Aussig. 1904. 29 S.

Johannes Meyer, Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Leipzig, Dürr, 1905. 314 S.

Dr. Paul Richter, Schiller. Leipzig, Dürr, 1904. 180 S.

Hermann Gehrig, Methodik des Volks- und Mittelschulunterrichts. 3. Band: Die technischen Fächer. Leipzig, B. G. Teubner, 1904.

Dr. Theodor Klaiber, Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Stuttgart, Strecker und Schröder, 1905. 142 S.

Dr. Wilhelm Bode, Stunden mit Goethe. 1. Band, 3. Heft. Berlin SW., E. S. Mittler & Sohn, 1905.

Dr. Paul Rühlmann, Parteien, Staat, Schule. Berlin W., Gerdes & Hödel, 1905. 32 S.

Dr. R. Zimmermann, Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet" als Gegenstand des deutschen Unterrichts. Beilage zum Programm des Katharineums zu Lübeck. Ostern 1905.

Dr. W. Gerstenberg, Kleists Hermannsschlacht, für den Schulgebrauch und das Privatstudium herausgegeben. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 165 S.

Franz Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. 10. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 502 S.

Oskar Frankl, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Mähr.-Ostrau, R. Papauschek, 1905. 144 S.

J. G. Fischers Schiller-Reden 1849—1893. Herausgegeben von Dr. Hans Hofmann. Stuttgart, A. Zimmers Verlag, 1905. 144 S.

Albert Ludwig, Das Urteil über Schiller im 19. Jahrhundert. Gekrönte Preisschrift. Bonn, Friedrich Cohen, 1905. 113 S.

Adolf Bartels, Schiller in der Gegenwart. Sonderabdruck aus der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart". Mai 1905. Berlin, Alex. Duncker.

L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1905. 101 S.

Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe (60 Lieferungen zu je 30 Pfg.) mit reich illustrierter Biographie von Prof. Dr. H. Kraeger 1. Lieferung. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1905.

Th. Ziegler, Schiller. (Aus Natur und Geisteswelt, 74. Bändchen). Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 116 S.

Prof. Dr. Julius Sahr, Hans Sachs. (Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts II.) 2. Aufl. Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 144 S.

Prof. D. Dr. Franz Falk, Der Deharbesche Schulkatechismus in veränderter Fassung. München, Kirchheim, 1905. 122 S.

Dr. R. Helm, Volkslatein. Lateinisches Übungsbuch zur ersten Einführung Erwachsener. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 41 S.

Dr. J. Petzold, Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 51 S.

Dr. Karl Gengnagel, Fürst und Künstler. Komödie. Leipzig, Schäfer & Schönfelder. 61 S.

Dr. J. Heinemann, Zeittafeln zur Kulturgeschichte. Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhandlung, 1905. 48 S.

Henri Lichtenberger, Heinrich Heine als Denker. Dresden, Carl Reißner, 1905. 312 S.

O. Weise, Musterstücke deutscher Prosa. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 163 S.

Marschall, Deutsches Stilbuch. Dritter Kurs. 6. Aufl. Nürnberg, Fr. Korn, 1905. 284 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52I.

Gottſchedliche Wortverbote.

Von Profeſſor Dr. **Carl Müller** in Dresden.

„Unſinn, du ſiegſt!“ So ruft mancher Verſtändige angeſichts ſo vieler Vorgänge und Gepflogenheiten des geſelligen, wirtſchaftlichen und politiſchen Lebens, die zwar in ihrer Nichtigkeit, Torheit, Verwerflichkeit ſchon längſt erkannt ſind, aber immer von neuem unſeren Zorn herausfordern. Wie ſelten läßt ſich in ſolchen forterbenden „ewigen Krankheiten“ „Wandel ſchaffen“! Und doch nehmen wir auch wieder ſo vieles ruhig als etwas Gegebenes hin, worüber man ſich jetzt den Kopf nicht weiter zerbricht, obgleich unſere Väter dereinſt ſich dagegen ausſprachen und auflehnten als etwas Bedenkliches, Unſinniges oder Abſcheuliches. Ja es kommt vor, daß der eine etwas unnatürlich findet, wo der andere fragt: Was iſt denn hier ſo wider die Natur? Entweder iſt des letzteren Empfinden nicht ſo fein, ſein Gewiſſen nicht ſo zart beſaitet, oder der erſtere leidet an einem Übermaße von Gefühl oder Verſtand: wer allzu vieles für Unſinn erklärt, entbehrt vielleicht ſelbſt des rechten Sinnes für das Rechte, Zuläſſige oder doch Mögliche. Zu ſolchen Betrachtungen führen insbeſondere ſo mancherlei Erſcheinungen im Leben der Sprache. Wider einen eingewurzelten oder zweckmäßigen Sprachgebrauch vermag alles Reden nichts. Das zeigt ſich ſchon bei Luther, der Ausdrücke wie beherzigen, behändigen, erſprießlich als neu erfundene Kanzleiworte tadelte (Socin, Schriftſprache und Dialekte im Deutſchen, S. 202, Anm. 246) und es doch nicht verhindern konnte, daß alle drei noch der heutigen Schriftſprache geläufig ſind, wenn auch beherzigen nicht mehr in dem alten Sinne von ermutigen (vgl. beherzt). In unſerer Zeit hat ſich Wuſtmann ſelbſt geſchadet durch die Voreingenommenheit, mit der er alles für Dummheit erklärte, was ihm wider den Strich geht. Man braucht kein Anbeter des Erfolges zu ſein, um doch manche „Sprachſünde“ zu verzeihen, weil trotz alles Ankämpfens und Eiferns ſich doch vieles in der Sprache durchgeſetzt hat, was beim erſten Auftauchen ausſichtslos ſchien. Was alles auch Neubildungen wie Feuerbeſtattung und fußfrei[1]) vorgeworfen werden mag, ſchon jetzt kann man ſagen, daß ſie ſich behaupten werden.

1) In Dresden tagte 1876 der erſte europäiſche Kongreß für Feuerbeſtattung; das Wort wird dem Leipziger Hygieniker Reclam zugeſchrieben. — Über fußfrei ſ. Ztſchr. des a. d. Sprachvereins, 18. Jahrg., Nr. 11.

Gerade Leipziger Sprachmeister sollten sich in solchen Dingen Vorsicht lehren lassen von dem dereinstigen Diktator des deutschen Schrifttums, von Gottsched, der samt seinen Anhängern so manches Wort, um von Formen (wie z. B. der Mehrzahl Orte, Pläne) und Fügungen[1]) abzusehen, für unzulässig erklärte, ja in Acht und Bann tat, das heute jedermann gebraucht, ohne sich einer Gedanken-, Geschmack-, Ruch- oder sonstigen Losigkeit schuldig zu fühlen. Es finden sich darunter sogar solche, gegen die auch heute wieder der Kampf eröffnet worden ist.

In seinen „Beobachtungen über den Gebrauch vieler Wörter" v. J. 1758 erklärt Gottsched S. 371 das Wort unerfindlich für „ein neues Geschöpf der Reichscanzlisten und Publicisten. Sie sagen unerfindliche Beschuldigungen u. dgl., die doch wirklich gemacht worden und also wohl erfunden sein müssen. Sie sollten sagen: ungegründete und unerweisliche Klagen."[2]) Alles ganz richtig, und doch ärgern wir uns noch heute mit diesem Worte herum.

Die von Gottsched verworfenen Wörter Beeinträchtigung, Wohlgesinntheit und Fahrlässigkeit nahm in Gottscheds Beyträgen zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit 6. Stück 1740, S. 433 der Berliner Konrektor Daum als seine Erfindungen in Schutz, und alle drei Däumlinge freuen sich heute noch ihres Daseins.

In denselben Beyträgen, 5. Stück, 1737, S. 125 beanstandet ein Ungenannter in Heinckens Übersetzung des Dionysius Longinus S. 373 das Wort wörtlich: „das ich noch niemals weder gehört noch gelesen habe, welches so viel heißen soll, als von Wort zu Wort. Da man diese Redensart in unserer Sprache hat, warum will man ein Wort an ihrer Stelle machen, welches neu ist?" Auch das Wort vergriffen (von Büchern) wird S. 96 als Provinzialwort oder Neuschöpfung befehdet, „denn man sprach sonst dafür: sie sind abgegangen, es sind keine mehr zu haben" (S. 123). Diese Engherzigkeit gegenüber neuen Wörtern wird ja nicht von allen „Beiträgern" geteilt, z. B. werden 4, 209 f. zwar als neu, aber doch zulässig hingestellt: (einen Trieb) entfesseln (bei Canitz), entstricken (der ersten Furcht entstrickt, bei Besser), verlocken (bei Fleming). Auch S. 212 f. werden Wörter aufgeführt, „die ungewöhnlich erscheinen, sich aber doch belegen lassen": Pflüger, Mehrung, verlebt = abgelebt. Aber wenn auch 4, 277 Wörter wie erfrechen, entbehren, Gesippschaft, beipflichten eingeräumt werden, so wird doch von solchen im Vergleich zu dörffen, mangeln, Blutsfreundschaft und

1) In Gottscheds Beyträgen zur critischen Historie 4, 516 werden z. B. Wendungen wie einen winseln, lachen machen als „hebräische Redensarten" abgetan — freilich nicht für immer.

2) Vgl. Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des allgem. D. Sprachvereins 1903, Nr. 23/24, S. 125.

Beifall geben „zierlichen" Wörtern gewarnt, „man muß dergleichen ausgesuchtes Deutsch nicht allzuoft vortragen." Auch betreten = bekümmert, verwirrt wird 6, 108 (1739) als ungewöhnlich bezeichnet. Geradezu für undeutsch aber wird 4, 643 das Wort Sammler erklärt, „wie Esser, Trinker, Fahrer, Reiser, Schlager, Singer, Geher, Zerstreuer." Luther hätte sonst übersetzen müssen: „Wer kein Sammler ist, ist ein Zerstreuer" an Stelle von: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet." Auch heute noch wird man in der Verwendung des Zeitwortes in vielen Fällen einen Vorzug erkennen vor dem Gebrauche von Hauptwörtern, namentlich abstrakten, aber eigentlich neigt der Deutsche für letzteren, was jeder aus dem Lateinischen übersetzende Schüler erkennen muß. Wörter wie Sammler vollends können wir heute gar nicht mehr entbehren, am allerwenigsten sind sie „undeutsch".

Selbst solche Wörter, welche diese Bezeichnung insofern verdienen, als sie auf einer Verdeutschung fremder beruhen, betrachten wir heute als unanfechtbar, z. B. Stimmenmehrheit, Völkerwanderung, Urbild. Wir verwerfen heute die Puristerei durchaus, die die deutsche Wiedergabe von pluralité des suffrages als eine Nachäffung bekämpfte (so Friedrich Konrad Gadebusch in seinen Zusätzen zu Frischens deutschem Wörterbuch s. Zschr. für deutsche Philologie 6, 54), wir lassen ohne Scheu unsere Augen spazierengehen, obwohl Gottsched (Vorübungen der Beredsamkeit 1764, S. 15) die wörtliche Übertragung von promener ses yeux sur les champs für unmöglich erklärte, und lächerlich erscheinen uns die Gründe, mit denen in Gottscheds Beyträgen 6. Stück, 1733, S. 232f. die Verdeutschungen Völkerwanderung und Urbild bekämpft werden. Zwar äußert sich hier nicht Gottsched selbst, aber er macht die umständlichen Ausführungen zu den seinigen, indem er S. 254 „noch mehr so wohl ausgearbeitete Artikel" auch von Nichtmitgliedern wünscht.[1]) Da diese Darlegungen so recht bezeichnend sind für die engherzige, einseitige Auffassung der Gottschedianer, so mögen sie hier im Auszuge folgen. „Die Redensart Wanderung der Völker" — das Wort Völkerwanderung finde ich zuerst bei L. Weißer, Beitr. zur Gesch. der deutschen Sprache 2 (1780), S. 131 „während den Völkerwanderungen" und Rüdiger, Neuester Zuwachs der Sprachkunde 1782, 1, 41 „bey der ältesten Völkerwanderung, von welcher wir Nachricht

1) Ausdrücklich lehnt er dagegen 4, 643 die Verantwortung ab für das Urteil „troglodytisches Deutsch" über die Wörter: Eßlust, alljährlich, Gesöffe, Befugnis, er ist gewillet, jugendliche Ausschweifungen, Namensgrübler, sauertöpfische Weisheit, die Übermaß, die Weibsen, die Backfische, Diensterweisung, Regelmäßigkeit, entquellen, spintisieren, Geldbetrag. — Eine Menge Wörter, die Adelung u. a. als veraltet oder als widrige und ungewohnte Neubildungen bekämpften, stellt zusammen Max Müller, Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch = Palästra XIV, Berlin 1903, besonders S. 50ff.

haben“[1]) — ist als Übersetzung des lateinischen migratio gentium „wohl nicht ein vollkommen reines deutsches Wort“, gebräuchlich seien nur das Wandern, die Wanderschaft, allerdings nur von einzelnen Personen, nicht von Völkern. Daher habe man „ein ansehnliches Wort“ erdacht, Wanderung. (S. 240 heißt es recht schulmeisterlich: „Die Verbindung des Wanderns mit einzelnen Personen oder auch mit einer gewissen Gattung von Leuten, z. B. Handwerks-Purschen ist der Eigenschaft des deutschen Wortes gemäß. Hingegen wenn jemand das Wandern von einem ganzen Volke und Lande brauchen will, das ist der Natur und Eigenschaft dieses Wortes nicht gemäß.“)[2]) Ferner sei Wanderung der Völker selbst einem Gelehrten nicht deutlich, nur durch migratio könne er sich einen Begriff davon machen. Migratio bedeute einen Zug von einem Orte zum anderen, zwar eigentlich auch nur von einzelnen, sei aber auch auf ganze Völker übertragen. Das lasse sich aber nicht ins Deutsche herübernehmen, wenn man auch wörtlich wiedergeben könne migrare in cœlum, ex vita, so sei doch der Satz voluptas migravit ab aure keiner wörtlichen Übersetzung fähig (deutsch müsse man sagen: man hat keine Lust mehr zu hören). So müsse auch für migratio nicht nur ein gebräuchliches deutsches Wort gesetzt werden, sondern auch ein solches, das den Begriff des Fremden zu erkennen gebe. Als solches wird S. 240 Ausziehen und Auszug vorgeschlagen und sprachgeschichtlich begründet. „Luther saget nicht, da Israel aus Egypten wanderte, sondern: da Israel aus Egypten zog. Das Kriegsheer ist ausgezogen (nicht ausgewandert), auch die Völker sind in ihren Migrationibus wirklich zu Felde gezogen.“ Richtig wäre also zu sagen: Auszüge oder Herumschweifungen der Völker, allenfalls die Wanderungen der Völker aus den ihrigen in andere Länder. S. 242 wird noch vorgeschlagen: Sitzveränderung(en) der Völker und, da auch von ganzen Völkern gesagt werde „sie haben gewohnet“, Wohnungsveränderungen der Völker. Und dies alles nur, weil „die Deutschen des Wortes Wanderung nicht gewohnt seien“! Und doch wird S. 243 zugestanden: „Usus vocabulorum tyrannus. Der Gebrauch muß von der Reinlichkeit und Deutlichkeit den Ausschlag geben.“

Dieser Satz hält den Verfasser nicht ab, S. 244 auch die Verdeutschung von Original durch Urbild für undeutlich, ja widerwärtig zu erklären trotz

1) Im Diktionarius von Alberus v. J. 1540 gibt es auch das Wort Völkerrecht noch nicht, Bl. 99 ius gentium das gemeyne recht aller völcker. Fischarts Übersetzung von W. Lazius, de gentium migrationibus weist die Völkerwanderung nicht auf, s. Birlinger, Alemannia 1, 116 f.

2) Ähnlich wird 6, 104 die Übertragung des Wortes Altmeister auf Nichthandwerker getadelt: durch diesen Beinamen werde ein Aristoteles zu einem Handwerker gemacht. Der Übersetzer Shaftesburys hatte aber wohl gerade Großmeister, was der Kritiker für grandmaster will, absichtlich vermieden.

der Annahme des Wortes seitens etlicher gelehrter Männer. Zwar sei das Wort wohl nach Ursprung gebildet, aber sonst hätten die Deutschen die alte verlegene Silbe ur und Bild nicht zusammengesetzt. „So wunderlich es klingen würde, wenn jemand vor die erste That die Urthat sagen oder das autographum eine Urschrift nennen wollte: so übel scheint mir auch das Urbild beschaffen zu sein." Original habe nun einmal das deutsche Bürgerrecht erlangt (S. 249), welches man freilich anderen unnötigen fremden Wörtern verwehren müsse (S. 250f. werden die Bedingungen erörtert, unter denen es erteilt werden kann, sowie der Mißbrauch der Fremdwörter „beantwortet").

Ungefähr zu gleicher Zeit schrieb J. C. Nemeiz, Vernünftige Gedanken über allerhand Materien, Frankfurt 1739, 1, 162: „Von Leuten, die ungemein distrait gewesen", und bemerkt, „daß man die Wörter distrait, distraction im Teutschen nicht wohl mit einem Worte geben könne, sondern daß man dieselbe durch Herumschweiffung der Gedanken, da man mit seinen Sinnen oder Gedanken nicht daheim ist, da man auf etwas anderes denket als man vor sich hat, und dergleichen beschreiben müsse". Das Wort zerstreut war für Nemeiz also noch nicht vorhanden. Gottsched kennt es nicht nur, sondern unterscheidet 1758 (Beobachtungen S. 436) zwischen zerstreut sein und in Gedanken sein: der erste denkt an zu viel, der zweite nur an einen Gegenstand. Lessing dagegen schreibt 1767 im 28. Stück der Hamburgischen Dramaturgie über Regnards Komödie „Le distrait": „Ich glaube schwerlich, daß unsere Großväter den deutschen Titel dieses Stückes (Der Zerstreute) verstanden hätten. Noch Joh. El. Schlegel übersetzte distrait durch Träumer. Zerstreut sein, ein Zerstreuter ist lediglich nach der Analogie des Französischen gemacht.[1]) Wir wollen nicht untersuchen, wer das Recht hatte, diese Worte zu machen, sondern wir wollen sie brauchen, nachdem sie einmal gemacht sind. Man versteht sie nunmehr, und das ist genug."

Damit hat denn auch Lessing die richtige Entscheidung getroffen nicht nur für das eine Wort, sondern für so und so viele andere Neuschöpfungen. Allerdings setzt er sich dabei ziemlich leicht über den Mißklang hinweg, den diese haben können: im 70. Stücke sagt er von dem Worte Mischspiel, dem Ersatz für Tragikomödie, „da das Wort einmal da ist, warum soll ich es nicht brauchen?" Damit wäre ja auch die „Jetztzeit" gerechtfertigt und noch so manches Wort, das „zärtlicheren" Ohren barbarisch klingt[2]) —

1) Kaum mehr als 12 Jahre später läßt Schiller seinen Karl Moor sagen: Ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen.

2) Vgl. Wilh. Grimm, Kleine Schriften 1, 515 (1846): „Was Gegenwart heißt, weiß jeder, aber Jetztzeit, übelklingend und schwer auszusprechen, soll bedeutungsvoller

wenigstens in deutscher Sprache, in fremden, namentlich in englischen Wörtern läßt man sich ja viel mehr gefallen.

Aber nicht bloß mit Gründen der Gewohnheit und des Geschmackes gehen die Freunde Gottscheds gegen aufdringliche Wörter vor, auch die Logik leiht ihnen Waffen im Kampfe gegen sie. Ein Unbekannter richtete 1737 (Beyträge 4, 603) ein Schreiben an die Verfasser der Beyträge mit dem Vorwurfe: „Sie nennen sich allezeit Mitglieder der deutschen Gesellschaft, da es doch regelmäßiger wäre, daß sie sich nur Glieder nenneten. Ein jeder von ihnen ist der andern Mitglied. Aber mit wem sind sie, alle miteinander zusammengenommen, Glieder? Mit niemand. Von allen Arbeitern, die an einem Hause bauen, saget man nicht: das sind die Mitarbeiter, welche dies Haus bauen. Sondern man sagt, das sind die Arbeiter. Einer aber ist des andern Mitarbeiter. Es ist eben, als wenn ich eine ganze Gesellschaft reisender Personen Reisegefehrten nennen wollte . . . Ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft könnte ein Mensch genannt werden, wenn das ganze Geschlecht der Menschen eine einzige Gesellschaft ausmachte." Hierauf weiß Gottsched nichts weiter zu entgegnen, als daß „die Spöttereien, die über dieses Wort (Glied), wenn es schlechterdings gesetzt wird, gemacht zu werden pflegen", den Zusatz rätlich erscheinen lassen. Solche Spöttereien kommen aber nicht in Betracht bei den Wörtern Mitbruder und Mitschwester, die sich in der Bedeutung von Mitmensch oder Mitchrist vereinen. Nun gibt es wohl eine Menschheit und eine Christenheit, sowie Bürgerschaften, zu denen der einzelne Mensch, Christ und Bürger gehört, so daß er alle übrigen als seine Mitmenschen, Mitchristen[1]) und Mitbürger ansprechen kann, aber eine Vereinigung von lauter Brüdern und Schwestern, eine allgemeine Bruder- und Schwesterschaft kann nur in bildlichem, übertragenem Sinne angesetzt werden, etwa so wie W. Raabe einmal von der „Teilnahme an der großen Bruder- und Schwesterschaft der Erde" spricht (Villa Schönow S. 191). Die besonderen Vereinigungen, die sich Bruder- und Schwesterschaften nennen, z. B. die von Hildebrand, Materialien zum Volkslied S. 89 f. erwähnten, umfassen doch nur einen verschwindend kleinen Teil derer, die sich als Mitbrüder und Mitschwestern bezeichnen. Auch Klosterschwestern

sein, warum nicht auch Nunzeit oder Nochzeit? es wäre ebenso zulässig, ebenso sinnreich. Alle diese neugeschaffenen Mißgestalten springen wie Dickbäuche und Kielkröpfe zwischen schön gegliederten Menschen umher." Ganz besonders ärgerte sich Schopenhauer über den Jetztzeit-Jargon, die Jetztzeit-Schreiberei, Reclam Nr. 2919/20, S. 144, 152.

1) Neben den französischen Frauen knien Mitchristen von ihnen in Gestalt schlesischer und polnischer Musketiere. Mor. Busch, Tagebuch 1, 175. — Es ging mir wider die Natur, das Mordgewehr zu zucken gegen einen Mitchristen, Hans Hoffmann, Der eiserne Rittmeister 1, 54. W. Raabe hat auch das Wort Mitkreatur (Deutscher Adel) und Heine 11, 152 meine armen Mitdeutschen sowie 11, 167 samt seinen Mithelden.

bilden unter sich eine Schwesterschaft, so daß J. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt S. 175 von den einzelnen als „klösterlichen Mitschwestern" sprechen kann.[1]) Wo ist aber die Schwester oder der Bruder zu finden, zu denen alle weiblichen Wesen im Verhältnis von Schwestern stehen, so daß sie untereinander Mitschwestern sind? An ein solches Verhältnis denkt keine Frau, die sich etwa mit einer Bitte an ihre „Mitschwestern" wendet. Anderseits wird sich von mehreren Söhnen eines Vaters keiner als des anderen Mitbruder bezeichnen, damit würde er ihm gerade die eigentliche, d. h. leibliche Bruderschaft absprechen. Nur die Menschenliebe, die alle Menschen als Kinder Eines Vaters betrachtet, wird von Mitbrüdern sprechen, aber auch ohne an den Bruder zu denken, der eigentlich für alle den Mittelpunkt bilden müßte. „Der Mitmensch erschüttert unser Herz, wenn er stirbt . . . Dann sagen wir: Behüt dich Gott, Mitbruder." (Rosegger, Neue Waldgeschichten 1890, S. 323; ebd. S. 320 sagt die Wärterin nach dem Tode des Kranken: „Jetzt wollen wir unserem Mitbruder die Augen zudrücken.") Allerdings hat Bruder seine relative Bedeutung verloren im Saufbruder, Sparbruder u. a., sowie in Wendungen wie: Du bist der beste Bruder auch nicht.

Besondere Erwähnung verdient noch die Formel: Mitbruder in Apoll, die z. B. bei Wieland 38, 96 begegnet: „Horaz sagt zu Gunsten seiner Mitbrüder in Apollo." Auch Holtei, Vierzig Jahre 3, 68 spricht von einem Mitbruder in Apollo und bildet danach Mitbrüder im Zahnschmerz (2, 95). Hier ist Apollo, d. h. die Dichtkunst als die höhere Einheit gedacht, die für alle Dichter ein Verhältnis der Bruderschaft bildet. Ganz unklar aber ist dieser Mittelpunkt für die Mitnachbarn, von denen der Jahresbericht des deutschen Haus- und Grundbesitzertages 1903 spricht: „Die Repräsentanten der schwachen Schultern befinden sich mit ihren Mitnachbarn ebenso im Zerwürfnis wie mit ihrem Hauswirt." Der relative Begriff Nachbar ist da nochmals in eine Beziehung gesetzt, für die nur der Gedanke an alle die vorschwebt, die unter sich dem Hauswirt gegenüber auf gleichem Fuße stehen. Anch' io sono pittore, das ist die Meinung des mit in solchen Zusammensetzungen, es drückt die Gemeinsamkeit aus, zu der sich mehrere verbunden fühlen durch gleichartige Stellung oder Tätigkeit, auch wenn sie äußerlich voneinander getrennt sind. So nennt Herder im

1) Die Krankenschwestern nennen sich meines Wissens untereinander nur Schwestern. In der Studentensprache hat Mitschwester die Bedeutung der „barmherzigen Schwester" (in schlimmem Sinne). Ob da aber der Student von seiner Mitschwester spricht? G. Freytag gebraucht Mitschwester absolut, d. h. ohne das übliche Possessivpronomen: „Es ist möglich, daß dieser wandelnde Hof mancher Mitschwester größere Freude gemacht haben würde als ihr", Soll und Haben 1, 299.

Briefe an Nicolai (18. 3. 1773) Friedrich den Großen „unsern Mitschriftsteller“[1]), Ranke antwortet 1870 seinem Mithistoriker Thiers (Neue Jahrb. 1903, S. 144). Kurz unser mit dient einfach zum Ausdruck der Kollegenschaft — oder auch Rivalität, wie z. B. im Mitbewerber und Mitanbeter (in Langbeins Gedichten 3, 173 der Mitbuhler, bei J. Möser, Über die deutsche Literatur, am Ende: der Mitminner, nach dem holländischen medeminnaers). Der Mitälteste (Alb. Dikt. uuijb consenior miteltister), der Mitsoldat, der Mitangeklagte usw., sie befinden sich alle in dem gleichen Verhältnis, ohne daß sie, namentlich der Mitangeklagte, einer größeren Gemeinschaft von Leuten ihresgleichen anzugehören vermeinten.

Diese ganze Darlegung kann nur beweisen, was längst bekannt ist, daß auch mit der Logik sprachliche Erscheinungen nicht abgetan werden können. Sprachliche Gebilde gehen ihren Weg, ohne sich viel um den Einspruch der „Schwiegermutter Weisheit“ zu kümmern. Sie unterlassen eine solche Rücksicht um so mehr, je mehr sich die Bedeutung der Wörter und ihrer Bestandteile abstumpft, d. h. im Bewußtsein derer, die sie gebrauchen, verwischt und unkenntlich wird.

Was hätten nicht Gottsched und die Seinen alles verfemen müssen, wenn ihnen auch nur ein Teil der Erkenntnisse zu Gebote gestanden hätte, zu denen die deutsche Wortforschung gelangt ist! Hätten sie gewußt, daß das Wort glied auf gelit[2]) zurückgeht und die Vorsilbe ge dieselbe Bedeutung hat, wie das von ihnen angefochtene mit, sie hätten noch viel mehr Anstoß am Mitglied genommen, nicht minder am Mitgesellen, Mitgenossen, Mitgehilfen, Mitgefährten u. a. Schon das gotische mit-ga-sintha, althochd. gi-sindo ist höchst unlogisch, denn schon das Gesinde genügt, um die Weggenossen zu bezeichnen. Daß der Gesell eigentlich den Saalgenossen bedeutet, war schon Hans Sachs nicht mehr bewußt, der von Mitgesellen ebenso wie von Mitgenossen spricht (Geh zu deinen Mitgenossen, Meistergef. 40, 94

1) Der Verfasser von Faustins des jüngeren Reisen, Leipzig 1799, S. 12 meint auch Schriftsteller: Warum wollte ich denn besser sein als meine Mitbrüder? . . . Ich und meine Herren Brüder thun es nun einmal nicht anders. S. 17: Nicht wahr, meine lieben Mitbrüder?

2) Got. lithus zu lithan, ahd. lidan gehen, sich fortbewegen (= fahren in wallfahren); also ist Glied eigentlich das Mitgehende, Begleitende, Helfende, Mitglied demnach genau dasselbe wie Mitgefährte. Auch Glück ist verkürzt aus Gelück, wie im Erzgebirge noch gesprochen wird: Gelück auf! Um das kurze Glück nachdrücklicher zu machen, griff man auf die alte saelde zurück, die nur noch in selig eine Spur zurückgelassen hat, und bildete Glückſal, das freilich nur kurze Zeit vorhielt; es bildete aber die Vermittelung zu glückselig. Wer nicht weiß, daß dieses selig mit dem Suffix selig (mühselig, trübselig usw.) nichts zu tun hat, kann in Wustmannscher Weise der Neuzeit Glückſal als eine Rückwärtsbildung von glückselig vorschlagen.

Götze, vgl. 466, 8). Beide Pleonasmen sind noch im 18. Jahrhundert gebräuchlich, ebenso der Mitgehilfe („meine Mutter als meine Mitgehülfin", Faustins Reisen S. 32; „Traurige Lage, einen Mann wie Sie zum Mitgehülfen einer guten Sache auffordern zu müssen", Dresdner Museum 1786, III, 69), obwohl doch schon der bloße Genosse und Gehilfe den Begriff der Gemeinschaft enthält. Daß wir diese Zusammensetzungen heute nicht mehr gebrauchen, haben wir nicht Gottsched, sondern dem Kameraden zu verdanken, der jene verdrängte. Aber obwohl auch dieser an sich schon den Mitinhaber einer Kammer bezeichnet, so hat er sich doch auch mitunter die Vorsetzung von mit gefallen lassen müssen, der Mitkamerad ist ebenso töricht wie die Mitkonsorten, die nicht nur im 17. Jahrhundert häufig vorkommen, sondern noch heute in Mundarten leben (Zschr. für die hochd. Mundarten 3, 117): daß die lateinische Vorsilbe con dem Stammwort cum entsprechend schon unser mit ausdrückt, kann natürlich der gemeine Mann nicht wissen. Noch weniger ist der Mitbursch von Gottsched gerügt worden; die Grundbedeutung von Bursch, gemeinschaftliche Kasse, Genossenschaft, war eben auch ihm nicht bekannt. Da mein Landsmann schon den mit mir aus demselben Lande Stammenden bezeichnet, so war der Mitlandsmann (Schupp 616) auch überflüssig.

Haben wir auch heute solchen Überfluß wieder aufgegeben, so gebrauchen wir doch noch genug Wörter, in denen wir unwissentlich denselben Begriff zweimal ausdrücken: Beichtbekenntnis, Bibelbuch, Bordbrett, Domkirche, Farnkraut, Grenzmark, Hansabund, Hintergrund[1]), Kebsweib, Pachtzins, Paradiesgarten, Pöbelvolk, Sauerampfer[2]), Sodbrennen, Wallfahrt u. a. m. Selbst derjenige, dem der Sachverhalt bekannt ist, wird heute nicht auf den Gedanken kommen, den Gebrauch solcher Worte verbieten, etwa in Schülerheften anstreichen zu wollen. Solche Worte enthalten eigentlich keine Tautologien, weil der ursprüngliche Bedeutungsgehalt des einen Bestandteils allgemein verdunkelt ist und durch einen erklärenden Zusatz erst sein Licht erhält. Es war keine so außerordentliche Entdeckung, daß die Rückantwort einen Fehler enthält, und wenn sie auch im amtlichen Verkehr abgestoßen worden ist, wird dies doch von der großen Menge noch immer nicht als maßgebend betrachtet. Neben der Rückantwort gab es im

1) Die Erklärung Heynes „hinterer Teil eines Grundes" scheint mir nicht haltbar gegenüber der Stelle aus den Räubern 4, 5 „aus dem Grunde steigt ein Alter", damit ist doch der hintere Teil der Bühne überhaupt gemeint. — Lessing, Dramaturgie 24. Stück sagt Vertiefung für fond. Unsinn ist eigentlich der Vordergrund, wofür v. Sternberg, Die Dresdner Galerie 1, 328 Vorgrund sagt: Ruisdael gab seine schönsten Vorgründe.

2) Schon Lichtenberg, Verm. Schr. 1, 273 macht darauf aufmerksam, daß Ampfer, holländ. amper, den Begriff sauer schon enthält.

18. Jahrhundert sogar noch die Gegenantwort, z. B. in Celanders Verkehrter Welt 1718, S. 312 u. ö.; sie war schon im 17. Jahrhundert vorhanden und unterlag der Rückantwort. Mindestens ebenso fehlerhaft wie diese ist die Rückerinnerung (Herder 1, 7 hat sogar Zurückerinnerungen), das Zurückebben, die Wiedervergeltung u. a. Statt hierher sagen wir, den Begriff der Richtung verdoppelnd, hierherwärts. Namentlich die Sprache des täglichen Lebens verfährt sehr nach dem Grundsatze: Doppelt genäht hält besser. In Sachsen wie in Österreich hört man für die Koppelung frei und ledig das Wort freiledig, Anzengruber (Die Kreuzelschreiber II, 10) bietet es ebenso wie Hans Sachs (z. B. Schwänke 225, 48).[1] Ein Gelehrter wie Wunderlich gebraucht (in seinem Buche über die Umgangssprache) öfters das Wort Trümmerstück, obwohl er weiß, daß trum so viel wie Endstück bedeutet. Er findet auch die hohle Röhre der Techniker erklärlich (S. 165); das Bestreben, Vorstellungen, die in einem Begriffe nur angedeutet sind, kräftiger herauszuarbeiten, macht sich auch im Oberhaupt, in der dunklen oder finsteren Nacht, in den duftenden Rosen, in den leuchtenden Sternen, im runden Ball, im alten Greis[2]), im weißen Schimmel usw. geltend. Hier gilt das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes nicht, wir machen alle in Worten mehr Aufwand, als die Logik verlangt. Selbst wer sich des Herabminderns[3]) und Herabsinkens enthält, kann es nicht ableugnen, daß er einer Aufbesserung hold ist und ein obsiegendes[4]) Urteil erstreiten und sich ein dankbares Angedenken sichern möchte. In Karl Müllenhoffs deutscher Altertumskunde 4, 1 liest man: „Die licentia vetustatis gestattet den wildesten Phantasien Raum." Ein Stilist wie A. Schönbach schreibt (Über Lesen und Bildung, 6. Aufl., S. 151) von einer Abfolge von Vorgängen, J. Walter im Vorwort zu seiner Geschichte der Ästhetik S. VIII von einer Abfolge geschlossener Systeme, S. 616 aber wird ein letzter Endzweck möglich. Demgegenüber steht der Anbeginn, zu dem wohl der Anfang mitgewirkt hat („von Anbeginn an"). Der Abschnitt „Überfluß und

1) Daneben sagt er auch quitledig 218, 12; 315, 112; auch quitlos 295, 52 (quitloß zu werden seiner Sünd, vgl. Erdmann-Mensing 229); 202, 61. So sey quitledig, los vnd frey 384, 226.

2) Ein ansehnlicher alter Greiß erhub seine Stimme. Neuentdeckte Elysäische Felder 1735, S. 14. — Bei Hans Sachs 330, 19 liest man: die welff schlichen im nach in schneller eyl.

3) In den Grenzboten (!) 1902, Nr. 50 S. 618 schreibt Graf Alex. v. Kaiserling, die Photographien von Kunstwerken haben mehr Wert als heruntergemilderte Lithographien. Im Dresdner Anzeiger vom 25. Oktober 1903, S. 2a ist von der Herabmäßigung der Mindestzölle die Rede (im Wechsel mit Herabsetzung).

4) Dagegen wie gegen obschweben und obwalten eifert Rumpf in seinem Gemeinnützigen Wörterbuch.

Überladung, Pleonasmus und Tautologie" in Andresens „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit" ließe sich mit Leichtigkeit auf den doppelten Umfang bringen, Sätze wie „der abgefeimte[1]) Betrüger ist bereits vorbestraft", liest man so häufig, daß man sich endlich daran gewöhnt. Weder die Vorbedingung[2]) noch die Nachwirkung erregen bei uns Anstoß; spricht man sogar von einer Vorwirkung[3]), warum soll uns eine Vorahnung, Vorherahnung oder Vorausahnung entsetzen? Schon Goethe schrieb in Dichtung und Wahrheit: „Wünsche der Jugend sind Vorahnungen künftiger Leistungen." Daß auch die Grenzboten 1871, 2, 976 schreiben konnten „nicht ohne eine schlimme Vorahnung", ist vielleicht durch die abgeblaßte Bedeutung von Ahnung in der Redensart keine Ahnung von etwas haben, d. h. nichts wissen (auch von etwas Vergangenem) veranlaßt.[4]) Der Nachfolger, der den einfachen Folger nicht aufkommen läßt, hat sich jedenfalls den Vorgänger zum Muster genommen, ist aber immer noch nicht so schlimm wie der Vorsukzessor, den Lichtenberg (Verm. Schr. 1, 275) als im Osnabrückischen verbreitet rügte. Er dürfte dem sous-chef an die Seite zu stellen sein, der als Unterhaupt bei uns denn doch nicht möglich wäre.

Da die Fremdwörter auch dem Gebildeten wenig sagen, sucht er sie sich und anderen verständlich zu machen durch die in deutscher Form bewirkte Heraushebung ihres Begriffs. Daher kommt der selbsttätige Automat, die ganze Totalität (vgl. den ganzen Gesamteindruck)[5]), der begeisterte Kunstenthusiast, der Blumenflor, die Salzsaline, das Endresultat, die Urpremière (Literar. Echo 1903, Sp. 1069 im Wechsel mit Uraufführung), das volkstümliche Präsentgeschenk, das Sichauseinandersepariren u. a. m. Wenn auch diese den Mitkonsorten gleich zu achtenden Verdeutschungsversuche etwas milder zu beurteilen sind als der lukrative Gewinn und ähnliche Ausdrücke, die deutsche Wörter mit fremdem Aufputz verbrämen wollen,

---

1) Das bloße feimen, d. i. abschäumen wäre niemandem mehr verständlich.

2) Mitunter kommt sogar vorbedingungsweise vor.

3) P. D. Fischer, Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen 1896, S. 224, sah in Glasgow am Sonnabend abend die Straßen mit Betrunkenen bedeckt, „eine Vorwirkung der puritanisch strengen Sonntagsfeier".

4) Vgl. vorausahnen in Dichtung und Wahrheit 16. Buch (Hempel 23, 7), sibyllinische Vorahnungen in der Italien. Reise, 5. März, sowie: die Missionspriester mußten das wohl vorausgeahnt haben, Rosegger, Höhenfeuer 1890, S. 115. — Wir sind imstande, nicht nur vorherzufühlen, sondern auch den ferneren Gang der Ereignisse fühlend vorherzuahnen. Diese Vorahnungen des Kommenden usw. Meyer, Das Stilgesetz der Poesie S. 131. — Und du hast uns wieder voraufgeahnt (= unser Kommen geahnt)? W. Raabe, Alte Nester S. 77. In diesem Weihnachtstreiben mit seinen vorausgeahnten Überraschungen liegt ein poetischer Zug. R. Bosse, Grenzboten 1903 Nr. 35. S. 527.

5) Dresdner Anzeiger 1903; Nr 143, S. 5a.

so sind sie doch zu verurteilen und dem Spotte preiszugeben: was nötigt den Deutschen, Wörter zu gebrauchen, die er gerade dadurch als unverständlich erweist, daß er sie durch deutsche Zusätze verdeutlicht? Er kann sich vor solchen Fehlern bewahren, wenn er Fremdwörter überhaupt möglichst vermeidet; sie werfen (glücklicherweise oder leider?) tatsächlich ein schlechteres Licht auf seine „Bildung" als der Gebrauch rein deutscher Tautologien.

Zwar werden wir unserer Jugend auch diese nicht einfach hingehen lassen, vielmehr nach Möglichkeit sie zum Nachdenken über das Deutsch anhalten, das sie hört, liest und schreibt, aber wir dürfen ihr das Deutschschreiben nicht verleiden durch allzu strenge Verbesserung, durch überlegene, dem allgemeinen Sprachgebrauch entgegentretende Bemängelung und engherzige oder spitzfindige Bekämpfung ihres Wortschatzes, kurz durch Gottschedliche Wortverbote.[1])

Schillers Entwurf zum Demetrius.

Von **A. Zippel** in Leipzig.

(Schluß.)

Die Handlung des Schillerschen Demetrius ist nicht nur „ein wechselvolles, abenteuerliches Menschenleben", sondern 'gleichzeitig „das Ringen zweier Völker"[2]), man kann hinzufügen zweier Kulturstufen. Hebbel war der Meinung, daß „für seinen Demetrius nur die große in sich zerrissene slawische Welt den Humus abgeben könne, während Schiller ohne Zweifel einzig und allein von dem allgemein menschlichen Moment des Faktums angeregt wurde".[3]) Das ist mindestens einseitig geurteilt. Schiller sucht überall das national und zeitlich Bedingte zum Ausdruck zu bringen, „das Fremdartige, Abenteuerliche zu überwinden durch Bestimmtheit, Klarheit und Konsequenz und vollständige Angabe der Daten, wodurch die Handlung begründet wird (es folgen Anmerkungen über persönliche, nationale und zeitgeschichtliche Motive), durch eine anschauliche Darstellung des Lokals" (236). Und diese Veranschaulichung ist ihm nicht nur Mittel zum Zweck,

1) Mitunter mag eine besondere Absicht bei solchen Zusammenstellungen vorliegen, z. B. wenn der Geh. Rat Wach in der 62. Sitzung der Sächsischen Ersten Kammer 1902 von wurzellosem Radikalismus sprach, oder J. Grunow in den Grenzboten 1903 Nr. 33 S. 405 die intimsten Interna berührt. Verbindungen wie die schlechte Kalligraphie und falsche Orthographie (Grenzboten 1887, 46, 484) wären bei deutschem Ausdruck nicht möglich.

2) Franz II 1. 3) An Dr. Jul. Glaser 4. August 1858.

sondern „das Fremde, das ausländische Terrain, das ganz Neue des Stoffs, dessen Fond wirklich historisch ist", bildet für ihn einen Vorzug und reizt ihn zur Darstellung (220).[1]) Daher die zahlreichen Notizen aus Müller, Levesque, Treuer über geschichtliche Einzelheiten, besonders aber aus Connor und Olearius über polnisches und russisches Volksleben und politische Zustände.

Zu der „vollständigen Angabe der Daten, wodurch die Handlung begründet wird", gehören auch die geschichtlichen Voraussetzungen. Ihre Mitteilung für beide Länder wird bedacht[2]), Demetrius' geschichtliches Interesse sollte Gelegenheit geben, die Landesgeschichte zu zeigen (203). Die ausgewanderten Russen sollten über die Regierung des Boris unterrichten; Marfa erzählte in der älteren Fassung (79/80) von ihren Erlebnissen. Diese Gelegenheiten, die Vorgeschichte zu exponieren, sind durch die spätere Fassung verloren. Dagegen gibt Demetrius' meisterhafte Erzählung vor dem Reichstag über jene Vorgänge in Rußland Bericht; auch für die polnische Vorgeschichte enthält seine Rede Andeutungen, indem er sich auf die Erlebnisse Sigismunds bezieht. Weitere Gelegenheit zur Vollendung der Exposition nach dieser Richtung hätten vermutlich die Borisszenen gegeben.

Wichtiger als diese Bilder der Vergangenheit ist die Gegenwart. Darzustellen ist „die Roheit des Volks und des Zeitmoments, die ein so grobes Spiel möglich macht" (236); die „patriarchalische, despotische Zargewalt" auf der einen und „kindisch-knechtische Unterwürfigkeit" auf der anderen Seite. Zwischen Herrscher und Volk steht „ein Adel ohne Ehre und Loyalität, der mit Eiden spielt".[3]) Daher verachten alle Zaren von Geist ihre russischen Bojaren und ziehen die Ausländer vor (245). — Am Zarenhofe herrscht eine rohe Pracht[4]), denn es ist „ein rohes Land, dem der Kunstfleiß fremd ist" (203). Das Volk ist unwissend und abergläubisch, von rohen Sitten und primitiven Lebenseinrichtungen.[5]) Dem entspricht die Verwaltung und das Gerichtswesen mit seinen rohen Strafen. Letzteres sollte bei einer Gelegenheit gezeigt werden, wo Demetrius den

1) Nach 115 „spricht es allerdings gegen das Stück", d. h. Schiller macht sich die darin liegende Schwierigkeit klar.

2) Notizen dazu 199 flg., 227 flg. (Müller V), 213 flg. (Quelle?). Der Stammbaum der Romanows (s. o.)

3) Bernays 47. (Über die Komposition des Hebbelschen Demetrius. — Zur neueren und neuesten Literaturgesch. 1875.)

4) Notizen dazu über die Geschenke des Demetrius an Marina, den Reiseschlitten, den zarischen Putz des Boris, über die Kleidung der Hofjungfern, das Zeremoniell beim Empfang des dänischen Prinzen 199. 204. 252. (Müller V 149 flg. u. Olearius Buch 3.)

5) Dazu Notizen über Bauart der Häuser, Familienverhältnisse usw. ?
Levesque III 183—206 und Olearius Buch 3).

Richter macht (251). Auch kirchliche und Klostergebräuche und äußere Einrichtungen sollen gezeigt werden.[1])

Ein Anfang zu dieser Schilderung von Land und Leuten ist im Fragment gemacht. Wir sehen das öde Klosterleben in der Region des Landes, wo „die lebend'ge Zeugungskraft der Erde" aufhört, darauf die gesegneten Fluren des südlichen Rußlands. Wir sehen das „Herdenartige" der Bevölkerung, die in dumpfem Gehorsam untätig lebend, nur durch die Herrscherfrage bewegt werden kann. Nun sie aber einmal erregt ist, „wütet der Aufruhr wie ein Steppenbrand". Immer unglücklich, hofft sie bei jedem Wechsel zu gewinnen. Wie sie jetzt durch das Abenteuerliche im Auftreten des Demetrius bestochen wird, so gründet sich später ihr Unglaube ihm gegenüber „auf lächerliche Dinge".[2])

Diesem „borniert Heimatlichen" setzt sich nun das Ausländische entgegen. „Der Abstand der Polen und Russen in bezug auf Charakter und politisch-soziale Verhältnisse" kommt zur Darstellung (210). Die Expositionsszenen veranschaulichen uns bereits „den edelmännischen Geist der Polen" (86), die Unabhängigkeit der polnischen Großen (222), die Bettelhaftigkeit und Abenteuerlichkeit des niederen Adels, der seine Existenz in der Glückslotterie des Krieges einsetzt (96). Gleichzeitig sehen wir „das Große, welches in dem Gedanken liegt, daß die Totalität einer versammelten Nation ihren souveränen Willen ausspricht" (172), und die Nachteile dieser Verfassung; „Mehrheit ist der Unsinn!" Die Rolle, die der König in diesen politischen Verhältnissen spielt, die Rechte der einzelnen Stände, der geistlichen und weltlichen Würdenträger werden mit wenigen kräftigen Strichen gezeichnet.

Zwischen Polen und Russen stehen die zügellosen Scharen der Kosaken, die „ein eigenes neues Interesse mit sich führen" (221). Über Namen, Abkunft, Wohnsitze der Stämme, Einrichtungen, Sprache und Religion, über ihre „schwankende Lage" zwischen Rußland und Polen und ihre Treulosigkeit sind Aufzeichnungen gemacht (250).[3])

Ein Mittel, den Zuschauer in dem fernen Zeitalter und unter fremden Nationen heimisch zu machen, sind auch die „sinnlichen und prächtigen Darstellungen". Darunter ragt hervor: der polnische Reichstag, die erleuchtete Hauptstraße, der Balkon des Schlosses, das Feldlager, der Einzug in Moskau, die zarische Hochzeit. Eine Reihe von Dekorationsangaben sind zusammengestellt (230). Genaue Angaben sind über den Einzug in Moskau

1) Notizen dazu 252 flg. (aus Olearius).

2) Man könnte hier an Müller V 371 denken: die Leiche des echten Dimitri wurde unversehrt gefunden und verbreitete einen angenehmen Geruch.

3) Vgl. Müller IV 8 flg. und Levesque IV 56 flg.

gemacht (s. o.) Für den Reichstag werden genaue Vorschriften über die Aufstellung der Personen gegeben (172). Bei dem Angriff auf Sapieha „bildet sich ein Tableau, welches einige Pausen lang dasselbe bleibt" (184). So hat der geborene Dramatiker überall die Bühnenwirkung im Auge. Der Zuschauer soll nicht nur das für die Orientierung Nötige sehen und begreifen, sondern er soll zugleich gefesselt, hingerissen werden. — Aber die Bilder, die Schillers Phantasie entwirft, sind weit mehr als anschaulich, fesselnd und dramatisch wirksam. Sie sind mit den äußeren und inneren Vorgängen bedeutsam verschmolzen, und ihre eigentliche dichterische Eigenschaft ist die Stimmung. Wir fühlen die ganze Größe und Gefahr der Lage des Demetrius, wenn wir ihn „auf dem Balkon, das ungeheuere Moskau zu seinen Füßen liegend", sehen. — Die Stimmung eines reinen, frischen Lebens spiegelt die lachende Frühlingslandschaft, in der er „an der Grenze" auftritt. Aus diesem Zusammenhange heraus entsteht die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Szenerie. Keine noch so gründliche Vertrautheit mit den geographischen und nationalen Eigentümlichkeiten, keine noch so sichere Bühnentechnik vermöchte uns Bilder zu schaffen, wie das farbenprächtige, wildbewegte Bild polnischer Leidenschaftlichkeit, Keckheit und Abenteuerlust im Reichstag, oder wie das der todestraurigen Landschaft am Beloserosee, in der die Nonnen, unter Grabsteinen wandelnd, sich eines kargen Frühlings erfreuen. Nur innerlich Geschautes und mit dem Gemüt Erfaßtes kann uns so mächtig ergreifen und überzeugen. — Eine ähnliche Bedeutung für die dichterische Stimmung sollte der Einzug in Moskau haben. „Einmischung des Düsteren und Schrecklichen in die allgemeine Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Ganze."

Die im Fragment gegebenen farbenreichen Bilder lassen keinen Zweifel darüber, daß es Schiller gelungen wäre, die zur Veranschaulichung der Verhältnisse nötigen Züge über das ganze Stück „so zu verteilen, daß man jedesmal, wo man es brauche, vollkommen unterrichtet wäre". — Als Hebbel seinen Demetrius schreiben wollte, begann er damit, in Krakau Lokal- und Sittenstudien zu machen. Auch Schiller sehnte sich besonders in den letzten Jahren seines Lebens nach solcher Anschauung, aber er bedurfte ihrer glücklicherweise nicht. „Er war zu der Reife gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. In der dichterischen Anschauung erfaßte er Welt und Leben mit einer sicheren Ahnung, mit einem Hellsehen, das die Wirklichkeit gewissermaßen überbietet und zum Ideal erhebt."[1])

Aus diesem kräftigen völkergeschichtlichen „Humus" erheben sich nun die Hauptträger der Handlung. „Ein großes ungeheueres Ziel des Strebens,

1) G. Keller, Am Mythenstein.

der Schritt vom Nichts zum Thron und zur unumschränkten Gewalt" — also des Demetrius Schicksal — ist das erste Problem des Stückes. „Sehr dramatisch" ist der Charakter der Marina. Die Situation der Marfa ist „neu und sehr dramatisch". Boris' Situation und Untergang ist „höchst dramatisch" (219 flg.). Die „interessanteste Partie" ist der Glücks- und Sinneswechsel des Demetrius. Danach folgen die anderen Personen (115).

Im Mittelpunkt des Interesses steht also Demetrius. Dies wird vom Dichter um so entschiedener betont, als die eigentümliche Lage des Betrogenen, von fremden Leidenschaften Geführten seine Bedeutung herabsetzen könnte. Er ist der Hauptgegenstand der „Neigung" des Zuschauers. Haben andere Personen diese zeitweilig gewonnen, so muß Demetrius sich nachher um so entschiedener „Gunst erwerben" (154).

Ihr gebt euch für des Zaren Iwans Sohn;
Nicht, wahrlich, euer Anstand widerspricht,
Noch eure Rede, diesem stolzen Anspruch.

Diese Worte des polnischen Erzbischofs zeigen, wie Schiller sich seinen Helden gedacht hat. Demetrius erscheint als für seine Rolle geboren (236/37), ein „Hohes blickt aus allen seinen Zügen" (233). Seine „feroze, wilde, unbändige Natur" widerstrebte dem Klosterzwang und der mönchischen Lebensweise. „Das Blut Iwan Basilowizens scheint sich in seinen Adern zu verkündigen" (211). „Er hat eine fürstliche Großmut und einen begeisternden Glauben an das Glück" (205). Als man in ihm den Zarewitsch erkennt, ergreift ihn „ein tiefes, langes Erstaunen, das in ein großes Selbstgefühl übergeht" (87). „In tiefster Brust, an seines Herzens Schlägen" fühlt er die Wahrheit der Enthüllung, „es lösen sich mit diesem einen Wort die Rätsel alle seines dunklen Wesens". Eine Herrschernatur, fühlt er sein Recht auf den Herrscherplatz, und wie er sich dem trotzigen Sapieha kühn als der rechte Zar entgegenstellt, so wird er sein Blut „eher tropfenweis verspritzen", als seinem Recht entsagen.

Zu dieser Kühnheit und Größe der Empfindung kommt ein hoher Sinn und eine kluge Umsicht. Seine Rede überzeugt nicht nur durch das Gepräge einer edlen Wahrhaftigkeit und Würde, sondern er weiß auch für sich zu gewinnen, indem er jedem bietet, was ihn locken kann: den Ruhm, die Sache des legitimen Herrschers zu schützen (Sigismund), Ehre und Macht (die Großen), reiche Beute (niederer Adel). Doch aber „vergißt er bei den Versprechungen an die Polen nicht das Reichsinteresse" (200). Selbst unmittelbar nach der furchtbaren Erschütterung, die er erfahren, in der Unterredung mit Marfa, zeigt er den klaren Blick und die innere Beherrschung des staatsklugen Fürsten. Diese Mischung von elementarer Leidenschaftlichkeit und kühler Besonnenheit ist es, die ihn zu einer großen

Rolle befähigt. Persönliche Tapferkeit, ein „begeisterter Heroismus“ (117) sichern ihm seinen Erfolg als Heerführer.[1])

Diese bedeutenden Eigenschaften stehen im Dienste eines kühnen Idealismus. Der Kampf um den Thron ist ihm zugleich ein Kampf für das Recht, und die Herrscherwürde wird ihm zu einer hohen Aufgabe. Demetrius wird ein Beglücker seines Volkes werden, „die schöne Freiheit“ wird er in sein Land verpflanzen, er wird „aus Sklaven Menschen machen“ (26). Auch im Feinde ehrt er die menschliche Größe. Wie er den Untergang des Boris erfährt, zeigt er eine edle Rührung. „Er starb eines Königs wert“ (154). — Demetrius ist aber nicht nur ein idealistischer Schwärmer. Er liebt sein Volk. Mit Schmerz empfindet er die Notwendigkeit, in den „ruhigen Tempel des Friedens zu fallen“, dessen sich sein Vaterland erfreut (56). Er ist bei aller Herrscherwürde eine weich empfindende Natur. Wie er seinem Wohltäter gegenüber „ganz Willigkeit und Demut“ (211 Anmerk. 90) war, so schlägt er auch Marfa gegenüber Töne wahrer und edler Empfindung an, die seiner staatsklugen Rede erst den gewünschten Nachdruck verschaffen. Hier aber hat sein Innenleben schon den verhängnisvollen Stoß erhalten, der ihn dem Abgrund zutreibt.

„Der ist beglückt, der sein darf, was er ist.“ Solange die königliche Natur den Königsplatz erstreben oder behaupten darf, äußert sich in Demetrius' Verhalten ein mit sich einiges Gemüt. „Er ist gütig wie die Sonne“ (154), „er ist ein Gott der Gnade, er kommt wie das Kind des Hauses“ (100). Da trifft ihn das unselige Wort, das „das Herz seines Lebens durchbohrt“ (101). Er, der in dem Bewußtsein auftrat, in seiner Person zugleich dem Recht zum Siege zu verhelfen, ist nun plötzlich zum Usurpator geworden. Mit Zorn und Scham muß der Selbstbewußte erkennen, daß er nicht „der Täter seiner Taten“ war. Die erste Wirkung der „ungeheueren Veränderung“, die diese Offenbarung bei ihm bewirkt, ist die Ermordung des Unheilsboten.

Die Bemerkungen Schillers über diesen Vorgang scheinen auf den ersten Blick nicht ganz übereinstimmend. Nach 101 ist diese Tat „gleich sein erstes“, nach 156 „gibt er, nachdem er die erste Bewegung übermeistert hat, der Klugheit Raum und forscht den X aus, ob noch sonst jemand um dieses gefährliche Geheimnis wisse“. — Die anschließende Reflexion (s. o.)

1) Deinhardt, Der Demetrius-Plan. Beiträge zur Würdigung und zum Verständnis Schillers. Stuttgart 1861. (338. 339) nimmt an der Verzweiflung Anstoß, in die Demetrius nach der verlorenen Schlacht gerät. Es zeige sich darin eine Unreife, die die Würde des Helden beeinträchtigt. — Der Einwand scheint berechtigt. Zunächst war für Schiller die Geschichte bestimmend. Die Verwendbarkeit des Motivs hätte die Ausführung zeigen müssen. S. Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Leipzig 1898. 509.

macht den Eindruck, als ob Schiller mit der vorangehenden Skizzierung des Vorgangs nicht zufrieden war, weil er eben zu „prämeditiert" schien. Am meisten zutreffend dürfte die Bemerkung 101 sein, daß Demetrius den Botschafter „teils mit Absicht und Besonnenheit, teils in der Wut und Verzweiflung" niederstoße. Es kommt hier jene Mischung von Leidenschaftlichkeit und Besonnenheit im Charakter des Demetrius zum Ausdruck, von der oben die Rede war. Mit der genialen Naturen eigenen Gabe des Zusammenschauens der Verhältnisse geht ihm blitzartig mit dem Schmerz der Enttäuschung zugleich die Erkenntnis des „Notwendigen" auf. Die freche Lohnforderung, die mit seiner Empfindung im grellsten Widerspruch steht, ist der Funke, der die Mine sprengt. — Ist es aber wahrscheinlich, daß Demetrius, der von seiner königlichen Abkunft so fest überzeugt war, auf das bloße Wort eines Elenden hin seinen Glauben aufgibt? — Daß Schiller es so gemeint hat, unterliegt nach 206, 101, 118, 156 keinem Zweifel. Gruppe[1]), auch A. Stein[2]) und Popek[3]) bezweifeln, daß Demetrius schon hier zur vollen Überzeugung von seiner Unechtheit gebracht wird. Neben der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Leichtgläubigkeit wird geltend gemacht, daß dadurch die Marfaszene, auf die Schiller einen so großen Nachdruck legt, ihre Bedeutung verlöre. Als ein Beweis für die entgegengesetzte Auffassung wird die Frage an Marfa bezeichnet: „Sagt dir dein Herz nichts? Erkennst du dein Blut nicht in mir?" Da Demetrius kein Heuchler sein solle, so müsse sie ernst gemeint sein.[4]) Was die Marfaszene betrifft, so hat Schiller wohl gerade in der „Koexistenz der entgegengesetzten Zustände", der äußeren Zusammengehörigkeit und inneren Geschiedenheit von „Mutter und Sohn" ihre Wirkung gesehen. Ein in fröhlicher Sicherheit auftretender Demetrius mag ansprechend wirken, die „Stimme der Natur" wird sich ihm gegenüber milder äußern (vgl. Gruppe, Laube, Sievers), aber er ist nicht dramatischer oder gar tragischer. Auch Marfas mächtige Gestalt verliert hier ihre tragische Wucht. — Die Frage aber, auf die Demetrius selbst gar keinen Nachdruck legt, scheint mir so sehr in die Situation zu gehören und bei Aufrechterhaltung eines gewissen Dekorums, d. h. wenn Demetrius nicht sofort seine Meinung aufdrängen will, eine so natürliche Einleitung, daß man aus ihr keine Schlüsse ziehen kann. Indessen mag immerhin zugegeben werden, daß sie für Demetrius nicht bloße Form ist. Wie der durch schweres Unglück Erschreckte auch gegen den Augenschein hofft, wie man im Antlitz eines geliebten Toten

1) S. 155 flg. 2) II 5 flg.

3) Der falsche Demetrius in der Dichtung. Prgr. Linz 1893. S. 19.

4) Nach Deinhardt (335) will Demetrius sich durch die Frage überzeugen, „ob es eine Stimme der Natur gibt". Dies ist wohl eine zu künstliche Auffassung.

auch gegen besseres Wissen einen Schein des Lebens wahrzunehmen meint, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift, so mag auch er auf die Antwort Marfas hoffen. — Im innersten Herzen aber ist er überzeugt. Es ist durch die von Schiller festgestellten Berührungspunkte der „wahren" und der „fingierten" Geschichte dafür gesorgt, daß der Zusammenhang dem Verstand sofort einleuchtet. Dazu hat Demetrius in hohem Grade die Gabe des gefühlsmäßigen Erfassens, der inneren Anschauung. „Wie es einst blitzschnell, mit leuchtender Gewißheit vor ihm stand, er sei des Zaren totgeglaubter Sohn, so fühlt er jetzt sofort die Wahrheit der Enthüllungen" (Kettner LI). Vom „begeisternden Glauben an das Glück" gelangt er mit einem Schritt zur tiefsten Verzweiflung. Auch für diesen Glauben folgt im Menschenherzen nur zu leicht „hinter den großen Höhen der tiefe, donnernde Fall". Aber obwohl „Freude, Vertrauen und Glaube dahin ist" (101), kann er doch nicht entsagen. Es ist nicht sowohl die Rücksicht auf „die großen Völker, die an ihn glauben, und die er ins Unglück, in die Anarchie stürzen würde" (102), die ihn bestimmt, als die Unmöglichkeit, sich selbst aufzugeben, zu „sinken in die Nichtigkeit". „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." Demetrius will fest stehen, auch wenn „Mord und Blut ihn auf seinem Platz erhalten müssen" (102).[1])

Aber indem Demetrius sich entschließt, den Weg des Boris zu wandeln, übersieht er einmal die außerordentlich schwierige Lage, in der er sich befindet, und ferner die Gesetze seiner edleren Natur. „Er hat einen Teil seines Wesens, seine Kraft oder seine Wahrheit zu opfern. Für ihn als heroische Persönlichkeit ist das erste nicht möglich, das zweite ruft mit Notwendigkeit die Katastrophe herbei."[2]) Um sich den übermütigen Polen, wie den zähen Russen gegenüber durchzusetzen, bedurfte er einer festen Hand und eines sicheren Blickes. Diese aber hat Demetrius nicht mehr, seit ihm die Zuversicht zu seiner guten Sache verloren gegangen ist. Es ist sein „Unglück und sein Fehler, daß er sich nicht mit gemeiner Klugheit der Verhältnisse Meister machen kann".[3]) Ihm fehlt die Gewissenlosigkeit des Usurpators. Innerlich verzagt, fordert er nun um so trotziger, was das Glück ihm versagte. Das äußerlich starre Festhalten soll das innerliche Schwanken verdecken. „Man muß die Gewalt der Umstände, das Pathetische der Situation mächtig empfinden, fortgerissen werden, für ihn zittern, von ihm fürchten." (226).

1) Der Monolog, wie er hier entworfen ist, hat einen sentimentaleren Charakter, als man von Schillers Demetrius erwartet. Er hätte vielleicht später einen mehr düsterpathetischen Klang erhalten. Siehe Schillers Bemerkung, Demetrius müsse naiv, nicht sentimental erscheinen. 142. 2) Harnack 411. 3)

Es hätte der Meisterhand Schillers bedurft, um zu zeigen, wie Demetrius nun „die mächtigsten Kräfte der Menschheit entwickelt, auch die menschliche Verderbnis zuletzt erleidet". (204.) Man denkt an die düstere Gestalt Macbeths. Der Entwurf zeigt uns wohl, was Schiller wollte, aber nicht das „Wie". Die Fortsetzer, d. h. diejenigen von ihnen, die den von Schiller vorgezeichneten Konflikt festhalten wollten, sind nicht imstande gewesen, hier ergänzend einzutreten. Entweder fehlt die „Verderbnis" ganz, wie bei Sievers, oder Demetrius zeigt, wie bei Maltitz, ein Abwechseln zwischen krassen Gewaltakten und edlen Äußerungen, die sich nicht zusammenschließen. Schon die feste Haltung des Demetrius in der Szene mit Marfa zeigt, daß die „ungeheuere Veränderung" sich nicht in einem plötzlich eintretenden Wüten äußert. „Zuletzt" erleidet Demetrius die menschliche Verderbnis, unter der Ungunst der Verhältnisse verdüstert sich sein Sinn mehr und mehr. Wie er seinen Entschluß vor sich selbst mit der Rücksicht auf das Glück der Völker rechtfertigt, so wird er auch ferner dies zu fördern bemüht sein. Aber der innere Unfrieden nimmt ihm die Möglichkeit, die Verhältnisse unbefangen anzuschauen und die Mittel weise zu wählen.[1]) Die Mißstimmung in seiner Umgebung und sein „ombrageuser, höchst empfindlicher Stolz" fördern sich gegenseitig. Immer mehr entgleiten die Zügel, namentlich den übermütigen Polen gegenüber, der unsicheren Hand. Der Verrat, durch den sich Demetrius im Gefühl der Machtlosigkeit ihnen gegenüber zu retten sucht, kann diesen kecken und wachsamen Feinden gegenüber nicht glücken.

Demetrius soll jetzt, wo er moralisch sinkt, „physisch interessieren". Wir sollen „das Pathetische der Situation" empfinden. Dies wird besonders da der Fall sein, wo wir es in seiner besseren Natur begründet sehen. Einmal geschieht das dadurch, daß wir seine idealen Bestrebungen als einen Grund desselben erkennen, ferner durch die Verschärfung des Leidens, die er durch sein warmes und weiches Gemüt erfährt. „Er muß sein Geheimnis allein tragen" (102 Anmerk. 2). „Er hat keinen Freund, keine treue Seele" (161). Axinia, der alle besseren Regungen seiner Seele entgegenkommen, stößt ihn zurück. Daß er Marfa „vernachlässigt", ist nicht klug, aber wohl verständlich. Diesen beiden auf Wahrheit angelegten Naturen mußte die Aufrechterhaltung ihres Scheinverhältnisses zur Pein werden.[2])

1) Es ist deshalb z. B. die wahrhaft salomonische Weisheit, die Kühne ihn in der Behandlung der Feinde Schinsky und Odowalsky entfalten läßt (Akt IV, 2), für den Zustand des Demetrius nicht charakteristisch.

2) Gegen die Wahrhaftigkeit unseres Helden würde es sprechen, wenn man das Aufziehen des Zeltes auf den Wink des Demetrius bei der Begegnung mit Marfa wie Gottschall und Bernays als eine „Komödie" bezeichnen müßte. Ich halte das Aufziehen des Zeltes nur für eine szenische Veranstaltung, die das Hinaustreten zum Volk bedeutet.

Nachdem der Unglückliche durch das Geständnis der ihm eben angetrauten Gattin gänzlich entwürdigt und gebrochen ist, spricht sich dieses edle und innige Gemüt noch einmal dem Jugendgefährten gegenüber ergreifend aus. Diese Szene wäre in irgendeiner Form jedenfalls beibehalten. Sie ist zu wichtig für die Charakteristik des Helden, wie für die Stimmung des Schlußaktes, hat zu viele Parallelen in Schillers Dramen und ist zu sehr in seiner Denk- und Empfindungsweise begründet (s. u.), als daß sie mit dem ursprünglichen ersten Akt hätte fallen sollen.[1]) — Nach dieser Szene, wo Demetrius sich aus der entsetzlichen Gegenwart in die unschuldigen Tage seiner früheren Zeit zurückträumt, ist für ihn, der „vom eisernen Geschick so schwer geneckt" wurde, auch die Erlösung nicht fern. Noch einmal ist es ihm vergönnt, die Kraft seiner Natur vor den Rebellen zu zeigen; dann sühnt er sein Unrecht durch einen würdigen Tod (121). —

Als Mit- und Gegenspielerin steht Demetrius Marina gegenüber. Schiller hatte diesen Charakter mit besonderer Lebendigkeit angeschaut. Die Entwürfe zu den Samborszenen sind voll von Reflexionen über diese originelle Gestalt. Sie sollte sich „sehr bedeutend ankündigen, weil sie wenig Spielraum hat zu handeln und zwei ganze Aufzüge nicht erscheint" (106). Marina zeigt sich „zu einer großen Rolle geboren". In den engen Verhältnissen des Hauses ist sie „wie ein Adler, der sich in engem Gitter gefangen sieht" (107). — „Ihr immer unruhiger Geist spielt mit der Liebe" (226). „So hat sie schon einen Roman gehabt, und manches hat ihr durch den Sinn fahren müssen" (107). — Aber die Liebe ist es nicht, was ihre Natur ausfüllt. Es zeigt sich hier ein scheinbares Schwanken in den Aufzeichnungen.[2]) 92 heißt es: „Sie scheint der Liebe fähig, ehe sich ihr Ehrgeiz entwickelt", und noch im Fragment: „Die Liebe oder Größe muß es sein" usw. (36). — Aber der Zusammenhang, in dem diese Worte stehen, läßt erkennen, daß es sich auch hier nur um das Streben nach dem Außergewöhnlichen handelt, um die Auflehnung gegen die „traurig leere Dasselbigkeit des Daseins", wie das Schicksal ihrer Schwestern sie zeigt. So ist auch ihre Gunst für den Untergebenen nur ein Spiel, „über dessen Gefahr sie ihr Stolz sicher macht" (223). Es schmeichelt ihr, ihn durch ihre Bevorzugung „gleichsam zu konstituieren" (91). Findet hierbei also ihre Herrschsucht Rechnung, so kommt dazu, daß Deme-

1) Würde Schiller die Samborszenen vielleicht doch in irgendeiner Gest- behalten haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, das Drama zu vo Die Möglichkeit soll nicht bestritten werden, mußte aber bei Schillers d gesprochener letzter Absicht hier unerörtert bleiben. S. Gaudig 517.

2) Vgl. Bellermann, Schillers Werke X, 298.

trius als eine gleichfalls ehrgeizige, hochstrebende Natur der Einzige in ihrer Umgebung ist, der sie faßt und versteht (108). Daß es sich dabei nicht um wahre Neigung handelt, zeigt sich gleich nach Demetrius' Glückswechsel in dem Umstand, daß sie die Einzige ist, die nicht an ihn glaubt. Ein solcher Mangel an Illusion wäre dem Gegenstand einer Neigung gegenüber nicht denkbar. — Mit ihrer Bestimmung zur Zarin ist ihr „ein Ziel für ihre grenzenlose Herrschbegierde" (130) und Spielraum für die Betätigung ihrer Kräfte gegeben. Eine politische Intrigantin (130) großen Stils, ergreift sie sofort alle erreichbaren Mittel zur Förderung des Unternehmens. Sie ist „in Absicht auf Realität die Seele des Unternehmens, wie Demetrius die ideale Potenz desselben ist"[1]) (170). Dabei zieht sie diesen nicht zu Rat, denn mit richtiger Beurteilung seines Wesens erkennt sie, daß er des Glaubens, des reinen Willens bedarf, um seinen Zweck zu erreichen.[2]) — Sie hingegen ist nicht wählerisch in dem, was den Zweck fördern kann. Die „Starkgeisterei" und „Freigeisterei", die ihr eigentümlich ist (225), ihr Mangel an edlem Adelsstolz (239) und an Wahrheitssinn macht es ihr möglich, an einen Abenteurer ihr Glück zu wagen. Sie spricht ihm bei der Entdeckung in Sambor „Mut ein, sie drängt ihn zu antworten, möchte ihm die Antwort in den Mund legen" (126flg.). Ihre geringe Delikatesse (233) läßt es sie nicht verschmähen, sich der Leidenschaft Odowalskys, wie des „Lumpenpacks des niederen Adels" zu bedienen Dabei weiß sie jeden nach seiner Art zu behandeln (185). Odowalsky gewinnt sie durch Vertraulichkeit, die bettelhaften Edelleute durch „Brot und Stiefel", sie „marchandiert mit den Polen" und führt mit den „liederlichen Kerlen unter ihnen eine eigene Sprache" (136). Ihr starker Geist gibt ihr Gewalt über den schwachen Vater (108, 132). Schmeichelnd gewinnt sie von ihm den Beistand für Demetrius, dem sie diesen in des Vaters Namen schon „kühnlich versprochen" hat (87).

Ihr leidenschaftliches Interesse an dem Unternehmen, ihr „furchtbar strebender Geist" und die „unbändige Sehnsucht in ihrer Brust" (37) läßt

1) Daß sie es ist, die zuerst Demetrius an die Geltendmachung seiner Rechte erinnert, ist von Schiller später aufgegeben. Demetrius sollte durch Marina nicht verdunkelt werden. — Er ließ deshalb auch den 168 auftauchenden Gedanken fallen, dem Reichstag eine Szene in der Landbotenstube vorausgehen zu lassen, in der Marina das Wort führen sollte, wie in der Reichstagsszene Demetrius. — Es ist schon deshalb eine unvorteilhafte Anordnung, in Akt I die Marinaszenen vor Demetrius' Auftreten zu setzen — siehe Laube, Sievers, Weimar.

2) Diese Klugheit verläßt sie allerdings im letzten Akt, wo sie Demetrius ihre Zweifel gesteht. Daß er nicht nur zur Erreichung, sondern auch zur Behauptung des Thrones „der Unschuld, des unverführten Willens sich bewußt" sein müsse, geht über ihre Berechnung hinaus.

es sie nicht ertragen, dem Kriegsschauplatz fern zu bleiben. Aber diese Leidenschaft beeinflußt ihren Verstand keinen Augenblick. Mit politischer Unternehmungslust entreißt sie in Gedanken dem bisherigen Vaterland Kiew, wo, wie sie „in den alten Chroniken wohl gelesen", ursprünglich die Ahnherren des künftigen Gatten herrschten. — Auch in der Ferne führt sie ihre Sache durch den Demetrius beigegebenen Kundschafter, — eine geheime Macht, deren ahnungsloses Werkzeug Demetrius ist. — Diese Stärke des Charakters, die Demetrius im ersten Akt emporhob, kehrt sich im letzten Akt gegen ihn, und „er hat sich nur eine Tyrannin gegeben". Jetzt zeigt sich, daß sie „keine Liebe, keine Herzlichkeit, ja kein Eingeweide hat" (107). Dies muß die unglückliche Axinia erfahren. Demetrius gegenüber hält sie sich klug zurück und weiß den „falschen, kalten Empfang trefflich zu dissimulieren" (120). Erst als sie sich geborgen glaubt, nach der Vermählung, läßt sie die Maske fallen. Indem sie „ihm schmeichelt, teilt sie ihm mit, daß sie ihn nie für den Iwanowitsch gehalten.[1]) Dann verläßt sie ihn". — Schiller nennt Marina eine „kalte Furie". Hier möchten wir sie mit einer glitzernden Schlange vergleichen.

Wie sich Schiller das Ende der Marina dachte, unterliegt keinem Zweifel. Sie wird durch Demetrius' Fall nicht mit zugrunde gerichtet, sondern trennt „mit geschickter Behendigkeit ihr Geschick von dem seinigen" (106).[2]) Ihr scharfer Verstand und ihre Herzenskälte lassen sie die Mittel zur Rettung auch in diesem kritischen Augenblick finden. Sie verleugnet Demetrius und stellt sich selbst als eine Betrogene hin. Ein Lösegeld beruhigt die Rebellen vollends. — Man hat diesen Schluß als dieses „heroischen" Charakters nicht würdig bezeichnet, und sowohl Kühne als Zimmermann lassen Marina durch Selbstmord enden. Franz dagegen nennt das Scheitern ihrer Pläne „ein tragisches Ende". Daß es bei Schiller nicht so gemeint ist, scheint mir in der Bemerkung angedeutet, daß der zweite Pseudodemetrius seine Hoffnung unter anderem auf die Gesinnung der Marina gründet (167). Dies stimmt mit der historischen Überlieferung überein, nach der sie zuerst den zweiten Demetrius, dann einen Bandenführer geheiratet habe.[3]) Warum sollte sie sterben? Gerade weil sie weder durch eine große Idee, noch durch persönliche Neigung — wie etwa die Gräfin Terzky —, sondern mehr durch einen unbändigen Naturtrieb bestimmt ist, erleidet ihr inneres Leben keinen tödlichen Stoß.

---

1) Der Ausdruck „zynische Offenheit", den Franz II 9 hier für Marina braucht. scheint mir die Hinterhaltigkeit in diesem Betragen nicht zu bezeichn

2) Vgl. 208: Marina rettet sich. Sie wickelt sich her

3) Prosper Mérimée, Der falsche Demetrius. Le

Es ist eben ein verfehltes Unternehmen, und die allzeit Geschäftige und Berechnende wird bald zu weiterem Versuch die Mittel finden. —

Wenn man die dürftigen Andeutungen betrachtet, die Schiller in seinen Quellen über Marina fand[1]), so kann man die Dichterkraft nicht genug bewundern, die ein solches „Lebewesen" zu schaffen imstande war. „Eine Mischung von Heroine und Kokette"[2]), ist sie der Typus der kühnen Intrigantin und zugleich eine scharf gezeichnete Individualität von nationalem Gepräge. Man sieht Marina, wie sie mit der kecken Grazie der Polin in der Schenke mit den zweideutigen Gästen „einen Becher leert"; polnisch mutet uns der Ausdruck geschmeidiger Unterwürfigkeit in den Worten an, mit denen sie vor dem König niederkniet: „Herr, deine Sklavin bleib' ich, wo ich bin." — Vor allem aber ist sie eine „Natur": ein Wesen ohne jede Moral, in dem sich die angeborene Art ohne Widerstand auslebt, wie in einem „Adler" (107) oder einer Schlange.

Man wird Franz beistimmen, der Marina die am schärfsten gezeichnete Frauengestalt in Schillers Dramen nennt.[3]) — Eine andere Frage ist es, ob man einer solchen Gestalt tragische Größe zusprechen kann? (91, 92, 107, 108.) Man möchte annehmen, daß diese Bezeichnung der Zeit angehört, in der Marina noch mehr hervortreten sollte. Im Szenar findet sie sich nicht. —

Einen wahrhaft tragischen Kampf hat dagegen die Zarin Marfa neben Demetrius auszukämpfen. Auch sie befördert sein Glück, wie seinen Untergang. Ist Marina eine Individualität, die durch eine Menge — allerdings höchst einheitlicher — Züge überrascht, so sehen wir dagegen in Marfa eine Gestalt von typischer Einfachheit. Wir erblicken sie zuerst einer Statue gleich auf einen Grabstein gelehnt, in stummer Trauer.[4]) So trägt ihr Charakter wenige große, gleichsam in Erz gegossene Züge.

Die Aufzeichnungen sind sich in bezug auf Marfa in allem Wesentlichen von der ersten bis zur letzten gleich.[5]) (Vgl. 202, 98, 112, 117, 118/19, 121, 140/41, 157/160, 164.) Das Fragment entspricht den Entwürfen.

Marfa hat „drei große Situationen": Boris appelliert an ihr Muttergefühl gegen den Betrüger; Demetrius ruft dasselbe zur Bestätigung seiner Würde auf; er beschwört sie, ihn zu retten, indem sie ihn auch gegen dasselbe anerkennt. Jedesmal hängt von Marfas Entscheidung das Wohl

1) Müller V 204; Levesque III 177; vielleicht auch Relation curieuse de l'Estat présent de la Russie usw. (Paris 1679) S. 204.

2) Kettner XXXVIII. 3) II 13. 4) Kettner erinnert an Niobe.

5) Eine unbedeutende Abweichung ist es, daß sie 98 inkognito im Kloster lebt, während man sie 112 dort als Zarin kennt.

und Wehe des Fragenden ab. So ist Marfa recht eigentlich (nach Hettners Ausdruck)[1]) die Schickſalsgöttin des Dramas.

Es entſpricht dieſer Rolle, daß Marfas ganzes Weſen auf einen Ton geſtimmt iſt. Man hat ihr geraubt, was ihr Herz und Leben ausfüllte; der Gram iſt nun ihr Lebensinhalt geworden. Er umgibt ſie wie des Himmels Gewölbe, er iſt unerſchöpflich, wie das Meer (40). Von Schmerz und Trübſal ungebrochen, will ſie ſich nicht beruhigen, will nicht vergeſſen. „Das iſt eine feige Seele, die eine Heilung annimmt von der Zeit, Erſatz fürs Unerſetzliche!“ (40.) Da, nachdem ſie, eine zweite Krimhild, 16 Jahre ihren Gram und Groll verſchloſſen, trifft ſie die wunderbare Kunde, die ihr „Erſatz fürs Unerſetzliche“ in Ausſicht ſtellt, und ſie erhebt ſich aus ihrer ſtarren Weltabgeſchiedenheit im Gedanken an wiederkehrendes Glück und vor allem an Rache. In prachtvoller Steigerung ſehen wir ſie von unruhigem Intereſſe zur Überzeugung, von da zu wildem Triumph über die ihr beſchiedene Vergeltung emporgehoben. „Wir verſtehen ebenſo, daß ſie glaubt, was ſie glauben möchte, wie wir ahnen, mit welcher Gewalt der Zweifel ſie anfallen muß, ſobald der Rauſch verfliegt.“[2])

Nur zu bald tritt die Ernüchterung ein. Zu der Begegnung mit Demetrius bringt ſie kaum noch einen Reſt von Hoffnung mit. Als ſie dann, obwohl enttäuſcht, ſich der Macht ſeiner Gründe und ſeiner heroiſchen Perſönlichkeit fügt, ahnt man bereits, daß ſie dieſe Rolle nicht aufrechterhalten wird. Sie iſt zu ſtolz und groß, um zu heucheln. Dazu iſt ihre Rache befriedigt, ihr Ehrgeiz findet bei des Demetrius' Vernachläſſigung ihrer Perſon keine Rechnung. Sie zürnt ihm, denn ſie iſt ein „nachtragender, paſſionierter Charakter“ (164). So bedürfte es einer übermächtigen Einwirkung auf ihr Gemüt, um ſie zur abermaligen Verleugnung der Wahrheit zu bringen. Man läßt den Gründen des Demetrius keine Zeit, auf ſie zu wirken. Der feierlichen Frage vermag die wahre Natur, die gläubige Katholikin keine Lüge entgegen zu ſetzen. So ſtirbt Demetrius, und die beleidigte Natur iſt gerächt. —

Gelegentlich findet ſich die Erwägung, Marfa in die Verſchwörung gegen Demetrius zu verwickeln (101). Ich möchte nicht glauben, daß Schiller dieſen Gedanken ausgeführt hätte. Marfa iſt keine Intrigantin, und die Schlußſzene wäre unter dieſen Umſtänden nicht ausführbar. —

Unter den Gegenſpielern des Demetrius ſteht Boris an erſter Stelle, der Uſurpator, den Demetrius vernichtet, und deſſen Beiſpiel er dann folgt. „So wirft dieſe Kataſtrophe zugleich ihren Schatten voraus auf Demetrius' weitere Bahn.“[3]) Schillers Auffaſſung des Boris und ſeines

1) Deutſche Literaturgeſch. d. 18. Jh. 3. Bch. 2. Abteil. S. 330.
2) Kettner XLI. 3) Kettner XLVII.

Schicksals kennzeichnet am besten der Vergleich mit „Talbots Situation in der Johanna". „Es ist etwas Inkalkulables, Göttliches, woran sein Mut und seine Klugheitsmittel erliegen" (148). Boris ist ein großangelegter, nur auf der eigenen Kraft ruhender Charakter. Das Bewußtsein dieser Kraft, sein „nordischer Stolz" erklären seine Vorzüge, wie seine Fehler. Er hat sich als ein energischer und segensreich wirkender Fürst gezeigt[1]); aber er hat sich nicht gescheut, sich durch Verbrechen auf dem Thron zu behaupten (199, 228, 117/18, 148flg.), denn er kennt kein anderes Gesetz, als das in seiner Natur liegende. Vom eigenen Wert und der Sicherheit seiner Stellung überzeugt, nimmt er Demetrius' Auftreten zuerst für ein Gaukelspiel, dem in eigener Person entgegenzutreten er für unter seiner Würde hält. Als dies „Inkalkulable" dann seine Existenz wirklich gefährdet, meint er wie Talbot dem „Unsinn" weichen zu müssen. Verdruß und Verzweiflung erfaßt ihn (148). Als sich ihm eine Vorherverkündigung erfüllt, die er für entscheidend hält, entschließt er sich, der bevorstehenden Erniedrigung durch den Tod zu entgehen. So triumphiert die sittliche Weltordnung über die Kraft der menschlichen Persönlichkeit.

Schiller hat es sich angelegen sein lassen, diese imponierend darzustellen. Nach dem Eintreffen der ersten Unglücksbotschaft hat Boris furchtbar geraft; er ist „wie ein verwundeter Tiger, dem man nicht zu nahen wagt" (150). Dann aber setzt er dem Unvermeidlichen eine heroische Fassung entgegen. In dieser Stimmung tritt er auf[2]) (151). Die milde Seite seines Wesens erschließt sich besonders Axinia gegenüber. „Wenn er das seiner Meinung nach entscheidende Unglück vernommen, bleibt er gelassen und sanft, wie ein resignierter Mensch" (152). Mit ruhiger Umsicht trifft er seine letzten Anordnungen.

„Daß gerade der Prinz, den er ermorden ließ, dem Betrüger die Existenz geben muß, ist ein eigenes Verhängnis."[3]) Boris selbst faßt in der Unterredung mit Hiob und, wie es scheint, auch Axinia gegenüber diesen Zusammenhang ins Auge.[4]) Der Bericht Treuers macht die Nemesis im Schicksal des Boris zur Hauptsache. Bei Schiller tritt dieses Motiv dem oben dargelegten Gedanken gegenüber zurück. —

Findet im Boris die „dunkel-mächtige" Seite des Demetrius ihr Abbild, so spiegeln sich in Romanow die lichten Züge seines Wesens. Er

1) 28: . . . „seine Taten sind ihm statt der Ahnen."

2) Ursprünglich sollte er zuerst „mit Heftigkeit" auftreten (148).

3) Als solches könnte man auch bezeichnen, daß er durch Romanows Nahen um seines bösen Gewissens willen in noch tiefere Verzweiflung getrieben wird, während dieser als Retter naht.

4) 149: . . . er erschließt ihr sein innerstes Gewissen.

ist eine reine, loyale, edle Gestalt, eine schöne Seele (212); es ist, als ob höhere Mächte ihn beschützten (84, 101).

Von der Unrechtmäßigkeit der Ansprüche des Demetrius überzeugt, eilt er zum Schutze des Boris, des Verfolgers seiner Familie, herbei, um die bestehende Macht auch gegen den eigenen Vorteil zu unterstützen. Er huldigt dem jungen Feodor, obwohl er selbst jetzt die beste Gelegenheit hätte, seine Ansprüche geltend zu machen. Auch seine Neigung zu Axinia hätte hier Befriedigung finden können.

Romanow ist der Erbe der idealen Bestrebungen des Demetrius. Von höheren Mächten geleitet, wird er mit reiner Hand durchführen, was der blutbefleckten Hand des Demetrius nicht gelang. So knüpft sich an diese Gestalt „ein erhabenes Ahnden höherer Dinge" (154).

Was Schiller mit der Gestalt des Romanow wollte, ist so vollkommen klar, es hat so deutliche Parallelen in seinen übrigen Dichtungen, daß man weder berechtigt ist, anzunehmen (mit Stein und Popek), daß Schiller die Gestalt würde aufgegeben haben[1]), noch nötig hat, nach Erklärungsgründen für ihre Einführung in Beziehungen Schillers zum russischen Hofe zu suchen.[2]) Die Vision, so auffallend ihre Ähnlichkeit mit der von Schiller getadelten Szene im Egmont ist, war inhaltlich nicht zu entbehren, besonders da das Stück in seinem Schluß ein „erhabenes Ahnden höherer Dinge" nicht bietet.

Einen Gegensatz zu Demetrius bildet endlich auch Sigismund, der legitime König dem illegitimen, der Enttäuschte dem Schwärmer, der klug Lavierende (135) dem kühn Vordringenden gegenüber.[3]) In Demetrius' Person vereinigen sich gewissermaßen die Regierungsprinzipien des Boris und Sigismund: er herrscht „mit Kraft und Nachdruck" wie der eine, und meint zugleich das Recht auf seiner Seite zu haben, wie der andere.

Auch in der weiteren Umgebung treten einige Gestalten kräftig hervor. So vor allem der starrköpfige Sapieha, der sich dem ganzen Reichstag zum Trotz den Bitten des Demetrius entgegenstellt. Der Eindruck dieser markigen Gestalt wird freilich durch die Annahme herabgestimmt, daß er mit dem König einverstanden sei (s. Marinas Worte 29; auch 125). Seine machtvollen Worte: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn usw." deutet man sich lieber als einen impulsiven Ausdruck eigenster Überzeugung.

1) Außer Stein und Popek auch Gruppe; ähnlich Grillparzer (s. Franckl: Zur Lebensgeschichte Grillparzers S. 34).

2) Dies bleibt bestehen, auch wenn man zugibt, daß dieser Vertreter der Loyalität, selbst zum Thron berechtigt und den nicht legitimen Thronerben verteidigend, nicht zum glücklichsten eingeführt ist.

3) Siehe auch 136: Kontrast eines polnischen Königs mit einem russischen Zar — die eingeschränkte der absoluten Macht gegenüber.

Sapiehas Rolle ist mit diesem Auftreten ausgespielt, jedes Weitere könnte nur abschwächend wirken. Es muß daher als eine unglückliche Idee Laubes bezeichnet werden, ihn noch fernerhin als Botschafter zwischen Boris und Sigismund zu verwenden, noch dazu als einen, der nach Boris' Tode zu dem „nun rechtmäßigen Zaren Demetrius" übergeht.

Sapieha steht der kecke und gewissenlose Odowalsky gegenüber, dem es nicht um das Staatsinteresse, sondern den persönlichen Vorteil und das Interesse Marinas zu tun ist. — Nur angedeutet ist der treue Casimir, über dessen Einführung nach dem Wegfall der Samborszenen noch keine Entscheidung getroffen ist.

Auf russischer Seite hat Schiller die Rollen so verteilt, daß Basmanow, dem Stern des Mächtigeren folgend, an Boris zum Verräter wird, während Soltikow sich Demetrius aus Überzeugung zuwendet (229. 230). Er sollte später einen schweren Gewissenskampf bestehen und seinen Irrtum willig mit dem Tode büßen (162).

Dem loyal gesinnten Soltikow, der selbst den irrtümlich geschworenen Eid zu halten für seine Pflicht ansieht, würde der treulose Schinsky gegenüber stehen. Ihn bestimmt weder Pflicht, noch Eid, noch Dankbarkeit, sondern allein der eigene Vorteil.

Hiob, der Gehilfe der Verbrechen des Boris (199, 99), sollte ursprünglich wohl zugunsten des Ignatius aus Cypern abgesetzt werden, der Demetrius auf dem Zuge nach Moskau als „die aufgehende Sonne" begrüßt (202). 230 huldigt er dem Feodor. Später scheint Schiller ihn als einen falschen Ratgeber des Demetrius gedacht zu haben. Er unterstützt des Demetrius' Untreue gegen Marina, weil er hofft, nach Entfernung der Polen auch Demetrius stürzen zu können (162).

Axinia ist als Gegensatz zu Marina gedacht[1]), wie Romanow zu Demetrius. Sie zeigt eine „rührende Größe im Unglück" (100). Den Todesbecher begrüßt sie mit den etwas deklamatorischen Worten: „Bringst du mir den Tod? O sei willkommen! Ich fürchtete, es sei die Zarenkrone!" Es läßt sich aus der vorliegenden Skizze nicht entnehmen, wie Schiller dieser Gestalt Leben eingeflößt hätte. Sie ist zunächst mehr Begriff, als Person, und es liegt die Annahme nahe, daß sie nebst Romanow, ähnlich wie Max und Thekla, in erster Linie von Schillers philosophischem Denken und sittlichem Wollen Zeugnis abgelegt hätte. Daß auch sie das tragische Geschick des Demetrius fördern sollte, haben wir oben gesehen. —

In energischer Konzentration ordnen sich die Gestalten des Dramas um einen Mittelpunkt: die Fürsten, die adligen Führer, das Volk um-

1) Ähnlich sollte in der früheren Fassung Lodoiska wirken.

geben den Helden, sein Wesen beleuchtend und sein tragisches Geschick herbeiführend oder teilend. —

In seinem Brief an Körner vom 25. April 1805 spricht sich Schiller über den dem Freunde noch unbekannten Entwurf folgendermaßen aus: „Der Stoff ist historisch, und so wie ich ihn nehme, hat er volle tragische Größe und könnte in gewissem Sinne das Gegenstück zu der Jungfrau von Orleans heißen, ob er gleich in allen Teilen davon verschieden ist.“ Die letztere Bemerkung kann sich nur darauf beziehen, daß Demetrius, wie Johanna, zuerst im Bewußtsein handelt, eine gottgewollte Aufgabe zu erfüllen, auf der Höhe des Erfolges aber diese Sicherheit verliert und in schweren inneren Konflikt gerät.

Die „volle tragische Größe“, die Schiller dem Stoff in dieser Hinsicht zuspricht, ist vielfach angezweifelt worden. Rudolf, Bernays, Hettner tadeln das Motiv des Betruges, und zwar berufen sie sich auf Schillers eigenen Ausspruch gegen Körner, den Warbeck betreffend (Brief vom 13. Mai 1801): „Die Tragödie ist schwer zu behandeln, weil der Held ein Betrüger ist, und ich möchte auch nicht den kleinsten Knoten im Moralischen zurücklassen.“ Wenn Schiller nun trotzdem Demetrius für einen Stoff von tragischer Größe hielt, so liegt der Grund offenbar darin, daß Demetrius nicht, wie Warbeck, von Hause aus die Rolle des Betrügers spielt, sondern erst durch die Umstände hinein gedrängt wird. Die ursprüngliche Reinheit des Charakters ist gewahrt und damit der „Knoten im Moralischen“ vermieden. Das Verweilen in der gewonnenen Stellung trotz des erkannten Irrtums beeinträchtigt nach Schillers Meinung die tragische Würde des Helden nicht.

Ehe wir über die tragische Kraft dieser Auffassung entscheiden, betrachten wir etwaige andere Lösungen des Problems.

Beweise für die tragische Verwendbarkeit des Demetrius als echter Zarensohn und als bewußter Betrüger liegen nicht vor. Die letztere durch die Mehrzahl der historischen Quellen gebotene Auffassung des Demetrius hat z. B. Puschkin in seinem Drama „Boris Godunoff“ beibehalten. Sein Dimitry ist ein kecker Abenteurer von weitem Gewissen, — „ein Räuber, doch ein ganzer Mann“ (Akt IV, Szene 3). Tragische Hoheit hat der Dichter ihm aber nicht zugedacht, wie schon der Titel beweist. — Für echt nimmt Demetrius dagegen Lope de Vega in seinem „historischen Schauspiel“. Dieses 1617 erschienene, aber trotzdem vielleicht während der Regierung des Demetrius gedichtete Stück[1]) will schon seinem Titel nach nicht „tragisch“ sein und macht in seiner genrehaften Behandlung keinen

1) So Popek im ersten Teil seiner Abhandlung.

Anspruch auf „Größe". — Aber auch diejenigen Dichtungen, die solche Ansprüche erheben, gehen nicht alle auf Schillers Wegen.

Hebbels eigenartiger „Demetrius", die bedeutendste Gestaltung des Stoffes nächst der Schillers, ist wie der Schillersche Held ein betrogener Betrüger, schreckt aber, als sich ihm seine Lage enthüllt, vor dem Betruge zurück. Er will seine Rolle nur so lange aufrechterhalten, wie es das Wohl des Volkes erfordert, um dann zu entsagen. Diese Peripetie wirkt außerordentlich matt. Für das Innenleben des Helden kann man von einer solchen kaum sprechen, denn er weicht der Notwendigkeit ohne Kampf. Dieser Demetrius „gehört zum Geschlecht der Helden, die ihre Taten mehr erleiden als vollbringen".[1]) Er ist kein geborener Herrscher; auch sein Recht auf die Krone scheint er mehr aus Pflichtgefühl, als aus innerem Drange geltend gemacht zu haben: „Es wäre feig gewesen zu verzichten usw." Er ist eine schöne und edle, aber weder dramatische noch tragische Gestalt.

Denselben Weg schlägt Laube ein in seiner Fortsetzung des Schillerschen Demetrius, weniger aus Prinzip, als weil er sich nicht die dichterische Kraft zutraute, seinen Helden als Betrüger auf der Höhe des Tragischen zu halten.[2]) Am Schluß heißt es:

Ein edler Mensch hat mit dem Tod gebüßt,
Daß er nicht voll aus Ruriks Stamm entsprossen usw.

Daß dieser Märtyrer des Legitimitätsprinzips keine tragische Größe hat, kann man nicht schlagender beweisen, als durch Laubes Nachweis seiner „tragischen Schuld". Hier spielt nicht nur der leichtsinnig angefangene Krieg und die (bei diesem Demetrius allerdings unmotivierte) „eigenhändige" Ermordung Komlas, sondern auch die Eitelkeit eine Rolle.

Da ist kein Konflikt, folglich auch kein dramatisches oder tragisches Interesse, wo das Individuum sich den herrschenden Mächten willig unterordnet. Anders der Schillersche Held: Er setzt dem historischen Recht, gegen seine bessere Überzeugung, das ihm angeborene Herrscherrecht entgegen und geht in diesem Konflikt zugrunde. Deinhardt (341) sowohl als Gottschall[3]) (127) sind der Meinung, daß es dramatisch wirksamer gewesen wäre, die Berechtigung der natürlichen Herrschergabe dem konventionellen Recht gegenüber zu betonen. Dies hätte auch einer Zeit besser entsprochen, in der „die Lilienprinzen und die Don Carlos unbeklagt und landlos umherirrten", und in der Boris als Usurpator „trotz aller Reichsgesetze gewaltig und ungestört herrschte, bis ihm unser Prätendent entgegentrat". — Bei dieser Auffassung würde der Tragik des Schillerschen Helden der Boden entzogen, denn sie beruht gerade auf seinem inneren Konflikt.

1) Bernays 33. 2) Vorwort XII.
3) Die Demetriusdramen (Studien zur deutschen Literaturgeschichte). Berlin 1892.

Indem Demetrius aber das hiſtoriſche Recht grundſätzlich anerkennt, vertritt er zugleich des Dichters eigene ſittliche und politiſche Anſchauungen. — So ſehr man in gewiſſem Sinne berechtigt iſt, Schiller den Dichter der Freiheit zu nennen, war er doch weit entfernt, das Naturrecht dem hiſtoriſchen Recht ohne weiteres überzuordnen. Wir wiſſen, mit welchem Abſcheu er ſich von den Ausſchreitungen der franzöſiſchen Revolution abwandte, die er anfangs begeiſtert begrüßt hatte. Zwar „eine Grenze hat Tyrannenmacht", aber auch „die engen Ordnungen" ſind zu achten. Daß Schiller trotz ſeiner revolutionären Jugenddichtungen ſich immer entſchiedener auf die Seite dieſer Ordnungen ſtellte, erklärt ſich nicht nur durch die Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution, ſondern auch aus dem ihm innewohnenden Streben nach ſittlicher Maßbeſchränkung. Es gilt

Der Pflichten ſchwerſte zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!

Selbſt der junge, freiheitsdurſtige Dichter der Räuber hatte ſchon die Erkenntnis, daß es ein „frecher Plan" ſei, wenn ſich der einzelne gegen Geſetz und Ordnung willkürlich auflehne. Karl Moor geht an dieſer Auflehnung zugrunde, und zwar mit Erkenntnis ſeines Unrechts. Ihm folgen Fiesco und auf höherer Stufe Wallenſtein. — Aber auch für das Recht des Individuums hat Schiller die vollſte Empfindung. Die Räuber, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenſtein, endlich die bedeutende Darſtellung des Boris geben davon Zeugnis. Im Zuſammenſtoß dieſer Rechte entſteht der tragiſche Konflikt des Demetrius.

Packe den Menſchen, Tragödie, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Geſetz, das ihn ſelber erhält, nach gewaltigem Kampfe
Endlich dem Höheren weicht, welches die Welten regiert.[1])

Die tragiſche Hoheit des Demetrius, die Hettner durch ſein Auftreten als Betrüger gefährdet ſieht, iſt geſichert, wenn wir erkennen, daß die Übernahme dieſer Rolle die einzige Möglichkeit für Demetrius iſt, „dem Geſetz zu folgen, das ihn ſelber erhält".

Die Auffaſſung des Demetrius als eines betrogenen Betrügers entſpricht aber zugleich dem Kunſtideal, das Schiller ſich in den Jahren ſeiner Reife gebildet hatte.

„Demetrius wird eine tragiſche Perſon, wenn er durch fremde Leidenſchaften, wie durch ein Verhängnis, dem Glück und dem Unglück zugeſchleudert wird" (204). „Das iſt eben das Tragiſche, daß ihn die Umſtände zuletzt in Schuld und Verbrechen ſtürzen." Auch hier erſtrebt Schiller alſo, was ihm bei der Kompoſition des Wallenſtein am Herzen lag „daß die Umſtände

1) Hebbel, An die Tragiker.

eigentlich alles zur Krise tun".[1]) Das Ziel ist vollkommener erreicht, als dort, denn während Wallenstein sich seine Lage selbst geschaffen hat, ist Demetrius in dieselbe geführt worden als „ein merkwürdiges Kind des Schicksals" (108).

Als ein solches fühlt er sich auch. „Dunkel-mächtig" haben ihn die Gestirne aus der Heimat geführt. Geschäftig hat ein Gott das Gerücht von seinem Dasein verbreitet (9), eine hohe Macht hat sein Geschick in Sambor gelenkt (72). „Mit Schwindeln blickt er auf die durchlaufene Bahn", nachdem ihn die „hohen Wogen des Glückes" zum Thron getragen. — Ähnlich verhält es sich mit den anderen Personen. „Eine furchtbare Nemesis" waltet im Geschick des Boris (220). Der „höchsten Allmacht" dankt Marfa für die ihr gesendete Rache (49), die Himmelsmächte ruft sie zum Beistand für den Sohn herbei. Höhere Mächte beschützen Romanow; ihnen stellt er sein Geschick anheim (120). — Vorzeichen verkünden dem ahnenden Gemüt, was diese waltenden Mächte beschlossen. Demetrius empfängt (an der Grenze) ein glückliches Omen, Boris ein unglückliches; der Sturm beim Einzug in Moskau wird als ein böses Vorzeichen empfunden. Ein guter und ein böser Genius beraten Demetrius vor seiner Entscheidung (238). Wie ein „unerkannter Genius" steht der fabricator doli ihm von Anfang an zur Seite (206). Eine Vision belehrt Romanow über sein künftiges Geschick. — In diesen Offenbarungen hat Schiller einen Ersatz für das Orakel gefunden, dessen Fehlen in der modernen Tragödie er beklagte.[2])

Nur eine Person des Dramas fühlt nichts von dieser Wirkung höherer Mächte, — die kalte, verstandesklare Marina. Während Demetrius „jene Dunkelheit bewahrt, die eine Mutter großer Taten ist", sieht sie hell; während er „der Götterstimme folgt", versichert sie sich „mit kluger Kunst des Erfolges", den er „aus Himmelshöhen" zu empfangen meint (28/29). Wo Demetrius über ein unerhörtes Glück erstaunt, da erkennt sie ein Zusammenwirken günstiger Umstände und geschickter Unternehmungen. —

Denn das im Drama waltende Schicksal ist nicht „ein äußeres, von Leidenschaften und Begebenheiten unabhängiges Wesen" — was es in der Braut von Messina trotz der Anknüpfung an die Charaktere doch immer bleibt —, sondern es verbindet sich innigst mit allem Menschlichen".[3]) Wo es waltet, erscheint zugleich alles „vor dem Verstande gerechtfertigt". „Die Sicherheit, mit der Demetrius an sich glaubt, ist furchtbar" (143), aber sie ist doch nur die Offenbarung einer königlichen Natur. Diese „entschiedene

1) An Goethe den 2. Oktober 1797.

2) An Goethe den 2. Oktober 1797. Über epische und dramatische Dichtkunst den 23. Dezember 1797. 3) Tieck, Dramaturgische Blätter 1827 Nr. 11.

Natur des Menschen" spielt nebst den Umständen die Rolle des Schicksals wie Goethe es forderte.[1]) Die „Stimme der Natur" wirkt durch Marfa noch besonders schicksalsmäßig auf das Drama ein.

Durch dieses „Schicksal" wird der Held zunächst blind, obwohl handelnd und „die Kräfte der Menschheit entfaltend", auf seine Bahn geführt. Da auf der Höhe fällt die Binde von seinen Augen, und „nun wird er erst interessant, denn nun können wir ihn verantwortlich machen" (Stein). Indem er bewußt wählt, was Natur und Umstände verlangen, wird er der tragische Held, „der sich sein eigenes Grab gräbt, weil er sich's graben muß".[2]) Was Schiller in der Periode seiner reifen Kunst unablässig erstrebt, eine Verschmelzung der Anforderungen der antiken und der modernen Tragödie, scheint hier in bezug auf die tragische Verwickelung in gewünschtester Weise verwirklicht.

Ebenso bot sich bei Schillers Fassung des Stoffes eine Fabel, wie er sie für die tragische Wirkung für besonders günstig hielt. „Das Geschehene ist, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher, und die Furcht, daß etwas geschehen sein möchte, affiziert das Gemüt ganz anders, als die Furcht, daß etwas geschehen möchte." Daher ist die beste Tragödie, bei der es sich nur um eine „tragische Analysis" handelt, wie Schiller es beim König Ödipus bewundert.[3]) — Die Berührungen mit der Ödipus-Fabel liegen auf der Hand: Unkenntnis seiner selbst, Enthüllung auf der Höhe, — dann aber Leiden bei dem einen, Handeln bei dem anderen.[4])

Diese Kunstgrundsätze haben sich im Demetrius aufs natürlichste mit dem Stoff verbunden. Hätten wir nicht in den Aufzeichnungen Schillers Gelegenheit, seine Selbstgespräche zu belauschen, so würden sich uns jene keineswegs aufdrängen. Auch der oben gezeichnete fatalistische Zug schließt sich dem slawischen Volkscharakter und dem geschichtlichen Moment glücklich an. Das Werk erscheint durch sich selbst bestimmt, und die bunte Mannigfaltigkeit der Vorgänge mahnt uns an Shakespeare eher, als an die Antike.

Anfang und Ende der künstlerischen Laufbahn Schillers scheinen sich im Demetrius zusammenzuschließen. Einerseits zeigt das Drama eine vollkommen durchgebildete künstlerische Form, anderseits erfreut es durch die Fülle realistischen Lebens, die Schillers von Kunstprinzipien noch nicht

1) An Schiller den 26. April 1797.

2) Bellermann, Schillers Dramen. Berlin 1888. I 31.

3) An Goethe den 2. Oktober 1797.

4) Wenn Kettner die Übereinstimmung auch in dem Zuge findet, daß Demetrius wie Ödipus als Knabe am Wege gefunden wird, so ist zu bemerken, daß dieser Zug ganz vereinzelt auftritt; er ist schon in „Wahre und fingierte Geschichte" getilgt.

eingeschränkte Jugenddichtung auszeichnet. Verwandte Züge aus fast allen seinen Schöpfungen lassen sich nachweisen. Das Drama zeigt einen „verwegenen Charakter auf einem finsteren Zeitgrund", wie Wallenstein, und hat zugleich den Gegenstand des Tell: „ein ganzes lokal bedingtes Volk und ein ganz örtliches Phänomen."[1]) Demetrius ist eine Herrschernatur wie Wallenstein und ein Idealist wie Max; ein Kämpfer für Freiheit und Menschenwürde wie Carlos und Posa und ein Ehrgeiziger wie Fiesco.[2]) Er ist auf seinem Thron allein, wie der finstere Philipp, und schwelgt in Jugenderinnerungen wie Karl Moor an der Donau. — Schon hier klingen Lieblingsideen Schillers an: die Rousseausche Sehnsucht nach der Reinheit und Unschuld des Naturzustandes, wie sie in Schillers Dramen und Gedichten immer wiederkehrt. Noch entschiedener aber weisen uns Romanow und Axinia in die Ideenwelt des Dichterphilosophen. Sie sind Vertreter der sittlichen Erhabenheit und der schönen Seelen dem „bösen Geist" der Erde gegenüber, wie Max und Thekla im Wallenstein. Statt der Verkörperung von Realismus und Idealismus in Wallenstein und Max finden wir die Vereinigung dieser Gegensätze in Demetrius selbst. Das „Erhabene der Fassung" zeigt die Boris-Katastrophe wie Maria Stuart, und die Lebensfrische der Marina beeinträchtigt es keinen Augenblick, daß ihre Gunst (gegen Demetrius) „eine Schönheit" ist (90).

Soweit uns Fertiges vorliegt, und soweit wir für die Fortsetzung Schlüsse ziehen können, leidet Schillers Demetrius (vielleicht mit der oben angedeuteten Ausnahme) nicht an „Gedankenblässe". Schiller selbst hat eine ausgesprochene Freude an dem vollen Leben, in das er greift. Klagt er früher über das stoffliche Interesse des Publikums, über seine Unfähigkeit „an einer reinen Handlung, ohne Interesse für den Helden ein freies Gefallen zu finden"[3]), so rechnet er jetzt aufs entschiedenste mit der Neigung des Zuschauers (226. 236). Man fühlt, daß er selbst seinen Helden nicht nur „mit der reinen Liebe des Künstlers" behandelt, sondern daß ihn „Neigung an ihn fesselt".[4]) — Auch das stoffliche Interesse des Dramatikers an leidenschaftlich bewegten Vorgängen, durch sein Streben nach einer idealen Kunstform lange zurückgedrängt, äußert sich wieder ungehindert. Charakteristisch ist hierfür u. a. die fortdauernd ins Auge gefaßte Kontrastwirkung. Wir sehen „besonders den Übergang von einem Freudenfest zu einem Mordfest" (220), die blutige Szene der Ermordung Axinias als Episode des Hochzeitsfestes (240); an die süßen Erinnerungen des Demetrius knüpft

1) Schiller an Körner den 9. September 1802.

2) Vgl. Demetrius' Monolog auf dem Balkon in Moskau und Fiesco Akt III 2.

3) An Körner den 5. Oktober 1801; auch Schluß der Abhandlung über das tragische Vergnügen. 4) An Körner den 28. November 1796 (über Wallenstein).

ſich hart und ſchneidend die furchtbare Gegenwart (84). Andrei fordert Lohn und empfängt den Tod (220). Das Glück trägt den einen empor und richtet den anderen zugrunde (635). Auch die Szenerie ſoll durch Gegenſatz wirken: unmittelbar aus den düſteren Umgebungen des Kloſters wird man in eine heitere, freie Landſchaft verſetzt (99) und vieles andere.[1]) Wollten wir neben die ausdrücklich genannten Kontraſtwirkungen alle in Demetrius tatſächlich vorhandenen ſtellen, ſo müßte das Stück ausgeſchrieben werden. Der Gegenſatz iſt die Seele des „Demetrius", wie jedes echten Dramas. Das dramatiſch Wirkſame, die realiſtiſche Kraft verbindet ſich mit der höchſten Kunſt. —

Bedeutſam ſteht der Demetrius-Entwurf am Ende von Schillers Laufbahn. Wohin würde dieſe den „ewig Fortſchreitenden"[2]) geführt haben? Wir glauben trotz des entſchieden feſtgehaltenen Kunſtideals und der ungetrübten Eigenart einen Fortſchritt zur individualiſtiſchen Kunſt zu ſehen, der uns an die weitere Entwickelung des deutſchen Dramas durch Kleiſt, Hebbel, O. Ludwig mahnt, und die ausgeſprochene „Natur" in Marina erinnert uns an Grillparzers „Jüdin von Toledo". —

„Was in Wahrheit dramatiſch iſt, das wirkt in ernſter, ſtark bewegter Handlung tragiſch, wenn der ein Mann war, der es ſchrieb."[3]) Mächtig ſpricht uns aus dem Demetrius-Entwurf die männliche Seele Schillers an. Indem wir dieſe Fülle von Notizen, Reflexionen, hervorquellenden und immer wieder gebeſſerten dichteriſchen Gebilden durchlaufen, die der Todkranke in Zeit von noch nicht einem halben Jahr niederſchrieb, geht uns das Geheimnis ſeiner dramatiſchen Kraft auf. „Alle anderen Dinge müſſen; der Menſch iſt das Weſen, welches will."[4]) Der Wille, eine drängende Energie iſt der Kern von Schillers Weſen. Sie führt ihn als Dichter zum Erfaſſen großer Konflikte und macht ihn zum Dramatiker. Dazu kommt die kräftig ſchaffende Phantaſie, die das Erfaßte ſofort gegenſtändlich macht. Der Entwurf des Demetrius widerlegt ſchlagender, als die vollendeten Schöpfungen Schillers die verbreitete und auch von Hoffmeiſter vertretene Meinung, Schiller ſei immer „vom Begriff ausgegangen". Der erſte Faktor iſt die Phantaſietätigkeit, die dann vom „prüfenden Verſtande" gemeiſtert wird. Soviel dieſer aber auch zur Kompoſition des Dramas mitwirken mag, das beſte tut doch „die Innigkeit", ohne die Schiller „nichts vermag".[5]) „Alles an Schiller war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft." — „Sanft" blickt uns auch aus dem großartigen Demetriusſtoff Schillers

1) Vgl. Gaudig 518. 2) Goethe, Geſpräche mit Eckermann, vom 25. Jan. 1825.
3) G. Freytag, Technik des Dramas, S. 77.
4) Schiller, Über das Erhabene. 5) An Goethe den 6. Juli 1802.

„Humanität und Liebenswürdigkeit" an. Wie der Dichter des Don Carlos für Menschenwürde und Menschenglück glühte, „jung und gut", so tut es auch der Dichter des Demetrius. Der einst, durch einen wahren Freundschaftsbund beglückt, den Hymnus an die Freude sang, fühlt auch jetzt noch mit ganzer Innigkeit die Unseligkeit des Vereinsamten. — Am tiefsten aber erschließt sich uns Schillers Wesen in dem hohen Ernst und der sittlichen Entschiedenheit, aus der heraus er den tragischen Konflikt erfaßt. Je tiefer er erfaßt ist, um so vollständiger ist die Lösung.

Schiller selbst hatte, „im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur", unterliegend und siegend die Lösung im tragischen Kampf seines Lebens gefunden. „Das war ein rechter Mensch", äußerte Goethe gegen Eckermann, — „und so sollte man auch sein."

Das Fremdwort in der höheren Schule.

Von **Karl Gomolinsky** in Wattenscheid.

In seinem vortrefflichen Buche „Die Kunst des Übersetzens" 3. Aufl. 1903 tritt P. Cauer wirksam dafür ein, daß die Übersetzung der alten Schriftsteller sich nicht in wesenlosen Ausdrücken bewege, sondern in Worten, welche heute auf dem Markte des Lebens als kursfähige Münze ihre Geltung haben. (S. 15.) In der weiteren Verfolgung dieses beherzigenswerten Gedankens sagt er dann (ebenda): „Sollten bei solchem Bestreben, was leicht geschehen kann, einzelne Schüler vor den Fremdwörtern zurückscheuen, so gibt das eine erwünschte Gelegenheit, der puristischen Modekrankheit mit einer kräftigen Warnung entgegenzuwirken." Dieser Satz, der die Scheu einzelner Schüler vor Fremdwörtern offenbar tadelt, fällt in einem Buche auf, das die Kunst, bei den alten Schriftstellern die deutsche Sprache recht zur Geltung kommen zu lassen, lehren will und auch vorzüglich zu lehren vermag. So verdienen denn die Beispiele, in denen ohne die Hilfe fremder Ausdrücke eine treffende Übertragung kaum möglich sei (S. 15 f.), wohl eine Prüfung.

In einer Ciceronischen Stelle, welche angeführt wird, müsse, so heißt es, ignorare mit „verkennen" übersetzt werden, doch fühle man sich geneigt, nach dem „deutschen" ignorieren zu greifen. Dieses „ignorieren" heißt ja wohl so viel wie „nicht wissen wollen, keine Kenntnis haben (nehmen) wollen", und überall, wo ignorare diese Bedeutung hat, genügt zweifellos auch das Wort „übersehen" mit oder ohne „absichtlich" oder eine Wendung wie „unberücksichtigt, außer Anschlag, unbemerkt lassen, nicht bemerken". Ferner sollen zwei andere lateinische Sätze am besten folgendermaßen übersetzt sein: „Dies war die letzte Generation (Geschlecht, Reihe)

atheniſcher Feldherren", und: „Plätze, die für die Feinde und gegen ihn die meiſten Chancen (Vorteile, Ausſichten) boten." Sollten die in den Klammern beigefügten Wörter nicht die gleichen Vorſtellungen erwecken? Scriptorum magna ingenia kann man ſicher mit „große ſchriftſtelleriſche Talente" überſetzen, braucht es aber nicht. „Schriftſteller von großer (hoher) Fähigkeit (Befähigung, Begabung) oder kurz „hochbegabte, hochbefähigte Schriftſteller" geht auch.

An einer Odyſſeeſtelle, wie ρ 335, ſoll μοῖρα (es handelt ſich um Fleiſch) am beſten durch „Portion" wiedergegeben werden (ſo überſetzt es auch Koch in ſeiner Ausgabe und Seiler in ſeinem Homerwörterbuch), doch vermag am Ende auch „ein Stück, Gericht, Platte" die Bedingung einer kräftigen Übertragung zu erfüllen, unter Umſtänden brauchte man auch nicht vor einem „tüchtigen Happen" zurückzuſchrecken. Um das αἰδοῖος ἀλήτης (Odyſſ. ρ 578) ganz verſtehen zu lehren, ſolle man „genieren" zur Erläuterung herbeiziehen (ein Bettler, der ſich „geniert"). Aber man kann auch ohne das aus dem Begriffe der αἰδώς ſofort Eigenſchaften wie „verſchämt, beſcheiden, ſchüchtern, blöde" ableiten laſſen (Gegenſatz dreiſt, unverſchämt, keck, abgebrüht). Die Hunde, welche ἀγλαΐης ἕνεκεν von ihren Herren gehalten werden (Odyſſ ρ 310) ſind gewiß auch „Luxushunde", brauchen es aber nicht zu ſein. Im Gegenſatze zu den Nutz- oder Gebrauchshunden ſind es Geſellſchafts-, Schoß-, Spiel-, Hätſchelhunde, Hunde, die „zum Staate" oder des „Prunkes wegen" von den Herrſchaften gehalten werden (Prunk-Zierhunde). (Vgl. die Erklärungen von Koch und Henke zu der Homerſtelle, auch im deutſchen Wörterbuch das Wort „Staat" = Prunk. Schiller ſpricht von einem „Staatsrock".) Sollte alſo wirklich ohne die Hilfe fremder Ausdrücke eine treffende Übertragung dieſer Stellen kaum möglich ſein? Von den Ausdrücken ferner, Patrouillen (exploratores), konfiszieren (publicare), Exiſtenz (salus), Intereſſe (studium), ſondieren (temptare) meint Cauer, wir würden, wenn wir auf dieſe Wörter verzichten wollten, kleinmütig den Beſitz verleugnen, den unſere Mutterſprache für uns erworben habe. Für explorator gibt nun der auch von Cauer erwähnte Hodermann in ſeiner Schrift „Unſere Armeeſprache im Dienſte der Cäſarüberſetzung" 2. Auflage, auf Grund des Sprachgebrauches der maßgebenden kriegswiſſenſchaftlichen Werke neben „Patrouillen" noch folgende Wendungen (S. 16): Streifabteilungen, Streifparteien, Streiftrupps, Aufklärungsabteilungen, Erkundungstrupps uſw. Konfiszieren überſetzt Duden mit „einziehen, in Beſchlag nehmen" (ſo ſagt Schiller; ähnlich „Beſchlag auf etwas legen, etwas mit Beſchlag belegen", „für Staatsgut, Staatseigentum erklären" u. a.); Exiſtenz (z. B. des Staates) iſt „Beſtand, Fortbeſtand, Fortdauer, auch Feſtigkeit, Sicherheit, Wohl, Leben, Sein" u. a.; Intereſſe findet dem jeweiligen engeren Sinne entſprechend zahlreiche Vertreter; für

„sondieren" bieten Duden und Sachs-Villatte „prüfen, ergründen", also auch „zufühlen" (vorsichtig) „Fühler ausstrecken", „untersuchen", „spüren", „unauffällig erforschen, nachforschen" u. ä. Ob man sich „quälen" muß, an Stelle des „Intriganten" für factiosus einen „Parteisüchtigen zu erfinden", will auch nicht recht einleuchten. Der „Große Georges" übersetzt factiosus: „einer, der einen großen politischen Anhang hat und diesen zu seinem Vorteile bes. zur Erlangung der Herrschaft zu benutzen sucht, parteisüchtig, herrschsüchtig, unruhiger Kopf, Parteigänger, -mann, -haupt." Duden hat für „intrigieren, intrigant" die Wendungen „Ränke schmieden, ränkesüchtig", daher könnte wohl auch Ränkeschmied, Wühler, Hetzer, politischer Streber, Unruhstifter u. ä. angehen.

Auch die Tatsache, daß fides unter Umständen weder „Glaube" noch „Vertrauen", sondern „Kredit" bedeutet, „liefert, wie es scheint, nicht eine treffliche Probe, daß Verdeutschung von Fremdwörtern ein gefährlicher Sport ist (S. 16)", sondern beweist nur, daß im Geschäfts- und Geldverkehr Treu und Glauben zu allen Zeiten eine wichtige Rolle spielten. Denn Kredit ist das Vertrauen, das jemand im geschäftlichen Verkehr genießt, die Sicherheit und Bürgschaft, die er bietet, daher bedeutet fides auch geschäftliche Zuverlässigkeit, geschäftliches Vertrauen, Ansehen. Und mit diesen letzten Ausdrücken könnte man sehr wohl Kredit verdeutschen. Doch ist Kredit ein bequemer Fachausdruck, und darum hat ihn auch das Bürgerliche Gesetzbuch mit Recht beibehalten, während es allerdings für creditor das „sinnlose" Gläubiger hat.

Wenn Cauer selbst es dem Tacitus zum Lobe nachsagt, daß er in seiner Sprache die Fremdwörter mied, so daß man ihm am allerwenigsten bei der Übersetzung solche aufdrängen dürfe (S. 15), so liegt die Frage nahe, warum diese vortreffliche Anweisung nicht für die Übertragung eines jeden fremden Schriftstellers gelten soll. Denn die überflüssigen Fremdwörter liegen heutzutage auch den erwachsenen Schülern schon sehr nahe, und durch ihre Abweisung und durch die Forderung, dafür deutsche Wendungen zu gebrauchen, wird ein sehr fruchtbarer Teil der bei der Übersetzungsarbeit wirksamen Denktätigkeit gewährleistet, zu deren gewinnbringendem Betriebe Cauer sicher die schönsten und besten Wege weist. Zwei beherzigenswerte Sätze von ihm seien z. B. noch angeführt: „Durch den unmerklichen Einfluß der Gewöhnung des Übersetzens wird der echte Sinn vieler deutschen Worte wieder aufgefrischt; und wer dieser Einwirkung empfänglich nachgibt, wird dahin gelangen, nun auch im eigenen deutschen Stil manche scheinbar ganz abstrakte Begriffe wieder mit einem leisen Gefühl ihrer bildlichen Geltung zu gebrauchen." (S. 35.)

Und auf S. 36 heißt es: „Als die eigentliche Aufgabe gilt das Bemühen, die deutsche Übersetzung eines alten Textes so zu bilden, daß der

Eindruck sinnlicher Fülle und Anschaulichkeit erhalten bleibe." Das sind, wie bemerkt, gesunde Gedanken, die dann weiter an einer Reihe treffender Beispiele verdeutlicht werden. Doch auch hierbei empfiehlt der Verfasser mehrfach das gleiche Verfahren, wie vorher, Fremdwörter zur Hilfe herbeizuziehen. Zunächst bei der Übersetzung von προστύσσομαι, das öfter in der Odyssee vorkommt und gewöhnlich mit „freundlich anreden, begrüßen" oder „jemand mit Worten (Bitten) angehen, jemand seine Achtung, Zuneigung beweisen, ihn liebevoll behandeln" wiedergegeben wird. Die Grundbedeutung des Wortes ist „sich in Falten anschmiegen, sich fest an jemand drücken", und die Forderung ist ja, auf solche Grundbedeutungen zurückzugehen, besonders bei einem Dichter, und von ihnen aus zu Übersetzungen zu gelangen, denen der Reiz sinnlicher Vorstellung, der in den Wörtern der fremden Sprache lebt, in möglichst gleicher Art und Stärke anhaftet. Kann es da nun das treffendste sein, die Wendung „sich insinuieren" als Beispiel heranzuziehen, oder kann sie dem Schüler am treffendsten die gewünschte Anschauung geben? (S. 37.) Setzt das nicht die Auffassung voraus, daß es dem Schüler leichter sei, an fremden, als an Wörtern der Muttersprache sich Bilder zu schaffen und seiner Einbildungskraft Halt zu geben?

Sollte es ferner liegen, von der Vorstellung der Nähe, Vertraulichkeit, Dringlichkeit der Berührung, die das griechische Wort enthält, ausgehend, sich die Anschauung zu bilden von einem bittenden, sich anschmiegenden, schmeichelnden Kinde im Schoße der Mutter, von einem Bettler oder Hilfeflehenden, der das Gewand des anderen berührt, festhält oder seine Knie umschlingt, und so Wendungen zu finden wie: jemand angehen, anliegen, ihm zusetzen, ihn nicht loslassen (bis er einwilligt), sich an jemand machen, halten, sich einschmeicheln oder einzuschmeicheln suchen? Sagen wir nicht auch „sich in jemands Freundschaft, Wohlwollen, Vertrauen einnisten, eindrängen, festsetzen" mit ähnlicher Sinnenfälligkeit? Liegt nicht auch Ausdrücken wie „eindringlich, jemand mit Bitten bedrängen, bestürmen" eine ähnliche Anschauung zugrunde?

Jedenfalls scheint es näher zu liegen, solche Vorstellungen als in den Schülern lebendig vorauszusetzen oder sie in ihnen zum Leben zu erwecken als die andere „sich insinuieren".

Auch scheint es nicht unerläßlich, den Ciceronischen Satz (S. 37) domi eius pleraque conflata esse constabat mit: „daß in seinem Hause meistenteils konspiriert wurde" zu übersetzen. „Man steckte die Köpfe zusammen, trieb Heimlichkeiten, trieb etwas, das das Licht scheuen muß, es fand ein lichtscheues Treiben statt, man spann Verrat" u. ä. würden wohl ebenso sinnlich sein, wenn man „verschwören" umgehen will.

Für ἐκμηρύεσθαι (Xen. Anab. VI, 5, 22) hat schon Hodermann (Vorschläge zur Xenophonübersetzung im Anschlusse an die deutsche Armeesprache

S. 14) der Dienstsprache gemäß „sich entwickeln", „heraustreten", statt des früher gebräuchlichen „debouchieren" vorgeschlagen. Und mit Recht. Denn was für einen Schüler anschaulicher ist und sein muß, „aus dem Walde, Engpasse heraustreten, sich entwickeln" oder defilieren (debouchieren), kann nicht zweifelhaft sein.

Wie es im wirtschaftlichen Leben ein gesunderer Zustand ist, vom eigenen Gelde als von Anleihen zu leben, so auch in der Schule, wenn sie die Arbeit, die sie in deutscher Sprache zu erledigen hat, mit dem unerschöpflichen Wörterkapitale dieser allein bestreitet. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und es geht. Und wenn bei den Übersetzungen aus den Fremdsprachen im einzelnen Falle der packende, schlagende Ausdruck sich immer noch nicht zu voller Zufriedenheit finden will und nun in angeregter Weise Meister und Schüler suchen — so ist das gerade die rechte, fruchtbare Tätigkeit, zu der Cauer selbst so lehrreich anleitet. Und da sollte ein Fremdwort die letzte Zuflucht oder bevorzugte Hilfe sein? Das kann nimmermehr das Rechte sein. Dann wurde noch nicht ernst und sorgfältig genug gesucht. Dadurch aber, daß alle überflüssigen Fremdwörter im Unterrichte abgelehnt und an ihrer Stelle deutsche Wörter gefordert werden, müssen die Schüler fort und fort einsehen lernen, daß ihre Muttersprache allen Anforderungen, nicht zum wenigsten auch hinsichtlich der Sinnenfälligkeit und Anschaulichkeit, gewachsen ist. Natürlich können diese Bemerkungen einem Buche keinen Abbruch tun, dem jeder so viel verdankt, der es durcharbeitet, und dabei kamen dem Verfasser gerade diese Gedanken. Es soll auch gewiß keiner Engherzigkeit in dieser Frage das Wort geredet werden, aber die „Unerläßlichkeit" mancher Fremdwörter vermag doch gerade in Anbetracht des Zweckes, dem das Buch in so ausgezeichneter Weise dient, Zweifel zu erwecken.

Sprechzimmer.

1.

Zum Lausitzer Sprachgebrauch (Ztschr. XIX, 196).

Dieser Sprachgebrauch findet sich sonst nur bei Deutschen in slawischen Ländern oder deutsch sprechenden Slawen. So hörte Schröer in Ungarn von Slawen: „wir mit Peter" für „ich und Peter" (Beitrag zu einem Wörterbuche des ungarischen Berglandes. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1857. Bd. XXV, 224 n). Ebenso sprechen nach Schuchardt (Slawo-deutsches und Slawo-italienisches. Graz 1884. S. 99) die Deutschen in Krain. In Galizien sagt man in wörtlichem Anschluß an das Polnische: „ich mit ihm waren wir dort" (a. a. O.). Aus der Bukowina führt das Büchlein: Bukowiner Deutsch (herausgegeben vom Vorstande des Bukowiner Zweiges des allgemeinen deutschen

Sprachvereins. Wien 1901. S. 40) an: „wir mit dem Bruder waren in der Stadt." Im Polniſchen und Ruſſiſchen und vermutlich auch in anderen ſlawiſchen Sprachen iſt dieſe Verſchmelzung zweier Konſtruktionen etwas ganz Gewöhnliches, ſo, um nur ein Beiſpiel zu geben: takich aristokratow, kakowy my s toboj: „ſolche Ariſtokraten wie wir mit dir" = ich und du (Turgeniew, Väter und Söhne). Danach läge auch für die Lauſitz der Verdacht ſlawiſchen Einfluſſes nahe, insbeſondere wenn dieſe Redeweiſe nur auf die ſlawiſchen Sprachen beſchränkt wäre. Nun laſſen ſich aber auch aus anderen Sprachen Beiſpiele anführen, ſo franzöſiſch: Jamais nous n'avions fait meilleur ménage avec Cyprienne (= ich und Cyprienne) que depuis le divorce de nos cœurs. (Em. Pouvillon, L'image. Revue des deux mondes. T. 136. p. 790.) Im Altiriſchen, aus dem H. Zimmer (Ztſchr. für vergleichende Sprachforſchung XXXII, 153 ff.) ein Dutzend Belege anführt, wie z. B.: „nicht ging er aus ihrem Hauſe, bis ſie Freunde waren [er] und die Jungfrau" oder: „wir werden gehen [ich] und Fergus", ſcheint dieſe Konſtruktion ganz gewöhnlich geweſen zu ſein. Mit dem Altiriſchen ſtimmt auch die vediſche Konſtruktion: ā yad ruhāva Varuṇaç ca nāvam: wenn wir beide beſteigen und Varuna das Schiff = ich und Varuna, wo das Subjekt ich aus dem Dual des Zeitwortes zu ergänzen iſt.

Wie ſehr die Volksſprache zu derartigen ſyntaktiſchen Kontaminationen neigt, mögen die ähnlichen Fälle dartun, wo nicht das Subjekt, ſondern das Prädikat oder das Prädikatsnomen in die Mehrzahl übertritt: engliſch: I am friends with him aus I am friend with him und we are friends; däniſch: han er gode venner med ham: „er iſt gute Freunde mit ihm"; jeg følges med ham ich folge mir mit ihm aus jeg følger med ham und ve følges ad: wir folgen uns = gehen zuſammen. (Paul, Prinzipien der Sprachgeſchichte[3], 149 f.).

Ließe ſich alſo der Lauſitzer Sprachgebrauch auch in deutſchen Gegenden nachweiſen, die ſlawiſchem Einfluß gänzlich entrückt ſind, ſo könnte man annehmen, daß die Volksſprache hier altes indogermaniſches Erbgut treu bewahrt hat; wenn nicht, dann wird man ihn ebenſo wie die aus Öſterreich angeführten Fälle als „Überſetzungsentlehnung" aus dem Slawiſchen aufzufaſſen haben.

Wien. Dr. **H. Landau.**

2.

Zu Ztſchr. XVIII, 414 flg.

Die intereſſanten Darlegungen Neſtles über „beide = alle miteinander" ſind, beſonders durch die Parallelen aus dem Griechiſchen und Engliſchen, ſehr dankenswert. Es liegt mir auch fern, ſeinen Behauptungen zu widerſprechen; nur möchte ich ſie modifizieren. Iſt die Formulierung ſeines Themas nicht zu kühn? Im Deutſchen wenigſtens liegt es doch ſo: „beide" bezeichnet „zwei"; nur die Formel beide (beidiu) — unt iſt zu der Bedeutung „ſowohl — als auch = cum — tum = et — et = καί — καί" uſw. erſtarrt. Beiſpiele wie beidiu lîp unt êre, beidiu in lande joh in mere, beidiu spâte unde fruo (aus dem Rolandsliede)

oder „daß wir den Katechismus zu treiben beide begehren und bitten“ (Luther) — zeigen, daß in dieser Formel der Zahlbegriff aus beide (beidiu) ebenso gänzlich geschwunden ist wie etwa aus „weder“ in „weder — noch“ und „entweder — oder“. Von hier aus sind, meine ich, alle Beispiele Nestles zu verstehen; denn in allen entspricht dem „beide“ ein „und“. Auch in den englischen Belegen. Im Griechischen liegt die Sache freilich anders; hier wird an der erwähnten Gleichung nicht zu rütteln sein. Aber die Analogie mit dem Deutschen stimmt doch nur teilweise.

Magdeburg. Dr. **Bruno Baumgarten.**

3.

Imperf. von „wollen“ + Infinit. Perf. Akt.

Unter dieser Überschrift macht Ztschr. XIX, S. 381 Zwerg die Mitteilung, daß man im Oldenburgischen, im Hochdeutschen wie in der Mundart, ganz gewöhnlich sage: „Eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besucht haben“ im Sinne von „eigentlich wollte ich euch gestern auch noch besuchen“. Die Tatsache ist sehr bemerkenswert, und Zwerg verdient unseren Dank für seinen Hinweis. Aber er ist etwas unvorsichtig gewesen, wenn er die Erscheinung als eine syntaktische „Ungeheuerlichkeit“ bezeichnet. Wer einigermaßen mit unserer altdeutschen Sprache bekannt ist, weiß, daß die „ungeheuerliche“ Fügung dort ganz geläufig ist: „nach den Hilfsverben wellen, soln usw. steht nicht selten der Inf. perf., wo man den Inf. praes. erwartet“ (Paul, mhd. Grammat.[2] S. 115). Es heißt also z. B. Parzival 247, 25: do wolter han gevraget baz, da wollte er weiter fragen; zahlreiche Beispiele der Art bei Grimm, Grammatik IV, Neudruck S. 199; mittelniederdeutsche Beispiele im mittelniederdeutschen Wörterbuch V, 719b.

Die Erscheinung ist weiterhin dem Englischen, den romanischen Sprachen, dem Lateinischen bekannt; Nachweise dafür stehen jetzt bequem beisammen bei W. Horn, Herrigs Archiv 114, 366, der auch die zutreffende Erklärung gibt; es liegt eine Konstruktionsmischung voraus: ich wollte dich besuchen + ich wäre froh, dich besucht zu haben.

Gießen. **O. Behaghel.**

4.

Fehlendes „worden“ und fehlendes „für“.

Gegen zwei Verstöße wider den guten Sprachgebrauch möchte ich in unserer Zeitschrift Einspruch erheben, da sie mehr und mehr überhand nehmen.

Es ist erstens die Weglassung des „worden“ beim Part. Perf. Passivi: „Der Kaiser dankte für den schönen Empfang, der ihm und der Kaiserin in der ganzen Provinz Sachsen bereitet sei.“ Warum nicht „worden sei?“ Oder: „Gestern ist inmitten der sächsischen Hauptstadt, die noch 1866 die Preußen als Feinde sah, ein Standbild für den Fürsten Bismarck errichtet.“ Punkt. — Wo bleibt das „worden?“ Diese Unsitte — denn anders kann man den Sprachgebrauch wohl kaum nennen — ist in Norddeutschland nachgerade ganz allgemein geworden und wird von allen sprachlich nicht selbständig

Urteilenden gedankenlos nachgeahmt. Man muß immer von neuem wieder dagegen protestieren. Es ist natürlich ursprünglich eine Verwechselung mit Wendungen wie „Er ist schwer verwundet", womit der abgeschlossene Zustand bezeichnet wird, während mit Wendungen wie den oben angeführten doch die Handlung, ein Sichereignen ausgedrückt werden soll. Die Verbindung mit Zeitbestimmungen wie „gestern", „im vorigen Jahre" schließt die Konstruktion mit dem einfachen ist im allgemeinen von selbst aus, und doch hört und liest man die harte Ausdrucksweise immer wieder.

Meine zweite Klage betrifft die Weglassung des „für" bei halten. „Er wurde von den Kurfürsten der Kaiserkrone wert gehalten." Warum nicht „für wert gehalten?" — „Ich habe ihn über zwanzig Jahre alt gehalten" — statt „für älter als zwanzig Jahre gehalten."

Gewöhnlich wird diese mißbräuchliche Weglassung da sich finden, wo schon eine Präposition vor dem Hauptwort steht, das als Prädikatsakkusativ gebraucht ist, und man das Zusammentreffen zweier Präpositionen scheut.

Eine ähnliche Erscheinung ist die Weglassung des zu bei brauchen: Er hätte das nicht tun brauchen.

Solingen. **Hans Hofmann.**

5.

„Sich spielen" (Ztschr. XVIII, S. 667 und 806).

Der reflexive Gebrauch des Zeitwortes spielen ist, wie mir mein Freund und getreuer Mitarbeiter an Goedekes Grundriß Alfred Rosenbaum sagt, auch in Prag bei den deutschen Schulkindern zu finden. Er meint, das sei auf den Einfluß des nahen Slawischen zurückzuführen. Im Tschechischen heißt hráti se s kým mit jemand spielen. Das Reflexivum allein aber hat schon den Sinn miteinander und nicht bloß bei dem hier in Rede stehenden Verbum. Also im Plural my hrájím se, wörtlich wir spielen uns oder wir spielen miteinander. Dementsprechend lautet der Singular ja hraji se, ich spiele, wörtlich übersetzt: ich spiele mich. Daß das Reflexivum für alle Personen se lautet und daß die Pronomina ja und my gewöhnlich weggelassen werden, sei der Vollständigkeit wegen hinzugefügt.

Dresden. **E. Goetze.**

6.

Ein Druckfehler in Hermann Kurz' Erzählung: „Schillers Heimatsjahre".

II. Band (Ges. Werke 1874 III. Bd.) S. 94: „Er eilte hinaus und kam nach einer Pause ... mit einer riesigen Schönheit zurück. Sie war ganz bäurisch gekleidet und blickte den Fremdling mit einer sonderbaren Mischung von Trotz und Schüchternheit an. „Sieh, Röse", rief der Pfarrer, „das ist mein allerbester Freund, mit dem ich als Student sehr viele tolle Streiche gemacht habe."" Daß das burschikose riesige Schönheit vom Setzer eingeschwärzt ist, ergibt sich aus der Vergleichung von S. 112: „Ja, ja! brummte die hübsche Frau." Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Dichter, vielleicht

mit Anspielung auf den Namen Röse „mit einer rosigen Schönheit“ schrieb. Auch in M. Heynes Deutschem Wörterbuch wird aus Droste zitiert: ein rosig Kind mit Taubenaugen.

Northeim. **R. Sprenger.**

7.

Wie und als.

Daß E. Wülfing die in unserer Schriftsprache vielfach begegnende Verwechselung von wie und als bekämpft, ist durchaus in der Ordnung. Wenn er aber damit die Denkfaulheit zu bekämpfen glaubt, wenn er dabei der Sprachentwickelung einen kleinen Rüffel erteilt, so hat sich die Sprachentwickelung schon zum voraus in ergötzlicher Weise an ihm gerächt. Denn das „anderssstellende“ als, das beileibe nicht mit dem „gleichstellenden“ wie verwechselt werden darf, verdankt sein Dasein genau derselben „Sprachlässigkeitsseuche“, wie die von ihm befehdete heutige Verwechselung: als ist ja aus al so, d. h. ganz so, entstanden und hat ursprünglich lediglich der „Gleichstellung“ gedient. Es ist später in die Gehege des „anderssstellenden“ denn — dan in der gleichen Weise eingedrungen, in der ihm heute wie den Boden streitig macht. Von seinem Standpunkt aus müßte Wülfing also auch gegen das anderssstellende als zu Felde ziehen.

Gießen. **O. Behaghel.**

Bücherbesprechungen.

Margarete Lenk, Schulmeisterlein. Durch Nacht zum Licht. Der Taler. Paul und sein Bruder. Vier kleine Erzählungen in farbigem Umschlag, zu 10 und 15 Pfg. Zwickau i. S., Verlag von Joh. Herrmann, 1905.

Vier herzerfreuende Geschichten von geringem Umfang, in allerliebster Ausstattung. Der Verfasserin genaue Kenntnis der kindlichen Seele, ihr großes Erzählertalent und ihre anmutige sprachliche Darstellung erheben auch diese kleinen Gaben hoch über den Durchschnitt. Zur Verteilung bei Christbescherungen sind sie besonders geeignet.

Bautzen. **G. Klee.**

Die hellenische Kultur. Dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln gr. 8° geh. 10 M., geschmackvoll geb. 12 M. Leipzig, B. G. Teubner, 1905. 489 S.

In dem rührigen Verlag von B. G. Teubner, der insonderheit für die Interessen der höheren Schule immer ein feines Verständnis gezeigt hat, ist jüngst ein Werk erschienen, das uns in hervorragender Weise geeignet erscheint, einem wirklichen Bedürfnis abzuhelfen und eine oft schmerzlich empfundene Lücke auszufüllen. Es ist betitelt: Die hellenische Kultur und hat zu Verfassern drei schon seit vielen Jahren im gymnasialen Dienst stehende Gelehrte:

Prof. Fritz Baumgarten (Freiburg i. Br.), Prof. Franz Poland (Dresden) und Prof. Richard Wagner (Dresden). In der lesenswerten Vorrede wird zunächst in durchaus sachlicher Weise dargelegt, daß, während im 18. Jahrhundert die Begeisterung für das klassische Altertum und der feste Glaube an seinen hohen erzieherischen Wert im deutschen Volke durch seine großen Dichter und Denker neu erweckt worden sind und noch im 19. Jahrhundert viele Männer, auf die Deutschland stolz sein darf, in der Schule der Antike für die Aufgaben der Gegenwart herangereift sind, seit einigen Jahrzehnten eine andere Anschauung die weitesten Kreise unseres Volkes durchdrungen hat. Die allem Dogmatismus abholde kritische Grundrichtung unserer Zeit, so heißt es, ging auch mit dem Dogma vom klassischen Altertum streng ins Gericht, und die neue Zeit mit ihrem rastlosen Vorwärtsstreben, mit ihren großen Errungenschaften in Naturwissenschaft und Technik, mit ihrem lebhaften Verkehr und regen Wettbewerb zwischen den verschiedenen Völkern schien das ganze Leben des modernen Menschen so völlig auszufüllen, daß es vielen ein müßiges und darum fast gefährliches Spiel bedünken wollte, den Blick immer wieder in eine längst entschwundene Vergangenheit zurückzulenken. Dieser vermeintlich tiefsinnigen Weisheit von der längst entschwundenen und deshalb auch überwundenen Antike begegnet man ja immer wieder und wieder in den Reden der Parlamente, in Versammlungen der verschiedensten Art, in der pädagogischen Fachliteratur wie auch in der Tagespresse. Demgegenüber weisen die genannten Gelehrten sehr richtig darauf hin, daß einerseits auch in der Altertumswissenschaft sich eine Umwertung vieler Werte vollzogen hat und sie nicht mehr in einer blinden Bewunderung eines „gottbegnadeten Idealvolkes der Hellenen" aufgeht, daß aber anderseits trotz aller kritischen Forschung und alles Strebens, sich von den lästigen Fesseln der Antike zu lösen, doch als Axiom feststeht, daß die gewaltige, von den Hellenen geschaffene und von den Römern über alle Teile ihres Weltreichs verbreitete Kultur nach wie vor eine Hauptgrundlage unserer heutigen Kultur bildet. Dieser zwingenden Wahrheit kann sich niemand entziehen, der mit historisch gebildetem Auge die Entwickelung speziell unserer germanischen Kultur verfolgt, am allerwenigsten aber der Pädagog, dem es am Herzen liegt, der deutschen Jugend das volle Verständnis zu erschließen für den geistigen Werdegang des eigenen Volkes. Das Wort Luthers: „Ja, wo wir's versehen, daß wir die (alten) Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können", dürfen wir mit Recht dahin erweitern: durch das Verständnis der antiken Kultur zum Verständnis der modernen Kultur; darum muß jeder, der diese in ihrem tieferen Wesen erfassen will, wie es in der Vorrede unseres Werkes heißt, immer wieder bei den Griechen und Römern in die Schule gehen.

Der Verwirklichung dieser Forderung soll das vorliegende Werk mit dienen, indem es eine zusammenfassende Darstellung der griechischen und

römischen Kulturgeschichte in weiterem Umfange, als es bisher von anderer Seite geschehen ist, bietet. Der erste Band, der bisher allein vorliegt, aber, wie wir ausdrücklich betonen wollen, ein in sich völlig abgeschlossenes, wohlabgerundetes Ganze bildet, gliedert sich nach einer vortrefflich geschriebenen, lichtvollen Einleitung über Land und Leute (Poland), sowie über Sprache und Religion (Wagner) in drei große Perioden, das Altertum, das Mittelalter und die Blütezeit (mit 323 v. Chr. abschließend), während ein zweiter Band die Kultur des Hellenismus und des Römervolkes schildern soll.

Der erste Abschnitt des ersten Bandes: Das griechische Altertum oder die mykenische Zeit ist von Baumgarten allein bearbeitet worden. Daß gerade hier eine Zersplitterung des Arbeitsgebietes vermieden wurde, scheint uns durchaus berechtigt zu sein; die an und für sich schwierige Darstellung der mykenischen Zeit, über die ja in mancher Beziehung noch der gelehrte Streit hin- und herwogt, hat dadurch entschieden an Einheitlichkeit gewonnen, und mit lebhaftem Interesse verfolgen wir auf S. 22—42 die klare Schilderung jener imposanten hellenischen Frühkultur, die ja zugleich auch diejenige ist, „zu deren Preis Homer seine mächtige Leier stimmte". Die vielseitige Entwickelung der beiden folgenden Perioden (Mittelalter S. 43—196 und Blütezeit S. 197—474) kommt aber nun in je drei gesonderten Abschnitten zur Darstellung: A. Staat. Leben. Götterverehrung (Poland), B. Bildende Kunst (Baumgarten), C. Geistige Entwickelung und Schrifttum (Wagner). Ein ausführliches, sorgfältig gearbeitetes Register (S. 475—489) und eine lehrreiche synchronistische Zeittafel der politischen Geschichte, Literatur und bildenden Kunst schließen den stattlichen Band und erleichtern in glücklicher Weise die Übersicht.

Bedenklich erscheint vielleicht manchem die Dreizahl der Verfasser; kann wirklich in diesem Falle ein einheitliches Bild der griechischen Kultur entstehen, ein Werk, das wirklich wie aus einem Gusse geschaffen auf den Leser wirkt? Die Verfasser versichern selbst in der Vorrede, daß sie alles, was in ihren Kräften stand, getan haben, um die unvermeidliche Arbeitsteilung nicht zu sehr als Übelstand empfinden zu lassen, und das wird jeder, der das Werk nach dieser Richtung hin sorgfältig und objektiv prüft, ihnen bestätigen. Sie stimmen nicht nur, wie sie selbst sagen, in ihren Anschauungen vom Wesen und Wert des klassischen Altertums völlig überein und besitzen dank ihrer langjährigen Tätigkeit im Dienst der höheren Schule einen Maßstab für die bei den Lesern vorauszusetzenden Kenntnisse, sondern sie haben offenbar auch nach bestimmten, in gemeinsamem Gedankenaustausch festgestellten Gesichtspunkten ihre Sonderarbeit begonnen und durchgeführt, auch haben sie jedenfalls die von ihnen bearbeiteten Teile gegenseitig geprüft und miteinander in Einklang gebracht.

Ein großer Vorzug des Werkes scheint es uns zu sein, daß die Verfasser immer ihren Leserkreis fest im Auge behalten. Das Werk soll nicht im Dienste der gelehrten Forschung stehen, es will populär sein im besten Sinne des

Wortes; darum galt es, wie in der Vorrede zu lesen ist, lediglich die gesicherten Ergebnisse der neueren Forschung in einer für jeden Gebildeten faßlichen und lesbaren Form darzubieten, unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse und Ergebnisse des Unterrichts in den Oberklassen unserer höheren Schulen. Darum haben die Herausgeber mit Fug und Recht auf Quellenangaben und Nennung von Gewährsmännern grundsätzlich verzichtet, und schwebende Streitfragen konnten nur ausnahmsweise berührt werden; daß sie trotzdem an gewissen Punkten bei den oft weit auseinandergehenden Meinungen der Forscher kritische Entscheidungen treffen mußten, ist selbstverständlich. Infolgedessen hält sich das Buch aber in glücklicher Weise frei von einem trockenen, allzu doktrinären Tone und gibt vielmehr in fast all seinen Teilen äußerst frische, lebendige, den Leser immer von neuem fesselnde Schilderungen.

Ein anderer nicht minder großer Vorzug ist es, daß die drei Gelehrten sich immer bemüht haben, „die Darstellung den Anforderungen und Interessen der Jetztzeit anzupassen; darum werden die Wechselbeziehungen zwischen Altertum und Gegenwart überall kräftig hervorgehoben". Dieses durchaus gesunde pädagogische Verfahren ist insbesondere dazu geeignet, jenen kurzsichtigen und verblendeten Leuten eine ihrer Hauptwaffen aus der Hand zu schlagen, wenn sie behaupten, die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum, d. h. einer längst entschwundenen Kulturperiode, erzeuge nur ein „totes Wissen", unfruchtbar und wertlos für die lebendige, rasch pulsierende Gegenwart. Nein, gerade eben erst durch die saubere Darlegung der so zahlreichen feinen, aber festen Verbindungsfäden, die Altertum und Gegenwart, sowie die beiderseitigen Kulturen verknüpfen, lernen wir unser modernes Eigenwesen verstehen und schätzen.

Der beschränkte, unserer Besprechung zustehende Raum verbietet es, die einzelnen Teile des inhaltlich so reichen Werkes eingehend zu betrachten; wo wir aber auch immer eine sorgfältigere Prüfung vorgenommen haben, überall traten uns hohe Vorzüge entgegen: weitgehende Belesenheit in den literarischen Quellen und völlige Vertrautheit mit den Überresten der antiken Kultur, zumal auch mit den Ausgrabungen der neueren und neuesten Zeit, ferner emsigster Fleiß beim Zusammentragen des gewaltigen Materials, verständiges Maßhalten in der Begrenzung des weiten Arbeitsfeldes und große Klarheit in der Anordnung des umfänglichen Stoffes, ein reifes, abgeklärtes, ruhig und sachlich abwägendes Urteil, dabei logisch scharfe Kritik, wo es nottut, liebevolles Versenken in die dem einzelnen Bearbeiter zugefallene Materie, vor allem aber ein warmes Herz und helle, flammende Begeisterung für die edle, vornehme, ewig jugendfrische Schönheit der Antike. Als besondere Glanzpunkte der Darstellung, um nur einiges Wenige hervorzuheben, erscheinen uns beispielsweise in dem „Die griechische Blütezeit" überschriebenen Abschnitt die anschauliche Entwickelung der athenischen Demokratie (S. 197 ff. Poland), der schöne, lichtvolle Abriß über Bauten und Bildwerke des perikleischen Zeitalters

(S. 292 ff. Baumgarten), endlich die schwungvoll geschriebene Abhandlung über die klassische athenische Tragödie (S. 397 ff. Wagner).

Daß dem geschriebenen Wort, wie die Herausgeber in der Vorrede sagen, ergänzend und weiterführend ein reichhaltiger Bilderschmuck zur Seite treten mußte, der um so weniger fehlen durfte, je lebendiger und unmittelbarer gerade das Kulturleben des Altertums uns durch seine Denkmäler veranschaulicht wird, ist selbstverständlich. Wir finden daher nicht weniger als 7 farbige Tafeln und gegen 400 Abbildungen im Text und auf zwei Doppeltafeln, schöne, technisch meist vorzüglich gelungene Wiedergaben antiker Denkmäler; Gewicht wurde hierbei auch darauf gelegt, durch Rekonstruktionen der Hauptheiligtümer und besonders wertvoller Skulpturen dem Beschauer ein lebendiges Bild des einstigen unbeschädigten Zustandes der Kunstobjekte zu verschaffen. Daß neben den altbewährten Denkmälern, wie sie den eisernen Bestand in unseren Handbüchern ausmachen, nach der Aussage der Verfasser, dank der hochherzigen Opferwilligkeit der Verlagshandlung auch eine große Anzahl neuentdeckter und bisher wenig bekannter Kunstwerke reproduziert worden ist, verleiht dem Ganzen noch einen sonderlichen Reiz.

Wir stehen am Schluß unserer Besprechung und haben nur noch die angenehme Pflicht, das treffliche Buch den weitesten Kreisen der Gebildeten aufs wärmste zu empfehlen. Daß es fortan in keiner Lehrer- und Schülerbibliothek einer höheren Lehranstalt fehlen darf, ist Ehrenpflicht; es eignet sich aber auch, worauf wir noch besonders hinweisen möchten, ausgezeichnet als vornehmes Geschenk, mag es als kostbare Weihnachtsgabe in die Hand der Freunde des klassischen Altertums gelegt werden oder mag es als wertvolle, hochwillkommene Bücherprämie strebsamen Jünglingen zuteil werden. Ja, für unsere deutsche Jugend soll das Werk und der Geist, der in ihm lebt, ein wahres κτῆμα ἐς ἀεί werden; das wünschen wir von ganzem Herzen, eingedenk jener goldenen Worte Jean Pauls, die als Motto über dem Buche stehen: Die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des späteren Lebens nähme.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Album für Deutschlands Töchter. Lieder, Balladen und Sprüche. Mit Illustrationen nebst vier in Dreifarbendruck ausgeführten Kunstbeilagen. 13. neubearbeitete und vermehrte Auflage. C. F. Amelangs Verlag.

Mit außerordentlicher Feinfühligkeit hat es der Bearbeiter der neuesten Auflage dieser altbekannten Gabe für Deutschlands Töchter, Prof. Dr. Julius Sahr, verstanden, Echtes zu Echtem zu fügen und die darin gebotene Auslese deutscher Lyrik immer mehr zu einer einheitlich wertvollen zu gestalten.

Keller, Falke, Fontane, Avenarius, ja Richard Wagner mit seinem unvergleichlich schönen „Lenzeslied aus der Walküre" fanden ihren Platz neben unseren hervorragendsten Lyrikern, und dafür fiel manches, was getrost fallen konnte. Obwohl ich dem Gedanken, unseren Töchtern eine besonders für sie

zuſammengeſtellte Anthologie zu bieten, nicht gerade ſympathiſch gegenüberſtehe, weil er die Gefahr mit ſich bringt, den einſeitigen Hang zur Schwärmerei und Träumerei, zu ungeſundem Gefühlsleben, nur noch zu unterſtützen, ſehe ich hier zu meiner Freude dieſe Klippe verſtändnisvoll umſchifft. Wohl nimmt die Liebeslyrik noch immer eine bedeutende Stelle ein, doch ihr gegenüber ſteht, in gleicher Weiſe bedeutungsvoll, die zu Sang und Klang verdichtete Liebe zur Natur, jenes tiefinnerliche Sehnen und Schauen der deutſchen Seele, die ſich ans Herz der Natur wirft und ſich innig mit ihr verwachſen fühlt. Und an Stelle der ſonſt ſo beliebten, rein ſentimentalen Betrachtung des Lebens, ſtehen Worte reifſter Lebensweisheit aus den Werken unſerer Klaſſiker. Das erhebt die vorliegende Sammlung ungemein hoch über Anthologien, die ähnlichen Zwecken dienen.

Das Buch iſt reich illuſtriert und dabei begrüßen wir zum erſtenmal das Beſtreben, durch farbige ganz vorzügliche Reproduktionen hervorragender Meiſterwerke, die bei der Lektüre erweckte Stimmung zu nähren und zu ſteigern, ein Beſtreben, das ſo ganz unſeren heutigen Kunſterziehungsidealen entgegenkommt und dem die ſogenannte Illuſtration mit der Zeit völlig weichen müßte. Es gibt ſelbſt hier noch manches träumende ſinnige Mägdlein im Gretchengewand, deſſen innere Leere neben den vorzüglich ausgewählten Meiſterwerken von Claude Lorrain, Mme. Vigé Lebrun, Sebaſtiano del Piombo und beſonders dem ganz wundervollen Corot, dieſem einzigartigen Lyriker der Landſchaft, ſo recht deutlich zum Bewußtſein kommt. Hätten wir nicht dafür Schwind und Ludwig Richter — (der übrigens auch oft vertreten iſt) — oder nein, ſagen wir lieber alle Meiſter tiefſinniger deutſcher Gedankenkunſt von Dürer an? Wer könnte verinnerlichtes deutſches Weſen ſtimmungsvoller ſtützen und ſteigern als ſie?

Der Kunſterziehung iſt hier ein ſo reiches Feld geboten, und von Herzen möchten wir den Bearbeiter der Anthologie daher beglückwünſchen, einen ſo ſchönen, bedeutungsvollen Anfang gemacht zu haben.

Dresden. **Anna Brunnemann.**

Aus den Sachſenlanden. Illuſtriertes Sachſenbuch in 12 Lieferungen zu 1 M. Herausgegeben von B. W. Eſche unter Mitwirkung erſter ſächſiſcher Schriftſteller und Künſtler. Verlag von Haaſe u. Bockermann, Separatkonto, Zittau. 7.—12. Lieferung, Preis 7 M., gr. 4°. S. 203—434.

Von B. W. Eſches Sachſenbuch iſt nunmehr die zweite Hälfte erſchienen: ſie umfaßt die Lieferungen 7—12, letztere ein Doppelheft (Preis 2 M.), ſo daß ſich der Preis des Ganzen auf 13 M. ſtellt. So liegt nun das Werk vollſtändig vor und wir vermögen es als ſolches zu überblicken.

Wiederum iſt es eine herzliche Freude, ſich in die neuen Lieferungen zu vertiefen; nach wohldurchdachtem, umfaſſendem Plane ergänzen und runden ſie das Bild der Sachſenlande ab, wie der Herausgeber es zu bieten wünſchte, und auch dieſe zweite Hälfte wahrt glücklich den in edlem Sinne volkstümlichen

Charakter des Werkes, das gleichwohl überall auf ernstem wissenschaftlichem Grunde ruht.

Über Sinn und Ziel des Werkes verweise ich auf die früheren Besprechungen (vgl. diesen Jahrgang S. 63—68 und 391—398). Hier sei daher nur über die neuen Hefte berichtet und ein vergleichender Blick auf das Ganze geworfen.

Was bieten die Hefte 7—12? Mitten in Thüringen waren wir am Ende von Heft 6 stehen geblieben und hier bleiben wir noch im 7.; beide gehören zusammen. Das Bild der Thüringer Lande wird ergänzt durch den Aufsatz von A. Overmann, Erfurt in Vergangenheit und Gegenwart (S. 203—215), den von E. Devrient, Alte Kulturstätten Thüringens (S. 216—229) und den von R. Reichardt über Volksbräuche und -Anschauungen in Thüringen (S. 230—234). In dem gründlichen, lebendig geschriebenen Aufsatze Overmanns ziehen die reiche und denkwürdige Geschichte Erfurts, seine Luther- und andere Erinnerungen, seine herrlichen Kirchen, Paläste und Denkmäler an uns vorüber, aber wir lernen auch verstehen, warum gerade an dieser Stelle ein Mittelpunkt des deutschen Gartenbaues liegt. Und was in all diesen Aufsätzen von Thüringens alten Städten, Schlössern, Burgen und Ruinen noch nicht erwähnt wird, davon berichtet uns anziehend E. Devrient. Wie willkommen dies ist, sehen wir an den vielen bekannten Namen und geschichtlichen Erinnerungen, auf die wir dabei stoßen; ich nenne nur Gustav Freytags Ahnen! Ein besonders eigenartiger, künstlerisch wertvoller Schmuck sind hier u. a. die Ansichten aus Arnstadt nach Zeichnungen Ernst Liebermanns im dortigen städtischen Museum. Und wie gern liest man R. Reichardts volkskundliche Mitteilungen: dazu wird jeder Leser aus seiner Erinnerung ähnliche Züge beibringen können.

Der Stadt Leipzig sind drei sachkundige und fesselnde Arbeiten gewidmet: A. Werner betrachtet das moderne Leipzig (S. 235—248), und zwar von ziemlich hoher Warte aus mit scharfer Kritik, die da beweist, welch frische Luft im Geistesleben unserer Universitätsstadt weht. Wem, wie dem Berichterstatter, das „moderne" Leipzig zum Teil weniger als das „alte" vertraut ist, der staunt ob der Fortschritte der Weltstadt; aber er vermißt auch ungern manch liebes altes Stück aus der Universitätszeit. Mit liebevollstem Verständnis berichtet J. Vogel über Kunst und Künstler in Leipzig im 19. Jahrhundert (S. 249—263), wobei natürlich in unseren Tagen Klinger, Seffner, Greiner und Volkmann im Vordergrunde stehen und gebührende Beachtung finden. Immerhin entstünde eine beklagenswerte Lücke im geistigen Bilde unserer Universitätsstadt, wenn nicht W. Bruchmüller aus Leipzigs geistigem Leben zwischen 1680 und 1830 viel Lehrreiches und Anziehendes erzählte (S. 369 bis 389). Auch hier fehlt weder Kritik noch Humor und Spott. Letzterer trifft mit Recht die „Professoren-Dynastien" und das Cliquenwesen, Dinge, die ja in Leipzig nie schlimmer waren, als in den Jahren des Tiefstandes der Universität, und auch diese fällt in die behandelte Zeit; aber anderseits erhellt auch Leipzigs

große geistige Bedeutung im 18. Jahrhundert aus Bruchmüllers Aufsatz — jener Zeit, wo Gottsched, Gellert, Lessing und Goethe, sei es als Lehrende, sei es als Lernende, der Universität angehörten. Recht hübsch ergeben sich auch aus dem entwickelten Bilde die so charakteristischen Züge des Wesens von „Klein-Paris".

Der vielseitigen und gründlichen Behandlung Leipzigs gegenüber erscheint die Landeshauptstadt auf den ersten Blick stiefmütterlich bedacht mit nur zwei Aufsätzen, dem allerdings umfänglichen Kulturbild von G. Irrgang, Dresden einst und jetzt (S. 299—328) und der knappen, aber meisterhaften und erschöpfenden Würdigung, die M. Jordan (S. 363—368) dem Treppenhause Hermann Prells im Albertinum zu Dresden angedeihen läßt. Messen wir den Raum, der Dresden gegönnt ist, ab, so dürfen wir aber zweierlei nicht übersehen: einmal, daß es sich für ein solches Werk wenig geziemt hätte, die ohnehin begünstigte Residenz gegen andere Landesteile ungebührlich hervortreten zu lassen, und zweitens, daß eine gewisse Zurückhaltung hier deshalb geboten war, weil schon bei Behandlung allgemeiner Themata die Hauptstadt gelegentlich im Vordergrunde stand, z. B. bei A. Winds großem Aufsatz über Sachsens theatergeschichtliche Vergangenheit, bei W. Kirchbachs Verherrlichung des Zwingers; ebenso mußte bei Aufsätzen in Heft 7—12 wiederholt auf Dresden genauer Bezug genommen werden.

Was bei M. Jordans Aufsatz noch wichtig ist, abgesehen von der feinsinnigen Einführung in Prells Schöpfung im ganzen und einzelnen, das ist der grundsätzliche Standpunkt, den der Verfasser dieser Leistung gegenüber geltend macht (S. 364): „Bei dem Werke ..., das er in Dresden unternahm, schuf Prell aus dem Vollen. Es ist in allen Teilen sein eigen, und es offenbart zum ersten Male in neuer Zeit den harmonischen Zusammenklang aller drei bildenden Künste, aus dem erst das Vollendete hervorgeht. Seine Durchführung hat bewiesen, daß es weise und lohnend ist, dem Genius zu vertrauen, der Manns genug ist, zu sagen: „Gebt mir den Raum, das Ziel will ich mir setzen." — „Man kann der sächsischen Kunstverwaltung nicht dankbar genug dafür sein, daß sie den Mut gehabt hat, diese großartige Aufgabe in die eine Hand zu legen; aber man muß auch den Künstler preisen, der unbekümmert um den materiellen Erfolg die Verantwortung auf sich nahm." In diesen wohlabgewogenen Worten liegt nicht nur die vollberechtigte Anerkennung des von Hermann Prell Geschaffenen, sondern ein bedeutsamer Wink für die Zukunft, für die gesunde Weiterentwickelung unserer monumentalen Kunst in Innenräumen. Das sind die Bahnen, auf denen sie künftig Ganzes und Großes zu leisten vermag. Auch in Leipzig scheint man der Kunst diese Bahnen offen halten zu wollen, indem man Max Klinger mit der Ausschmückung des Leipziger Museums der Bildenden Künste und der Universität (Aula) betraute (vgl. S. 258). Somit stände Sachsen auf diesem wichtigen Gebiete der Kunstpflege größten Stiles mustergültig da, reichen sich doch hierin der Staat und ein starkes, selbstbewußtes

Bürgertum in gleichem Verständnis die Hand: ein Punkt, dessen Bedeutung gar nicht hoch genug anzuschlagen ist. So wird, dünkt mich, im höchsten Sinne zugleich Erziehung zur Kunst getrieben!

Neben den beiden Metropolen sächsischen Lebens kommt in den neuen Heften das übrige Sachsen nicht zu kurz. Nie und nimmer machen allein die großen Städte die Bedeutung eines Landes aus, solange seine Kulturverhältnisse noch gesund sind; wenn nicht neben der Weltstadt der kleineren Stadt mit ihrer Eigenart, ihrem beschaulicheren Leben volles Recht wird, wenn nicht neben alledem das freie, offene, bebaute Land, endlich Wald und Gebirge genügend zur Geltung kommen, so steht es schlimm um ein Volk! Hier im ruhigen Winkel, der weltfernen ehrwürdigen Scholle, hier ist der mütterliche Schoß zu finden, aus dem der Weltstadt neues, frisches, gesundes Leben zuwächst, aus dem ihr ungehobene Schätze von Talenten, Intelligenzen, an Willenskraft und Charakter zugeführt werden. Sonst werden die Weltstädte zu leicht zu ungeheuren Wasserköpfen und dem Lande ein Verderben! Die Sachsenlande dürfen sich nun einer solch glücklichen Mischung der verschiedensten Kulturelemente rühmen — und dieser Mischung verdankt auch der Sachsenstamm seinen eigentümlichen Charakter, wie F. Boh in seinem Schlußaufsatz über Wesen und Wert des sächsischen Stammestums (S. 423—434) überzeugend und trefflich ausführt.

Wie wohltuend wirkt daher nach der Betrachtung der beiden Weltstädte Sachsens die poesievolle Kammwanderung vom Fichtelberg bis zur Elbe an der Hand B. Schlegels (S. 399—408). Schlegel ist ein guter Führer: ein Mann mit echtem Wanderhumor, mit warmem Herzen und tiefem Verständnis für die Natur, mit feinem Ohr für sprachliche Schönheit.[1]) Das Gesagte gilt auch von A. Moschkaus stimmungsvollem Aufsatz, der uns von Bautzen bis zum Oybin (S. 409—414) geleitet, zu den schweigsamen Wäldern und der romantischen Ruine der „Überlausitz". Und wie passend und am rechten Flecke steht zwischen Großstadt und Waldeinsamkeit das alte, malerische, für Sachsen so hochbedeutsame Städtlein Meißen, dessen Einst und Jetzt (S. 331—343) uns O. E. Schmidt zum Bewußtsein bringt in einem künstlerisch klaren und reinen Bildchen, das bei voller Beherrschung des Stoffes reich an feinen lebendigen Einzelzügen ist, zu dem auch fernliegende Quellen vom Verfasser erschlossen wurden.

Eine Reihe reizvoller allgemeiner Fragen ist neben alledem noch behandelt, für die der Herausgeber nicht minder die rechten Männer zu finden wußte: Geschick und Geschichte des Begriffes „Sachsen" behandelt kurz B. Walther (S. 265), die Judenordnung in Sachsen der Herausgeber (S. 264); die sächsischen Volkstrachten O. Seyffert (S. 267—276); ältere Bauernhöfe und

1) Seltsam berührt es nur mein Sprachgefühl, daß er die Apposition nicht mit seinem Beziehungswort in den gleichen Fall setzt (S. 405) und mehrmals! „Der Weg führt an dem Schwarzenteich vorüber, ein melancholischer Waldweiher . . ." oder liegen auch hier Druckfehler vor?

-Häuser Bauinspektor Näher (S. 288—292); die Wenden und ihre Geschichte H. Moser (S. 415—422); die Bestrebungen für Bildung und Wohlfahrt des Volkes H. Gebauer (S. 355—362, 390—398); das sächsische Postwesen G. Schäfer (S. 277—287); Sachsen in der Musikgeschichte H. Kretzschmar (S. 293—297); die künstlerische Photographie in Sachsen F. Matthies (S. 344—354). Man sieht, eine stattliche Zahl anziehender Themata und zumeist in den Händen von Fachleuten ersten Ranges; ich verweise nur auf Hermann Kretzschmar, den aus Olbernhau gebürtigen Musikprofessor in Berlin, der eine Reihe von Jahren (1888—1897) als Dirigent des Riedelvereins und der von ihm gegründeten Akademischen Orchesterkonzerte (1890—1895) im Leipziger Musikleben tonangebend gewesen ist und jetzt als einer der ersten und einflußreichsten seines Faches in Deutschland an der Universität Berlin wirkt. Man merkt denn auch seinem großzügigen, vorzüglich orientierenden Überblick über Sachsen in der Musikgeschichte den Meister an, der das Riesengebiet der Musik und ihrer Geschichte von der kompliziertesten Kunstmusik bis zum Volksliede beherrscht. Überraschend für den Laien ist dabei z. B. wie Kretzschmar aus den sächsischen Charaktereigenschaften die besondere Befähigung zur Musik ableitet, und wie der Verfasser darlegt, daß tatsächlich Sachsen fast zwei Jahrhunderte lang die Führung in der deutschen Musik inne hatte. Endlich hat mich geradezu beglückt, was Kretzschmar über die Einwirkung des Volksliedes auf die Kunstmusik sagt, nämlich von der Verschmelzung volkstümlicher und höherer Kunst im Choral (S. 295): „Kaum hätte sie (diese Verschmelzung) sich in einem andern protestantischen Lande so entwickeln können wie in Sachsen. Denn nur hier war das Kirchenlied mit dem Volkslied, den alten Bergreihen, so eng verwachsen, nur hier in demselben Grade zu einem Stück Heimat, zu einem Denkmal ruhmreicher Zeit geworden, an dem reich und arm, gelehrt und ungelehrt mit gleicher Liebe hingen, und das, wie Händel zeigt, in keiner Fremde vergessen wurde.“ Und über das weltliche Lied (S. 296): „Daß unser deutsches Lied so tiefe Wurzeln im Volksgemüte schlug, daß es in schwerer Zeit der Dichtkunst Stütze und Rettung bieten konnte, verdankt es sächsischen Tonsetzern, die seine musikalischen Elemente aus volkstümlichen Quellen, aus Choral und Tanz entnahmen.“ Hier spricht ein musikalischer Fachmann von hoher Bedeutung eine Überzeugung aus, die sich mir, dem musikalischen Laien, aus dem Studium der Volksliedtexte aufgedrängt hatte. Man kann also das Volkslied, diesen köstlichen Nationalschatz, gar nicht genug pflegen und hüten!

Mit großem Vergnügen liest man in Schäfers köstlichem humorvollem Aufsatz über das sächsische Postwesen die Schilderung der „alten guten Zeit“ und kann sich dabei eines mitleidigen Lächelns über die damaligen postalischen Verhältnisse nicht enthalten; dennoch liegt jene Zeit noch gar nicht so weit zurück: noch unsere Väter haben sie erlebt.

Wie dankbar sind wir dann für H. Gebauers Ausführungen: es ist nützlich und nötig, immer wieder einmal so übersichtlich zusammenzufassen, was

für Volkswohlfahrt und Volksbildung — abseits von staatlicher und städtischer Fürsorge — lediglich aus privaten Mitteln, freiwillig und völlig selbstlos an Geld, Zeit und Mühe geopfert wird, um den Minderbemittelten und Leidenden leibliche und geistige Güter zugänglich zu machen. Es wird damit ein rühmliches Stück sozialer Arbeit von der heutigen bürgerlichen Gesellschaft geleistet, das wohl mehr verdiente, als nur Gezeter und Gekläff von seiten der Gegner.

Daß der rührige Herausgeber auch die neuesten Bestrebungen aufmerksam verfolgt und ihr getreues Abbild für sein Sachsenwerk einzufangen weiß, lehrt uns F. Matthies' dankenswerter und anregender Aufsatz über die künstlerische Photographie in Sachsen. Er gibt einen kurzen Überblick dieser jüngsten modernen Kunstbestrebung und charakterisiert dann mit wenigen Strichen eine Reihe von Bildern, die natürlich dem Leser in Wiedergabe vorgelegt werden. Der Aufsatz wird die Ansichten über die künstlerische Photographie in weiteren Kreisen klären helfen (S. 344): „Beschränkt ist und wird die Zahl derer bleiben, die wirklich individuelle Leistungen mit den Mitteln der Photographie zu schaffen imstande sind, Leistungen, welche auch vom rein künstlerischen Standpunkte aus befriedigen. Dazu gehört natürlich ein ähnlicher Grad von Befähigung und Können, wie ihn der Maler — Künstler — besitzen muß." Die sächsischen Lande sind, wie Matthies ausführt, der Hauptsitz der künstlerischen Photographie im Deutschen Reiche. Ausgegangen ist die Bewegung von Liebhaberphotographen, und zwar kamen die Anregungen über Wien. Aber ein Sachse, Heinrich Kühn, ein geborener Dresdner, war einer der ersten, von denen die Bewegung bedeutende Förderung erhielt: 1897 gab er die ersten Mitteilungen über das von ihm angewendete Verfahren, den Gummidruck. „Nicht das kümmerliche photographische Naturbild" sagt Matthies weiter (S. 347), „und sei es technisch noch so vorzüglich wiedergegeben, ist das Ziel der kunstphotographischen Bestrebungen, sondern das entwickelte Naturbild, die lebenswahre, kraftvolle und gewollte Erscheinung . . ." „Das Ziel (S. 349) des Künstlers ist die Wiedergabe des Eindrucks, den er von der Natur erhielt." Die Bewegung hat denn auch in Sachsen einen vielversprechenden Aufschwung genommen und in Max Lehrs, dem nach Berlin berufenen ehemaligen Direktor des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Dresden, einen der ersten verständnisvollen Sammler gefunden. Ausgezeichnete Beispiele künstlerischer Photographie von Perscheid in Leipzig, Raupp, Erfurth, Ehrhardt, Müller, Herrmann und Wiehr in Dresden sind beigegeben.

Der Rahmen dieser Anzeige verbietet, bei weiteren Aufsätzen nach Gebühr zu verweilen; werfen wir dagegen einen Blick auf die Poesie.

Schon die ersten Hefte zeigten, daß sie in Esches Sachsenbuch nicht zu kurz kam. Mehrere Aufsätze berühren das Gebiet der Dichtkunst und geben natürlich dichterische Proben. Daneben aber stehen Originalbeiträge — meist wohl bisher ungedruckte — die in Heft 7—12 J. Riffert (Bachs Himmelfahrt S. 266), K. Warmuth (Weihnachtsengel S. 298), M. Bewer (drei Dresdner Elegien S. 329), A. v. Gaudy (Kurfürst Friedrich der Sanft-

mütige vor Gera 1450 S. 368), R. Fuchs (Sommerabend im Wendenland S. 408) dem Werke zur Verfügung stellten. Die zwei letztgenannten waren schon darin vertreten. Reinhold Fuchs bleibt auch mit dem neuen Gedicht auf dem Gebiete des feinen lyrischen Stimmungsbildes, Alice von Gaudy auf dem des kraftvollen, volksmäßigen Balladenstiles. Ihr Gedicht eignet sich trefflich zur Deklamation an vaterländischen Festtagen in der Schule. Die drei erstgenannten Dichter sind in Esches Sachsenbuche neu. Warmuths Gedicht ist eine Verherrlichung des Wohltätigkeitssinnes Ihrer Majestät der Königin-Witwe Carola, deren trefflich gelungenes Bildnis wir S. 344 als künstlerische Photographie sehen; Bewers (sein Bildnis bringt S. 325) drei elegische Gedichte „Bismarck in Dresden", „Auf der Augustusbrücke" und „Am Ufer" sind gedankenreich und aphoristisch gehalten. Dem Gedichte Rifferts (dessen Bildnis S. 243) ist die Abbildung von Seffners Entwurf des Bachdenkmals beigegeben. Rifferts „Himmelfahrt Bachs" ist nicht ganz leicht zu verstehen; der Dichter befleißigt sich einer großen, heut ungewöhnlichen Schlichtheit der Sprache und Form, mit der er bewußt an die heimische noch im 16. Jahrhundert übliche Weise der vierhebigen Reimpaare anknüpft. Man lese das Gedicht wiederholt, langsam, mit Ruhe und Sammlung, bemüht, jedes Bild, jeden Gedanken — auch den bloß angedeuteten — auszuschöpfen, und man wird sehen, wie es sich belebt, Fleisch und Blut, Form und Farbe gewinnt. Gut vorgetragen muß es tief wirken und auch den Hörer hinanheben — aber dem flachen Obenhinlesen oder der Effekthascherei erschließt sich seine innere Natur nicht.

Und die Bilder? Wiederum eine Welt größter Mannigfaltigkeit und eigenartiger Schönheit! Es genüge, auf das hinzuweisen, was ich S. 397 flg. bereits zu ihrem Lobe sagte; das gilt auch hier! Und wie im Texte, so ist in den Bildern nirgends ein Herabsinken von der Höhe zu bemerken, eher ein Aufsteigen; die künstlerischen Photographien sind wohl nicht umsonst fast an den Schluß des Werkes gesetzt. Auch zeichnen sich die Hefte 7—12 durch mehrere wohlgeglückte ganzseitige Buntdrucke, z. B. Th. Hagen, Ilmlandschaft, M. Thedy, Waldinneres, H. Olde, Ernte, ferner durch schöne Lichtdrucke aus: die Albrechtsburg, den Oybin, das Dresdner Schloß und den Zwinger. Daneben steht eine Unzahl von Textillustrationen jeder Größe und jeder Art. Welch stattliche Reihe deutscher, insbesondere sächsischer Künstler durch Wiedergabe ihrer Werke im ganzen Sachsenbuch vertreten ist, zeigen folgende Namen, die eine fast ununterbrochene, durch mehrere Jahrhunderte gehende Kette bilden: Lukas Cranach, C. W. E. Dietrich, Anton Graff, Julius Schnorr, Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Prof. Walther, Prof. Dietrich, Julius Scholtz, Peter Janssen, Ernst Kämpffer, Friedrich Schaper, Max Klinger (vertreten mit sieben Werken und zweimal mit seinem Bildnis), Carl Seffner (mit fünf Werken), Hermann Prell, Otto Greiner, Arthur Volkmann, Sascha Schneider, Hans Unger, Max Hochmann, Ernst Liebermann, Hans Olde, Max Thedy, Theodor Hagen, Frithjof Smith, Franz Sturtzkopf, Otto Fröhlich, Fritz Fleischer, Otto Rasch, Eduard Weichberger, Max Merker, Ludwig v. Gleichen-Rußwurm,

Ludwig v. Hofmann. Die neuere und neueste Zeit ist, wie billig, am reichsten vertreten. Das alles dürfte wohl auch einem verwöhnten Geschmacke genügen.

Unwillkürlich hat sich unser Blick schon bei den Bildern von der zweiten Hälfte des Werkes auf das Ganze gelenkt. Auch die Texte des Sachsenbuches — zu dem übrigens der Verlag eine eigenartige Einbanddecke (Preis 3 M.) hat herstellen lassen — sind äußerst reich und mannigfaltig. Achtunddreißig Verfasser bieten uns vierzig prosaische Aufsätze und elf Dichter neunzehn Gedichte dar; also im ganzen finden wir auf den 434 Seiten des Werkes 59 Beiträge von 49 verschiedenen Verfassern.

Hat nun der Herausgeber damit in alle Gebiete, alle Winkel und Ecken sächsischen Landes und Lebens hineingeleuchtet? — Gewiß nicht! Wo blieb Chemnitz, die drittgrößte Stadt Sachsens, wo die sächsische Industrie (ein Aufsatz über Sachsen auf der Weltausstellung in St. Louis war in Aussicht genommen)? — wo Bautzen, das lausitzische Nürnberg? — wo die Sächsische Schweiz und anderes? Manches davon ward nur gestreift. — Doch bescheiden wir uns: dafür ward uns allerlei geboten, was nicht vorgesehen oder wenigstens nicht angekündigt war. Und dann: was für ein Band hätte das Werk werden sollen, wenn alle Gebiete gleichmäßig bearbeitet wären? Dies lag ja von vornherein nicht in Esches Plane. Gelehrte Ziele verfolgt sein für weite Bildungskreise bestimmtes Werk nicht; er wollte überall nur, ich möchte sagen, beispielsweise herausgreifen und anregen (Vorwort S. VII): „Beabsichtigen diese Blätter auch nicht Vollständiges oder wissenschaftlich Erschöpfendes zu geben, so möchten sie statt dessen vor allem anregen: anregen zu liebevollem Verweilen bei Altem und Neuem, zu tieferem Nachdenken über das Einst und Jetzt im Vaterlande. Und aus dem sinnigen, sei es freudigen, sei es ernsten Betrachten der Vergangenheit soll vaterländische Gesinnung, kraftvolles Stammesbewußtsein, ein klarer, hoffnungsfroher Ausblick in die Zukunft erwachsen!"

Dies ehrlich erstrebte Ziel, zu dem der verdiente Herausgeber so viele Kräfte zu gewinnen und festzuhalten wußte, zu dem der Verlag aufopfernd sein Bestes beigetragen hat, ist erreicht und damit ein vaterländisches Prachtwerk geschaffen worden, das auf dem heutigen Büchermarkt seinesgleichen nicht hat. Es ist eine hohe Anerkennung und Ehre für Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger, daß Seine Majestät Friedrich August, wie die Widmung besagt „der von seinem treuen Sachsenvolke allverehrte und geliebte König" geruht hat, die Widmung dieses Sachsenbuches huldvollst anzunehmen: ganz im Sinne der hohen Traditionen seines Hauses und Geschlechtes.

Möge das Werk auch bei seinen Untertanen und weit über die Grenzen des Sachsenstammes hinaus verdiente Würdigung und Verbreitung finden!

Und der deutsche Unterricht? — Was hat er mit Esches Sachsenwerk zu tun? — Nun, ich dächte doch, ziemlich viel! Das Buch ist für Lehrer und Schüler eine unerschöpfliche Quelle, aus der dem Unterricht immer neuer

packender und anregender Anschauungs- und Arbeitsstoff zufließt. Eine ganze Anzahl der Aufsätze tritt direkt in den eigensten Gedankenkreis des deutschen Unterrichts hinein; aber auch die scheinbar ferner liegenden Gegenstände kann der heutige Deutschlehrer nicht entbehren. Unsere Zeiten sind andere als die vor 30—40 Jahren, und längst ist der deutsche Unterricht aus den engen rein fachlichen Grenzen von früher herausgetreten. Für den deutschen Unterricht genügt schon lange nicht mehr eine gründliche germanistische Vorbildung: offenes Auge und offenen Sinn für alle Seiten unserer weitverzweigten Kultur verlangt er, nicht minder für Natur und Kunst! Sie alle pochen heut eindringlicher als je an die Pforten der Schule. Und wehe dem Lehrer, der taub bliebe gegen die Bedürfnisse und Gedankengänge seiner Zeit! Mehr und mehr werden die Schranken, die die Schule vom großen Leben draußen trennen, niedergerissen: Schule **und** Leben heißt die Losung! Und mit Recht. Wir alle müssen uns wieder als Glieder eines großen lebenden Ganzen — nicht jeder Stand, jede Institution als etwas Abgesondertes — fühlen lernen, wir müssen unsere ganze Kraft dafür einsetzen, jeder in seiner Stellung diesen Grundsatz zur Geltung zu bringen. Um aber ein solcher ganzer Mensch mit gesunden Sinnen, eine frische volle Persönlichkeit zu sein und die Jugend dazu zu erziehen, bedürfen wir eines weiten und sicheren Blickes auf unsere Umgebung, unser Volk, unsere Natur, Kunst und Geschichte! Und dies alles dürften wenige Werke so anmutig, so anschaulich vermitteln wie Esches Werk „Aus den Sachsenlanden". Durchdringt der frische Geist des Lebens den Unterricht, so vermag dieser auch im Schulzimmer einem erquickenden Spaziergang durch Wald und Flur der Heimat zu gleichen, und der Spaziergang, der dann gemeinsam von Lehrer und Schüler unternommen wird, erscheint als ein organischer Bestandteil der Unterweisung und Erziehung der Jugend zu Selbständigkeit und Reife. Und wie segensreich werden die Blätter des Sachsenbuches in den Händen der Jugend wirken! Die Schönheit der Heimat, die Weisheit Gottes, die Denkart der Väter und Ahnen, der Hauch von Poesie und Kunst wird sie daraus anwehen. Aber nicht zum flüchtigen Durchblättern, nein, zu immer erneuter, liebevoller Rückkehr, zu ernstem Eindringen in Vergangenheit und Gegenwart diene es ihnen!

Möge so das Sachsenbuch recht viel in Schule und Haus anzutreffen sein; möge es da aufklären über das Sonst und die jungen Seelen rüstig machen für das Heut und das Einst nach Wilhelm Jordans, des herben Nibelungendichters, echt germanischer Mahnung:

Aus der Wurzel schöpfe
Der Edle nur Pflicht: Was ihm eingepflanzt ward
Von der Ahnen Urkraft, dies Erbe soll er
Um Zinsen vermehrt der Zukunft vermachen
Und weiter steigern zu stärkerem Wachstum.

Gohrisch b. Königstein (Elbe). **Julius Sahr.**

Alfred Biese, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Neue Folge. Berlin, Weidmann, 1905. VIII und 362 S.

Auf die im Jahre 1900 unter dem gleichen Titel und in annähernd gleichem Umfange erschienenen, gehaltreichen und darum mit allseitigem Beifall aufgenommenen 22 Aufsätze hat der hochgeschätzte Pädagog nunmehr eine neue Sammlung von 27 solchen Aufsätzen folgen lassen, die zwar fast alle schon andernorts veröffentlicht sind, deren Zusammenfassung zum Buche aber darum mit nicht geringerer Freude begrüßt werden dürfte. Denn sie bilden, obwohl teils Erträgnisse des Unterrichts, teils Schulreden, teils Vorträge, eine innere Einheit: alle rücken die Welt und das Leben unter den für die Weltanschauung des Verfassers maßgebenden Gesichtspunkt eines poesieerfüllten Idealismus. „Die ersten (I. Die Phantasie. II. Was ist Bildung? III. Das Bildungsstreben der Gegenwart.) schaffen zunächst die Grundlagen in der Erörterung der Grundkraft alles künstlerischen Schaffens, der Phantasie, und zeichnen in allgemeinen Zügen das Ziel der wahren und echten Bildung des Herzens und des Charakters. Die folgenden (IV. Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima: 1. Das Vergessen. 2. Die Natur. 3. Heimat. 4. Freundschaft und Arbeit. 5. Charakter. 6. Gelegenheits- und Reflexionslyrik.) weisen auf, wie psychologische und ethische Begriffe und ästhetische Fragen unter steter Heranziehung der Bekenntnisse aus Dichtermund für die Schule fruchtbar gemacht werden können, und die sich hier anschließenden (V. Zur Behandlung Goethes in Prima: 1. „Adler und Taube". 2. „Tasso", ein Dichterbild.) stellen an typischen Beispielen aus Goetheschen Dichtung die Psychologie des Poetengemütes mit seinen Höhen und Tiefen dar."

Weniger eng hängen die folgenden Aufsätze zusammen; es sind zunächst (VI) eine Reihe von Schulreden bei der Entlassung der Abiturienten: 1. Kopf und Herz. 2. Ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων. 3. Horaz und Goethe in ihrer Weltanschauung. 4. Tasso und Antonio, die Welle und der Fels. 5. Cicero und Horaz. 6. Eine Betrachtung der Zeit. 7. Selbstzucht und Selbstsucht. Darauf führt der Verfasser in Theodor Storm, seinem Landsmanne und persönlichen Freunde, das Bild eines modernen Dichters und, wie er mit Recht hinzufügt, eines ganzen Mannes (VII,1) und in Frenssens „Jörn Uhl" die Entwickelung eines Knaben und Jünglings zum Manne im Spiegel der Dichtung (VII,2) vor, zeichnet in Nr. VIII den größten Tatmenschen der Deutschen in moderner Zeit, Bismarck, in seinem Verhältnis zu Religion, Natur, Kunst und Leben und fügt im Anschluß an den Schiller-Gedenktag 1905 fünf Aufsätze über Schiller hinzu: IX. 1. Was ist uns Schiller noch heute? 2. Schillers dichterische und sittliche Persönlichkeit. 3. Schillers Verhältnis zu Natur und Kultur. 4. Schillers Darstellung des Tragischen und X. Schiller und Goethe in Auffassung und Darstellung des Lebens. Der als Anhang beigegebene Aufsatz: „Eine Poesiestunde in Prima" sollte eigentlich in die Reihe der „Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima" (IV) eingeordnet werden.

Wie die Aufsätze insgesamt an Reichtum und Tiefe der Gedanken sowie an wohlgerundeter, zuweilen künstlerisch gestalteter Form denen der ersten Folge

nichts nachgeben, so ist es auch schwer, einem oder einigen unter ihnen einen Vorrang vor den übrigen zuzuerkennen, und es mag vielleicht lediglich auf persönlichem Geschmack beruhen, wenn uns der zweite und der zehnte als die besten erscheinen. Jedenfalls enthalten sie alle — das liegt zum Teil schon an den behandelten Stoffen — so viel Schätze des wahrhaft Bildenden, daß man mit Freuden immer wieder zu ihnen zurückkehrt und sich in manchen von ihnen, ja in manchen einzelnen Satz mit Genuß immer von neuem vertieft. Vielleicht daß einige Abschnitte durch eine etwas kürzere, straffere Ausführung der Ideen noch gewinnen könnten; und doch: wollte man sich ans Streichen machen, es würde einem leid, mit dem Entbehrlichen fiele auch Schönes. Jeder Mensch hat seinen Stil, und zu den Schriftstellern der lakonischen Schreibart gehört Biese eben nicht.

Wie eingehend und allseitig ist im ersten Aufsatz das Wesen der Phantasie untersucht, wie feinsinnig ihr Spiel betrachtet im Traum und im Kindesleben des einzelnen und der Völker, wo es am freiesten, in der Erinnerung und Sehnsucht, in Furcht und Hoffnung, in Kunst und Wissenschaft, wo es gebundener ist! Daran, daß sie einerseits das Sinnliche vergeistigt, anderseits das Geistige versinnlicht, wird gezeigt, wie ihr ureigenstes Reich die Kunst ist, die Biese sehr schön bezeichnet als „durch die Seele, durch eine Persönlichkeit hindurchgegangene, von ihr durchsättigte Natur".[1])

Der zweite Aufsatz beleuchtet, ausgehend von dem ursprünglichen Sinne des Wortes, die geschichtliche Entwickelung des Begriffes Bildung und zeigt, wie unser heutiges Bildungsstreben im Gegensatze besonders zu dem des klassischen Hellenentums überall auf das Erwerben von Wissen, das Nutzen bringe, auf Verwertung des Erlernten in praktischer Hinsicht, auf Wohlstand, Macht und Genuß hinzielt, während die Geschichte der Vergangenheit und eine Kritik der Gegenwart uns lehren, daß Bildung „Erhöhung der Natur, Vertiefung und Durchgeistigung des natürlichen Menschen" ist. Diese echte Bildung allein „gibt dem Menschen Klarheit über sich selbst und den Zweck des Menschenlebens": „wir leben nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt." Und vortrefflich erinnert Biese in diesem Zusammenhange daran, „wie hoch der größte Praktiker, Bismarck, die Imponderabilien, d. h. jene ideellen Mächte wertete, die das Leben erst lebenswert machen, weil sie es innerlich gestalten". Und ebenso dankenswert ist der erneute, gegenüber törichten Anforderungen gewisser moderner Kreise dringend nötige Hinweis darauf, daß die Schule nicht die Aufgabe hat, die Seelen in den Wirrwarr widerstreitender Anschauungen, wie sie die Gegenwart beherrschen, hineinzureißen, daß sie keine fertige, abgeschlossene Bildung überliefern, keine fertigen Charaktere schmieden kann, sondern daß ihr einzig die Pflicht zufällt, Wege zu weisen zu hohen Zielen und Leuchten auf diese Wege zu stellen. „Wir wollen durch Unterricht erziehen . . . zu innerlich tüchtigen, glücklichen Men-

1) Man wird dabei an Zolas Wort erinnert: „L'art c'est la nature vue au travers d'un temperament."

schen . . . Beides ruht auf der Harmonie zwischen sich und Gott, zwischen sich und der Welt." Diese Harmonie — das weist der dritte Aufsatz nach — kann nicht übermittelt, sondern nur innerlich von jedem einzelnen errungen werden; als Helfer bei dieser Arbeit aber können uns die eigentlichen Bildner und Erzieher der Menschheit dienen: die großen Denker und Dichter und Künstler.

Die unter der Überschrift „Gedankengänge im deutschen Unterricht der Prima" vereinigten sechs Aufsätze sind Musterstücke der Begriffsentwickelung, erwecken aber das schmerzliche Gefühl, daß dem deutschen Unterricht viel zu karge Zeit gegönnt ist, als daß er auf diesem Gebiete etwas Ganzes leisten könnte, wenn er nicht andere unerläßliche Aufgaben vernachlässigen will. Immer wieder muß die Forderung erhoben werden, daß endlich unserer Muttersprache der Platz eingeräumt werde, der ihr gebührt und den auch unser Kaiser für sie in Anspruch genommen hat! Welche Fülle von Anregungen die „Gedankengänge" und ebenso die beiden Aufsätze „Zur Behandlung Goethes in Prima" bieten, davon läßt sich hier in wenig Worten ein treffendes Bild nicht geben.

Daß die Reden an die Abiturienten sämtlich auf den gleichen Ton gestimmt sind, liegt in der Natur der Sache.

Die Aufsätze über Storm und über Frenssens „Jörn Uhl" bieten eine gleichermaßen treffliche Würdigung der beiden Dichter und ihres Schaffens, wobei natürlich in jenem die Person des Dichters, in diesem der Inhalt des Werkes das Hauptgewicht hat.

Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung sind in Nr. VIII, einer in Neuwied gehaltenen Rede, viele charakteristische Züge zu einem fesselnden Bilde der Persönlichkeit des großen Helden zusammengestellt, das in die schöne Ermahnung ausgeht: „Nicht Nietzsche soll unser Führer sein mit seinen geistvollen Aphorismen, die als Irrlichter uns in den Sumpf des weichlichen Selbstgenusses locken, sondern Bismarck in seiner freien deutschen, hoheitsvollen Männlichkeit, in seinem Weitblick, seiner Klarheit und Wahrheit."

Die Aufsätze über Schiller sind von reiner Begeisterung für diesen Erzieher zu allem Hohen eingegeben und zeugen von tiefer Erfassung seines Wesens, halten sich aber von jedem Übermaß frei. Ganz besonders schön ist die Vergleichung Schillers und Goethes in Auffassung und Darstellung des Lebens (Nr. X), wenn es auch selbstverständlich nur eine Skizze sein kann, was der Verfasser hier auf zwanzig Seiten gibt, und vielfach nur anzudeuten vermag, was in einem besonderen Werke ausgeführt werden müßte. Diese weist dabei auf einen Punkt hin, der, wie er richtig sagt, selten beachtet wird: „daß bei keinem deutschen Dichter auch nur annähernd so reich und mannigfach wie bei Goethe jene Metaphern blühen, die die Natur beseelen und durchgeistigen, und bei Schiller umgekehrt jene Metaphern, die das Geistige versinnlichen." Diese führt einige treffende Beispiele an, so für Goethe: die Sonne thront am Himmel, der Mond labt sich im Meer, der harte Fels schließt

seinen Busen auf, des Frühlings holder, belebender Blick befreit vom Eise; für Schiller: die kühne Seglerin Phantasie, der schöne Götterfunke Freude, Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr, aus der Wahrheit Feuerspiegel lächelt sie den Forscher an, zu der Tugend steilem Hügel leitet sie des Dulders Bahn, auf des Glaubens Sonnenberge sieht man ihre Fahnen weh'n; die finstere Brücke der furchtbaren Ewigkeit, das Morgentor des Schönen, das Götterkind Wahrheit; „Süß ist der Friede, ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach", „Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück". Wer seinen Goethe und Schiller kennt, weiß, daß sich diese Zeugnisse für den obigen Satz leicht ins Massenhafte vermehren lassen. Wenn aber damit dieser Satz bewiesen ist, ist es dann richtig zu behaupten, wie es meist geschieht und wie es auch Biese tut, Schiller ordne alles Wirkliche der Idee unter? Der alte, zähe, weil von einem dem anderen gedankenlos nachgesprochene Irrtum, als lebe Schiller nur in Ideen und sei dem Wirklichen fremd, dieser Irrtum, der es verschuldet hat, daß man Schiller, das Wort nicht verstehend, in tadelndem Sinne als Idealisten bezeichnet hat, dieser einfach auf Unkenntnis Schillers beruhende Irrtum wird klar widerlegt durch die Tatsache, daß seine metaphorische Sprache meist bemüht ist, das rein Geistige in das Gewand des Sinnlichen zu kleiden und dadurch als ein Wirkliches anschaulich zu machen. So wenig verdient Schiller den Vorwurf des wirklichkeitsfremden Ideenschwelgers, daß er vielmehr den Ruhm beanspruchen darf, uns wie kaum ein anderer das Ideelle durch die Kraft seiner gestaltenden Poesie in sinnlich faßbare Wirklichkeit verwandelt zu haben. Das wird nur, um mit Biese zu reden, leider „selten beachtet".

Der als Anhang beigegebene Aufsatz behandelt zunächst das Wesen der Poesie und sodann ihre Wirkung 1. auf Sinne, Herz und Phantasie und 2. auf Kopf und Willen. Es versteht sich, daß auch hier, wo es sich um eine Unterrichtsstunde in Prima handelt, nur Grundlinien gezeichnet werden sollten.

Das überaus anregende und gehaltreiche Buch, nach dessen Lektüre man den Wunsch nach einer dritten Folge nicht unterdrücken kann, sei den Lehrern des Deutschen, besonders denen der Oberstufe, aufs wärmste empfohlen.

Dresden. Dr. **Bassenge.**

Margarete Lenk, Die Bettelsänger. Eine Erzählung für die Jugend. Mit Federzeichnungen von E. Ritscher. 2. Auflage. Zwickau i. S., Verlag von Joh. Herrmann, 1905. 230 S. In Leinenband 2,50 M.

Diese ergreifende Erzählung, eine der schönsten, die uns die Verfasserin geschenkt hat, ist von mir schon früher hier angezeigt worden. Es bleibt mir daher nur noch übrig, auf das Erscheinen dieser mit hübschen Zeichnungen gezierten neuen Ausgabe hinzuweisen und ihre Anschaffung allen Eltern zu empfehlen, die für ihre Kinder ein völlig reines, Herz und Geist bildendes, poetisch wertvolles Weihnachtsbuch suchen.

Bautzen. **G. Klee.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 20. Jahrg. Nr. 3. Inhalt: Die Fremdwörter im Selbstfahrerwesen. Von Geh. Oberbaurat Dr. Herm. Zimmermann. — Die neue Fußballtafel des Sprachvereins. Von Oberlehrer Fr. Wappenhans. — Volksdeutungen bei Wilhelm Raabe. Von Oberlehrer Otto Schütte. — Ein hartnäckiger Gegner. Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 4. Inhalt: Die Schreibung der Fremdwörter im Deutschen. — Eine deutsche Nationalschule. Von Oberlehrer Dr. Joh. Georg Sprengel. — Hillebille. Von Oberlehrer a. D. Dr. G. Saalfeld. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 5. Inhalt: Schillers Stellung zur Eigenart des deutschen Volkstums. Von Oberlehrer Dr. Paul Lorentz. — Fremdwort und Verdeutschung bei Schiller. Von Gymnasialdirektor D. Dr. Ludwig Bellermann. — Die Rechtschreibung der Fremdwörter im Deutschen. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Der Kulturmensch. 1904/05. Heft 7: Goethe — ein Programm. Von Z.

Monatschrift für höhere Schulen. 4. Jahrg. 5. Heft. Mai. Inhalt: Zum Schillertage. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Die Reformschulen im Preußischen Abgeordnetenhause. — Die Kleinstadtgymnasien im Preußischen Abgeordnetenhause. — Über Benutzung und Einrichtung der Lehrerbibliotheken an höheren Schulen. Von Oberlehrer Prof. Dr. O. Kohl in Kreuznach. — Zur Frage der modernen Schulausgaben der alten Klassiker. Von Oberlehrer Dr. M. Siebourg in Bonn. — Noch einmal die Abiturientenarbeiten vor hundert Jahren. Von Direktor Prof. Dr. Mücke in Ilfeld.

Euphorion. 11. Band. 4. Heft. Inhalt: Hondorff als eine Quelle des Faustbuches. Von H. Wendroth in Braunschweig. — Gryphius-Bibliographie. Von Victor Manheimer in Göttingen. (Schluß.) — Die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution. Nach ungedruckten Briefen. Von Felix von Kozlowski in Halle a. S. II. — Der greise Klopstock nach der Darstellung Schack von Staffeldts. Von Richard Palleske in Landeshut in Preuß.-Schlesien.

—— 12. Band. Erstes Schillerheft. Inhalt: Schillers Gedichtentwurf „Deutsche Größe". Von Albert Leitzmann in Jena. — Schillers Ansichten über die Sprache. Von Hermann Michel in Berlin. — Schiller als Redaktor eigener Werke. Von Julius Petersen in Stuttgart. 1. Die Räuber. 2. Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. 3. Der Geisterseher. Anhang. — Vorstudien zur Säkularausgabe der historischen Schriften Schillers (Werke XIII bis XV). Von Richard Fester in Erlangen. 1. Reden und Rhetorik. 2. Die Fußnoten im „Abfall". 3. Der Autor des Lykurg. 4. Zu den Vorlesungen. — Schillerreliquien aus Tirol. Von J. E. Wackernell in Innsbruck. — Schiller und Dänemark. Von Louis Bobé in Kopenhagen. — Schiller in Norwegen. Von Roman Woerner in Freiburg i. B. — Ein Urteil über Schiller aus der Schweiz (1795). Von Rudolf Ischer in Bern. — Zu Schillers Gedicht „An die Sonne". Von Georg Witkowski in Leipzig. — Zu Schillers Brief Nr. 1073 (Jonas). — Von Georg Witkowski. — Zwei Fridericianische Anekdoten bei Schiller. Von Richard M. Meyer in Berlin.

—— Zweites Schillerheft. Inhalt: Schillers Graubündner Affäre. Von Reinhold Steig in Berlin. — Briefe an Schiller. Aus dem Schillerarchiv mitgeteilt von Jakob Minor in Wien. 1 bis 111. — Zu Schillers Briefwechsel. Ungedruckte Diplome und Briefe. Mitgeteilt von Otto Güntter in Stuttgart. I bis XII. — Schilleriana aus Lavaters Korrespondenz und Tagebüchern. Mitgeteilt von Heinrich Funck in Gernsbach. I. Stuttgart 1782. II. Frau von Lengefeld und ihre beiden Töchter in ihren Beziehungen zu Lavater. III. Lavaters Aufzeichnungen

über seinen Besuch bei Schiller. 31. Mai 1793. — Zehn Briefe von Charlotte Schiller. Herausgegeben von Bernhard Seuffert in Graz. — Ein Brief Schillers an Stark. Mitgeteilt von Erich Petzet in München.

Das literarische Echo. 7. Jahrg. Nr. 17. Erstes Juni-Heft. Inhalt: Brauchen wir Dichterpreise? Von J. E. — Eine Romantrilogie. Von Arthur Luther. — Einakter. Von Adam Müller-Guttenbrunn. — Die Brownings. Von Max Meyerfeld. — Kleine literarische Schriften. Von Hans Benzmann.

—— Nr. 18. Zweites Juni-Heft. Inhalt: Die deutsche Schillerstiftung. Von Hans Hoffmann. — Giovanni Pascoli. Von Helen Zimmern. — Romantika. Von Franz Schultz. — Reformationsdramen. Von Gustav Zieler. — Hansjakob. Von Anton E. Schönbach.

—— Nr. 20. Zweites Juli-Heft. Inhalt: Die dramatische Stimmung. Von Karl Hoffmann. — Neues aus der Westschweiz. Von E. Platzhoff. — Nordische Bücher. Von F. Diederich, W. Fred. — Dramen. Von Fritz Telmann. — Tagebücher. Von E. du Bois-Reymond. — Ausklang. Von Richard Nordmann.

Die Deutsche Schule. 9. Jahrg. 5. Heft. Inhalt: Schiller. Von Otto Schulze in Halle.

—— 6. Heft. Inhalt: Exzentrizität und harmonische Bildung. Von Reinhold Hoeppner in Parchim. — Zur Analyse vom Gefühl des Erhabenen. Von Paul Schulze-Berghof in Wandsbeck.

—— 7. Heft. Inhalt: Gottfried Semper als Kunstdidaktiker. Von Dr. Hans Schmidkunz in Berlin-Halensee. — Das Wesen des volkstümlichen Liedes. Von Dr. A. Görland in Hamburg.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Band. 3. Heft. Inhalt: Cervantes' Vorstellungen vom Norden. Von Karl Larsen. — Zu Goethe und die Bibel. Von Hermann Henkel.

Neu erschienene Bücher.

Schiller-Bibliothek. Katalog 99: Schiller und sein Freundeskreis (exkl. Goethe). Berlin W. 35, Max Harrwitz, Buchhandlung, 1905.

Walther Pantenius, Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. 4. Band der „Probefahrten" (Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig). Leipzig, R. Voigtländer, 1904. 132 S.

Hermann Auer, Schulgrammatik der deutschen Sprache. 4. Aufl. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1904. 216 S.

Dr. Wohlrabe, Der Lehrer in der Literatur. 3. Aufl. Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeldt, 1905. 563 S.

Adolf Strack, Hessische Blätter für Volkskunde. Band II. Leipzig, B. G. Teubner, 1903.

Dr. A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Lieferung I. Heidelberg, Carl Winter, 1905. 80 S.

Oskar Pache, Handbuch des deutschen Fortbildungsschulwesens. 7. Teil. Wittenberg, R. Herrosé, 1905. 200 S.

Dr. Gerhard Heine, Aus der silbernen Zeit unserer Literatur (Mörike, Ludwig, Hebbel, C. F. Meyer). Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1905. 95 S.

Dr. Richard Loewe, Germanische Sprachwissenschaft. Leipzig, G. J. Göschen, 1905. 148 S.

Wilhelm Hertz, Gesammelte Abhandlungen. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta, 1905. 519 S.

Martin Greif, Gedichte. Auswahl für die Jugend. Leipzig, C. F. Amelang, 1905. 76 S.

Mathäus Friderich, Wider den Sauffteuffel. Nach dem ersten Drucke von 1552 neu herausgegeben. Leipzig, H. F. Adolf Thalwitzer. 51 S.

Dr. B. Maydorn, Schillers Bedeutung für das Leben der Gegenwart. Thorn, Thorner Ostdeutsche Zeitung, 1905. 27 S.

Emil Schneider, Lehrproben über deutsche Lesestücke. 2. Band: Für die Mittelstufe der Volksschule und die Unterklassen höherer Lehranstalten. 2. verb. Aufl.

536 S. — 3. Band: Für die Oberstufe der Volksschule und die Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten. Prosastücke. 2. verm. Aufl. 415 S. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhdlg., 1905.

Ludwig Bellermann, Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. 3. Teil. 3. Aufl. Berlin, Weidmann, 1905. 328 S.

Dr. Wilh. Wunderer, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen der Gymnasien. 1. Teil: Literaturproben zur Geschichte der neuhochdeutschen Literatur. Bamberg, C. C. Buchner, 1905. 404 S.

Eugen Kühnemann, Schiller. 1. und 2. Aufl. München, C. H. Beck, 1905. 614 S.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. 1. und 2. Band. Jena, Eugen Diederichs, 1905.

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Jena, Eugen Diederichs, 1905. 186 S.

Erzieher zu deutscher Bildung. 3. Band: J. Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit. Herausgegeben von Max Rieß. 316 S. — 4. Band: Fr. Schiller, Ästhetische Erziehung. Herausgegeben von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Jena, Eugen Diederichs, 1905. 164 S.

Dr. Ernst Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Sekunda. 1. Heft. 4. Aufl. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1905. 112 S.

Fritz Kuhlmann, Neue Wege des Zeichenunterrichts. 4. Aufl. Stuttgart, W. Effenberger. 1905. 68 S.

O. L. Umfrid, Weissagung und Erfüllung. 1. Teil. Eßlingen, Wilh. Langguth. 1905. 59 S.

Raimund Pissin, Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis). Berlin W. 35, B. Behr. 1905. 326 S.

Franz Deibel, Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen. München u. Leipzig, R. Piper. 290 S.

Erich Petzet, Platens Tagebücher. München u. Leipzig, R. Piper & Ko. 400 S.

C. Viebig, Naturgewalten. Neue Geschichten aus der Eifel. Berlin, Egon Fleischel & Ko. 1905. 276 S.

Prof. Dr. Meyer u. Dr. L. Nagel, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Leipzig, Dürr. 1905. 31 S.

J. W. Nagel, Deutsche Sprachlehre für Mittelschulen. Wien, Karl Fromme. 1905. 248 S.

Dr. Konrad Meyer, Über Shakespeares Macbeth. Sonderabdruck aus der Zeitschrift: Die neueren Sprachen. Marburg in Hessen, Elwert. 1904.

Prof. Dr. Max Schmid, Kunstgeschichte, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper. Heft 1. Neudamm, J. Neumann. 1905. (20 Lieferungen zu je 30 Pf.)

Ernst Elster, Schiller. Festrede, gehalten am 9. Mai 1905. Marburg, N. G. Elwert. 1905. 36 S.

Dr. Paul Klausch, Die Bildung des Stils. Leipzig, Ferd. Hirt. 1905. 48 S.

Prof. Dr. W. Golther, Rede auf Schiller am 9. Mai 1905. Rostock, Leopolds Universitätsbuchhandlung. 1905. 31 S.

O. Kobel, Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache. Breslau, Max Woywod. 1905. 158 S.

Dr. Herm. Stöckel, Altdeutsches Lesebuch. Bamberg, C. C. Buchner (Rudolf Koch). 1905. 264 S.

Gottfried Niemann, Die Dialogliteratur der Reformationszeit. (Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig 5. Band). Leipzig, R. Voigtländer. 1905. 92 S.

M. Kahlo u. R. Müller, Deutsche Sprachlehre und Rechtschreibung. Ausg. A. 6. u. 7. Heft. Breslau, Ferd. Hirt. 1905.

Otto Doepkemeyer, Bunte Blätter. Gedichte. Herford, Christian Quentin. 1902. 99 S.

Paul Besson, Schiller et la littérature française. Grenoble, Allier frères. 1905. 24 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher usw. man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I.

GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
DEC 19 1905

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon

19. Jahrgang 12. Heft

(Ausgegeben am 15. November 1905

Leipzig und Berlin
Druck und Verlag von B. G. Teubner
1905

Im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschien hierzu:

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Ein Urteil aus der Praxis

über Schenk-Kochs Lehrbuch der Geschichte.

Dem Lehrbuch der Geschichte von K. Schenk ist in seiner zweiten Ausgabe durch Dr. Koch ein neues und zwar schärferes Gepräge gegeben worden. Der 3. Teil mit der Lehr der Quarta hat sich nach einjährigem Gebrauch in meinem Unterricht bereits aufs tr bewährt. Mit gutem Alten ist brauchbares Neues zu einer charakteristischen Einheit zus geschweißt worden. Der Stil ist gefälliger, farbiger, die Diktion treffender, sinnvolle Meisterschaft sind die Grenzen gezogen worden, in die der Geschichtsstoff für die Zahl de richtsstunden einzuschließen ist. Noch nie habe ich ein Geschichtspensum bequemer zu E führt, wie mit Hilfe dieses Lehrbuches, ohne daß irgend ein Teil vernachlässigt oder be zu werden brauchte.

Obwohl die bisherige Teilung für Gymnasien und Realanstalten beseitigt und ei heit des Buches hergestellt ist, werden beide Schularten nichts Wichtiges vermissen, wohl ab die Hervorhebung des ursächlichen Zusammenhangs der Ereignisse eine Gewähr für vers volle Geschichtsauffassung durch die Schüler darin finden. So wird die wirtschaftli der unteren Volksschichten in Athen zur Zeit Solons und in Rom bei Beginn des Ständ aus dem Übergang der Natural- zur Geldwirtschaft erklärt. Dem prüfenden Geist würde unverständlich bleiben, weshalb diese Ausbeutung des geldarmen Volkes durch die Besitz in gleichem Maße nicht wiederholen konnte. — Ein Kanon und vier Karten, das Reich de und das Alexanders d. Gr., Alt-Griechenland, Alt-Italien und das Römische Reich dar sind dem Buche beigefügt.

Dem Reiz der neuen Ausgabe wird sich niemand entziehen können, der das Lehrbu gearbeitet hat, und wohl jeder wird die Sorge des Verfassers, daß die zweite Bear weniger an Lob als an Tadel Anteil erhalten würde, als unbegründet erachten.

(Dr. C. Paape, Schöneberg-Berlin, im Humanist. Gymnasium. 16. Jahrgang 1905.

Schenks Lehrbuch der Geschichte

für höhere Lehranstalten in Übereinstimmung mit den neuesten Lehrp

Neu bearbeitet von Direktor J. Koch

Teil VI u. IX verfaßt v. Prof. E. Wolff in Schleswig

I. (Sexta): **Lebensbilder aus der vaterländischen Geschichte.** [VI u. 70 S.] 2. Aufl. von Pomtow. ℳ 1.20.

II. (Quinta): **Sagenhafte Vorgeschichte der Griechen und Römer.** [IV u. 46 S.] 2. Aufl. von Pomtow. ℳ —.80. Teil I u. II zusammengeb. ℳ 1.60. Ergänzungsheft: Griechische Sagen. ℳ —.20.

III. (Quarta): **Altertum.** [XII u. 89 S.] ℳ 1.20. Mit 4 Geschichtskarten ℳ 1.40. 2. Aufl. von Koch.

IV. (Untertertia): **Von Augustus' Tode bis zur Reformation.** [IV u. 87 S.] ℳ 1.40. Mit 3 Geschichtskarten ℳ 1.70. 2. Aufl. von Koch.

V. (Obertertia): **Von der Reform bis 1740.** [IV u. 84 S.] ℳ 1.2 2 Geschichtskarten ℳ 1.40.

VI. [Untersekunda]: **Von 1740 bi Gegenwart.** Verfaßt von E. [VI u. 85 S.] ℳ 1.40.

VII. (Obersekunda): **Altertum.** Mit Ausgabe A für Gymnasien. [VIII u Ausgabe B für Realgymnasien un valschulen. [VIII u. 204 S.] je ℳ 2. Aufl. von Koch.

VIII. (Unterprima): **Mittelalter un formationszeit.** Mit 1 Tafel. 244 S.] ℳ 2.60.

IX. (Oberprima): **Neuzeit.** Verfa E. Wolff. [VIII u. 265 S.] ℳ

Jede Ausgabe wird **mit** und **ohne** Karten ausgegeben.

Prüfungsexemplare liefert bei beabsichtigter Einführung umsonst und der Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

Soeben beginnt zu erscheinen:

DIE HELLENISCHE KULTUR

DARGESTELLT VON

FRITZ BAUMGARTEN · FRANZ POLAND
RICHARD WAGNER

Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen
400 Abb. im Text und auf 2 Doppeltafeln

ca. 30 Bogen. gr. 8. geh. ca. ℳ 10.—, geschm. geb. ca ℳ 12.—
Zu beziehen auch in ca. 5 etwa monatlichen Lieferungen zu ℳ 2.—

Verschiedene Ursachen haben zusammengewirkt, um die Wertschätzung der Griechen und Römer in der Gegenwart herabzusetzen. Die allem Dogmatismus abholde kritische Grundrichtung der Zeit ging auch mit dem Dogma vom klassischen Altertum streng ins Gericht. Die großen Ereignisse, welche unser Volk zu erleben gewürdigt ward, lenkten den Blick ausschließlich auf die vielversprechende Gegenwart. Und diese selbst mit ihrem rastlosen Vorwärtsstreben, mit ihren großen Errungenschaften in Naturwissenschaft und Technik, mit ihrem lebhaften Verkehr und regen Wettbewerb zwischen den verschiedenen Völkern schien das ganze Leben des modernen Menschen so ganz auszufüllen, daß es vielen ein müßiges und darum fast gefährliches Spiel deuchte, den Blick immer wieder in eine längst entschwundene Vergangenheit zurückzulenken.

Allein alle kritische Forschung auf der einen, und alles Streben, sich von den lästigen Fesseln der Antike zu lösen, auf der andern Seite ändern nichts an der Tatsache, daß die Völker des Altertums eine in ihrer stetigen Entwicklung und in ihrer schließlich erreichten Höhe einzig dastehende Kultur besessen haben, und daß diese, von den Hellenen geschaffen und von den Römern über alle Teile ihres Weltreicl verbreitet, nach wie vor eine Hauptgrundlage unserer heutigen Kultur bildet. Wer daher diese in ihrem tieferen Wesen verstehen will, wird immer wieder bei den Griechen und Römern in die Schule gehen müssen.

Diesem Bedürfnis soll dies Werk Rechnung tragen und eine zusammenfasse Darstellung der griechischen und römischen Kulturgeschichte in weiterem U fange, als es bisher von anderer Seite geschehen ist, darbieten.

Dererste Band, der zunächst allein erscheint, aber völlig in sich abgeschlos ist, gliedert sich nach einer Einleitung über Land und Leute (Poland), Spra und Religion (Wagner) in drei große Perioden, das Altertum, das Mittelal (1000—500) und die Blütezeit (500—323). Von einer weiteren Einteilu wurde abgesehen, um die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange schildern können und einen allzu häufigen Wechsel zwischen den Mitarbeitern zu verm den. Das Altertum (mykenische Zeit) ist Baumgarten allein arbeitet. Die vielseit Entwicklung der den folgenden Perio kommt in je drei ges derten Abschnitten Darstellung: A. Sta Leben. Kultus (Polan B. Bildende Kunst (Baumgarten), C. G stige Entwicklung u Schrifttum (Wagne Ein ausführliches R gister und eine synchr nistische Zeittafel d Künstler und Schrif steller werden die Übe sicht erleichtern, und e

TEMPEL VON KORINTH. (Nach Photographie)

Verzeichnis der vorzüglichsten wissenschaftlichen Werke über die einzelnen Wissen gebiete, soweit sie dem Laien zugänglich sind, soll zu weiterem Studium anleite

Die Verfasser, welche sämtlich im praktischen Schuldienst stehen, haben als ihre Aufgabe angesehen, die gesicherten Ergebnisse der neuere Forschung in einer für jeden Gebildeten faßlichen und lesbare Form darzubieten, unter besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse u der Ergebnisse des Unterrichts in den Oberklassen unserer höheren Schule Darum mußten sie auf Quellenangaben und Nennung von Gewährsmännern grun sätzlich verzichten; schwebende Streitfragen konnten nur ausnahmsweise berüh werden. Um so sorgfältiger haben sie sich bemüht, mit maßvoller Kritik zwische den oft weit auseinandergehenden Meinungen der Forscher die richtige Mitte linie zu finden und das herauszuheben, was sie als das Wahre oder wenigste als das Wahrscheinlichste erkannt haben.

Die Darstellung hatte, auch mit Rücksicht auf die notwendige räumliche B schränkung, einerseits alles auszuscheiden, was nicht wirklich zur Kultur gehö

Sie hatte anderseits sich den Anforderungen und Interessen der Jetztzeit aufs engste anzupassen. Darum werden die Wechselbeziehungen zwischen Altertum und Gegenwart überall kräftig hervorgehoben, der innere Zusammenhang der Erscheinungen und die großen Gesichtspunkte, welche ihr Werden beherrschten, in den Vordergrund gerückt und das Eingehen auf minder wesentliche Einzelheiten tunlichst vermieden. Dagegen sind einzelne Gebiete, die gerade jetzt auf besondere Teilnahme rechnen dürfen, wie die mykenische Kultur oder die neuentdeckten Dichtungen des Bakchylides, etwas ausführlicher behandelt. Selbstverständlich haben die Verfasser, um dem Werke ein möglichst einheitliches Gepräge zu geben, sich nicht nur von vornherein ihrer Übereinstimmung in allen wesentlichen Fragen vergewissert, sondern auch die von ihnen bearbeiteten Teile gegenseitig geprüft und miteinander in Einklang gebracht.

DEMOSTHENES. (Mit richtiger Ergänzung der Hände.)

Dem geschriebenen Wort tritt ergänzend und weiterführend ein reichhaltiger Bilderschmuck zur Seite, der um so weniger fehlen durfte, je lebendiger und unmittelbarer gerade das Kulturleben des Altertums uns durch seine Denkmäler veranschaulicht wird. Diesen sind daher alle Bilder entlehnt, und es wurde dabei besonderes Gewicht darauf gelegt, durch Rekonstruktionen der Hauptheiligtümer, der Bauten und Skulpturen dem Beschauer ein deutliches Bild der Dinge, wie sie einst waren, vor Augen zu führen. Auch haben die Verfasser, von der Verlagsbuchhandlung bereitwillig und opferfreudig unterstützt, besondere Mühe darauf verwandt, neben den altbewährten Kunstwerken, die natürlich nicht fehlen durften, eine möglichst große Anzahl weniger bekannter und neuentdeckter weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Wenn das Werk sich in Schule und Haus brauchbar erweist, wenn es ihm gelingt, den Freunden des klassischen Altertums Genüge zu tun und ihm neue hinzuzuerwerben, so ist sein Zweck reichlich erfüllt.

HOMER. Von R. WAGNER.

Einen besonderen Schmuck bilden die Gleichnisse, die wie bunte Blum namentlich über das düstere Kampfesbild der Ilias ausgestreut sind (178 geg 29 in der Odyssee). Unwillkürlich drängt sich dem in seinen Gegenstand v tieften Dichter die Erinnerung an einen ähnlichen Vorgang auf, und in wenig Strichen gezeichnet steht ein fertiges Bild da, das den Hörer auf einen Aug blick dem geschilderten Vorgang entrückt, um diesen gerade dadurch um so de licher zu veranschaulichen. Freilich geht uns, die wir unter einem ande Himmel meist fern vom Meere wohnen, diese unmittelbare Wirkung verlor Wer aber griechische Meere befahren durfte, dem fällt die Binde von den Aug und er erkennt, wie Goethe in Sizilien, die Reinheit und Innigkeit, mit der homerischen Gleichnisse gezeichnet sind. Sie umspannen den ganzen Kreis Natur und des Menschenlebens, und fast rührend ist es, wie der Dichter waltiger Kämpfe zugleich auch die intimsten Vorgänge des täglichen Treib belauscht, wie das kleine Mädchen sich am Rocke der eilenden Mutter festh und weinend zu ihr emporblickt, um mitgenommen zu werden, oder wie ein Ki am Meere Sandhäuser baut und wieder einreißt. Will man aber ermessen, wel Weisheit des Dichters in diesen „schmückenden Beiwörtern" der Handlung lie so vergleiche man mit der Ilias den Ausgang der Nibelungen, wo kein Friede bild die Seele von dem Druck des wachsenden Mordgetümmels löst.

Kein Dichter hat einen so ungeheuren Einfluß auf sein Volk wie auf Weltliteratur ausgeübt wie Homer. Für die herrschenden Geschlechter Ioni gedichtet, entsprachen seine Werke doch so völlig dem Denken und Fühl des ganzen Volkes, daß sie durch die wandernden Rhapsoden sich rasch üb die hellenischen Länder verbreiteten und erst dadurch zum wahren Volksep wurden. Sie waren neben Religion und Sprache das erste gemeinsame Bes tum, dessen sich alle Hellenen bewußt wurden; der heißblütige Äoler, tapfere Dorer, der weltgewandte Ionier, jeder konnte sich hier seinen Held wählen. Homer war die Bibel der Griechen, und mehr als dies. Der Vort seiner Gedichte wurde in die Feier der Staatsfeste aufgenommen und fest ordnet, wie durch die Peisistratiden in Athen, wo auch die erste schriftliche A zeichnung der abgeschlossenen Werke erfolgt sein soll. Aus Homer lernte heranwachsende Jugend griechische Art und Sitte. „Diesem Dichter verda Griechenland seine Bildung", sagt Plato kurz und richtig, und auf allen Gebie der Literatur werden wir seinem Einfluß begegnen. Auch die Römer wurd durch die hölzerne Odyssia Latina des Livius Andronicus zuerst in griechisch Schrifttum eingeführt. Im abendländischen Mittelalter blieb der Name Hom hochberühmt, aber erst die Renaissance eröffnete wieder den Zugang zu il und damit seinen Siegeszug durch die Völker Europas, der im 18. Jahrhund seinen Höhepunkt erreichte. Lessing und Herder, Schiller und Goethe erschloss unserem Volke wieder das Verständnis für Homer. Und wenn heute manc ergründet zu haben glauben, wie sich unsere großen Dichter eigentlich hätt entwickeln sollen, so ändert dies nichts an der Tatsache, daß sie in bedeutung vollen Abschnitten ihres Schaffens im Banne Homers standen.

DAS GRIECHISCHE MÜNZSYSTEM. Von Fr. Poland.

Eine geordnete Finanzverwaltung konnte sich erst mit der Einführung eines geregelten Münzsystems entwickeln. Denn mochten auch die Edelmetalle schon jahrhundertelang in Ägypten und Asien als Wertmesser beim Tauschhandel statt des Viehes gelten, es bedeutete doch einen Kulturfortschritt sondergleichen, als auch die kleinasiatischen Griechen zu Anfang des 7. Jahrhunderts ein Stück Edelmetall mit einem staatlichen Stempel versahen, der die Richtigkeit des Gewichtes und die Feinheit des Kornes beurkundete. Diese ersten Münzen erfreuten sich bald solcher Beliebtheit, daß König Pheidon von Argos schon im 7. Jahrhundert die letzten Metallbarren einziehen und im Tempel der Hera weihen konnte. Als Verkehrsmünze diente in Griechenland überall und zu allen Zeiten das Silber, das reichlich gefunden wurde, vor allem auch in den Bergwerken des attischen Lauriongebirges. Die älteste griechische Währung aber war die der Insel Ägina mit ihrem Silberstater im Gewichte von 12,4 g, der auch im vorsolonischen Athen als Doppeldrachme (Didrachmon) ausgeprägt wurde. Diese ältesten griechischen Münzen haben noch keine Legende, sondern zeigen auf ihrem Avers nur einfache Münzbilder, wie den Pegasus in Korinth, die Schildkröte in Ägina, die Biene in Ephesos, das Gorgoneion oder den Stier in Athen, einen Schild in Böotien, während der Revers das eingeschlagene Quadrat bietet, durch das die Münze auf dem Prägstocke festgehalten wurde.

ATTISCHES TETRADRACHMON AUS DEM 5. JAHRH. V. CHR. Nach Gardner, Typ. of gr. coins. Pallaskopf. — Eule mit Ölzweig im eingeschlagenen Quadrat

Solon wurde auch auf diesem Gebiet ein bedeutsamer Neuerer, als er für Athen die äginetische Währung durch die der Insel Euböa ersetzte, die das asiatische Goldgewichtssystem auf Silber übertragen darstellte. Dadurch wurde den Athenern der Anschluß an das korinthisch-chalkidische Handelsgebiet ermöglicht, und es ist begreiflich, daß bei der wachsenden staatlichen und Handelsbedeutung Athens das von dieser Stadt angenommene System sich bald die allgemeine Geltung in Hellas errang.

MÜNZE PHILIPPS II. Nach Gardner, Typ. of gr. coins. Bekränzter Zeus.

MÜNZE DER AMPHIKTYONEN Nach Gardner, Typ. of gr. coins. Demeter. Mitte des 4. Jahrh. v. Chr.

Die Grundmünze, die Drachme, entspricht in ihrem Werte von 79 Pf. der noch heute verbreitetsten Münzeinheit, wie wir sie in den Ländern lateinischer Zunge und in Österreich haben, und zerfällt in 6 Obolen (zu je 13 Pfg.); 100 Drachmen geben die Mine (78,60 M.) und 60 Minen das Talent (4715 M.). Interessanterweise wird aber jetzt die Hauptmünze des Staates das Vierdrachmenstück (Tetradrachmon), unserem immer noch so beliebten Taler entsprechend. Für den damaligen Wert des Geldes ist es bezeichnend, daß zu Solons Zeit der Medimnos (52,53 Liter) Getreide 1 Drachme, ein gewöhnlicher Stier 5 Drachmen kostete.

MYRON. Von F. Baumgarten.

Erheblich günstiger liegen die Dinge für Myron. Gleich Kalamis war auch er nur ein Halbattiker, gebürtig aus Eleutherä, einer Grenzstadt zwischen Attika und Böotien. Man hat mit dieser halbböotischen Heimat des Meisters seinen Hang zum Realistischen, zur Tierbildnerei, zur Niederländerei erklären wollen. Gelernt hat er angeblich bei Hagelaïdas in Argos; seine Werkstatt stand dann aber in Athen; seine Blütezeit fällt in das Jahr 450, also etwas früher als die des Phidias. Viele Werke sind von ihm bezeugt, doch nur wenige in Nachbildungen erhalten. Der größten Bewunderung erfreute sich seine eherne Kuh, die unweit der Akropolis ihren Standort hatte. Von ihrer Lebenswahrheit wurden, wenn den antiken Lobpreisern zu trauen ist, selbst Tiere getäuscht: Kälber kamen, um an ihr zu saugen, Bremsen, um sie zu stechen, Löwen, um sie zu zerreißen! Auf der Akropolis stand seine Gruppe Athene und Marsyas; sie stellte die böotische Sage von der Erfindung der Rohrflöte in boshafter, echt attischer Ausschmückung dar.

DER DISKOBOLOS DES MYRON.
(Nach Brunn-Bruckmann 566.)
Nach einem bronzierten Abguß in der Münchner Gipssammlung.

Die interessantere der beiden Figuren, aus denen die Gruppe bestand, die des Marsyas, ist uns in einer römischen Nachbildung erhalten. Sie zeigt, worauf es Myron offenbar ankam: Körper im Zustand rapidester Bewegung, ja die Bewegung selbst wollte er darstellen. Gegenüber der tadellosen Anatomie des Körpers hat die Behandlung von Haar und Antlitz noch etwas Befangenes. Und doch ist ein seelisches Moment in seiner Darstellung unverkennbar: der

Widerstreit zwischen Begehrlichkeit und Angst kommt in der ganzen Gestalt höchst interessant und belustigend zum Ausdruck.

Am besten läßt sich das, was Myron wollte und worin seine Kunst ein Neues bot, an seinem Diskobolen beobachten.

Lucian gibt von dem Werk eine gute Beschreibung: „Vom Diskobolen sprichst du, der sich zum Wurf niederbeugt, sein Gesicht der die Scheibe haltenden Hand zuwendet und das eine Knie leicht einbiegt, um sich mit der Entsendung des Diskos sofort wieder zu erheben." Fügen wir hinzu, daß der linke Fuß nur mit den Zehen den Boden streift, daß dagegen die Zehen des rechten Fußes, der die ganze Last des Körpers zu tragen und ihm bei der wuchtigen Bewegung festen Stand zu gewähren hat, sich ordentlich in den Boden eingekrallt haben; daß der Kopf des Diskobolen von vorne etwas Leeres hat, während er im Profil einen höchst sympathischen, leise schwermütigen Ausdruck zeigt. Die kurzgeschorenen Haare haben noch keine Existenz für sich, lassen vielmehr die Schädelform in voller Klarheit durchscheinen. Endlich verdient der ausgesprochene Reliefcharakter der Figur Beachtung: im Relief wagte ja die archaische Kunst viel früher als in der Rundfigur Wendungen und Drehungen darzustellen: so mochte es sich unserem Meister empfehlen, seiner höchst gewagten Figur zunächst noch durch die Reliefform etwas mehr Haltung zu verleihen.

KOPF DES DISKOBOLOS. (Nach Photographie.)

Was wollte Myron mit seiner Figur? Wollte er einmal gründlich mit der Frontalität der archaischen Kunst brechen? Oder kam es ihm mehr noch auf die Darstellung der Bewegung an? Mit der Frontalität hatten auch schon andere vor ihm gebrochen — vgl. die Giebelfiguren von Ägina und Olympia —; ganz neu aber war die Darstellung des Augenblicklichen, des Transitorischen, die er hier wagte. Eine Figur wie der Apollo von Tenea ist gewissermaßen zeitlos: wir haben das Gefühl, als könne sie in alle Ewigkeit so auf ihren Beinen stehen. Beim Diskobolen ist ein Moment von so kurzer Dauer dargestellt, daß ihn strenggenommen noch kein menschliches Auge geschaut hat. Dort kam der Körper lediglich in seinem regelrechten Aufbau zur Darstellung; hier in seiner stärksten Kraftentfaltung, in seiner aufs höchste gesteigerten Bewegung. Um ein Werk wie den Diskobolen zu schaffen, mußte das Leben des Körpers von einer ganz neuen Seite beobachtet werden, nämlich daraufhin, wie er in der Bewegung sich ausnimmt. Das unternahm nun Myron und damit ist er einer der kühnsten Neuerer im Bereich der Menschendarstellung geworden. Es gelang ihm, Augenblicksbilder zu schaffen, die allgemein den

sehen, wie wir heute durch die Momentphotographie wissen, die einzelnen Stadien einer so raschen Bewegung ganz anders aus, als Myron und ihm verwandte Künstler sich selbst und uns eingeredet haben. Aber auf die Illusion kommt es offenbar an, und diese Illusion gelang ihm meisterlich.

FREIERMORD NACH DER ODYSSEE VOM RELIEFFRIES DES HEROON ZU GJÖLBASCHI.
(Nach Benndorf-Niemann, Gjölbaschi.)

Die dem Prospekt beigefügte Tafel stellt eine Terrakotta aus Tanagra, jetzt in Berlin, in Originalgröße nach Kekulé, Tonfiguren von Tanagra, dar.

BESTELLZETTEL.

Bei .....

Buchhandlung in .....

bestellt der Unterzeichnete hiermit das im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinende Werk [zur Ansicht]:

BAUMGARTEN-POLAND-WAGNER, Die hellenische Kultur. Mit 7 farb. Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. ca. 30 Bogen. gr. 8. geh. ca. ℳ 10 —, geschm. geb. ca. ℳ 12.— Zu beziehen auch in ca. 5 etwa monatlichen Lieferungen zu ℳ 2.—

Ort, Wohnung: Unterschrift:

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben beginnt zu erscheinen

Handbuch des deutschen Unterrichts

an den höheren Schulen

In Verbindung mit Prof. Dr. **Ernst Elster** (Marburg), Gymn.Prof. Dr. **Paul Geyer** (Brieg), Gymn.Dir. Dr. **P. Goldscheider** (Mülheim a. Rh.), Prof. Dr. **Friedrich Kauffmann** (Kiel), Gymn.Prof. Dr. **Rudolf Lehmann** (Berlin), Priv.Dozent Dr. **Friedrich von der Leyen** (München), Prof. Dr. **Rudolf Meißner** (Göttingen), Prof. Dr. **Richard M. Meyer** (Berlin), Prof. Dr. **Viktor Michels** (Jena), Prof. Dr. **Friedrich Panzer** (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. **Franz Saran** (Halle), Prof. Dr. **Theodor Siebs** (Breslau), Prof. Dr. **Wilhelm Streitberg** (Münster), Prof. Dr. **Ludwig Sütterlin** (Heidelberg)

herausgegeben von

Dr. Adolf Matthias

Geh. Ober-Reg.-Rat und vortragendem Rat im k. preuß. Kultusministerium

Anderthalb Jahrhunderte künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeit haben, die Erfüllung des nationalen Gedankens vorbereitend und begleitend, die deutsche Sprache aus Verkennung und Armut zu Reichtum und Ehren gebracht. Unsere Muttersprache, vordem allenfalls gut genug für Bauern und Kleinbürger, heute der Stolz und die Freude der Gebildeten, hat sich vollwertig neben die großen Kultursprachen der Welt gestellt, und heute kräftigt und verbindet sie deutsches Wesen auf der ganzen Erde. Dieser Umwertung haben auch die höheren Schulen Rechnung getragen: heute steht der deutsche Unterricht im Mittelpunkte ihrer Arbeit. In seiner Gesamtheit ein Wahrzeichen dieser nationalen sprachlichen und unterrichtlichen Entwickelung und von dem großen Gedanken der deutschen

Grundlage unserer Schulbildung und Schulerziehung getragen, will das „Handbuch des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen" in seinen verschiedenen, auch einzeln käuflichen Bänden, dem Lehrenden durch anschauliche, erschöpfende und anregende Darstellung der verschiedenen Zweige seines Faches das Verständnis für Wesen und Werdegang der deutschen Sprache vertiefen, und dabei auch der ethischen und ästhetischen Bedeutung des deutschen Unterrichts stets volle Beachtung schenken.

Eröffnen wird das Unternehmen — Anfang November 1905 —

Lesestücke und Schriftwerke im deutschen Unterricht

von

Dr. Paul Goldscheider,

Gymnasialdirektor in Mülheim am Rhein.

32 Bogen Lex. 8°. Geheftet Mk. 8.—; in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Inhalt des Gesamtwerkes:

Erster Band:

1. ***Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Unterrichts*** *von Dr.* ***Adolf Matthias,*** *Geh. Ober-Reg.-Rat und vortrag. Rat im k. preuß. Kultusministerium.* *(Erscheint im Laufe des Jahres 1906.)*
2. ***Der deutsche Aufsatz*** *von Prof. Dr.* ***Paul Geyer,*** *Oberlehrer am Gymnasium zu Brieg.* *(Im Druck! Erscheint Anfang Januar 1906.)*
3. ***Lesestücke und Schriftwerke*** *von Dr.* ***Paul Goldscheider,*** *Gymnasialdirektor in Mülheim a. Rh. 32 Bog. Lex. 8°. Geheftet 8 Mk., gebunden 9 Mk.* *(Soeben erschienen!)*

Zweiter Band:

1. ***Einführung in das Gotische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche*** *an der Hand der Erklärung ausgewählter Texte, nebst Wörterverzeichnissen von Dr.* ***Friedrich von der Leyen,*** *Privatdozent an der Universität München.*

2. ***Wissenschaftliche Grammatik der neuhochdeutschen Sprache.*** *Von Dr.* ***Ludwig Sütterlin,*** *a.o. Professor an der Universität Heidelberg. Mit Anhang: Die deutsche Aussprache auf phonetischer Grundlage. Von* ***Dr. Theodor Siebs,*** *ord. Professor an der Universität Breslau.*

Dritter Band:

1. ***Deutsche Stilistik.*** *Von Dr.* ***Richard M. Meyer,*** *a.o. Professor an der Universität Berlin.*
2. ***Deutsche Poetik.*** *Von Prof. Dr.* ***Rudolf Lehmann,*** *Oberlehrer am Luisenstädt. Gymnasium und Dozent an der Universität in Berlin.* *(Erscheint im Frühjahr 1906!)*
3. ***Deutsche Verslehre.*** *Von Dr.* ***Franz Saran,*** *a.o. Professor an der Universität Halle.* *(Erscheint gegen Ostern 1906!)*

Vierter Band:

1. ***Geschichte der deutschen Sprache.*** *Von Dr.* ***Viktor Michels,*** *ord. Professor an der Universität Jena.*
2. ***Etymologie der neuhochdeutschen Sprache.*** *Eine Darstellung des deutschen Wortschatzes in seiner geschichtlichen Entwicklung. Mit Index. Von Dr.* ***Wilhelm Streitberg,*** *a.o. Professor an der Universität Münster.*
3. ***Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten, geflügelte Worte.*** *Von Dr.* ***Rudolf Meißner,*** *Professor an der Universität Göttingen.*

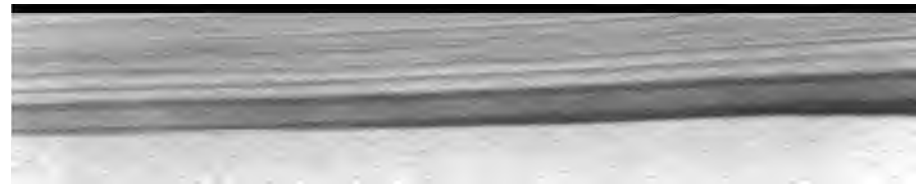
Fünfter Band:

1. ***Deutsche Altertumskunde, Religion und Mythologie.*** *Von Dr.* ***Friedrich Kauffmann,*** *ord. Professor an der Universität Kiel.*
2. ***Deutsche Heldensage.*** *Von Dr.* ***Friedrich Panzer,*** *Professor an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M.*

Sechster Band:

Deutsche Literaturgeschichte. *Von Dr.* ***Ernst Elster,*** *ord. Professor an der Universität Marburg a. L.*

Das Handbuch des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen wird in etwa 14 in sich abgeschlossenen und auch einzeln käuflichen Teilen in Format und Schrift dieses Prospekts erscheinen, die schön und dauerhaft in Ganzleinwand gebunden, in den Jahren 1905 ff. zur Ausgabe gelangen.



DIE KULTUR DER GEGENWART
IHRE ENTWICKELUNG UND IHRE ZIELE
HERAUSGEGEBEN VON PAUL HINNEBERG
VERLAG VON B. G. TEUBNER IN BERLIN UND LEIPZIG

TEIL I ABTEILUNG 8

DIE GRIECHISCHE UND LATEINISCHE LITERATUR UND SPRACHE

VON

U. v. WILAMOWITZ-MOELLENDORFF · K. KRUMBACHER
J. WACKERNAGEL · FR. LEO · E. NORDEN · F. SKUTSCH

[VII u. 464 S.] gr. 8°. geh. ℳ 10.—, geb. n. ℳ 12.—

Die „Kultur der Gegenwart", für den weiten Umkreis aller Gebildeten bestimmt, soll in allgemeinverständlicher Sprache aus der Feder der geistigen Führer unserer Zeit eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur darbieten, indem sie die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwickelung in großen Zügen zur Darstellung bringt.

Die für die Schaffung einer solchen den Namen wirklich verdienenden modernen Enzyklopädie unerläßlichen Bedingungen werden wohl zum erstenmal in der „Kultur der Gegenwart" erfüllt. Nach langjährigen Vorbereitungen auf Grund zahlloser Konferenzen und Korrespondenzen mit den ersten Gelehrten und Praktikern unserer Zeit in Angriff genommen, vereinigt das Werk eine Zahl erster Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis, wie sie kaum ein zweites Mal in einem anderen literarischen Unternehmen irgendeines Landes oder Zeitalters vereint zu finden sein wird. Dadurch aber wieder wurde es möglich, jeweils den Berufensten für die Bearbeitung seines eigensten Fachgebietes zu gewinnen, um dieses in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume zur Darstellung zu bringen.

Durch die Vereinigung dieser Momente glaubt das Werk einer bedeutsamen Aufgabe im geistigen Leben der Gegenwart zu dienen und

DIE KULTUR DER GEGENWART.

Zunächst erscheinen Teil I und II in nachstehenden in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Abteilungen:

Die mit * bezeichneten sind erschienen oder erscheinen demnächst.

Teil I: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 1. Hälfte

Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst

mit vorangehender Einleitung zu dem Gesamtwerk

*Abt. 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Geh. ca. ℳ 10.—, geb. ca. ℳ 12.—
Abt. 2: Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften
Abt. 3: Außerchristliche Religionen
*Abt. 4: Christliche Religion (mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion). Geh. ca. ℳ 10.—, geb. ca. ℳ 12.—
Abt. 5: Allgemeine Geschichte der Philosophie
Abt. 6: System der Philosophie
Abt. 7: Die orientalischen Literaturen
*Abt. 8: Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Geh. ℳ 10.—, geb. ℳ 12.—
Abt. 9: Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen
Abt. 10: Die romanische und englische Literatur und Sprache
Abt. 11: Die deutsche Literatur und Sprache. Allgemeine Literaturwissenschaft
Abt. 12: Die Musik
Abt. 13: Die orientalische Kunst. Die europäische Kunst des Altertums
Abt. 14: Die europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft

Teil II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. 2. Hälfte

Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft

Abt. 1: Völker-, Länder- und Staatenkunde
Abt. 2: Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte
Abt. 3: Staat und Gesellschaft des Orients
Abt. 4: Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter
*Abt. 5: Staat und Gesellschaft Europas und Amerikas in der Neuzeit. Geh. ca. ℳ 10.—, geb. ca. ℳ 12.—
Abt. 6: System der Staats- und Gesellschaftswissenschaft
Abt. 7: Allgemeine Rechtsgeschichte
*Abt. 8: System der Rechtswissenschaft. Geh. ca. ℳ 10.—, geb. ca. ℳ 12.—
Abt. 9: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte
Abt. 10: System der Volkswirtschaftslehre

INHALTSVERZEICHNIS
DER 8. ABTEILUNG DES I. BANDES.

I. DIE GRIECHISCHE LITERATUR UND SPRACHE.

Seite

1. DIE GRIECHISCHE LITERATUR DES ALTERTUMS . . 1—236

VON ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF.

Einleitung . . . . . 1—4

A. Hellenische Periode (ca. 700—480) . . . . . 4—35

I. Das ionische Epos. II. Das Epos im Mutterlande. III. Elegie und Iambus. IV. Lyrische Poesie. V. Ionische Prosa.

B. Attische Periode (480—320) . . . . . 35—81

I. Die Literatur außerhalb Athens. II. Attische Poesie. III. Ionische Prosa. IV. Attische Prosa.

C. Hellenistische Periode (320—30 v. Chr.) . . . . . 81—144

I. Hellenismus. II. Prosa. III. Poesie.

D. Römische Periode (30 v. Chr.—300 n. Chr.) . . . . 144—197

I. Klassizistische Reaktion. II. Die Dynastieen von Augustus bis Severus Alexander. III. Die neuklassische Literatur. IV. Die Zeit des Zusammenbruches.

E. Oströmische Periode (300—529) . . . . . 198—223

I. Das christliche Ostrom. II. Das Ausleben der Literatur.

Schlußbetrachtung . . . . . 223—229

Literatur . . . . . 230—236

2. DIE GRIECHISCHE LITERATUR DES MITTELALTERS. 237—285

VON KARL KRUMBACHER.

Einleitung . . . . . 237—239

I. Mischcharakter der byzantinischen Kultur . . . . . 239—251

II. Sprache . . . . . 251—254

III. Die Literatur von Konstantin bis Heraklios . . . . . 254—267

IV. Die dunkeln Jahrhunderte (650—850) . . . . . 267—269

V. Das Wiederaufleben der Bildung . . . . . 269—273

VI. Hochrenaissance und Humanismus . . . . . 273—277

VII. Die Volksliteratur . . . . 278—281

VIII. Die Türkenzeit (1453—1821) 281—282

Schlußbetrachtung 282

Literatur . . . . . 283—285

3. DIE GRIECHISCHE SPRACHE . . . . . 286—312

VON JAKOB WACKERNAGEL.

Einleitung . . . . . 286—290

I. Die griechischen Mundarten 290—295

II. Die älteren Gemeinsprachen 295—298

III. Die hellenistische Gemein-

IV. Fortleben des Griechischen in andern Sprachen . . . 305—310

Literatur . . . . . 311—312

Seite

II. DIE LATEINISCHE LITERATUR UND SPRACHE.

1. DIE RÖMISCHE LITERATUR DES ALTERTUMS . . . 313—373

VON FRIEDRICH LEO.

Einleitung . . . . . 313—316

A. Republikanische Zeit (ca. 250—43 v. Chr.) . . . . 316—343

I. Von den punischen Kriegen bis zur Revolutionszeit (ca. 250—100 v. Chr.). II. Sullanisch-cäsarische Zeit (ca. 100—44 v. Chr.).

B. Augusteische Zeit (43 v. Chr.—15 n. Chr.) . . . . 343—354

I. Erste Hälfte (43—ca. 14 v. Chr.). II. Zweite Hälfte (ca. 13 v. Chr.—14 n. Chr.).

C. Kaiserzeit (15 n. Chr.—6. Jahrhundert) . . . . . 354—371

I. Bis Hadrian (15 n. Chr. — Mitte des 2. Jahrhunderts). II. Spätere Kaiserzeit (Mitte des 2. Jahrhunderts—6. Jahrhundert).

Literatur . . . . . 372—373

2. DIE LATEINISCHE LITERATUR IM ÜBERGANG VOM ALTERTUM ZUM MITTELALTER . . . . . 374—411

VON EDUARD NORDEN.

Einleitung . . . . . 374—378
I. Italien . . . . . 378—387
II. Afrika . . . . . 387—396
III. Spanien . . . . . 396—398
IV. Gallien . . . . . 398—402
V. Die Propaganda der irischen und angelsächsischen Mönche 402—404
VI. Die karolingische Renaissance 404—407
VII. Mittelalter und Renaissance, ein Ausblick . . . . . 407—410
Literatur 411

3. DIE LATEINISCHE SPRACHE . . . . . 412—451

VON FRANZ SKUTSCH.

Einleitung . . . . . 412—413
I. Die uritalische Sprache. Ihre Stellung im Kreise der indogermanischen Sprachen . . 413—417
II. Die dialektale Gliederung des Italischen . . . . . 417—419
III. Die sonstigen Sprachen der Apenninhalbinsel und ihr Verhältnis zum Lateinischen . . 419—421
IV. Das älteste Latein bis zum Beginn der Literatur . . . 421—423
V. Schrift- und Umgangssprache. Plautus . . . . . 423—428
VI. Geschichte des lateinischen Stiles . . . . . 428—437
VII. Die gesprochene Sprache . 437—441
VIII. Einfluß des Lateinischen auf andere Sprachen . . . . 441—445
IX. Das Lateinische seit dem Ausgang des Altertums . . 445—449
Literatur . . . . . 450—451

Register . . . . . 452—464

Dagegen Sapphos Kunst ist kenntlich, und man kann nur mit Platon Sapp
die zehnte Muse, also ein Überirdisches, in ihr erkennen. Der Wohllaut der Verse, die einen sehr viel größeren Formenreichtum zeigen als bei Alkaios, die Einfachheit und Treffsicherheit des Ausdruckes, den der lesbische Dialekt nicht gar so sehr trübt (Lesbisch klingt nie wie Patois; Lakonisch und Böotisch immer), die reiche Skala der Töne, vom burlesken Spott auf die großen Füße eines Brautführers und der Schalkhaftigkeit eines Backfischchens bis zum Erzittern der seelischen Leidenschaft und dem verhaltenen Schluchzen der Verlassenheit, von dem Orgiasmus der Adonisklage bis zum stillen Frieden der Mondnacht und der Siestastimmung des südlichen Sommermittags — all diese wahrhaft goethische Lyrik hebt Sappho über alle ihre männlichen Genossen; nur Archilochos mag in seiner Art gleichgroß gewesen sein. In griechischer Rede gibt es Vergleichbares (außer in Platons Prosa) nur vereinzelt im hellenistischen Epigramme, und in der weiten Welt ist es überhaupt recht spärlich anzutreffen. Aber das ist nicht die Hauptsache. Das ist die Frau, die hinter und über diesem Blütenduft und -schimmer ihr reines Haupt erhebt, so hoch und so rein, daß die menschliche Gemeinheit nicht müde wird, mit ihrem Schmutze danach zu werfen. Wir sind es gewohnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen. Sappho, aus vornehmem Hause von Eresos (Nachkommen aus ihm haben in Alexanders Heer hohe Stellungen innegehabt), nach Mytilene verheiratet, durch die Revolutionen eine Weile vertrieben, hat dann an der Spitze eines weiblichen Vereins gestanden, der der weiblichen Göttin Aphrodite diente; aus Milet und von fernen Inseln kamen junge Mädchen zu ihr, ihr Handwerk zu lernen, das Musenhandwerk. Wenn sie zurückkehrten, traten sie in die Ehe; Sappho erzählt von einer, die nach Lydien verheiratet war, also an einen hellenisierten Asiaten. Wen der moderne Ton nicht schreckt, mag das immer ein Mädchenpensionat nennen. In Athen war so etwas unmöglich, in Milet wohl auch; schwerlich zum Segen der dortigen Frauenwelt. Die Schülerinnen Sapphos haben den Göttinnen Blumen gepflückt, Reigen getanzt, Lieder gesungen. Die Meisterin lehrte sie. Sie machte ihnen auch die Lieder für ihre eigenen Ehrenfeste, ihre Hochzeit. Gelegenheitspoesie ist das, und da eine Frau für weibliche Gelegenheiten dichtet, ist der Umkreis sehr eng. Es ist schon eine Ausnahme, wenn solche Gelegenheitsdichtung zu ewiger Bedeutung durch die Form geadelt wird. Hier tritt etwas Höheres hinzu: Sapphos Seele weht durch diese Verse. Zwischen Mann und Weib kennt jene Zeit nur fleischliche Liebe; auf diesem Grunde mag in der Ehe ein herzliches Vertrauensverhältnis oft genug erblühen, das die Griechen dann Freundschaft nennen. Dagegen der Zug von Seele zu Seele findet sich nur in dem Verkehre zwischen den Angehörigen desselben Geschlechtes; oft genug ist er tief und echt auch bei den Männern, obwohl da der allgemeinen Sitte gemäß die fleischliche Sinnlichkeit nirgend ganz fehlen kann. Hier, wo die reine Frau mit dem milden Lächeln, wie Alkaios

sie nennt, die selbstbewußte Dienerin der Göttin, die Lehrerin und Meisterin zu ihren Schülerinnen redet, deren Seelen sie selbst erst zum geistigen Leben erweckt hat, wo also jeder unlautere Gedanke nicht nur eine Blasphemie, sondern eine Dummheit ist, wirkt die Sprache des heißen Liebesgefühles freilich wie ein Klang aus einer anderen Welt, aber aus keiner irdischen. Ein Mann darf gar nicht wagen, das ganz verstehen zu wollen; er verstummt und horcht in Andacht der Offenbarung einer Weiblichkeit, die darum göttlich ist, weil sie ganz Natur ist. Es ist noch keine zweite Sappho gekommen, und wenn sie sich emanzipieren, wird es höchstens eine Sappho der Komödie oder eine Grillparzersche werden, deren es so schon genug gibt.

* * *

us der chlaß- achtung.

. . . Und so geht es weiter: die großen Männer machen nicht nur die Literatur und die Geschichte, sie machen das Volk. Solange es solche Männer gibt, geht es vorwärts; es ist bezeichnend, daß gerade in der Zeit, die das verhängnisvolle Zurück zum Losungsworte nimmt, die Klage ertönt „es werden keine großen Talente mehr geboren“. Selbst in den Zeiten aber, wo die Manier und die Konvention und gar die bewußte Nachahmung herrschen, erstehen immer noch einzelne, die wider die Tendenz ihrer Zeit, ja wider die eigene Tendenz, ihren Werken den frischen Reiz einer Persönlichkeit verleihen: sie sind es immer, die am meisten gewirkt haben und noch wirken. Wie reich an solchen sind noch die ersten vier christlichen Jahrhunderte; vielleicht wird mancher meinen, reicher als der Hellenismus; aber das liegt nur an unserer Überlieferung. Wir müssen uns notgedrungen für lange Zeiten mit Allgemeinheiten behelfen, weil wir die Personen nicht mehr fassen können; aber das kann daran nichts ändern, daß die griechische Literaturgeschichte wie alle Geschichte, mindestens die des Geistes, gemacht wird durch die einzelnen, die Großen. Der Genius eines Menschen bringt aus sich Werke hervor, denen erst die Nachwelt den Wert von Offenbarungen einer ewigen Idee beilegt. Es ist wahr, daß das Kunstwerk, losgelöst von seinem Erzeuger, ein Sonderleben führen kann und Keime enthält, die Größeres wirken, als er ahnte: denn gerade in der wirklich schöpferischen Produktion liegt immer selbst für den Schaffenden ein Geheimnis. Aber wenn auch unbewußt, lag es doch in seiner Seele: der Schöpfer muß allezeit größer sein als seine Werke, und ihn zu verstehen ist darum wohl noch ein Höheres, freilich auch Schwereres als das Verständnis dessen, das er schuf. So verdienen auch die großen Athener, daß man ihr Wirken, ihre Person, entkleidet von dem klassischen Nimbus, individuell und geschichtlich zugleich, erfasse, soweit es eben möglich. Dann lernt man mählich begreifen, was der Genius wollte und wie er wirkte, aus seiner Zeit auf seine Zeit. Wie er aber in die Welt gekommen ist, das soll unser Rationalismus nicht erklären wollen, das bleibt das Geheimnis Gottes.

Der größte und fruchtbarste Vertreter dieser neuen Gattung der griechischen Literatur ist Romanos aus Syrien (6. Jahrh.). Ursprünglich Roma
Diakon in Berytos (Beirut) kam er unter Kaiser Anastasios I. (491—518) nach Konstantinopel und erhielt dort nach einer Pannychis in der Blachernenkirche durch ein Wunder die Gabe der Hymnendichtung. Also spiegelt sich in der frommen Legende die geheimnisvolle Inspiration, die ein nächtlicher Gottesdienst in der Palastkirche mit dem berückenden Goldglanze ihrer die heiligen Geschichten verkündenden Mosaikbilder, mit ihrem die innersten Seelenkräfte lösenden Gesang und der hypnotisierenden Wirkung flackernder Kerzen und dämmerigen Weihrauchduftes, auf die durch Askese und Betrachtung vorbereitete Seele des Dichters ausgeübt haben mag. . . . Seine besten Werke sind durch freien und hohen Gedankenflug, edles Feuer der Begeisterung und ebenmäßige Komposition ausgezeichnet. Die Sprache ist einfach und leicht verständlich; in der Formenlehre ist Romanos modern und wagt Vulgarismen, die in der Kunstprosa verpönt waren; im Wortschatz ist er natürlich stark von den heiligen Schriften abhängig, aber frei von archaischen Raritäten. Bei aller Schlichtheit des sprachlichen Rohstoffes ist die Darstellung in einem überraschend hohen Grade beeinflußt von der alles Denken und Schaffen der Byzantiner beherrschenden rhetorischen Geschmacksrichtung. Sie verrät sich in der mannigfachen Wendung und Beleuchtung desselben Gedankens, in der Anpassung des Inhaltes an das Wortgefüge, in der Vorliebe für Bilder und Vergleiche, Antithesen, gleichgebaute Satzglieder und Assonanzen, vor allem im geistreichen Spiel mit ähnlich klingenden Wörtern und Formen. Romanos läßt sich aber durch die bequemen Mittel der schönrednerischen Technik nicht zum leeren Wortprunk verführen; er macht sie, ähnlich wie Shakespeare, seinem Denken und Fühlen untertan und benützt sie mit meisterhafter Leichtigkeit zur plastischen Herausarbeitung der Gedanken und zur Steigerung der künstlerischen Wirkung. Manche Strophen, besonders Proömien, sind durch völlige Harmonie des Inhaltes und der Form ausgezeichnet, so straff gehämmert, daß kein Wort und keine Silbe zu viel ist, durchsichtig wie Kristall und von lapidarer Größe des Tones. Romanos ist der einzige Byzantiner, der den eigenartigen Wohlklang, die feine Geschmeidigkeit und den von zahllosen Geschlechtern erarbeiteten Denkgehalt der griechischen Sprache noch einmal in Werken künstlerischer Vollendung zum Ausdruck gebracht hat. Genial ist das Geschick, mit dem der Dichter den Stoff dramatisch zu beleben weiß. Manche Lieder bestehen aus förmlichen Dialogen, was wohl mit dem Vortrag durch zwei sich gegenüberstehende Chöre zusammenhängt. So ist ein Ersatz für das in der byzantinischen Zeit gänzlich fehlende ernste Drama geschaffen worden. Alle Vorzüge dieser noch so wenig gewürdigten Dichtungen werden gekrönt durch die einzige Vollendung des Versbaues. . . .

Biblisches Griechisch.

In diesen Zusammenhang gehört auch ein Wort über die Gräzität der Juden und Christen, die Sprache der griechischen Bibel. Die Zeit ist vorüber, in der man sie als einen völlig für sich stehenden Sprachtypus auffassen zu können glaubte. Im Gegenteil muß man sie mitten in die griechische Sprachgeschichte hineinstellen. Speziell die Septuaginta gehört zu deren wichtigsten und lehrreichsten Dokumenten. Erstens als ein Zeugnis dafür, wie früh das Griechische bei gewissen vom heimischen Boden gelösten Volkselementen des Orientes Eingang gefunden hat. Man hätte den Pentateuch nicht schon so bald nach Alexander aus dem Hebräischen übersetzt, wenn der damaligen jüdischen Diaspora das Griechische nicht vertrauter gewesen wäre als ihre einheimische Sprache. Sodann lernen wir aus wenig Texten so viel für die Beschaffenheit der mittleren Gemeinsprache, derjenigen Umgangssprache, die, ohne eigentlich plebejisch zu sein, doch im ganzen frei von literarischen Prätentionen und Überlieferungen in Schrift und Rede lebendig war. Allerdings ein reines Griechisch klingt uns aus keinem Kapitel der Septuaginta entgegen. Überaus oft haben die Übersetzer das hebräische Original aus Ungeschick und Buchstabenknechtschaft Wort für Wort wiedergegeben und dadurch dem griechischen Ausdruck und besonders der griechischen Wortfügung grausame Gewalt angetan. Das kann nicht geleugnet werden. Aber ebensowenig, daß sich gerade wieder in der Anpassung an die israelitische Begriffswelt und den biblischen Stil die einzigartige Ausdrucksfähigkeit und Beweglichkeit der griechischen Sprache offenbart und den Übersetzern die Schöpfung eines höchst eindrucksvollen sprachlichen Kunstwerkes ermöglicht hat.

Zunächst in griechischem Gewand ist das Alte Testament in das Abendland gelangt und hat in diesem den ältesten lateinischen Übersetzungen zugrunde gelegen. Und wenn auch Hieronymus und Luther wieder auf das hebräische Original zurückgegangen sind, so legen allein schon Ausdrücke wie Psalm und Prophet, wie Pentateuch, Genesis, Deuteronomium auch jetzt noch Zeugnis dafür ab, daß die Griechen einst auch auf diesem Gebiet zwischen Osten und Westen vermittelt haben. . . .

Ebensowenig als die Septuaginta darf das Neue Testament sprachlich isoliert werden. Wir treffen auch hier die Umgangssprache der Zeit. Sie ist stark mit Semitismen versetzt, wo aramäische Originale zugrunde liegen oder die Septuaginta nachwirkt. Aber z. B. Paulus hat zwar in der Wortfügung manchmal, dagegen im Wortschatz sehr wenig hebraisiert. Auszuführen, was das Griechische als Sprache der christlichen Kirche bedeutete, fühlt sich der Berichterstatter außerstande. Nur möchte er nebenher an die starken griechischen Bestandteile unseres religiösen und kirchlichen Wortschatzes (wozu auch Wörter wie *Kirche, Priester, Almosen* gehören) erinnern.

Ein Volk von starkem politischem Leben erfährt durch die Rede Cicero eine besondere und eigentümliche Entwicklung seiner Sprache. Es liegt in der Natur der öffentlichen Rede, daß sie auf allen Gebieten des menschlichen Lebens die Fähigkeiten der Sprache hervorlocken und für ihre Zwecke gestalten muß. Die großen und kleinen Leidenschaften des Kampfes, die patriotische Empfindung, die Pflicht des Bürgers in der politischen Rede; in der Gerichtsrede alle Empfindungen, die den Menschen in Handel und Wandel, in der Familie, im Verhältnis zum Staat bewegen, in allen Erfahrungen und Erlebnissen, die ihn veranlassen sein Recht zu suchen und zu verfechten; jeder Affekt und jedes Ethos des Lebens muß in der Rede einen so starken Ausdruck finden, daß sich Affekt und Ethos auf den Hörer übertragen. Die Kunst der prosaischen Erzählung ist von der Rede ausgegangen. Der ganze Vorgang dieser Entwicklung würde, was das Altertum angeht, im Dunkeln geblieben sein, wie er für Griechenland vor dem peloponnesischen Kriege, für Rom während der ersten sechs Jahrhunderte seines Bestehens im Dunkeln liegt, wenn nicht die Rede zu einer literarischen Gattung geworden wäre. Sie zu einer solchen zu machen, dazu zwang den Gestaltungstrieb der Griechen eben jene der Rede von Natur innewohnende Kraft. Die Rede hat in Athen auf dem Gebiete der Prosa dieselbe Aufgabe erfüllt wie ein Jahrhundert früher das Drama auf dem Gebiete der Poesie: die Aufgabe, das menschliche Leben mit allem Erlebten und Empfundenen sprachlich zu gestalten. Es war wiederum eine natürliche Entfaltung der gelegten Keime, daß in Rom genau dieselbe Entwicklung stattfand: als das Drama seine Aufgabe erfüllt hatte, trat die literarische Rede ein und schöpfte für die Prosakunst alle Fähigkeiten der lebendigen Sprache aus. Eine vollkommene Parallele gibt die Geschichte der englischen Literatur; das Gegenbild die der deutschen: wir haben erst durch Bismarck erfahren, was die Rede literarisch bedeuten kann.

Damit ist der literarische Wert von Ciceros Redekunst beschrieben. Ob Cicero als Advokat immer bei der Wahrheit geblieben, ist eine für die Einzelinterpretation wichtige, für die Geschichte lächerliche Frage. Durch Ciceros Rede sah der Römer die Breiten und Tiefen seiner Sprache geöffnet; und dieser Gewinn war für alle Zeiten. In Ciceros Jugend war der modernste, mit Schwulst und Putz überladene griechische Redestil in Rom Mode. Cicero hat sich rasch von ihm befreit, aber nicht die Reaktion mitgemacht, die bald in Rom ihren Mittelpunkt fand. Er erkannte die Vollendung der Kunst in Demosthenes und setzte sich das Ziel, wie jener jeden Stil zu beherrschen, das heißt die Sprache für jede Stimmung und jeden Ton zu gestalten. Darin lag zugleich, daß er den Zusammenhang der Literatur mit der Sprache des Lebens sicherte, den die Poesie längst aufzugeben in Gefahr war und in der Folge wirklich aufgab.

Augustin. Unter seinen überaus zahlreichen Schriften werfen wir einen Blick nur auf die zwei berühmtesten. Die *Confessiones* sind wohl das einzige Buch der alten christlichen Kirche, dessen Studium nicht auf den Kreis der Theologen beschränkt geblieben, sondern das ein Lesebuch der Gebildeten überhaupt geworden ist. Im Mittelalter freilich, das für den irrenden Menschen Augustinus kein Verständnis haben konnte, da es in ihm nur den fehlerlosen Kirchenlehrer verehrte, trat es hinter den großen lehrhaften Werken zurück; mit um so größerer Liebe umfaßte es die Renaissance, die das Individuum wieder entdeckt hatte. Petrarca, dem man ein günstiges Vorurteil für einen christlichen Schriftsteller wahrlich nicht vorwerfen kann, hat dieses Buch mit schwärmerischer Zärtlichkeit geliebt, darüber Tränen vergossen und es wie ein Orakel befragt, als er sich auf der Höhe des Mont-Ventoux in der Einsamkeit Gott am nächsten fühlte; er hat es in einer eignen Schrift nachgeahmt, wie später Rousseau. Was fand man Besonderes an diesem Buch, was an ihm fesselt uns noch jetzt? Es ist das ewig Menschliche, das an Kraft durch die Jahrtausende nicht gebrochen, mit einer Unmittelbarkeit ohnegleichen aus ihm zu uns herübertönt. Das Innenleben keines Menschen des Altertums ist uns so genau bekannt wie das des Augustinus, und da es auf das ewig Menschliche eingestellt ist, so wird das Persönliche zum Allgemeingültigen; mit Recht hat man das Faustische dieses Buches hervorgehoben. Hoffen und sehnen, irren und suchen, verzweifeln und glauben, hassen und lieben — es gibt keine Saite im Gemütsleben des Menschen, die hier nicht tönte. Genrebilder von ganz intimem Reize wechseln mit erschütternden Seelengemälden. Von dem Garten in Afrika, wo der Knabe Birnen gestohlen hat, begleiten wir ihn bis zu dem Garten in Mailand, wo der 33jährige nach unendlichem Ringen in schicksalsschwerer Stunde verzichtet auf alles, was ihm das Leben bisher lieb und wert machte, verzichtet auch auf die Braut, deren Besitz er mit der ganzen Sinnlichkeit seines heißen Blutes begehrt; er erzählt von den Prügeln, die er in der Schule bekam, weil er nicht griechisch lernen wollte, wie von seiner sanften frommen Mutter, die mit grenzenloser Zärtlichkeit an dem Sohne hängt, und die sich zu sterben legt, als er ihr durch Empfang der Taufe den Wunsch ihres Lebens erfüllt hat. Es liest sich wie ein Roman und ist doch alles erlebt. Ein solches Buch hat es nie vorher und nie wieder nachher gegeben. Zwar eine Selbstbiographie hat ein oder zwei Jahrzehnte vorher im Osten des Reiches auch Gregorius von Nazianz (in zwei langen Gedichten) geschrieben, aber Augustin gibt sie in Form einer Beichte und Rechenschaftsablage vor Gott, unvergleichlich tiefer und wahrer als jener große griechische Prediger.

Vor allem indes: man soll auch hier, um über die Ausdrucksmöglich- Die
keiten der lateinischen Sprache zu urteilen, nicht bei den klassischen des
Literaturdenkmalen stehen bleiben. Etwas von starrer Maske hat ihr Stil, wie wir gesehen haben, immer. Die Züge des lebendigen Antlitzes, das dahinter steckt, sprechen deutlicher. Das Latein, wie wir es auf der Schule lernen, wie wir es bei Tacitus, in der Aeneis, ja selbst in mancher Liebesode des Horaz lesen, mag uns immerhin etwas schwer und steif für Liebesgetändel dünken. Aber daß Roms Mädchen leichte und graziöse Worte dafür fanden, kann man doch nicht bezweifeln, wenn man an die Töchter der römischen Mutter denkt. Wo fließt derlei anmutiger von den Lippen als im Französischen und Italienischen? und sollte nicht, was die beiden gemeinsam haben, ererbtes Gut sein?

Wir können die letzte Frage bestimmt mit „ja" beantworten. Daß wir es können, danken wir dem Manne, der zeitlich der erste ist, von dem uns umfassende Werke in lateinischer Sprache erhalten sind, der aber zugleich gerade durch seine Sprachbehandlung eine Sonderstellung unter allen uns erhaltenen römischen Schriftstellern einnimmt, dem Lustspieldichter Plautus († 184). . . .

Plautus allein führt uns den Durchschnittsrömer vor, redend, wie ihm der Schnabel gewachsen ist; seine Verse haben ihn zwar, wie natürlich, auch manchmal zu freiem Schalten mit der Umgangssprache genötigt, sie enthalten auch mancherlei gräzisierende Wendung, im ganzen aber spiegeln sie das lebendige Latein in seiner Betonung, im Klang einzelner Worte und ganzer Sätze, im Wortlaut der üblichen Formeln für „Guten Tag", „Wie geht's?" usw. und, was mehr ist, in seiner gesamten Ausdrucksfähigkeit aufs treueste wider. Und danach kann man nur sagen, es gab nichts, was in diesem Latein seinen adäquaten Ausdruck nicht hätte finden können. Kluge Lebensweisheit und toller Übermut, Liebesschmerz, der am Leben verzweifelt, und reizendste Schmeichelworte, aus denen es wie ein perlendes Lachen noch heute an unser Ohr klingt, Vaterfreude und Vaterschmerz und was es sonst noch für Töne in der Skala der Empfindungen und Gedanken des täglichen Lebens gibt, alle sind sie zu hören, und wer diesen Dichter zu lesen versteht, ist ebenso von der Meinung geheilt, daß das Latein seiner Natur nach eine nüchterne, wie von der anderen, daß es eine eminent logische Sprache war. Wir haben hier das treueste und in vielem Sinne auch vollständigste Bild des wirklichen Lateins. Selbst scheinbare Lücken erweisen sich als genaues Spiegelbild der Sprache, wie sie damals war. So fehlt in der Komödie natürlich die Ausdrucksweise des wissenschaftlichen abstrakten Denkens. Aber auch diese Zufälligkeit entspricht einem tatsächlich vorhandenen Zuge des Lateinischen: an derlei gebrach es eben wirklich und nicht bloß bei Plautus, und erst als das Interesse für griechische Wissenschaft in Rom den Versuch der Nachbildung hervorruft, fängt man diese Lücke bitter zu empfinden und nach Möglichkeit mit fremdem und heimischem Gute zu füllen an.

DIE KULTUR DER GEGENWART.

NAMEN DER FÜR TEIL I UND II GEWONNENEN HERREN MITARBEITER:

ADICKES-FRANKFURT A/M., G. ANSCHÜTZ, H. v. ARNIM, CL. BÄUMKER, L. v. BAR, S. BEÖTHY, FREIHERR v. BERLEPSCH, E. BERNATZIK, C. BEZOLD, F. v. BEZOLD, FR. W. v. BISSING, N. BONWETSCH, L. v. BORTKIEWICZ, A. BRANDL, A. BRÜCKNER, † A. BUCHENBERGER, K. BÜCHER, K. BURDACH, GUST. COHN, G. G. DEHIO, H. DIELS, A. DIETERICH, W. DILTHEY, W. v. DYCK, H. EBBINGHAUS, V. EHRENBERG, L. ELSTER, AD. ERMAN, R. EUCKEN, W. FABER, THEOB. FISCHER, K. FLORENZ, O. FRANKE, F. X. v. FUNK, C. GAREIS, H. GAUDIG, K. GELDNER, H. GELZER, G. GERLAND, G. GÖHLER, M. J. DE GOEJE, I. GOLDZIHER, TH. v. D. GOLTZ, E. GOTHEIN, R. GRAUL, J. J. M. DE GROOT, E. GROSSE, W. GRUBE, A. GRÜNWEDEL, H. GUNKEL, H. HAAS, E. v. HALLE, AD. HARNACK, M. HARTMANN, W. HERRMANN, A. HEUSLER, O. HINTZE, FR. HIRTH, M. HOERNES, H. J. HOLTZMANN, P. HORN, H. HÜBSCHMANN, V. v. JAGIĆ, K. TH. v. INAMA-STERNEGG, A. JÜLICHER, W. KAHL, P. KEHR, A. KIRCHHOFF, J. KOHLER, R. KOSER, P. KRETSCHMER, H. KRETZSCHMAR, C. KRIEG, K. KRUMBACHER, P. LABAND, H. LANGE, EDV. LEHMANN-KOPENHAGEN, F. LEO, J. LESSING, W. LEXIS, ALFR. v. D. LEYEN, TH. LIPPS, F. v. LISZT, EDG. LOENING, K. LUICK, A. LUSCHIN v. EBENGREUTH, ER. MARCKS, F. v. MARTITZ, G. MASPERO, A. MATTHIAS, J. MAUSBACH, R. M. MEYER, W. MEYER-LÜBKE, F. MILKAU, H. MORF, KARL MÜLLER, W. MÜNCH, M. MURKO, B. NIESE, TH. NÖLDEKE, E. NORDEN, H. OLDENBERG, W. OSTWALD, L. PALLAT, J. PARTSCH, H. PAUL, FR. PAULSEN, R. PISCHEL, J. POHLE, O. PUCHSTEIN, K. RATHGEN, ALOIS RIEHL, G. ROETHE, D. SCHÄFER, TH. SCHIEMANN, P. SCHLENTHER, ERICH SCHMIDT, GUST. SCHMOLLER, G. SCHÖPPA, H. SCHÜCK, FRITZ SCHUMACHER, R. SEEBERG, E. N. SETÄLÄ, L. v. SEUFFERT, ED. SIEVERS, G. SIMMEL, O. SIMON, F. SKUTSCH, R. SOHM, R. STAMMLER, J. STRZYGOWSKI, U. STUTZ, M. TANGL, A. THUMB, E. TROELTSCH, H. v. TSCHUDI, J. v. VERDY DU VERNOIS, J. VLČEK, C. WACHSMUTH, J. WACKERNAGEL, † ST. WAETZOLDT, AD. WAGNER, J. WELLHAUSEN, L. WENGER, W. WETZ, FR. WICKHOFF, U. v. WILAMOWITZ-MÖLLENDORFF, W. WINDELBAND, F. WINTER, G. WISSOWA, O. N. WITT, H. WÖLFFLIN, W. WUNDT, H. ZIMMER U. A. U. A.

BESTELL-ZETTEL.

Bei der .....

Buchhandlung in .....

bestelle ich hiermit 1 Exemplar des im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig soeben erschienenen Werkes [zur Ansicht]:

Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwickelung und ihre Ziele. Herausgegeben von PAUL HINNEBERG. Teil I, Abteilung 8: **Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.** [VII u. 464 S.] gr. 8°. geh. ℳ 10.—, geb. n. ℳ 12.—.

Ferner von den später erscheinenden Abteilungen des Werkes:

.....

Ort, Wohnung: Unterschrift:

Soeben erschien im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig:

DAS HÖHERE LEHRAMT IN DEUTSCHLAND UND ÖSTERREICH

EIN BEITRAG ZUR VERGLEICHENDEN SCHULGESCHICHTE UND ZUR SCHULREFORM

VON

PROF. DR. HANS MORSCH

OBERLEHRER AM KÖNIGLICHEN KAISER WILHELMS-GYMNASIUM ZU BERLIN

[IV u. 332 S]. gr. 8. 1905. geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 9.—

Das Buch will die Rechte und Pflichten des höheren Lehramts in Deutschland und Österreich vergleichender Nebeneinanderstellung unter Zugrundelegung des jetzigen Standes klarlegen. Ein solch Werk fehlte bisher vollständig. Berücksichtigt sind: Baden, Bayern, Bremen, Hamburg, Hessen, Oldenbu Österreich, Preußen, Kgr. Sachsen, Großherzogtum Sachsen-Weimar, Württemberg, z. T. auch Mecklenbe Schwerin, Elsaß-Lothringen, Sachsen-Meiningen, Reuß j. L., u. s.

Inhaltsübersicht.

I. Allgemeines. (Begriff des Amtes, Rechte und Pflichten.)

II. Die Vorbedingungen für das höhere Lehramt. A. Die Staatsprüfung. B. Der praktische Vorbereitungsdien

III. Das höhere Lehramt. A. Allgemeines. B. Die Dienstinstruktionen für Leiter und Lehrer höher Lehranstalten. C. Versetzungen und Versetzungsprüfungen. D. Die Reifeprüfung.

IV. Die Aufsichtsbehörden für das höhere Lehramt. A. Die Zentralbehörden. B. Die Zentralmittelbehörd (Zwischen- oder Provinzialbehörden).

V. A. Titel und Rang. B. Gehalt, Pflichtstundenzahl und Schulgeld.

. . . Man möchte das bekannte mens sana in corpore sano und seine ebenso gültige Umkehrung anwenden, wenn man die sehr willkommene Ergänzung betrachtet, die das vorliegende Buch zu der Münchschen „Hodegetik" bietet. Denn darüber ist kein Zweifel, es handelt sich nicht nur um äußere Formen, sondern um sehr wichtige innere Fragen der Berufstätigkeit des Lehrers, wenn hier die in den verschiedenen Staaten geltenden Bestimmungen über Rechte und Pflichten des Lehramtes, Vorbedingungen zum Eintritt in das Lehramt, Führung des Lehramtes im Unterricht, bei Versetzungen und bei Reifeprüfungen, sowie endlich über die Aufsichtsbehörden für das höhere Lehramt sorgfältig gesammelt und unter besonnener Vergleichung nebeneinander gestellt erscheinen. Mit Recht urteilt der Verfasser, daß schon diese vergleichende Nebeneinanderstellung sehr lehrreich sein kann. . . . In der Tat erhält denn auch Morschs Buch sein schulgeschichtliches und pädagogisches Gepräge in erster Linie durch das Material selber, das der Verfasser mit so großer Entsagung und mit so dankenswerter Mühewaltung gesammelt hat . . . Möchte dem Buch dieses Oberlehrers, der nach meiner Auffassung der Dinge sehr recht daran getan hat, „sich auf das politisch-judizielle Gebiet zu wagen", die Beachtung zuteil werden, die es sicher verdient — verdient auch in den Teilen, wo man andrer *Meinung* sein kann als der Verfasser.

. . . Es ist eben eine ganz neue Gattung v einem geradezu erstaunlichen Fleiße und mit pei lichster Gewissenhaftigkeit gearbeitet, dabei nic trocken, sondern fesselnd geschrieben, ja oft tr seines streng wissenschaftlichen Ernstes gerade unterhaltend zu lesen.

Morsch gibt nicht bloß eine einfache Zusamme fassung von Verordnungen, Verfügungen, Erlass usw., er stellt nicht bloß die in unsern zwei Dutze deutschen Vaterländern und Österreich geltend Bestimmungen schematisch trocken nebeneinand sondern er prüft, vergleicht, hält mit seinem Lo oder seinem Tadel nicht zurück, kurz er gibt de Ganzen eine persönliche Note — und das ist was das Buch so angenehm zu lesen macht. Selb verständlich wird man hier oder da von dem Ve rechte des Deutschen, stets anderer Meinung zu sei mal Gebrauch machen; das ist aber völlig nebe sächlich, da man in allen Hauptfragen Morsc wohlerwogenem Urteil unbedingt beistimmen wir Außerdem hinterläßt das Buch mit seinen zah reichen Anführungen von Gesetzen, Erlassen us den Eindruck unbedingter Zuverlässigkeit. . . . Die Stelle möge zugleich eine kleine Probe einerse von der Reichhaltigkeit des Inhalts, andererse von der kritischen Betrachtungsweise des Verfass bilden.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

An zahlreichen Schulen eingeführt!

Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen

auf Grund des Deutschen Lesebuchs für höhere Töchterschulen von G. Wirth nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894

neu bearbeitet von

E. Schmid, und **Fr. Speyer,**

stell. Direktor der städt. höh. Mädchenschule u. d. Lehrerinnen-Seminars in Potsdam. Oberlehrer an der Königl. Gisela[illegible]

In 4 Teilen. gr. 8. Dauerhaft gebunden.

Ausgabe A: für evangelische Schulen.

Ausgabe B: für paritätische Schulen.

I. Teil. Für Klasse VIII und VII. (2. und 3. Schuljahr.) 4. Aufl. ℳ 2.40.

II. — Für Klasse VI und V. (4. und 5. Schuljahr.) 4. Aufl. ℳ 3.—

III. — Für Klasse IV und III. (6. und 7. Schuljahr.) 4. Aufl. ℳ 3.—

IV. Teil: Für Klasse II und I. (8. und 9. [illegible] Schuljahr.) In 2 Abteilungen.

1. Abteilung: Gedichtsammlung. [illegible] ℳ 2.—

Auch getrennt: Kanon. geb. ℳ 1.— [illegible] dichte für die Oberstufe. geb. ℳ 1.40.

2. Abteilung: Prosa f. d. Oberstufe. 2. Aufl. ℳ 2.

„Alles in allem darf das Lesebuch von Schmid und Speyer als eine ausgezeichnete Leistung gelten. . . . Soweit ich sehen kann, ist es das erste Lesebuch für höhere Mädchenschulen, das mit den Maximen der Maibestimmungen Ernst macht." (Geh. Ober-Reg.-Rat Prof. Dr. Matthias in den Blättern f. d. höh. Unterr.)

Aus dem Begleitwort.

. . . Dem gegenüber sind wir der Ansicht, daß das Lesebuch 1) nichts anderes lehren soll als deutsche Muttersprache und ein inniges Verständnis anbahnen soll für deutschen Geist und deutsches Herz. Neben rein künstlerischen Schöpfungen unsrer vaterländischen Schriftsteller fanden deshalb geschichtliche, naturgeschichtliche und geographische Schilderungen oder ethische und religiöse Belehrungen nur dann Aufnahme, wenn sie durchaus den Stempel deutschen Geistes tragen und zugleich die sichere Kenntnis unsrer Heimat und unsres Volkstums verbreiten konnten. Darum pflichten wir auch freudigen Herzens dem Satze der „Bestimmungen" bei, daß das Lesebuch für die Unter- und Mittelstufe namentlich „eine [illegible] Auswahl der besten echten und unverfälschten deutschen Märchen, Sagen und Kinderlieder" enthalte.

Wir meinen 2) daß wir neben anerkannt klassischen Literaturdenkmälern der Vergangenheit auch [illegible] guten Schriftwerke der neuesten Zeit gebührend berücksichtigen müßten.

Wir bemühten uns 3) dem Geiste der neuen Lehrpläne gemäß ein Buch zu schaffen, das vor allen Dingen Persönlichkeiten erziehen könnte. Dieses schien uns am ehesten möglich, wenn es selber ein treuer Ausdruck der Persönlichkeit seiner Verfasser wäre. Und wenn wir auch vorurteilslos jeden Wunsch prüften, der uns von fachmännischer Seite nahegelegt wurde, so haben wir ihn doch nur dann berücksichtigt, wenn wir ihn zu unserm eignen Wunsche machen konnten. . . . Dies sind unsre allgemeinen Grundsätze gewesen.

Das Wirthsche Lesebuch für höhere Töchterschulen wird selbstverständlich auch in der bisherigen Fassung weitergeführt.

Prüfungsexemplare stehen bei beabsichtigter Einführung zur Verfügung.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Künstlerischer Wandschmuck

für Haus und Schule — Künstlersteinzeichnungen

„Von den Bilderunternehmungen der letzten Jahre, die der neuen „ästhetischen Bewegung" entsprungen sind, begrüßen wir etwas mit ganz ungetrübter Freude den „künstlerischen Wandschmuck für Haus und Schule", den die Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin herausgibt. . . . Wir haben hier wirklich einmal ein aus warmer Liebe zur guten Sache mit rechtem Verständnis in ehrlichem Bemühen geschaffenes Unternehmen vor uns — fördern wir es, ihm und uns zu Nutz, nach Kräften!" (Kunstwart 1905, Nr. 5.)

Große Bilder

Größe 100×70 cm, Preis Mk. 6.—, in Hausrahmen mit Glas Mk. 19.—, in Eichenrahmen mit Glas Mk. 25.—, in Salonrahmen mit Glas Mk. 31.—. **Größe 75×55 cm, Preis Mk. 5.—**, in Hausrahmen mit Glas Mk. 15.—, in Eichenrahmen mit Glas Mk. 17.—, in Salonrahmen mit Glas Mk. 19.—. **Größe 60×50 cm, Preis Mk. 3.—**, in Hausrahmen mit Glas Mk. 12.—, in Eichenrahmen mit Glas Mk. 13.—, in Salonrahmen mit Glas Mk. 14.—.

Preis Mk. 6.—. Größe 100×70 cm.

B. Danzer, Abend.
J. Bergmann, Seerosen.
K. Diefe, Hünenstab.
L. Du Bois-Reymond, Akropolis.
W. Canz, Schwarzwaldtanne.
A. Engels, Gudrun am Meere.
W. Hirentscher, Fuchs im Ried.
A. Kiefe, Springender Löwe.
W. Georgi, Ernte. Pflügender Bauer.
A. Hauersen, Der Köhler.
F. Hein, Am Webstuhl.
F. Hach, Fischerboote. Gletscher. Kiefern.
F. Kallmorgen, Südamerikadampfer.
G. Kampmann, Mondaufgang.
E. Kanoldt, Eichen.
S. Ley, Flügeltür im Walde.
L. Paczka, Nixen.
M. Roman, Römische Campagna.
M. Roman, Pastum.

Preis Mk. 6.—. Größe 100×70 cm.

Sascha Schneider, Wenland.
R. Schramm-Zittau, Schwäne.
W. Stritz-Chapell, Lieb Heimatland ade.
W. Stritz-Chapell, Herbst im Land.
F. W. Voigt, Burchgang.
H. v. Volkmann, Die Sonn' erwacht.
H. v. Volkmann, Wogendes Kornfeld.

Preis Mk. 5.—. Größe 75×55 cm.

C. Burckhardt, Fischer am Mittelmeere.
H. Eichrodt, Droben steht die Kapelle.
H. Eichrodt, Sürmann.
J. Fikentscher, Maikäfer.
O. Fikentscher, Krähen im Schnee.
O. Fikentscher, Eichhörnchen.
F. Hoch, Morgen im Hochgebirge.
G. Kampmann, Bergland im Schnee.
G. Kampmann, Abendrot.

Preis Mk. 5.—. Größe 75×55 cm.

E. Kanoldt, Stille Nacht, heilige Nacht.
O. Leiber, Sonntagsstille.
E. Liebermann, Wem Gott will rechte Gunst erweisen.
C. Liner, Abendfrieden.
O. Matthaei, Nordleridyll.
E. Orlik, Rübezahl. Häusel a. Grenz.
C. Otto, Christus und Nikodemus.
K. Otto, Maria und Martha.
W. Schacht, Einsame Weide.
W. Trübner, Alt-Heidelberg.
B. Weiß, Junge Tannen.
H. B. Wieland, Sternennacht (Matterhörn).
E. Würzenberger, Föhnlein der sieben Aufrechten.

Preis Mk. 3.—. Größe 60×50 cm.

K. Bauer, Goethe. Schiller. Luther.
A. Kampf, Kaiser Wilhelm II.

Kleine Wandbilder für das deutsche Haus

Preis Mk. 2.50, gerahmt Mk. 5.—, in Eichenrahmen Mk. 6.50, in Salonrahmen Mk. 5.50. Leinwandmappe mit 10 Bildern nach Wahl Mk. 28.— Kartonmappe mit 5 Bildern nach Wahl Mk. 12.—

Lang, Altes Städtchen.
Diefe, Chriftmarkt.
Hauersen, Ruhr.
Höff, Dachauerin.
v. Volkmann, Fröhlina auf der Weide.
Lieber, Heidekraut.
v. Volkmann, Abendwolken.
Boese, Einsamer Hof.
Kay, Hügner.
Fikentscher, Maimorgen.
Du Bois-Reymond, Am Tempel von Regina.
Hein, Das Tal.
Ottiers, Herbstjagd.
Orlik, Am Stadttor.
Stritz-Chapell, Blühende Kastanien.
v. Volkmann, Herbst in der Eifel.
Beckert, Schloß Borstorf.
Denkrat, Aus alter Zeit.
Ulrendempel, Wendische Bauernfuhre.
Zelling, Dresden.
Daae, Berühmte Höfen.
Daae, Kapelle.
Hildenbrand, Was der Mond erzählt.
Kampmann, Gerbstfarme.
Kampmann, Feierabend.
Stritz-Chapell, Heimat.

Bunte Blätter

Blattgröße 25×33 cm, Bildgröße verschieden. **Preis Mk. 1.—, in Furnier-Rahmen Mk. 1.80, in massiven Rahmen Mk. 2.—**

Leinwandmappe mit 10 Bildern nach Wahl Mk. 12.— Kartonmappe mit 5 Bildern nach Wahl Mk. 5.—

Diefe, Verschneit.
Kampmann, Sturm.
Glück, Morgensonne im Hochgebirge.
Kampmann, Baumblüte.
Kampmann, Bergdorf.
Hildenbrand, Stilles Höfchen.
Kampmann, Kirche im Mondlicht.
Glück, Im Rosenhag.
Meid, Der Rattenfänger.
Schroedter, Der Knappe.
Bauer, Schiller. (In Furnier-Rahmen Mk. 2.—)
Daae, Am Meer.
Knapp, Unterm Apfelbaum.
Matthäi, In den Blattchen.
Schroedter, Bergfichtchen.
Fikentscher, Am Waldesrand.

Katalog

mit farbiger Wiedergabe von ca. 100 Blättern unentgeltlich und postfrei von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berl

Aus deutscher Wissenschaft und Kunst.

Die Sammlung soll dazu dienen, alle, die bestrebt sind, ihre Bildung zu erweitern, in die Lekt schaftlicher Werke einzuführen. Aus geisteswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen, religiöse phischen Werken wird eine Auslese getroffen, die geeignet ist, in die wichtigsten Fragen auf den einzel einzuführen, den Weg zu den Quellen zu weisen und zugleich die Kunstformen der Darstellung beispielen zu zeigen. Die Erläuterungen räumen unter Beiseitelassen unnötiger Gelehrsamkeit knappste Maß beschränkt, nur solche Schwierigkeiten aus dem Wege, die eine unbefangene Aufnahme der Lektüre verhindern. Zunächst erschienen folgende Bändchen zum Preise von M

Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literar-historischer Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Dr. R. Wesselv.

Inhalt: Vogt, Der Heiland. Uhland, Walther von der Vogelweide. Treitschke, „Die neue Literatur". Geronimus, Lessing. Heitzer, Herder. Bielschowsky, Goethe und Schiller. Bellermann, Schillers Don Carlos. Brahm, Minna von Barnhelm. Scherer, Grillparzer. Wagner, Mörike als Lyriker. Schmidt, Gustav Freytag.

Zur Kunst. Ausgewählte Stücke moderner Prosa zur Kunstbetrachtung und zum Kunstgenuß herausgegeben von Dr. M. Spanier. Mit Bilderanhang.

Inhalt: Koenartius, Kunstgenuß und helfendes Wort. Koenartius, Rätsel: Der Tod als Freund, v. Seidlitz, Deutsche Kunst. Springer, Albrecht Dürers Phantasiekunst: Ritter und Teufel. Hirth, Malerische Auffassungen und Techniken des Mittelalters und der Renaissance. Hirth, Das Natürliche in der Kunst. Lichtwark, Rembrandt: Der blinde Tobias. Lichtwark, Rembrandts Haus. Furtwängler, Medusa. Urlichs, Die Laokoongruppe. Bürkner, Gotische Schmuckformen. Borrmann, Andreas Schlüter. Bayersdorfer, Zur Charakteristik Michelangelos. Bayersdorfer, Über Kunst. (Aphorismen.) Wölfflin, Die Teppichkartons Raphaels; Der wunderbare Fischzug. Justi, Velasquez: Die Übergabe von Breda. Schultze-Naumburg, Vom Bauernhaus. Gurlitt, Sachlicher Stil im Gewerbe. Gurlitt, Was will die Hellmalerei? Brinkmann, Meißener Porzellan. Floerke, Etwas über Böcklin. Haus Thoma, Ansprache an die Freunde bei Gelegenheit seines 60. Geburtstages. Bilderanhang.

Zur Geschichte. Ausgewählte Stück lung der Geschichtschreibung für Schule sammengestellt und erläutert von Dr. I

Inhalt: Mommsen, Reisen und Kriegswesen und Gefolgschaft. Freytag, brecht, Gründung des Deutschen Reiches Der Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. in Ihrer Beziehung zu Handel und Gewerbe. Lamprecht, Entwicklung der ritterlichen Luther und die deutsche Nation. v. Ranke, formation und die Religionskriege. Schiller, Lützen. Droysen, Fehrbellin. Friedrich, v. Moltke, Schlacht bei Vionville — Mars Marcks, Kaiser Wilhelm I.

Zur Erdkunde. Ausgewählte phischer Darstellung für Schule sammengestellt und erläutert von Dr.

Inhalt: v. Humboldt, Über die Wasserhose Klutze und Mayntzer. Ritter, Aus der kunde im Verhältnis zur Natur und zur oder allgemeine vergleichende Geographie". raum der großen Entdeckungen. Barth, Entdeckung des Benue. Richthofen, Aus deutsche Südpolarexpedition. Kirchhoff, der Völker. Ratzel, Deutschlands Lage und niederrheinische Gebirge, seine Täler v. d. Steinen, Jägertum, Feldbau und am Schingu. Geschichtlich-biographische geologischer Fachausdrücke.

Verlag von Theodor Hofmann in Leipzig.

Deutsche Prosa.

Ausgewählte Reden und Essays.

Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengest

Margarete Henschke.

Zweite verbesserte Auflage. 1905. Mit 4 Abbildungen. gr. 8. [XVI u. 421

Preis geh. *M* 3.—, geb. *M* 3.50.

1 gebundenes Probeexemplar zum ermäßigten Preise von Mk. 2.20.

. . . Margarete Henschkes Buch bedeutet also eine kühne pädagogische Tat. Wie daß mit diesem Buche nicht nur ein sehr verdienstvolles, sondern auch ein sehr bedeutungsv getan ist und daß es wegzeigend auch für die höheren Lehranstalten der männlichen Jugend . . . Für unsere Jugend liegt das Bedürfnis vor, die Stilmeister in der eigenen Zeit zu das sicherste Mittel, um dem schädlichen Einfluß des schlechten Zeitungsdeutsch zu wehren. vereinigten Essays sind nicht nur formell vortrefflich geeignet, die Gesetze eines guten Stils zu machen, sondern erweitern auch durch die Mannigfaltigkeit und Gediegenheit ihres Inhalts den der Schülerinnen in dankenswerter Weise. . . . (Nordd. Allg. Zeitung. 1900.

Die Auswahl der Stücke verrät nicht nur die Belesenheit der Herausgeberin, sondern Geschmack und pädagogischen Takt. Einzelne Stücke sind als wirkliche Perlen zu bezeichnen. herzerfrischend, auf dem Gebiete des Lesebuchs einer Erscheinung wie dieser zu begegnen, ständigkeit der Arbeit zeigt und sich nicht als eine Sammlung von Stücken darstellt. Die aus oder ganzen Dutzend ähnlicher derartiger Bücher zusammengelesen, sondern der Literatur sind. Ref. hat an dem wirklich schönen Werkchen große Freude gehabt.

(Pädagogische Blätter von Kehr. Heft 11.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Aufsätze aus Oberklassen

gesammelt von

Professor Dr. Theodor Matthias,

Oberlehrer am Realgymnasium zu Breslau.

[VI u. 322 S.] gr. 8. 1905. geh. ℳ 2.80, geb. ℳ 3.20.

Vierundfünfzig Schüleraufsätze aus den drei Oberklassen, 10 aus O II, 16 aus U I und 28 aus
bietet der Verfasser hier den Fachgenossen, die die von keinem Geringeren als von W. Münch bestä
Erfahrung, wie anregend gerade gute Schüleraufsätze auf eine ganze Klasse wirken, selber gemacht haben
nicht immer sogleich über geeignete Arbeiten derart verfügen. Wer der Stoffwahl im ganzen zustimm
es sind durchaus nicht lauter literarische Aufgaben und diese nur kritteln, so wenig die allgemeinen von
bedenklichen moralisierenden Art sind —, dem dient wohl auch die eine oder andere dazu, Aufgaben, d
stellen will, durch die Vorführung der Lösung einer verwandten Aufgabe vorzubereiten.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Oberlehrerin Marie Martin:

Die höhere Mädchenschule in Deutschland.

[VI u. 130 S.] 8. 1905.

geh. Mk. 1.—, geschmackvoll geb. Mk. 1.25.

Die Schrift gibt eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Reformaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Ernst Kreidolfs Meisterwerk

Das farbige Bilderbuch: „Die Wiesenzwerge"
kostet auf Veranlassung der Hamburger Prüfungs
ausschüsse statt Mk. 3.—

Mk. 1.— bis Weihnachten
solange Vorrat reicht.

Sammellisten und Ansichtsexemplare versenden
H. & F. Schaffstein, Verlag Köln a. Rhein

Inhalt.

Gottschedliche Wortverbote. Von Professor Dr. Carl Müller in Dresden . . . . . .
Schillers Entwurf zum Demetrius. Von A. Zippel in Leipzig (Schluß) . . . . . .
Das Fremdwort in der höheren Schule. Von Karl Gomulinsky in Wattenscheid . . . . . .
Sprechzimmer: Nr. 1. Zum Lausitzer Sprachgebrauch (Ztschr. XIX, 196). Von Dr. R. Landau in Wien. — Nr. 2. Zu Ztschr. XVIII, 414 flg. Von Dr. Bruno Baumgarten in Magdeburg. Nr. 3. Imperf. von „wollen" + Infinit. Perf. Akt. Von O. Behaghel in Gießen. — Nr. 4. fehlendes „worden" und fehlendes „für". Von Hans Hofmann in Solingen. — Nr. 5. „Sich spielen" (Ztschr. XVIII, S. 667 und 806). Von E. Goetze in Dresden. — Nr. 6. Ein Druckfehler in Hermann Kurz' Erzählung: „Schillers Heimatsjahre". Von R. Sprenger in Northeim. — Nr. 7. Wie und als. Von O. Behaghel in Gießen . . . . . .
Margarete Lent, Schulmeisterlein. Durch Nacht zum Licht. Der Taler. Paul und sein Bruder. Von G. Klee in Bautzen . . . . . .
Fritz Baumgarten, Franz Poland und Richard Wagner, Die hellenische Kultur. Von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden . . . . . .
Album für Deutschlands Töchter, herausgegeben von Julius Sahr. Angezeigt von Anna Braunemann in Dresden . . . . . .
H. W. Esche, Aus den Sachsenlanden. Von Julius Sahr in Gohrisch b. Königstein (Elbe) . . . . . .
Alfred Biese, Pädagogik und Poesie. Neue Folge. Von Dr. Bassenge in Dresden . . . . . .
Margarete Lent, Die Bettelsänger. Von G. Klee in Bautzen . . . . . .
Zeitschriften . . . . . .
Neu erschienene Bücher . . . . . .

Die Zeitschrift für den deutschen Unterricht erscheint jährlich in 12 Monatsheften zu vier bis fünf Druckbogen; der Jahrgang kostet 12 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Hierzu Beilagen der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München, von A. Pichlers Wi